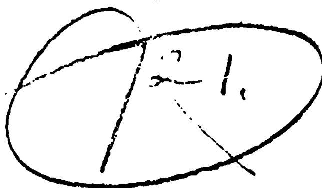
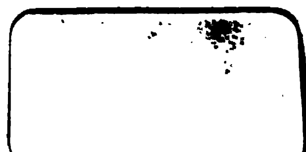






ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ZWEYTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1814.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

STATISTIK.

Paris, b. Testu: *Almanach Impérial pour l'année MDCCCXIII*, présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu*. 976 S. 8.

Von dem Staatskalender des französischen Reiches ist in unserer A. L. Z. zuletzt 1809 No. 299 die Rede gewesen. Es ist daher wohl Zeit, wieder einmal Rechenschaft von einem Werke zu geben, welches selbst eine jährliche Rechenschaft von der Dienerschaft desjenigen Reiches ablegt, zu dessen Staatszwecken, besage der Rede des Fürsten Reichs-Erzkanzlers an den Senat am 10 Jan. 1813, *„sa prépondérance dans l'Europe"* gehört.

Die Einrichtung dieses Staatshandbuchs dürfen wir als bekannt voraussetzen; sie ist seit langen Jahren im Ganzen die nämliche. Zu den 16 Capiteln des Jahres 1809 sind seitdem nur 2 hinzugekommen (C. 16. *Société maternelle*, und C. 17. *Administrations générales des canaux du Midi*, *des Sociétés de Westphalie et d'Hannovre* u. s. w.), und die Seitenzahl hat sich seit 1809 nur um 78 Seiten vermehrt. Wenig genug für den Zuwachs, welchen das französische Kaiserreich seit jenem Jahre gehabt hat, wenn nicht bey einigen Capiteln durch Weglassung von erläuternden Einleitungen und anderen Notizen und durch viel engeren Druck beträchtlich Raum gewonnen worden wäre. Der *Almanac royal* vom Jahre 1789 hatte, bey grösserem Druck, doch auch schon 714 Seiten.

Wie anders haben sich in diesen 24 Jahren die Dinge gestaltet, ein Zeitraum, in welchem sich ehedem kaum die Namen der Staatsdiener, die Namen der Ämter und Würden aber fast gar nicht veränderten. Wie wenig Personen aus dem Staatskalender von 1789 mögen wohl noch in dem von 1813 anzutreffen seyn (selbst in dem Cardinalcollegio sind von den 53 Cardinälen des Jahres 1789 nur noch 5 übrig, obgleich das Schwerdt der Revolution nur wenige traf), und auch nur selten weckt eine ähnlich klingende Benennung der Stellen und Ämter Erinnerungen aus der alten Zeit wieder auf. Doch ist hier die Veränderung nicht immer so gross, als sie scheint, und der Kreislauf der Dinge hat uns hie und da so ziemlich wieder an den Ort zurückgeführt, auf welchem man vor 24 Jahren stand. Es wäre kein verdienstloses Bemühen, die neuen Staats- und Regierungs-Formen einmal in Beziehung auf das, was schon ehedem Statt fand, zu beleuchten, um nicht gegen die Vorfahren ungerecht zu seyn, und um Fortschritte, welche die Staatseinrichtungen seit jener Zeit gemacht haben, genauer kennen zu lernen. Da diess aber kein Gegenstand für diese Blätter ist: so wird wenigstens ein flüchtiger Rückblick auf das Vielen so liebe *Ehedem* nicht ohne Interesse seyn.

Zweyerley drängt sich hiebey dem Beobachter bey dem ersten Anblick auf: 1) dass im Jahre 1789 die Zahl der höheren Dienerschaft, in Verhältniss zur jetzigen Ausdehnung des Reichs, weit grösser war, als jetzt, und dass damals ein sehr grosser Theil der höheren Ämter zwar mit Einkommen und Rang, aber nicht mit Arbeit verknüpft war. Jetzt hingegen ist die Zahl der eigentlichen Arbeiter viel grösser (oder sie sind jetzt im *Almanach impérial* genauer angegeben) als sonst.

Der *zweyte* Unterschied, von dem wir hier sprechen, ist zwar nicht unmittelbar aus dem *Almanach impérial* zu ersehen, ist aber doch von dem wichtigsten Einfluss, und betrifft eine Einrichtung, die trotz *Montesquieu's* Schutzrede keins der kleinsten Übel der alten Verfassung war. Es war diess die Verkäuflichkeit fast aller Ämter in den meisten Zweigen der Staatsverwaltung, welche gerade durch die besten Könige Frankreichs, Ludwig XII und Heinrich IV, eingeführt worden war, und den Staatsdienst zu einer Art Eigenthum gemacht hatte. Mehr als in irgend einem anderen Lande konnte sich daher in Frankreich eine Art erblicher Dienst-Aristokratie bilden, kraft deren in manchen Behörden seit Jahrhunderten fast immer die nämlichen Namen angetroffen wurden, z. B. die Familie *Nicolay* als erste Präsidenten der *Chambre des comptes* seit 1505. Es gehört zu den Sonderbarkeiten, dass eine solche Einrichtung ihre Vertheidiger, selbst noch in den neuesten Zeiten, finden konnte, obgleich die gänzliche Falschheit der Vertheidigungsgründe beym ersten Blick in die innere Geschichte Frankreichs auffallen musste. Indessen ist nicht zu leugnen, dass manche alte richterliche Familien (*anciennes familles de robe*) im langjährigen Besitz nicht bloss der *Stellen* in den höchsten Gerichten, sondern auch der Verdienste und der Würdigkeit dazu sich zu erhalten wussten, und so sind denn auch noch alle berühmten Namen, wie *Seguier*

und *Daguesseau*, in die neue Ordnung der Dinge übergegangen.

Bey Organisation der kaiserlichen Hofgerichte, wie man die *Cours impériales* füglich nennen könnte, sind eine gute Zahl derer, die noch von den alten Parlementsräthen und Mitgliedern der Präsidialgerichte übrig waren, wieder in Thätigkeit gesetzt worden. Diejenige Pflanzschule aber, welche die meisten ausgezeichneten Männer in den Fächern der Gesetzgebung und Staatsverwaltung geliefert hat, ist augenscheinlich das Corps der Parlementsadvocaten gewesen. Noch jetzt, nachdem die Revolution so viele wieder hinweggerafft hat, welchen sie zu einem mitunter kurzen und zweydeutigen Ruhme geholfen hatte, glänzen eine Menge ehemaliger Advocaten in den ersten Stellen. Wir nennen hier nur die Senatoren Grafen Boissy d'Anglas, Garan de Coulon, Abrial, François de Neufchâteau, Lanjuinais und Emmery, den Justizminister Herzog von Massa, den Minister Grafen Bigot de Préameneu, die Staatsräthe Grafen Boulay, Berlier, Henrion de Pensey (Präsident bey dem Cassationsgerichte), die Staatsminister Regnauld de St. Jean d'Angely und Defermon, den Generalsecretär des Staatsraths Locré, den Generalprocurator bey dem Cassationshofe Grafen Merlin, den Generaldirector des Brücken- und Wege-Baues Grafen Molé, den Archivar und Staatsrath Grafen d'Hauterive, und den Präsidenten beym Tribunal von Paris Try, welche alle im *Almanac royal* von 1789 meistens als Parlementsadvocaten von Paris oder als Advocaten des Staatsraths aufgeführt sind. Selbst der Name eines gegenwärtigen Reichsmarschalls findet sich noch unter den Advocaten des damaligen Staatsraths. Unter so vielem Ungemach, welches die französische Revolution über Frankreich und Europa gebracht hat, darf man doch auch nicht vergessen, dass nur eine solche gänzliche Auflösung aller Verhältnisse jedes Talent an die rechte Stelle zu setzen vermochte, und für das Übergewicht Frankreichs ist diess gewiss kein kleiner Vortheil gewesen.

Sonst möchten wohl verhältnissmäsig sehr wenige Namen aus dem Staatskalender von 1789 noch in den von 1813 übergegangen seyn. Ein grosser Theil der Familien, welche ehedem im Besitz der ersten Hofämter waren, ist in der Revolution untergegangen, und nur nach und nach haben sich wieder einige Reste davon am neuen Kaiserhofe eingefunden. Nur in einzelnen Männern leben die ehemals so ausgebreiteten Familien der Montmorency und Rohan, und nur hie und da erinnern z. B. der Senator Graf Cossé de Brissac, der Stallmeister und Gesandte Baron de St. Aignan, die Kammerherren Graf Choiseul-Praslin, Graf Noailles, Graf Brancas u. A. an die ehemaligen Pairs von Frankreich.

Die Stiftung des neuen Adels vollendete die Umschaffung Frankreichs auch in dieser Hinsicht, und half, indem die Reste des alten Adels sich unter den neuen Herzogen, Grafen und Baronen verlieren, auch die letzten Spuren der vorigen Zeiten verwischen. Gewiss ist es sehr gut gewesen, auf solche Weise die ehemaligen Spaltungen der Nation bis auf das Andenken daran zu vertilgen, und wir können aus diesem Grunde in den Wunsch nicht einstimmen, welcher früher in diesen Blättern geäussert wurde, dass dem Staatskalender ein Verzeichniss der neuen Titel mit dem alten Namen beygelegt werden möchte. Denn es scheint gerade ein Hauptzweck dieser neuen Titel zu seyn, dass in der jetzigen Ordnung der Dinge der Punct, von welchem sie ausging, und der Weg, welchen ein jeder bis zu seinem jetzigen Platze zurückzulegen hatte, gänzlich der Vergessenheit übergeben werde. Haben wir es nicht auch vielleicht diesem Bemühen, die nächste Vergangenheit schlafen zu lassen, zuzuschreiben, dass von allen den Männern, welche seit einem Jahrzehend von dem Schauplatze abtraten, wie Minister Treilhard, Portalis, Marschall Lannes und so vielen Anderen, noch keine gründlich geschriebenen Biographieen erschienen sind? Wir gehen nun zu den einzelnen Capiteln fort.

I Cap. Das Regenten-Verzeichniss von Europa, womit das Ganze anfängt, hat seit 1809 wenig Veränderungen erfahren. Bey der Grossherzogin von Baden und dem Vice-König von Italien, welche sonst noch in der kaiserlich französischen Familie aufgeführt wurden, ist nun alle Beziehung darauf weggefallen. Holland und Wallis haben seitdem als selbstständige Staaten aufgehört, und der König von Holland erscheint in der Reihe der französischen Prinzen.

Das Cardinalscollegium hat seit 1804 keinen Zuwachs erhalten, und bestand 1789 aus 53, 1809 aus 47, jetzt aus 34 Cardinälen.

Im 4 Abschnitt sind seit 1809 von den kais. französischen Gesandtschaften an auswärtigen Höfen nur drey, Baron Hedouville zu Frankfurt, Graf La Forest bey dem Könige von Spanien und Graf Talleyrand zu Bern, unverändert geblieben.

Ehedessen nahm die Geistlichkeit von Frankreich im Staatskalender die erste Stelle ein, und folgte unmittelbar nach dem Cardinalscollegio; jetzt ist sie auch in der Rangordnung dem Staate einverleibt, und steht im 7 Cap. zwischen dem Ministerio und der Militär-Organisation.

Im II Cap. hingegen werden die hohen Reichsbeamten (*grands dignitaires*), Minister und hohen Kronbeamten aufgeführt. Die hohen Reichswürden sind seit 1809 nicht vermehrt worden, und besonders ist es, dass unter ihnen die Grossherzogin von Toscana noch nicht aufgeführt wird, obgleich das Gouvernement der drey toscanischen Departements schon unterm 2 März 1809 zur hohen Reichswürde erhoben und am 3 May 1809 der Prinzessin Elise verliehen wurde. Die Generalgouvernements von Rom, der holländischen, der neuen deutschen Departements und der illyrischen Provinzen hingegen sind noch nicht zu hohen Reichswürden constituirt worden. Die Zahl der Minister ist jetzt zwölf, indem seit 1809 noch das Ministerium des Handels und der Manufacturen hinzugekommen ist.

Das III Cap. enthält den Hofstaat des Kaisers, der Kaiserin und der zum kaiserlichen Hause gehörigen Prinzen und Prinzessinnen, und in dem 10 Abschn. die Garden oder die *Maison militaire* des Kaisers. Der kaiserliche Hofstaat ist ziemlich nach dem alten Muster eingerichtet, aber zahlreicher. Die vormaligen Hofämter waren: der *Grand-Aumônier, Grand-Maitre, Grand-Chambellan, Grand-Maitre de la Garderobe, Grand-Veneur, Grand-Maréchal des Logis, Grand-Prévot* und *Grand-Maitre des cérémonies*, welche zum Theil von Prinzen von Geblüte bekleidet wurden. Die heutigen Oberhofämter sind: der *Grand-Aumônier*, der *Grand-Maréchal du Palais*, der *Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur* und der *Grand-Maitre des cérémonies*. Bey der letzten Königin waren: 1 *Dame d'Honneur*, 1 *Dame d'Atours* und 16 *Dames du Palais*; die Kaiserin hat gegenwärtig: 1 *Dame d'Honneur*, 1 *Dame d'Atours* und 36 *Dames du Palais*.

Seit 1809 sind in diesem Capitel zwey neue Sectionen, nämlich Sect. 3 *Maison des enfans de France* und Sect. 5 *Maison de S. M. la Reine Hortense*, hinzugekommen.

Die gröſste Ausdehnung hat sowohl gegen ehedem als seit dem J. 1809 der 10 Abschnitt: *Maison militaire* des Kaisers, erhalten. Im Staatskalender von 1789 finden sich nur die vier Capitains der *Gardes du Corps*, der *Capitaine des cent Suisses*, der *Colonel des gardes françaises* und der *Colonel général des Suisses et Grisons*. Indessen machten die Truppen des königlichen Hauses doch schon damals ein ansehnliches Corps von beynahe 10000 Mann aus, und bestanden aus 9 Compagnieen zu Pferde, an Infanterie aber aus den *cent Suisses*, 1 Regiment *Gardes françaises* von 6 Bataillons (4878 M.), dem Regimente *Gardes Suisses* von 4 Bat. (1976 M.), den *Gardes de la Porte* und der Compagnie *de la Prévôté de l'hôtel*.

Dagegen bestanden die kaiserlichen Haustruppen zu Ende des Jahres 1809 aus folgenden Corps: a) *Grenadiers*, 1 Reg. Grenadiers, 1 Compag. Veteranen, 1 Reg. Füsiliers-Grenadiers, 2 Reg. Tirailleurs und 2 Reg. Conscrits; b) *Chasseurs*, 1 Reg. Chasseurs, 1 Reg. Füsiliers, 2 Reg. Tirailleurs und 2 Reg. Conscribirte; c) *Cavallerie*, 1 Reg. Grenadiers *à cheval*, 1 Reg. Dragoner, 1 Reg. Chasseurs *à cheval*, 1 Escadron Mamelucken, 1 Reg. Polen *Chevaux legers* und 4 Comp. Gendarmerie *d'Elite*; d) *Artillerie*, 4 Comp. reitende und 9 Comp. zu Fuſs, 1 Comp. Pontonniers, 2 Bat. *Train* und 1 Corps Seeleute (also 24 Bat. Infanterie und 24 Escadrons Cavallerie), im Ganzen wenigstens 25000 Mann.

Nach dem Staatskalender von 1813 aber besteht gegenwärtig a) das *Grenadier-Corps* aus 2 Reg. Grenadiers, 1 Reg. Füsiliers, 13 Reg. Tirailleurs und 1 Reg. Flanqueurs; b) die *leichte Infanterie* ~~der Garde~~ aus 2 Reg. Chasseurs, 1 Reg. Füsiliers, 13 Reg. Voltigeurs und 1 Reg. Flanqueurs; dazu kommt 1 Reg. Pupillen von 25 Compagnieen; c) die *Cavallerie* besteht aus 6 Escadr. Grenadiers, 6 Escadr. Dragoner, 9 Escadr. Chasseurs, 2 Reg. oder 15 Escadr. Chevaux legers Lanciers, 1 Escadr. Mamelucken und 4 Comp. Gendarmerie d'Elite. d) Die *Artillerie* ist auf 6 Comp. reitende und 20 Comp. zu Fuſs vermehrt, das Matrosen-Corps auf 8 Comp., so daſs also das Ganze mehr als verdoppelt ist, und schon für sich allein eine sehr bedeutende Armee von 33 Reg. Infanterie und 37 Escadr. Cavallerie ausmacht. Gegenwärtig sind bey der Garde 4 Marschälle als Commandanten der 4 Corps, woraus sie besteht (wovon aber der bey Lützen gebliebene Marschall Herzog von Istrien durch den Divisions-General Grafen Nansouty als Commandant der Cavallerie ersetzt worden ist), 1 Vice-Admiral, 17 Divisions-Generale und 23 Brigade-Generale angestellt. Darunter sind die 12 Adjutanten des Kaisers begriffen. Von der gegenwärtigen Verfassung der übrigen Armee wird weiter unten die Rede seyn.

Im IV Cap. wird von den *obersten Reichsbehörden* gehandelt, vom Senat, dem Staatsrath, dem gesetzgebenden Corps, dem Cassationshofe und dem obersten Rechnungshofe. An alle diese Anstalten lassen sich Erinnerungen und Parallelen aus der alten Zeit anknüpfen, und auch bey ihnen bewährt sich die schon oft, auch in diesen Blättern gemachte Bemerkung, daſs in der neuen Gesetzgebung Frankreichs gar Vieles auf einer bloſs historischen Grundlage ruht, und daſs gerade nicht philosophischer, dem Zeitgeist voreilender Sinn, und nicht schaffende Phantasie es ist, was die französische Gesetzgebung auszeichnet.

Der Erhaltungs-Senat ist nicht mehr ganz das, was er in der Idee seines berühmten Urhebers seyn sollte, und wahrscheinlich noch bey weitem nicht Alles, was er einst werden wird. Bey seiner jetzigen Einrichtung erinnert gar Vieles an die ehemaligen Parlemente oder vielmehr, da sie behaupteten, nur Ein Ganzes auszumachen, an das Parlement, weniger in dem, was es nach dem Gesetz und im Sinne der Regierung wirklich war, als in dem, was es seyn wollte. Dort, wie hier, waren die Prinzen und Pairs von Frankreich von Rechtswegen Mitglieder; das Parlement verglich sich, zumal in früheren Zeiten, gern dem römischen Senat, seine Mitglieder nannten sich gern *patres, Senatores*, und behaupteten, so oft es sich thun lieſs, eine Art prüfender oder hindernder Gewalt über die Ausflüsse der königlichen Macht. Wie oft haben sie den königlichen Edicten die Eintragung in ihre Register und damit die Publication versagt! Der Senat ist mit dieser auffehenden und hindernden Gewalt, die schon sein Name bezeichnet, gesetzlich bekleidet, obgleich in dem neuesten Reichsgrundgesetz nur von der Aufhebung verfassungswidriger Decrete des gesetzgebenden Corps die Rede ist. Der Senat beschlieſst in der That über Krieg und Frieden, da er über die Recrutirung der Armee bisher allemal entschieden hat, und es kann leicht Fälle geben, wo dieſs Recht von groſser praktischer Wichtigkeit werden dürfte. Vermindert ist

der Senat seit 1810 nur um 6 Mitglieder, worunter auch der im *Alm.* von 1810 noch aufgeführte Senateur *Lucien* ist, der im diessjährigen Staatskalender fehlt. Hinzugekommen sind hingegen seit dem Ende des Jahres 1809 29 neue Senatoren, so dass das ganze Corps gegenwärtig, ausser den Prinzen und hohen Reichsbeamten, aus 149 Senatoren besteht.

Der natürlichen Ordnung nach sollte auf den Senat, wenn man sich denselben als die obere Kammer der Reichsstände denkt, als das Haus der Lords, welchem er vielleicht in der Zukunft noch ähnlicher werden könnte, das *Corps législatif* folgen, als das Haus der Gemeinen, denn beide zusammen machen das Ganze der National-Repräsentation im engeren Sinne aus. Allein zwischen ihnen findet sich der *Staatsrath* eingeschaltet, wie es scheint, wegen des höheren Ranges, welchen dieses Collegium behauptet, und weil auch er, wie alle Staatsdiener und alle Räthe des Kaisers, zur National-Repräsentation gerechnet wird. Auch hier finden wir die Grundzüge der alten Verfassung wieder. Denn auch ehedem war der königliche Staatsrath mit seinen Unterabtheilungen die erste Behörde des Reichs, aus welcher alle übrigen, auch die Parlementer, hervorgegangen waren, und welcher sie untergeordnet blieben. Das *Conseil du roi* umfasste 1789 das ganze Ministerium, die jetzigen Geheimen Räthe des Kaisers, das heutige Cassationsgericht, das Staatssecretariat und mehrere von diesen Stellen abhängige Büreaux. Es ist nicht zu leugnen, dass die gegenwärtige Absonderung der richtenden Gewalt, so wie alles dessen, was zur Vollziehung gehört, und die Abtheilung der Staatsraths-Sectionen, ein grosser Vorzug der jetzigen Einrichtung ist. Ehemals bestand der königliche Staatsrath, in welchem der König selbst den Vorsitz führte, und immer für gegenwärtig gehalten wurde, aus den vier Staatssecretären, den Staatsministern, den Staatsräthen, welche theils ordentliche, theils halbjährige waren (ein blosser Unterschied des Ranges), und den *Maitres de requêtes*, und es hing vom Willen des Königes ab, zu welchen Geschäften sie gezogen werden sollten. Denn es war, wie noch gegenwärtig, der erste Grundsatz, dass die Bestellung zum Staatsrath nur eine Würde, aber kein Amt gäbe. Es waren im J. 1789 25 ordentliche, 16 halbjährige Staatsräthe und 78 *Maitres de requêtes*, von welchen letzteren damals der berühmte Rechtsgelehrte, jetzige Senator, Graf Pastoret, der jüngste war.

In diesem alten königl. Staatsrathe hatte besonders der richterliche Theil seiner Functionen fast die allgemeine Stimme gegen sich, und die *Arrêts* des *Conseil privé*, welches diese Befugnisse auszuüben hatte, stand in so üblem Rufe, dass die Mitglieder selbst frivol genug darüber scherzten. Diess ging also auch in dem Laufe der Revolution am ersten unter, indem schon im Nov. 1790 das Cassationsgericht an seine Stelle gesetzt wurde. Das Gesetz vom 27 April 1791 schaffte die Staatsräthe und *Maitres de requêtes* ab, und auch die letzte Spur verschwand mit dem Sturze des königlichen Thrones.

Der jetzige Staatsrath verdankt seine Wiederherstellung der Constitution von 1799, und seine weitere Ausbildung den organischen Senatsconsulten von 1802 und 1804 und den kaiserlichen Decreten vom 11 Jun. und 22 Jul. 1806. Bey ihm ist der Grundsatz aufrecht gehalten worden, dass er ein blosses *berathendes* Corps, ohne alle vollziehende oder entscheidende Gewalt, sey, und dass er nie selbstständig für sich allein in Thätigkeit tritt, sondern erst durch einen Auftrag des Kaisers dazu aufgefodert werden kann. Hievon macht die *Commission des affaires contentieuses* kaum eine Ausnahme, und eben so wenig ist die dem Staatsrath zugeeignete authentische Interpretation der Gesetze als eine solche zu betrachten, da der Staatsrath in solchen Fällen nur Gutachten (*avis*) abgiebt, welche erst durch die Genehmigung des Kaisers geltend werden. Hieraus folgt auch, dass die Staatsräthe in Ansehung ihrer Amtsverrichtungen nie verantwortlich sind, so wie sich auch der Satz des alten Staatsrechts wiederholt, dass der Name eines kaiserlichen Staatsraths nur Rang und Würde giebt, aber kein Amt und keinen selbstständigen Wirkungskreis, und dass weiter nichts nöthig ist, als im Verzeichnisse der Staatsräthe übergangen zu werden, um ausser Thätigkeit gesetzt zu seyn. Übrigens theilen sich die sämmtlichen Staatsräthe, beynahe wie die vormals königlichen, in zwey Classen, wovon den einen diese Würde (von Rechtswegen verbunden mit dem gräflichen Titel) auf Lebenszeit verliehen ist, den anderen nur noch auf Widerruf. Gegenwärtig zählt der Staatsrath 57 Mitglieder, wovon 28 in den 5 Sectionen, der Gesetzgebung, des Inneren, der Finanzen, der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten, 14 im ordentlichen Dienst ausser den Sectionen und 14 im ausserordentlichen Dienst angestellt sind. Drey von den ersten, die Grafen Regnauld de St. Jean d'Angely, Defermon und Otto, haben den Titel Staatsminister, und 21 sind Staatsräthe auf Lebenszeit.

Der *Maitres de requêtes*, welche als Assessoren in den Sectionen des Staatsrathes betrachtet werden können, in sofern sie im ordentlichen Dienst stehen, sind jetzt 10. Im ausserordentlichen Dienst ist es ein Titel, welcher den höheren Staatsbeamten, als Präsidenten der kaiserlichen Hofgerichte, Generalen, Cabinetssecretären des Kaisers u. s. w., verliehen wird, und welcher den Rang nach den Staatsräthen giebt. Ihrer sind jetzt 38.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

STATISTIK.

Paris, b. Testu: *Almanach Impérial pour l'année MDCCCXIII*, présenté à M. S. l'Empereur et Roi, par *Testu* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine eigene, mit dem Staatsrath verbundene Anstalt sind die Auditoren, welche im J. 1805 zuerst eingeführt wurden, nach und nach aber, und zuletzt durch das Decret vom 7 April 1811, ihre jetzige Einrichtung erhielten. Das Auditoriat des Staatsraths ist die Pflanzschule für die höheren Stellen in der Administration, und setzt das Oberhaupt des Staats in den Stand, selbst die Talente und den Charakter junger Leute, welche zum Theil unter seinen eigenen Augen arbeiten, und ihm persönlich bekannt werden, kennen zu lernen. Denn die Staatsraths-Auditoren der ersten Classe leisten den Eid in die Hände des Kaisers, und haben Zutritt bey Hofe; die der zweyten und dritten Classe stehen wenigstens mit dem Staatsrathe und den Ministern in unmittelbaren Verhältnissen. Sie arbeiten im ordentlichen Dienst theils im Staatsrathe und bey den Ministern, theils sind sie als Unterpräfecten in den Hauptstädten, wo sich zugleich Präfecturen befinden, angestellt. Die Auditoren zweyter und dritter Classe werden auch zum Theil als Unterpräfecten gebraucht, zum Theil sind sie denjenigen Verwaltungsstellen zugetheilt, welche nicht in der Departementalverwaltung der Präfecturen begriffen, sondern eigene Generaldirectionen oder Administrationen unmittelbar unter dem Finanzminister ausmachen. Die Auditoren, welche zu anderen Stellen ernannt werden, als Präfecten, Unterpräfecten, Legationssecretäre, führen dennoch diesen Titel noch fort, und gehören zum ausserordentlichen Dienst. Gewiss ist diese Einrichtung höchst zweckmässig, da sie dem hervorstechenden Talent Gelegenheit giebt, sich bald bemerkbar zu machen, und zwar nicht in theoretischen Speculationen, sondern im praktischen Dienste des Staats. Aber freylich hilft sie auch, das strengere wissenschaftliche Studium entbehrlich zu machen, da es schon einem ganz mittelmässigen Kopfe nicht schwer fallen wird, durch die blosse Routine eine oberflächliche Kenntniss der Gesetze, und Übung in den alltäglichen Geschäften zu erlangen. Dadurch entstehen denn wohl recht brauchbare Geschäftsmaschinen, aber für die Fortschritte der Menschheit in höherer geistiger Ausbildung wird eben nicht sehr gesorgt. Übrigens können bloss reiche Leute sich in diese Laufbahn wagen, da nach dem Decret vom 26 Dec. 1809 ein eigenes jährliches Einkommen von 6000 Francs nachgewiesen werden muss, um Auditor zu werden. Die Zahl der Auditoren im ordentlichen Dienst ist gesetzlich auf 350 bestimmt, indessen sind gegenwärtig nur 50 von der ersten Classe, 69 von der zweyten, und 65 von der dritten angestellt. Im ausserordentlichen Dienst sind 133 von der ersten, 64 von der zweyten und 5 von der dritten Classe.

Das *Corps législatif* zählt gegenwärtig 377 Mitglieder, auf welche Zahl es von der ursprünglichen von 300 durch die Erweiterung des französischen Staatsgebietes angewachsen ist. Diese Versammlung nimmt bekanntlich in dem repräsentativen System Frankreichs, an dessen Spitze der Kaiser selbst steht, erst die vierte Stelle ein, und kann in einer anderen Hinsicht als ein zweyter, erweiterter und dem Kaiser gegebener, nicht von ihm gewählter Staatsrath betrachtet werden. Sie ist weder an Wichtigkeit, noch an äusserem Ansehen mit dem Hause der Gemeinen in England zu vergleichen, und insbesondere ist durch die ganze Organisation dafür gesorgt worden, dass sich darin auf keine Weise eine der englischen ähnliche Oppositionspartey bilden kann. Noch weniger hat sie Ähnlichkeit mit den ehemaligen Reichsständen, in irgend einer Periode der französischen Geschichte, und ist also in sofern ein eigenes Gebilde der neuen Verfassung, welches erst dann zu Kraft und thätigem Einwirken in die Geschichte der Nation erwachsen kann, wenn ihm ausser dem stummen *Veto* auch die Gabe der Rede verliehen werden sollte.

Auf das gesetzgebende Corps folgt (Sect. IV) die *Haute cour impériale*, der höchste peinliche Gerichtshof für die Grossen und Vornehmen des Reichs. Ein Gericht der Pairs von Frankreich, präsidirt vom Fürst Erzkanzler des Reichs, bestehend aus allen Fürsten des Reichs und wenigstens 100 Senatoren, Staatsräthen und Cassations-Gerichtsräthen. Die in den vorigen Jahrgängen noch befindlichen Anmerkungen über den Geschäftskreis dieser Behörde sind wie bey den meisten anderen Capiteln auch hier weggeblieben, welches für diejenigen, die mit der Regierungsverfassung nicht genau bekannt sind, eine unangenehme Raumersparniss ist.

Bey dem *Caſſationsgerichte* (*Oberhofgerichte*) (Sect. V) ſtehen wir nun wieder ganz auf hiſtoriſchem Boden, indem Frankreich ſchon vorher in dem *Conseil privé* des Königs, welches eine Abtheilung des Staatsraths ausmachte, eine ganz gleiche Anſtalt beſaſs. Aber freylich waren damals die Grenzlinien lange nicht ſo ſcharf gezogen, indem das Conſeil im Allgemeinen alle Sachen vor ſich gezogen hatte, welche ſich auf die Beobachtung der Geſetze, die Vollziehung der königlichen Ordonnanzen, und die Verfaſſung der Gerichte bezogen. Der Kanzler von Frankreich führte darin den Vorſitz, doch wurde auch der König immer für gegenwärtig gehalten. Es ſoll auch in neueren Zeiten davon die Rede geweſen ſeyn, den Caſſationshof wieder (wie in Weſtphalen) mit dem Staatsrathe zu vereinigen; indeſſen hat doch bis jetzt die andere, und wie uns ſcheint, beſſere Meinung geſiegt. — Die Zahl der Mitglieder iſt ſeit 1809 um 7 vermehrt worden, und beſteht jetzt aus 51, die vier Präſidenten mit eingerechnet.

Den Beſchluſs dieſes Capitels macht (Sect. VI) der *oberſte Rechnungshof* (*Cour des comptes*), welcher durch das Geſetz vom 16 Sept. 1807 an die Stelle der Commiſſarien der *Comptabilité nationale* geſetzt, oder vielmehr nur wiederhergeſtellt wurde. Denn auch hier finden wir uns ganz wieder in der alten Zeit, wo die *Chambre des comptes* von Paris eine der höchſten Reichsbehörden war, und mit dem Parlement in gleichem Range und Anſehen ſtand. Bekanntlich ging ihre Einrichtung bis in die Zeiten zurück, wo überhaupt in Frankreich eine feſtere Ordnung im Juſtizweſen und der Staatsadminiſtration begann, und Behörden aus wiſſenſchaftlich unterrichteten Männern eingeſetzt wurden. Die *Chambre des comptes* zu Paris, mit den von ihr abhängigen Rechnungs- und Domänen-Kammern in den Provinzen, hatte aber nicht bloſs das Staats-Rechnungsweſen, wie die jetzige *Cour des comptes*, ſondern die Entſcheidung aller die Domänen und Finanzen angehenden Sachen, auch im rechtlichen Wege. Die Ehepacten der Könige, die Friedensſchlüſſe wurden in ihre Regiſter eingetragen, viele der höchſten Beamten wurden bey ihr verpflichtet, und oft verfügten ſich die Könige in ihre Mitte, um dort die wichtigſten Verhandlungen zu pflegen. Bey dieſem weiteren Wirkungskreiſe muſste natürlich die Zahl der Arbeiter gröſser ſeyn, und die *Chambre des comptes* zu Paris beſtand im Jahr 1789 aus 13 Präſidenten (wovon der erſte, Baron Nicolay, der neunte ſeiner Familie war, welche dieſe Stelle in ununterbrochener Reihe ſeit 1505 bekleidet hatten), aus 68 *Conseillers maîtres*, 35 *Conseillers correcteurs* und 82 *Conseillers auditeurs*. Gegenwärtig beſteht der Ober-Rechnungshof aus 4 Präſidenten, 18 *Maîtres des comptes*, 18 *Référendaires* der erſten und 65 der zweyten Claſſe. Die Referendarien ſind in einem etwas höheren Sinne unſeren deutſchen Reviſoren zu vergleichen, indem ihnen die Prüfung der Rechnungen obliegt, ſie aber auch zugleich ſtaatswirthſchaftliche Prüfungen vorzunehmen, den Ertrag der Abgaben mit den Erhebungskoſten zu vergleichen u. ſ. w. und ſo einen Bericht vorzubereiten haben, welchen der Rechnungshof jährlich dem Kaiſer über die fortgehende Verbeſſerung des Finanzſyſtems vorlegen ſoll. Die *Maîtres des comptes* haben die definitive Entſcheidung über die Erinnerungen mit Vorbehalt des Recurſes an den Staatsrath.

Im V Capitel werden die Umgebungen des Throns, *die Orden*, abgehandelt. Seit 1809 iſt dieſs Capitel mit einer neuen Section, dem kaiſerlichen Orden *de la Réunion*, vermehrt worden, in welchen der königlich holländiſche Unionsorden nach der Einverleibung Hollands ins franzöſiſche Reich durch das kaiſerliche Decret vom 18 Oct. 1811 umgewandelt wurde. (Die beiden Decrete vom 15 Auguſt 1809 über die Stiftung des Ordens der 3 goldenen Vlieſe, und das ebenerwähnte über die Errichtung des Reunionordens, finden ſich nicht im *Bulletin des loix*.) Dieſer Orden zählt jetzt 118 Groſskreuze und 110 Commandeurs. Der Orden der drey goldenen Vlieſe hingegen konnte ſchon in Gemäſsheit ſeiner Statuten nur eine langſam fortſchreitende Verleihung erwarten, da zum Theil eine Reihe von Jahren dazu gehört, um die Fähigkeit der Aufnahme zu erlangen. Noch iſt es alſo bey der Ernennung des Groſskanzlers und Groſsſchatzmeiſters ſtehen geblieben.

Wenn dieſe beiden Orden, in ihren ſtatutenmäſsigen 300 Groſskreuzen, 1400 Commandeurs und 11000 Rittern, nur die äuſsere Auszeichnung des Verdienſtes in einem erweiterten Maſsſtabe, wie die alten königlichen Orden, darſtellen, und insbeſondere die Statuten des Reunionordens an den des h. Michael einigermaſsen erinnern, welcher auch von ausgezeichneten Künſtlern (Maler De Vien, der als Senator und Graf des franz. Reichs ſtarb), Advocaten, Ärzten, Kaufleuten u. ſ. w. getragen wurde: ſo greift die Errichtung der Ehrenlegion ſchon tiefer in den Organismus der neuen Staatseinrichtungen ein. So groſs auch die Zahl der Ludwigs-Ritter war: ſo iſt ſie doch mit der Zahl der Legionärs noch keinesweges zu vergleichen, und die ſtaatsrechtlichen Auszeichnungen der Ehrenlegion, vermöge deren ihre Mitglieder von Rechtswegen Mitglieder der Wahl-Collegien ſind, geben dieſer ein Gewicht in der bürgerlichen Geſellſchaft, welchen der Orden des h. Ludwigs als bloſs militäriſcher Verdienſtorden nicht hatte. Dagegen können die 16 Cohorten der Ehrenlegion wohl einigermaſsen mit den Commenden der alten Ritterorden verglichen werden, und erinnern ſchon durch ihre Hauptſitze an etwas ehemals Geiſtliches, da dieſe faſt alle in ehemalige biſchöfliche Schlöſſer und Abteyen verlegt ſind. Von dieſen 16 Cohorten ſind 5 ohne Chefs, nachdem auch die achte durch die Erhebung des Prinzen von Ponte Corvo zum Kronprinzen von Schweden wieder erledigt worden iſt. Für die neuen Beſtandtheile des Reichs (Holland, Rom und Norddeutſchland) ſind nicht, wie bey den Senatorerieen geſchah, neue Cohorten errichtet worden, nur die 16te wurde erſt bey der Vereinigung von Piemont und der anderen italiäniſchen Departements ge-

stiftet, sondern die neuen Departements sind den schon bestehenden Cohorten zugetheilt worden, so dass z. B. der dritten, welche sich ursprünglich auf sechs belgische Departements erstreckte, nunmehr 14, und der 4, die Anfangs vorzüglich die Länder des linken Rheinufers umfasste, nun auch die norddeutschen, im Ganzen 11 zugehören. Seit 1809 ist nun das zweyte grosse Erziehungshaus für 500 Töchter der Legionärs zu St. Denis vollständig organisirt, und noch 5 Erziehungshäuser in ehemaligen Klöstern gestiftet und die Sorge der Erziehung der *Congrégation des orphelines de la mère de Dieu* übergeben worden. Der Ludwigs-Orden (mit dem für Nicht-Katholiken gestifteten Militär-Verdienstorden) zählte 1789 43 Grosskreuze und 86 Commandeurs; die Ehrenlegion hat jetzt 66 Grossadler (ohne die Fremden, unter welchen auch der Kronprinz von Schweden erscheint), 164 Grossofficiere und 548 Commandeurs. Der Orden der eisernen Krone gehört zwar eigentlich dem Königreich Italien an, wird aber, da der Kaiser Grossmeister ist, hier unter den französischen Orden aufgeführt. Er zählt jetzt 16 italiänische und 15 französische Grands-Dignitaires, und 31 Commandeurs. Bey dem Verzeichnisse der Franzosen, die auswärtige Orden tragen, ist jetzt der Kaiser, welcher im J. 1810 noch mehrere fremde Orden trug (z. B. den badischen, baierischen, auch den persischen Sonnen-Orden), überall weggelassen, obgleich die Könige von Baiern, Sachsen, Würtemberg, Dänemark, Preussen und die Kaiser von Österreich und Russland noch als Grosskreuze der Ehrenlegion erscheinen.

In dem VI Capitel folgen nunmehr S. 185—255 12 *Ministerialdepartements*, das Staatssecretariat an der Spitze. In der alten Verfassung gab es vier Staatssecretärs, welche den Rang der gegenwärtigen Minister hatten, und 4 Departements, nämlich 1) der auswärtigen Angelegenheiten, 2) der Marine, 3) des königlichen Hauses und 4) des Kriegs. Die Handelsangelegenheiten gehörten ins Departement der Marine; die Geschäfte des jetzigen Ministers des Inneren grossentheils, die kirchlichen Angelegenheiten ganz gehörten damals dem Minister des königlichen Hauses. Der Kanzler von Frankreich (im J. 1789 noch der bekannte Meaupeau, der einst die Aufhebung der Parlemente durchgesetzt hatte, war Justizminister; für die Finanzen war eine General-Administration aufgestellt, dessen Chef Necker mit dem Titel eines Staatsministers war.

So wie einst der Kanzler der erste Beamte des Reichs war: so nimmt auch der heutige Oberrichter und Justizminister unter den Ministern die erste Stelle ein, und hat überhaupt in seinen Amtsbefugnissen und Vorrechten Manches mit jenem gemein. Nur war der Kanzler selbstständiger, unabhängiger vom Könige, der ihn nur ernennen, nicht entlassen konnte, als der Oberrichter, welcher auch in den kaiserlichen Hofgerichten nur in Kraft eines besonderen Auftrages des Kaisers präsidiren darf, und vom Kaiser willkührlich entlassen werden kann. Hierin war also die alte Verfassung in der That inconsequenter als die jetzige, deren Grundsatz es ist, dass die Wahl und Entlassung der Beamten, in so weit sie Diener der vollziehenden Gewalt sind, ganz von dem Ermessen des ersten Repräsentanten dieser Gewalt abhängt. In Frankreich sind daher die Streitigkeiten über die Frage, in wie weit Staatsdiener von dem Regenten nach Gutbefinden entlassen werden können, ganz unbekannt, und nur die Richter geniessen des Vorrechts, dass sie, wenn sie einmal definitiv angestellt sind, ihr Amt nicht anders als durch rechtliches Erkenntniss verlieren können. Ein Theil dieses Vorrechts ist auf den Justizminister übergegangen, indem ihn wohl der Kaiser, nicht aber der Regent, nach blossem Gutbefinden verabschieden kann. Die übrigen Staatsbeamten hangen von der Willkühr des Kaisers und des Regenten ab, und es ist eine nicht nothwendige Formalität, welche wir kürzlich bey der Entsetzung eines angesehenen Staatsbeamten beobachten sahen, dass über das Betragen desselben Gutachten von höheren Behörden erfodert wurden.

In der inneren Organisation der Ministerien sind seit 1809 mancherley Veränderungen vorgefallen. Besonders hat das Ressort des Ministers des Innern durch die Abtrennung der Gegenstände, für welche ein eigenes Ministerium, des Handels und der Manufacturen, errichtet worden ist, engere Grenzen erhalten. Dafür scheint aber gerade in diesem Departement die Thätigkeit erhöht zu seyn. Es sind mehrere neue Bureaux aufgestellt, und besonders die Arbeiter für die innere Schiffahrt, Strassen und Brückenbau vermehrt worden. Auch hat seit der Zeit die Generaldirection der Buchdruckereyen und des Buchhandels, welche zum Departement des Innern gehört, ihre vollständige Organisation erhalten. In Gemässheit des Decrets vom 5 Febr. 1810 sind jetzt ein Generaldirector, Staatsrath Pommereul, der vier Bureaux unter sich hat, 20 kais. Censoren, 42 Inspectoren in den vornehmsten Städten und 31 *Commissaires Vérificateurs* angestellt. Die Generaladministration der Douanen, welche sonst zu den vom Finanzdepartement abhängigen Stellen gehörte, ist auch zu dem Commerzministerium gezogen worden. Die Medicinal- und Sanitäts-Anstalten, welche in manchen deutschen Staaten eine bedeutende Stelle unter den höheren Behörden einnehmen, kommen hier als Nebensachen in Verbindung mit anderen Gegenständen vor. Einmal im Bureau der öffentlichen Unterstützungsanstalten, zugleich mit den Assecuranzanstalten gegen Feuerschaden, Tontinengesellschaften und dergleichen, und dann als Bestandtheile der Gemeindeverwaltung, indem für das Verwaltungswesen der Spitäler und Armenanstalten ein eigenes Bureau besteht.

VII Cap. *Kirchliche Organisation.* So wie schon die Stelle dieses Capitels die veränderten Verhältnisse der Kirche zum Staate andeutet: so gewährt wohl kein Capitel auch im Einzelnen so grosse Contraste gegen die alte Verfassung als dieses. Ganz verschwunden sind die 901 Abteyen, die der König vergab, mit ihren 7,750000 Livres Einkünften (nach der

in Folge des Concordats von 1516 aufgenommenen Taxe), und die von eigener Wahl abhängigen, zum Theil sehr reichen Klöster mehrerer geistlicher Orden, die grosse Carthause bey Grenoble, und die Hauptsitze der Prämonstratenser und Cisterzienser bey Soissons und Dijon. Die 18 Erzbisthümer des ehemaligen Frankreich (ungerechnet die in den vor 1801 mit Frankreich vereinigten Provinzen) sind auf 10 vermindert, und durch die neueren Erweiterungen des Reichs nur um 4, Genua, Florenz, Pisa und Siena, vermehrt worden. Statt der 121 Bischöfe des alten Frankreich sind jetzt im Ganzen in dem beynahe verdoppelten Umfange des Reichs nur 98, und von diesen kommen 38 auf die neuen italiänischen Provinzen. Bey den 12 Bisthümern des vormaligen Kirchenstaats ist gar kein Metropolit genannt, so wenig, als bey den deutschen Bisthümern zu Münster und Osnabrück, welche beide zur Zeit noch durch General-Vicarien verwaltet werden. Cardinal Fesch, welcher im J. 1809 als Erzbischof von Paris aufgeführt wurde, wird jetzt wieder in seiner alten Stelle, als Erzbischof von Lyon, genannt, und Cardinal Maury sitzt auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris. Ein erzbischöflicher und 17 bischöfliche Sitze sind erlediget. Auch in Ansehung der Einkünfte contrastiren die jetzigen gesetzmässigen Besoldungen von 10000 Fr. für die Bischöfe, und 15000 Fr. für die Erzbischöfe nicht wenig mit den ehemaligen, z. B. den 160000 Fr. des Erzbischofs von Narbonne, welcher dabey noch die Abteyen St. Etienne zu Caen mit 70000 Fr. und Signy mit 50000 Fr. Einkünften besass (wobey die Einkünfte immer nach der im *Almanac royal* von 1789 angegebenen alten Taxe von 1516 gerechnet sind), oder mit den 272000 Fr., welche dem Erzbischof von Sens diess Stift und 5 Abteyen eintrugen, oder mit den 400000 Fr. des Fürstbischofs von Strassburg. Die ohnehin reichen Einkünfte der Bischöfe waren immer noch durch einige Abteyen vermehrt, so dass die jetzigen auch durch ihre Besoldungen, die sie nicht aus Stiftungen und eigenen Kirchengütern, sondern aus den Staatscassen erhalten, daran erinnert werden, dass sie Staatsdiener, nicht Fürsten der Kirche mehr seyn sollen. Nur fünf dieser Prälaten standen schon im *Almanac royal* von 1789 als Bischöfe, und fünf andere geniessen in dem Capitel von St. Denis einer ehrenvollen Ruhe.

Der zweyte Abschnitt dieses Capitels ist der protestantischen Kirche gewidmet. Für die augsburgische Confession ist nur das Generalconsistorium zu Strassburg vollständig organisirt; bey dem Consistorium zu Coblenz ist nur der Präsident angegeben; das Consistorium zu Mainz ist noch ganz unbesetzt, wie im J. 1809. Für die Reformirten sind 141 Pfarreyen angegeben, so dass also auf die neuerdings vereinigten protestantischen Länder noch keine Rücksicht genommen worden ist. Die Zahl der jüdischen Synagogen aber ist seit 1809 von 13 auf 22 vermehrt worden; doch sind nur die neuen Oberrabbiner zu Florenz, Livorno und Rom ernannt, die zu Amsterdam, Rotterdam, Zwoll, Leuwarden, Emden und Hamburg hingegen noch unbesetzt.

IX Cap. Auf die kirchliche Verfassung, den geistlichen Arm, folgt der weltliche, und zwar, um mit dem Schwerdte im eigentlichen Verstande anzufangen, die *Militär-Organisation.* Als Lieutenants des Kaisers (auch in der alten Verfassung die erste Militärstelle, oder vielmehr ein Auftrag, welcher den Beauftragten an die erste Stelle setzte, und mit der höchsten Gewalt bekleidete) werden der König von Spanien und der Vice-König von Italien genannt. Ausser diesen besteht der Generalstab der Armee aus dem Generalmajor der Armee Fürsten von Neufchatel, 16 Marschällen, 4 Senatoren mit dem Marschallstitel, 10 Generalinspectoren und Obersten, 207 Divisionsgeneralen, 390 Brigadegeneralen und 180 *Adjudans Commandans.* 1789 waren 11 Marschälle von Frankreich, 203 Generallieutenants und 770 *Maréchaux de camp.* Der *Almanach impérial* von 1810 zählt nur 171 Divisions- und 314 Brigade-Generale. Von diesen sind seit der Zeit 57 zu Divisionärs befördert worden, hingegen 31 Divisions- und 74 Brigade-Generale aus dem activen Dienst der Armeen abgegangen, wovon nur wenige in anderen Stellen vorkommen. Die Armee bestand im J. 1789 aus folgenden Feldregimentern: 1) *Infanterie*, 79 Reg. französische Infanterie, 23 Reg. ausländische (11 schweizer, 8 deutsche, 3 irrländische, 1 lütticher Reg.), 12 Reg. Jäger zu Fuss, 12 Grenadier-Reg., 7 Artillerie-Reg., 14 Provincial-Reg. 2) *Cavallerie*, 25 Reg. schwere Cavallerie, 6 Reg. Husaren, 18 Reg. Dragoner und 12 Reg. reitende Jäger. Die Linienregimenter der Infanterie waren 1174 Mann stark, die leichten Regimenter 444 M., die Cavallerie-Reg. 516 M.

Im Jahr 1810 bestand die Armee aus 90 Regimentern Linieninfanterie, und 27 Reg. leichter Infanterie, und an Cavallerie aus 2 Reg. Carabiniers, 13 Reg. Cuirassiers, 20 Reg. Dragonern, 26 Reg. Chasseurs und 10 Reg. Husaren. Aber auch hier zeigt sich die Erweiterung der französischen Macht. Denn der vor uns liegende *Almanach impérial* giebt den Bestand der Armee folgender Gestalt an: 1) *Infanterie*, 120 Reg. Linieninfanterie, 32 Reg. leichte Infanterie, 4 Reg. Schweizer, 4 Reg. Ausländer, 4 Reg. Polen und 3 Reg. Portugiesen, bey welchen allen natürlich weder die Infanterie der Garde, noch die Nationalgarden in Anrechnung gebracht worden sind. 2) *Cavallerie*, 2 Reg. Carabiniers, 12 Reg. Cuirassiers, 24 Reg. Dragoner, 9 Reg. Chevaux legers, 28 Reg. Chasseurs und 25 Reg. Husaren. Von diesen 255 Regimentern haben nur 18 noch dieselben Obersten, welche sie im Jahre 1810 hatten, 87 Obersten sind in dieser Zeit zu Generals befördert worden.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

STATISTIK.

PARIS, b. Testu: *Almanach Impérial pour l'année MDCCCXIII*, présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Militärdivisionen, welche an die Stelle der vormaligen 41 Gouvernements getreten sind, haben sich seit 1810 um 4 vermehrt. Es ist nämlich die 17 zu Amsterdam, die 30 zu Rom, die 31 zu Gröningen und die 32 zu Hamburg hinzugekommen. Die Gensdarmerie besteht jetzt aus 34 Legionen im Innern des Reichs (1810 aus 30), und 6 Legionen waren ausser diesen zu Anfang vorigen Jahres in Spanien zu Saragossa, Pampelunna, Vittoria, Burgos und Figuieres. Für die grosse Armee sind zwey Grossprofosse angestellt, nämlich die Generale Lauer und Saunier. Das Ganze machte im J. 1810 18,173 Mann, gegenwärtig, die Legion zu 600 Mann gerechnet, etwas über 21000 Mann, worunter die Gensdarmerie d'Elite der Garde mit begriffen ist. Im J. 1789 betrug es unter dem Namen der *Maréchaussée* nur ungefähr 4300 Mann, war in 6 Divisionen eingetheilt, und stand unter einem Generalinspector, der den Rang eines *Marechal de camp* hatte. Die Gensdarmerie ist in Brigaden zu 6 Mann eingetheilt, wovon ungefähr ⅔ beritten sind.

Seit 1776 ist die Organisation der Artillerie und des Ingenieurcorps im Wesentlichen fast dieselbe geblieben, und auch die Vergrösserung derselben ist seit 1810 nicht so bedeutend als in den übrigen Waffengattungen. Das Artilleriecorps besteht jetzt aus einem Generalstabe von 485 Officiers, worunter ein Generalinspector Grossbeamter des Reichs, 11 Divisions- und 16 Brigade-Generale; aus 9 Reg. Artillerie zu Fuss, 6 Reg. reitender Artillerie, 2 Bat. Pontoniers, 19 Comp. Ouvriers, 5 Comp. Waffenschmiede, 27 Bat. Fuhrwesen, 145 Comp. Küstencanoniers, 30 Comp. stehende Küstenwache, welche einen Bestandtheil der Nationalgarden ausmachen, und 19 Comp. Veteranen. Also im Ganzen 61,084 Mann. 1810 betrug es im ganz vollzähligen Stande 55,613.

Das Ingenieurcorps ist zusammengesetzt aus einem Generalstabe von 1230 Officiers (nämlich 1 Divisionsgeneral, als Erstem Generalinspector, 7 Divisions-, 11 Brigade-Generalen, 45 Obersten, 20 Majors, 68 Bataillonchefs, 270 Capitäns und 60 Lieutenants), 2 Bat. Mineurs, 8 Bat. Sapeurs, 1 Comp. Werkleute, 1 Bat. Fuhrwesen und einem Corps Ingénieurs-Géographes. Zusammen ungefähr 8000 Köpfe.

Den Beschluss dieses Capitels machen die Revüeinspectoren und die Kriegscommissärs. Das Corps der ersten besteht aus 6 Oberinspectoren mit dem Rang eines Divisionsgenerals, 41 Inspectoren mit dem Rang eines Brigadegenerals, 132 Unterinspectoren, mit dem Rang eines Obersten, und 29 Adjoints. Das Corps der Kriegscommissärs aus 54 Ordonnateurs (mit Generalsrang), aus 191 Commissärs der ersten, 127 der zweyten Classe, und 76 Adjoints.

Am wenigsten erstrecken sich die Erweiterungen in Frankreich zur Zeit auf die *Marine* (Cap. IX.). Im Jahr 1789 hatte Frankreich eine bedeutende Seemacht, aber trotz aller neuen Erwerbungen auf dem Continent, ungeachtet der Vereinigung so vieler Küsten, war doch die Schlacht von Trafalgar die letzte Anstrengung Frankreichs zur See, und die nachfolgenden Kriege zu Lande haben natürlich die Wiederherstellung einer Flotte nicht begünstigen können. Die Marine ist der einzige Zweig der Staatsverwaltung, bey welchem der Reichswürdeträger, der König von Sicilien, als Grossadmiral aufgeführt wird, so wie auch im J. 1789 der Herzog von Penthièvre als Admiral von Frankreich an der Spitze stand. Dieser hatte damals unter sich vier Viceadmirals (die Grafen d'Estaing, Marquis de St. Aignan, Prinzen von Montbason, und den berühmten Malteser Bailli Suffren), 17 Generallieutenants und 41 *Chefs d'Escadre*. Die Namen Bougainville und Peyrouse glänzen im dem Verzeichnisse der letzten, und noch ist doch Einer von ihnen übrig geblieben, der Viceadmiral, jetzige Senator, Graf Thévenard. Die Namen der Schiffsofficiere giebt der *Almanac royal* nicht an, der *Almanach impérial* hingegen nennt 156 Schiffscapitäns, die den Obersten der Landmacht gleichstehen, 226 Fregattencapitäns, welche den Rang der Bataillonschefs haben, und 725 Schiffslieutenants, im Rang den Capitäns gleich. Die Generalität hingegen besteht aus 9 Seepräfecten, welche die regelmäsige Correspondenz mit dem Marineminister in ihrem Bezirk besorgen, aus 10 Viceadmirals

(mit dem Range der Divisionsgenerale), und 24 Contreadmirals, die den Brigadegenerals gleich stehen.

Das X Cap. führt uns aus den Anstalten des Kriegs wieder zurück zu friedlichen Bestrebungen, indem es die *Organisation administrative* darstellt. Auch dieser Einrichtung liegt das Alte zum Grunde, da die Präfecten fast die nämlichen Geschäfte und Rechte haben, als die ehemaligen Intendanten, und wie jene an der Spitze der Provincialverwaltungen, oder dessen stehen, was man in Deutschland Regierungsgeschäfte, im Gegensatz der Justizsachen, zu nennen gewohnt ist. Selbst darin gleichen sie einander, dass sie mit dem Staatsrath in einer besonderen Verbindung stehen, und die Präfecten so wie die ehemaligen Intendanten aus den bey dem Staatsrath angestellten jungen Männern (ehemals den *Maitres des réquêtes*, jetzt den Auditoren) gewählt werden. Schon frühe hatte man also in Frankreich den Grundsatz, diese Regierungsgeschäfte, wofür man in Deutschland so vervielfältigte Collegien aufstellte, durch einzelne Beamte besorgen zu lassen, der monarchischen Verfassung anpassender und wenigstens für die Vollstreckung der höheren Befehle zweckmässiger gefunden. Auf der anderen Seite gehörte aber auch diese Einrichtung zu denjenigen, in welchen sich die Nachtheile einer willkührlichen Regierungsweise am stärksten ausgesprochen haben möchten, und so wie also gleich im Anfange der Revolution die Intendanten durch Beamte vom Volke gewählt; und späterhin durch Departementsadministratoren von 5 Mitgliedern ersetzt wurden: so war es eine der ersten Folgen der Constitution vom J. 1799, deren monarchische Tendenz nicht schwer zu erkennen war, dass die Regierungsgeschäfte und die Verwaltung wieder in die Hände solcher Beamten gelegt wurden, deren Ernennung und Entlassung ganz von dem Gutbefinden des Staatsoberhauptes abhängig war. Die Bildung der ehemaligen 32 Intendanturbezirke war durch zufällige Umstände bestimmt worden, wie nämlich die verschiedenen Provinzen des Reichs selbst gebildet, und mit der Krone vereiniget worden waren, und ihr Umfang sehr verschieden; zugleich aber auch viel zu gross. Die neue Territorialeintheilung in Departements war daher eine der ersten Arbeiten der Nationalversammlung; aber auch sie ist, wie das an der Spitze dieses Capitels stehende Verzeichniss beweist, nicht ganz ohne Rücksicht auf die Grenzen der alten Provinzen geblieben, und auch die Departements sind von sehr verschiedener Grösse. So hat das Departement der Scheldemündungen nur 76,820 Einwohner, das Departement Simplon, ehemals Wallis, gar nur 63,500; das Departement der Roer hingegen 631,194, das Departement der Schelde 636,480, und das Departement du Nord, das grösste von allen, sogar 839,833 Einwohner. Diese Seelenzahl ist bey den meisten Departements noch eben so angegeben, als im J. 1809, nur bey einigen Angaben scheinen neue Zählungen zum Grunde zu liegen, welche zum Theil sehr abweichende Resultate geben. So ist z. B. bey dem Departement der Nievre die Seelenzahl im J. 1810 zu 293,263, jetzt nur zu 241,520 angegeben, und dieser Verlust von 51000 Seelen auch nicht aus einer Veränderung der Grenzen zu erklären, da die Oberfläche in beiden Jahren gleich zu 686,619 Hectaren angegeben, auch die Zahl der Friedensgerichte gleich geblieben ist. Unter gleichen Umständen ist die Seelenzahl des Departements der Mosel jetzt um 27,351 Seelen höher, als im J. 1810, nämlich auf 413,260 angegeben, und dass bey diesen Zahlen Irrthümer zum Grunde liegen, beweist unter anderen auch das Departement des mittelländischen Meeres, weil die Volksmenge auch unverändert auf 318,725 angesetzt wird, obgleich seit 1810 die Insel Elba mit 12000 Einwohnern zu demselben geschlagen worden ist. Sonst wäre wohl die Abnahme der Bevölkerung durch den seit 1792 fortdauernden Krieg, und insbesondere die letzten blutigen Feldzüge in Spanien zu begreifen, aber nicht umgekehrt ein bedeutendes Wachsthum derselben.

Die Zahl der Departements ist seit 1810 nur um 1 vermehrt, und beträgt mit Einschluss der neu vereinigten Länder jetzt 130. Diess erklärt sich theils aus dem Zusammenziehen der beiden corsischen Departements Golo und Liamone in eins, theils daraus, dass nun alle aussereuropäischen Besitzungen Frankreichs, welche im J. 1810 noch 12 Departements ausmachten, ganz weggeblieben sind. Auch Holland hat dergleichen bey seiner Vereinigung nicht mitbringen können. Seit unserer letzten Anzeige des *Almanach impérial* sind also hinzugekommen: die zwey Departements der römischen Staaten, Rom und Trasimene (560,000 und 300,000 Einwohner); neun holländische Departements: Scheldenmündung 76,820 Einw., Rheinmündungen 257,580 Einw., Maasmündungen 309,234 Einw., Mündung der Yssel 140,000 Einw., Westems 191,100 Einw., Ostems 128,200 Einw., Friesland 175,400 Einw., Oberyssel 192,700 Einw., Zuyderzee 507,500 Einw., das Wallis Dep. Simplon 63,500 Einw.; und 4 deutsche Departements: Elbemündungen 375,976 Einw., Wesermündungen 327,175 Einw., Oberems 442,050 Einw. und Lippe 339,355 Einw. Zusammen also 16 neue Departements mit 4,396,580 Einwohnern. Die innere Verfassung dieser Provinzen ist bereits organisirt; die Präfecturen und Unterpräfecturen, die Friedensgerichte, Tribunale erster Instanz (Landgerichte) und kaiserlichen Hofgerichte (zu Hamburg, Haag und Rom) eingesetzt, die 49 Deputirten, welche diese Departements zum gesetzgebenden Corps geben, erwählt. Die kirchliche Verfassung und die höheren Schulanstalten sind allein noch nicht eingerichtet, wiewohl doch für das Departement der Rheinmündungen ein neues Bisthum zu Herzogenbusch Suffragan von Mecheln gestiftet, und für das römische Gebiet zwölf Bisthümer angeordnet worden sind; in Ansehung der Universitäten aber Gröningen und Leyden einstweilen in die Zahl der kaiserlichen Academieen aufgenommen, für

die künftige Academie von Rom zwar noch keine Professoren, aber doch einstweilen ein Rector ernannt ist, und mitten unter den Unruhen und Anstrengungen des Kriegs ein kaiserliches Decret die Errichtung zweyer neuen Academieen zu Bremen und Münster, wovon letztere indessen mehr beybehalten als neu gestiftet wird, angeordnet hat. Zu den Generalgouvernements sind nun noch drey hinzugekommen, nämlich für die römischen Staaten, für Holland; und für die illyrischen Provinzen, welche letztere noch ihre ganz eigene Verfassung haben. Als Generalgouverneur wird noch der inzwischen verstorbene Generaloberst der Husaren, Herzog von Abrantès, aufgeführt, an dessen Stelle der Senator und ehemalige Polizeyminister, Herzog von Otranto (Fouché), getreten ist. An der Spitze der Staatsverwaltung stehen nächst dem Generalgouverneur noch ein Generalintendant der Finanzen und ein Justizcommissär. Es ist nach den ehemaligen Provinzen in Intendanturen abgetheilt, nämlich Krain, Kärnthen, Istrien, Civilcroatien, Dalmatien, Ragusa, und Militarcroatien, welches bloss einen Militärcommandanten hat. Tribunale erster Instanz sind zu Laybach, Neustadt, Lienz, Villach, Görz, Rovigno, Trieste, Karlstadt, Fiume, Spalatro, Zara, Cattaro und Ragusa. Für die sieben ersten ist ein Appellationsgericht zu Laybach, für Dalmatien ein kleines Appellationsgericht zu Zara und eins zu Ragusa.

Was wir oben als einen Zug aus dem gegenwärtigen Charakter der französischen Staatsverfassung angegeben haben, das Zurückgehen auf ehemalige Einrichtungen und das Verschmelzen der neuen Formen mit den vormaligen ist, bis auf die Amtskleidung des ganzen Justizpersonals, die sich in Deutschland mit der Auflösung des Reichshofraths ganz verloren hat, nirgends so deutlich zu bemerken, als in der *Justizverfassung* (Cap. XI). Nicht nur, dass die Appellationsgerichte durch die neue Organisation, welche sie durch die kais. Decrete in den Jahren 1810 und 1811 erhalten haben, sowohl im Namen, der *Cours impériales*, wieder an die ehemaligen Obergerichte, *Cours souveraines*, erinneren, als auch die innere Verfassung derselben und die Formen und Verhältnisse des Dienstes sich dem, was in den Parlementern galt, wieder nähern, sondern die mit ihnen verbundenen Specialgerichte für die mit Störungen oder Bedrohungen der öffentlichen Sicherheit verknüpften Verbrechen stellen die vormaligen halbmilitärischen Gerichte der Marschälle von Frankreich (*Prévots des Maréchaux de France*), und die erst im J. 1810 errichteten Obervogteygerichte der Zölle, *Cours prévotales des douanes*, die vormaligen Obersteuergerichte, *Cours des aides*, in gewisser Art wieder her. Freylich alles mit Veränderungen, welche der Geist der Zeit gebot, und welche jetzt, da von einem Rechte des einzelnen Staatsdieners und der Collegien auf ungeschmälerten Genuss und Ausübung der Rechte ihres Amts nicht mehr die Rede seyn kann, leichter auszuführen waren, als ehedem.

Indem wir hier das Erwecken alter Formen und Einrichtungen aus einem zwanzigjährigen Schlummer als einen Charakterzug der neuesten Einrichtungen aufstellen, liefern wir nur einen Commentar zu den merkwürdigen Worten des Ministers, Grafen Montalivet, in der Darstellung des Zustandes des Reichs, welche er dem gesetzgebenden Corps am 29 Jun. 1811 vorlegte: „Bey Besetzung dieser Stellen (in den *Cours impériales*) hat Se. Majestät besonders die Männer aufsuchen lassen, welche von den ehemaligen Parlementen noch übrig, und in Rücksicht ihrer Jahre und Kenntnisse der Anstellung in den kais. Hofgerichten fähig waren. Se. Majestät hat sie aus eigener freyer Bewegung dazu berufen, und so einen neuen Beweis Ihres unveränderlichen Bestrebens ablegen wollen, alle ehemaligen Entzweyungen der Franzosen in Vergessenheit zu begraben, und in dem einzigen Interesse des Vaterlandes und des Thrones alle anderen untergehen zu lassen."

Wirklich sind auch bey der im J. 1811 in Gemässheit des kais. Decrets vom 20 April 1810 vollendeten Umwandlung der Appellationshöfe in kais. Hofgerichte eine grosse Zahl ehemaliger Parlementsräthe, Präsidialgerichtspräsidenten und Räthe und anderer ehemaliger königl. Justizbeamten angestellt worden, und jedesmal wurde in den Decreten über die Besetzung der einzelnen Hofgerichte diese Eigenschaft eines neuen Mitgliedes sorgfältig hervorgehoben. Diess ging sogar soweit, dass bey den Namen neuer Räthe bemerkt wurde, wenn sie Söhne ehemaliger Parlementsräthe waren, um auch hierin der vormals herrschenden Ansicht, welche die Gerichtsstellen fast durchaus als erblich betrachtete, in etwas nachzugeben. Denn wie tiefe Wurzeln diese alten Gewohnheiten in Frankreich geschlagen haben, und wie gross die Macht des Gebrauchs, der Gewohnheit dort ist, zeigt sich auch hier, wie überall, in der Sprache, in den Werken der Literatur und den Urtheilen über das Ausländische, und täglich scheinen sich die Versuche zu erneuern, sich der neuen unbequemen Einrichtungen, wie des Kalenders, zu entledigen. Die obenangeführte Rede des Grafen Montalivet über den Zustand des Reichs im J. 1810 giebt davon noch ein Beyspiel, indem es der Vorschläge erwähnt, die Departements wieder zu vergrössern, da die ehemaligen Intendanturbezirke auch grösseren Umfang hatten; aber in Beziehung auf sie gab es wohl mehr als einen wichtigen Grund, die Chefs der Provincialverwaltung nicht zu gar zu wichtigen und mächtigen Beamten zu machen.

Die Zahl der kais. Hofgerichte ist übrigens nun auf 36 gestiegen, da seit 1809 Haag, Hamburg und Rom hinzugekommen, hingegen 5 Appellationsgerichte für die französischen Colonieen weggeblieben sind. Der Tribunale erster Instanz sind jetzt 519. Sie können in Ansehung ihrer äusseren Einrichtung mit den alten Präsidialgerichten verglichen werden, welche Heinrich II auf den Vorschlag des älteren Cardinals von Lothringen zu grossem Missbehagen

der Parlemente in den bedeutenderen Städten des Reichs errichten liess, denn auch diese bildeten die erste Stufe collegialischer Entscheidung, wie die jetzigen Tribunale. Die Zollgerichte sind erst durch das kais. Decret vom 18 Nov. 1810 errichtet worden, und auch bey ihnen kommt zum ersten Mal wieder etwas vor, welches abermals an eine der ehemaligen Formen erinnert, dass nämlich in den Obergerichten, *Cours prévotales*, ein kais. Beamter mit dem Degen an der Seite, als dem Zeichen seiner nicht bloss richterlichen, sondern auch vollziehenden Amtsgewalt, als *magistratus paludatus*, und mit einem sonst sehr gewöhnlichen Namen als Obervogt, Grand-Prévot, an der Spitze steht. Schon ehemals waren ähnliche Gerichte für die Zoll- und andere fiscalische Vergehungen, von welchen die Appellationen an die *Cours des aides* gingen; aber auch sie wurden gegen den überhand nehmenden Schleichhandel unzulänglich gefunden, und zu dem Ende drey ausserordentliche Gerichte von einem Präsidenten und sechs Assessoren zu Valence, Rheims und Saumur errichtet. So wie diese als königliche Commissarien (nicht als selbstständige bleibende Behörden) in letzter Instanz, und ohne Recurs an den Staatsrath über die Contrebandiers und Salzdefraudanten zu richten hatten: so sind auch die Oberzollvogteyen nur bis zum allgemeinen Frieden errichtet, und gegen ihre Entscheidungen findet weder Appellation noch Cassationsgesuch Statt. Oberzollgerichte oder Obervogteyen sind in 8 Städten angeordnet (zu Agen, Aix, Alexandria, Florenz, Hamburg, Nancy, Rennes und Valenciennes), und sie machen die Appellationsinstanz der längst den Grenzen errichteten 36 Zollgerichte aus.

Im XII Cap. wird die *finanzielle Organisation* abgehandelt. Unter dem Finanzministerium bestehen folgende Generaladministrationen: 1) des Enregistrement und der Domainen. Hiezu ist die Führung der Hypothekenbücher gezogen, welche in Deutschland mehr den gerichtlichen Behörden zugetheilt ist. 2) Der Posten. 3) Der Waldungen. (Ehemals bestanden für die Forstverwaltung 21 Oberforstmeister, und unter ihnen 16 Forstmeister; gegenwärtig sind die Staatswaldungen in 31 Conservationen eingetheilt, und an der Spitze steht ein Collegium von 6 Administratoren und einem Generaldirector.) 4) Der kais. Lotterie. (In 11 Städten sind Zahlenlotterieen errichtet, welche 3 mal jeden Monat gezogen werden.) 5) Des Münzwesens. (Ehemals existirte ein höchstes Collegium für das Münzwesen, *Cour des monnaies*, mit 7 Präsidenten und 28 Räthen, welches auch die Gerichtsbarkeit in allen das Münzwesen betreffenden Sachen ausübte. Jetzt ist diese davon ganz getrennt, und das Münzwesen steht unter einer Administration von 3 Mitgliedern und 6 Generalofficianten. Der Münzstädte sind gerade 17, wie ehedem, doch nicht durchaus dieselben. Bey dem Münzhofe von Paris bemerkte ehemals der *Almanac royal*, dass die Arbeiterstellen seit 600 Jahren erblich, und immer denselben Familien wären, welche kraft ihrer Privilegien jeden Fremden ausgeschlossen hätten.) 6) Der vereinigten Auflagen, nämlich Tranksteuer, Salz- und Tabaks-Monopol (auch die alte Gabelle, aber freylich gemildert und verbessert), Kartenstempel, Gold- und Silber-Stempel, und die Abgabe von Wägen. (Ehemals waren diese Einkünfte verpachtet, und durch die fehlerhafte Organisation, durch den grossen den 44 Generalpachtern zugestandenen Gewinn, durch die Strenge, mit welcher sie gehandhabt wurden, eine der Hauptbeschwerden der Nation; jetzt werden sie für die Regierung verwaltet, wozu ausser der Generaladministration in Paris in jedem Departement ein Director, ein Inspector, und in jedem Arrondissement ein Haupteinnehmer und ein Hauptcontrolleur angestellt ist, der Tabak- und Salz-Niederlagen nicht zu gedenken.) Für die directen Steuern ist in jedem Departement ein Director, ein Inspector und ein Obereinnehmer, welche letztere unter dem Ministerium des Staatsschatzes stehen. Die Staatstilgungscasse ist zugleich Depositalcasse für das ganze Reich. Den Beschluss macht die Reichsbank, ein Institut, dessen die königliche Regierung entbehrte.

XIII Cap. Organisation der Behörden für den *Handel*. Hier werden die Richter und Präsidenten von 270 Handelsgerichten, die Mäkler und Dollmetscher der Handelsbörsen in den bedeutenderen Städten, und die Mitglieder der in 50 Städten Handlungskammern aufgeführt. Die letzten, angeordnet durch das Decret vom 3 Nivose XI, sind berufen: „dem Kaiser ihre Ansichten über die Mittel zur Belebung des Handels vorzulegen, und die Hindernisse anzuzeigen, welche dem Gedeihen desselben im Wege stehen." Die schon oben angeführte Rede des Grafen Montalivet über den Zustand des Reichs, sagt davon nichts, als dass Frankreich sich noch eine Zeitlang ohne Seehandel werde behelfen müssen, weil sich nur dann ein sicherer Friede schliessen lasse, wenn es 150 Linienschiffe in See habe.

Das XIV Cap. enthält die *Louveterie*, welche nun in 29 Conservationen eingetheilt ist, deren jede nach alter Weise einen Capitän an der Spitze hat. In jedem Departement ist ein Lieutenant; der Fürst von Neufchatel und Wagram ist Oberjägermeister und *Grand-Louvetier*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Geschichte des hanseatischen Bundes*, von *Georg Sartorius*, Prof. zu Göttingen. *Dritter* Theil. 1808. XIX u. 700 S. 8. Nebst zwey Kupfertafeln. (3 Rthlr. 4 gr.)

Umfassend und vielfach ist der Antheil, welchen der Bürgerstand auf die ihm eigenthümliche Weise an der Ausarbeitung des neueren Zustandes von Europa gehabt hat; und die Wirkungen der Handelsverbindung, deren Geschichte das vorliegende Werk enthält, gehören unverkennbar in der inneren Entwickelung der meisten germanischen und slavischen europäischen Völker zu den thätigsten Triebfedern. Durch die Aufsuchung, Auswahl, Zusammenstellung und fruchtbare Verbindung der vorzüglichsten, sowohl urkundlichen, als gedruckten Nachrichten, die zur Geschichte der nord-europäischen städtischen Hansa dienen, hat sich der Vf. ein mit Dank anerkanntes Verdienst um die Geschichtskunde erworben; er hat ein Werk geliefert, worin sich der oft gerühmte deutsche Fleiss von Neuem bewährt. Von seiner Genauigkeit in Benutzung der Urkunden haben wir uns zu überzeugen Gelegenheit gehabt: bekanntlich sind von den Hansatagsabschieden und anderen Verhandlungen viele Abschriften veranstaltet, und in den Archiven der vorzüglichsten verbündeten Städte niedergelegt worden; davon haben wir nicht wenige mit den von dem Vf. gebrauchten verglichen. Hätten wir die Anzeige von den beiden ersten Theilen des Werkes *) gemacht: so wären wir auch im Stande gewesen, aus manchen noch ungedruckten, dem Vf. nicht zugänglich gewesenen, urkundlichen Nachrichten Beyträge zu liefern, die besonders den Waarentausch selbst, die Handelsverhältnisse unmittelbar betreffen. In dem Zeitraume, von dem dieser letzte Theil handelt, haben wir deren keine, oder nur unbedeutende gefunden; überhaupt hat die letzte Zeit der vormals so wichtigen, und den Geschichtfreund ansprechenden deutschen Hansa wenig Fruchtbarkeit und Reiz mehr: es neigt sich Alles zur inneren und äusseren Auflösung. Die Schilderung des Verfalls und völligen Endes der Anstalt, vom Ablaufe des funfzehnten Jahrhunderts bis in die zweyte Hälfte des siebenzehnten, macht den Inhalt dieses letzten Theils aus.

Es werden zuvörderst die zusammenwirkenden allgemeinen Ursachen der Entkräftung und endlichen Auflösung des Bundes aufgezählt: eine Ausführung, deren Gegenstand dem Vf. wohl verstattet hätte, einen etwas höheren Standpunct einzunehmen, um seinen Stoff mehr weltgeschichtlich aufzufassen, mehr zu verbinden, und zu einem Ganzen zu verarbeiten. Die allmählich verbreitete grössere gesellschaftliche Ordnung, deren Mangel einst die Städte auf die Verbindung zum gegenseitigen Schutz geführt hatte, die veränderte Kriegsverfassung, die von der Erweiterung des Grosshandels veranlasste Verbesserung des Seewesens, und eine Summe von anderen, hier an einander gereiheten Dingen, die den Untergang der Hansa vorbereitet haben, stehen unter sich in einer ursachlichen Verbindung. Übergangen aber scheint uns kein Umstand von einigem Einfluss. In gleichem Masse, als die Regierungen, wie die Völker, sich erhoben aus jenem Zustande der Trägheit, Unwissenheit, Gesetzlosigkeit, der dem Städtebunde zur Grundlage diente, wurden die Vorrechte desselben geschmälert oder aufgehoben; der verbesserten Führung der öffentlichen Wirthschaft konnte nicht entgehen, dass die hansischen gegen andere Plätze unter andern in Ansehung des Zolls zu sehr begünstigt waren, und nach geringeren Sätzen zahlten; nicht wenig Antheil hatte auch die verbesserte Rechtspflege, und die zunehmende Rechtlichkeit unter den Handelsleuten, also das vermehrte kaufmännische Vertrauen, woher es kam, dass man von auswärtigen Häusern durch Aufträge Einkauf und Verkauf besorgen zu lassen anfing, und Niederlagen mit unterhaltenen eigenen Dienern oder Gehülfen überflüssig wurden. Zu diesen inneren, von der Entwickelung Europens herbeygeführten Erschütterungen der Hansa kommen von aussen zwey Ereignisse von der grössten und allgemeinsten Wirkung, die Entdeckung von Amerika und der neue Weg nach Indien, wodurch der Grosshandel eine neue Richtung erhielt, welche wieder der Anfang einer Reihe von Veränderungen ward, die in dem Gewebe der neueren allgemeinen Geschichte die Hauptfäden ausmachen. Was vom Schicksal verhängt war, dagegen konnten sich die Hansen bey aller Verletzlichkeit nicht auflehnen; desto heftiger

*) Die ersten beiden Theile dieses Werkes sind in unserer A. L. Z. 1804. No. 7. 8. von *Joh. v. Müller* beurtheilt worden.

schrieen sie, wenn die Fürsten gegen die, von den Vorfahren dem Bunde ertheilten, freylich theuer bezahlten Pergamente Gleichgültigkeit äusserten. Der Mangel an Zwangsmitteln gegen die auswärtigen Staaten, der träge Gang der reichsgerichtlichen Rechtspflege, die Irrungen, die unter den Bundesgenossen selbst immer häufiger und stärker wurden, nöthigten die hansischen Behörden zu so vielen verwickelten und fruchtlosen Verhandlungen, dass die Geschichte der letzten Zeiten einen unangenehmen Eindruck macht. Die kirchliche Theilung der Deutschen seit Luther steigerte die Verwirrung. Wir können uns nicht enthalten, Missbilligung des Seitenblicks zu äussern, den der Vf. auf die Kirchenverbesserung wirft, wenn er S. 32 sagt: „ein wittenberger Student, ein entsprungener Mönch, fand immer, wo nicht bis in die Stadt, doch bis vor die Mauern derselben seinen Weg; das Volk, das zu klagen genug hatte, hörte die neue Mähr von evangelischer Freyheit so gern. — — Die sitzenden und hypochondrischen Handwerker wurden von dem Worte des Herrn gewaltig getroffen; die Salbung theilte sich mit, und die handfesten und zuschlagenden Gewerbe vollendeten die Insurrection.“ Ist dieses mit Überzeugung geschrieben, oder bloss um dem Vortrag eine Farbe zu geben? Soll eins von beiden seyn: so ist jenes allerdings vorzuziehen. Man vergleiche hiemit eine andere Stelle S. 104: „wegen der grossen Gefahr des hochheiligen Lutherthums.“ Der dreyssigjährige Krieg, grossentheils in Niedersachsen geführt, war der letzte zerstörende Schlag für die Hansa.

Unter den Bewohnern des europäischen Nordens, des germanischen wie des slavischen, war, in Vergleichung mit den übrigen Völkern, am wenigsten Erfindsamkeit und Thätigkeit in Hervorbringung von Natur- und Kunst-Erzeugnissen, und in deren Vertriebe; auch waren diese Gegenden, nebst den Niederlanden und England, von Seiten ihrer Lage der eigentliche, von der Natur angewiesene Wirkungskreis der Hansa; dahin machte sie die frühesten und bedeutendsten Geschäfte, da hatte sie sich die grössten Begünstigungen und Vorrechte erworben. Wenn also die nordischen Völker und ihre Regierungen endlich erwachten, und, was sie gesäet hatten, auch selbst einerndten wollten; wenn die unbedachtsamen Verschreibungen früher unkundiger Vorfahren nicht mehr beachtet wurden: so mussten die Beschwerden der Hansen lebhaft, die Klagen über schlechte Zeiten bitter seyn, und eben so fruchtlose als verwickelte Verhandlungen zwischen den Regierungen und den hansischen Behörden entstehen. Lübeck, das in früherer Zeit Gesetze im scandischen Norden gegeben hatte, musste erfahren, wie seine Abgeordneten in Dänemark demüthigend behandelt wurden. Die kurze Dauer eines Vertrags der Hansa mit Friedrich II zu Odensee 1560, worin jene, doch nicht ohne Aufopferungen, die Herstellung gewisser Rechte erlangte, bewies, dass ein kaufmännischer Staat im Staate dem Zeitgeiste nicht mehr entspreche. Unter Christian IV hörten vollends alle Freyheiten auf. Je grösser in Ansehung Schwedens die Hoffnungen des Eigennutzes waren, als Gustav Wasa zum Throne gelangte, und in der Aufwallung der Freude, um denselben erst fest zu stellen, den Lübeckern und überhaupt den Hansen schöne Versprechungen machte: desto schmerzlicher musste die Erfahrung seyn, dass auch der Liebling abfiel, die Vergünstigungen zurücknahm, von den Klagen ungerührt blieb. Die folgenden Könige, wenn übrigens dem genannten nicht sonderlich ähnlich, waren diess wenigstens in Begünstigung ihres Landes auf Kosten der Hansa. — Russland betreffend, wo zu Naugard die wichtige Handelsniederlage war, musste der Zustand noch verworrener werden, da über dieselbe unter den hansischen Mitgliedern selbst, besonders zwischen den livländischen und den westlichen Städten, lange Streitigkeiten geführt wurden. — Noch grösser war der innere Zwist des Bundes in Beziehung auf die niederländischen Geschäfte, noch bedenklicher die steigende Nebenbuhlschaft im Zwischenhandel, und der kühne Unternehmungsgeist der jugendlichen Freystaaten, noch gefährlicher für den Verkehr der Hansa die äusserst günstige Lage der niederländischen Plätze gegen die neu eröffnete Handelswelt. Die vielfachen Verhandlungen, um Ausgleichung zu versuchen, zeugen eben so sehr von dem schwerfälligen Gange der Geschäfte jener Zeit, als von dem Andrange einer neuen Ordnung der Dinge im gewerblichen Leben, gegen den die Berufung des Bundes auf ihre Pergamente des Mittelalters unkräftig waren. Wie über die Niederlage zu Naugard, so entstanden über die zu Brügge weitläuftige und sehr widerliche Streitigkeiten, so dass die letztere nach Antwerpen verlegt wurde, um so mehr, da hier der Markt der auf dem neuen Wege herbeygeführten indischen Waaren eingerichtet wurde; wiewohl die erwarteten Vortheile nicht erfolgten, da die Haltung und Einheit im Bunde nicht herzustellen war. Was in Deutschland der dreyssigjährige Krieg, das verschuldeten in den Niederlanden die kirchlichen Unruhen unter Philipp II. — Dass England nicht werde zurückgeblieben seyn hinter Ländern von geringerer Naturbegünstigung und geringerer Federkraft des Volks, ist zu erwarten. Zwar nicht in Ansehung des ausländischen und Gross-Handels, auch nicht in Ansehung des Kunstfleisses, aber desto mehr des Landbaues, sind die Bewohner dieses glücklichen Landes den meisten Europäern vorangegangen; ihres Wohlstandes Grundlage ist die dauerhafte und eigentliche, ist diejenige, die in der Wissenschaft des Staatshaushalts gelegt wird, wenn gleich nicht zu leugnen ist, dass die Wirklichkeit ihr häufig widerspricht, dass in der Belebung des inneren Gewerbes vieler Länder die Landwirthschaft zuletzt an die Reihe gekommen ist. Wie richtig aber der wissenschaftlich aufgestellte Grundsatz sey, beweist das Beyspiel Englands und einiger Länder des Alterthums. Schon vor der Königin Maria war der Verfall des hansischen Verkehrs in England sichtbar. Die öfteren Beeinträchtigungen von Seiten der Regierung, und die gegen-

seitigen der Hansestädte; die fruchtlosen Versuche von Vergleichen, trotz mancher Bestätigungen der Freyheiten, die zuweilen die Könige ertheilten; die Missbräuche und Ausschweifungen der Niederlage in London; die Klagen der Engländer über die Begünstigungen der Hansen, besonders über die mit Vorliebe ertheilten Zollfreyheiten: diese und eine Summe anderer Umstände waren Vorbedeutungen des Untergangs der vormals so festen Anstalt. Vorübergehend war die Herstellung der Freyheiten unter Maria; am meisten unter dieser Königin war die Herrschaft der stolzen Hansen von den trotzigen, unverdrossenen englischen Kaufleuten gebrochen. In sofern die Vergleichung der Versuche unermüdeter Engländer, für die Erzeugnisse des aufblühenden einheimischen Kunstfleisses, besonders für wollene Tücher, der scharfen Einfuhrverbote ungeachtet, irgendwo auf dem festen Lande des mittleren und nördlichen Europa ein Ablager zu finden, in sofern, sagen wir, diese Vergleichung mit einem gleichartigen Theile der neuesten Handelsgeschichte nicht ohne Reiz ist, liefern wir eine Übersicht jener Unternehmungen der unverdrossenen Britten, mit Anführung einiger, doch wenig bedeutender, handschriftlicher und urkundlicher Nachrichten. Elisabeth begünstigte die Hansestädte eben so wenig, als Maria in den späteren Jahren ihrer Regierung. Der Muth und die Zudringlichkeit der unter dem Namen Adventurirer in eine Gesellschaft vereinten, mit einheimischen Waaren nach Deutschland handelnden Kaufleute stiess gewaltig zusammen mit der eigennützigen Herrschsucht der Hansen; von diesen aus den verbündeten Städten verbannt, und wegen der Feindseligkeiten Elisabeths mit Spanien auch in den Niederlanden ohne Unterkommen, richteten die Engländer ihre stets rege Aufmerksamkeit auf Emden, eine Stadt, die damals nicht mehr in der Hansa war, und durch ihre Lage sich zum Stapelplatz eignete. Aber Hamburg, im Gefühl der eigenen Kraft, und bekannt mit der Schwäche der alternden Hansa, von dem zu hoffenden Vortheil mehr angetrieben, als von Besorgniss der Ahndung des Bundes zurückgehalten, wagte im Jahre 1567 mit den Adventurirern einen Vertrag abzuschliessen, vermöge dessen dieselben ihre Niederlage dahin verlegten. Noch war aber nicht alle Kraft des Bundes erstorben. Dem Zorn desselben über die Abtrünnigkeit der Bundesgenossin gelangen Masregeln, durch welche sich die Hamburger bewogen fanden, nach Ablaufe der zehn Jahre sich von den Engländern zu trennen. Da zogen diese wieder nach Emden. Ihren Sieg zu verfolgen, wandten sich die Hansen an die Reichsbehörden, und erlangten, dass die Engländer durch einen Schluss des Kurfürstentags zu Prag 1580 aus Emden, und durch einen Reichsschluss zu Augsburg 1582 überhaupt aus den deutschen Städten verbannt wurden. Das beugte keinesweges den Muth der aufstrebenden Britten. Sie rückten weiter nach Nordosten, wohin der deutsche Arm nicht reichte; sie fanden gute Aufnahme in Elbing, mitten im Wirkungskreise der eifersüchtigen Hansa, ein Ärgerniss für diese. Unter den Feinden, die gegen dieselbe immer häufiger auftraten, drohte von Seiten der kühnen Engländer die meiste Gefahr. Verdrossen waren die Hansen freylich nicht, dieser Fehler kann neben dem Eigennutz nicht bestehen; aber sie hatten zu viel zu bestreiten. In England und in Polen arbeiteten die hansischen Vorsteher an der Zerstörung der brittischen Niederlassung: fruchtlos in beiden, der Hauptsache nach. Der König von Polen Siegmund III sagt in einem Schreiben an die hansischen Abgeordneten zu Lübeck, gegeben zu Krakau am 22 May 1592: Elbing habe es seinem Vortheil angemessen gefunden, aus der Hansa zu treten; es möchte also der Bund diese Stadt nicht mehr behelligen durch Berufung zu den Tagfahrten; er werde sich derselben nachdrücklich annehmen. Dass gleichwohl die englische Niederlage zu Elbing durch einen Reichsschluss Polens untersagt wurde, geschah nicht aus Begünstigung der Hansestädte, sondern um Danzig zu heben, wohin sich der englische Handel im Norden seit 1603 zu wenden anfing.

Frankreich, Portugall, Spanien und Italien sind die letzten Reiche, deren Handelsverhältnisse mit der Hansa beschrieben werden. Weniger nachtheilig in dem letzten Zeitraum waren dieselben in diesem Theile von Europa; fast lagen aber die genannten Reiche schon ausser dem eigentlichen Handelskreise des Bundes, und die allenfalls auch hier erlangten Rechte wurden unter Anstrengungen erworben, unter Anstrengungen behauptet. Aufgefallen ist uns die Stelle S. 431: „Frankreich hatte (im sechzehnten Jahrhundert) im Kunstfleiss noch wenige Fortschritte gemacht; Wein und Salz mochten etwa die Hauptproducte seyn, die man daselbst eintauschen konnte." Ohne der Seidenwebereyen zu gedenken, die schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, vorzüglich auf Veranstaltung der Päpste zu Avignon, aus Italien in Frankreich eingeführt, und in den südlichen Städten verbreitet wurden, erinnern wir bloss an die bedeutende Reihe von Natur- und Kunst-Erzeugnissen, womit Frankreich um diese Zeit den grossen europäischen Markt zu Antwerpen versah, aufgezählt von *Guicciardini* in seinem trefflichen Werke: *Belgium universum*, *Amstelod.* 1648, bey dem Handel Antwerpens, S. 95 u. s. w.: Wein, Salz, Waid aus Toulouse, Pech, Terebinthenholz, Honig, Öl, Safran, gebackene Pflaumen, Grünspan aus Montpellier; — Kannefas, bretagnische und normannische Leinwand, Scharlach aus Narbonne, feine Tücher aus Paris und Rouen, feine Stoffe aus Champagne, Ormuzini (ein Seidenzeug) aus Tours, Seidengarn aus Lyon, Papier, Glas, theils zur See, theils zu Lande hingeführt. Über die Gegenstände, Wege und Bedingungen des Handels der verbündeten Städte kömmt in diesem Zeitraum wenig vor.

Gegen das Ende des Werks berührt der Vf. die Umstände, deren Zusammenfluss endlich den gänzlichen Verfall der Hansa herbeyführte. Fortdauernde Seeräuberey, jetzt mit dem Namen Kaperey be-

schönigt; die einreissende Barbarey der überlegenen Seemächte, in Seekriegen keiner Flagge Parteylosigkeit zuzugestehen; Strassenraub ungeachtet des Landfriedens; Verfall des Münzwesens und viele andere Unfälle, vermehrten die Klagen und Verhandlungen der Hansen ausserordentlich. Aber die Städte selbst verschuldeten grossentheils die herannahende Auflösung ihres Vereins dadurch, dass sie die Verfassung nicht mehr befolgten, selbst den hansischen Bann nicht mehr achteten, die Vollstreckungsmittel der Behörden vereitelten. Erst zerfiel das Ganze, seitdem einzelne Städte, von gleichen Zwecken und Bedürfnissen zu einander geführt, sich verbanden. Gleichgültigkeit gegen den Besuch der Hansatage war die nothwendige Folge. Die Errichtung der Stelle eines hansischen Syndicus, so wie die Wahl von engeren Ausschüssen, unverkennbar nützliche Einrichtungen, konnten doch den Untergang nicht hindern; um so weniger, da viele Städte sich den Geldbeyträgen zur Befriedigung gemeinschaftlicher Bedürfnisse entzogen, wodurch auch die gemeinsame Wirthschaft zu leiden anfing, und Klagen der Beamteten über rückständige Gehalte das Übel vermehrten. Nachdem der dreyssigjährige Krieg die Auflösung des Bundes vollendet hatte, blieben Lübeck, Hamburg und Bremen in einer gewissen Verbindung, schon in den Jahren 1630, 1631 und 1641 geschlossen; sie verwalteten die unbedeutenden Trümmer der gemeinschaftlichen Besitzungen. Die letzte Versammlung ward zu Lübeck 1669 gehalten.

Auf der letzten Seite der geschichtlichen Ausführung steht folgende nicht unwichtige Stelle. „Schon aus der Veränderung der Sprache in den Verhandlungen und Beschlüssen lässt sich der Untergang und die Entartung abnehmen. Bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hielt sich noch die sächsische Sprache mit ihrer Kürze und Energie, dann entstand ein Gemengsel von Sächsisch und Hochdeutsch; und zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, als das Letztere allein herrschend geworden war, drängten sich nun vollends eine Unzahl von lateinischen und französischen Wörtern ein, welche den tiefen Verfall eigener Kraft, und das elende Nachäffen fremder Sitten und Gebräuche, nur allzu deutlich beurkundeten." Je treffender dieses gesagt ist: desto mehr ist zu bedauern, dass in dem gegenwärtigen Werke, einem, was den Inhalt betrifft, eigentlich deutschen, so viele Verstosse gegen die Reinheit und Richtigkeit der Sprache, nicht wenige auch gegen die Würde der Geschichtschreibung vorkommen, nebst manchen Nachlässigkeiten im Stil. — Ausdrücke wie: Evasive Antwort, Velleitäten, Chikanen, liquidiren, intercediren, remonstriren, procediren, Reception, Musketirer, und eine grosse Zahl anderer undeutscher Wörter hätte der Vf., wenn er die Sprache mit derselben Sorgfalt als die Sachen berücksichtigt hätte, leicht vermeiden können; eben so: Weiland, Vorschreiben und Vorwort (S. 43, 46), *prima fronte* (S. 80); Phänomene erschienen (S. 5); dass die Behauptung — — behauptet werden müsse (S. 14); Moriz von Sachsen schaffte wieder Raum und Luft zu leben (S. 58); Kanzleytrost (S. 77); die schlechte Gesinnung des Herzog*en* von Northumberland, welchem die Königin nicht wenig aufgesessen war (S. 330). Selbst der Titel des Buches ist nicht sorgfältig gefasst. Da nämlich Hansa nach Ulfilas eine *Verbindung* bezeichnet, und hansen vormals so viel hiess als *binden* (Urkunde des Erzbischofs Conrad von Cölln v. J. 1259, bey Lünig T. XVI. S. 921): so ist der Ausdruck: *hanseatischer Bund* nicht statthaft. N. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Kiel*, in der akadem. Buchhandlung: *Viola, oder das Todtengewölbe*. Ein Roman von *Wilhelmine Willmar*. 1812. 253 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) Man merkt es gleich an dem Titel, mit welcher Art von Ereignissen man hier unterhalten werden soll. Auf Erregung einer düstern traurigen Stimmung und einiger Schauer ist es angelegt. Rec. hat auch seine Portion davon erhalten; ist aber desswegen der Vfn. nicht böse, da sie doch wenigstens mit Manier und Freyheit bey ihrem Vorhaben zu Werke gegangen ist. Da zu erwarten steht, dass auf dieses günstige Urtheil die Vfn. bald wieder die Feder von Neuem ergreifen werde, um für die schöne Literatur und die Unterhaltung derjenigen, die sich nicht selbst unterhalten können, thätig zu seyn: so wollen wir (gezwungene, wie Rec., und ungezwungene Leser) uns bey dieser Gelegenheit für die Zukunft entweder alle Verse überhaupt, oder doch wenigstens solche verbitten:

Süsser Glaube an ein neues Leben — — —
Wo die Rosen, die der Sturm entblättert,
Uns in Pracht und Fülle wiederblühn;
Und *die Harfe, die am Grab zerschmettert*,
Wieder tönt in Himmels Melodien.

Ahs.

Nürnberg, b. Lechner: *Die Erscheinung am Hochgerichte. Eine abenteuerliche Geschichte.* Vom Vf. des Kreuzes im Walde (*Lochner*). 1803. 252 S. 8. (16 gr.) — Diese Geschichte verdient den Beysatz abenteuerlich mit vollem Rechte; denn sie ist ganz das, was man gewöhnlich unter diesem Worte versteht, ein Gemisch der sonderbarsten Zufälle, wie sie nur irgend die Phantasie zusammenwürfeln kann, mit unerhörten Verwickelungen. Da das Abenteuerliche eine Art des Heroischen ist: so nimmt es eigentlich das Lächerliche nicht mit in sein Gebiet auf; das Abenteuerliche dieses Buches aber hat es mit mancher Lächerlichkeit zu thun. Möchten indess der Fehler dieser Geschichte noch mehrere seyn: so bedauern wir doch mit dem Herausg. derselben den Verlust des Vfs., dessen Talente unverkennbar sind. Bildung freylich und Mass und Einheit vermisst man im Buche, aber nicht die Anlage des Vfs., seinen Producten diess alles geben zu können. Die Sprache übernimmt sich in ihrer Lebhaftigkeit bisweilen, und stösst ihre Gesetzgeber von sich.

Mm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Breslau, b. Barth: *Odina* und *Teutona*. Ein neues literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Von *F. D. Gräter*. I Band. 1812. XXXII u. 418 S. 8.

Nach einer beynahe zehnjährigen Unterbrechung, erscheint hier die Fortsetzung eines Magazins, dessen sich die Leser unter dem Namen *Bragur* und *Braga und Hermode* gewiss mit Vergnügen erinnern werden, und führt daher auch noch diese beiden Titel (B. 8 des ersten, und B. 5 des letzten). Die Zeit ist gegen den verdienstvollen Herausg. nicht undankbar gewesen, und während die ersten Bände von Bragur schon ganz vergriffen sind, hat der Patriotismus des neuen Verlegers die Fortsetzung desselben so rühmlich befördert. Es erheitert überhaupt, zu sehen, wie bey der immer schleuniger dem Untergang entgegen eilenden deutschen Vorzeit, man sich von allen Seiten her noch beeiferte, so viel als möglich zu retten, und wenn auch von Manchem nur noch die Kunde, aufzubewahren. So wahr ist es, dass im Sturme die Vaterlandsliebe nur um so höher und heller auflodert, und durch den Druck der wahre Muth nur an Schnellkraft gewinnt.

Was seit der Unterbrechung seines Magazins in diesem Felde geschehen ist, davon giebt der Herausg. in der Vorrede selber einen freylich nicht vollständigen, aber doch die Hauptpuncte berührenden Bericht; er lässt den mannichfaltigen jugendlichen Bestrebungen hierin Gerechtigkeit widerfahren, und hat um so mehr Recht, über die Anmassung und Vornehmigkeit derjenigen zu klagen, welche, selber noch Neulinge, doch nicht gern ein früheres Verdienst anerkennen, sondern ihre Vorgänger lieber ganz verleugnen.

Für den Inhalt dieses Bandes ist die lange Unterbrechung nicht unvortheilhaft gewesen, und wir erhalten hier mehr längere und ausgeführtere Beyträge als sonst, und alle kleineren Notizen, Anfragen, Neuigkeiten und dergleichen, sind für die von demselben Herausg. daneben erscheinende Alterthums-Zeitung *Idunna* und *Hermode* sehr schicklich aufgehoben. Der neue Titel *Odina und Teutona* deutet uns an, dass auch hier das nordische Alterthum neben dem deutschen auftritt: und mit Recht, wegen des innigen ursprünglichen Zusammenhanges beider, welcher in den letzten Tagen besonders wieder recht zur Sprache gekommen ist. Das höhere Alter der nordischen Poesie und Mythologie wird, trotz des neuerdings aufgewärmten schlözerischen und adelungischen Skepticismus, nimmer verkannt werden. Und so beginnt denn: I. die *Dichtungen: der Donnergott und der Asiate Thor*, von dem Herausg., und wie er selber sagt, ein Versuch, den widersprechenden Charakter des Gottes *Thor* aus der geheimen Geschichte der eingewanderten *Asiaten* zu erklären. Bekanntlich giebt die nordische Mythologie selbst an, dass ihre letzten Götter aus *Asien* eingewandert sind, und der älteren einheimischen Götter Namen und Verehrung angenommen haben. Dieses ist hier poetisch, besonders in Beziehung auf Thor, einen der Hauptgötter, ausgeführt. Die vielen Menschlichkeiten der nordischen Götter würden hienach nur auf Rechnung des letzten Götterstammes kommen. Aber wir glauben, besonders weil diese doch nicht als blosse Betrüger, sondern als wirkliche Götter erscheinen, dass eine historische Erklärung hier fast eben so vergeblich seyn möchte, wie bey den Verkörperungen der indischen Götter; und die damit so nahe verwandte Vorstellung von der Seelenwanderung ist ein Grundzug der ganzen nordischen Poesie, und erscheint in so manchen an die eigentliche Mythologie sich auch genealogisch anreihenden Heldenfabeln, z. B. von den drey Helge's und ihren Frauen. Ein ähnliches Verhältniss haben ja selbst die alten und neuen Götter der antiken Mythologie. Und die älteren nordischen Götter, als wahre Götter, werden gewiss auch schon ihren Theil an diesen Menschlichkeiten haben, so gut wie die homerischen; ja eben diese, dem gemeinen und unglaubigen Sinne anstössige, unauflösliche Verschmelzung des Menschlichen und Göttlichen in den nordischen Mythen ist der kräftigste Beweis, dass sie eine wahrhafte geglaubte Volksreligion gewesen. Der Vf. scheint uns daher dieser mit seiner *lucianischen* Darstellung, welcher übrigens das Verdienst einer leichten und angenehmen Ausführung bleibt, keinen sonderlichen Dienst erwiesen zu haben. Von gründlichem Studium zeugen aber die angehängten Nachweisungen auf die Quellen. Merkwürdig sind darunter die Stel-

len der Alten von den *Asen*. Hinzufügen liesse sich hier noch die bekannte Sage beym Tacitus in der Germania C. 3, dass *Odysseus* an den *Rhein* gekommen und *Asciburgium* erbaut habe. Die Deutung, dass hierin eine Bestätigung des Mythus von *Odin* und der übrigen *Asen* Wanderung und ihrer Stadt *Asgard* liege, welche schon vorlängst gemacht worden (von *Jonas Ramus: Ulysses et Odinus unus et idem. Hafniae*, 1702), bot auch Rec. sich von selber dar. Nach Jornandes (*de reb. Getic.* C. 13) nannten die Gothen, nach einem glorreichen Siege über Domitians Feldherrn Cornelius Fuscus (zu Ende des ersten Jahrhunderts), die Helden, durch die sie gesiegt: „*semideos, id est Ansos*". Diess sind sicher die *Asen*, und auch wohl so zu lesen.

II. *Untersuchungen und literarische Aufsätze.* Zuerst nordische: 1) *Über eine griechische Nachbildung des eddaischen Liedes: Skirners Fahrt*, vom Herausg. Nur einzelne Verse dieser hexametrischen Übersetzung werden mitgetheilt, über deren Gräcität wir uns des Urtheils bescheiden. Doch möchte sich der Übersetzer, da er nach seiner früheren deutschen homerisirenden Übersetzung (sie steht in seinen *lyrischen Gedichten* S. 225) arbeitete, über den glücklichen Fund griechischer entsprechender Wendungen vielleicht täuschen. Es ist schwer, hier die Centonen zu vermeiden. Überhaupt sind die nordischen Götter- und Helden-Lieder gewiss weit weniger homerisch, als etwa unser *Nibelungen Lied*, dem es der Herausg. (in der Vorr. XIX—XXI), aus leicht zu widerlegenden Gründen, streitig machen will. Ein von ihm nicht einmal angeführter Hauptunterschied ist freylich die Abwesenheit der Mythologie darin; aber man wird vernünftigerweise diese Vergleichung insonderheit nur auf die gleichmäsige ächtepische Darstellung und die Trefflichkeit und Vollendung des Ganzen in dieser Gattung beschränken, und die nordische Mythologie, selbst wenn sie mit darin verarbeitet seyn könnte, würde doch immer von der antiken specifisch verschieden bleiben. 2) *Jens Möllers* Preisschrift *über die Einführung der nordischen Mythologie, statt der griechischen, in die Dichtkunst*; aus dem Dänischen übersetzt von *Blok Töpen*, stellt Alles recht gut zusammen, was dafür gesagt werden kann. Es kommt besonders darauf an, dass diese Frage durch die That beantwortet werde, dass ein wahrhaft begeisterter Dichter auftrete, und die altnordische Götterwelt wieder herauf führe und neu belebe. Theilweise ist dieser Beweis schon geführt, in manchen trefflichen Gedichten, aber noch nicht im Grossen, Umfassenden; und da möchte man freylich immer keinen Homer, sondern etwa nur noch einen Ovid zu erwarten haben. Da diese Mythologie, gleich wie die antike, nicht mehr Volksglaube ist: so bleibt ihr Gebrauch freylich auch nur noch ein gelehrter. Aber wenn ihre Gestalten und Fabeln (wie zu wünschen) erst recht mannichfaltig wieder aufgefrischt und geläufig sind: so wird sie dem Dichter, nach Umständen, eben so willkommen seyn, wie die griechische, welche wir uns aber aus demselben Grunde nicht mehr nehmen lassen können. Die Norden haben zwar hierin vor uns Deutschen zum Voraus, dass ihre Literatur einerseits gleichsam noch mehr neutral ist, und ihnen andererseits diese Mythen, welche sich an ihre Heimath und Geschichte knüpfen, noch viel näher liegen, und deren Bearbeitung als Stoff selber, nicht bloss als poetischer Ausdruck, eher Eingang finden kann; und sie haben in der That hierin schon mehr geleistet. Aber auch bey uns, zumal im nordlichen, ebenfalls protestantischen Deutschland, wo die alte christliche Mythologie so weit abhanden gekommen, dass Klopstock sich schon eine neue erfinden musste, lässt sich in der Folge noch mehr erwarten, um so eher, da auch unsere alte Heldenpoesie, besonders in dem Mythus der *Nibelungen*, durch dessen ältere nordische Darstellung mit der nordischen Mythologie in innigem Zusammenhange steht, und wirklich von dieser Seite her schon bedeutende Schritte gethan sind. Und vor allen ist hier die Bearbeitung der alten Mythen und Sagen selber zu empfehlen, schon ihrer Verbreitung wegen, und zugleich als ein gutes Mittel, dass man nicht bloss die antiken *Namen* mit den nordischen vertausche. 3) *Fragment eines altdänischen Volksliedes*, vom Hauptmann *v. Abrahamson*, mit gelehrten antiquarischen Anmerkungen, welche uns mitunter etwas zu gesucht scheinen; wir hätten lieber auch die, zwar nicht für ächt erkannten Schluss- und Anfangs-Strophen und die Sangweise mitgetheilt gesehen. Vermuthlich werden wir diess Alles auch in der neuen Ausgabe der *Kämpeviser*, als deren Mitherausgeber der unlängst leider zu früh verstorbene *Abrahamson* bekannt ist, wiederfinden. 4) *Ein alphabetisches Verzeichniss der in Snorri's Heimskringla vorkommenden Scalden und Lieder*, vom Herausg.; sehr fleissig und brauchbar, geht aber nur über die beiden ersten Bände der grossen kopenhagener Ausgabe; und der Auffoderung, es auch über den dritten nachzuholen, wird es jetzo wohl nicht mehr bedürfen, da eben auch der schon vorlängst bis auf Titel, Vorrede, Register und dergleichen gedruckte vierte und letzte Band erschienen ist, welcher ohne Zweifel auch mit solchen vollständigen Verzeichnissen ausgestattet seyn wird.

Die *altdeutsche Literatur* betreffen: 1) des verstorbenen *Kinderling nähere Erläuterung über den in der Schmiede zu Ruhla hart geschmiedeten Landgrafen Ludwig den Eisernen.* Aus den verschiedenen hier gesammelten Erzählungen davon ergiebt sich, dass es eine örtliche, sprichwörtliche Redensart gewesen, sich in der (annoch namhaften) *Ruhla*-Schmiede hart schmieden lassen; wie z. B. noch in Pommern Jemanden nach *Kalies* schicken, um ihm den Flöz (Tölpel) abzapfen zu lassen. Und diess Sprichwort soll an dem Landgrafen wahr geworden seyn, indem er vorher ein weichmüthiger, Anderen die Regierung überlassender Fürst gewesen, bis er einst auf der Jagd sich in die Ruhla-Schmiede verirrt, wo der

Schmid, ihn nicht erkennend, unter derben Flüchen und Schlägen das Eisen beständig seinen Landgrafen nennt, und es zum Hartwerden ermahnt, wodurch dieser denn auf der Stelle so fest und biederbe worden, dafs er den Beynamen des Eisernen erhalten. Ein trefflicher Mythus, der allgemein zu werden verdient, und sich nur recht oft wiederholt haben möchte. 2) *Über das Alter und den Ursprung des Königstitels*, vom Herausg. Gelehrt und ausführlich. Die älteste gothische Benennung bey Ulfilas ist *thiudans*, von *thioth*, dem späteren *diet* (noch in *de*müthig d. h. alt *diet*müthig, ganz wie leutselig, und in den Namen *Diet*rich, *Det*mold, und vermuthlich in *Deutsch* selber, — daher *deut*lich, popular); dasselbe ist das altnordische *thiódan*: eine Parallelstelle zu der S. 165 angeführten steht in den durch *v. d. Hagen* herausgegebenen *Edda*-Liedern, S. 29, wo *filkir* jenes *thiódann* bestätigt. Eben so verhält es sich mit dem gewöhnlicheren nordischen *dróttinn* (altdeutsch *truhtin*, *trechtin*, — *trost*, noch in *Drost* und in *Drottning*, schwedisch und dänisch Königin) von *drótt*, Volk (Trofs?), und mit *filkir*, von *folk*, *fylgia* (unser *Volk*, *Gefolge*, daher *Volker*). Die niederdeutsche Evangelienharmonie, wo zuerst *cuning* vorkömmt, ist wohl später als das fünfte Jahrhundert; doch mag der Name älter seyn, wie auch die Stelle aus *Snorri* (S. 161) andeutet. Er findet sich auch schon in den vorgenannten *Edda*-Liedern (z. B. S. 29 die Zusammensetzung *thiod-konongr*), scheint aber ursprünglich mehr eigentlich deutsch. Sicher kömmt er nicht durch Attila von dem hunnisch-tatarischen *chan*, sondern von dem altdeutschen *chunne*, Geschlecht, Stamm (*genus*, *γένος*) im vorzüglichen Sinne; daher das alte *chone*, *wine* (*minne?*), Gatte, Geliebte; das englische *queen*, Königin, *Kind* (alt oft im edlen Sinne, wie *Infant*, — und wie *Baron* vom alten *Barn*, *Geborner*, besonders Edelgeborner von Geburt); dann auch *kühn*, *können* u. s. w. Ebenso wie *edel*, von dem alten *aett*, Geschlecht, *Atta*, Vater, — dazu *od*, *Gut* (noch in Al*lod*ium); und wie das alte *magenchraft* (*majestas*), von *Magen*, Verwandten (noch in Schwerdt- und Spill-*Magen*), Altnordisch *magr* und *man*, Kind beiderley Geschlechts; altdeutsch *magezog*, Erzieher, *magtlich*, *gemagt*, *gemeit*, wohlgezogen; noch in *Magd*, *Maid*, so wie in *mögen* und *Macht*. Diese und ähnliche Wörter gehören zu den ältesten Wurzeln des edeln und reichen Stammbaums unserer Sprache. 3) *Minnelieder aus der manessischen Sammlung* von *G. Leon* übersetzt, oder vielmehr nur nachgeahmt, denn sie sind in der gleimischen Manier. Wir können diese, trotz dem Vorberichte, nicht gut heissen, und halten die tieckische, mit etwas mehr Strenge ausgeführt, und einigen nöthigen Erklärungen, noch immer für die rechte. In dieser Modernisirung dagegen wird man schwerlich die alten treuherzigen und zarten Minnelieder wieder erkennen. Lieber wenden wir uns zu III. einer *Sammlung altdeutscher Volkslieder*, welche, wie zum rechten Gegensatze, hier buchstäblich genau von einzelnen fliegenden Blättern abgedruckt sind; und gern hätten wir, statt der vorigen Abtheilung, noch mehr von diesen aus dem reichen Vorrathe des Herausg. gesehen. So sind es diesmal nur 5, meistens historische Lieder, von denen ein paar schon im *Wunderhorn* stehen; man lernt aber hier die dort nicht angegebenen Quellen, so wie die Art ihrer Benutzung, kennen. Das bedeutendste ist das Lied von dem edlen *Tannhäuser*, dessen schon Aventin in seiner Chronik, B. 1, gedenkt, und aus welchem, so wie aus der Zusammenstellung mit dem *treuen Eckart*, in der Vorrede zum alten Heldenbuch, und in der Romanbibliothek, B. 21, *Tiecks* bekannte herrliche Dichtung herrührt. Es steht hier nach einem alten nürnberger Drucke durch Ge. Wachter; aus einem anderen nürnberger Drucke durch Jobst Gutknecht, o. J., und einem leipziger v. 1520, beide in 8, 1 Bogen und mit einem Holzschnitte, ist es modernisirt in den *Curiositäten*, B. 1. (1811.) 517 S. Noch einen anderen hatte Goldast vor sich, der in den *Paraenet. vet.* p. 371 den Schlufs noch anders anführt. Er legt das Lied dem alten Minnesinger *Tanhuser* selber bey: es verhält sich aber damit, wie mit dem Liede auf den *Brennenberger* (Wunderhorn II. 229). Ein späterer mangelhafter (ohne die 14 Strophe), mit einer Nutzanwendung (nach Stroph. 26) vermehrter Abdruck ist in *Kornmanns* (1610) Venusberg S. 126; und hieraus in *Prätorii* Blocksbergsverrichtungen S. 19, in der Romanbibliothek a. a. O. und im Wunderh. I. 86. Diese Herstellung des ächten Textes ist also sehr erwünscht. Das Lied von des Ritters *Morgeners* Wallfahrt, ist offenbar nur eine Variation von dem schon früher in *Bragur* III. 402 mitgetheilten Liede vom edlen *Möringer*, und hat in der Fabel viel Ähnlichkeit mit dem unter unseren Volksbüchern noch umgehenden Heldenliede von *Heinrich dem Löwen*. IV. *Handschriften*. 1) *Nordische*. Die 8 ersten Strophen des damals noch ungedruckten *edda*ischen Liedes von *Helgi Haddingia-Scati* (der Haddingen Dienstmann) nach einer neueren Abschrift der ganzen älteren Edda, aus welcher der Besitzer, Hr. *M. F. Arendt*, dem Herausgeber, gegen mehrere nordische Bücher, drey ganze Lieder abzuschreiben verstattete. Jetzo sind die sämmtlichen bis dahin noch ungedruckten Lieder der Edda nach dem ältesten Codex der königlichen Bibliothek in Kopenhagen vollständig erschienen in *v. d. Hagens* Ausgabe (Berlin, 1812. 8), und darunter auch diese. Sie stehen alle in nahem Zusammenhange mit unseren nationalen Fabeln des *Heldenbuchs* und der *Nibelungen*, und enthalten hauptsächlich eine ältere, treffliche, rhapsodische Darstellung der letzten. Das hier angefangene Lied gehört aber zu denen, die etwas entfernter stehen, nur durch Verwandtschaft (und zwar durch die obgedachte Seelenwanderung) mit jenen verbunden, eigenthümlich nordischen Inhalt und Farbe haben. Daher es aus einer gewissen Vorliebe für diese Art erklärt werden muss, dafs der Herausg. gerade die drey für die altdeutsche Helden-

poesie am wenigsten wichtigen Stücke ausgewählt hat. Die lateinische Übersetzung und den gelehrten Commentar zu prüfen, bleibt einer besonderen Recension derselben vorbehalten, wie sie zuerst in einem Programm des Herausg. 1811 erschienen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. Gedruckt in diesem Jahre: *Hundert Epigramme auf Ärzte, die keine sind. Von einem erbossten Hypochonder.* Vobis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas. 78 S. 8. So oft auch das Thema, mit dem diese Sammlung von Epigrammen sich ausschliessend beschäftiget, schon zum Ziele des satirischen Witzes genommen worden ist; so wird man doch mit Wohlgefallen dieses kleine heitere Büchelchen durchblättern. Die Fruchtbarkeit an gelungenen Wendungen, der leichte gefällige Humor, die Gewandtheit des Ausdrucks bey der Correctheit der Sprache und des Reims verrathen keinen Anfänger, sondern eine geübte Hand und einen gebildeten glücklichen Kopf; und irren wir nicht: so rühren diese muthwilligen Kinder des Scherzes von demselben Vater her, dem das Publicum schon mehrere Sammlungen von Epigrammen dankt, dessen Namen auch längst mit den Namen der ersten epigrammatischen Schriftsteller genannt wird. Wir theilen unseren Lesern hier einige als Probe mit:

S. 9. *Der glückliche Scheidekünstler.*

Er treibt die Scheidekunst als Zeitvertreib;
Besonders scheidet er mit Glücke — Seel' und Leib.

S. 11. *Die Parcen an Burros Geburtstage.*

Wir senden heute dir, statt aller Lobesreden,
Diess rare schwarze Festgewand,
Gewoben nur aus kurzen Lebensfäden,
Abschnitten deiner Meisterhand.

S. 13. *Ungleiche Wohnung.*

Der reiche Doctor Epikur
Nimmt sieben Zimmer ein,
Und läſst den Patienten nur
Ein dunkles Kämmerlein.

S. 14. *Rüge.*

Wenn er seine Kunden auch
Gern besuchte, wär' es wacker;
Doch man sieht den faulen Bauch
Selten auf dem Gottesacker.

S. 29. *Nachricht.*

Gottlob begrub man dieses Jahr,
So häufig das Erkranken war,
Vier Kinder nur und Einen Greisen;
Denn unser Doctor ist auf Reisen.

S. 76. *Kalibans gerechter Zorn.*

Der ew'ge Jude, Herrn Collegen,
Muſs doch nicht umzubringen seyn.
Ich gab unlängst ihm Pillen ein.
Heut — rasend hätt' ich werden mögen —
Kommt mir der Kerl gesund entgegen.

S. 77. *Der christliche Medikaster.*

„Er ist zu kenntniſsleer, zu dumm!
Faustino darf nicht doctoriren" —
Oh! rief ein Jesuit. Warum?
Zu Gottes und der Kirche Ruhm
Könnt' er in Stambul prakticiren:
Er brächte dort die Ketzer um.

Es lieſsen sich leicht mehrere, vielleicht bessere, ausheben; doch diese werden schon hinlänglich seyn, unser Urtheil zu bestätigen, und die Freunde des Scherzes gewiss zum Genusse der ganzen Sammlung einladen. Dass der Witz nicht überall gleich treffend, die Pointe oft etwas stumpf ist, wer wird diess bey so vielen Pfeilen, die auf Ein Ziel abgeschossen werden, anders erwarten? So gefallen uns No. 3 und 8 weniger.

Gewissensfrage.

Besoffen rief er jüngst: Freund Gottesacker sprich:
Wen hab' ich mehr gefüllt? Mich oder Dich?

Leid und Freud.

Schnell verschied an *eig'ner* Cur
Feldgalenus Astaroth.
Ex profundis sang der Tod,
Hallelujah die Natur.

Beide Epigramme machen wegen des Gesuchten und weniger Natürlichen, bey den letzten auch im Ausdrucke, keine gute Wirkung. Dem 29:

Smelfung ist ein Commis des hochbelobten Stahl,
Nur miſsverstand er seinen Principal.
Damit kein Übel mehr die Kranken quäle,
Schafft er den Grund des Übels fort, die Seele,"

liegt ein falscher, wenigstens schielender Gedanke zum Grunde. No. 31 ist ein zu bekannter Einfall. Ob einige Worte und Ausdrücke z. B. S. 9: „*zu tode geürzelt zu haben*" Glück machen werden, zweifeln wir. Doch — *ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis.*

Ph.

Kiel, in der akadem. Buchhandlung: *Andeutungen oder: kleine Erzählungen.* Von *J. G. D. Schmiedtchen.* 1809. 246 S. *Zweytes Bändchen.* Auch unter dem Titel: *Landfrüchte.* Eine Sammlung kleiner Erzählungen. 1810. 270 S. *Drittes Bändchen.* Auch unter dem Titel: *Zöglinge.* 1811. 255 S. *Viertes Bändchen.* Auch unter dem Titel: *Silenen.* 1812. 253 S. 8. (4 Rthlr.) Der gröſsere Theil dieser kleinen Erzählungen erscheint in einem gefälligen Gewande. Sie bemächtigen sich bald des Lesers, und halten ihn, der sich auch gern von ihnen halten läſst. Sie spannen die Erwartung zwar nie sehr hoch; aber dafür lassen sie auch nicht unbefriedigt, und geben bisweilen sogar mehr, als man erwartete. Die Darstellung hat ein gewisses Feuer, eine Raschheit, der man sich willig hingiebt. Die Erfindung ist bey den meisten recht artig. Der Sprache wünscht man bisweilen mehr Bildung, wenigstens mehr Aufmerksamkeit von Seiten des Vfs.

Ae.

Mannheim, b. Löffler: *Gedichte* von *K. W. F. L. Freyherrn v. Drais*, groſsherzogl. bad. Oberhofrichter, des Ordens der Treue Groſskreuz. 1811. 150 S. 8. (14 gr.) Moralische, geistreiche Betrachtungen machen den gröſsten Theil dieser Gedichte aus, an denen die Gesinnung mehr, als der Vers und die Poesie, Verdienstliches hat. Einige Stellen in der Schilderung des Schlachtfeldes, die nicht ohne Kraft sind, scheinen uns die gelungensten. Der einfache verständige Ausdruck in dem Gedichte: *Liese*, kleidet den Vf. sehr wohl. Übrigens hat er bey seinen poetischen Versuchen wohl am meisten an seine Freunde gedacht, wie man aus den vielen Mittheilungen, die nur ihn selbst betreffen, ersehen kann.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Breslau, b. Barth: *Odina* und *Teutona*. Ein neues literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Von *F. D. Gräter* u. s. w.

[*Zugleich über Reineke Voss.*]

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

2) *Altdeutsche Handschriften.* Voran eine Geschichte und Beschreibung der damaligen *comburger*, jetzo der stuttgardter einverleibten Bibliothek, welche einen schönen Reichthum von Handschriften in Incunabeln bewahrte. Die ersten stehen hier alle verzeichnet; die bedeutendste aber ist unstreitig die einzige altdeutsche Handschrift darunter, nämlich der *Reineke Voss*, dieser unvergleichliche Volksroman, der bey uns, nächst dem *Faust*, mit so grosser Vorliebe erneuet worden ist. Gewiss ist diess Stück zugleich das wichtigste des ganzen Bandes, so wie es auch das längste ist (es hat 3465 Verse), und der Herausg. hat sich ein neues grosses Verdienst durch die Entdeckung und Bekanntmachung desselben erworben. Es führt zu den merkwürdigsten Aufschlüssen über die bis daher so vielfach verworrene Geschichte dieses vielgewandten Gedichts, und verdient daher wohl, dass wir uns etwas länger dabey verweilen. Die Handschrift auf Pergament ist, nach allem Anschein, noch aus dem 14 Jahrhundert, und enthält mehrere andere kleinere und grössere Gedichte, deren genaues Verzeichniss zur Zeitbestimmung willkommen gewesen wäre, sämmtlich in altniederländischer oder holländischer Sprache. Eins darunter ist von *Jakob v. Merlant*, dem, so viel man weiss (nächst Herzog *Johanns* von *Brabant*, in der manessischen Sammlung) ältesten niederländischen Dichter (um 1270), von welchem mehrere Werke bekannt und auch schon gedruckt sind. Der Dichter des Reineke ist gewiss eben nicht jünger, wie sich schon aus der Sprache beweisen liesse, und einigermassen auch daraus, dass er noch ganz unbefangen von *Weibern* und *Kindern* der Pfaffen erzählt (V. 1234. 1244). Der Herausg. scheint den Namen desselben übersehen zu haben, da er sich doch gleich mit dem ersten Worte *Uvillem* (noch die holländische Form von *Wilhelm*) nennt; er sagt von sich, wie er viele Bücher gemacht, und wie es ihn verdrossen habe, dass die Aventüre von *Reinaerde* noch nicht im *dietschen* (zunächst Niederländischen und Holländischen, wie noch das englische *dutch*) gedichtet worden; er habe sie daher, auf Bitten einer schönen Frauen, nach den *wälschen* (d. i. französischen vergl. V. 100. 1456) Büchern bearbeitet. Es ist hienach kein Zweifel mehr, dass das Original dieses Romans, auf den schon *Richard Löwenherz* (st. 1199) in einem Gedichte anspielt (s. *Millot*, *hist. des troubad. T. I. p.* 63), und aus dem vor 1233 in Frankreich schon *Bilder* beliebt waren (*Le Grand d'Aussy, Extraits, p.* 295), zunächst französisch ist, und die Namen der Thiere und viele andere Wörter und Wendungen in dieser Übersetzung beweisen es; wie man solches denn auch schon früher durch die Auszüge der verschiedenen altfranzösischen Handschriften davon, in dem *valiere*'schen Katalog, und besonders durch *Le Grand d'Aussy*, in den *Fabliaux et Contes, T. I. p.* 392, besser in den *Extraits des Manuscrits de la bibliothèque nationale à Paris, T. V. p.* 294, wusste. Aus den hier beschriebenen 5 Handschriften, welche überhaupt 24 Fuchsgeschichten und Fabeln, fast alle von ungenannten Verfassern, ohne eigentlichen Zusammenhang und in verschiedener Folge enthalten, ergiebt sich, dass es eine grosse Reihe solcher, zum Theil wirklich nur aus den alten Fabulisten herübergenommener Dichtungen, *branches* genannt, gab. Diese erhielten eine Art von Stamm in dem Stücke des *Perrot d. S. Cloot* (*St. Cloud*) vor 1233, welches mit einer sinnreichen Schöpfung des Fuchses beginnt, indem Adam die guten und Eva die bösen Thiere schafft; obgleich diess Stück, das sich auf ein Buch *Aucupre* (?) bezieht, desshalb noch nicht das älteste seyn mag. Jünger ist freylich die grösste und Hauptbranche, deren ungenannter Dichter ausdrücklich den *Perrot* damit ergänzen will, und diese ist nun eben die, welche dem niederländischen *Vos Reynaert* zum Grunde liegt, und offenbar auch die trefflichste und reichste dieser Fabeln ist, welche, zumal in der niederländischen und deutschen Darstellung, mehrere der anderen einzelnen, zum Theil auch schon von *Perrot* aufgenommenen episodisch enthält, und auf andere als bekannt anspielt. Die niederländische Bearbeitung scheint sich theilweise sehr nahe an die französische Urschrift zu halten: die Namen der Thiere sind dieselben; desgleichen führt der Fuchs den Wolf in den Speicher des Pfaffen von *Vnnbloys* im Lande *Vermendoys* (V. 1508, wofür unser *Reineke Voss* das *julicher* Land setzt). Sonst aber ist hier der Schauplatz, der Hof des Löwen, wohl in den

Niederlanden gedacht; auch haben einige Fabeln ganz niederländische Farbe, und örtliche, ja vielleicht selbst persönliche Beziehung, und werden dagegen in den französischen Auszügen nur kurz angedeutet. Dergleichen sind, wie der Fuchs den Bären zum Honig und den Kater zu Mäusen führt; besonders aber die dort ganz fehlende Erzählung, wie er den Löwen auf einen Schatz reizt: da ist der Schauplatz ausdrücklich in *Vlaendren* im süssen *Waes-Lande* (V. 2250—55), zwischen *Hyfte* und *Ghend* (V. 2261), fern von dem wilden Land *Arttinen* (V. 2247. — Ardennen), dagegen in Verbindung mit dem Lande zwischen der *Elue* und *Zomme* (V. 2438), mit *Sassen* und *Doringhen* (V. 2449. 2462); und *Aken*, *Parys* (V. 2626—27), *Colne* (V. 2635) und der Reichthum von *Lonnen* (London, V. 2434) werden genannt. Der Schatz selber soll in Ostflandern im Busche *Hulsterloe* bey *Krieke-putte* (Pütten, Brunnen) liegen (V. 2571—74. 2592; vermuthlich auf der Heide um ter Loe zwischen Bentheim und Amersfort), wo „*Reynoul de ries*" mit seinen Gesellen falsche Pfennige schlug (V. 2664—67); und diesen Schatz soll vormals König *Heymelik* oder *Ermelinc*, dessen Krone auch dabey ist (V. 2249. 2560. 2609), besessen haben. Aus diesem *Ermelinc* macht unser *Reineke Voss* einen *Emerik*, vielleicht in dunkler Erinnerung an den Kaiser *Ermenrich* im Heldenbuche. *Eckhart* (*praef. ad Leibnitii coll. etym. p.* 40) erklärt ihn für den durch seinen Geiz berüchtigten König *Almerich* I von Jerusalem (st. 1173), einen Sohn der fabelhaften *Melusina* oder *Melisende*, welche eigentlich eine Tochter König Balduins II von Jerusalem gewesen; und so erzählt auch der Roman der schönen Melusina von dem köstlichen Grabmale ihres Vaters *Helmas* im Berge Avalon in Albanien (England) und seinem Schatze, der auf dem Berge *Rotnisch* in Arragonien durch Drachen gehütet wurde. Da aber schon der *Marner* (in der manessischen Sammlung II. 169. 176) „Ymlunge hort" für *Nibelungen Hort* schreibt, und die Sprüche des *Koker*, bey Hackmanns Ausgabe des *Reineke* S. 346, ihn gar *lesser lungenschat* nennen: so darf man wohl nicht zweifeln, dass auch hier der in nordischer und deutscher Sage berühmteste, und überall an den *Rhein* hin versetzte *Nibelungen Hort* gemeint ist. Ja der Name *Nobel*, so französisch er auch klingt, und noch mehr *Noblon* und *Neblon*, wie *Gielée* einen Sohn Nobels nennt (vergl. *Marchand dictionn. hist. v. Gielée*, *p.* 277), ist doch ein starker Anklang an die *Nibelungen*, welche auch die nordische Sage, die ihren Stammvater *Näfil* nennt, in diese Gegend setzt; und sonderbar ist, dass eine spätere englische Bearbeitung des *Reineke* den Hof Nobels bestimmt zu *Santen* halten läst. Dieser niederländische *Reinaert Vos* ist also gewiss eine selbst im Stoff sehr freye und eigenthümliche Bearbeitung, wenn sie auch nicht gerade aus der von *Le Grand* ausgezogenen französischen Darstellung herrühren sollte, von welcher sie besonders gegen das Ende, und wie es scheint auch zu Anfange, bedeutend abweicht. Aus der Vergleichung mit unserem bisherigen *Reineke Voss* des *Heinrich v. Alkmar*, der sich vor der ältesten Ausgabe v. 1498 Schulmeister und Zuchtlehrer des Herzogs von *Lothringen* nennt, ergiebt sich nun aber das wichtige Resultat, dass dieser zum Theil auch nichts mehr, als eine starke Überarbeitung und hie und da sogar missverstandene Übersetzung des niederländischen ist, welche den Eingang weggelassen, und in der prosaischen Vorrede nur die Beziehung auf die wälsche Urschrift daraus behalten, dabey das Ganze (wie oben schon ein Beyspiel zeigte) noch mehr localisirt, nach dem Niederrhein hin, die Thiernamen und sonstige wälsche Sprachformen meist verdeutscht, und endlich drey neue Theile, und vor jeden eine kurze prosaische Auslegung hinzugefügt hat, worin unter anderen die Anspielungen auf *Donnerbüchsen* und die hohe Schule zu *Erfurt* beweisen, dass der sonst unbekannte Verfasser erst im 15 Jahrhundert gelebt hat. Die sonst schon unwahrscheinliche Hypothese, dass *Nicol. Baumann* (st. 1526) unter jenem Anfangs angenommenen eigentlicher Verfasser des Reineke Voss sey, fällt hiemit von selber zusammen, und Baumann kann nicht mehr als die Überarbeitung des Textes und Erweiterung der Auslegung und die Glossen in der von *Ludw. Dietz* seit 1522 zu Rostock veranstalteten Ausgabe gemacht haben, deren erweiterte Vorrede auch zwar der Übersetzung aus dem Wälschen oder Französischen gedenkt, aber nicht des Übersetzers *Heinrichs v. Alkmar*. *Baumann* wird auch ursprünglich in keiner dieser Ausgaben als Verfasser genannt, sondern zuerst in *Nollenhagens* Vorrede zu seinem nachgeahmten *Froschmäuseler* (1595), und danach von *Morhof*, *Goldast*, *Lindenberg*, *Placcius*, *Reimmann*, *Stolle* u. A., und erst in die rostocker Ausgabe von 1650. 8. ist dieselbe Nachricht aufgenommen. Es ist also noch gar nicht einmal ausgemacht, ob *Baumann* auch nur Antheil an dieser Arbeit hat, obgleich wegen des ziemlich gleichzeitigen Zeugnisses nicht unwahrscheinlich; auf jeden Fall verhält er sich zu dem älteren Werke nur, wie etwa *Geiler von Kaisersberg* mit seinen Auslegungen zu *Sebastian Brands* Narrenschiff. Der *Ludovicus Romanus*, der in *Gryphiandri oecon. legal.* L. I, C. 1, No. 51 als Vf. des *Reineke* angegeben wird, ist wohl nur eine Namensverwechselung mit *Nicol. Baumann*. Und kaum verdient angeführt zu werden, dass, nach *Reimanni hist. lit. T.* V. *p.* 664, *Crusius* gar den Herzog *Eberhard* I von Wirtemberg soll für den Vf. gehalten haben. Gegen *Baumanns* Antheil am *Reineke Voss* selber stritt, ausser inneren Gründen, auch das Alter der schon 1479 gedruckten *holländischen Prosa* mit untermischten Versen. Diese ist aber auch nichts anders, als eine Auflösung des niederländischen Gedichtes, dem sie Zug für Zug folgt, so dass nicht nur die meisten Ausdrücke und Wendungen, sondern selbst noch viele *Reime* deutlich zu erkennen sind; auch sind die Thiernamen ganz dieselben altfranzösischen. Sie kann also nicht von dem deutschen Gedicht ausgegangen seyn, von dem sie fast in allen Stücken mit dem niederländischen auf gleiche Weise abweicht, und besonders auch mit diesem Stellen gemein hat, die in jenem fehlen, z. B. V. 184—94.

und umgekehrt, z. B. die im deutschen nach V. 178 folgenden Verse und ähnliche Dehnungen ebenfalls entbehrt. Dagegen hat sie zwar auch mit dem deutschen einige Stellen gemein, die im niederländischen fehlen, z. B. nach V. 246. 252, und ebenfalls die Fortsetzung in den 3 letzten Büchern; aber diess bestimmt nur anzunehmen, dass beide, das niederdeutsche Gedicht und die holländische Prosa, von einer früheren poetischen Überarbeitung und Fortsetzung des niederländischen Gedichtes stammen, keinesweges aber eins von dem andern.

Der alte hochdeutsche *Reinhart Fuchs* in Reimen, welchen Hr. *Glöckle* in einer *vaticanischen* Handschrift des dreyzehnten Jahrhunderts entdeckt hat, bekennt sich auch nur für Überarbeitung eines älteren Gedichtes von *Heinrich dem Glichesere* (etwa der *Michsenere, Missener, Meisner?*), und scheint, da er nicht einmal voll 14 Fol. Blätter einnimmt, auch nur den ersten und Haupt-Theil des Gedichtes zu enthalten, wie in der niederländischen Bearbeitung, und fliesst dann mit dieser gewiss aus einer Quelle, wenn nicht gar das deutsche zunächst aus dem niederländischen in Deutschland wieder aufgefundenen.

Wenn uns Deutschen somit auch die erste noch vorhandene Anlage und Darstellung dieser Hauptfabel des *Reineke Fuchs* muss abgesprochen werden: so wissen wir doch die frühere Geschichte derselben nicht, und auf alle Fälle behalten wir einen guten Antheil an den einzelnen Fabeln dieses ganzen Kreises. Solches bestätigt schon das oben berührte Verhältniss des niederländischen *Reinaert* (welche mit der gesammten niederländischen und holländischen Literatur jener Zeit, unbedenklich nur einen Theil der deutschen ausmachte, wie das Land selbst einen Theil von Deutschland) zu dem französischen; und auch zu der Fortsetzung des holländischen und deutschen *Reineke* kennt man annoch kein französisches Vorbild. Denn obgleich diese Fortsetzung, wie dergleichen gewöhnlich, in der Anlage schon mehr eine Wiederholung, und in der Ausführung weit schwächer ist, durch das zu künstliche Anhäufen mancher nicht eingreifender bekannter antiker Fabeln, und durch ein gewisses weitläustiges Moralisiren und zu absichtliches Satirisiren: so ist das Ganze für sich doch ergötzlich und eigenthümlich ausgeführt, und die einzelne Branche (*Extr. p.* 305) von einem Zweykampf des Fuchses und Wolfes kann nicht als Vorbild angesehen werden, und hat auch eine viel andere Wendung. Und ganz unähnlich ist die Fortsetzung des französischen Gedichtes über das niederländische hinaus, obgleich sie, wenigstens die Belagerung von Malpertuis (V. 3416), angedeutet wird. Diese Fabeln sind zum Theil als ein uraltes Gemeingut anzusehen; der obgedachte altdeutsche *Reinhart Fuchs* enthält vielleicht auch noch manches Eigenthümliche; beym *Marner* (manass. Samml. II. 174) ist eine solche Fabel von *Reinhart, Isengrin* und dem *Esel*; und Rec. ist unter andern auch eine einzelne noch ungedruckte alte Fuchsgeschichte in Reimen bekannt. Und überall liegt etwas ursprünglich Volksmässiges in diesen Fabeln (wie in der Fabel überhaupt), das auch da, wo es nicht zuerst ausgesprochen worden, doch auf den ersten Blick schon bekannt und einheimisch ist, wie aus alter ahnungsvoller Erinnerung, und alsbald durch mancherley Veränderungen und Zusätze als altes Eigenthum behandelt wird. Wir brauchen also zur Vindicirung dieses Epos nicht erst etwa zu sagen: „durch Deutsche, die Altfranken und Normannen, sind diese Fabeln in Gallien erst eigenthümlich entstanden". Denn dasselbe würde von allen altfranzösischen Heldengedichten über Karl den Gr. und die Tafelrunde gelten, welche doch, selbst in der alten Verdeutschung, ein ganz anderes Verhältniss zu uns haben, als unser Heldenbuch. Näher sind uns freylich jene Dichtungen immer, als die meist auch nur lyrischen südfranzösischen oder provençalischen; und ohne Zweifel ist auch der *Maitre Renard* im nordwestlichen Frankreich, nahe den Niederlanden, zu Hause (dahin weisen das obige *Vermandois*, in der *Picardie*, und dass nach *Mompellier*, V. 1155, ein weiter Weg ist; dessgleichen im französischen Gedicht eine satirische Anspielung auf die Klöster von *Citeaux* und *Cluni*, d. h. *Clugny* in *Bourgogne*, und andere in einigen anderen *Branchen*); also in dem alten Thaten- und Sagen-reichen Grenzlande, woher unter andern auch der *Reinalt* von *Mantalban* stammt, als dessen Parodie der *Renard* in seinem *Maupertuis* gewissermassen zu betrachten ist. Die Namen der Hauptpersonen *Renard* und *Isangrin* und einige andere sind daher auch im französischen Gedichte noch eigentlich deutsch, und nicht unwahrscheinlich ist *Eckharts* Erklärung des ersten, dass ein Graf Reginarius, Enkel Kaiser Lothars, durch seine Fehden und Listen in seiner Veste Durfos an der Mosel, gegen König Zwentibold, Kaiser Arnulfs Sohn, Anlass zu dieser Benennung gegeben habe, obgleich *Eckhart* in der historischen Deutung der ganzen Fabel sie offenbar zu sehr beschränkt, und *Le Grand* (*Fabliaux et Contes, T.* I. *p.* 394) schon richtiger über sie auf das altindische Fabelbuch des *Bidpai* zurückwies, und in den *Extraits, p.* 305, bey der Branche, wo der Fuchs in ein gelbes Färbefass fällt, und diese Maske benutzt, eine ähnliche Fabel in dem sanskritischen *Hitopadès* bemerkt. —

Im Französischen hat dieser Roman auch noch mancherley Fortsetzungen und Nachahmungen gefunden, und neben solchen einzelnen zu den älteren Branchen gehörigen Stücken, wie das in den *Fabliaux, l. c.*, und dergleichen gewiss noch mehrere zerstreut stehen werden, erschien schon 1288—92 von *Jacquemars Gielée* aus Lille *le nouveau Renard* oder *le Renard couronné*, eine ganz freye Nachahmung, zum Theil auch bloss belustigend, zum Theil aber schon sehr absichtlich satirisch, besonders gegen die Geistlichkeit, und selbst allegorisch, dergleichen ein mit allen personificirten Lastern besetztes Schiff (ähnlich unserem *Narrenschiff*); Renard selber, als Allegorie des Lasters, wird zuletzt von der *Fortuna* gekrönt, und triumphirt gleichsam als *Roué* oben auf ihrem Rade. Nur hie und da sind einzelne Züge aus den älteren Fabeln aufgenommen. (Umständlich handeln von diesem Gedichte *Marchand* im *diction. v. Gielé*

und *Le Grand* in den *Extr. p.* 321.) In diesem Geiste scheint auch die dramatische Vorstellung bey einem Feste Philipps des Schönen 1313 gewesen zu seyn, worin das ganze Leben des Fuchses durch alle Stände bis zu seinem endlichen Pabstthum gespielt wurde (*Le Grand Fabliaux* I. 330). Ein späteres, sich selber als *drittes* bezeichnendes Gedicht, *le Renard contrefait* (der bekehrte oder verkehrte), 1328—42 von einem Ungenannten aus Troyes, stellt vor, wie *Renard* im Alter auf Weisheit ausgeht, und gebraucht ihn bloss als Vehikel zu weitschichtigen Moralen und Predigten, neben allerley Invectiven, Erzählungen und Geschichten und Fabeln, mitunter auch aus jenen *Branchen*. Das Werk scheint Ähnlichkeit zu haben mit unserem *Renner*. Einen Auszug giebt *Le Grand, Extr. p.* 330. Es ist nicht gedruckt erschienen. Dagegen ist *Gielée's* Gedicht, zwar nur in einer prosaischen, mit Auslegungen vermehrten Auflösung durch *Jean Tenessax* (wovon *Le Grand* p. 328 auch eine Handschrift anzeigt) im 15—16 Jahrh. mehrmalen gedruckt worden. *Marchand l. c.* zählt bis 1551 fünf alte Drucke auf; später scheint sie nicht mehr gangbar geblieben. Bisher haben Manche diess Werk aus Unkunde für die Quelle unseres *Reineke* angesehen (z. B. *Adelung*). Denn die ältere Fabel in den Branchen ist in Frankreich selber bald ganz vergessen, und aus ihrer Quelle gar nicht erneuet worden, sondern die neuere, vielleicht noch gangbare Bearbeitung derselben in Prosa ist erst wieder aus dem Deutschen hervorgegangen. Diess besagt schon der Titel der ältesten Ausgabe (bey *du Verdier, biblioth. Franç. p.* 1119): *Reynier le Renard — contenant 70 chapitres, en deux langages, François et bas Allemand. Anvers*, 1566. 8; wiederholt das Französische allein unter dem Titel: *Le Renard ou le procès des bêtes, Traduction. Bruxelles*, 1739. 8. (*Marchand* und *Le Grand, Extr. p.* 327); und abermals unter dem Titel: *Intrigues du cabinet des rats*, 1788, bezieht sich auch auf eine deutsche Urschrift. (*Le Grand l. c.*) Eine Übersetzung hievon scheint wieder die spätere holländische Prosa: *Eeen seer genoegelycke en vermakelycke historie van Reynaert den Vos, met hare Moralisatien. Amsterd.* und öfter anderswo in 8, wie *Marchand* mit Recht daraus schliesst, dass sie sammt dem Prolog auch 70 Capitel hat; und hieher gehört ohne Zweifel die von *Hackmann* in seinem Programme erwähnte amsterdam. Ausgabe v. 1694 in 69 Capiteln, die sich dem Niederdeutschen so nahe anschmiegen soll. Dagegen besitzt Rec. ein niederländisches Volksbuch: *Reynaert den Vos, ofte het oordeel der dieren. 'tAntwerpen*, 4. mit altgothischer (dort noch in Volksbüchern, Bibeln und Gesangbüchern gebräuchlicher) Schrift, o. J., doch mit der Approbatie von 1661 auf 52 S., 31 Cap. mit kurzen Moralen, welches nur eine Verkürzung und Castrirung und besonders von den Satiren auf die Geistlichkeit gereinigte, und starke Umarbeitung der obgedachten ältesten holländischen Prosa ist, so dass darin das ältere Reimgedicht wenig mehr heraus zu hören. Vermuthlich ist auch die von *Marchand* mit demselben Titel angeführte antwerper Ausgabe von 1614 in 4 eben dasselbe, und der ebenerwähnte französische *Renard ou le procès des bêtes* von 1739 eine Übersetzung hievon, und nicht von dem Deutschen, oder gar das *bas Saxon* der antwerper von 1566 selber, wie *Marchand* will, der dieses *bas Saxon* gleich darauf *Flamand* nennt. Eine amsterdam. Ausgabe v. 1710 in 12 stimmt darin mit der ältesten holländischen Prosa, dass sie weitere Erzählungen vom *Reynaert* am Schluss für Lügen erklärt. Von dieser ältesten holländischen Prosa (1479 gedr.) ist nun auch die englische Prosa ausgegangen, durch *Will. Caxton*, welcher die Buchdruckerkunst am Rhein und in den Niederlanden erlernte und sie zuerst nach England brachte, und am Ende ausdrücklich sagt, dass er aus dem Holländischen (*Dutche*) übersetzt habe, ohne zu mehren oder zu mindern. Die älteste Ausg. ist von 1481 *Westminster*, mit gothischer Schrift, 82 Bl. in Fol. Vergl. *Biograph. Brittan. P. III; Joh. Ames typographical antiquities. Lond.* 1749. 4. *p.* 21—23; *Thom. Hearne not. in hist. Angl. Guil. Neubrigens. p.* 745; und *Will. Herbert typograph. antiq. of Great Brit. Lond.* 1785. 4. *Vol.* I. *p.* 27. Die london. Ausg. von 1487, welche *Adelung* zum *Jöcher* unter *Gielée* anführt, ist wohl nur ein Versehen für die von 1481, die er nicht nennt, und *Gottscheden*, im Neuesten, 1757 S. nachgeschrieben. Die späteren, mit Moralen vermehrten Ausgaben, *Lond.* 1667. 1781 (in 24 Cap. s. *Hackmann l. c.*) u. s. w. in 4, und 1733 in 8 (bey *Marchand*), sind vermuthlich auch sehr überarbeitet, wenn sie nicht zum Theil selbst aus anderer Quelle kommen. Schon *Hearne l. c.* klagt über die Entstellung von *Caxtons* Werk. Auch erschien 1684 zu London in 4 sogar eine Fortsetzung, von den Abentheuern *Reynardin's*, Reynards Sohnes (s. Bibl. *Uffenbach T.* I. *p.* 719, und *Lipenii Bibl. philos. p.* 1582). Dieselbe, als 2 Buch mit dem *Reynard* selber, mit Moralen, 3 Aufl. Lond. 1708. 12. Die Vorrede von einem *P. D.* legt die Urschrift einem vornehmen deutschen Staatsmanne bey, womit vermuthlich *Baumann* gemeint ist, und gesteht, dass die Übersetzung sehr frey sey. Sie verkürzt stark, und der Anfang erinnert an unsere deutsche schwülstige Bearbeitung aus *Zesens* Schule. Zwar streiten gegen deutsche Abkunft die französischen Thiernamen. Merkwürdig aber ist, dass hier der Hof des Königs zu Sanden (Zanden) gehalten wird (vergl. *Gottscheds* Neuestes, 1557. S. 42—47). In der Vorrede wird auch der niederdeutschen, französischen und italiänischen Bearbeitungen gedacht. Aus dem Niederdeutschen stammt vermuthlich der altdänische Reineke Voss, durch *Herman Weigere*. Lübeck, 1555. 4. (*Bibl. Rostgaard. p.* 199 und *Bibl. Bunav.* III. 2083) und Kopenh. 1656; dessgleichen der *Reineke Foss* in *schwedischen Versen*, in 8 (das Titelbl. fehlte. *Bibl. Christ.* II. 255), vermuthlich derselbe, den *Jo. Schefferus, Suecia literat.* (Hamb. 1698. 8) p. 117 anführt: Stockholm bey Meurer, 1621. 8, in Reimen, mit Auslegungen; und vielleicht auch derselbe, wovon 1775 zu *North* in 8 die dritte Auflage erschien.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Breslau, b. Barth: *Odina* und *Teutona*. Ein neues literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Von *F. D. Gräter* u. s. w.

[*Zugleich über Reineke Voss.*]

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die vielen Ausgaben unseres *Reineke Voss*, sowohl des älteren, und dann von *Baumann* überarbeiteten, als des, nach *Schoppers* Vermuthung, von einem *Beuther* (wohl der 1587 gest. *Michael B.*) Zeile für Zeile in oberdeutsche Reime übersetzten, deren Vf. in der Vorrede den „sächsischen Glossator" seinen guten Bekannten und Freund nennt, findet man jetzt am vollständigsten in *v. d. Hagens* und *Büschings* literar. Grundr. zur Gesch. der altd. Poes. S. 422. 557, wo jedoch Manches zu berichtigen und zu ergänzen wäre. Die ebend. gedachte letzte Bearbeitung in Alexandrinern und allerley künstlichen Versarten, vermuthlich von einem *Zesenianer*, ist von *Beuthers* Übersetzung ausgegangen, und hat die Auslegung derselben und in der Vorrede auch die Nachricht über *Baumann*. Der Vf. sagt hier, dass er „die hart und übel lautenden Reime des alten Buchs, bey gegenwärtiger Steigerung der deutschen Sprache, besonders durch *Harsdörfer*, nach dem Wunsche Mehrerer, in die jetzt üb- und löbliche Vers- und Reim-Arten versetzt habe", deren Schema er hinten anfügt. Sein Machwerk ist aber unlesbar, und es fand sich bald Einer, der ihn, recht wie zum Spott, in Prosa umschrieb. Diese bis dahin, so viel Rec. weiss, noch nicht bemerkte Arbeit erschien ganz nach Art der älteren nürnberger Volksbücher, „zuvor niemals also gedruckt, 22" (Bogen) in 8. mit Holzschn., vermuthlich aus dem Ende des 17 Jahrh. Am Schluss der Vorrede heisst es: „Es ist zwar sonsten dieses Büchlein versweis heraus, weil aber viele daran kein Belieben tragen, als ist derer Inhalt in eine ungebundene Rede verfasset worden, verhoffende, hierdurch nicht ringern Nutzen zu schaffen, und dass auch ein Einfältiger den Inhalt eher begreifen könne, wann er solches zu lesen einen Lust bekommt." Dass diese Prosa von den letzten künstlichen, und nicht von den älteren Reimen ausgegangen, beweisen nicht nur die wörtliche Übereinstimmung des Titels „der listige Reineke Fuchs, das ist u. s. w.", eines Theils der Vorrede und aller Glossen, sondern auch das Werk selbst, welches noch das Aufgetriebene und Gezierte jener künstlichen Verse und Strophen an sich trägt. Es hat sich daher auch nicht als Volksbuch erhalten. Der „Reineke Fuchs, *s. l. et a.*" 8. in *Bibl. Adelung* S. 52 in duplo (zwey verschiedene Drucke?) ist vermuthlich eben dieser. Gewiss ist solches „der Reineke Fuchs, mit nützlichen Anmerkungen und angenehmen Bildern versehen." Frankf. u. Leipz. 1740. 8. (aus *Lessings* Bibl. Breslau, 1813. 8. S. 102.) — Aus der bekannten lateinischen Übersetzung *Hartm. Schoppers*, auf Veranlassung des frankfurter Buchhändlers Sigm. Feierabend in vierfüssigen Jamben mit Commentar (1566), in den *Delic. poet. Germ.* (1612) T. V. p. 1437 zum achten Mal gedruckt, ist auch wieder eine neuere in englischen Versen gemacht worden „*The crafty courtier or the fable of Reinard the fox.* Lond. 1706. 8.

Die vielen Umwandlungen und Wiederholungen dieses vielgewanderten Gedichts, besonders in Deutschland noch bis in die neueste Zeit, und selbst durch *Goethe*, beweisen auch, dass dasselbe hier eine tiefe und allgemeine Wirkung gethan, und der deutsche, dem Sprichwörtlichen und Sinnbildlichen zugewandte Sinn hat sich diesen Stoff mit grosser Vorliebe, als altes Erbe, angeeignet. Und wenn gleich dabey der nahe Abweg ins trockene Moralisiren nicht vermieden wurde: so ist doch die Lust an solchen bedeutsamen Thiermasken immer sehr gross gewesen, und selbst in die Bildnerey übergegangen, wie so viele Zierrathen an alten Gebäuden zeigen, z. B. an dem strasburger Münster und dem Dom zu Brandenburg; und von anderen bildlichen Vorstellungen erinnert Rec. nur an das schöne Blatt in *Dürers* Randzeichnungen, wo der Fuchs mit einer Pfeife die Hühner lockt.

Hn. *Gräters* Abdruck des niederländischen *Reinaert Voss*, in welchem der älteste deutsche Stamm dieses Gedichts glücklich aufgefunden, ist übrigens genau nach der Handschrift, selbst mit den Abkürzungen derselben, ohne Interpunction und Erläuterung; und wenn auch jene wohl der Alterthümlichkeit unbeschadet zu wünschen, und manche dunkle Stellen, zumal bey der schwankenden alten Rechtschreibung, leicht aufzuhellen und zu verbessern waren, und auch wohl noch einige Lese- und Druck-Fehler sich eingeschlichen haben: so wollen wir doch dem

Herausg. den besten Dank sagen für diese so wichtige Mittheilung, und solchen auch dadurch bethätigen, dass wir selber etwas zur Berichtigung des Textes beytragen. Sehr fruchtbar dafür würde die Vergleichung eines ansehnlichen Bruchstücks eines holländischen Reineke in einer Handschrift von 1475 seyn, wovon Rec. bald nähere Auskunft zu geben hofft: vor der Hand aber gewährt die Vergleichung der altholländischen Prosa und unseres niederdeutschen Gedichts, so wie der alten und jetzigen Sprache und Schreibart und überhaupt der Sinn, schon manche Verbesserung. V. 25 l. nieet f. niet; V. 64 ist (*hii?*) wegzustreichen. V. 115 ghes*aet* berichtigt auch die holländische Prosa in ghes*chi*et; desgl. V. 157 *l*'pelen in *s*pelen; und V. 165 *R*aet in *L*aet (derselbe Fehler ist V. 424, 814, 837, 862, 1294, 1362); V. 174 für *Ne* ware gewiss *Te* ware (zwar, wahrlich); V. 184 l. h*in*ghe f. h*ni*ghe; 198 so*u*de f. so*n*de; 225 *se* f. *so*; 234 *es* f. *ō*; 237 ghe*min*t f. ghe*nim*t; 240 haer*sint* f. haer snit; 269 h*uu*t f. hinit; 256 *se* f. *so*; 270 *n*aesten f. *u*aesten; 275 *E*ene f. *C*ene; 292 Ze͞e (Zere) f. *see* (Druckf.); 303 ber*n*ende f. ber*r*ende; 308 Dre*u*en f. Dre*n*en; 309 dro*u*ghen f. dro*n*ghen; 414 wohl *zun*er f. *zuu*er; 476 bru*n*e f. bru*u*e; 487 ho*n*en f. ho*u*en; 511 ma*u*ptus f. ma*n*ptus; 539 *c*art f. *t*art; 585 ist (*houich?*) wegzustreichen; 604 ghe*u*en f. ghe*n*en; 670 o*nu*roet (altdeutsch *unfrut*) f. o*mi*roet; 728 drou*c*h f. dro*n*ch; 740—41 beidemal h*uu*t f. hu*n*t; 847 to*u*uer (*'s Ufer*) f. to*n*ner; 855 vlou*c*te f. vlou*t*te; 858 eec*k*e f. ee*t*ke; 919 bes*t*u f. bes*tn*; 946 cr*u*ne f. cr*uu*e; 960 *nu* f. *mi*; 967 ghe*pein*sen f. ghe*pem*sen; 992 die*r* f. die*t*; 1006 *m*ene f. *n*iene; 1022 sal*n*e f. sal*u*e; 1040—41 beidemal *mi* f. *nu*; 1043 v̄*u*aert f. v̄*n*aert; den nach 1048 fehlenden Vers ergänzt unser niedersächs. Gedicht: *Kere hieher dienen flogel;* 1071 Ne*u*e f. Ne*n*e; 1083 ist überzählig und fehlt im Niedersächs.; 1137 *mi* f. *nu*; 1144 noch*t*auont f. noch*l*auont; 1148 *se* f. *so*; 1165 *in* f. *ni*; 1209 *vin*dise f. *vm*dise; 1215 sa*u*der hu sa*eu*se f. sa*n*der hu sa*en*se; 1219 ghe*weldich* f. gheweld ich; 1220 und 1229 *me*t f. *ni*et; 1297 *ih*l*o*cken f. in *l*ocken; 1301 hie*ss*ene f. hie*ff*ene; 1311 zi*n*en f. zi*n*e; 1339 u. 1371 waer*u*en f. waer*n*en; 1420 lo*n*en f. lo*u*en; 1489 to *u*neeren f. to*n*neeren; 1526 *n*iet f. *m*et; 1546 dat *se* f. dat*so*; 1605 *verweruic* ist zunächst unser *erwarb ich*; 1748 be*e*fde f. be*o*fde; 1751 *s*eere f. *f*eere; 1793 mo*e*te hem *ee*welike f. mo*c*te hem *ee* welike; 1819 *xsīm*, die Abkürzung von *Christum*, ist eigentlich *x*s*p*m; 1854 wohl *P*orcondet f. *F*orcondet; 1857—59 sind falsche Trennungen der Wörter: *watervar*, *eencoren* und *Dieweline*; desgleichen 1923 *wydelancken;* 1978 Dat s*e* f. Dat*so*; 1979 s*e*ene f. s*o*ene; 2025 ghenou*c*h f. ghen*r*uch; 2029 s*t*rec f. *k*roc; 2031 (*ede*) ist wegzustreichen und die Abkürzung in scauw*et* aufzulösen, wie 2060; 2046 dat *se* f. dat*so*; 2048 wa*n*e f. wa*r*e; 2070 *aermync* f. *aer mync* (wie *mudinch*, in der Klage, V. 1134); 2074 *m*ammen f. ma*nn*en; den zu 2092 fehlenden Vers ergänzt unser Gedicht: *De ik al van dem levende brochte;* 2102 wande*r*en f. wande*l*en; 2104 beiaech*den* f. beiaech*di*; 2121 har*s*enden f. har*f*enden; 2149 v̄*u*aert f. v̄*n*aert; 2154 *nu* f. *mi*; 2164 be*w*uen f. *bew̄ uen*; 2215 *s*inen f. *f*inen; 2244 v̄*on*weerde f. *v̄on weerde*; 2267 vi*u*e f. vi*n*e; 2286—87 *se* f. *so*; 2288—90 z*e*et f. z*o*et; 2309 *Die se* f. *Diese*; 2415 *tonsen* f. *ton sen*; 2452 v̄*u*aerden f. v̄*n*aerden; 2505 *hi* f. *ghi*; 2530 *Te* waer f. *Ne* waer; 2579 *Die men* f. *Diemen;* 2588 da*er*w*aer*t f. *daer waert;* 2607 rykely*k* f. rykelyn; 2623 scat f. *s*ät; 2649 Dies f. Dier; 2660 menich*s*oude f. me*nich s*oude; 2687 *ja et* f. *jaet;* 2733 wande*r*en f. wande*l*en; 2745 hu f. hi; 2775 waer*u*en f. waer*n*en; 2783 rou*c*kelos f. ro*n*ckelos; 2792 *t*iclin f. *c*irlin (vgl. V. 2803); 2809 v̄*u*aert f. v̄*n*aert; 2910 Dat *se* f. Dat*so*; 2946 spa*e*us f. spa*cu*s; 2967 ver*u*aert f. ver*n*aert; 2993 *si* wou*de*n f. *Ki* wou*de*; 3002 *w*eldaet f. *v*eldaet; 3024 *gh*enouch f. *g*enouch; 3035 hag*he*do*ch*te f. hag*he doch*te; 3091, 92—96, 3130, 3230, 3234 *se* f. *so*; 3268 *h*aghedochte f. *a*ghedochte; 3275 *als* f. *hals*; 3359 antwerc (*h*antwerc) f. *ant* werc; 3385 v̄*u*aert f. v̄*n*aert; 3438 maghe f. maghen. Viele dieser Berichtigungen wird hoffentlich eine genaue Vergleichung der Handschrift bestätigen; andere, weniger entschiedene, hätten zu weit geführt. Sonst, wie die niederländische Sprache noch jetzt so vieles Alterthümliche vor der deutschen voraus bewahrt, so gäbe diess alte Gedicht um so mehr noch zu triftigen Erläuterungen unserer alten Sprache Anlass.

V. Den Beschluss machen *antikritische Nachholungen*, über welche wir nicht mit einer neuen Kritik behelligen, sondern lieber die baldige Fortsetzung dieses Magazins wünschen wollen. v. d. H.

GESCHICHTE.

Ulm, b. Stettin: *Leben und Thaten des berühmten kriegerischen Bischofs von Münster, Christoph Bernhards von Galen.* 1804. 112 S. 8. (8 gr.)

Die Geschichten Christoph Bernhards, aus dem Geschlecht von Galen, Bischofs zu Münster, bedürfen einer neuen, unseren Zeiten und Ansichten entsprechenden Darstellung, und verdienen sie. Wenige der deutschen Fürsten dieses Ranges, aus denen öfter als in irgend einem anderen Stande grosse Männer aufgestanden, die mit ewigem Ruhm ihren alten Namen erhöht oder den neuen geadelt haben, sind seit ihm so merkwürdig und lehrreich gewesen. Wenige haben je wieder so einleuchtend gezeigt, was auch kleine Kräfte in der Hand eines verständigen und thätigen Mannes vermögen. Wenige haben so gelehrt, was Deutschlands militärische Kräfte vermögen, zu einem wichtigen Zweck mit Muth und Umsicht geleitet und vereinigt, welches Ansehn auch minder mächtige Fürsten zum Wohl des Vaterlandes und der Constitution erwerben können, wenn sie Talente und den Willen einzuwirken besitzen — wenn sie in sich die Hülfsquellen finden, die ihnen alle Bedürfnisse verschaffen. „Kleine Heilige“, sagte Bischof Bernhard (S. 61), „können auch Wunder verrichten.“ Daher ist diese Geschichte auch gerade jetzt, wo wir, eine glücklichere Zukunft erwartend, durch Erinnerung an die Thaten der Väter unseren Muth und

Entschlossenheit stählen, eine angemessene und angenehme Lectüre, die bey dem Eingreifen ihres Gegenstandes in die Weltangelegenheiten ein hohes Interesse gewährt.

Schon mehrmals hatte Westphalen von den Fürsten von Münster gefürchtet. Otto IV (von Hoya) demüthigte fast alle seine Nachbarn, dazumal Grafen und freye Herren, gegen deren vereinte Macht die seinige noch nicht zu grofs war; aber diefs war erst die Frucht dreyfsig kriegerischer Jahre — so glücklich war damals gegen Unterdrückung durch die Gröfsten die Macht in Deutschland vertheilt! Bernhard von Galen, durch seine Verdienste Bischof und nachmals auch Abt zu Corbei, hat unter ganz anderen Umständen die mächtigen Staaten, welche seitdem die Nachbaren seines Hochstiftes geworden waren, in Schrecken gesetzt. Kaum aus den Stürmen des 30jährigen Krieges gerettet, von inneren Factionen bewegt, von seinen eigenen Unterthanen, seiner Hauptstadt gehemmt, und zu einem Kampfe mit ihnen gezwungen, hat er bald nachher oft mit Glück, nie mit bedeutendem Verlust, gegen das weit überlegene Holland gefochten, den grofsen Kurfürsten befehdet, und ungerochen den Tribut der clevischen Lande in seine Cassen geführt, Braunschweig, sonst so unbeugsam, zu Vergleichen, und die gröfsten Monarchen zur Aufsuchung seiner Freundschaft und seiner Unterstützung gezwungen, und doch auch Ludwigs, seines gebieterischen Aliirten, Befehle im Gefühl seiner Fürstenwürde und Selbstständigkeit nicht unbedingt befolgt, nicht, wie Andere nach ihm, gegen die Constitution gehandelt und zu den Reichsfeinden sich gesellet. Bernhard hat zwar alle Vortheile, welche ihm jene nur immer gestatten konnte, angenommen, wenn sie nur nicht gegen sie selbst gingen, aber in Collisionsfällen als ein deutscher Fürst gehandelt. Hiedurch hat er die Achtung des Auslandes erzwungen, deren Vortheile sich auch über andere deutsche Landschaften der dritten Gröfse verbreitet und der ganzen Nation mehr Ansehen verschafft haben, seinem Hochstift aber einen Glanz, würdig des ersten im Umfange, doch die wahren Kräfte übersteigend, zurückgelassen, und dadurch wieder für dessen Sicherheit lange hin mehr als irgend einer seiner Vorgänger gesorgt. So viel vermochte in kurzer Zeit dieser Fürst — 28 Jahre dauerte seine Regierung —; aber er vereinigte auch in sich alle Eigenschaften, welche erfodert werden, um eine solche Stelle einzunehmen. Von den wichtigsten Maximen geleitet (S. 67, 105), sah er ein, dafs ihm der Ruhm folgen werde, wenn er auch die Vergröfserung seiner Macht nicht immer durchsetzen könne (S. 42); und das ist für Männer seines Geistes ein hinlänglicher Sporn zu grofsen Unternehmungen. Schnell in seinem Handeln und mit festem Blick auf seine Plane und Vorsätze, wie verschieden der Weg auch sich abändern mochte, der zu ihnen führte, stets eifersüchtig, ungeduldig, neue Veranlassungen zur Erweiterung und Vollführung derselben aufzufassen, an denen es bey den damaligen Gährungen nicht fehlte, mit aller Beweglichkeit eines geschmeidigen Staatsmannes und nie muthlos, was so Wenige verstehen (und welche Eigenschaft man nebst dem Vertrauen auch auf wenige, aber wohlgeleitete Kräfte unserem Zeitalter nicht genug darstellen kann, auf dafs wir uns nur ja nicht selbst verlassen, welches das gröfste aller Übel ist), sondern ausharrend im Unglück und dadurch desselben Meister (S. 105): das war es, verbunden mit den anderen Talenten als Feldherr und Staatsmann in beiden Beziehungen, was ihm seine Gröfse gab.

Deutschland hat keinen Prälaten von seinen Talenten wieder gesehen; keiner hat wieder mit einer solchen Kraft in die allgemeinen Angelegenheiten eingegriffen und sie mit zu leiten gesucht. Die grofsen Männer unter ihnen fanden es ihrem Stande und ihren Kräften würdiger und angemessener, in einer ruhigen und sanften Regierung, mit den schuldlosen Künsten des Friedens ihren Ruhm zu gründen. Diefs Ziel haben sie auch erreicht. Aber für das Ganze, und darauf soll der Blick gerichtet seyn, genügten diese Maximen nicht, sie waren bey dem Gange der Welthändel nicht hinreichend, der nothwendig Mithandeln in den grofsen Begebenheiten für den verlangte, der in seinem Wirken, auf seinem Platze bleiben, nicht jedes Stofses Raub werden und auf immer untergehen wollte. Es ist freylich nur grofsen Männern gegeben, die Gefahren schon dann zu sehen, wenn sie noch vermieden werden können. So viel darf man vermuthen, dafs, wenn ein Bernhard von Galen noch vor Kurzem an der Spitze der geistlichen Fürsten gestanden hätte, er Mittel gefunden haben würde, ihren Untergang zu verhindern, und das schon seit dem 16 Jahrhundert mit dem Erlöschen und der Unterdrückung der kleinen Staaten ganz erschütterte Gleichgewicht in Deutschland nicht ganz fallen zu lassen. Vielleicht hätte er aus den Trümmern des alten ein neues Gebäude erhoben, sicher wenigstens verhindert, dafs an seine Stelle, wie in den Weltangelegenheiten, ein Phantom gesetzt wurde, das nicht einmal in seiner ersten Beziehung die unmäfsige Herrschsucht der Universalgewalt verbarg. Doch wir hoffen, die Nachwelt wird nicht vergebens einen Galen an dieser seiner Stelle suchen. Deutschland, einst und in allen Zeiten so fruchtbar an grofsen Männern, thätig für das allgemeine Wohl, stellt solche auch jetzt wieder auf, welche die Nachkommen dankbar als Retter verehren werden.

Der Reichthum dieses Thema, sein lebendiges ergreifendes Interesse — ist ganz unbeachtet geblieben oder verloren gegangen in der Bearbeitung des ungenannten Verfassers der vorliegenden Bogen. Dieser scheint keine Ahndung gehabt zu haben, wie ein solcher Gegenstand behandelt werden mufs. Überall keine würdige Erzählung, nirgends eine Erhebung über das Gewöhnliche, nur Zusammenstellung des Bekannten. Daher auch nur einstweilen von geringem Werth, bis eine bessere Bearbeitung erscheint, und weil wir hier nicht blofs die Sprache einer Partey hören, was in den anderen Werken über den

Bischof der Fall ist, sonst von gar keinem. Neue Aufschlüsse sucht man vergebens, denn die Quellen des Vfs., wie sie die Vorrede angiebt [*Alpen* (dessen neuere deutsche Übersetzung nicht bemerkt ist), die *Vie — de Galen*, *Valkenier*, das *Theatr. Europ.*, *Fassmanns* Todtengespräche] lieferten sie nicht. Immer darf also ein neuer Bearbeiter dieses Gegenstandes auftreten. — Auf dem Titel findet man noch das Brustbild des Bischofs. D. W.

Freyburg u. Constanz, b. Herder: *Herda, Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte.* Von *J. G. Pahl.* II Band. 1812. 319 S. 8. (1 Rthlr.)

Unser Urtheil über den ersten Band, niedergelegt in J. A. L. Z. No. 236 des Jahrg. 1812, findet volle Anwendung auch auf den zweyten. Für die Wissenschaft ist der Gewinn auch hier sehr gering; weder durch Hinzufügung neuer Ansichten, noch durch Schmuck der Rede verdienen die hier mitgetheilten Nachrichten die abermalige Aufstellung; das bloss lesende Publicum findet sie meist eben so schon anderwärts. Wir gehen gleich zur Aufzählung der einzelnen Aufsätze über.

1) *Die Römer und die Germanen.* Beschluss. Die gewöhnliche Erzählung der Reichshistorien, ohne alle Erhebung, wohl aber an mehreren Stellen so seicht und verwirrt, wie S. 35, wo es also lautet: „Die Sachsen, welche ursprünglich in Hollstein und Schleswig wohnten, und ihre wichtigste Verstärkung durch die *in diesen Gegenden* (also am östlichen Elbufer?) sitzende mächtige Nation der Chaucen erhalten zu haben *scheint*, senkten sich allmählich weiter gegen Süden herab (was schon *vor* der Verbindung mit den Chauken geschehen seyn muss), und breiteten sich auch *jenseits der Elbe* aus." (Von wo an rechnet denn der in Schwaben wohnende Vf.? oder ist hier ein Schriftsteller, der im Osten der Elbe lebte, zu genau benutzt?) Hernach sind nicht mehr als 6 Seiten hinter einander aus *Pfister* abgedruckt! 2) *Wie das Reich und das Haus Karl des Grossen unterging.* In eben dem Geiste und der nämlichen Manier, wie der vorhergehende. Zwar Ludwig I wird gerechter beurtheilt, als gewöhnlich, doch am Ende ists das Alte, Bekannte, und der Punct gleichfalls verfehlt, von dem man nothwendig ausgehen muss. Die Überspannung und also die unvermeidlich folgende Schwäche, welche durch das Erobererteiben Karls über das Reich und in die Verfassung gebracht war, ist durchaus nirgends in Rechnung genommen; vielleicht weil der Umstand bey einem solchen Heroen der Geschichte zu unbedeutend ist, oder ihn zu tief in Schatten stellen würde. Denn nicht Fluch ists, was der Haufen der Erzähler den Eroberern nachschickt (worüber doch von der Schule an nur eine Stimme seyn sollte); die blutige Grösse erhebt sie zum Staunen und Beyfalljauchzen, und das Verwerflichste können sie loben! Unkunde verräth mindestens, was S. 78 und 79 über Reichstheilung und Thronverleihung gesagt ist; das Erstere war eine nicht nur seit den ältesten Zeiten, unter den Merovingern, sondern auch in der herställschen Familie noch aus den Zeiten vor der Thronerwerbung hergebrachte *Gewohnheit* und so verfassungsmässig, als die Bestimmung der Stände über den Besitz des Throns. 3) *Die Stadt Ulm im Fürstenkriege im Jahr 1552.* Nichts Neues; aus den wenigen Berufungen sieht man, dass die vornehmsten Quellen Bürgermeister, Sleidan u. s. w. sind. Der Inhalt ist: deutsche Uneinigkeit, Zersplitterung der Kraft, die vereinigt für das Volksbedürfniss hätte wirken sollen; kräftige Gesinnungen der deutschen Städter im 16 Jahrhundert; Wichtigkeit derselben im Kriege, wie überhaupt, wenn kräftige, einen ernsten Zweck wollende Menschen hinter Wällen und Mauern stehen, oder selbst mit ihrem Leibe Schanzen bilden; schlechter Lohn für die tapfere Bürgerschaft von Seiten der Obrigkeit, die, wie überall, nach aristokratischer Gewalt strebte, die Gemeinde niederdrückte, und nicht sehen wollte, dass mit der gemordeten Freyheit und dem Antheil der Bürger in der kleinen Gemeinheit kein inneres Leben, kein fester Haltungspunct ruhe, ihre Dauer bloss dem Zufall, der Convenienz Fremder übergeben war! Mehrere Parallelen, die sich dem Leser aufdrängen, dürften uns über unsere Grenzen führen. 4) *Die Wallfahrt nach Hohenstaufen.* Das beste Stück der Sammlung, doch in den örtlichen Schilderungen noch nicht deutlich genug, und Manches unrichtig. (Herzog Conrad von Franken, st. 1152, kann das *Dominikaner*kloster zu Gmünd nicht gestiftet haben, 1140 war er schon König.) Gehört dem Vf. die Entdeckung der Lage des alten Schlosses Buren, worin die Hohenstaufen zuerst genannt wurden, ein Burgplatz am Fuss des Staufen bey Wäschen*beuren*: so verdient er dafür Dank; was aber S. 183 ff. über Urbilder jetziger Abbildungen hohenstaufenscher Geschlechtsglieder in der Kirche zu Lorch gesagt wird, ist wieder unkritisch. 5) *Sprüche und Anekdoten der Alten* (aus Zincgrefs Sprüch der Deutschen). Einige doch zu allgemein bekannt, wie S. 212 der Abschied Oraniens von Horn und Egmont. 6) *Rudolph von Habsburg und Ottokar von Böhmen.* 7) *Die Grafen von Babenberg.* Beide von dem Schlage des ersten Aufsatzes. Von der Genauigkeit ein paar Beyspiele: S. 286 sagt der Vf., die bekannte Sage von Erzbischof Hatto's Hinterlist gegen den Grafen Adelbert werde geleugnet, *weil die Genossen dieser Zeit* (906), *Regino und Lambert von Aschaffenburg* (bis 1077), ihrer nicht gedenken. Aber gegen beide stehen Liutprand, der in der Mitte des 10 Jahrhunderts (also um 40 bis 50 Jahre jünger als Regino, in welcher Zeit sich eine Sage der Art wohl festsetzen kann) und *in der Nähe des Schauplatzes dieser Begebenheiten lebte und schrieb* (zu Cremona?), Marianus Scotus, welcher *ein Jahrhundert nachher* (um 1080) lebte, — das Stillschweigen Reginos und Lamberts sey um so begreiflicher, *da beide in Hattos Kirchensprengel lebten* u. s. w. (der erstere zu Prüm im Trierschen). 8) *Blicke auf Lindau*, dazu das Titelkupfer, flüchtige Blicke allerdings. H. St. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

MEDICIN.

Würzburg, b. Stahel: *Handbuch der allgemeinen Therapie, als Leitfaden zu seinen Vorlesungen,* von *Philipp Joseph Horsch*, grosherzogl. würzb. Medicinalrath, ord. Lehrer der Klinik an der Julius-Universität zu Würzburg. 1811. VIII u. 414 S. 8. (2 Rthlr.)

Soll die Therapie vollständig und der Idee des Lebens entsprechend dargestellt werden, heisst es in der Vorrede: so muss sie sich an die Gesetze des Organismus halten, indem sie aus diesen die Weise deducirt, wie die durch das pathologische Gesetz gegebenen Veränderungen zur Normalität zurückzuführen seyen. Der Vf. schickt daher seine physiologischen und pathologischen Ansichten als nothwendige Vorbegriffe voraus. Diese Vorbegriffe aber müssen bey dem, der allgemeine Therapie hört, schon vorausgesetzt werden, und der Lehrer kann sich dreust auf sie beziehen, ohne sie selbst bey dem Vertrage der allgemeinen Therapie zu wiederholen. Ferner enthalten diese Vorbegriffe eine concentrirte Darstellung der ganzen Physiologie und allgemeinen Pathologie, zu deren Erklärung allein ein Semester erfodert wird. Wir müssen daher diese auf Physiologie und Pathologie sich beziehenden Abschnitte für eine überflüssige Digression erklären, wodurch der Hauptgegenstand zu weit aus dem Auge gerückt wird. Wollte Hr. *H.* dadurch seinen Standpunct andeuten, von welchem er bey der Bearbeitung der Therapie ausgehe: so hätte dieses in der Einleitung auf eine kürzere Weise geschehen können. — Wir wollen nun die Hauptideen des Hn. *H.* im Auszuge liefern, hie und da einige Bemerkungen hinzufügen, und am Schluss unser Gutachten über die ganze Schrift abgeben. —

Die allgemeine Therapie zerfällt in 8 Abschnitte, deren *erster* von der *Diagnose* und *Prognose* handelt. Gut und brauchbar sind des Vfs. Bemerkungen über die Ausmittelung der Thatsachen, durch welche die Diagnose begründet wird; aber sie entsprechen in sofern nicht ihrem Zwecke, als sie dem angehenden Arzt keine klare Ansicht von dem Wege geben, den er zur Erlangung einer richtigen Diagnose einzuschlagen habe. Es liegt dem Ganzen keine bestimmte Idee zum Grunde; man weiss nicht, ob der Vf. der analytischen Methode den Vorzug giebt, oder der synthetischen, oder ob er es für nützlicher hält, beide Methoden mit einander zu verbinden. Letzteres scheint der Fall zu seyn; aber diese Idee schwebt dem Vf. mehr als Ahndung vor, als dass er sie klar gedacht hätte. — Die Prognose ist der Wendepunct zwischen Diagnose und Indication, ist selbst durch die Diagnose einzig begründet, und bey dem innigen Zusammenhange, welcher zwischen der Diagnose und Prognose Statt findet, wäre es einseitig, einem dieser Momente eine grössere Wichtigkeit vor dem andern zuerkennen zu wollen (S. 83). (Rec. ist so einseitig, der Diagnose eine grössere Wichtigkeit einzuräumen.) Die Erklärung, welche Hr. *H.* von der Metastase giebt, ist sinnreich, aber nicht befriedigend. Warum sollen wir bey Krankheiten, in welchen das Daseyn eines bestimmten Krankheitsstoffs erwiesen ist, nicht berechtigt seyn, eine Wendung des Krankheitsstoffs von einem Ort des Organismus nach dem andern anzunehmen? Wenn nach der Unterdrückung eines venerischen Geschwürs an der Eichel plötzlich ein solches Geschwür am Halse hervorbricht: so lässt sich diese Erscheinung schwerlich nach des Vfs. Ansicht von der Metastase erklären. Aus einer fremdartigen Qualität des nach dem Halse hinfliessenden Blutes wird sich noch kein venerisches Gift erzeugen. —

Zweyter Abschnitt. Theorie der Heilkunst. I. Von der Heilung überhaupt. Alles Handeln in Beziehung auf den Zweck der Heilung ist unter dem Ausdruck *Cur* begriffen. Die Cur beruht entweder auf Gründen, welche in dem Lebensprocesse selbst begründet, oder welche von Beobachtungen abstrahirt sind, d. h. sie ist entweder rationell oder empirisch. Die Heilung erfodert, dass die Wirkung der Schädlichkeit aufhöre, und dass die ergriffene Function zur Freyheit ihrer Gesetzmässigkeit zurückkehre. Die allgemeinen Gesetze der Heilung können daher auf folgende zurückgeführt werden: a) die Wirkung der Schädlichkeit hört von selbst auf, oder b) sie wird durch die organische Thätigkeit unterdrückt, oder c) die Schädlichkeit wird aus dem Organismus entfernt; d) die ergriffene Function wird durch bestimmte Einflüsse von der ihr fremdartigen Bestimmung befreyt; e) entweder wirken die Einflüsse unmittelbar auf die ergriffene Function, oder mittelbar, indem sie die secundär alienirte afficiren; f) durch Einwirkung auf ein durch antagonistische oder consensuelle Verhältnisse mit dem erkrankten Organ oder System stehendes Organ kann die Gesetzmässigkeit des erkrankten hergestellt werden. — II. *Heilplan.* Der

Heilplan bezeichnet die Idee, wie die Krankheit zur Genesung zurückzuführen sey. Das Individualisiren des Heilplans beruht auf der Subsumtion der Krankheitsform unter dem Heilplan, wodurch die Bedingnisse der zu bezweckenden Veränderungen, und die Curregeln zur Ausführung des Heilplans, erkannt werden. (Das Letztere findet Rec. theils unverständlich, theils unrichtig; das Individualisiren beruht auf der Modification des Heilplans durch die Individualitätsbestimmungen des kranken Subjets, aber nicht auf der Subsumtion der Krankheitsform unter dem Heilplan, dadurch wird der Heilplan mehr generalisirt als individualisirt.) III. *Curregeln.* Sie verhalten sich zum Heilplan, wie das Besondere zum Allgemeinen. Der Vf. nimmt die Eintheilung der Curregeln in *therapeuticas*, *vitales*, *symtomaticas* und *prophylacticas* an, und handelt von jeden derselben insbesondere, ohne jedoch etwas Anderes als das Bekannteste davon zu sagen. — IV. *Gründe der Curregeln.* Der Vf. versteht darunter, was von den Ärzten durch *Indicantia* bezeichnet wird. — V. *Curmethoden und Heilmittel.* Die Methode, nach welcher dasjenige in Wirklichkeit gesetzt wird, was die Curregel vorschreibt, heisst *Curmethode*, und die Mittel, welche der Methode entsprechen und die Heilung bedingen sollen, *Heilmittel.* Eintheilung der *Indicata.* — Regeln in Hinsicht der Leitung der Einflüsse, welchen der Kranke während der Heilung ausgesetzt ist. — Wirkungsart der Heilmittel. — Es giebt nur 2 Ansichten der Wirkungsart der Heilmittel: 1) was sie überhaupt im Organismus veranlassen, 2) auf welche Weise sie dieses zu thun streben. Im Allgemeinen betrachtet, ist das Heilmittel, wie jeder andere Einfluss, nichts anders, als ein bestimmtes Auffodern an die bestimmte Form der organischen Thätigkeit, ein Sollicitiren zu jenen Äusserungen, welche der Möglichkeit nach im Organismus begründet sind. Die nächste Wirkung des Mittels ist das Product desselben in seinem Conflict mit der organischen Form; die entfernte Wirkung ist das Product der durch die nächste Wirkung gesetzten Affection. An dem Heilmittel ist nichts zu betrachten, als was es sollicitirt, und zwar a) nach seiner Energie, und b) nach seiner bestimmten Qualität. Alles, was hierauf folgt, ist Product der durch die Einwirkung modificirten Selbstthätigkeit des Organismus, keinesweges des Mittels. Bey der Betrachtung der Wirkung der Heilmittel giebt es nur ein beständiges Moment, die eigenthümliche Qualität des Mittels, mit welcher es das Organische anspricht; aber diese Sollicitation wird in jedem Gebilde zu einer anderen Wirkung führen, nachdem die Qualität verschieden ist, welche das Organ entgegensetzt. — VI. *Verpflegung des Kranken.* Der Vf. will keinen wesentlichen Unterschied gestatten zwischen den Nahrungsmitteln und Heilmitteln. Das Prädicat *indifferent* passe nicht auf alle Nahrungsmittel, die Gewürze und die geistigen Getränke können nicht als indifferente Stoffe betrachtet werden (S. 142). (Aber wer zählt denn die Gewürze und die geistigen Getränke zu den Nahrungsmitteln? Nahrungsmittel nennen wir solche Stoffe, in welchen keine Qualität besonders hervorsticht, und die daher auch keine der Grundfunctionen besonders sollicitiren. Vermöge des zwischen ihren Bestandtheilen Statt findenden Gleichgewichts haben sie zu demjenigen Grundsystem des Organismus die nächste Beziehung, in welchem gleichfalls die Gegensätze des irritabeln und sensibeln Systems relativ ausgeglichen sind. Nur solche Stoffe sollten Nahrungsmittel heissen. Dass die vervielfältigten Lebensbedürfnisse auch andere mit hervorstechenden Qualitäten begabte Stoffe in die Sphäre der Nahrungsmittel gezogen haben, kann nicht als Einwurf gegen die Richtigkeit des gegebenen Begriffs von Nahrungsmittel gebraucht werden. — Eben so unrichtig ist die Behauptung, dass es keine sthenisirenden oder asthenisirenden Heilmittel gebe, weil ein allgemein durch den Organismus verbreiteter sthenischer oder asthenischer Zustand im concreten Organismus nie anzunehmen sey, weil die Formen der organischen Thätigkeit nur in bestimmten Gegensätzen ihre relative Einheit behaupten. Aber kein rationeller Arzt wird unter direct sthenisirenden oder asthenisirenden Mitteln solche verstehen, welche die Thätigkeit aller Organe verstärken oder schwächen, sondern immer wurden durch diese Ausdrücke nur Mittel bezeichnet, welche zu einem der Hauptsysteme eine Thätigkeit vermehrende oder vermindernde Kraft besitzen.)

Dritter Abschnitt. Theorie der Heilung. I. *Allgemeine Heilanzeigen.* Sie können auf drey allgemeine Momente zurückgebracht werden, nachdem eine von den drey organischen Functionen afficirt ist. Es werden nun die Veranlassungen zu den Abnormitäten der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität bemerkt, und diesen gemäss die allgemeinen Heilanzeigen bestimmt. Aber in dieser Darstellung findet Rec. eine grosse Unbestimmtheit. Manches ist völlig hypothetisch, Manches ganz unrichtig. Besonders findet da Verwirrung Statt, wo der Vf. von den Momenten spricht, auf welchen die Abnormitäten der Irritabilität beruhen, so dass in die Sphäre der Irritabilität hineingezogen wird, was eigentlich der Reproduction angehört. Die secernirenden Oberflächen gehören nicht zu den irritabeln, sondern zu den reproductiven Organen. Unverständlich ist die Behauptung, dass die Veränderung des Gegensatzes der Gefässe mit der Substanz des Organs, als Anspannung, Erschlaffung, als Anhäufung und Entleerung in die Erscheinung tritt; unrichtig ist es, dass der Gegensatz der Gefässe und Muskel sich durch Convulsionen beurkunden soll. — Die Schrift des Vfs. giebt Veranlassung zu so vielen Bemerkungen, dass Rec. die Grenzen einer Recension weit überschreiten müsste, wenn er wie bisher fortführe. Er muss und kann sich daher nur auf eine Anzeige des ferneren Inhalts beschränken, und wird am Ende derselben ein summarisches Urtheil abgeben. II. *Allgemeine Übersicht der Curregeln.* A. *Bey Krankheiten der reproductiven Function.* Die allgemeine Anzeige ist hier, den Bildungstrieb der fremden Gesetzmässigkeit zu entreissen. Es folgen nun 15 Curregeln, die sich auf die Erfüllung dieser Anzeige beziehen. B. *Krank-*

heiten der irritabeln Function. Hier ist die allgemeine Anzeige, die Normalität der thierischen Bewegungen und der durch sie gesetzten Vorgänge wieder herzustellen, oder das fremde Gesetz, welchem sie unterliegen, aufzuheben, und die freye Wirksamkeit der eigenthümlichen Gesetzmässigkeit herbeyzuführen. C. *Krankheiten der sensibeln Function.* Die allgemeine Anzeige ist hier, Freyheit der Perception herzustellen, nämlich die Schranke der Nerventhätigkeit zu beseitigen, oder diese durch Hervorrufung anderer organischer Thätigkeiten zu beschränken, oder jedes fremde Gesetz, welches sich hier geltend machen will, aufzuheben. — III. *Allgemeine Übersicht der Curmethoden und Heilmittel.* Die Curmethoden beseitigen entweder blosse Hindernisse der Heilung, oder sie greifen zugleich in die Heilung selbst ein. Zu den ersteren gehören: I. *Abhaltung der Schädlichkeiten.* II. *Hinwegnehmen fremder Körper, krankhaft erzeugter oder verdorbener Theile.* III. *Wiederherstellung der normalen Lage.* IV. *Zurückführung und Umänderung ausgetretener Flüssigkeit.* Die allgemeinen Anzeigen sind: a) die ergossene Flüssigkeit auf den Wegen der Resorption zurückzuführen, b) selbige auszuleeren, oder c) umzuändern. — Die Hindernisse beseitigen, und greifen zugleich in die Heilung ein. V. *Die Methoden, welche den Zusammenhang der Theile umändern.* Dahin gehören A. *Aufätzen, künstliche Geschwüre.* Die Anzeigen sind: a) Leiden im Capillargefässsysteme, und die davon abhängenden Abnormitäten der Secretionen und langwierige Stockungen. b) Krankhafte Secretionen, äussere, innere Geschwüre. c) Manche Säfteverderbnisse in Verbindung mehrerer Verderbnisse der festen Theile, z. B. cariöse Knochen, Skropheln u. dergl. B. *Blutige Operationen.* C. *Vereinigung des aufgehobenen Zusammenhanges.* D. *Befestigung des Zusammenhanges.* VI. *Ausleerende Methode.* 1) Brechenerregende Methode. 2) Darmausleerende Methode. 3) Blutentziehen. 4) Schweisstreibende Methode und Mittel. 5) Urintreibende Methode. 6) Speichelausleerende Methode. 7) Auswurfbefördernde Mittel. 8) Ausleerung durch die Nase. 9) Leitung der Blutflüsse. 10) Stillung nachtheiliger Ausleerungen. VII. *Umänderung in den ersten Wegen und den Säften.* 1) Gegengifte. — Gift ist jede Substanz, welche die individuelle Form des Lebens dergestalt zu zerstören vermag, dass der Organismus als solcher nicht mehr bestehen kann (eine höchst unbestimmte und offenbar zu weite Definition vom Gift. Bey dem Arsenik vermissen wir die Angabe des wichtigsten Gegengifts, die Schwefelleber). 2) Absorption und Einhüllung fremder Stoffe. — 3) Auflösende Methode. — Dieses wichtige Capitel handelt der Vf. sehr kurz ab. Er bestimmt nicht einmal den Begriff eines auflösenden Mittels, und äussert sich nicht im Geringsten über die Wirkungsart derjenigen Mittel, die wir mit dem Namen der auflösenden bezeichnen, sondern spricht blos von dem Missbrauch, der mit dieser Methode getrieben ward. — 4) Anfeuchtende, verdünnende Mittel. — 5) Erweichende Methode. 6) Austrocknende Methode — völlig überflüssig, da sie als solche wohl nie angezeigt ist. — 7) Umänderung der Resorption. — 8) Umänderung der Secretionen. — 9) Allgemeine Umänderung des Bluts und der Säfte. — VIII. *Umänderung in den irritablen und sensiblen Organen.* In diesem Abschnitt wird manches Gute und Brauchbare von der Umänderung der irritabeln Organe überhaupt, von der Umänderung der arteriellen und venösen Stimmung, von der Regulirung der Temperatur, von der Umänderung der sensibeln Organe, von der krampfstillenden, der tonischen Methode, der antagonistischen und von der therapeutischen Benutzung der Consense gesagt. Den Beschluss macht die Regulirung der Nahrungsmittel und der übrigen Lebenseinflüsse. —

Gewiss gehört ein zweckmässig bearbeitetes Handbuch der allgemeinen Therapie zu den immer fühlbarer werdenden Bedürfnissen, und Hr. *H.* verdient schon in sofern Dank, dass er sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen hat. Aber wir dürfen nicht verhehlen, dass dadurch jene Lücke nicht ausgefüllt worden ist. Das Ganze gleicht einem alten Manne, der sich ein modernes Kleid übergeworfen hat, um jung zu scheinen, und den Leuten zu beweisen, dass er nicht hinter seinem Zeitalter zurückgeblieben ist. Der Vf. hat die alten und neuen Ideen mehr mit einander vermengt, als sie so verschmolzen, dass jene durch diese Bedeutung und Leben erhalten hätten. Überhaupt ist das Ganze viel zu wortreich; Vieles, was nur angedeutet oder mit Wenigem kräftig gezeichnet werden durfte oder konnte, ist so ins Breite gesponnen, dass der angehende Arzt ermüdet werden muss. Eigene Ideen haben wir überall vergebens gesucht, und der Ausfall des Vfs. in der Vorrede auf die Usurpatoren, die sich auf fremden Flügeln erheben u. s. w., könnte von seinen Gegnern leicht als Waffe gegen ihn selbst gebraucht werden. Jene Usurpatoren aber machen doch wenigstens, wenn sie auch fremde Ideen ihren Arbeiten zum Grunde legen, einen geistvollen Gebrauch von ihnen, assimiliren sich dieselben so, dass sie dadurch zu den ihrigen werden. Aber der Vf. scheint diese Ideen aus der fünften, sechsten Hand erhalten zu haben. Dadurch hat sich der Geist allmählich verflüchtigt, und das *caput mortuum* ist geblieben. Selbst bey der Eintheilung der Abschnitte hat sich der Vf. nicht als logischen Kopf gezeigt. Das Ganze besteht aus 8 Abschnitten. Er hätte eben so gut 16 daraus machen können; es liegt der Eintheilung kein bestimmtes Princip zum Grunde. —

Wir wollen jedoch durch alle diese Äusserungen keinesweges der Schrift einen gewissen Grad der Brauchbarkeit absprechen; aber die früheren Schriften des Vfs. berechtigten zu höheren Erwartungen. P. P. V.

ERFURT, b. Hennings: *Heilkunde der Bauch- und Haut-Wassersuchten, nach den neuesten Entdeckungen und Erfahrungen.* A. d. Franz. 1806. 402 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Von dem Originale dieser Schrift hat weder Vf.

noch Verleger einige Nachricht gegeben. Das Locale ist die *Vendée*. Diesem feuchten, mit dicken Dünsten beladenen, mit stehendem, schlammichtem Wasser bedeckten, mit verfaulten Pflanzen gedüngten Boden schreibt der Vf. mit Recht die häufige Erscheinung jener Krankheitsform zu. Hiezu kommt noch die öftere Beschäftigung der Einwohner mit Reinigen der Kanäle und ihre ungesunde aus Speck, saurer Milch u. s. w. bestehende Nahrung. Der Vf. theilt diese Wassersuchten in folgende Classen: 1) von chronischen Verstopfungen der Eingeweide, 2) Folgen hitziger Krankheiten mit und ohne Verstopfungen, 3) Wirkung von allgemeiner Schwäche oder anderen besonderen, von den angegebenen verschiedenen Ursachen (die freylich hätten genauer angegeben werden sollen). Für die wirksamsten Mittel im Allgemeinen hält der Vf. Brechmittel und Abführungen in starker Dosis und häufig, d. h. wenn die Kräfte des Kranken es erlauben, täglich und so lange angewendet, bis man gewiss ist, dass kein Wasser mehr vorhanden sey. Bey der Bauchwassersucht hält er viel auf eine der Sache angemessene Diät. Für das beste Regime hält der Vf. das Trockene und Absorbirende, zu Speisen geröstetes Brod, leichte Fleischspeisen, zuweilen gewelktes Obst, weichgesottene Eyer, weisse See- und Fluss-Fische, zum Getränke einige Gläser alten weissen Wein mit Wasser vermischt, sonst Enthaltung vom Trinken. Wäre der Durst heftig: so muss er mit einem Decocte des Hundezahns (ist das *rad. taraxaci* oder *graminis?*) und Salpeter gestillt werden. (Man erkennt schon aus dieser Nährverordnung die Nation, unter welcher der Vf. lebt. Die neuere Arzneylehre hat hierüber bey weitem bessere und consequentere Regeln vorgeschrieben.) Als Abführungsmittel rühmt der Vf. dabey Folgendes: *Rec. Fol. sennae dr. III. Rhei dr. II. Sal. epsom. dr. III. Coque c. Aqu. s. qu. Col. adde Pulv. r. jalapp. dr. sesqui, Syr. e rhamno unc. I. M.* Wo dieser Trank nicht durchwirkt, giebt der Vf. folgende Pillen: *Rec. Gummi guttae dr. I. Pulv. jalapp. dr. sem. scamon. dr. sem. Tart. vitriol. dr. II. M. F. Pil. gr. II. S.* 20 bis 30 Stück zu nehmen. Wenn Tränke und Pillen ohne erwünschten Erfolg gegeben worden: so muss man unter den anderen Hülfsmitteln, die uns die Kunst darbietet, diejenigen aussuchen, welche die Kraft besitzen, den bisher vergeblich bekämpften Feind zu besiegen. (Das heisst doch gewiss, mit vielen Worten nichts gesagt!) In Fällen dieser Art hat der Vf. oft ein Brechmittel nützlich befunden. Ein anderes Mal erreichte er seinen Zweck vollkommen durch den Gebrauch des *deutschen Aquavits* (? Das wäre ein Beweis für das hahnemannsche Princip der *Materia medica*, da in Deutschland wenigstens die Wassersucht häufig vom Aquavit entsteht). Auch bey der Hautwassersucht empfiehlt der Vf. Brechmittel, reinigende und wassertreibende Arzneyen. Schweisstreibende Mittel thäten selten gut. (Alles das ist leider sehr unbestimmt. Es kommt darauf an, ob die Wassersucht nach einem hitzigen Exanthem entstanden ist oder nicht; in jenem Falle thun schweisstreibende Mittel öfters sehr gut, z. B. *Pulvis Doveri*, *Spirit. Mindereri*, *Rob. Juniperi* u. s. w.) In den Zwischentagen muss man mit herzstärkenden und die Spannung wieder herstellenden Mitteln fortfahren, ohne sie doch zu häufig und zu stark zu brauchen. Unter allen wassertreibenden Mitteln hat dem Vf. der *deutsche Brantwein* bey der Hautwassersucht die besten Dienste geleistet. Zur Stärkung empfiehlt er eisenhaltige Arzneymittel, Eisenrost mit Kellereseln und Rhabarber, eisenhaltige Mineralwasser u. s. w. Die Wassersucht der Schwangern behandelt der Vf. fast auf ähnliche Weise. Ist sie hartnäckig: so räth er Tisanen aus den *radic. aperientib.* mit Blättererde und Pillen aus *Gummi amoniac.* mit *Arcan. dupl.* Für Wassersuchten, welche in trockenen, ebenen Gegenden entstanden sind, empfiehlt der Vf. mehr erweichende, schleimichte Nahrungsmittel, gelinde Abführungen und urintreibende Arzneyen, besonders Molke. Diess ist unter vielem Unwichtigen, woran diese Schrift sehr reich ist, das Wichtigere. Ohne unser Erinnern wird jeder Leser leicht einsehen, dass es nicht von der Art oder dem Grade ist, um eine deutsche Übersetzung und Bearbeitung hinreichend zu entschuldigen.

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Herborn*, in der Buchh. d. hoh. Schule: *Abhandlung über den Kinnbackenkrampf neugeborner Kinder.* Nebst einem Anhange über die Convulsionen der Kinder und einigen praktischen Beobachtungen über verschiedene Gegenstände der Heilkunde. Ein Versuch von *Joseph Schneider*, der Philos. D. ausüb. Arzte in Fulda. 1805. 8 B. in kl. 8. In Fulda kommt der Kinnbakenkrampf bey Kindern, die 2 bis 7 Tage alt sind, ungewöhnlich oft vor. Nachdem der Vf. die Krankheit beschrieben, giebt er die allgemeinen und besonderen Ursachen derselben an. In Rücksicht der letzteren sagt er: „Die besondere Ursache und zwar die hiesige ist hauptsächlich und fast allein *in dem heftigen Zorne und Ärger der Mütter während ihrer Schwangerschaft* zu finden.“ Die Heilart richtet er nach der Erregungstheorie ein, und preist vorzüglich eine Ambra- und Moschus-Tinctur an, deren Zusammensetzung er angiebt. Sollten nicht reizende Abführungsmittel aus *diagrydium sulphuratum* und versüsstem Quecksilber mit schleimigen Syrupen in passenden Gaben hier gut thun? Der Vf., als Erregungstheoretiker, fürchtet sich vor Abführungsmitteln. Auch in Convulsionen der Kinder that die genannte Tinctur gute Wirkung, worüber Krankengeschichten, so wie über den Kinnbackenkrampf, angeführt werden. Der Anhang enthält: 1) Wirkung des stützischen Mittels in aus ungeschickter Aderlass entstandenen Nervenzufällen. 2) Geschichte einer durch Quecksilbereinreibungen geheilten mehr als 2 jährigen Lähmung der Halsmuskeln. 3) Merkwürdige Geschichte einer vernachlässigten Scharlachkrankheit, welche in ein Quotidianfieber, dann in ein Empyem überging, und erst nach langer innerer und äusserer Cur geheilt wurde. 4) Warnung für angehende Ärzte in Rücksicht der Anwendung des Opiums in Krankheitsfällen. Der Vf. scheint ein junger fleissiger Arzt zu seyn, und als solcher ist er aufzumuntern, fernerhin seine Studien am Krankenbette fleissig fortzusetzen; aber er halte sich an kein System ausschliesslich, sondern an die Natur und seinen Verstand.

P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers.* Herausgegeben von Dr. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, ord. Prof. der Kirchen- und Dogmen-Geschichte zu Leipzig. Zweyter Band. Erstes Stück. 1812. IV u. 190 S. Zweyter Band. Zweytes Stück. IV u. 202 S. Dritter Band. Erstes Stück. IV u. 208 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieses schon mehreremale von uns mit verdientem Beyfall angezeigte Institut (vgl. J. A. L. Z. 1810. No. 277. 1811. No. 275), fährt fort sich des geschenkten Beyfalls würdig zu erhalten, ja denselben in immer höherem Masse zu verdienen. Die Zahl der Mitarbeiter hat sich vermehrt; auch der ehrwürdige Veteran Dr. *Rosenmüller* ist dazu getreten, und der Herausg. (der freylich nunmehr als Feldpropst das sächsische Banner begleitet) hoffte ununterbrochen jährlich wenigstens zwey Stücke herauszugeben, die bequem in einen Band vereiniget werden können. Treu seinem Zwecke liefert jedes dieser anzuzeigenden Stücke Aufsätze sowohl für das *Studium*, als für die *Amtsführung* des Predigers.

Unter den Aufsätzen der ersteren Art zeichnen sich aus die unter No. 1 in jedem der beiden Stücke des 2 Bandes mitgetheilten Abhandlungen vom Hn. Stiftsprediger *Böhme* zu Altenburg, *von der Unbegreiflichkeit Gottes*, und *von der Oberherrlichkeit Gottes für uns Menschen.* Vorzüglich zog uns an der erstere Aufsatz, durch welchen unser Wissen über Gott in seine bestimmten Schranken zurückgewiesen, so wie durch den zweyten unser praktisches Verhältniss zu Gott bestimmt ausgesprochen wird. In der ersten Abh. thut der Vf. dar, dass Gott in zweyerley Sinne des Ausdrucks für uns unbegreiflich sey, nämlich (in Beziehung auf den Sinn) *unumfasslich*, und (in Beziehung auf unser Denkvermögen) *unerklärbar*. Ähnlich der kantischen Eintheilung des Erhabenen, die der Vf. vor Augen gehabt zu haben scheint, nennt er die erstere Art der Unbegreiflichkeit Gottes die *mathematische*, die andere die *dynamische*. So wie nun jede endliche Grösse entweder eine extensive oder intensive ist: so lässt sich auch das Unendliche unter diese beiden Gesichtspuncte bringen. Alles, was Gott ist und thut, hat theils einen *Umfang*, der jedes Mass übersteigt, theils eine *Stärke*, die keine Vergleichung nach Graden gestattet. Die unendliche Grösse des Umfangs nennt nun der Vf. *Unermesslichkeit*, und die unendliche Grösse der Stärke *Überschwenglichkeit*. — Mit Recht unterscheidet er bey der dynamischen Unbegreiflichkeit oder Unerklärlichkeit Gottes die nur comparativ und die schlechthin so zu benennende. Die erstere findet in der Natur, die zweyte bey Gott Statt. Sowie die mathematische Unbegreiflichkeit Gottes eine doppelte Seite hatte: eben so lässt sich auch die dynamische Unbegreiflichkeit Gottes auf eine doppelte Weise bestimmen und eintheilen. Das uns unbegreifliche Wesen Gottes kann nämlich entweder als der grundlose Urgrund alles Daseyenden, oder als das unbedingt Nothwendige alles ausser ihm Vorhandenen angesehen werden. (Hier vermisst Rec. den Grund der Eintheilung, indem die absolute Ursache zugleich auch das Unbedingt-Nothwendige aller Contingenz ist.) In der ersteren Hinsicht nennt der Vf. das unbegreifliche Wesen Gottes schlechthin *unergründlich*, in der letzteren *schlechthin unnachforschlich*. Die Unbegreiflichkeit Gottes, *mathematisch*, oder als *Unumfasslichkeit* betrachtet, wäre also der Extension nach *Unermesslichkeit*, der Intension nach *Überschwenglichkeit*; *dynamisch*, oder als *absolute Unerklärbarkeit* angesehen, *Unergründlichkeit* und *Unnachforschlichkeit*. Wie der Vf. dieses an den *Werken* und *Eigenschaften* Gottes im Einzelnen darlege, wird der Leser lieber von ihm selbst ausführlich, als von uns im Auszuge vernehmen wollen. Jeden wissenschaftlichen Leser wird dieser Gedankengang des bündigen Vfs. anziehen und erfreuen; indessen hat Rec. an solchen Lesern, denen das philosophische System, welchem der Vf. zugethan, fremd ist, die Erfahrung gemacht, dass seine leicht begreifliche Abhandlung für die Genannten comparativ unverständlich war. Für solche wäre zu wünschen, dass der Vf. die wissenschaftlich ausgesprochenen Sätze hinterher in freyer, von den Fesseln und den Terminologieen des Systems unabhängiger Sprache dargestellt hätte. — No. 2 des ersten Stücks *über Fasten-Examina*, vom Prediger *Dinter* zu Görnitz bey Borna, ist ein herrlicher, lebendiger, und lebendig machender Aufsatz, der in dem Vf. ein Muster eines praktischen Predigers darstellt, und Hochachtung für denselben einflösst. Kein Prediger wird diesen Aufsatz lesen können, ohne sich zum freudigen Wirken in seinem Amte gestärkt und belehrt zu fühlen. No. 3. *Über literärische Lieblingsbeschäfti-*

gungen, nach ihren Einflüssen auf den Prediger. Vom Hn. Consist.-Assessor *Heydenreich* in Merseburg. Eine wichtige, sehr belehrende und gelehrte Abhandlung des geschätzten Vfs. No. 4. *Verlohnt es sich der Mühe, die Katechetik in ihre von ihrer eigenen Natur gesetzten Schranken zu verweisen?* Von M. *Lindner*, Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. Dieser Aufsatz des besonders um die Gesanglehre verdienten Vfs. spricht nur Resultate aus, deren Gründe in einer anderen Abh. des Vfs. in Gutsmuths Bibl. zu suchen sind. Die Hauptresultate sind: dass die katechetische Methode nicht als Normal- (und Universal-) Methode für alle Gegenstände des Wissens, z. B. bey historischen Gegenständen, angewendet werden könne; dass durch sie nicht ursprünglich Begriffe erzeugt, sondern die schon vorhandenen geordnet und in ein logisches Ganzes gebracht werden u. s. w. Der Vf. wird aber auch nicht in Abrede seyn, dass durch das katechetische Verfahren Begriffe wiedergeboren, aufgeklärt, bestimmt, erweitert, verallgemeinert, verlebendiget werden. Übrigens giebt Rec. dem Vf. seinen Beyfall, wenn er sich gegen diese Methode, als die einzig heilbringende, erklärt, und gegen diejenigen, die sie als eine Universalmethode, so wie andere Universaltincturen, herumbieten. No. 5. *Massillons Predigt* über das Gebet. No. 6. *Bourdaloue's Predigt* am ersten Ostertage, beide übersetzt vom Herausgeber. Die Übersetzung ist trefflich, und Massillons Predigt insbesondere möchte wohl zum Studium dieses trefflichen Redners überhaupt einladen. No. 7. *Confirmationsrede* von M. *Rüdel*, Diakonus an der Nikolaikirche zu Leipzig. Eine Rede voll Leben und Gefühl, deren Eindruck gross gewesen seyn muss. Schade, dass sie nicht durch Eine Idee zu einem leicht überschaulichen und erinnerlichen Ganzen verbunden ist! No. 8. *Warnungsrede vor dem Meineide.* Von *M. Güldemann*, Diakonus an der Kreuzkirche zu Dresden. Die Rede ward an eine gebildete Dame vom Adel gehalten, und ist mit zarter Schonung und Benutzung aller Umstände, die das weibliche Gemüth zum Ernst und zur Religion stimmen, abgefasst. No. 9. *Das Gebet des Herrn* in der Anwendung auf die Confirmationsfeyer, von D. *Bauer*, Archidiakonus an der Nikolaikirche zu Leipzig. Köstlich.

II B. 2 St. 1) *Von der Oberherrlichkeit Gottes für den Menschen.* Vom Stiftsprediger *Böhme* zu Altenburg. Die Abh. stellt das Verhältniss Gottes, als Oberherrn, gegen den Menschen, als heiligen Gesetzgebers, allgütigen Regierers, und gerechten Vergelters — und das Verhältniss des Menschen, als Unterthans, gegen Gott dar. 2) *Versuch einer Ehrenrettung der Topik, als einer auch für den Prediger noch immer höchst nützlichen Wissenschaft.* Von *Kästner*, Prediger in Behlitz bey Eilenburg. Wenn diese Abh. die Topik der Alten in ihrem Wesen historisch und wissenschaftlich dargestellt hätte: so würde das Ganze fasslicher und die Ehrenrettung besser ausgefallen seyn. Indessen bedauert Rec. Jeden, der seine Gedanken aus dem Schatzkästlein und den Numern der Topik, dieser Windrose des Forums, zusammenstoppeln soll. 3) *Über Eingangs- und Schluss-Gebete bey Predigten.* Von D. 4) *Nachricht von einer Pastoralanweisung aus dem funfzehnten Jahrhunderte.* Von Dr. *Joh. Georg Rosenmüller.* 5) *Winke für unser Zeitalter aus der Geschichte des Theophilanthropismus.* Von T. 6) *Rhapsodieen eines Geistlichen um die Zeit seines silbernen Amts-Jubiläums.* Von **. Goldene Sprüche! 7) *Gemeinschaft mit Gott, kein schwärmerisches Gefühl.* Eine Predigt aus dem Englischen des Dr. *Jakob Duchal*, übersetzt von *Joannes Aloys Martyni-Laguna.* Würde, Klarheit, und Ruhe zeichnen diese Predigt aus. 8) *Beytrag zur vergleichenden Homiletik.* Von M. *Goldhorn*, Mittagsprediger zu Leipzig. Höchst interessant sind die gegen das Ende angeführten Stellen aus den Leichenreden von Flechier und Mascaron auf den Marschall Türenne, seinen Übertritt zur katholischen Kirche betreffend. Die Feinheit und Zartheit, wie beide Redner diesen Punct behandeln, ist in der That höchst interessant. 9) *Bey der Taufe eines Juden.* Von M. *Lobeck*, Pfarrer zu Rüsseina bey Nossen. 10) *Traurede* von M. *Rüdel*, Subdiak. an der Nikolaikirche zu Leipzig. 11) *Katechisation am Neujahrstage, über Ps. 90: Wir sind Kinder der Zeit.* Von M. *Dolz*, Vicedirector an der Freyschule zu Leipzig.

Dritter Band erstes Stück. Das Institut hat abermals gewonnen durch den Zutritt mehrerer achtungswürdiger Männer, vorzüglich der Hnn. *Pahl* und *Nebe.* Vor allen zogen uns in diesem Stücke an die beiden ersten Aufsätze von *Pahl.* I. *Über Johann Arnd und seinen religiösen Geist.* Von *Johann Gottfried Pahl*, Pfarrer zu Offaltenbach bey Ludwigsburg in Wütemberg. Der Vf. hebt mit einer trefflichen Schilderung der Trefflichen unter den älteren Theologen an. Die gerügte Undankbarkeit und Selbstgenügsamkeit unserer Zeit, welche die Werke der Theologen des 16 und 17 Jahrh. oft weder kennt noch benutzt, erinnerte uns an die Worte des trefflichen *Morus* in der Vorrede zu seiner *epitome theologiae christianae* S. XVIII. *Omnino doleo libros veterum theologorum, qui, a Melanchthone inde, ante exitum superioris seculi floruerunt, a paucis hodie legi tractarique, a nonnullis ignorari, a multis cum contemtu et indignatione abjici. Nam magna rerum copia abundant, incredibili cum studio ex antiquitate quidque repetunt, caussam ipsam et rem cum incomparabili diligentia constituunt, pollent dialectica subtilitate singulari, omnia in utramque partem examinant, et in contrariis argumentis pariter atque in suis sunt uberrimi, utuntur suo sensu et judicio, saepe liberrime judicant, — — denique judicant modestissime, sine ullo strepitu, quo modo res videatur posse aliter tractari constituique etc.* Was Hr. *Pahl* in praktischer Hinsicht von den genannten Theologen rühmt, das preiset *Morus* an ihnen in wissenschaftlicher Hinsicht. Man findet bey Hn. *Pahl* eine geistvolle Darstellung des inneren Lebens Arnds, in dessen Herzen das wahre Christenthum lebte; er bestimmt die herrschenden und leitenden Ideen Arnds, und damit die Gestalt seines religiösen Lebens, wobey wir nur wünschten, dass er noch mehr ins Einzelne eingegangen seyn möchte. Dabey vergisst er nicht zu

zeigen, dass auch Arnd, so sehr er sich über seine Zeit erhob, dennoch ihr angehörte, unter den Bedingungen und Beschränkungen derselben stand, und die Farbe seiner Zeit verräth. Der Aufsatz II von demselben Vf.: *Über die Benutzung der Geschichte in Kanzelvorträgen*, trägt zu beherzigende Ideen vor, denen wir jedoch nicht durchgängig beystimmen können. Dass die Geschichte, welche das Allgemeine in individueller Lebendigkeit darstellt, dem Zwecke des geistlichen Redners ganz vorzüglich dienlich sey, wird kein erfahrner Prediger leugnen. Hiezu ist aber die Geschichte der Bibel vor allen und fast ausschliesslich tauglich, nicht nur, weil diese Geschichte durch das Lesen der Bibel von Jugend auf Jedermann bekannt, sondern auch weil diese Geschichte in einem theokratisch-religiösen Geiste gedacht und geschrieben ist, und das Einzelne wie das Ganze als Beurkundung einer weisen, heiligen und gerechten Fürsehung dargestellt wird. Dieser religiöse Gesichtspunct muss aber der profanen Geschichte erst gegeben werden, und das um so mehr, je pragmatischer dieselbe ist, und den Zusammenhang aus Naturursachen darstellt. Über dieses sind die Thatsachen der Profangeschichte dem gemischten Publicum des Predigers, vollends einer Landgemeine, nicht bekannt genug. Alles aber, was das Allgemeine erörtern, verdeutlichen, veranschaulichen soll, muss nicht selbst wieder einer weitläuftigen Bekanntmachung bedürfen, sondern allgemein bekannt seyn. Die Lehrweise Jesu und seiner Apostel streitet nicht hiegegen. Denn einmal nahmen sie ihre Erläuterungen, Anspielungen, Symbole, Bilder aus der Nationalgeschichte, die in religiösem Gesichtspuncte gefasst, und wo selbst das Politische etwas Theokratisch-religiöses ist; ferner war das A. T. den Juden allgemeines Lesebuch in Schulen und Synagogen, wie Homer bey den Griechen, und jeder Israelit war in der Geschichte seines Volkes bewandert. Nur dann und da, wo die biblische Geschichte nicht mehr hinreicht, und wo in den Schulen für diesen Zweck vorgearbeitet wäre, könnte der Prediger seine Veranschaulichungen aus der Profangeschichte entlehnen. Willkommen sind daher die *Zusätze* des Herausgebers zu dieser Abh., welche die Ideen des Hn. *Pahl* näher prüfen, erweitern, beschränken. III. Das an den Herausgeber gerichtete Sendschreiben *über polnische Kanzelredner und geistliche Beredsamkeit in Pohlen* läßt den Verlust aufs neue empfinden, den das Publicum bey dem unglücklichen Verluste der Papiere des Hn. *Martyni-Laguna* erlitt, indem derselbe nach dem Verluste seiner polnischen Bibliothek hier nur Einiges aus dem Gedächtnisse mittheilen konnte. IV. *Über Selbstbeobachtung bey der Meditation* von D. *Karl Gottfr. Bauer* ist eine unvollendete, unklar gedachte, höchst schwerfällig geschriebene Abhandlung mit langen, eben nicht gerundeten Perioden voll unnöthiger Einschiebsel. Der Vf. hat die Abh. in drey Abschnitte getheilt, wovon hier erst ein Drittel des ersten Abschnittes gegeben worden. Wir wünschen, dass der denkende und in der Psychologie bewanderte Vf. sich einer fliessenderen Schreibart bediene. V. Das *Fragment einer Schrift über Behandlung der Bibel in Volksschulen* von ** giebt gute Anweisungen, wie ein Schullehrer sich bey den unvollkommenen Begriffen der Vorzeit in Beziehung auf Gott, seine Eigenschaften und Offenbarungen, Fürsehung, Engel, Teufel u. s. w. zu verhalten habe. Es herrscht in den Rathschlägen der Geist der Aufklärung, aber einer bescheidenen und vorsichtigen. Wenn der Schullehrer sich klar bewusst bleibt, dass er die Bibel, vorzüglich alten Testaments, nicht in historisch-philologischer, sondern in *religiöser* Absicht lese; wenn er es unumwunden als Grundsatz aufstellt, dass die Offenbarungen Gottes immer reiner und vollständiger wurden, so wie die Cultur des menschlichen Geistes und des moralischen Gefühls wuchs; und dass jedes Volk, besonders der Orientale, in eigener Denkweise, Sprache, in sinnlichen Bildern und Symbolen rede, und dass es eine doppelte Übersetzung gebe, einmal in unsere Sprache, dann in unsere Denkweise, wo wir einen Gedanken oft viel nüchterner, bestimmter, abstract fassen, wenn der Orientale denselben nur versinnbildet giebt, und wo mithin *Sinn* und *Darstellung* wohl zu unterscheiden sind: so bedarf es der Mannichfaltigkeit der Regeln nicht, um aus sinnbildlichen Darstellungen und unvollkommenen Umrissen der Begriffe die Andeutungen reiner moralischer und religiöser Wahrheiten herauszufinden. VI. *Über Katholicismus und Protestantismus* von *Joh. Aug. Nebe*, enthält Erinnerungen gegen eine Rede, bey der Einweihung des neu eingerichteten königl. Gymnasiums zu Braunsberg von dem Regierungsrath *Delbrück* gehalten, in welcher Rede allerdings eine Art von Vorliebe für die Kirche in katholischer Gestalt herrscht. Uns wäre eine freye Darstellung des Geistes des Katholicismus und Protestantismus lieber gewesen. Bey den Gegeneinanderstellungen des Katholicismus und Protestantismus glaubt Rec. eine Parteylichkeit von beiden Seiten bemerkt zu haben, dass nämlich die Katholiken einen idealen, nicht existirenden, rational-ästhetischen Katholicismus dem wirklichen, und in der Wirklichkeit unvollendeten, nur nach Vollendung ringenden Protestantismus; die Protestanten hingegen einen idealen, nicht existirenden, rational-biblischen Protestantismus dem wirklichen, mit Papismus und Monachismus verunstalteten Katholicismus entgegensetzen, ohne gewahr zu werden, dass der ächte Katholicismus im Geiste protestantisch und der ächte Protestantismus, der sich nur dem Papismus entgegensetzt, im Geiste katholisch sey. Vorzüglich die Dichter fühlen sich durch die bestehende Form des Katholicismus angezogen, weil sie in demselben etwas dem geliebten griechischen Ethnicismus Ähnliches wieder finden. — Die übrigen Aufsätze sind homiletischen Inhaltes.

— g.

GIESSEN, b. Tasché und Müller: *Die Elegieen des Jeremias in griechischem Versmass getreu übersetzt.* 1810. 62 S. kl. 8. (8 gr.)

Mit Kraft und Gewandtheit hat der Vf. sich der hebr. Überschrift so glücklich anzuschmiegen vermocht,

dafs ihm unter den metrischen Übersetzern der A. T. Schriften ein Hauptplatz und vor den neuesten *hartmann'schen* und *dahl'schen* Verdollmetschungen der Klaglieder des Jeremias in *Justi's* hebr. Blumenlese der Ehrenkranz gebührt. Wer von den laut aufbrausenden Klagen und den malerischen Schilderungen des unglücklichen Sängers, auf den die Rückerinnerung an die vielen Greuelscenen, die Feuer, Schwert und Hunger erregt hatten, und der Anblick der Schutthaufen da, wo ehemals Denkmäler der Pracht das stolze Auge entzückt hatten, einen zermalmenden Eindruck machen mussten, in seinem Innern sich tief bewegt und erschüttert gefühlt hat, der greife zu dieser deutschen Nachbildung und entscheide, ob nicht der Hauptcharakter des Originals in gelungenen Nachahmungen hervortrete. Man vergl. Stellen, wie folgende:

C. 1, 13. Feuer schmettert er in mein Gebein herab, breitet ein Nez mir,
Drängt mich zurück und öd' schmacht' ich den säumenden Tag.
V. 15. Hingestreckt hat Jehova in meiner Mitt' all die Helden,
Ausgerufen ein Fest, wo man die Jugend mir würgt,
V. 16. Stampfend die Judaide gekeltert. — O darum wein' ich
Und in Thränen zerfliesst mir ach! mein Auge, mein Aug'.
V. 20. Siehe, wie bang mir ist, Gott, wie mein Inneres wallt, sich mein Herz kehrt;
Draussen beraubt mich das Schwert, wie in dem Hause der Tod.
C. 2, 12. Wo ist, rufen sie, Mutter, wo Brod, wo Wein? und sinken,
Gleich den Verwundeten hin und schütten die Seel' in der Mutter
V. 13. Schoofs. Was soll ich, dir Gleiches, erzählen, Jerusalemide,
Was an die Seite dir setzen, zum Troste dir, Jungfrau Ziona?
Weit wie das Meer gähnt deine Wunde, wer schliesset sie heilend?
V. 19. Auf! erhebe die Stimme zu jeglicher Wache die Nacht durch,
Giesse wie Wasser dein Herz aus vor Adonai, erhebe
Deine Hände zu ihm, ob dem Leben der Kleinen, die hungernd
V. 20. Wanken (*richtiger* ohnmächtig hinsinken) am Ende der Strassen.
C. 3, 37. Wer ist, der sagt, es geschieht, und es hat's nicht Jehova geboten?
Geht von Jehovas Befehl das Böse nicht aus, wie das Gute?
Was nun beklagt sich im Leben der Mensch? er klage die Schuld an.
Forschen wir unsere Weg' und prüfen und kehren zu Jova,
Lasst uns das Herz mit den Händen zu Gott aufheben im Himmel,
Wir sind abgefallen, Empörer, und du, du verziehlst nicht,
Hüllst im Grimme dich ein, verfolgest und tödest ohn' Einhalt.

In anderen Stellen freylich hat der Vf. mit weniger entsprechendem Erfolge gearbeitet. Dahin gehören 1) diejenigen, wo die hebr. Bilder, die sonst so gewissenhaft und trefflich wiedergegeben sind (z. B. C. 2, 8. 3. 13. 19. 40. 47. 4, 2.) ohne Noth verlassen und umschrieben worden. Z. B. C. 1, 9, ist in den Worten: „Weinend wendet den Blick sie, vermag nicht die Schande zu bergen, übersieht nicht ihr End' u. s. w. der Sinn, den *Hartmann* richtiger aufgefasst hat, durchaus verfehlt worden, da vielmehr hätte übersetzt werden sollen: „Schmutz klebt' an der Schleppe ihres Kleides, und dennoch trat der Ausgang ihr nicht warnend vor das Auge!" Cap. 2, 3 sind die Worte: כֹּל קֶרֶן etc. d. h. „zerbricht im lodernden Zorn Israels jegliches Horn", denen *Hartmann* treu geblieben ist, vertauscht worden mit: „Die Tapferen alle, die Schuzwehr Israels fällt er." 2) Diejenigen Stellen, wo vielleicht nicht genug gereifte Kenntniss der hebr. Sprache Irrthümer veranlasst hat, als Cap. 2, 14, wo die Worte: וְלֹא גִלּוּ עַל עֲוֹנֵךְ d. h. „sie enthüllten dir nicht deine Sünden" ganz missverstanden sind. Ebend. V. 20 vergl. mit V. 12 darf das Zeitw. עָטַף nicht durch „*wanken*", sondern muss vielmehr durch ein *ohnmächtiges Hinstürzen* übersetzt werden, indem dasselbe in Beziehung auf die verwandten W. עָשַׁח (s. *S. de Sacy's Chrestomathie Arabe* T. I. p. 532 und *Kali philos. Arabum popularis* p. 159. 179), עָטָה, עָלַף, חָפָה Esther VII, 8 einen Zustand der hülflosen Schwäche bezeichnet, wo die Wangen sich mit Blässe überziehen, und das Auge dunkelt. Cap. 4, 9 ist das Wort מִתְּנוּבֹת „*wegen Mangels* an Erzeugnissen des Feldes" zu deuten, in welchem Sinn der Beraubung, *weil nicht ist*, *weil es fehlt an* u. s. w., die Partikel מִן in unserem Buche C. 5, 14. Nehem. 5, 9 vorkömmt. Wollte man, wie der Vf. übersetzen: „*durchbohrt von*" u. s. w.: so müsste der hebr. Text entweder die blosse Form תְּנוּבוֹת oder mit einem vorgesetzten בְּ haben. Ebend. V. 14 die Worte: בְּלֹא יוּכְלוּ יִגְּעוּ בִּלְבֻשֵׁיהֶם sind übersetzt durch *hülflos so wie sie sind*, *rühren sie es an mit dem Kleid* gegen den Zusammenhang und die Gesetze der hebr. Sprache. Eher dürfte man, der späteren Sprachformen unseres Buchs eingedenk, nach einem Arabismus dollmetschen: „*so dass sie ihre Kleider nicht berühren können*", sie nicht anzufassen wagen, weil sie von Blut starrten. Auch heisst das Wort פְּנִינִים ebend. IV, 7 *Perlen*, wie nicht nur in der Hebräerin am Putztische Th. III. S. 85 erwiesen worden, sondern *Mischna ed. Surenh.* T. I. p. 150. *Vorstius de Hebraismis N. T. ed. Fischer* p. 780 genügend lehren.

Die beygefügten Anmerkungen sind grösstentheils bestimmt, die gewählte Übersetzung einzelner Stellen zu rechtfertigen, oder dieses und jenes Bild dem europäischen Leser mit kurzen Andeutungen näher aufzuklären. Man darf daher gründliche Spracherläuterungen oder tief eindringende Entwickelungen der Eigenheiten oder Schönheiten dieser prophetischen Schrift hier nicht erwarten. Dem beabsichtigten Zweck scheinen sie indessen im Ganzen zu entsprechen. In einem besonderen Anhange werden einzelne Proben aus anderen Übersetzungen in neueren Sprachen und die wichtigsten Erklärungen der Klaglieder in einer angenehmen Übersicht zusammengestellt.

Ao. Hp.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 4.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte,* von *F. Delbrück, C. G. A. Erfurdt, J. F. Herbart, K. D. Hüllmann, J. F. Krause* und *J. S. Vater.* Jahrgang 1811. 1. 2 St. Jahrgang 1812. 3 St. 470 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ebendaselbst: *Königsberger Archiv für Naturwissenschaft und Mathematik* von *F. W. Bessel, K. G. Hagen, W. H. G. Remer, A. F. Schweigger* und *E. F. Wrede.* 1. 2, 3 Stück. 1811 u. 1812. 368 S. 8. (2 Rthlr.)

Von dieser lehrreichen Zeitschrift, zu deren Herausgabe sich treffliche Männer in Königsberg vereinigt haben, soll jede Messe ein Heft herauskommen. Diejenigen Hefte, welche Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte zum Gegenstand haben, werden nächstens beurtheilt werden. Gegenwärtig schränken wir uns auf die mathematischen und naturhistorischen ein. Der Werth der mathematischen Arbeiten, welche von dem verdienstvollen Prof. *Bessel* herrühren, würde allein dieser Zeitschrift schon einen Vorrang vor mancher ihrer Schwestern sichern, und hat in uns den aufrichtigen Wunsch erregt, dass sie durch günstigere Zeitumstände, als die bisherigen, unterstützt, sich einer lange fortgesetzten Dauer erfreuen möge.

Die mathematischen Abhandlungen sind folgende: I. *Untersuchung der durch* $\int \frac{dx}{\log. x}$ *ausgedrückten transscendenten Function.* Da die Natur dieser Function durch die neueren Bemühungen *Soldners* schon sehr aufgeklärt worden: so verweilt Hr. *B.* vorzüglich bey bequemeren Methoden, die Integrallogarithmen (denn so nennt er nach *Soldners* Beyspiel diese Function) für jedes x zu finden, und zeigt dann ihren Zusammenhang mit anderen Functionen. Zu einer leichteren Rechnungsmethode führt zuerst die Überlegung, dass

$$\log. x = i\left\{\left(x^{\frac{1}{i}}-1\right)-\tfrac{1}{2}\left(x^{\frac{1}{i}}-1\right)^2+\tfrac{1}{3}\left(x^{\frac{1}{i}}-1\right)^3-+, \text{ u. s. w.}\right\}$$

ist, dass diese Reihe eine willkührliche Convergenz erlangen kann, wenn man i gross genug und so gross annimmt, dass $x^{\frac{1}{i}} < 2$ werde. Durch einige sehr gelungene Umformungen findet Hr. *B.* dann für li. x den Werth

$$\text{li. } x = \log.\left(\pm\left(x^{\frac{1}{i}}-1\right)\right)+x^{\frac{1}{i}}+\tfrac{1}{2}x^{\frac{2}{i}}+\tfrac{1}{3}x^{\frac{3}{i}}+++\frac{x^{\frac{i-1}{i}}}{i-1}+\frac{x}{i}\left\{\tfrac{1}{2}\Delta^0-\tfrac{1}{12}\Delta'-+\tfrac{1}{24}\Delta''-\tfrac{19}{720}\Delta'''+\tfrac{3}{160}\Delta^{IV}\text{ u. s. w.}\right\}$$

wo $\Delta^0, \Delta', \Delta''$, die ersten Glieder der successiven Differenzreihen von $1;\ \frac{x^{\frac{1}{i}}}{1+\frac{1}{i}};\ \frac{x^{\frac{2}{i}}}{1+\frac{2}{i}};\ \frac{x^{\frac{3}{i}}}{1+\frac{3}{i}}$ u. s. w. sind.

Eine andere Methode, um für grosse x die Rechnung bequemer zu machen, ist, dass man

$$\text{li. } x = \text{li. }\frac{x}{a}+x\left\{\Delta^0+\frac{\Delta'}{\log. x}+\frac{\Delta''}{(\log. x)^2}+\frac{\Delta'''}{(\log. x)^3}++\right\}+C$$

setzt. Die Differentiation und die Auflösung der Formel $\frac{1}{a(\log. x-\log. a)}$ in eine Reihe führt zur Bestimmung der $\Delta^0, \Delta', \Delta''$, wobey aber die Schwierigkeit Statt findet, dass kleine Fehler in Δ^0, Δ', immer grössere in den hieraus abzuleitenden folgenden Coefficienten hervorbringen. Um dieser Schwierigkeit auszuweichen, muss man von einem der späteren Coefficienten zu den früheren zurückzugehen suchen, und dazu gelangt der Vf. durch einige sehr scharfsinnig gewählte Kunstgriffe, die gewiss jeder Mathematiker in der Abhandlung selbst mit Vergnügen lesen wird.

Diese Reihen, deren weitere Darstellung wir hier weglassen müssen, setzen nun in Stand, mit Hülfe der von Hn. *B.* hier mitgetheilten Coefficienten, die Integrallogarithmen genauer und für grössere Zahlen zu finden, als es in *Soldners* Tafel geschehen ist.

Obgleich die Integrallogarithmen nicht in einer so nahen Verbindung mit der Quadratur des Kreises stehen, dass diese (wie man wohl gehofft hat) zu ihrer Auffindung führen könnte: so findet doch eine entfernte Verbindung zwischen beiden Arten transscendenter Functionen Statt. Es ist nämlich:

$$\pi = \frac{\left(\text{li. } x-\text{li. }\frac{1}{x}\right)^2}{\log. x}\cdot\frac{\left(\text{li. } x^3-\text{li. }\frac{1}{x^3}\right)^2}{\left(\text{li. } x^2-\text{li. }\frac{1}{x^2}\right)^2}\cdot\frac{\left(\text{li. } x^5-\text{li. }\frac{1}{x^5}\right)^2}{\left(\text{li. } x^4-\text{li. }\frac{1}{x^4}\right)^2}$$

...... Der übrige Theil der Abhandlung beschäftiget sich noch mit einigen Differentialen, deren Integration auf der Kenntniss der Integrallogarithmen beruht, und dann mit einer Anwendung auf die Frage, wie schnell eine durch die ganze Atmosphäre herabstürzende Kugel die Erde erreicht, wenn ihre Geschwindigkeit beym Eintritt in die Atmosphäre gegeben ist.

II. *Untersuchung über Saturn, seinen Ring und seinen 4ten Trabanten.* Da der Inhalt dieses Aufsatzes schon aus dem astronomischen Jahrbuche für 1814 bekannt ist: so werden wir davon wenig zu erwähnen nöthig haben. Ausser den eigentlich astronomischen Bestimmungen sind auch die optischen Bemerkungen über die Sicherheit der Projectionsmessungen und die dabey zu berücksichtigenden Umstände sehr lesenswerth.

Von den Resultaten der Untersuchung mögen hier für Nichtastronomen nur folgende noch Platz finden. Man nimmt gewöhnlich an, der Ring befinde sich ganz und immer in einerley Ebene; Hr. *B.* zeigt, dass diese Voraussetzung unrichtig ist, indem man dann annehmen müsste, dass der Ring zuweilen mit gewöhnlichen Fernröhren noch gesehn wäre, nachdem die erleuchtete Seite uns schon völlig unsichtbar geworden war. Es lässt sich also nur die mittlere Lage des Ringes so bestimmen, wie sie am besten — aber nicht vollkommen, — mit allen Beobachtungen harmonirt. Die anziehende Kraft des Ringes äussert ihren Einfluss vorzüglich durch eine Verrückung der Apsidenlinie der Trabantenbahn. Da nun diese sich aus den vorhandenen, wenn gleich noch sehr unvollkommenen Beobachtungen bestimmen lässt: so ergiebt sich daraus eine ungefähre Bestimmung der Masse des Ringes $= \frac{1}{113}$ der Masse des Saturn. Die Masse des Saturn findet Hr. *B.* aus der Beobachtung des 4ten Mondes (eigentlich 6ten, wenn man die neuen herschelschen Monde mitzählt) $= \frac{1}{3370}$ der Masse der Sonne. Den Beschluss der Abhandlung machen Tafeln für den Lauf dieses Mondes.

Die letzte hier anzuzeigende Abh. betrifft die *Zahlenfacultäten* oder, wie *Kramp* sie später auch genannt hat, die *Factorialen, Factorialfunctionen.* Hr. *B.* macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die ursprüngliche Definition dieser Functionen gar nicht mehr passt, wenn der Exponent keine ganze positive Zahl mehr ist: — ein Umstand, über welchen *Kramp* etwas zu leicht hinweggesehen hat. Unter den Relationen, die zwischen den Facultäten Statt finden, sind besonders folgende zwey merkwürdig: $a^{(m+n)|r} = a^{m|r}(a+mr)^{n|r} = a^{n|r}.(a+nr)^{m|r}$ und $a^{m|r} = (a+(m-1)r)^{m|-r}$.
Aus der ersten dieser beiden Formen ergiebt sich für ein unendlich grosses n und ein willkührliches, aber endliches h .... $a^{m|r} = \frac{a^{n|r}}{(a-mr)^{n|r}}(h+nr)^m$;
aus der Verbindung beider

$$a^{m|r} = \frac{(a+mr-r)^{n|r}}{(a-r)^{n|-r}}(h-nr)^m,$$

und es lässt sich zeigen, dass diese Werthe zwar für ganze positive Werthe von m gleich sind, aber es nicht allgemein für jeden Werth von m seyn können. Jede dieser beiden Functionen kann also dienen, um zwischen die Facultäten von ganzen Exponenten einzuschalten, aber jede giebt eine andere Einschaltung, und man muss folglich eine dieser Functionen wählen und ihr bey der ganzen Untersuchung getreu bleiben. Die unendlich grossen Factoren, welche hier ein Hinderniss der Rechnung zu geben scheinen, lassen sich durch richtige Verbindung wegräumen und dann die Facultäten aus diesem Ausdrucke berechnen; indess giebt es dazu noch bequemere Methoden. Führt man eine Function Ωx ein, die allemal $= (x+n-\frac{1}{2}) \log. n - n - \log. x - \log. (x+1) - \log. (x+2) \ldots - \log. (x+n-1)$ ist: so erhält man $\log. a^{m|r} = m \log. r + \Omega\left(\frac{a}{r}+m\right) - \Omega \frac{a}{r}$, und jenes Ω lässt sich, wenn man die Summe der Logarithmen durch die bernoullischen Zahlen ausdrückt, noch bequemer darstellen.

Hr. *B.* zeigt nun, wie man den Werth von $\log. a^{m|r}$ und von $a^{m|r}$ selbst in Reihen entwickeln und diese convergirend machen kann; er zeigt, innerhalb welcher Grenzen diese Reihen nur gültig sind und deckt zugleich die Fehlschlüsse auf, welche *Kramp* zu den Paradoxieen führten, die er bey seiner ersten Darstellung der Facultäten zu finden glaubte. Diese beruhen, um es nur kurz anzudeuten, darauf, dass *Kr.* jenen doppelten Werth von $a^{m|r}$, der nicht als gleichgeltend betrachtet werden darf, so behandelte, als ob man einen für den andern gebrauchen dürfe, und dass *Kramp* überhaupt zu leichtsinnig das, was für positive ganze Werthe richtig war, auch auf negative und gebrochene anwandte.

Für die briggischen Logarithmen der Function Ωx theilt der Vf. eine Tafel mit, die sich von $x = 1$ bis $x = 2$ durch alle einzelnen Hunderttheile erstreckt und die Function selbst bis auf 10 Decimalen angiebt. Diese kleine Tafel hat einen sehr ausgedehnten Werth, da es leicht ist, aus Ωx sogleich $\Omega (x+m)$ oder $\Omega (x-m)$ zu finden, wenn m eine ganze Zahl ist. Den Gebrauch, welcher sich von einer solchen Tafel machen lässt, kann man aus dem, was schon *Kramp* über den Zusammenhang der Facultäten mit den Kreisfunctionen und insbesondere mit mehreren Integralformeln bemerkt hat, leicht abnehmen, und wir haben daher wohl nicht erst nöthig zu bemerken, dass auch diese Arbeit des berühmten Vfs. für die Analysis von bedeutender Wichtigkeit ist. Ein Gegenstand scheint uns indess noch eine besondere Bearbeitung zu verdienen, nämlich die wo möglich ganz elementarische Darstellung der Facultäten. *Kramp* hat zwar diese versucht; aber sein Vortrag nimmt nicht genug auf die Verschiedenheiten Rücksicht, welche entstehen, wenn man negative oder gebrochene Exponenten einführt. Gewiss würde es sehr angenehm seyn, wenn man die eigentliche Natur dieser beym ersten Anblicke so einfach scheinenden Functionen auf eine Weise untersuchen könnte, welche von den schwierigeren An-

fichten der höheren Analyfis fo viel als möglich unabhängig wäre. i. e. e.

Zur *Naturkunde* gehören folgende Abhandlungen: I Stück No. 2 u. 3. *Mineralogifch - geognoftifche Bemerkungen über die oftpreuffifche Provinz Samland* und *über den Urfprung und die Bedeutung des famländifchen Eigennamens Palmenicken.* Beide Abhandlungen von *Wrede.* Samland, die vorzüglichfte Fundgrube des Bernfteins, befteht meift aus aufgefchwemmtem Lande, mit gröfseren und kleineren Gefchrieben von Ur-, Flöz - und Trapp - Gebirge gemengt, welche jedoch nicht in der Nähe ihrer jetzigen Lagerftädte erzeugt feyn können. Rec. findet es nicht unwahrfcheinlich, dafs fie aus den fchwedifchen Gebirgen abftammen, theils weil felbft die Granitgefchiebe der lüneburger Haide dem fchwedifchen Granit anzugehören fcheinen, theils weil fich in den famländifchen Granitgefchieben auch *Sahlit,* wie in dem fchwedifchen Granit, fand. Von den foffilen famländifchen Baumftämmen hat der Vf. aus mehreren Gründen, befonders aus der Gegenwart deutlicher Holzringe, dargethan, dafs fie nicht Palmenftämme feyn können, wie man bisher ziemlich allgemein angenommen hat. (Auch *Schweigger,* im 2 Stück diefes Jahrganges S. 218 proteftirt gegen diefe Annahme, hält es jedoch für wahrfcheinlich, dafs diefe Baumftämme mehreren Arten angehören, und kein inländifches Holz feyen.) Auch hat der Ort *Palmnicken* nicht, wie Einige glauben, von diefen vorgeblichen Palmen feinen Namen, fondern heifst fo viel als *Viehweiden - Ort.* Die ganze Provinz ift ehemals Meeresboden gewefen; und aus den Zerftörungen, die das Meer jährlich an den Küften anrichtet, wird es ziemlich einleuchtend, dafs fich das Meer feines ehemaligen Bodens nach und nach wieder bemächtigen werde. Wenn fich der Vf. darüber ereifert, dafs man diefen Zerftörungen nicht durch Anpflanzung bindender Gräfer und anderer Gewächfe zu begegnen fuche: fo müffen wir dagegen bemerken, dafs doch dergleichen Anpflanzungen wirklich hin und wieder gemacht werden (f. 2 Stück S. 216).

No. 4. *Einige Worte über Claffification der Thiere* von *Schweigger.* Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, dafs eine Claffification, welche blofs einzelne Theile, und nicht das Ganze, umfafst, mehr künftlich als natürlich fey. Jedoch legt er befonders Gewicht auf das Athemholen, um es als Grundlage einer natürlichen Claffification der Thiere zu benutzen, und giebt eine gedrängte Überficht der Abtheilungen und der Verwandtfchaften der Thiere nach diefem Grundfatze. Allerdings hat eine folche Claffification Vieles für fich, indem, wie der Vf. zeigt, mehrere der übrigen wichtigen Functionen mit der allmählichen Vervollkommnung des Athemholens gleichen Schritt halten. Aber eben fo aufrichtig zeigt der Vf. auch auf der anderen Seite, dafs diefes nicht durchaus der Fall fey, und dafs z. B. die Entwicklung des Nervenfyftems, die Fortpflanzungsweife, die Reproduction, in ihrer Ausbildung nicht mit der des Athemholens gleichmäfsig fortfchreiten. Befonders verdienten die von dem Vf. angedeuteten Berührungspuncte der Thierclaffen einer mehr aus einander gefetzten Bearbeitung, um die fchöne Harmonie, womit die Natur fo viele und vielleicht alle ihre Gefchöpfe unter fich, durch die fanfteften Übergänge, zu Einem grofsen Syfteme verknüpft, aufzufinden. Angehängt ift eine Tabelle, wonach die Thiere in zwölf Claffen eingetheilt werden, indem dabey zwar hauptfächlich das Athemholen, dann aber auch faft alles Andere, felbft der Wohnort, berückfichtigt wird.

II Stück. No. 2. *Befchreibung der wachsähnlichen Materie, welche an der Südfpitze von Afrika aus den Beeren der Myrica cordifolia genommen wird* von *Wilhelm Remer.* Auf die Befchreibung des Gewächfes, der Beeren, des Wachfes und der Gewinnung derfelben, folgen die Verfuche, die der Vf. über die Benutzung des Wachfes zur Erleuchtung angeftellt hat. Sowohl in Anfehung des Grades der Erleuchtung als der Sparfamkeit im Brennen ift das meifte Bienenwachs beffer als diefes. Allein der Vf. erhielt aus dem Myricawachfe eine ganz vortreffliche Seife, von welcher er glaubt, dafs fie als Heilmittel mit vorzüglich gutem Erfolge werde angewendet werden können.

No. 4. *Bemerkungen auf einer botanifchen Reife von Königsberg über Pillau längs dem Strande nach Memel* von *A. F. Schweigger.* Die Anzahl der bekannten Pflanzen werden durch folgende neue Entdeckungen vermehrt: *Corispermum intermedium n. fp.* von Wildenow als das in Preuffen wild wachfende *C. hyffopifolium* angeführt. *Ballota borealis n. fp.* von Linné mit zu *B. nigra* gezogen. *Linaria Loefelii n. fp. Tragopogon heterofpermum n. fp.* Beyläufig ift auch über das Vorkommen und die Befchaffenheit des Bernfteins und des foffilen Holzes geredet, und von dem Vf. zugleich Hoffnung gemacht, dafs er fich mit einer genaueren Unterfuchung der im Bernftein vorkommenden Infecten befchäftigen und die Refultate dem Publicum mittheilen wolle. Zuletzt ift noch ein Verzeichnifs einiger feltener Gewächfe, welche auf einer früheren botanifchen Reife, im Auguft 1811, gefunden wurden, und die Befchreibung einer neuen *Lopezia, L. axillaris Thunb.,* deren Vaterland unbekannt ift, angehängt.

III Stück. No. 2. *Prodromus Monographiae Cheloniorum auctore A. F. Schweigger.* Die Schildkröten werden in fechs Gattungen vertheilt: 1. *Trionyx: Tefta centro offeo, coftis verfus marginem liberis; margo lateralis utrinque coriaceus. Pedes palmati.* Sieben Arten. 2. *Chelonia: Margo teftae offeus. Pedes pinniformes, anteriores pofterioribus multo longiores.* Sechs Arten. 3. *Chelydra: Margo teftae offeus. Sternum cruciforme, centro coriaceo. Roftrum corneum.* Zwey Arten. 4. *Chelys: Tefta fquamofa offea. Sternum dilatatum. Roftrum planum. Pedes palmati.* Zwey Arten. 5. *Emys: Digiti diftincti. Tefta fquamofa offea. Sternum dilatatum folidum. Roftrum corneum.* Vier und vierzig Arten.

6. *Testudo: Pedes elavati. Sternum dilatatum solidissimum. Rostrum corneum.* Die beiden letzten Gattungen hätten wohl füglich in Eine verbunden werden können. Übrigens entspricht diese Abhandlung ganz den Foderungen, die man an einen *Prodromus* machen kann, wo nur das Wesentliche ausgehoben und angedeutet werden kann. Bey einer ausführlichen Monographie dieser Thiere werden die Synonymie, Kritik, und besonders auch die Verschiedenheiten der Individuen Einer und derselben Art, nach Alter, Geschlecht u. s. w., welche nicht unbedeutend sind, mehr berücksichtiget werden, und dann sich vielleicht noch manche Zweifel über die Genuinität einiger Arten ergeben. ... —. — st...

KURZE ANZEIGEN.

PHYSIK. *Münster*, b. Theissing: *Grundzüge zur Theorie der Blitzableiter*, von *Bernhard Bodde*, Prof. d. Chemie u. Med. Rath in Münster. 1809. 84 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift enthält eine gute Darstellung derjenigen Sätze der Elektricitätslehre, auf welchen die Theorie der Blitzableiter beruht; nur in der Anwendung derselben müssen wir uns gegen den Vf. erklären. — Die Bemerkungen des Vfs., auf welche er, als ob sie neu wären, einen besonderen Werth zu legen scheint, haben uns nicht neu geschienen, und einige Folgerungen, welche er an sie anknüpft, sind nicht blofs irrig, sondern schädlich. Es war nämlich längst bekannt, dafs der Gegenstand, auf den ein positiv elektrischer Blitz zu schlagen im Begriff ist, nebst allen benachbarten Gegenständen sich im negativen Zustande befindet; aber es war auch bekannt, dafs die äussersten Enden des Gegenstandes, und zwar vorzüglich nur diejenigen, von welchen aus eine recht vollkommene Leitung nach der Erde zu Statt findet, sich am meisten als negativ zeigen müssten. Der Blitz schlägt auf die Stelle, welche jenen entgegengesetzten Zustand am vollkommensten erreicht hat, das heisst, wofern mehrere Puncte ihm gleich nahe sind, auf den, welcher die vollkommenste Ableitung hat. Ob diese Ableitung horizontal oder vertical fortgeht, daran liegt nichts, da der Blitz nicht (wie der Vf. zu glauben scheint) gerade nach einer bestimmten Richtung fortzugehen geneigt ist, sondern es liegt alles daran, dafs die Leitung möglichst vollkommen sey. Fährt der positive Blitz an dem Ableiter herunter: so werden in dem Augenblicke seiner Annäherung alle benachbarten Gegenstände negativ, und wenn der Ableiter nicht ganz die hinreichende Capacität hat, so kann die anziehende Kraft jener negativen Körper so stark werden, dafs sie einen Theil des Blitzes zum Überschlagen bringen. Aus diesen Sätzen folgt aber nicht, wie der Vf. meint, dafs man das ganze zu sichernde Gebäude mit Leitern durchflechten solle, sodern nur, dafs man von allen Ecken oder Spitzen des Daches recht gute Ableitungen anbringe. Sind diese Ableitungen vollkommen genug, und nicht zu entlegen von dem Puncte, wo der Blitz herabschlägt: so wird der Blitz ganz bestimmt auf sie treffen, und nicht auf schwächer leitende Gegenstände; sind die Ableitungen vollkommen genug: so wird der Blitz auch nicht leicht theilweise abspringen, und diefs könnte höchstens nur dann geschehen, wenn benachbarte, sehr ansehnliche und sehr in die Länge gedehnte Metallmassen einen ungewöhnlich starken Reiz zum Abspringen gäben, oder durch ihren negativen Zustand den positiven Blitz stark anzögen. Man muss daher *ja nicht* das ganze Haus mit Blitzableitern durchflechten (was auch schon *Reimarus* gründlich gezeigt hat). Denn sonst kann es nicht fehlen, dafs der dem einen Ableiter folgende Blitz, indem er einem anderen Zweige des Ableiters nahe kömmt, von diesem (der seiner Länge und guten Leitung wegen stark negativ seyn wird) stark zum Überschlagen gereizt werde, und bey dieser Gelegenheit das Gebäude beschädige, und wohl gar Menschen treffe und tödte. Ist es nach der Bestimmung des Gebäudes nicht zu vermeiden, dafs es grofse lang ausgedehnte Metallmassen enthalte: so suche man den Blitzableiter möglichst entfernt von diesen herabzuführen, und verstärke die Ableitung mehr, als es bey anderen Gebäuden nöthig scheinen könnte. Bey solchen Vorsichtsmafsregeln wird der Blitzableiter (er sey mit oder ohne Auffangespitze) fast nie seinen Zweck verfehlen, und ihn gewifs besser erfüllen, wenn er in einfachen starken Metallstangen aufsen am Hause herunterläuft, als wenn er sich in allerley Verzweigungen durch das ganze Gebäude fort erstreckte.

Noch müssen wir bemerken, dafs der Vf. über die Gewitterwolken so spricht, als ob sie schon lange vor dem Schlage geladene Conductoren wären. Das sind sie aber, nach *Deluc's* sehr richtigen Bemerkungen, gewifs nicht, sondern der mächtige Überfluss an Elektricität scheint sich erst in dem Augenblicke des Schlages zu entwickeln. — Doch das hat auf die Ableitung keinen wesentlichen Einfluss.

i. e. e.

SCHÖNE KÜNSTE. *Arnstadt*, b. Langbein: *Gedichte* von *August Blumröder*. Erstes Bändchen. 1812. 136 S. 8.

Der Vf. dieser Gedichte zeigt allerdings poetisches Talent, nur umhüllt er mehr die Aufsenwelt mit Bildern, als dafs er das Wesen der Dinge ergriffe, und mit göttlicher Kraft das Wunderwerk der Natur entschleyerte. Lieder im leichten Ton, wo er sich nicht in Umschreibungen verliert, erhalten bey seiner Geschicklichkeit in Wortfügungen und Verswindungen noch am ersten den natürlichen Ausdruck eines unmittelbar hervorquellenden Gefühls. Im Übrigen sieht man mehr den ordnenden Verstand, der Bilder an einander reiht und seine Gedanken und Begriffe ruhig mit den Erscheinungen der Dinge bekleidet. Durch Personificationen und abstracte Figuren kommt nicht selten eine Erkältung in die Verse, durch die Blumenumhüllungen schauen oft nicht Genien, sondern kalte Statuen hervor, die mit der Pracht umher sich nicht zu *einer* Schönheit verbinden wollen; Schmerz und Trauer erstarren häufig in der Zierlichkeit des Ausdrucks, und manches Ernste, besonders in Daktylen vorgetragen, läfst nicht viel mehr als den schönen Klang zurück. Die zu grofse Nachgiebigkeit gegen den Wohllaut erinnert zuweilen an Matthisson. Daher auch der Gebrauch fremder Wörter, wie Staubatom, Odeum, Mausoleum, Goldaccord, Melosquell und Horensufs. Bey der Bekleidung des Abstracten, die zur Wehmuth spricht: spiel auf deiner weichen Flöte! kommt auch ein Fingertanz der Liebe vor, der auf der Lyra schwebt, und bey der selbst reizenden Zusammenstellung von Bildern, die die Phantasie im Vorübergehen wohl angenehm unterhalten mögen, bleibt doch immer das Schlimme, dafs kein rechtes Fortschreiten, keine Steigerung und kein zusammenhaltender Schluss entsteht, der beym Rückblicke den Genuss eines organisch gegliederten Ganzen gewährte. Mehr Kraftpuncte wünschte man, statt Ausdehnungen und Umschreibungen oder Vergleichungen, die noch dazu nicht selten ins Gesuchte fallen, als z. B.

Wie die abgerifsnen Trümmer
Von des Tages goldnem Saum,
Flimmert meiner Lampe Schimmer
Durch des Zimmers öden Raum.

wobey die Mitternacht im düstern, alten grauen Faltenrock sich ebenfalls sehr unstattlich ausnimmt.

Lieder wie: *Meine kleine Welt* und *Emma's kindliche Wünsche*, worin es einfacher hergeht, verdienen Lob; und wenn der Vf. sich mehr Mäfsigung im Bilderspiel auferlegt und seine poetische Kraft mehr zusammenhält: so kann er künftig wohl mit Glück noch Manches dichten, das lieblich ist und wohllautet.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Rudolstadt, in d. Hof-Buch- u. Kunst-Handlung: *Reise mit der Armee im Jahre* 1809. I Th. 468 S. II Th. 558 S. III Th. 485 S. Mit 3 Kupfern. 1810. 12. (5 Rthlr. 12 gr.)

Ein in mehrfacher Beziehung vortreffliches Werk, zunächst der Kunst und der Geschichte des Tages gewidmet; durch jene dem höheren theoretischen Studium derselben, durch diese dem Studium der Verhältnisse unter Menschen und der Ansicht der Welt angehörend; mit dem gewöhnlichen Stoffe der Reisebeschreibungen gröfstentheils nur durch die allgemeinen Beziehungen auf Örtlichkeit und Zeit verwandt, davon aber in den Meinungen und Ansichten, in den Ideen und Theorieen verschieden, denen jene allgemeinen Beziehungen nur als Leitfaden dienen.

Der Vf. ist uns unbekannt. Man nennt den M. v. R. Vielleicht der nämliche, von dem die *Hieroglyphen*, und der Aufsatz oder die Beyträge zu dem, auch im dritten Theile des vorliegenden Werks wieder abgedruckten Aufsatze: *Andeutungen zu einem dramatischen Gesammtverein der Deutschen* (Journal des Luxus und der Moden Nov. 1809) herrühren. Sprache und Ton, der in einander gedrungene mit Participien überschwängerte Periodenbau, Kraft und Fülle der Diction, deren wohlthätige Wirkung dann und wann von literarischer Schimmersucht gehemmt oder unterbrochen wird, verrathen es. Auch die Ähnlichkeit der Ansichten und Meinungen da, wo benannte Schriften sich in ihrer Bahn berühren, könnte diese Muthmafsung bestätigen; aber das Resultat kann doch auf nichts anders führen, als dafs man den oder die Vff. von dem einen Werke so gut, wie von dem andern, zu den ausgezeichneten Schriftstellern der Gegenwart zählen mufs. Ihr Name kann dem Buche der dankbaren Literärgeschichte nicht entgehen, da vorzüglich der Vf. der Reise fast überall, wo ihn der Weg mit der Armee hinführte, zu den glänzendsten Familiencirkeln der bedeutenden Welt, die ihn nach dem hier bemerkten Tag und Jahr wieder erkennen müssen, zugelassen ward, und die interessantesten Bekanntschaften machte — eine Auszeichnung, die er vielleicht wegen seiner Geburt, seines Standes und Charakters eben so sehr verdiente, als er derselben wegen seiner mehr, als gewöhnlichen intellectuellen und moralischen Eigenschaft würdig war. Nichts ist ihm fremd, was der Kunst in poetischer, wissenschaftlicher, selbst technischer, und wenn man will, in religiöser Beziehung angehört, und dieses alles findet sich hier mit der wahren Ansicht der Zeit im Rückblick auf die Vergangenheit, in Würdigung der Gegenwart, in Ahndung der Zukunft, in einem vorzüglichen Grade vereinigt. So möchte Rec. die Verdienste des Vfs. im Allgemeinen bezeichnen. Fast auf jeder Seite fühlt man, dafs er, des Ausdrucks seiner Empfindungen vollkommen mächtig, sich in Darstellung der Tiefe und Beziehungen seiner Empfindungen und Ideen nur durch die Oekonomie des Raums beschränken läfst. Überall begegnet man freudig den Erscheinungen eines der Kunst und dem Studium der Menschen geheiligten Lebens, das die Gewandtheit durch den Fleifs erhöhte; und wo uns hier die heitere Lust des Vfs. an Allem und zu Allem anzieht, was sich Schönes und Wahres in der Kunst und in der Natur darbietet: so ist es dort die hohe Begeisterung für Alles, was ein ächt poetisches Gemüth bewegen kann, oder jene liebenswürdige Liberalität, womit er seine innere Welt und ihren Rhythmus in ungebundener Freyheit, aber mit zartem Tone und Accord aus sich ausströmen läfst. — Wenn ihm nur die Gelegenheit zu fehlen scheint, sein technisches Talent der Kunst in seinem ganzen Umfange zu zeigen (wiewohl die drey beygelegten Kupfer — wahrscheinlich skizzirte Zeichnungen von dem Vf. — 1) *Ansicht von Dresden*, 2) *der Stephansthurm in Wien mit der Ansicht von Wien*. 3) *der Dom in Erfurt mit der Ansicht von Erfurt*, meisterhafte Proben sind): so hat ihm der Genius der Kunst keines der Talente versagt, wodurch sein Daseyn unter Menschen und seine Offenbarung beurkundet, und seine Huldigung erhalten wird. Der Reichthum an neuen Ideen, gesetzt auch, dafs die Naturphilosophie, die sie entbinden half, ihnen kein allgemeines Interesse gewinnen sollte, geht aus eigenthümlicher Zeugungskraft hervor; und obgleich er auf so manche Lücken und Fehler stöfst: so hat er dennoch bey dem Bewufstseyn seiner Vorzüge, das so manchem anderen Schüler, Bekenner und Anhänger dieser Schule seine eigenen Gebrechen und Mängel verbarg, die Mäfsigung mit Reinheit, die Gerechtigkeit mit Schonung, die Klugheit mit Friedlichkeit, und die Festigkeit mit Milde zu paaren verstanden. Das Bekenntnifs 1 Th. S. 93: „Alles stimmt darin überein, dafs ich verdorben bin zu jeglicher Art von Virtuosität: wo sich

die Umstände günstig fügten, fehlte mir der Wille, wenn dieser sich einzufinden schien, warf sich das Schicksal mir zum Trotze entgegen," wirft von dem bescheidenen Gemüthe die Strahlen reiner zurück, die die wahre Kunst in dasselbe niedersenkt; und wenn dieses da verletzt scheinen sollte, wo er (daselbst S. 102) mit Anmasung spricht: „ihr seyd nicht gemacht, mein Inneres zu ergründen", oder wenn er dem Hn. *v. Ramdohr* bey der Beurtheilung des von *Friedrich* angefertigten Gemäldes (No. 12 — 15 der Zeitung f. d. elegante Welt 1809) hier vorwirft, er habe die Absicht gehabt, den Landschaftsmaler und originell producirenden Künstler *Friedrich* in seinem innersten Gemüthe zu kränken: so hat ihn dort die Nothwehr gegen Anmasung, die das Innerste des Menschen aus den äusseren Erscheinungen ergründen will, und hier *v. Ramdohrs* unerwarteter versteckt leidenschaftlicher Angriff verleitet, in seinen Ausdrücken schärfer zu seyn, als man ihn sonst findet.

Die Ideen über Kunst durchschneiden in der Anordnung dieses Werks die Geschichte des Tages, und da jene den grösseren Theil einnehmen: so hat er, am Ende eines jeden Bandes, eigene Abhandlungen zu den grösseren und zusammenhängenden Aufsätzen bestimmt. — So viel man auch gegen diese Anordnung, gegen die Briefform und noch mehr dawider, dass die Briefe, voll transcendentaler und aus der Tiefe der Theorie aufgegriffener Ideen, an ein weibliches Wesen geschrieben sind, einwenden könnte: so hat sie doch das Gute, Ruhepuncte zu gewähren, wovon man nach der Erholung gestärkt ausgehen kann. Wir binden uns daher auch bey gegenwärtiger Anzeige an die Form, die der Vf. gewählt hat, um ihn desto reiner darzustellen.

Der *erste Theil* geht in der Geschichte des Tags, die der Faden seiner Ideen und der Darstellung ist, von seiner Ankunft in Dresden bis zum Gefechte bey Linz. Er enthält 15 Briefe, und einen Anhang über das Wesen der Kunst in Bezug auf die Landschaftsmalerey. In jenen ist die Reihenfolge der Gegenstände diese: 1) *Ankunft und Aufenthalt in Dresden.* Schon in diesem ersten Briefe kündigt sich der Vf. als einen Mann an, der in der grossen Welt, wie in dem Leben der Kunst, seine Weihe erhielt. 2) *Gemälde-Gallerie. Mengs Sammlung antiker Gypsabgüsse. Plastische Kunst. Gerhard von Kügelgen. Friedrich.* In der *Gemäldegallerie* ist es ihm nicht darum zu thun, die Gemälde und Statuen nach ihrer äusseren Geschichte darzustellen, er verweilt lieber bey *Correggio's Magdalena*, und *Raphaels Madonna*. *Correggio's Magdalena* setzt er der von Battoni nach, vermisst aber an beiden wahre poetische Composition; in ihnen sey mehr Talent, als Genius, vorhanden, nirgends finde man eine Spur jenes Doppellebens von gegenwärtiger Reue über ehemalige süsse Verwirrung, und von begeisternder Ahndung zukünftiger hoher Veredelung. Die Einwürfe gegen dieses Bild, worauf er noch einmal im dritten Theile S. 257 zurück kommt, sind so überzeugend vorgetragen, dass das Urtheil eines Titians, der es zu copiren würdig hielt, und eines Mengs, der darin die Vereinigung aller denkbaren Schönheiten fand, wenig dagegen vermag. *Raphaels Madonna* aber, wie sie mit dem Christuskinde im Arme, zwey Cherubim zu ihren Füsen und einen ganzen Himmel von Engelsköpfen gleich einem Nimbus um das strahlende Haupt, als Himmelskönigin erscheint, schliesst ihm als Inbegriff aller geheimen Wünsche, aller verborgenen Sehnsucht, als jenes unbekannte, nie besessene, lang gesuchte, plötzlich gefundene Etwas die Ansicht in ein neues Paradies auf. So viel Lob er *Mengs Gypsabdrücken* spendet, und so sehr ihn der Eintritt in dieses classische Heiligthum überrascht: so hält ihn doch das starre Element der Formen ab, der Plastik die Gewalt und das Leben der Eindrücke einzuräumen, die man der Malerey, der Musik, der Schauspielkunst beylegen muss. Denn dort verbreiteten die Formen mehr einen körperlichen Reiz, hier, z. B. in der Malerey, ein inneres Leben. Rec. mag über die Rangordnung der Künste in Rücksicht auf die Macht der Eindrücke nicht rechten (die Musen sind den Apollo gleich nahe): allein die plastische Form, als das Materielle des musikalischen Elements (weswegen *A. W. Schlegel* die Baukunst eine gefrorene Musik nannte), nöthigt uns, die Rangordnung der Künste tiefer zu suchen, als in der Gewalt und dem Leben der durch sie erzeugten Eindrücke. Die Plastik geht durch die Willkühr, wodurch sie ihr Werk zu Tage fördert, bloss auf das Vernunftgemässe, da die Malerey in die Region der Ideen eindringt, und zugleich das Feld der Anschauungen erweitert. — *Gerhard von Kügelgen* und *Friedrich* sind beide originell producirende Künstler: aber *Friedrich* ganz nordisch ossianischer Natur, grossgezogen in ihrer eisigen Luft; Alles, was er ist, ist er durch sich selbst, und durch aufmerksames Studium der ihm einzig theuren Heimath, daher allen Künsteleyen und den Vorurtheilen der Schule fremd; *Kügelgen* hingegen, der Geschichtsmaler, aufgewachsen unter dem Schatten der 7 Hügel, unter den erhabensten Denkmälern alter und neuer Kunst, und in der Kunstschule Europens ausgestattet mit dem ganzen Reichthum des vielseitigsten praktischen und theoretischen Studiums, und mit jenem geschmeidigen, jeglicher Schönheit und Wahrheit aufgeschlossenen Gemüthe. 3) *Kriegsgerüchte. Dresdens Bewohner. Theater. Der König. Hof. Geselliger Ton.* Die Menschen hier sind an äussere Politur und eleganter Aufklärung gegen ihre Nachbarn in Norden zurück, keine schlauen Witzbolde, sondern ein friedfertiges Volk, dem alten Herkommen und der väterlichen Sitte treu. — Der König ein gerader, pünctlicher, häuslicher Mann, die einmal eingeführte Zeitordnung mit der gemessensten Strenge beobachtend. Die Weise des Hofs hat den entscheidendsten Einfluss nicht nur auf die ihn zunächst umgebenden Grossen, die bestimmt wissen, was und wenn etwas zu thun ist, sondern auch auf das Volk. Alles lebt häuslich und mit zurückgezogener Sparsamkeit in kleinen geschlossenen Cirkeln. Hierin, und dass es nur wenige Häuser giebt, die sich durch ihre Anordnung für grosse

Gesellschaften eignen, liegt der Grund, daſs es wenige Gesellschaften giebt. Mit Recht bestreitet der Vf., was auch Rec. aus eigener Erfahrung weiſs, das Vorurtheil von schönem geselligem Leben, so wie das von den schönen Gestalten, der Reinheit der Sprache, und der Vorzüglichkeit des Theaters. 4) *Künstlerstreitigkeiten. Herr von Ramdohr und Friedrich. Geschichte eines von Letzterem angefertigten Gemäldes.* Der Vf. nimmt den Landschaftsmaler gegen den v. ramdohrischen Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt in Schutz. Die Art selbst ist stark, und nur das leidenschaftliche Interesse an dem scheinbar miſshandelten Künstler entschuldigt die Härte mancher Ausdrücke. Z. B. Erhälst du den zweyten Backenstreich von deinem Gegner: so hast du ein zweyfaches Recht, ihn tüchtig auszuprügeln. 5) *Entzweyung mit der Kunstpraktik. Künstlertheil und Künstlerkreutz. Über den Beruf zum Künstler.* Der Vf., der das Kreutz der Künstler in den zwey Beziehungen, wo sein Schaffen dem Verluste auf dem langen Wege vom Geiste ab bis zum Hinwerfen auf die Leinewand, seine Gemüthlichkeit den engen verschlossenen, unempfänglichen Herzen gegenuber steht, mit lebendigen Farben darstellt, fodert für die Möglichkeit, *daſs er Künstler werde*, 1) das Daseyn der vom Genius d. h. dem schaffenden Principe befruchteten Phantasie, 2) Talent, 3) den fein unterscheidenden Sinn und das treffende Urtheil über Gegenstände der Kunst, innig mit einander vereint; *um Künstler zu seyn* müssen noch der allen Hindernissen trotzende eigene Drang und eine Begünstigung des Himmels, der in Glück und Unglück den Künstler auf seiner Bahn festhält, hinzukommen. Rec. würde jedem Künstler, um es zu seyn, noch eine gewisse Vollendung der ästhetisch artistischen Virtuosität zur Bedingung machen, dann erst glaubt er ihm den würdevollen Namen beylegen zu dürfen. 6) *Der Mensch in seinem lebendigen Erscheinen auch ein Kunstwerk. Ahnung eines höheren künstlerischen Seyns, erzeugt durch die innige Verschmelzung des Staats - mit dem Welt-Burger.* Ein heiterer Erguſs über den Rhythmus des Lebens, und die ebenmäſsig wohlgereimte und harmonische Zusammenstimmung des gesammten physischen und moralischen Menschen. 7) *Übergang zu den Welthändeln des Tags.* 8) *Ausbruch des Kriegs.* 9) *Der König verläſst Dresden; der Vf. folgt der Armee.* 10) *Marsch über Rochlitz nach Altenburg und Gera. Kritische Lage.* 11) *Der Mahler wird Soldat. Ankunft in Weimar. Veränderte Marschdispositionen. Ball. Aufführung von Wallensteins Tod.* Sachsens Lage und die sich durchkreuzenden Gerüchte sind gut aufgefaſst und erzählt. „Als wir, sagt er, glaubten, es sollte zu einem Handgemenge kommen, kam es glücklicher Weise zum Frühstück.“ Seinen Entschluſs, Soldat geworden zu seyn (er ward wohl nicht Soldat im eigentlichen Sinne?), weiſs er nur mit der Liebe zu raschen Entschlüssen und mit dem Gelingen des Unüberlegten zu rechtfertigen. 12) *Marsch von Weimar über Rudolstadt und Saalfeld nach Plauen.* 13) *Fortgesetzter Marsch längst der böhmischen Grenze. Erste Scharmützel in Böhmen. Wunsiedel und das nahe gelegene Alexanderbad. Schilderung der Oberpfalz.* Um sich einen Begriff zu machen, wie wenig das sächsische Corps wuſste, wie es geleitet ward, und wie wenig man daher den damaligen Nachrichten über den Marsch glauben durfte, kann man nur das lesen, was der Vf. treffend mit den wenigen Worten bezeichnet: „Wir sind überall und nirgends. Nirgends nämlich, wo wir den öffentlichen Nachrichten zufolge anzutreffen seyn müſsten; *überall* da, wo wir den Tag zuvor nicht hinzukommen dachten.“ — Eben so treffend sind auf diesem Marsche die Gegenden geschildert, die das Corps passirte. Was der Vf. im Allgemeinen von der Schönheit in der Natur sagt, ist auch auf die Gegend selbst anwendbar: die Natur, ohne Menschenwerk und Menschengeist so reizvoll, gewinnt noch durch die kunstreiche schöne Betriebsamkeit und die würdige Menschenschöpfung, die auf jedem Tritte entgegenblickt. Gottes Natur hebt sich an Reiz und Schönheit, wo sie harmonisch verschwistert ist mit *Antinatur.* Solche Bezeichungen der Begriffe, wie Antinatur, und mehrere andere der Art, gefallen Rec. schon deſswegen nicht, weil sie auf Nebenbegriffe leiten. Wie Viele denken sich bey Antinatur, die Unnatur, oder Nichtnatur! Warum nicht lieber, was er dadurch ausdrücken will, Menschenkunst? So versteht Jeder, daſs die Wirkungen der Kunst, wenn sie Werke, mit den Werken der Natur, wenn sie bloſs Wirkungen sind, im Gegensatz gedacht werden. 14) *Contreordre. Marsch nach Linz. Cham. Über die Position des Erzherzogs Karl daselbst. Ankunft in Straubing. Grabmahl der Agnes Bernauerin. Aufbruch nach Passau. Schöne Lage. Revue des Prinzen von Ponte Corvo.* 15) *Abmarsch nach Passau. Stimmung des österreichischen Landvolks. Fahrt nach Engelhardszell. Gegend von Efferding. Ankunft in Linz. Gefecht bey Usfar, zuerst der Würtemberger, dann der Sachsen mit dem collowrathschen Corps.* Vieles, was Zeitungen und Armee-Bulletins berichteten, findet sich hier bestätigt. Die Österreicher sind, auch nach der wahren Darstellung des Vfs., leutselige, einfache, gute, offene und biederherzige Menschen, ohne auffallende Cultur und Uncultur, voll Liebe und kindlicher Ergebenheit gegen ihr Fürstenhaus, aber eben so zugethan einem friedlich behaglichen Zustande, voll inneren Widerwillens gegen fremde und vornehmlich gegen französische Weise, aber auch eben so abgeneigt gegen Krieg und heroisches Zusammentreffen, zufrieden mit ihrem heimischen Glücke, wie mit ihren heimischen Bedrängnissen, mehr aus bewuſstloser angeerbter Sitte, als aus lebendigem Gefühle und nationalem Eigenwillen. — *Der Anhang: gelegentliche Gedanken über das Wesen der Kunst in Bezug auf die Landschaftsmalerey.* S. 273 bis zum Schlusse, ist nicht nur eine ausführliche Widerlegung des *v. ramdohrischen* Aufsatzes, den bekanntlich *Hartmann* im XI Hefte des Phoebus voll-

ständig analysirt hat, sondern auch eine höhere Kunstansicht, die von den Elementen der Kunst, und dem Begriffe und der Idee der Schönheit ausgeht, die bisherige Eintheilung und Rangordnung der Künste verwirft, und das Verhältniss der Malerey zur Plastik, die Elemente der Malerey, ihre Arten, besonders die Landschaftsmalerey näher entwickelt. — So sehr dieser Anhang nach den allseitigen Kunstbeziehungen gewürdigt zu werden verdient: so kann doch Rec. des engen Raums wegen sich in eine Prüfung hier nicht einlassen. Der Vf. dem man nicht den Vorwurf machen kann, sich, so sehr er sich auch zu der Philosophie des Absoluten neigt, die Ideen von Ast, Hegel, Görres, Wagner, angemasst zu haben, geht seinen eigenen noch nicht betretenen Weg, und bleibt ohne Rücksicht auf jene originell. Seine Sprache ist reiner und verständlicher, sein Vortrag zusammenhängender, und seine Ideen weniger von der Phantasie entlehnt.

Der *zweyte Theil* begreift die Zeit von *dem Gefecht bey Linz bis zur Schlacht von Deutsch-Wagram*, und einen Anhang: über *die schöne Baukunst überhaupt und die gothische Baukunst insbesondere.* Die Numern sind fortlaufend. 16) *Vorbereitung zu einem neuen Gefechte. Nachträge zur Geschichte des vorigen. Recognoscirung des feindlichen Lagers.* Wenig Neues, obgleich das Bekannte gut erzählt. 17) *Gedankenspähne. Trauenstein Lobrede auf den Krieg. Schill. Nachrichten von der Schlacht bey Grossaspern. Bivouacq im Donauthal.* 18) *Besichtigung von Ebersberg. Die Österreicher schiessen Victoria. Wir bald darauf gleichfalls. Linz. Theater daselbst* Vollständige Nachrichten von dieser denkwürdigen Schlacht findet man nicht; aber so viel ergiebt sich aus dem interessanten Detail, dass die Österreicher durch Nichtbenutzung ihrer Vortheile sie mehr verloren als gewonnen zu haben schienen. Der General Macdonald soll von dem Kaiser mit den Worten: *Donne-moi la main, Macdonald, oublions le passè; je te ferai Marechal, et nous serons amis jusqu'à la mort*, empfangen worden seyn. Unsere Officiere waren, sagt der Vf., sehr unzufrieden, dass die Campagne ohne ihre Theilnahme an einer grossen Schlacht beendigt werden sollte. Wenn der Vf. hier auch die Stimmung des gemeinen Mannes nicht für diese Meinung anführen kann (denn S. 222 gesteht er selbst, dass der Sachse sehr empfindlich ist, wenn er auswärts fechten soll); so ist doch nicht zu läugnen, dass die Sachsen bey Friedland thätig mitgewirkt haben. Seine Äusserung über Schills Unternehmen unterschreibt Rec. mit voller Überzeugung. Zu einem solchen Unternehmen (sagt er) ist persönlicher Muth, ein in früheren kleinen Ereignissen gegründeter Ruf, und das leere Vertrauen auf sein Glück nicht hinlänglich. Ein solcher Mann muss sich der Grösse und des Gewichts einer solchen Unternehmung völlig bewusst seyn. Schill wollte mit einem geringen baaren Capital grosse Speculationen ausführen. Seine Verbindungen waren zweydeutig, sein Anhang und seine Casse klein, seine Nachrichten unzuverlässig, seine Calcüle falsch, und sein erstes Unternehmen misslang durch seine Schuld und Ungeschicklichkeit; und dann hätte er solche Mittel und Wege wählen müssen, die vor dem Richterstuhl des eigenen Gewissens und aller zwar vorurtheilsfreyen, aber dennoch wahrhaft rechtlichen Männer mit Ehren und Würde bestehen mögen. Die verächtliche Hintenansetzung aller geheiligten Formen, aller Bürger- und Soldaten-Pflichten macht den beabsichtigten Zweck selbst zweydeutig, und wehe uns allen, wenn jene Ansicht überhand nehmen sollte! 19) *Abmarsch von Linz. Ens zu einer Hauptfestung bestimmt, unsere Avantgarde wird in Amstetten überfallen.* An dem Überfall, dessen Resultat unbedeutend war, war die Unvorsichtigkeit des französischen Commandanten Schuld, der in der Voraussetzung, dass auf 10 Meilen weit kein Feind zu finden sey, unterliess, die gehörigen Vorsichtsmassregeln zu treffen. 20) *Nachtmarsch aus Amstetten nach Mölk und S. Pölten. Befehl zum Ausruhen.* 21) *Weg von S. Pölten nach Wien. Allgemeiner Überblick von Wien u. s. w.* — Dem Vf. kam Wien *damals* vor, wie die verwandelte Königsstadt in *Wielands* Wintermährchen. An Zauners Statue Josephs II tadelt er mit Recht die Haltung des Körpers und besonders die Steifheit des Kopfes; über das Gesicht ist die Starrheit einer Todtenlarve verbreitet, die an die Legende des berühmten Cid erinnert. Die Statue des Kurfürsten auf der langen Brücke in Berlin hat den Vorzug vor dieser. 22) *Rückkunft von Wien. Innere Anordnung bey den Truppen. Zwey merkwürdige Tagesbefehle.* Letztere betreffen die durch Zeitungen bekannten Ordonanzen des Kaisers vom 14 May in Rücksicht der Landwehr und der Ausbezahlung des Soldes der Armee. 23) *Marsch nach Neuenlengbach und von da nach Kloster Lilienfeld. Über Ausrottung der Klöster. Gebirgsbewohner. Hohenberg. Dürnitz. S. Aegidii.* Der Vf. glaubt, dass man die Frage nicht gehörig untersucht habe, ob man die der Religion und Wissenschaften geweihten Anstalten nicht hätte umschmelzen, und zu unentbehrlichen und heilsamen Instituten umschaffen *können*. Rec. glaubt *müssen*; denn die Vorstellung, die sie zu Tage rief, gehörte der Zeit, ihr Zweck aber gehört der Menschheit an. Das Raisonnement des Vfs. über den Unterschied der Stände ist nicht tief genug, um etwas anders zu sagen, was nicht Nicolas Voigt in seinem Gleichgewichts- und Gerechtigkeits-Systeme schon herrlich und originell gesagt hatte. 24) *Marsch von Hohenberg nach Mariazell, Das Geschaid. Erinnerung an Czenstochow.* 25) *Marsch durch die steierischen Alpen und über den Seeberg nach Aflenz. Seewiesen. Topographische Basreliefs. Thöl.*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RUDOLSTADT, in d. Hof-Buch- u. Kunst-Handlung: *Reise mit der Armee im Jahre 1809 u. s. w.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

26) *Nachrichten aus Sachsen. Rückmarsch aus Steiermark und Erlaffen. Holzcultur und Ackerbau. Annaberg. Der Oetscher. Duernitz.* 27) *Marsch nach Sieghardskirchen. Reise nach Wien. Betragen der Franzosen daselbst. Ausfall von der Lobau auf das linke Donauufer.* 28) *Marsch nach Kaiser Ebersdorf. Besichtigung der Lobau.* 29) *Vorbereitung zur Schlacht. Truppenversammlung auf der Lobau. Die Nacht vom 4 bis zum 5ten Jul. Zwey Zeilen vom Wahlplatze aus.* Auch hier sind alle Wege mit den malerischen Aussichten, die sie von allen Seiten bieten, und mit den Ansichten, die die Städtchen und Ortschaften gewähren, so lebendig beschrieben, dass ein Zeichner von glücklicher Imagination sie leicht nachbilden konnte. Der Wallfahrtsort von Mariazell gewinnt durch den Vergleich mit einen ähnlichen Wunderort Czenstochow. In den steierschen Alpen von Aflenz trifft man noch jetzt Wölfe, Luchse, Bären, und sonst weit mehr Gemsen als jetzt an. Französischer Seits war man nicht sehr bemüht, die übertriebenen Nachrichten von den Plünderungen der Österreicher in Dresden und Leipzig niederzuschlagen, weil sie den gemeinen Mann mit höchster Erbitterung gegen die Österreicher erfüllten. *Andreossy* hat selbst mit Hintansetzung von Rücksichten, die die Franzosen ungern ausser Acht lassen, das Einverständniss zwischen Freund und Feind zu Wien erhalten. Die feindliche Besatzung war sehr gering. Die grössten Beschwerden für Wien waren die Menge Kranken und Blessirten, die Verköstigung und Verpflegung der vielen Generale und deren Personals, und die auf- und abströmenden Neugierigen, die sich in der Hauptstadt gütlich thun. Fast allen Marschällen war ein stehendes Quartier angewiesen, aus dem sie fortdauernd versehen wurden, selbst wenn sie aus Wien abwesend waren. Bey der Lobau war einige Hundert Schritte weit vor den Übergangsbrücken eine Vorrichtung aus Pfählen verfertigter Schiffe zur Schutzwehr der eigentlichen Brücken erbauet. — Der Kaiser verkündete den Sachsen die auf den andern Tag bevorstehende Schlacht, mit der Ermahnung, sich tapfer zu halten, sich ihres Königs, Namens und Anführers würdig zu machen: dann wollte er sie auch heimschicken zu ihren Weibern. — Die Erinnerung an die Stelle aus Racine, wo Mithridat die verlorene Schlacht beschreibt, spannt die Erwartung, und macht die Ahnung der Zukunft fürs das Gemüth schauerlicher, weil in derselben Ebene Österreich gegen Ottokar von Böhmen, den der Vf. unrichtig als den Hofmarschall von Rudolph von Habsburg ansieht, und gegen Ziska gerettet wurde. — In dem berührten *Anhange* S. 285. 416 widerlegt der Vf. die von *Hirt* und *Stieglitz* bestimmt, und von *Gruber* nicht ganz bestimmt erklärte Meinung, die der Baukunst den Platz unter den schönen Künsten verweigert, mit vieler Gewandtheit. Er fasst die Einwürfe, die diese zur Unterstützung ihrer Behauptung anführen, unter 4 Numern zusammen: 1) Die Baukunst habe kein Urbild in der Natur; 2) sie sey unfähig, ästhetische Ideen auszusprechen; 3) ihre Productionen würden bloss nach mechanischen Gesetzen hervorgebracht; 4) sie wirke nur für technische Zwecke. In dem *zweyten Anhange von der gothischen Baukunst* hat der Vf. nicht nur im Allgemeinen alles das, was über gothische Baukunst Bedeutendes gesagt ist, zusammengestellt, sondern auch insbesondere die zwey oder drey verschiedenen Ansichten über die Entstehung und Bedeutung der Hauptformen nach *Hundeshagen*, der den Charakter in dem Unterschied zwischen Lehrenden und Lernenden sucht, nach *Murphy*, der ihn aus der ägyptischen Baukunst, aus dem Streben nach Pyramidalform, und nach *Hall* und *Langley* entwickelt, die ihn aus der Analogie mit den Naturgegenständen ableiten. Die vierte fehlt noch, nämlich die Ansicht *Dalbergs*, der ihn in dem Klima suchte, und seine Meinung durch eben so vielen Scharfsinn als historische Wahrheit unterstützte. — Der Vergleich zwischen griechischer und germanischer Baukunst enthält, wo nicht ganz neue, doch äusserst interessante Ansichten.

Der *dritte Theil* begreift die Abreise des Vfs. nach geschlossenem Waffenstillstande. Er enthält die gleichzeitigen Begebenheiten, die Rückreise des Vfs., seinen Aufenthalt in Weimar, und einen Anhang: *Andeutungen zu einem dramatischen Gesammtvereine der Deutschen.* 30) *Abmarsch von der Lobau auf das Marchfeld. Schlacht bey Deutsch Wagram den 5 und 6 Julius.* — Der Bericht ist detaillirt, der Sieg auf französischer Seite, wie das nicht erfreuliche Resultat gewiss. Auch hier, wie in mehreren anderen Stellen, redet der Vf. dem Kriege das Wort. Die

Idee, die er dabey einmal (II Th. S. 33) zum Grunde legt, ist nicht nur schief, sondern widerstreitet gerade hin dem Begriffe des Göttlichen. „So wie du, sagt er, alle sittliche Vervollkommnung und alle Tugend vernichtest, wenn du die Sünde hinweg denkst, und alle Neigung zur Sünde von der Erde verbannst: so hat auch alle bürgerliche Tugend ein Ende, und so wird auch die rechtliche Gemeinschaft der Menschen mit einander vernichtet, so bald du die Idee des Kriegs hinweg denkst, — dieses Bereitseyns, sich und das Liebste hinzuopfern für das Heilige, für das Rechte, für das Gesammtwohl einer grossen durch Zeit und Raum und politische Affinität verknüpften Menschenverbrüderung. Es giebt nichts Unseligeres und Unwürdigeres, als jener sogenannte Begriff des ewigen Friedens." Tugend als unendliches Fortschreiten zur Heiligkeit macht den verlassenen und begonnenen Zustand gleich ehrwürdig; das Bereitseyn zum Kampfe für das Heilige und das Rechte kann eben so wenig Krieg genannt werden, als das Bereitseyn zum Kampfe gegen die Sünde — Sünde heisst; und will man die zwar unleugbaren Vortheile des Kriegs (und dabey versteht sich doch nur die einzige Art desselben, — der Vertheidigungs, nicht aber der Ausrottungs-, Bestrafungs-, Unterjochungs-Krieg) über die Vortheile des Friedens weit emporheben: so wäre zum Wohl der Menschheit nur der Krieg zu wünschen. Indess kommt der Vf. dadurch wieder in das rechte Gleis, dass er das vor sich liegende Schlachtfeld von Wagram mit einem gehaltvollen Blatte in dem Buche der Geschichte vergleicht, das ihm durch die Gegenwart und das Leben verständlicher und klarer geworden ist. „Ein tragisches Triumphgefühl, setzt er hinzu, hat die verworrenen Schauer der Schlachtscene verdrängt, und unerschütterlich den Glauben befestigt, dass hier nicht vergebens gekämpft ward, noch für vergänglichen Gewinn." 31) *Nachtlager in Leopoldsau. Abmarsch nach Stadt Enzersdorf. Besichtigung des Leichenfelds.* Das Gemälde des Schlachtfelds mit allen Umgebungen ist schauerlich. Mehrere 100 tödtlich verwundete Menschen lagen noch den dritten Tag in dieser lybischen pestathmenden Wüste ohne Verband, ohne Speise, ohne Trank, mit der gewissen Aussicht auf einen elenden qualreichen Tod. Manche Körper waren so stark aufgetrieben, dass das Sonnenlicht von der ausgespannten Haut in beträchtlicher Entfernung wie von hellpolirten Cuirassen zurückgeworfen wurde; allein das bloss wiederholte oder vervielfältigte Erblicken lebloser Gestalten beschwichtigt den instinctartigen Widerwillen gegen Tod und Schlachtfeld, und macht das Phantom der Todesfurcht zerrinnen. 32) *Das Corps des Marschalls Prinzen v. Ponte-Corvo wird aufgelöst. General Regnier übernimmt das Commando. Der Vf. zieht sich nach Wien zurück.* Die Ursache der Auflösung dieses Corps ist bis jetzt noch unbekannt. Der Vf. giebt mehrere an, worunter auch diese sind. Der Prinz soll, als er, um das Schicksal der Schlacht zu entscheiden, die gebetene Hülfe nicht erhielt, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit Beschwerde hierüber geführt haben. Andere sagen, der Kaiser habe, unzufrieden wegen des unglücklichen Sturms auf Wagram, dem Prinzen den andern Tag den Befehl zugesandt, Ackerlaa zu stürmen, um die gestrige Scharte auszuwetzen; der Prinz aber soll geantwortet haben: Er möge nicht das Nachspiel zum gestrigen Vorspiel machen. Dass der Kaiser nicht ganz zufrieden war, sieht man aus dem 30 Armeebulletin, worin es heisst: Dem Marschall Oudinot gebührt allein mit seinem Corps der Ruhm in der That (Wagram weggenommen zu haben). Der Prinz giebt hingegen den Sachsen das grösste Lob. 33) *Ankunft und Bekanntschaften in Wien. Bruchstücke aus dem Tagebuche während des Aufenthalt daselbst.* Unter den fragmentarischen Auszügen kann man kaum wählen, so interessant sind alle vier. Der erste enthält den *Verfolg der Geschichte des Tags;* der zweyte: *Schönbrunn und Napoleon;* der dritte: *Ursachen des Waffenglücks der Deutschen und das Urtheil des Vfs. über den Erzherzog Karl, den Kaiser und die Kaiserin, und über den Erzherz. Maximilian;* der vierte: *Darstellung des Zustandes der Kunst und der Künste in Wien.* Ein anderer Feldherr, der um ein Weniges geringer als Napoleon die Kunst verstanden hätte, erst nach dem Siege am glänzendsten zu siegen, würde stets grosse Lorbeer, vielleicht aber geringe Erfolge aus diesem heissen Kampfe bey Wagram davon getragen haben, der nicht den entscheidenden Charakter wie der bey Aspern hatte. Von den Österreichern sind grosse Fehler begangen. Sie setzten nicht nur dem Übergange der Franzosen über die Donau, sondern auch der Aufstellung und Entwickelung des Feindes kein bedeutendes Hinderniss entgegen, und als sie am zweyten Tage offensiv angriffen, unterliessen sie eine überlegene Masse gegen einen entscheidenden Punct zu richten. Sie griffen aller Orten und in zu gedehnter Stellung an. — Der Erzherzog rettete nicht sowohl durch den Rückzug nach Znaim, als durch die tapfere Gegenwehr der Österreicher gegen den hart andringenden Feind den Tag zuvor, ehe der Waffenstillstand eingegangen wurde, die österreichische Monarchie, die vielleicht an eben dem nämlichen Waffenstillstandstage bey Znaim Gefahr lief, unterzugehen. — Salis mit dem Bataillon wiener Kaufleute hat sich bey Znaim mit Ruhm bedeckt, und eben so das Corps, das man nur das *poetische Bataillon* nannte, worin die ausgezeichnetsten Männer im Fache der Kunst und Wissenschaft, wie v. Steigentesch, Leo v. Seckendorf, Bartoldi, die beiden Odonells, Meier (der Vf. der Dianasore), Graf Rzewusky (der Redacteur der neuen orientalischen Zeitschrift) sich befanden. — Unerklärbar ist das Räthsel vom Waffenstillstande, und noch ungewiss, ob er von französischer oder österreichischer Seite angetragen sey. Vielleicht hat Prof. *Stipos* Recht, wenn er sein Gedicht auf die Vermählung Napoleons *Pax et Hymen* überschreibt: *Senserat errorem mediis placatus in armis Mars, aderatque deo certior alma Venus.* — Was *über den Kunstzustand* zu Wien von dem Vf. mitgetheilt ist, enthält ebenfalls neue herrliche Ansichten, die *Bertuch's* und *Eggers* Materialen

ergänzen, und weit übertreffen. Mit der bloſsen Schatzanhäufung, worin Wien groſs iſt und mit allen Reſidenzen Deutſchlands wetteifern kann, iſt es nicht gethan. Die Kunſt verlangt eine Pflege, die edle Früchte erzeugt. Hier iſt ſie, wie bey den Engländern und Franzoſen, ein wohlgenährter Gaſt, und ſie beſteht als eine alte Sage oder heilige Mythe; es iſt mehr Götzen- als Gottes-Dienſt. Daſs man wenig wahren poetiſchen Geiſt, aber deſto gröſseres Talent zur Muſik findet, liegt darin, weil dieſe mehr das Gemüth, am wenigſten den Geiſt in Anſpruch nimmt, und techniſche Virtuoſität begünſtigt. Und dann treten hier noch Localurſachen hinzu, als Joſephs Vorliebe, die katholiſche Religion, die dem benachbarten Welſchland entlehnte, durch Schikaneder nationaliſirte Neigung für die Oper, die natürliche Anlage mancher zu Öſterreich gehöriger Völkerſtämme, z. B. Tyroler, Böhmen; das Herzuſtrömen ausgezeichneter Muſik-Theoretiker und Praktiker, wie Salieri, Weigl, Bethoven, Kozeluch, Clementi, Albrechtsberger, Girowetz. Das Theater befriedigt am wenigſten, und in Anſehung der Baukunſt kann man ſagen, daſs der Stephansthurm daſteht wie die Notredame Kirche zu Paris, ohne Nacheiferer gefunden zu haben. Der Geſchmack des Publicums in der Malerey iſt nicht groſs, gröſser die Kunſtliebhaberey. Das Materiell-ſinnliche, der Reiz des Colorits, wird meiſtens geſucht, und hierin thut ſich das Publicum auch hervor. Der Vf. ſah nur des Grafen von Fries Sammlung. 34) *Reiſe von Wien nach Preſsburg.* 35) *Reiſe von Wien über Regensburg nach Frankfurt am Main.* 36) *Aufenthalt in Frankfurt am M. Der Fürſt Primas. Rückreiſe von Frankfurt nach Dresden. Der Dom in Erfurt. Weimar. Gedanken über die Kunſtanſtalten in Dresden.* — So wie der Vf. wohl hie und da in Sprache und Vortrag pretiös iſt (z. B. der Krieg, wenn er gleich mit Tod und Flamme malt, Ruinen und Leichenhügel bauet, ſeine Torſos aus menſchlichen Leibern ſchnitzt, und in ſeinen Trauercantaten nur den Rhythmus, welchen Trommelſchlag und Pferdehuf bildet, und den Contraſt duldet, welchen das Pianiſſimo unterdrückter Seufzer mit unharmoniſchen Geſchützes Donner macht, hat doch manches Verdienſt um die Kunſt): ſo affectirt iſt er dann und wann in der Sache. So beſchreibt er Regensburg nach Urkunden, woraus er das *Reginoburgum* Karls des Groſsen dem Namen nach ableitet, wahrſcheinlich alſo benennt, ſagt er, wegen der alten baieriſchen Fürſten, welche ihre Reſidenz von dem Hauptthore S. Peters Weiche bis an den S. Claren Anger gehabt haben ſollen. Allein der Vf., von dem man kein Urkundenſtudium bey einem flüchtig bereiſten Ort erwartet, hätte doch wiſſen ſollen, daſs Caſtra Regina älter als Reginoburgum ſey. Das Rathhaus (wo die Baiern ſo gehauſt haben, daſs ſie ſelbſt die Confecttiſche, das einzige Meuble auſser den Seſſionstiſchen, und die berühmte Uhr zerſchlagen haben, welche 1706 zur Unzeit zeigte, als Baiern in die Acht fiel) verleitet ihn, eine Abſchweifung über den Begriff Staat und Kirche, dann über die deutſche Nation zu machen, und dieſer alles Geſchick zu einer Nation, und faſt auch zum Staate abzuſprechen, da in der Maſſe kein Geiſt ſey, und ihr der eine unwandelbare, über alle äuſsere Form und Verhältniſs triumphirende ächt religiöſe Geiſt gebreche, da nicht einmal in der Noth Gemeinſchaftlichkeit, und in den Tönen des Schmerzes nirgends ein Accord anzutreffen ſey. Dieſes Urtheil iſt um ſo härter, da der Vf. die ſchwachen Zeiten, welche Völkern, wie den Menſchen ihre ſchwachen Stunden, eigen ſind, mit einander vermiſcht, und den Charakter einzelner Regierungen auf den Charakter des Volks wirft. Auch haben unſere Tage dieſes Urtheil ſattſam widerlegt. Dem Dom in Erfurt macht er den Vorwurf des Unreifen und der Unvollendung in der Anlage und Ausführung, findet aber doch viel Eigenthümliches in ſeiner Stuctur; und vom Markte aus geſehen, ſollen ihm die breite Treppe, welche zu dem Felshügel hinanführt, die ungeheuren Fenſter, und die mit groſsen Niſchen (ſind keine Niſchen, ſondern alterthümliche Zwinger, die zur Gerichtsſtätte dienten) verſehene Mauer, die ſeinen Bau gegen Oſten unterſtützen, ein ehrwürdiges imponirendes Anſehen geben. Das Unvollendete dieſer Kirche (uneigentlich Dom genannt) liegt nicht in der Anlage (denn dieſe war groſs und kühn, gröſser vielleicht in Anſehung der Umgebungen, beſonders der ſogenannten Cavata, als in Wien und Straſsburg), ſondern in den verſchiedenen Schickſalen, die die Kirche 1472 durch Brand, 1521 durch das ſogenannte Pfaffenſtürmen und den Baurenaufſtand, und 1717 durch einen Wetterſtrahl, der alle drey Thürme einäſcherte, erlitt. Das Groſse in den Verhältniſſen, daſs nämlich die daran liegende Severikirche damit verbunden und die Cavata ſie beide umſchlieſsen ſollte, ſpricht ſich auch beſonders in dem ſäulenfreyen hohen Chore aus, dem nur eine ſolche Orgel, ſolche Fenſter und ſolche ſchöne Malereyen in den Fenſtern und eine ſolche Glocke correſpondiren konnte. Übrigens gehört der Bau der Kirche dem XII und XIII Jahrhundert an. 37) *Rückkehr nach Weimar. Wielands Geburtsfeſt. Die Herzogin Anna Amalia.* 38) *Schilderung von Weimar. Sein Fürſtenhaus.* 39) *Fortgeſetzter Aufenthalt und Bemerkungen über Weimar.* — Hell geſchliffene Perlen in der Krone, die ſich das an politiſcher Macht und Mitteln zwar beſchränkte, aber an Thätigkeit für Kunſtbeförderung und Bildung der Menſchheit kaum übertroffene Weimar geflochten hat. *Fernows* Bekenntniſs, daſs die ſchönen Zeiten des 16 Jahrhunderts, als die Arioſte, die Taſſi in Ferrara den Hof der Alphonſe verherrlichten, ſchöner in der letzten Hälfte des 18 Jahrhunderts ſich an den Ufern der Ilm erneuerten, iſt durch die lebendige Ausprägung zu einem lieblichen und höchſt erfreulichen Bilde geſtaltet. Rec. unterſchreibt mit voller Überzeugung folgende Stelle: „Jeder Anweſende in Tiefurth (bey dem Geburtsfeſte Wielands) war ſich irgend eines erfreulichen Moments, irgend einer ſchönen dort genoſſenen Vergangenheit bewuſst; alle gedachten mit dankbarer Rührung der Fürſtin (Anna Amalie), welche Weimars literäriſchen Ruhm gegrün-

det, welche durch ihre eifrige Beförderung und eigene Theilnahme und vornehmlich durch ihren gebildeten humanen Geist, vermöge dessen sie jedes wahre Verdienst zu schonen, zu würdigen, aufzumuntern, und an sich zu ziehen verstand, das vordem unbedeutende Weimar zur Heimath der ersten Genien ihrer Zeit gemacht, die ein halbes Jahrhundert hindurch, selbst ein wohlthätiger heilbringender Genius, dieses Land durch ein segenreiches Wirken beglückt, ihm Wohlstand, Friede, geistige Bildung von Innen, Achtung, Ehre, Glanz von Aussen geschaffen, und zu allem dem zahlreichen Guten und Schönen, das seit 30 Jahren aus dieser Residenz hervorgegangen ist, und sich unter dem Schutze ihres erlauchten, alles Gute rastlos fördernden Sohnes und Nachfolgers täglich vervielfältigt, den ersten Antrieb gegeben hatte." — Die Beschreibung des Parks und Schlosses, des bertuchischen Instituts und des Theaters wird man selbst noch mit Vergnügen lesen, wenn man über alles das theils aus Druckschriften, theils aus eigener Erfahrung hinlänglich unterrichtet ist. — Den Hinblick auf die Geschichte Thüringens und die sächsische Geschichte hätte Rec. nicht bloss wegen der lockern Verbindung (die Veranlassung ist der Ettersberg, von dem man einen Theil Thüringens übersehen kann), sondern auch wegen der mancherley historischen Fehler und schiefen Ansichten, selbst sogar wegen seiner unbefriedigenden Darstellung, gern weggewischt. Heinrich den Finkler sieht der Vf. als den *Städteerbauer* an, und als denjenigen, der dem Könige Gorm in Dännemark die christliche Religion *abnöthigte*, *die ritterlichen Spiele* der Deutschen einführte. Unter der Regierung der drey Ottonen sucht er den Zeitpunct, der für das *nachherige Bestehen* und für die *damalige Cultur-Entwickelung* Deutschlands die *verderblichsten Folgen* geäussert und den Keim zur nachherigen Gebrechlichkeit der deutschen Reichsverfassung in den Kriegen mit Italien gelegt hat. Otto III sey ohne Sinn für das Genie und die Kunst seiner *Landesleute* gewesen. Was der Vf. über *Verschulden* u. s. w., der Churfürsten von Sachsen während der Reformation, besonders über Johann Friedrich den Grossmüthigen, äussert, beweiset hinlänglich, dass er nicht eben tief in die Geschichte und den Geist jener Zeit eingedrungen, und durch diese Oberflächlichkeit zu ungegründeten Absprechungen verleitet worden ist. Überhaupt gewinnt die Darstellung der Geschichte unter dem Vf. wenig; gelungener sind die Biographieen oder biographischen Skizzen. Vielleicht liegt dieses in der epischen Bewegung, die der Geschichte angehört, vermöge welcher sich die handelnden Personen in dem Ganzen verlieren, wo hingegen das Interesse der Biographie, als eines Dramas, weniger getheilt ist! Der Anhang *zu einem dramatischen Gesammtverein der Deutschen* ist aus dem Journal des Luxus und der Moden 1809 Nov. wieder aufgenommen.

H. P. E.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Carlsruhe*, in Macklot's Hofbuchhandlung: *Die Waldburg*, oder *der Forstmeister Lobeschütz und seine Familie*. Eine lehrreiche und unterhaltende Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Von *S. C. Stausebach*. 1812. Zwey Theile v. 254 und 330 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dass doch nichts vollkommen seyn kann in der Welt! So fehlen diesem, in so vieler Hinsicht vortrefflichen, Werke zu seiner Vollendung nur ein paar — Register: eines über die in diesem Buche vorkommenden merkwürdigen Worte und Redensarten, und ein zweytes über die merkwürdigen Sachen. Welch ein Schatz von Sprachkenntniss, welche Redefertigkeit, welches tiefe Eindringen in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens würde uns hier auf wenig Seiten, eben so lehrreich als unterhaltend, entgegen kommen. Rec. verdankt dieser in ihrer Art einzigen Schrift so viele vergnügte Stunden, dass er sich verpflichtet hält, hier eine kleine Probe von den gewünschten Registern niederzulegen. Er erwählt hiezu Thl. I. S. 104 — 107 und S. 143 — 154. *Ausdrücke*, kühne: S. 107. Die Geisel der *einsamen Macht* st. Macht der Einsamkeit. Ebendaselbst Plaudern beym *schmauchenden Pfeifchen*. S. 148 ein *sehr empfehlender* und diensteifriger Mann. S. 149 zu der *nun jetzt bekleidenden Fürstenstelle* vorgeschlagen. *Begriff*, erstaunlicher. S. 152. „Er verrieth zu sehr die Schwäche des Geistes durch die *Lasterbegierde*, die ihn zu den unerlaubtesten Handlungen verleitete." *Epexegesis*, herzbrechende. S. 148. „Elternlos, zu einer Zeit von Vater und Mutter verlassen, kam er als vierjähriger Knabe ins Waisenhaus." *Construction*, nachahmungswürdige mit dem Genitiv. S. 105. Beym Abschiednehmen *sprachen* sie noch *der vorzunehmenden Versteigerung*. *Reiseplan*, wohlausgedachter. S. 145. „Sein Plan war, *durch Holland* zu reisen, von da mit *dem ersten Schiff* nach dem *berühmten* Seehafen *Colchester* in der Grafschaft Essex zu segeln, dann die *berühmten* Städte Englands, London, Rochester, *Kanterbury* und den *berühmten* Seehafen Dover zu sehen, und von da über den Kanal nach Calais zu setzen, und so wieder über Antwerpen, Kölln und einige *merkwürdige* Städte Deutschlands nach Haus zurückzukehren." *Reisecontract*, verwegener. S. 147. „Der Herr von Hugo versprach dem Doctor Lobeschütz jeden Monat, den er mit seinem Sohne auf Reisen wäre, fünf Speciesducaten ausser der freyen Reise, die allein auf Rechnung seines Sohnes angetreten würde, und der Doctor machte sich verbindlich, den jungen Baron als Arzt, Freund und Führer zu begleiten, ein richtiges Tagebuch über alle Merkwürdigkeiten ihrer Land- und See-Reise zu führen (Rec. möchte hinzusetzen: es durch Hn. Stausebach in Druck ergehen zu lassen), und bey ihrer Zurückkunft *dadurch gewiss sie zu befriedigen*. *Schilderungen*, zwey sehr nachdenkliche und gutschmeckende. S. 106. „Heulende Winde fuhren durch die bezwungenen Lüfte, und schienen unter einander um die Herrschaft zu streiten. Der stärkere Nordwind schien dermalen zu siegen, und um den Bewohnern der Erde seine behauptete Herrschaft zu zeigen, *so rollte er schwer flockigte Heere aus dem schärfern Norden, und sandte weisse Schauer über die gefrierende Erde, und noch ehe die kraftlose Sonne aus Westen schwach ihren Abendstrahl sandte, lag die ganze Gegend um Waldburg in tief verborgener und blendender Wüste*." S. 154. Vergnügt lustwandelten sie in geselliger Eintracht die angenehmen Frühlingstage bald im nahen Bosquet und verweilten sich mehrmalen so lange, bis durch die bewegten Blätter der Büsche die Röthe des Abends hindurchschimmerte, *und behorchten mit lauschendem Ohr die sanften Töne der Nachtigall, die das Grauen der Dämmerung in diesem verwebten Gesträuche durchwirbelnd mit Anmuth erhöht — oder sie giengen durch Gedankenrauschende* (kann Hr. *Stausebach* nicht angeben, wo man Saamen von diesen erhalten kann?) *hundertjährige Eichen tief in den Forst, das Wild zu belauschen und an den muntern Sprüngen der schlanken Rehe sich zu belustigen*." *Unsinn*, barer. S. 107. „Der freudenleere Anblick der nahrungslosen blendenden Wüste, der tagtäglich vor dem wellengleichen Gestöber zu glänzenden Hügeln hinanstieg."

E. v. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Greifswalde, b. Eckhardt: *Gedichte* von *Ernst Moritz Arndt.* 1811. 374 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Leipzig, b. Hartknoch: *Gedichte* von *Gottfried Wilhelm Fink.* 1813. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Vff. dieser lyrischen Gedichte sind von ächt poetischem Geiste belebt, und darum der Aufmerksamkeit des Publicums vorzüglich würdig. Beide zeichnen sich vor den gewöhnlichen Dichtern aus durch tiefes Naturgefühl, eigenthümliche Anschauung und daher entspringende Vergeistigung der Naturerscheinungen; beide ziehen einen grösseren Kreis derselben in ihr inneres Leben hinein, das sie dadurch wiederum abbilden, und sind dadurch auf gleiche Weise über die verblichenen Bilder und verwelkten Blumen, welche uns die Almanachspoesie bietet, wie über herrschende Manier, erhaben; und ob sie gleich beide mehr oder weniger Nachklänge von *Goethe*, *Schiller*, *Bürger*, *Krummacher* hören lassen, und man wohl hie und da an die Herrschaft der Zeit über den Einzelnen erinnert wird: so ist dennoch nicht von gemeiner Nachahmung die Rede, es bleibt Beiden noch des Eigenthümlichen genug. Beide aber verrathen auch in Stil und Vers, der erste noch mehr als der zweyte, eine sehr grosse Nachlässigkeit.

Bey Hn. *Arndt* (No. 1) finden wir mehr Mannichfaltigkeit der Anschauung, daher auch eine grössere Verschiedenheit der Gedichte; grössere Lebhaftigkeit der Phantasie, und daher glänzende Bilder; sein Naturgefühl ist kräftiger, aber die Kraft ringt selbst oft nach der Kraft, es mangelt die Anmuth, „zu der die gesättigte Kraft, wie der Dichter sagt, zurückkehrt," (z. B. S. 46). Der Dichter gefällt sich in dem Starken, — die Wahrheit wird zur Derbheit, ja zur Gemeinheit (S. 89), welche die Feinheit und das *goethische* Mass im scherzenden Liede schmerzlich vermissen lässt (S. 93). In der Anlage herrscht Begeisterung; in der Ausführung oft die grösste Nachlässigkeit; Gefühl und Einbildungskraft reissen den Vf. fort, er überbietet sich in Ausdruck und Bildern, so dass nicht nur mancher gute Gedanke, den man festzuhalten wünschte, ohne eindringliche Wirkung vorüberfliegt oder in sich zerfällt (z. B. S. 44), ein Bild durch ein anderes verdrängt, dunkel und unverständlich wird (z. B. S. 87, 131), sondern auch manches Gedicht Haltung und Rundung verliert (S. 24, 54), und zur rhapsodischen Mittheilung wird, ohne festen Mittelpunct und Eindruck (z. B. S. 188 die Mitte). Im Ausdrucke findet sich oft eine solche Härte und Rohheit, wie wenn ein poetischer Sinn zum ersten Male in einer fremden Sprache, die er noch nicht ganz erlernt, sich versuchen wollte; gezwungene Ausdrücke (S. 17) und harte Inversionen stören nicht selten die kräftigste Wirkung. Die Verse sind oft nur gezählt, nicht gemessen; oft nicht einmal jenes (z. B. S. 36). Vorzüglich ist der Hexameter sehr holperich und unharmonisch. Die Reime bestimmen nicht selten den Gedanken; auf reine Harmonie desselben wird gar nicht gesehen (der Vf. reimt: *Kälber*, *Gewölber* — *gedaucht*, *getaucht* — *Fehden*, *Fäden* — *Häupter*, *bleibt er* — *trug*, *gnug* u. s. w.), und man verwundert sich, wie so viel Gutes und Kräftiges neben so schlechter Reimerey stehen kann. Im Ganzen vermissen wir Mangel an feinem Geschmack, welchen das Kraftgefühl, wie das einseitige Streben nach Kraft, oft entbehren zu können glaubt. Wir wünschten daher, der Vf. hätte zu seinem eigenen Besten lieber eine verständige Auswahl dieser Gedichte gegeben, wodurch manches Gewöhnliche (S. 11, 115, 134) unterdrückt, die rohe Nachlässigkeit in Gedanken und Sprache aber, worin er oft in die gemeine Prosa versinkt, entfernt worden wäre. Den unbefangenen Lesern thun diese Störungen um so weher, da die Quelle nicht absolute Unfähigkeit des Vfs. ist, im Gegentheil auch Sinn und Fähigkeit für das Zarte, Naive und für gediegenere Darstellung, wie in den sanfteren Klaggedichten, in dem zarten *Minneliede* S. 149, 118 *die Biene und der Lenz*, *Liebesgeflüster* (nur zu weit ausgesponnen, *Allegorie* S. 174, 74, *die Tauben* S. 316, *Ständchen*, und *an Melittion* S. 144, ferner so reiche Anschauung wie in dem Gesange der *Töchter der See*, und *auf den Rugard*, gefunden wird, und übrigens keine Manier ihn beherrscht. Von diesen Mängeln abgesehen, offenbart sich in diesen Gedichten eine unüberwindliche Lebenslust und Fülle, männlicher Muth in kräftigem Affecte (S. 46, 123, 230), ernste Betrachtung des Schicksals (den *Parzen* fehlt die gehörige Haltung), Begeisterung für die Natur (*Frühlingslieder* S. 220, 308, 366), für Vaterland und Freundschaft (S. 287), Liebe, Wein und Musen, herzlicher Antheil an der Kindheit. In der Freude ist er dithyrambisch; daher manches kräftige Trinklied (S. 215, 195); nur hält er in der Freude nicht immer das Mass der Wahrheit,

und verschmäht auch den gemeinen Einfall nicht (S. 30); in der Klage nicht immer das Maſs innerer Poesie; ja er verliert sich zuweilen in ihr (S. 139). Die sanften erotischen Klaglieder (z. B. 52) halten von der gewöhnlichen Sentimentalität sich rühmlich entfernt. Am wenigsten haben uns die Gedichte gefallen, deren Gegenstand mit griechischer Mythologie verbunden ist; am besten steht dem Vf. das *Deutsche*, und seine Anlage für das kräftige Volkslied (in dem *König von Burgund* sind nur einige Verse S. 165 störend) ist nicht zu verkennen. Auch die *Allegorie über die vier Elemente* ist vortrefflich.

No. 2 ist uns in gegenwärtiger Zeit eine sehr tröstende Erscheinung, und Jeden, der es werth ist, muſs die liebenswürdige Gutmüthigkeit, die kindliche Heiterkeit und sinnvolle Herzlichkeit dieser Gedichte liebevoll ansprechen. Im tiefen Grunde derselben ruht ein religiöser, gottvertrauender Sinn (S. 284), der alle Erscheinungen des Lebens auf das groſse Eins bezieht; dem Vf. dient eine nicht sowohl glänzende und feurige, als sanft bewegliche, an die Natur sich innig anschmiegende Phantasie, weniger Mannichfaltigkeit, als vielmehr Tiefe und Ruhe der Anschauung und des Gefühls; und über Alles schwebet herrschend ein heiterer Gleichmuth, der nicht über das Leben zu geträumten Idealen flüchtet, die in das gestaltlose All verflieſsen, sondern in sich selbst Ruhe und Fülle findet (S. 173), heitere, rührende Genügsamkeit, die fern von rauschendem Lärm und üppiger Pracht sich der Liebe, freundschaftlicher Verbindung, Kunst und Natur gemüthlich erfreut. Übrigens ist sein Spruch: *Leben und leben lassen*, nur nicht im Sinne der Gemeinen. Der Gleiſsnerey, wie jeder Lüge und herzloser Modesucht, ist er Feind; doch ist ihm selbst der spöttische Ton (S. 77) nicht eigen, und oft im Augenblicke, wo die Galle übertritt, überrascht ihn die natürliche Gutmüthigkeit. Gegen Unmuth sichert ihn seine lustige Natur, so daſs der rüstige Verdruſs, welchen er in dem Gedichte *Leiche* ausspricht, sich selbst zu persifliren scheint. Er besitzt einen zarten Sinn für reine Natur, kein Äuſseres thut ihm Zwang an, seine Gedanken flieſsen leicht und natürlich dahin, und seine Gedichte wollen wie anspruchlose Mittheilungen an seine Lieben behandelt und genossen seyn. Mit Freunden ist er heiter in unerschöpflicher Laune, die, wie er selbst zu gestehen scheint (S. 291), oft dem Witz Eintrag thut (S. 5); und da nur dieser, nicht aber jene sich selbst erklärt: so ist auch mancher Spaſs von dem närrischen Kautz (man sehe S. 136) aus unbefangener, neckischer Laune mitgetheilt worden, was in seiner Wirkung sich ganz nach Individuen und nach dem Moment bestimmt, und auf dem Papier kalt, todt, ja oft läppisch aussieht, während es mit lebendiger Laune im freundlichen Cirkel, mit angemessener Melodie (welche der Vf. bekanntlich für einen groſsen Theil dieser Gedichte eben so originell gedichtet hat), vorgetragen, ganz an den Moment und an den Sänger hinziehen muſs. Ein solcher Spaſs, der in Freundeskreis hätte bleiben sollen, findet sich z. B. S. 179. Daher ist auch dem Vf. (den Einfall S. 79 ausgenommen) das neuere Epigramm nicht geglückt (S. 192). Hier gilt nicht Lachen für Witz, und der Vf. ist zu gefühlvoll für das Witzgedicht.

Daſs jene Natürlichkeit, auch eine gewisse Nachlässigkeit im Gedankengange (wohin S. 172 der sonderbare Schluſs eines in ganz anderem Tone begonnenen Liedes gehört) von augenblicklichen Einfällen abhängig gemacht wird, und eine groſse Nachlässigkeit im Ausdruck und Rhythmus hervorgebracht hat, müssen wir eingestehen, und daher leider an die Feile erinnern. Stellen, wie folgende: „*fühlst du das tiefste Geheimniſs der Wesen, das in dem Rauschen die Freude umschlingt*“ (S. 33), „*es tanzt um deine Wiege der Schönheit schneller Kuſs*“; Mangel an Deutlichkeit in Hinsicht der Subjecte (S. 43); Ausdrücke, wie *ein Leut* (S. 38), *Schützengel*; gezwungene Bilder, wie *der Wohlgerüche Schmelz*, stören immer unangenehm. Die Melodie des Verses ist zwar nicht so rauh und unmusikalisch, wie oft bey Hn. *Arndt*; aber desto nachlässiger der Rhythmus, besonders liefert der Vf. klappernde Daktylen in Menge (S. 47, 33, 153 „*doch war ich nicht recht,*“ etc.) und schlechte Distichen (S. 161); Reime, wie „*Wohlgefühl — wär zu viel*“ u. dergl. mehr.

Der gröſsere Theil dieser Gedichte besteht in *Liedern*. Gern hören wir den Vf., wenn er die lebensvollen Stimmungen, in welche uns die *sanften* Erscheinungen der Natur versetzen, gleichsam magisch aus der Brust hervorhebt, und der Natur eine menschliche Deutung giebt, so z. B. in dem Gedichte *der Mondschein*, wo nur die Worte „matt, *wie die Tröstung* erscheinen“, etwas *matt* klingen, und *der Abend* (S. 84). Manche zarte, beziehungsreiche Allegorie hat uns überrascht, z. B. in den nicht zusammengehörenden Gedichten, überschrieben *die Luft*, wo der Vf. viel Menschlichschönes an die Betrachtung des Elements geknüpft hat; S. 43 *der Morgen*, wo nur der erklärende Ton etwas miſsfällt; in dem heiterscherzenden Gedichte S. 58 *das Eichhörnchen* — in dem wir jedoch den Ausgang nicht billigen; in dem kindlich tändelnden *Müllerchen* S. 214, welches wie 197 (*Dichter und Nachtviole*) vielleicht durch Kürze noch gewonnen haben würde, letzteres auch durch den Schluſs. *Der Regenbogen* klingt etwas nach *Krummacher*. Ferner spricht er uns vorzüglich an, wo er die Bedeutsamkeit einzelner Gegenstände der Natur und des Menschenlebens in gefühlvollen Bildern faſst, und ihnen eine sinnige Deutung giebt, z. B. S. 149 *die Kränze*, das nicht gewöhnliche *Vergiſsmeinnicht* (S. 152) *an das Lied* S. 92, *das Abendlauten* S. 212, das *Mädchen an die Rose* 88, *die Bitten* 18; oft auch scherzend, wie S. 229 *das blasse Liebchen*, und S. 261 *der Windbeutel*. Zuweilen scheint er jedoch zu viel aus seinem Stoffe ziehen zu wollen, und unter diesem Bestreben verschwindet dann die wirksame Kürze und gefällige Rundung, z. B. in dem *Kaffeeliede* und „*Gänsblum*“ (S. 156), welche um so nöthiger war, wenn das Ganze auf einem Wortspiele beruht, wie S. 20 die *Nasse* und der *stille Schuſs* S. 13. — Unter den allegorischen Personificationen hat unseren Beyfall das

Schwesternpaar (S. 23); die *Sehnsucht* aber (S. 30) ist etwas unklar und zerfliessend. Am liebsten hören wir den Vf., 1) wo er tröstend mildeindringliche Worte zu der fernen Geliebten redet, oder die heilige Gluth einer stillen Liebe mit einziger Innigkeit singt, S. 18, 94, 120, 124, 169; ja selbst seine Sehnsucht ist eine liebliche Melodie S. 35, 48, nur die prosaischen Worte: *es soll das Herz in Ärmlichkeiten* u. s. w. sollten fehlen, und seine *Trauer* innig und herzansprechend S. 52., 108, 254. — 2) in dem sanften und beziehungsreichen, wie im scherzhaften. (S. 281) Volkslied, wie er überhaupt die ergötzliche Bauernnaivität und die fröhliche Handwerksburschensitte mit der frischen Laune des Volks aufzufassen und darzustellen versteht (S. 174, nur die Ausdrücke: das ist mein „*Princip*“ „*stricte nehmen,*“ stehen dem Schweizermädchen nicht; S. 176, 202, und die drollige Liebeserklärung S. 276); weniger hat uns die *Ducatenromanze* gefallen, vielleicht wegen des etwas fremden Tones. Endlich 3) an der Tafel und beym Wein. Auch hier bleibt er dem angedeuteten Charakter liebenswürdiger Jovialität getreu. Hieher gehören S. 99, 110, 133, 176, 223, 274, 278. Schelmische Laune, Lustigkeit aus vollem Herzen, aber nicht ungezügelt, machen uns diese Stücke sehr lieb; das *Tafellied* aber S. 220 ist mehr eine Vorbereitung auf eins. Änderen Dichtern hat der Vf. mit verschiedenem Glück nachgesungen, z. B. S. 94 ist als treffliche Parodie eines *goethe'schen* Liedes anzusehen; S. 116, S. 43 erinnert an *Schiller*; S. 61 halten wir für verunglückt, so wie wir überhaupt glauben, dass die neuere ernste Romanze und Ballade dem Vf. nicht wohl stehe. Gewöhnlich haben beide einen bestimmten Zuschnitt, und ein unmotivirter Sterbefall macht in der Regel den durch die Mode beliebten Schluss, so auch S. 80, 96; die Schlussworte der Romanze „*Frau Gertrud*“: „Frau Gertrud *lacht* im Tod“ stören die bezweckte Wirkung. Am wenigsten gefällt uns der Vf. im Didaktischen, und wo er eine didaktische Wendung nimmt; hier neigt er sich stets, wie in dem Schlusse der sehr anschaulichen *Fabeln* zur Prosa. Den Distichen (S. 146) fehlt es durchaus an Einheit; auch die Erzählung von *Pasquals Hosen* ist durch breite Geschwätzigkeit verunglückt. Manches dieser Art hätte viel ungezwungener in Prosa gesagt werden können, wie es sich denn auch von selbst in Prosa auflöst, z. B. *der Frühling* S. 235, und *die Ergiessungen* S. 286 u. f. Doch hat uns der Vf. zu viel Gutes gegeben, als dass wir ihn an das weniger Gelungene undankbar erinnern wollten. Sinnige Freunde wahrer Poesie werden diese Lieder unfehlbar liebgewinnen. A....s.

DRESDEN, b. Arnold: *Gabriele d'Estrées*. Tragödie in fünf Aufzügen. 1805. 256 S. 8. (16 gr.)

Die bekannte Verbindung Heinrichs IV, Königes von Frankreich, mit der *Gabriele d'Estrées* ist der Inhalt dieser Tragödie. Man weiss, dass Heinrich IV eben im Begriff war, sich, trotz aller Abmahnungen Sullys, mit ihr förmlich zu vermählen, als sie plötzlich starb und das Reich von den unseligen Folgen befreyte, welche Sullys Besorgniss aus dieser Heirath entstehen sah. In dieser seiner Beziehung auf den Staat ist das Factum aufgefasst, und es kam also darauf an, ob dieses bloss Historische, Staatsbürgerliche und Empirische, wie z. B. die nur möglichen Folgen, zu etwas Absolutem, Menschlichem und Idealem sich bilden liess, so dass der Tod, der damals ein glücklicher Zufall oder ein Act feindlicher Willkühr war, in eine innere und gleichsam religiöse Nothwendigkeit umgeschaffen wurde. Dieser Hauptpunct ist aber ganz und gar verfehlt. Zwar tönen mehrmals die Worte:

Denn wessen Tod der Herr sich vorbehalten,
Der wird durch Menschenhände nicht erkalten:

allein sie sind auch mit schwabacher Schrift, als die Spitze des Stücks, besonders abgedruckt, damit das Auge des Lesers sie auf dem Papier finden kann, da sie das Gemüth in dem Innern des Stücks nicht finden würde. An einer andern Stelle wirds durch einen Machtspruch sogar zu glauben befohlen. Denn als eine der Anwesenden vom Tode der Gabriele den Grund angiebt:

Das von Ahndungen geschwollne Herz,
Das plötzlich aus der wärmern äussern Luft
Die kalte Kirch' empfängt:

so entgegnet ihr dieser mit Begeisterung:

Sprich: Gottes Schickung,
Wer wagts die Wunder thöricht zu erklären!

Allein der Leser, der in einer fortgehenden Erkältung erhalten wird, und ohne alle Begeisterung bleibt, muss seinem innern Gefühl nach der erstern Meinung beytreten, obgleich diess Treten ihm ein wenig sauer wird, der schlechten Füsse wegen, mit denen der Vf. seine Leser versieht (denn das Stück ist in Jamben geschrieben). Auch begreift man nicht, warum Gott Zeichen und Wunder thun soll, da der ganze Lärm auf etwas Conventionelles hinausläuft. Denn Gabriele ist doch mit Liebenswürdigkeit dargestellt, oder hat so dargestellt werden sollen (kein einziger Charakter ist zu einer selbstständigen Gestalt gekommen), frey von allen bloss egoistischen Bestrebungen, den Thron in seiner Würde erkennend, voll Liebe und Anhänglichkeit an den König, begabt mit hoher Schönheit, die allein schon des Thrones werth machen musste. Doch hat der Vf. gestrebt, dieses Conventionelle zu etwas Nothwendigem zu machen, indem König und Königin symbolisirt werden als Kraft und Unschuld, welches aber wohl mehr eine willkührliche Combination der spielenden Phantasie ist, als eine ewige Vernunftidee, an welche man des Himmels mächtiges Wort anknüpfen könnte. Und es mag nun leicht scheinen, dass Clermont, der eine unglückliche Nachahmung des Mortimer von Schiller ist, aber nicht wie jener in der Poesie der Kirche geboren, sondern durch das Studium des Alterthums, um alles Lose und Unzusammenhängende zu häufen, begeistert ist, beym Anblick ihrer Schönheit alle seine Symbole vergisst, für welche er vorher, gegen allen Geist des Alterthums, bis zur Vernichtung und Ermordung der Gabriele kämpfen wollte. Wenn aber die Jugend so wenig taugt: so kann man denken, wie das Alter beschaffen ist. Denn ein alter Greis, der von

Zeit zu Zeit erscheint, und ahndungsvolle Worte über Gabrielens Schicksal ausspricht, ist trotz seiner ganzen Unbekanntheit, statt wunderbar zu seyn, nur wunderlich geworden, und kann dem Stücke keinen Hintergrund geben, da es ohne alle Perspective auf das platte Papier aufgetragen ist. So weht kein lebendiger Hauch irgend einer Begeisterung durch das Ganze, und in den einzelnen lyrischen Stellen regt sich nicht einmal ein Funke des poetischen Geistes. Es giebt nirgends Lebendigkeit der Empfindung, keine Tiefe der Reflexion, kein Glanz der Rhetorik, sondern nur Nacktheit und Trockenheit der Begriffe. Wn.

Tübingen, b. Cotta: *Liederspiele* von *J. Fried. Reichardt.* 1804. 164 S. 8. Nebst 62 S. Noten 4. (2 Rthlr.)

Man mag das Liederspiel als eine besondere und neue Gattung des Drama, oder nur als eine solche Abweichung von der Einrichtung der gewöhnlichen Operette betrachten, in welcher Plan und Ausarbeitung die Aufnahme einer beträchtlichen Anzahl schon bekannter Lieder (mit Ausschluss aller anderen in der Oper gewöhnlichen Gattungen der Gesangsstücke) begünstigen: so liegt die Beurtheilung desselben ausserhalb des Gesichtskreises der Kritik der Tonkunst. Rec. begnügt sich daher bloss mit einer kurzen Anzeige, die Entstehungsart und den besondern Zweck des Liederspiels betreffend. Es kann dieses grösstentheils mit des Vfs. eigenen Worten mittelst eines kurzen Auszuges derjenigen Abhandlung geschehen, welche der Vf. unter der Aufschrift: *Etwas über die Entstehung des deutschen Liederspiels*, dem angezeigten Werke statt einer Vorrede hat vorausgehen lassen.

„Mit Bedauern sah ich seit einiger Zeit (heisst es daselbst), wie das deutsche Opernpublicum immer mehr und mehr bloss an halsbrechenden Schwierigkeiten und betäubendem Geräusch Gefallen fand; die angenehmsten Lieder, die allein Einfluss auf die Gesangbildung des grossen Publicums haben können, sah ich oft unbeachtet vorüber tönen. Der einfache, rührende, bedeutende Vortrag verständiger, gefühlvoller Sänger und Sängerinnen bleibt oft ohne Theilnahme, wenigstens ohne Theilnahmebezeugung, welche die Sänger doch allein von jener unterrichtet. Sobald aber einer nur aus Leibeskräften hohe und tiefe Töne schnell hinter einander herausgurgelte, war des Klatschens und Beyfallrufens kein Ende. —— Dieses kränkte und indignirte mich. Ich sah, dass dabey nicht ein geringer, und sicher nicht der schlechteste Theil des Theaterpublicums selbst litt, aber fast immer vergebens strebte, durch seine bessere Stimmung dem Parterre eine bessere Richtung zu geben. Das brachte mich auf den Gedanken, es mit einem kleinen liedermässigen Stücke, dessen ganzer Charakter nur auf Einen, bloss angenehmen Eindruck abzweckte, zu versuchen, ob das Theaterpublicum wohl wieder für das Einfache und bloss Angenehme zu interessiren seyn möchte. Ich sah mich nach einem solchen Sujet um, und glaubte es in einem kleinen Stücke zu finden, das ich vor einigen Jahren schon zu einem ganz anderen Zwecke, zu einem häuslichen Fest für meine eigene Familie, bearbeitet hatte. Absichtlich hatt' ich damals Lieder von *Goethe*, *Herder* und *Salis* und einige Volkslieder darin angebracht, die Allen im Hause Lieblingslieder waren, die Alle singen konnten, und die durch eine kleine Instrumentalbegleitung hinlänglich unterstützt wurden. —— Ich nannte das Stück *Liederspiel*, weil Lied und nichts als Lied den musikalischen Inhalt des Stückes ausmachte, und ich mich sichern wollte, dass das Publicum nichts Grösseres erwarten möchte. —— Bey der Orchesterbegleitung hatt' ich mir, ausser dem bloss angenehmen sanften Charakter des Ganzen, die Beobachtung der angemessensten Zweckmässigkeit für jedes einzelne Lied zur Pflicht gemacht. Ein Lied, wie *Goethe's* Jägersnachtlied: *Im Walde schleich' ich still und mild etc.*, ward bloss von zwey Waldhörnern begleitet; andere von ein paar Flöten oder Clarinetten mit schwacher Bassbegleitung eines Fagotts u. s. w. Die Saiteninstrumente wurden nur angewandt, wo es um Bewegung zu thun war, und dann auch nur quartettmässig benutzt. —— Der Erfolg dieser kleinen, nur auf Einen angenehmen Eindruck angelegten Composition übertraf bey weitem alle Erwartung." ——

So entstand das erste der in dem angezeigten Werke enthaltenen Liederspiele, welches den Titel: *Lieb' und Treue* führet. Dieses Stück war eigentlich sentimentaler Art. Weil nun einige Stimmen des Publicums den Wunsch geäussert hatten, dass doch auch noch etwas lustigerer Gesang in dem Stücke angebracht seyn möchte, und die Meinung des Vfs. auch ganz und gar nicht war, dass sich dieses kleine Geschlecht allein auf das Sentimentale beschränken müsse: so benutzte er bey der Auffoderung zu der Verfertigung eines zweyten Stückes dieser Art die Gelegenheit, auch das Komische zu versuchen. Weil die erste Anwendung des verlangten neuen Stückes bey einer militärischen Veranlassung gemacht werden sollte: so wählte der Vf. eine patriotisch-militärische Anekdote, die zu allerley komischen Charakteren Anlass gab. Durch einige lustige Soldatenlieder, die sich mit Juchhey endeten, veranlasst, gab der Vf. diesem Stücke, welches in dem angezeigten Werke das zweyte ist, den Titel: *Juchhey!*

Für den entschiedenen Geschmack des berliner Publicums und für seine eigene Liebe zu mehreren der schönsten Lieder von *Goethe* verfertigte der Vf. endlich auch das dritte, in dieser Sammlung enthaltene Liederspiel, unter dem Titel: *Kunst und Liebe*.

Die Melodieen zu den in diesen drey Stücken enthaltenen Liedern sind, einige allgemein bekannte Volkslieder und zwey von seiner Tochter componirte Lieder ausgenommen, alle von dem Vf. selbst gesetzt worden. Weil nun die urtheilsfähigsten Glieder des musikalischen Publicums über die Vorzüglichkeit der von dem Vf. componirten Lieder längst entschieden haben: so bleibt nur noch übrig, zu bemerken, dass das oben bey dem Titel angezeigte Heft von 62 Quartseiten einen Clavier-Auszug dieser Lieder enthält. — o. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Mailand, in der königl. Druckerey: *Mémorial horaire ou thermomètre d'emploi du tems servant à indiquer le nombre d'heures données par jour à chacune des divisions et subdivisions, I° de la vie intérieure et individuelle, considérée sous les rapports physique, moral et intellertuel; II° de la vie extérieure et sociale; pour l'année 18..* On tablettes destinées à procurer le moyen de recueillir en une minute et sur une seule ligne, pour chaque intervalle de vingt-quatre heures, tous les divers emplois et les principaux résultats de la vie pendant le même espace de tems; par *M. M. A. Julien*, auteur de l'essai sur l'emploi du temps. 1813. 88 S. 8.

Der jetzt in Mailand lebende Vf., bey uns vorzüglich bekannt durch feine Schrift: *Esprit de la méthode d'éducation de M. Pestalozzi* 1812, fchrieb fchon 1808 einen *Essai sur l'emploi du temps* und 1811 ein *Mémorial portatif universel et livret pratique d'emploi du temps*. Uns find diefe Schriften nicht zugekommen, wir können daher bey unferer Anzeige der obigen keine vergleichende Rückficht darauf nehmen.

Obiges *Mémorial horaire* beginnt mit einer Einleitung, welche gleich in den erften Zeilen den Zweck der Schrift ausfpricht. Diefer ift, fich ohne Schwierigkeit, ohne Verwirrung, ohne irgend eine Art von Arbeit, auf eine einfache, leichte und dennoch deutliche, analytifche und vollftändige Art eine Überficht der Zeitverwendung jeder 24 Stunden zu verfchaffen, und zwar fo, dafs die Refultate, fowohl für das Auge als für den Verftand, auf engem Raume hervorfpringen, und ein Urtheil über die Nützlichkeit des Lebens begründen. Die Haltung eines folchen *Horaire* wird den Geift auf beffere Schätzung, Verwendung und Anordnung der Augenblicke des Lebens hinrichten, er wird die Erfahrung von geftern für den heutigen Tag benutzen. Die Abficht des Vfs. bey diefem Buche war, den Blick des Menfchen auf fein Inneres, auf fein Selbft zu richten, ihn anzuleiten, fein Leben zu verlängern, gleichfam zu vervielfältigen; den Zuftand innerer Behaglichkeit bey ihm gewöhnlich, ihn felbft beffer, weifer, glücklicher zu machen. Denn, fagt er fehr wahr, *Raum und Zeit wird durch Ordnung erweitert.* Von allen Kanzeln, von allen Lehrftühlen, aus dem Munde der Philofophen und Moraliften ift von jeher die Koftbarkeit der Zeit verkündigt; der in der That liebenswürdige Vf. huldigt diefem wichtigen Thema praktifch durch Aufftellung feiner Schrift und poetifch in drey Motto-Zeilen:

L'emploi du tems peut seul faire valoir la vie;
C'est par l'activité qu'elle se multiplie:
L'art d'employer le tems n'est que l'art d'être heureux.

Die Hauptfache diefer Schrift mufste natürlich darin beftehen, denen, die Luft haben, die Verlängerung des Lebens auf eine Art zu betreiben, welche vor der diätetifchen Makrobiotik den grofsen Vorzug der mathematifchen Gewifsheit hat, eine Methode aufzuftellen, die ihnen alle mögliche Erleichterung der praktifchen Ausführung gewährte. Der Vf. hat diefs durch Tabellen zu leiften gefucht, in welchen, nach feinem Ausdruck, *toutes les parties de la vie humaine*, richtiger jede Verwendungsart der menfchlichen Lebenszeit, aufgeftellt feyen. Begreiflicher Weife beftimmt er ihren Gebrauch nur für gebildete Perfonen, nur für die gebildeteren Stände und für junge Leute derfelben, die den Trieb in fich fühlen, fich zu vervollkommnen. Es ift um fo mehr Pflicht, den Lefern diefer Blätter eine kurze, aber genaue Darftellung der Einrichtung zu geben, die der Vf. getroffen hat, da die Schrift in Deutfchland nur wenig verbreitet ift, und es dahin fteht, ob fie einen Überfetzer findet.

Der Vf. betrachtet das menfchliche Leben von 2 Seiten, nämlich: a) als *inneres* des Individuums (*vie intérieure et individuelle*), und zwar in Hinficht auf phyfifches, moralifches und intellectuelles Seyn — b) als *äufseres* und *gefellfchaftliches*. Jedem Monate ift eine Tabelle beftimmt. Jede enthält 9 von oben nach unten gehende *Hauptfpalten*. Diefe find gewidmet I *den Tagen des Monats und der Witterung*, II *dem phyfifchen*, III *dem moralifchen*, IV *dem intellectuellen*, V *dem gefellfchaftlichen Leben*; VI *dem blofs vegetativen*, wie es der Vf. kurz nennt; VII *der Summirung der Stunden*, VIII *zu allerley Notizen für das Gedächtnifs*, und IX *zu Zeichen, wodurch das Plus oder Minus der Zufriedenheit mit der Verwendung des Tags angegeben wird.* Diefe IX Hauptfpalten enthalten zufammen 19 Nebenfpalten, welche oben mit den Buchftaben A bis S bezeichnet find. Wir gehen zu diefen über nach den Hauptfpalten geordnet.

Hauptfpalte I. A. Datum und Wochentag. — B. Witterung und Temperatur, als einfliefsend auf die phyfifche und geiftige Stimmung des Menfchen. Diefe

Witterungs-Beschaffenheiten werden sehr vollständig durch Buchstaben bezeichnet, als *b. c. beau ciel*; *c. ciel couvert*; *n. nuageux* u. s. w.

Hauptspalte II. C. Schlaf, Niederlegen, Aufstehn, Anzug, Zeit, die wachend im Bette mit Lesen oder Denken zugebracht worden. — D. Mahlzeit nach Dauer angegeben, und bemerkt, ob man in seiner Familie, in der Stadt, allein, oder in Gesellschaft von Freunden oder Fremden gespeist hat. E. Hier wird die Zeit bemerkt, die man zur Körperbewegung, zum Spaziergehn, zum Bade, zu gymnastischen Übungen, zur Jagd etc. verwandt hat. *b* bedeutet *bain*, *p. promenade etc.*

Hauptspalte III, zerfallend in 3 Nebenspalten, welche die moralischen Beziehungen in sich fassen: F. Bemerkungen der Zeit, die man in religiösen Übungen jeder Art verlebt hat. — G. Häusliche und Familien Angelegenheiten; namentlich werden die Stunden bemerkt, die man im Hause mit Gattin, Kindern, Verwandten und Freunden verbracht hat. *Heureux celui*, ruft der Vf. aus, *qui verra grossir les chiffres dans cette colonne!* — H. Berechnung und Anordnung der Hauswirthschaft.

Hauptspalte IV, begreifend das intellectuelle Leben, und aufgestellt in 3 Nebenspalten, nämlich I. Pflichtmäfsige Arbeiten, Amtsgeschäfte; — J. Arbeiten eigener Wahl, freye Beschäftigungen; K. Lectüre. In allen 3 Spalten wird wie gewöhnlich die Zahl der gebrauchten Stunden angesetzt, und durch Zeichen oder Buchstaben zugleich die Art der Arbeit oder freyen Beschäftigung angegeben. Rec. ist es, als wenn hier noch eine Rubrik oder Spalte fehlte, wenigstens für jeden denkenden Kopf, nämlich die der Meditation über sein eigenes Ich, seine Lage und über Gegenstände des Denkens überhaupt, von denen man angezogen wird.

Hauptspalte V, betreffend das äufsere Leben, und überschrieben *vie sociale*, zerfällt in 4 Nebenspalten, nämlich L. Briefwechsel. Hier ist jedoch nur die Zeit für den Privat-Briefwechsel anzusetzen, indem der Amtliche unter I gehört — M. Reisen und kleine Ausflüge, wobey der Vf. nicht blofs die Zeit angesetzt wissen will, sondern auch den Nebengewinn als den gelegentlichen Schlaf, das Lesen und Denken. — N. Gesellschaft, Besuche, Spiele. Rec. wundert sich, dafs der Vf. hier blofs den Zeitaufwand ansetzen will; man lernt in Gesellschaft, man reizt sich zum Denken, man wechselt Ideen, man kömmt zu Resultaten, man gewinnt Menschenkenntnifs, kurz es giebt des interessanten Stoffs zum Notiren nicht selten in Menge. — O. Schauspiel, Tanz, Concerte, Feste. „*L'homme de plaisir et l'homme du monde doivent trouver aussi, dans notre tableau complet de la vie humaine et sociale, la colonne qui leur appartient plus specialement.*

Hauptspalte VI, fassend die Spalte P. Sie enthält das Unerträglichste des Lebens, das *far niente*, das Laufen und Rennen, das Gehen und Kommen, das Hinbringen der Zeit mit den kahlen Mitteln, die dem Zwecke vorangehn; gleichsam das Dinte-Kochen zum Werke selbst. Der Vf. weifs den Berechnern der Zeit hier zu helfen. Man kann in den obenangeführten Rubriken oder Spalten nicht jede Minute und Viertelstunde ausmitteln; es kommen Versehen vor, und wenn man alle angesetzten Zeitangaben am Ende des Tags zusammenrechnet: so findet sich ein Minus von Stunden, das man, nach seinem allerdings bequemen Rathe, in diese Rubrik bringen kann, indem man es jenem unwillkührlichen *far niente* in die Schuhe schiebt. *Les hommes sages aimeront à ne point laisser trop grossir la somme des heures portées dans cette colonne.*

Hauptspalte VII, bezeichnet mit Q, konnte füglich ganz wegbleiben, denn sie enthält nur die Summe der Tagestunden, folglich nichts als die Zahl 24 bey jedem Tage, und unten die Summe der Stunden des ganzen Monats.

Hauptspalte VIII, mit R bezeichnet, ist mit Fleifs etwas geräumiger gemacht als die übrigen. Sie soll dazu dienen, die denkwürdigsten Gegenstände, die der Tag darbrachte, zu nennen und dem Gedächtnisse aufzubehalten; sey es nun eine Stadt, ein Schlachtfeld, ein berühmter Mensch, oder eine merkwürdige Thatsache, ein gutes Buch u. s. w., mit dem man zusammentraf.

Hauptspalte IX, bezeichnet mit S, trägt in abgekürzten Zeichen das selbst gefällte Urtheil der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit der Verwendung des Tags.

Der Vf. geht S. 16 ff. zur Darstellung der Nützlichkeit eines solchen *Mém. horaire* über. Er beschränkt sich aber nicht auf dieses Thema, sondern spricht zuerst von dem Gebrauche desselben. Er will keine krittelnde Berechnung der Zeit, sondern ein freyeres Benehmen bey derselben, doch ein der Wahrheit gemäfses. Man werde das Eintragen in dieses Memorial eben so gewohnt, als das Aufziehen der Taschenuhr. Man könne es früh oder Abends thun, es erfodere nur Eine Minute. Nach einiger Zeit vergleicht man die Tage, die Monate mit einander, man übersieht die Resultate der Tage, Monate und Jahre. Selbst der flatterhafteste Mensch könne dem daraus fliefsenden Eindrucke nicht entgehn. Man finde Veranlassung, die Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft zu benutzen; man suche die Harmonie zwischen den obigen 4 Hauptverwendungen seines Lebens (dem physischen, moralischen, intellectuellen und gesellschaftlichen) zu erhalten, oder wieder herzustellen, wenn sie vernachläfsigt worden. Wir müssen hier das Meiste von dem übergehn, was der Vf. von der Nützlichkeit seines *Horaire* sagt, man kann leicht von selbst darauf kommen. Diefs möchte aber schwerlich der Fall mit dem seyn, was der Vf. *Multiplication* des Lebens nennt, und die er als *un resultat singulier et satisfaisant de la tenue habituelle de notre petit horaire* aufstellt. Wir müssen das Beyspiel des Vfs. kurz anführen, um diese *Multiplication* deutlich zu machen. Es betrifft die Verwendung und das Berechnen der Zeit für das *Horaire* während einer Reise. 21 Stunden sind im Wagen zugebracht, 1 bey der Mahlzeit im Wirthshause, 2 mit Schlaf, zusammen 24 St. Mit einer solchen Verwendung des Tags könne man nicht zufrieden seyn. Allein genauer betrachtet findet sich, dafs der Reisende 5 Stunden im Wa-

gen schlief, 3 Stunden las, 2 Stunden ein Gedicht oder etwas anders abfasste; hiedurch kommen zu jenen 21 Stunden im Wagen noch 10 St., und der Reisende hat so seinen Tag auf 34 St. gebracht; er hat ihn folglich um 10 Stunden vermehrt. Wollen wir anfangen so zu rechnen: so multiplicirt Niemand sein Leben mehr als der herumstreichende Bettler; er läuft täglich umher 12 Stunden als Reisender, und vollbringt so sein Hauptgeschäft, gleichsam sein Amt. Diese 12 St. multipliciren sich aber bis zum Bewundern für mehrere Spalten seines *Horaire*, wenn er eins hielte. Es werden daraus neue 12 St. als *exercices du corps*, allenfalls neue 12 St. als *travail libre et de choix*, 4 St. werden dabey *vie sociale* beym Umgehn und in der Schenke. Jetzt hat dieser Mensch schon 40 Stunden im *Horaire*, und schlafen kann er noch mehr als 8 St., kurz er bringt seinen Tag auf 48 St. Fragen möchte man, wie kann man eine Sache dieser Art, die sich auf willkührliche Berechnung stützt, ein *resultat singulier* nennen? und wie kann man sie gar als ein *resultat de la tenue de l'horaire* anführen? Hüte sich doch Jeder, dass diese oder jene Lieblingsidee nicht Herr über ihn werde; dieser gewöhnliche Unfall ist es, der die intellectuelle Welt mit Sonderbarkeiten — wir vermeiden die treffendere Benennung — überschwemmt.

Die Leser sind durch das Bisherige in den Stand gesetzt, über die Einrichtung und die Nutzbarkeit der ganzen Idee des Werkes selbst zu urtheilen. Indess ist dennoch ein Recensent verpflichtet, auch das seinige zu geben. Hier das unsrige in wenig Worten. Die Einrichtung dieses *Horaire* läst wenig zu wünschen übrig. Die Tabellen enthalten vollständig alle Haupt- und Neben-Rubriken, unter die sich die Stunden-Verwendung jedes Tages füglich bringen läst; alles ist zur schnellen Übersicht bequem und logisch richtig geordnet. Die Führung eines solchen Stundenbuchs ist daher in dieser Form leicht, und erfodert wenig Zeit. Man kann die Tafeln für ein ganzes Jahr in der Tasche bey sich tragen, ohne sie beschwerlich zu finden, denn sie füllen nur 26 Octav-Blätter. Zwey einander gegenüberstehende Blattseiten fassen jedesmal die Tabelle für einen halben Monat. Die Summirung der Stunden jeder Spalte findet am Fusse jeder Tabelle Platz, mit einem Blicke kann man am Ende des Monats die Verwendung der 720 oder 744 Stunden übersehn. Die letzte oder 13te Tabelle ist der Übersicht des ganzen Jahres gewidmet. Hier stehen links die 12 Monate, neben ihnen die Spalten B bis S zur Aufnahme der Summirungen jedes Monats. Am Fusse dieser Tabelle wird Alles summirt, und in einer einzigen Zeile, mit einem Blicke übersieht man hier, wie viele Stunden man im ganzen Jahre dem Körper, dem Amtsgeschäfte, dem gesellschaftlichen Leben u. s. w. gewidmet hat. Man kann in der That schwerlich eine passendere Anordnung auf so geringem Raume ausmitteln.

Was die Idee eines solchen Stundenbuchs selbst betrifft: so ist es nicht zu leugnen, dass der Mann nach der Uhr ein wenig verrufen ist. Er läst immer den Pedantismus wittern, und bietet dem Verlachen leicht Stoff dar. Allein mit Ernst betrachtet ist die edle Absicht des Vfs. schlechterdings nicht zu verkennen; der Zweck, den er erreichen lassen möchte, ist durchaus von allem Lächerlichen weit entfernt. Wenn auch der wackere Mann, dessen Herz für pflichtmässige Thätigkeit erwärmt ist, jede Zeitverschwendung verabscheuet, und die Eintheilung der Zeit ohne Tabellen zu beobachten versteht: so ist es ihm doch wohl angenehm, am Ende eines Zeitraums eine Übersicht zu haben, die mit so wenigem Zeitaufwande verknüpft ist, wie das Eintragen in diese Tafeln. Jungen Männern, die sich in ihren Geschäften und dem Gebrauche der Zeit noch nicht so recht festgesetzt haben, die durch Zerstreuungen aller Art noch zu leicht aus dem Sattel gehoben werden, und der erwachseneren, gebildeten Jugend, die sich gewöhnen muss, Ordnung in ihre Tage zu bringen, ist ein solches Regulativ ohne Zweifel sehr zu empfehlen. Will man etwas Nachtheiliges in der Haltung eines solchen Stundenbuchs suchen: so wird es nicht schwer seyn, es zu finden. Es wird leicht dem Besitzer als ein etwas lästiger Begleiter erscheinen. Sein Geist wird sich den ganzen Tag lang von Zeit zu Zeit auf diese Stundenberechnung richten, denn er muss oft überschlagen, wie viel Zeit er zu diesem und jenem Gegenstande gebraucht hat. Hiedurch wird nothwendig die Aufmerksamkeit, die er dem Geschäfte widmen sollte, auf Secunden und Minuten abgezogen. Ein allerdings lästiger Umstand nicht bloss bey ernsten Arbeiten, sondern selbst im Genusse des gesellschaftlichen Lebens. Es kann nämlich gar nicht fehlen, dass der wackere Rechnungsführer beym Notiren der Zeit in diesem Stundenbuche die Bemerkung macht, hier oder dort zu viel Zeit verbraucht zu haben. Diese mit Unzufriedenheit gemachte Entdeckung muss ihn, wenn anders aus einem solchen Memorial der ächte Nutzen entstehen soll, antreiben, sich künftig besser vorzusehen. Von jetzt an ist er auf dem Wege, ein ängstlicher Bewacher der Zeit zu werden; ein für die Stimmung des Geistes nachtheiliger Umstand. Indess hängt doch die Sache mehr von dem eigenthümlichen Charakter ab; *leicht* findet der Eine diese selbstgemachte Fessel, und bewegt sich leicht darin, *schwer* der Andere. Folglich läst sich nicht geradehin darüber aburtheilen.

Diese Ansicht der Sache hatte Rec. schon niedergeschrieben, ehe er S. 24 auf ähnliche Einwürfe stiess, die sich der Vf. selbst macht. Er strebt sie mit seinem eigenen Beyspiele zu widerlegen, und macht eine Schilderung seines Charakters. Wir geben ihm vollkommen Recht. Denn gerade ein solcher Charakter gehört dazu, um jede Ängstlichkeit aus der Haltung eines solchen Tagebuchs zu verbannen. Yn.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Richter: *Die Gutmannische Schule.* 2 Theile 1803 u. 1804 mit einem Kupf. VI und 936 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel: *Gutmann, der sächs. Kinderfreund*, ein Lesebuch für Bürger und Land-Schulen. 3ter u. 4ter Th. von M. *K. J. Thieme*, Rector zu Löbau. —

In dem Geiste der früheren Schriften des verewigten Vfs, der rastlos thätig in seiner Laufbahn für die Jugend

war, ist auch dieses Werk geschrieben. Fasslichkeit und Deutlichkeit des Vortrages sind die ersten Foderungen an solch eine Arbeit, denen eine schickliche und logische Anordnung, Einrichtung der einzelnen Theile des Unterrichts und Richtigkeit der Begriffe als gleichwichtig sich anschliessen. Leichtheit der Darstellung nimmt man hier selbst bey abstracten Materien wahr. — Was seine früheren Werke (Erste Nahrung u. s. w.; Gutmann der sächs. Kinderfreund) vorbereiteten, das soll das gegenwärtige ausführen. Der kenntnissbedürftigen Jugend sollte, nach der Hauptabsicht des Vfs. ein Kenntnissstoff mitgetheilt werden, wodurch der Verstand des Lehrlings erst zur Selbstthätigkeit gereizt und die Entwicklung und Bildung der Begriffe befördert werden sollte. Es kommt hier Alles auf *Selbstbilden* des Urtheils an. *Das Ganze der Körper- und Menschen-Welt* sollte dargelegt und zergliedert werden, und sodann wollte er von den *ersten Anlagen* ausgehen, wie diese, unserer Vorstellung nach, aus des Schöpfers Hand gekommen sind. Auf diese Art sucht er die Vorstellung von der Succession zu befördern, in welcher sich uns jene erste Anlage, die gegenwärtig vorliegende Form der Körper- und Menschen-Welt, entwickelt hat. — Bey der trefflichen Methode ist hier alles für das reifer gewordene Fassungsvermögen in einem ernsten Tone dargestellt. — Hr. *J. G. Gruber*, in Leipzig, durch die bey Hartknoch erschienene *pragmatische Anthropologie für die Jugend* (1803) bereits bekannt, hat in dem gegenwärtigen Werke hin und wieder einen Ausdruck abgekürzt und eine andere Anordnung und Stellung der Materien gewählt; auch manche erläuternde Anmerkung unter den Text gesetzt. In dem *ersten* Theil findet man Alles, was die Natur für die Welt that, und der *zweyte* enthält dasjenige, was Willkühr und Freyheit der Menschen aus den Naturerzeugnissen machen: Technologie, Einrichtung des Menschenlebens durch bürgerliche- und Staats-Verhältnisse, und endlich Grundlinien der Moral und Religon. Kurz, diese zwey letzten Bände des *Gutmann* enthalten einen vollständigen Commentar zu den ersteren. Die Bruchstücke von der pragmatischen Weltgeschichte, welche der Vf. in seinen Kreis ziehen wollte, finden sich hier, eignen sich aber mehr für Kenner. — Sehr rathsam wird es seyn, hauptsächlich das in dem ersten Theile Enthaltene nach den kantischen Ansichten derselben Gegenstände zu vergleichen. Im ersten Abschnitt, der die *unorganische Natur* (oder eigentlich Körper, die keine organische Structur haben) darstellt, wird unter andern S. 12—18 der Begriff von der Welt, Materie und Körperwelt berichtigt und geordnet. Ihm ist die Welt der Inbegriff dessen, was da ist, was nur immer dem Menschen erkennbar ist. Drey Theile einer und derselben Welt, nämlich Körper-, Geister- und Menschen-Welt, werden aufgestellt. — S. 31 heisst es: „Es ist nicht ausgemacht, dass die *Sonne* aus Feuermaterie bestehe.“ — Richtig; sie ist nicht selbst ein Feuer, sie hat sich bloss die Lichtmaterie um ihren Ball wie eine Atmosphäre angehäuft. — Wenn S. 32 gesagt wird: „Das Licht, in dem wir die *Planeten* erblicken, ist ihnen von einer Sonne mitgetheilt worden:“ — so sollte es vielmehr so heissen: Die Planeten werfen nur das Licht zurück, das von der Sonne geborgt ist. — S. 45 steht: „Die Sonne bewegt sich eben so, wie die Erde, um eine Axe radförmig, und zu einer solchen Umdrehung braucht sie etwas mehr als 25 Tage.“ Diess sollte bestimmter so abgeändert werden: Die Sonne drehet sich in Absicht auf uns in 27 Tagen um ihre Axe; ihre Axbewegung aber vollendet sie in 25 Tagen 12 Stunden. Wir sehen nur ihren obern Theil, welcher vom Morgen gegen Abend fortschwimmt. — S. 47, 48. „Nach der genauesten Ausmessung ist der Erdkörper keine vollkommene Kugel, sondern unter beiden Polen ein wenig eingedrückt.“ — Richtiger sollte es so heissen: Die Figur der Erde ist kein durch Umdrehung entstandenes Ellipsoid, sondern ein Sphäroid (eine längliche Kugel). S. 48. „*Mars* braucht 24 Stunden (eigentlich 24 St. 40 Minuten) zu der Umdrehung um seine Axe.“ S. 52. „Der Umlauf der *Venus* dauert 224 Tage“ (eigentlich 224 T. und 17 Stunden). — „Der Umlauf der Erde 365 T., 5 Stunden 48 Minuten“ (eigentlich 6 Stunden 9 Minut. 6 Secunden). S. 53. „Der Umlauf des *Mars* 1 Jahr 312 Tage“ (überhaupt 687 Tage). — „Des Saturns 29½“ (eigentlich fast 29½ Jahr). S. 56. „Wir bemerken selbst in dem erleuchteten Theile des Mondes dunkle Flecken, daher manche Leute in der Mondscheibe bald ein Menschengesicht, bald einen Baum, bald noch andere Gestalten zu sehen geglaubt haben.“ — Bestimmter setze man: Die Oberfläche des Mondes ist sehr gebirgig; aber die Berge sind kreuzförmig in abgesonderten grösseren und kleineren Haufen gestellt. Innerhalb vieler dieser Bergkränze ist ein Hügel befindlich, in einigen zwey oder mehrere, so dass sie das Ansehen eingestürzter kegelförmiger Berge haben, von welchen der Fuss stehen geblieben ist, und in deren Mitte durch Auswürfe sind jene Hügel gebildet worden. — S. 72. „Die Zahl der Kometen, welche man angiebt, ist an 400.“ — Statt dessen nimmt man lieber die Anzahl der Kometen sehr gross an. Vielleicht ihrer einige Tausend. — Der *zweyte* Abschnitt enthält die *organische* Natur, Production, Geschichte des Pflanzen-, Thier- und animalischen Menschenlebens. Sehr musterhaft. — Im *zweyten Theile* kann Rec. dem Vf. doch darin nicht beypflichten, dass er die *Pharmacie* eine Wissenschaft nennt; sie ist ja eine systematische Kunst. S. 21 daselbst steht *Gesichtsminen*; dafür besser: Gesichtszüge. S. 23 sollten die *schönen* Künste von den *mechanischen* unterschieden werden; aber bestimmt so: *Mechanische* Künste ordnen gewisse Materien der Natur regelmäsig zusammen, oder sie bringen eine Reihe von Handlungen hervor, in der Absicht, irgend einen Nutzen zu bewirken. Alle *schönen* Künste wirken auf das Gesicht, Gehör und den innern Sinn (die Einbildungskraft). S. 31 ist der Ausdruck *natürliche Talente* pleonastisch; also besser: *Naturgaben*. — Man sagt auch nicht *schöne*, sondern richtiger: *gefällige* Aussprache. S. 118 statt *Industrie-Anstalten* setze man *Arbeitsschulen*. S. 125 muss statt *Correctionshäuser* stehen: Verbesserungshäuser. S. 177 müssen die Namen *Tomback* und *Pinschback* in *Dombac* und *Binspeck* verwandelt werden. S. 209 statt *Bänke*, Banken (Geldbanken). S. 246 ist statt *loxodromischen*, durch einen Druckfehler *laxodronischen* Tabellen gesetzt.

V—g—.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 4.

NATURGESCHICHTE.

Erlangen, b. Palm: *Die Umgebungen von Muggendorf.* Ein Taschenbuch für Freunde der Natur und Alterthumskunde von D. *Georg August Goldfuss.* Mit 6 Kupfern und einer Charte. 1810. 351 S. in Taschen-Formate. (1 Rthlr. 15 Ggr.)

Wenn schon die Darstellung eines vergleichungsweise unbedeutenderen Theils unserer Erdoberfläche, sofern sie nur jede Besonderheit ergreifend, ein allgemeines Bild des Bodens und seiner vegetativen und animalischen Bewohner liefert, dem Freunde der Länder- und Völker-Kunde eine angenehme Lectüre gewährt: — um so mehr wird eine so interessante Gegend, wie die von Muggendorf, auf eine solche Weise dargestellt, wie es im obigen Taschenbuche der Fall ist, unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme erregen. Herr D. *G.* hat hier eine, wegen der in ihren unterirdischen Höhlen gefundenen fossilen Knochen bis jetzt fast nur den Zoologen wichtige Gegend, dem grösseren Publicum auf eine Weise bekannt zu machen gestrebt, die ihm gewiss jeder Reisende, der in naturhistorischer Hinsicht, oder allein um des Genusses einer äusserst romantischen Umgebung willen, diese Thäler besucht, herzlich danken wird. Rec. wenigstens musste bey jeder schönen Stelle, die er mit dem kleinen Buche in der Hand aufgefunden hatte, dankbar des Vf. gedenken. Abgesehen von dieser Rücksicht aber, liefert uns das Buch auch an und für sich selbst eine mit Liebe und Einsicht verfasste, wirklich organisch vollendete Darstellung einer in vieler Hinsicht merkwürdigen Gegend, und es sey uns erlaubt, hier einen flüchtigen Umriss desjenigen zu geben, was der Vf. geleistet hat.

I. *Der Spaziergang.* Nach einem kurzen, muthigen Aufruf in Hexametern, führt uns der Vf. in diesem Abschnitte an alle merkwürdigen und schönen Stellen der Landschaft, und der von den Bergen eingeschlossenen Höhlen. Von dem gewählten Standpuncte, dem Marktflecken Muggendorf aus, zu dem er am Ende jedes einzelnen Spazierganges zurückkehrt, lehrt er uns alle Wege kennen, die zu den gesuchten Puncten führen, und erleichtert dadurch dem Fremden sowohl das Auffinden, als auch das Überschauen dessen, was auf seinem Wege liegen könnte. Zu noch bequemerer Übersicht ist eine ungefähre Zeiteintheilung beygefügt, wie Reisende, die sich nur wenige Tage aufhalten, das Merkwürdigere der Gegend sehen können, und diejenigen Puncte, die ein besonderes Interesse für den Natur- und Alterthums-Forscher, den Landschaftszeichner u. s. w. haben, sind zugleich mit Genauigkeit angegeben. — Wir enthalten uns hier aller Schilderungen der grossen Mannichfaltigkeit von Naturschönheiten, die in dem kleinen Raume von wenigen Stunden zusammengedrängt sind, und verweisen hierüber unmittelbar an das Buch, oder lieber noch an die Natur selbst, zu welcher uns das Buch zu führen bestimmt ist. Nur soviel wollen wir bemerken, dass zu der grossen Anzahl schon bekannter Höhlen, die sich auf 24 beläuft, von grösserem und geringerem Umfange, der Vf. selbst noch eine entdeckt und, oft nicht ohne Gefahr, durchsucht hat, deren bedeutendste an Umfang und Schönheit er nach dem, um die Bekanntmachung der Merkwürdigkeiten dasiger Gegend so sehr verdienten *Esper*, die Espershöhle genannt, und auf dem Titelblatte abgebildet hat. —

Zur Aufsicht über die muggendorfer Höhlen und zur grösseren Bequemlichkeit der Reisenden, ist von der Landesregierung ein Inspector angestellt, der mehrere derselben theils selbst entdeckte, theils wenigstens zuerst mit befahren hat, und dessen Leitung an den öfters sehr gefährlichen Stellen sich Jeder ohne Besorgniss überlassen kann. Sein Geschäft war es auch bisher, die Nachgrabung in der Zoolithenhöhle nach fossilen Knochen fortzusetzen, und an ihn kann sich Jeder wenden, der kleine Sammlungen von merkwürdigen hier einheimischen Pflanzen oder Versteinerungen, die man allenthalben auf den Feldern findet, — oder auch einzelne seltene Thiere hiesiger Gegend zu besitzen wünscht. — Den Beschluss dieses Abschnittes macht eine vollständige Literatur über diese Gegend.

Im folgenden Abschnitte: *Bildung des Gebirges*, sucht der Vf. nach einer allgemeinen Darstellung der wahrscheinlichen Bildung unserer Erdoberfläche, und des Fichtelgebirgs insbesondere, die Entstehung der Höhlen des an dasselbe angelegten Kalkgebirgs zu erklären, und nachdem er in dem III Abschnitte *die Flora* des Landes abgehandelt, auf die wir zurückkommen werden, bemüht er sich in dem folgenden IV, die *Fauna*, die wahrscheinlichen Ursachen aufzufinden, durch welche die theils 15 Fuss mächtigen Lager fossiler Thierknochen in ei-

nige jener Höhlen gekommen seyn mögen. — Die Vermuthung des Vfs., die auch die *Espers* und *Leibnizens* ist, dass die uns zum Theil unbekannten Thiere der Vorwelt, denen diese Knochen-Conglomerate zugehörten, wahrscheinlich auf den Höhen des Fichtelgebirgs gewohnt, und durch ein, vielleicht aus Böhmen durchbrechendes Binnenwasser fortgerissen, in den Strudel eines Abgrundes versenkt worden seyen, welches mit derselben Strömung zusammenfallen dürfte, die das Gebirge der dortigen Gegend zerrissen, und die Thäler, wie Furchen, in die hohe Ebene gezogen, — diese Vermuthung stimmt zu sehr mit dem schneckenförmig gewundenen, inneren Bau der geilenreuther und der Mokas-Höhle, und mit der Art, wie die Knochen zerstreut und unzusammenhängend gefunden werden, überein, als dass man der Meinung *Rosenmüllers* und *Cuviers* Beyfall geben könnte, die jene Höhlen als die Wohnungen der Thiere angesehen wissen wollen; obwohl obige Hypothese auch noch manche Zweifel übrig läfst. Zwey Drittheile aller vorhandenen Osteolithen gehören dem grofsen Höhlenbären an, der neuerdings durch *Blumenbach* und *Cuvier* in zwey verschiedene Arten getrennt worden ist; und der Vf. giebt nach *Cuvier* eine vollständige Auseinandersetzung derselben. — Zu der ersten Art, *Ursus spelaeus Rosenmüller*, zu welcher in dem Taschenbuche die Abbildung eines vollständigen Schädels geliefert ist, gehören die Abbildungen von *Peterson*, *Hain*, *Hunter*, *Köcher*, *Esper* Tab. I, *Rosenmüller* in seinen kleinen Schriften und in seinem grofsen Werke Tab. I, und *Cuvier* Tab. 18. fig. 1, Tab. 19. f. 3, Tab. 20. f. 1 und 2. — Köpfe der zweyten Species, *Ursus arctoideus*, sind in *Rosenmüllers* grofsem Werke, Tab. 2 und 3, nebst der Titelvignete, und bey *Cuvier* Tab. 20. f. 3 und 4 abgebildet. Aus *Espers* Werk scheint tab. 2. f. 2 hieher gezogen werden zu müssen. Das letzte Drittheil der gefundenen Knochen gehört theils dem Höhlenlöwen, *Felis spelaea*, von welchem jedoch nur selten gut erhaltene Schädel ausgegraben werden, und über den wir, nach dem Vf., von Hn. Prof. *Rosenmüller* eine vollständige Monographie zu erwarten haben, theils einigen anderen Thieren aus dem Hundegeschlecht. Auch den halben Unterkiefer einer *Viverra* glaubt Hr. D. *Goldfuss* gefunden zu haben. In dem Taschenbuche sind sowohl mehrere fossile Schädel, z. B. der eines Löwen, einer Hyäne, und eines dem Wolf ähnlichen Thiers, abgebildet, beschrieben und ihre Dimensionen angegeben, als auch die dahin gehörigen Notizen über die Verbreitung dieser Thiere gesammelt, und die schon vorhandenen Abbildungen sorgfältig angegeben. — Aus der *Fauna der Gegenwart* heben wir blofs den *Siebenschläfer*, *Myoxus*, *Glis* und *Papilio Apollo* aus, eine reichere Ausbeute aber, vorzüglich an *Tetradynamisten*, liefert uns die an interessanten und zum Theil seltenen Pflanzen so reiche Gegend. — Wir finden sie hier in die natürlichen Familien gruppirt, und heben nur folgende aus: *Ribes alpinum*, *Convallaria verticillata*, *Cypripedium calceolus*, *Globularia vulgaris*, *Primula farinosa*, *Aconitum Cammarum*, *Draba aizoides*, die nebst dem schönen *Alyssum saxatile* (auf Tab. III von Sturm vortrefflich abgebildet) hier alte Felsen überkleidet. Der Vf. setzt mit viel Genauigkeit aus einander, dass dieses *Alyssum* nicht *Alyssum gemonense* sey, wofür es von *Roth* und *Hofmann* angenommen wurde, sondern das wahre *Alyssum saxatile Lin.*, wozu ihm Exemplare aus *Schrebers Herbarium* den Beweis an die Hand gaben. *Dentaria bulbifera*, *Arabis crantziana*, *alpina*, *bellidifolia*, *Erysimum odoratum*, *Lunaria rediviva* und *annua*. — *Seseli annuum*, *Lactuca perennis*, *Buphthalmum salicifolium*, *Apargia incana*, *Gnaphalium stoechas*, *Festuca pallens Host*, *Carex clandestina*, *Saxifraga palmata*. Aus dem Verzeichnisse der *Kryptogamen*, zu welchen leicht noch bedeutende Zusätze zu liefern wären, heben wir nur *Asplenium viride* und *Polypodium aculeatum* aus. —

In dem V Abschnitte, *der Mensch*, finden wir die Geschichte des Landes bis auf die ersten uns bekannten Bewohner desselben, die Wenden, zurück geführt. Merkwürdige Spuren ihres Gottesdienstes in den Höhlen, mehr aber noch die von dem Vf. entdeckten Grabhügel, lassen vielleicht noch manche lehrreiche Entdeckung zu. — Die innere Beschaffenheit eines solchen Begräbnisses, welches der Vf. öffnen lassen, so wie auch die darin gefundenen Bruchstücke von Urnen und dergleichen, sind, nebst mehreren anderen in dortiger Gegend gefundenen Alterthümern, auf der VI Kupfertafel abgebildet. — Die häufigen, mehr oder weniger verfallenen Burgen und Schlösser geben dem Vf. Veranlassung, auch über den Zustand des Landes im Mittelalter manches Interessante zu sagen; und nachdem er die Geschichte bis in die neueste Zeit heraufgeführt, macht er den Beschlufs mit einer Schilderung der Sitten und Lebensart der Landesbewohner. Aufser den schon erwähnten Kupfern ist noch das Schlofs Rabenstein und auf dem Umschlage die Burg Neidek am Bret und der schöne Wasserfall hinter dem Schlosse Streitberg abgebildet. Die beygefügte topographische Charte giebt in dem Umkreise von etwas mehr als einer Quadratmeile alle merkwürdigen Orte und die dahin führenden Wege mit Genauigkeit an. — Auch die Verlagshandlung hat ihrer Seits nichts gespart, was zur äufseren Eleganz des Werkchens beytragen konnte.

* * a.

GENEVE, b. Paschou (in Leipzig zu haben b. Reclam): *Mémoires sur la respiration* par *Lazare Spallanzani*, traduits en François d'après son manuscrit inédit par *Jean Senebier*, membre de diverses Académies et Sociétés savantes. An XI. 373 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Ohne die Bemühung des verdienstvollen *Senebier* würde sich die Bekanntmachung dieser wichtigen Abhandlungen noch lange verzögert haben. Sie sind nur der Anfang eines grofsen Werks, welches *Spallanzani* über das Athemholen der Thiere auszuarbeiten gedachte, wie der Leser aus dem langen Briefe abnehmen wird, den der Professor von Pavia an Hn. *Senebier* schrieb, und der hier abgedruckt ist. *Spallanzani* hatte

den grösten Theil der Versuche schon gemacht, welche nothwendig waren, um seinen umfassenden Plan auszuführen, als ihn der Tod überraschte. Hr. *Senebier* äusserte der Familie *Spallanzani's* den Wunsch, alle Tagebücher der Versuche, Beobachtungen und Gedanken des grossen Naturforschers einem unterrichteten Physiker mitzutheilen, damit durch Bekanntmachung der wichtigsten, darin niedergelegten Thatsachen die Neugierde derer befriedigt würde, welche eine treue Beobachtung der Natur über alles schätzen. In dem Augenblick der Bekanntmachung dieses Werk erhält der Herausgeber die Nachricht aus Italien, dass man ihm alle diese kostbaren Mscpte überschicken werde, und Hr. *Senebier* verspricht sie gleich nach deren Empfang in Ordnung zu setzen, und sobald als möglich bekannt zu machen.

Hr. *S.* schickt eine kurze Lebensbeschreibung *Spallanzani's* und einen Abriss seiner Schriften voraus, in der Hoffnung, dass diess allen denen, welche an diesem grossen Naturforscher und der Naturgeschichte Antheil nehmen, angenehm seyn möchte. *Spallanzani* wurde den 10 Januar 1729 zu Scandiano, 7 italiänische Meilen von Reggio, geboren. Sein Vater war Rechtsgelehrter. Im 15 Jahre begab er sich zu den Jesuiten nach Modena, und bald nachher nach Bologna, wo ihn seine Verwandtin, *Laura Bassi*, diese durch Genie, Beredsamkeit und Kenntnisse in der Physik und Mathematik so berühmte Frau und eine der ersten Professoren Italiens damaliger Zeit, das Studium der Natur und der Philosophie zum Lieblingsfach machte. Allein er fühlte sehr bald, wie alle grossen Männer, dass das Studium der Alten und der schönen Wissenschaften unentbehrlich sey, um sich jene Deutlichkeit der Gedanken, jene Bestimmtheit des Ausdrucks und jene Bündigkeit der Gedankenfolge zu erwerben, ohne welche die besten Ideen unfruchtbar werden. Im J. 1754 wurde er zu Reggio Professor der Logik, der Mathematik und der griechischen Sprache. Seine Musse widmete er der Beobachtung der Natur. Seine Entdeckung über die Infusionsthierchen erregten die Aufmerksamkeit *Hallers* und *Bonnets*. Im J. 1760 wurde er nach Modena berufen. Während seines Aufenthalts hier machte er drey Briefe an *Algarotti* über dessen italiänische Übersetzung des Homer, eine Reisebeschreibung durch die Appenninen, seinen Versuch mikroskopischer Beobachtungen, das System *Needhams* und *Büffons* betreffend, und *de lapidibus ab aqua resilientibus* bekannt. Im J. 1768 erweckte er durch seine Entdeckungen über die Praexistenz der Frösche in den Eyern vor deren Befruchtung, durch die Reproduction der Köpfe bey den Schnecken, der Füsse bey den Kröten, der Füsse, der Schwänze und der Kinnbacken bey den Salamandern, wenn man diese Theile weggeschnitten hat, grosses Erstaunen. Ehe *Spallanzani* nach Pavia als Professor der Naturgeschichte ging, machte er noch eine kleine Schrift *über die Wirkung des Herzens auf die Blutgefässe* bekannt, wovon die 2te Ausgabe 1775 mit drey neuen Abhandlungen vermehrt erschien. Zu Pavia wählte er zum Handbuch seiner Vorlesungen *Charles Bonnet Contemplation de la nature*, welches Werk er selbst übersetzte. *Spallanzani* hielt es für einen Ruhm, sich als Schüler *Bonnets* zu zeigen, er studirte beständig die Werke dieses grossen Mannes, und berathete ihn in Allem, was er unternahm. Im J. 1776 gab er die beiden ersten Theile seiner *Opuscoli di fisica animale e' vegetabile*, und bald, nachdem er 1779 seinen Freunden in Genf einen Besuch abgestattet hatte, die zwey Theile seiner *Dissertazioni di fisica animale e' vegetale* heraus. In diesem Werke legt er über zwey der dunkelsten Erscheinungen der Natur, nämlich über die Verdauung und Zeugung, die wichtigsten Entdeckungen beweisend dar. *Seraphino Volta* leugnete öffentlich, dass *Spallanzani* alle in jenem Werk angeführten Versuche gemacht hätte, worauf letzter siegend antwortete. Das berühmte naturhistorische Cabinet von Pavia verdankt *Spallanzani* seinen Anfang und Reichthum, den er auf seinen Reisen von 1781 — 83 vermehrte. In den *Opuscoli scelti di Milano*, T. II und IV, stehen einige Briefe von unserem Naturforscher über die Gleichheit des elektrischen Flufdums mit demjenigen, welches in dem Zitteraal wirkt, über die Ursache des nächtlichen Leuchtens des Meeres, über mehrere Zoophyten und neue Röhrenthiere. Im J. 1786 reiste *Spallanzani* nach Constantinopel, und kehrte nach einem Aufenthalt von 11 Monaten über Buchareft und Wien wieder zurück. Einige Bruchstücke dieser Reise stehen in T. III der *Memorie della società italiana*. Bald nach seiner Zurückkunft bereiste er alle vulcanischen Gegenden Italiens, Siciliens und der liparischen Inseln, und trotzte aus Liebe zur Naturwissenschaft in einem Alter von 60 Jahren allen Gefahren. Seine merkwürdigen Beobachtungen finden sich in den *Voyages dans les deux Siciles*. — Als Anhänger der neuen Chemie widerlegte er *Göttling* in seiner *Chemico esame degli esperimenti del Signor Göttling, professore à Jena*. Im J. 1791 machte er einige Briefe an Fortis über den *Wassersucher Pennet* und zwischen ihm und *Thouvenel* über denselben Gegenstand, einen Brief über die Vermuthung eines *neuen Sinnes bey den Fledermäusen* bekannt, und beschloss seine schriftstellerische Laufbahn 1794 mit einem Briefe uber *einige in Toscana im Monat Juny desselben Jahres aus der Luft herabgefallene Steine*. — *Spallanzani* starb am 3 Febr. 1799 nach einer sehr kurzen Krankheit. Alle hier angeführten Schriften enthalten nicht den ganzen Umfang seiner Untersuchungen. Die ungeheure Arbeit über das Athemholen war fast vollendet. Er hinterliess eine zahlreiche Sammlung neuer Versuche und Beobachtungen über die Reproduction bey den Thieren, über die Schwämme und tausend andere wichtige Erscheinungen; seine Reisebeschreibung nach Constantinopel und durch die Schweiz war beynahe geendigt, und er besass eine Menge Materialien zu einer neuen Geschichte des Meeres.

Brief Spallanzani's an Senebier, seine Arbeit über das Athemholen der Thiere betreffend. — Introduction. *Spallanzani* zeigt hierin den Weg, welchen er zur Erforschung der Erscheinungen des Athemholens bey den Thieren eingeschlagen hat, und geht im Allgemeinen die Versuche durch, welche er an den Würmern, Insecten, Fischen, Amphibien, Schaalthieren, Vögeln, Eyer legenden und lebendige Junge gebährenden vierfüssigen und an den während des Winters im Todtenschlafe liegenden Thieren anstellte. Um zu sicheren Resultaten über die

Erscheinungen bey den lebenden Thieren zu gelangen, begann er seine Versuche mit todten und in Fäulniss übergehenden Thieren, und dieser anscheinend so umgekehrte Weg führte den grossen Beobachter auf die wichtigsten Wahrnehmungen. *Premier Mémoire.* Der Vf. begann in dem harten Winter von 1794—95 seine Versuche mit der *Schnecke* (*Helix nemoralis*). Sie kriecht bey Annäherung des Winters nie tiefer in die Erde als 1—4 Zoll. Diejenigen, welche *Spallanzani* im Februar aus der 8 Zoll tief gefrorenen Erde heraussuchte, waren alle, die kleinen selbst bis in ihre Mitte gefroren, und lebten bey einer milden Wärme wieder auf. Bey allen Versuchen bediente sich der Vf. des Eudiometers von *Giobert*. Eine Schnecke in 7 Cubikzoll gemeiner Luft hatte während 6 Tagen alles Gaz oxygen bis auf $\frac{1}{3}$ absorbirt, und es fanden sich in dem Eudiometer 11 Grad kohlengesäuertes Gaz. Eine Menge Versuche zeigten, dass die Schnecken, so wie alle in Winter schlafenden Thiere, wenn sie in einer gewissen Menge Luft eingeschlossen werden, bey einer sanfteren Temperatur viel schneller sterben als bey einer kältern, und auch im ersteren Falle das Gaz oxygen viel schneller absorbirt wird als im zweyten Fall. — Wenn der Thermometer auf den Gefrierpunct fiel, erstarrten die Schnecken, bey 2° unter demselben wurden sie durch den Frost getödtet; während ihres lethargischen Zustandes bleibt die Luft unverändert, bey einer Temperatur von 8 $\frac{1}{2}$° verschwanden die 0,20 Theile des Gaz oxygen in einigen Stunden. — Todte und in Fäulniss übergehende Schnecken absorbiren ebenfalls das Gaz oxygen, nur in geringerer Menge als lebende. Diese neue Beobachtung führte den Vf. auf eine Reihe von Versuchen, woraus sich ergab, *dass* die Schneckenhäuser, von der Schnecke gänzlich getrennt, sowohl wenn sie frisch als wenn sie ziemlich alt sind, das Gaz oxygen absorbiren, obgleich in geringerer Menge als die lebenden oder todten Schnecken; *dass* diese Schneckenschaalen nur so lange, als sie ihre Organisation behalten, das Gaz oxygen einsaugen. Cap. II. *Helix Lusitanica. Helix Itala. Limax agrestis ater, albus, flavus, maximus Linn.* Aus einer langen Reihe von Versuchen ergiebt sich, dass die erste hier genannte Art von Schnecken keine wahren Respirations-Organe hat, dass sie während des Winters durch ihren Schlussdeckel von aller Verbindung mit der äusseren Luft geschieden sind, — dass alle diese genannten und viele andere Schneckenarten sowohl lebend als todt das Gaz oxygen absorbiren, — dass eben so, wie die Schneckenhäuser, auch die Eyer der Vögel und deren Schaalen das Oxygen verschlucken, — dass die Schnecken, mit und ohne Schaalen, während der Zersetzung des Gaz oxygen so viel Wärmestoff entwickeln, dass es durch den Thermometer beobachtet werden kann u. s. w.

Mémoire II. Helix vivipara. Es schien dem grossen Naturforscher wichtig, die Erscheinungen der Wasserschnecken in Betreff der Absorption des Gaz oxygen zu beobachten. Bey dieser Gelegenheit bot sich die Veranlassung dar, ganz neue und äusserst feine Wahrnehmungen über die Foetus und den strengsten hermaphroditen Zustand dieser Schneckenart zu machen. Der Vf. sah, dass diese Art keine Werkzeuge zum Athemholen haben, dass sie lebendig und todt mittelst der Haut im Wasser das Oxygen einsaugen, und dass diess gleichfalls mit ihren Schaalen der Fall ist. Cap. II. *Mytilus anatinus* und *cygneus Linn.* Diese Muscheln saugen aus dem Wasser das Oxygen ein, und sterben, wenn sie dessen beraubt sind; in Luft eingeschlossen, verschlucken sie alles darin befindliche Oxygen, ohne das Gaz azote zu verändern; dasselbe geschieht, wenn sie todt sind. Dieselben Erscheinungen zeigen sich in drey Austernarten (*ostrea edulis et Jacobea* und *mytilus edulis*).

Mémoire III. Reflexions et expériences nouvelles sur les crustacées examinés jusqu'à présent, et sur quelques autres animaux d'ordres différents. In dieser Abhandlung theilt der berühmte Vf. noch viele sinnreich erdachte Versuche mit. So wie die Schnecken alles Oxygen, welches in der sie umgebenden Luft sich befindet, eingesaugt haben: so hört Bewegung der Lunge, des Herzens und des Umlaufs auf, und beginnt nur wieder, wenn neue Luft mit Oxygen hinzugelassen wird. Im Gaz azote hörte nach 11 Minuten die Thätigkeit aller dieser Organe auf, ohne dass die Schnecken starben. *Spallanzani* sucht den Grund zu erklären, warum die Schnecken den ganzen Winter das Einsaugen des Oxygens entbehren können, ohne zu sterben. — Der Winterschlaf der *Murmelthiere* hat viel Ähnliches mit dem lethargischen Zustand der Schaalthiere. Die Murmelthiere athmen alsdann nicht, sie sind kalt, das Maul ist ganz fest geschlossen, und sie geben durchaus nicht das mindeste Lebenszeichen. Ein unter eine Glassglocke gelegtes Murmelthier bey einer Kälte von 12° veränderte die Luft nicht im Mindesten; in kohlensaure Luft gelegt bey 12 $\frac{1}{2}$ Grad Kälte blieb es 4 Stunden (während eine Ratte fast in demselben Augenblick starb), und gab bey der Temperatur von Zero geringe Lebenszeichen; noch einmal in kohlensaure Luft bey Temperatur von Zero gelegt, hörte das geringe Athemholen auf, und der Körper, der vorher wie ein Bogen gekrümmt war, dehnte sich ganz gerade aus, und diessmal war es todt. — Die thierische Fiber, sowohl der lebendigen als todten Thiere, selbst in ihrer Fäulniss, absorbirt das Oxygen, und diese Eigenschaft fand *Spallanzani* nicht bloss in der Fiber der Schnecken, sondern auch der Insecten, Fische, eyerlegenden vierfüssigen Thiere, Schlangen, Vögel, lebendig gebährenden vierfüssigen Thiere und des Menschen. — Der Vf. hält das Oxygen für die reizende Kraft des Herzens, für einen nothwendigen Theil der Muskelfaser und für den Grund der rothen Farbe des Bluts. Das letztere sucht er durch mehrere Versuche an den Hühnchen der Eyer, welche bebrütet werden, und den jungen Fröschen zu zeigen. -- Die Infusionsthierchen sterben, wenn man ihnen die Luft entzieht; dasselbe ist dem Vf. von den Zoophyten der Meere sehr wahrscheinlich.

Diese drey Abhandlungen sind so reichhaltig an Beobachtungen über die thierische Physiologie, dass es nicht möglich ist, einen genügenden Auszug davon zu geben. Die strenge logische Methode des grossen Naturforschers verbannt jede Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit, und jeder Gedanke ist bedeutend. Desswegen sind diese Abhandlungen zugleich ein Muster für jeden Forscher der Natur. ☐

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ARCHITEKTONIK.

Gotha, b. Becker: *Arbeiten der Brücken- und Wege-Bau-Ingenieurs seit 1800; oder Übersicht der neuen Baue, die unter der Regierung Napoleons I an Strassen, Brücken und Canälen gemacht, und der Arbeiten, die für die Flussschiffahrt, die Austrocknungen, die Handelshäfen u. s. w. unternommen worden sind*, von Hn. Courtin, General-Secretair der General-Direction der Brücken und Wege. A. d. Franz. übersetzt. 1813. 335 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Titel zeigt den Inhalt des Werks an, das schon deshalb für die deutschen Leser interessant ist, weil es von den grossen, neuerdings in Frankreich unternommenen Bauwerken und von den auf sie verwandten sehr bedeutenden Summen eine detaillirte Nachricht giebt.

Nach einer allgemeinen Übersicht der früheren Baue, und der Lage Frankreichs zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wendet sich der Vf. zu den neu angelegten Strassen, unter denen die über den Simplon den Anfang macht. Von den Zeiten Ludwigs XV wurden in diesem Fache keine bedeutenden Arbeiten ausgeführt. Obgleich seine Vorgänger, Heinrich IV, Ludwig XIII und XIV, mehrere Edicte deshalb erliessen, und den Willen gehabt zu haben scheinen: so blieb es doch bloss dabey. Denn erst unter Ludwig XV wurden gepflasterte Heerstrassen angelegt, und mit Bäumen bepflanzt, Brücken gebauet, und die Canäle von Burgund und Picardie angefangen. Um die dazu nöthigen Baumeister zu erhalten, ward 1747 unter der Direction des genugsam bekannten *Perronet* eine besondere Schule errichtet, aus der in der Folge mehrere gute, selbst vortreffliche, Baumeister hervorgingen, und die eben dadurch die Ausführung der Ideen *Napoleons* möglich machte. Nur ist zu bedauern, dass, während Frankreichs Strassen nach einem weisen Befehle zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt werden, Frankreichs Krieger mit barbarischem Vandalismus die an den Strassen Deutschlands stehenden Bäume umhauen, und die schönsten Anlagen muthwillig zerstören.

Der Weg über den Simplon erhebt sich 1029 Toisen über den Meeresspiegel, und hat doch nicht mehr als 6 Zoll Fall auf die Toise. Der ganze Weg beträgt 49 Stunden, und vereint Alles in sich, was nur der menschliche Erfindungsgeist Grosses und Kühnes hervorbringen konnte. Aus dem Wege geräumte Felsen, mit 100 Fuss hohen Brücken überbauete Abgründe und Bergströme, von Granitblöcken aufgeführte Ufermauern sind Gegenstände, auf die der Reisende bey jedem Schritte stösst, und die, in Verbindung mit dem Wildromantischen der Gegend, ihn in Erstaunen setzen.

Nicht weniger merkwürdig ist die Strasse über den Mont-Cenis, der das Thal der Are mit dem Thale der Doria Ripera vereiniget, und dessen höchster Punct 1077 Toisen über der Meeresfläche liegt. Auf dieser Strasse mussten besonders gegen die Schneelauwinen Vorkehrungen getroffen werden, indem theils besondere Ruheplätze angelegt wurden, um den herabstürzenden Schnee aufzunehmen, theils aber eine Höhle in den Felsen ausgearbeitet ward, damit die Reisenden darin eine Zuflucht finden konnten. Die Strasse ist überall 18 Fuss breit, ihr stärkster Fall 5 Zoll auf die Toise, und es waren 9 Jahr nothwendig, um sie zu vollenden. Um die Reisenden gegen die hier so plötzlich entstehenden Stürme zu sichern, sind von Strecke zu Strecke 25 Zufluchtshäuser erbauet worden, und auf der Fläche des Mont-Cenis selbst wird ein Dorf angelegt, dessen Mittelpunct das Hospiz ausmachen soll. Letzteres enthält 40 Zimmer, von denen einige für den Kaiser bestimmt sind, nebst vielen weitläuftigen Nebengebäuden.

Der dritte Verbindungsweg von Grenoble nach Briançon ist 34 Stunden lang, geht über den 1073 Toisen hohen Lautaret, und über den Berg von Lans; er war jedoch im Jahr 1812 noch nicht überall fahrbar. Auch die grosse Strasse von Bordeaux über Bayonne nach Spanien, die durch sandige Haiden geht, ist an mehreren Orten gepflastert worden, und wird allein von Bayonne bis an die Grenze 5 Millionen Franken kosten.

Von Nizza aus wird eine Strasse längs dem Meeresufer angelegt, um die so beschwerlichen Übergänge über die Alpen und Apenninen zu vermeiden. Sie fällt in die Strasse von Florenz nach Rom, ist aber nur erst zum Theil beendigt. Ein anderer Weg soll von Genua nach Piacenza, über die Bergrücken *della Scofera* führen. An ihm und an den Verbindungen zwischen Spezzia und Porto-Venere, zwischen Florenz nach Parma, zwischen Serona und Alexandria, zwischen Port-Maurice und Ceva, zwischen Carcare und Ceva, zwischen Genua und Novi durch die Thäler des Rino und der Scrivin, um den gefährlichen

Durchgang durch die Boccbetta zu vermeiden, so wie zwischen dem Mittelmeere und dem adriatischen, wird ebenfalls mit großer Thätigkeit gearbeitet; sie sind aber noch nicht vollendet, und es ist zu fürchten, dass die großen Anstrengungen, welche der russisch-deutsche Krieg erfodert, eine Stockung in diesen so nützlichen Arbeiten hervorbringen wird.

Im 6 *Cap.* wendet sich der Vf. zu den unter der gegenwärtigen Regierung in Frankreich gebaueten Brücken, von denen im Jahr 1811 47 wirklich vollendet waren, an 30 aber noch gebauet ward. Vor dem 12 Jahrhundert gab es keine bedeutende *feste* Brücke in Frankreich: die zu Avignon war die erste, die man hier sah. Die Brücke *Nôtre Dame* zu Paris ward im Jahr 1412 gebauet; stürzte aber 1499 wieder ein, und man vollendete sie 1507 von Neuem. Überhaupt wurden im 17 Jahrhundert ungefähr zehn grössere Brücken fertig.

Bey der Brücke zu Saumur 1764 ward zuerst das von *Belidor* erfundene Verfahren angewendet: die Grundpfähle unter dem Wasser abzusägen, und dann die Pfeiler in einem, auf sie niedergelassenen wasserdichten Kasten aufzumauern, dessen Seitenwände man nach vollendeter Arbeit hinwegnehmen konnte. Im Ganzen kamen im 18 Jahrhundert 52 Brücken zu Stande.

Im 19 Jahrhundert wurden zuerst 2 Brücken von gegossenem Eisen in Paris gebauet, die zwar ungleich höher kommen, als hölzerne, aber dagegen durch ihre längere Dauer diesen grösseren Aufwand hinreichend aufwiegen. Die dritte eiserne ist die Brücke von Austerlitz in Paris aus 5 Bogen, jede zu 100 Fuss Öffnung, mit Wölbstücken von gegossenem Eisen, die unter sich durch eiserne Platten und von einem Träger zum andern durch besondere Zwischenriegel von Gusseisen verbunden sind. Sie ruht auf 4 steinernen Pfeilern, ist im Ganzen 535 Fuss lang und 42 Fuss breit. Die zweyte neuere eiserne Brücke ist ebenfalls in Paris, und hat 9 eiserne Bogen, die mit Eichenholz überbrückt sind. Unter den übrigen seit *Napoleons* Regierungsantritt bis jetzt ausgeführten Brücken ist die merkwürdigste, die Brücke über den Herault auf der Strasse nach Nizza; aus einem einzigen steinernen Bogen, der 95 Fuss in Lüften weit ist. Auch die beiden Bögen der hölzernen Brücke *de la Cité* in Paris haben jeder 95 Fuss Öffnung. Die grösste Länge endlich (1215 Fuss) hat die Brücke bey Kehl über den Rhein, die auf 29 hölzernen Jochen ruht.

S. 112 wird die, zum Hauptorte des Vendée-Departements bestimmte *Napoleonsstadt* (ehemals la Roche sur Yon) beschrieben, die neun Gassen in die Länge und acht in die Breite hat, und deren Vollendung zum 1 Januar 1815 festgesetzt ist. Unter den öffentlichen Gebäuden ist eine Caserne für zwey Bataillone, ein Proviantbaus und ein Hospital auf 300 Kranke. Ausser der Präfectur und einem grossen Gasthofe sind alle — selbst die öffentlichen Gebäude — aus gestampfter Erde (*pisé*) aufgeführt, und gegenwärtig grösstentheils vollendet.

Der jetzt in Frankreich existirenden telegraphischen Linien sind nach S. 118 vier, die alle von Paris aus, über Lille und Antwerpen nach Amsterdam, die zweyte über Metz nach Strassburg, über St. Malo nach Brest und über Lyon nach Turin und Venedig gehen.

Unter allen ähnlichen Bauwerken sind jedoch unbezweifelt die Schiffahrtscanäle die wichtigsten: theils durch die Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Transportes, die sie gewähren; theils aber auch durch die — öfters unübersteiglich scheinenden — Hindernisse, die man gewöhnlich bey ihrer Anlage zu überwinden hat. Die ersten Vorschläge zu Eröffnung einer Wassercommunication durch die Verbindung der Saone und Loire geschahen 1525 durch *Adam von Caprone*; unter Heinrich IV Regierung wurde jedoch erst der Canal von Briaré angefangen, und Ludwig XIV verdankt Frankreich den Canal von Languedoc. Der Canal *du centre* ward unter Ludwig XVI ausgeführt, der von Digoin durch Chagny nach Chalons geht, und 81 Schleusen hat. Der Canal von St. Quentin ward erst unter *Napoleons* Regierung im Jahre 1810 beendiget. Er geht von St. Quentin bis Cambrai, und enthält in allem 22 Schleusen von 111 Fuss Länge, und zwey unterirdische Durchgänge bey le Tronquoi, 559 Klafter lang, und bey Riqueval, 2912 Klafter lang, zum Theil mit Ziegeln gewölbt.

Um vorzüglich Paris mit mehr gutem Wasser zu versehen, ist der — jetzt noch unbeendigte Ourcq-Canal unternommen worden, der von der Mühle bey Mareuil, 22 Stunden von Paris, bis zu dem Schiffplatz des Arsenals in der Hauptstadt läuft, und 19 Schleusen enthalten soll, um die Wasser des Ourcq, der Beuvronne und der Therouenne aufzunehmen.

Auch der Canal von Jemappes, der von Mons nach Condé geht, und der ungleich wichtigere Canal von Burgund, von St. Jean de Losne bis Brisson, dessen Länge 50 Stunden beträgt, sind noch unvollendet; an dem Nord-Canal aber sind die Arbeiten eingestellt, seitdem der Kaiser die Fortsetzung des lübecker Canals bis Hamburg und von da bis in den Rhein befohlen hat, um dadurch die Ost- mit der Nord-See zu vereinigen.

Schon unter Ludwig dem XV ward die Verbindung der Rhone mit dem Rhein, und folglich des Mittelmeeres mit der Nordsee, vorgeschlagen; doch erst unter der jetzigen Regierung begann die Ausführung dieses Projects. Der Canal fängt oberhalb Dole an der Saone an, folgt dem Doubs aufwärts bis Mömpelgard, wo er das Wasser der Halene aufnimmt, und dann im Oetran-Thale nach dem Theilungspuncte hinauf steigt. Von da fällt er in den Thälern der Largne und der Ill herunter bis Mühlhausen, von wo er einen Zweig nach Basel abgiebt, während der eigentliche Canal selbst bis Strassburg in die Ill geht. Er enthält 109, zum Theil schon beendigte, zum Theil angefangene Schleusen, und soll in 6 Jahren beendigt seyn.

Auch zu Beförderung der Verführung des Salzes, und des innern Handels einiger Städte sind mehrere, minder bedeutende Canäle angefangen worden, doch ebenfalls noch nicht beendiget. Endlich ist im Jahre 1811 die Ausführung eines Canals befohlen worden,

der sich längs der Seeküste hinziehen und die Städte Nantes und Brest verbinden soll, um den Capereyen der Engländer zu entgehen. Dieser Canal bekömmt eine Länge von beynahe 100 Stunden, und erfodert 200 Schleusen. Er soll von Schiffen von 40 bis 50 Tonnen befahren werden können, und die Baukosten sind auf 23 Millionen Franken angeschlagen.

Im 10 Cap. wendet der Vf. sich zu der Flusschifffahrt, und giebt eine Übersicht der zu ihrer Beförderung unternommenen Arbeiten, Räumungen, Dämme u. s. w. Ein weitläuftiger Auszug würde hier die Grenzen dieser Anzeige überschreiten; wir begnügen uns daher, blofs einige merkwürdige Notizen auszuheben. Paris braucht zu seiner Versorgung jährlich gegen 70,000 Fuhren Scheitholz, 33,333 Schock Wellen und Reisbündel und 60,0000 Fuhren Kohlen. Im Nord-Departement sind 21 gröfsere und kleinere Canäle mit 80 Schleusen. Heinrich der IV veranstaltete zuerst die Austrocknung der Sümpfe durch Humfried Bradley, einen Niederländer, in Poitou und Saintogne. Späterhin wurden ähnliche Austrocknungen versucht, doch immer wieder aufgegeben, bis endlich der jetzige Kaiser einen allgemeinen Befehl zu diesen Arbeiten erliefs, von denen jedoch noch keine völlig beendiget ist, zum Theil, weil die dazu bestimmten Ingenieure zur Armee abberufen worden sind. Zu Verbesserung der Handelshäfen sind ebenfalls verschiedene Arbeiten geschehen, wohin man auch den — erst zu Honfleur und nachher zu Havre versuchten — Vorschlag *Bordiers* rechnen mufs, die Thermolampe bey den Leuchtthürmen anzuwenden, deren Feuerung durch Steinkohlen erhalten wird, die ein reineres Gas und folglich ein helleres Licht geben.

Im Anhange erwähnt der Übersetzer noch der neuen, längs des Rheines angelegten Strafse von Mainz nach Coblenz, deren Länge 21 Stunden beträgt, und durch die man den ehemaligen bergigen Weg über Simmern vermeidet. S. 308 werden die Kosten der wichtigsten, in dem Werke selbst aufgeführten Bauwerke zusammengestellt, wo der Aufwand für die Strafsen über den Simplon, den Mont Cenis und den Mont Genievre — zur Gemeinschaft zwischen Spanien und Italien allein gegen 6 Millionen Thaler beträgt.

Zu der Strafse über den Cautaret sind 3 Millionen Franken bestimmt, und 1,800,000 schon wirklich ausgegeben. Der Anschlag zu der von Nizza nach Genua führenden Strafse beträgt 15½ Million Franken, zu den durch die Apenninen führenden Communicationen aber, um die Seeküsten mit dem Innern von Italien zu verbinden, 13½ Million. Der Aufwand zu der Strafse von Bordeaux nach Bayonne ist auf 8 Millionen Franken, zu dem Pflastern der Strafsen von Antwerpen nach Amsterdam 6 Millionen, zu der Strafse von Hamburg nach Wesel 9,800,000 Franken, zu der von Paris nach Mainz 5 Millionen angeschlagen; die übrigen Verbindungswege im Innern des Reiches haben seit 9 Jahren 219 Millionen Franken gekostet.

Nicht minder ungeheuere Summen sind zu Anlegung der Canäle bestimmt, und zum Theil schon ausgegeben. Der Canal von St. Quentin kostet 11 Millionen, der von Nantes nach Brest 28 Millionen, der Napoleons-Canal 17 Millionen, und der von Burgund 24 Millionen. Zu den Bauen am Hafen von Cherbourg sind 71 Millionen bestimmt, und 26 davon schon ausgegeben. Der Hafen und das Arsenal von Antwerpen — wo man 20 Linienschiffe zugleich bauen kann, — kosten 18 Millionen; gegen 60 Millionen sind auf Baue und nothwendige Anlagen in den anderen Häfen verwendet worden.

Die in Paris selbst aufgeführten Baue sind eben so wichtig. Aufser der Versorgung der Hauptstadt mit Waller durch Zuführung der Flüsse Beuvronne, Thérouenne und Ourcq sind fünf grofse Gebäude zu Unterbringung des Schlachtviehes bestimmt; ein neues Magazin zu Wein und Brantwein kann 200,000 Fässer fassen, die Halle für das Getreide erhält eine eiserne Kuppel, und mehrere Vorrathshäuser und Mühlen werden angelegt.

Von S. 312 werden die, auf die Verbesserung und Verstärkung der Festungen verwandten Summen aufgeführt. Sie betragen an dem Helder 4,800,000 Franken; für Antwerpen 8,400,000 Fr.; Vliessingen 11,300,000 Fr., Cherburg 3,700000 Fr.; für Mainz 5,700000 Fr.; für Jülich 3,800,000 Fr.; für Wesel 4,700,000 Fr.; endlich für die übrigen Festungen 71 Millionen.

In Allem sind nach dem Berichte des Grafen von Montalivet von der Thronbesteigung des Kaisers bis zum Jahr 1813 aufgewendet worden:

zu Anlegung neuer Strafsen .	277 Millionen Fr.
zu den Brücken	31 — — —
zu den Schiffahrtscanälen, Räumung der Flüsse und Austrocknungen	123 — — —
zu den Seehäfen	117 — — —
für die Festungen	144 — — —
für kaiserliche Palläste und Krongebäude	62 — — —
für die Baue in Paris . .	102 — — —
für Gebäude in den anderen vornehmsten Städten des Reichs .	149 — — —
	1005 Millionen Fr.

Wir schliessen hiemit die Anzeige dieses, durch die darin enthaltenen Notizen interessanten Werks, das gar wohl einer Stelle in jeder Bibliothek werth ist.

N. M. M.

TECHNOLOGIE.

FRANKFURT, b. Andreä: *Leinwand, über deren Verfertigung in der Haushaltung.* Eine Anleitung für Hausfrauen und Töchter. 1813. 172 S. nebst mehreren Tabellen. 8. (16 gr.).

Der grofse Theil des weiblichen Geschlechts ist bestimmt, entweder Hausfrau oder Gehülfin derselben zu werden. Eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse in einer Haushaltung — ist Leinwand. So wie Sticken, Zeichnen, Musik zu den conventionellen Luxus-Bedürfnissen des weiblichen Geschlechts gehören: so gehört die Kunst, Leinwand verfertigen zu lassen, zu den wesentlichen Haushaltungsbedürfnissen. Ohne erstere, aber nicht ohne letztere, kann eine tüchtige Hausfrau bestehen. Ob es Bedürfnifs sey, diese in den Hintergrund zurückgedrängte Kunst wieder hervorzuziehen, und sie in den weiblichen Schulen zu lehren, ist eine wichtige

Frage bey Erziehung der weiblichen Jugend, die bisher immer Lehrerinnen hatte, um die Leinwand zu verarbeiten, aber nicht — sich dieselbe mit Vortheil zu verschaffen.

Der Vf. gegenwärtiger Abhandlung trägt die ganze Lehre des Leinwandmachens mit vieler Sachkenntniss und Deutlichkeit vor, so dass diese Schrift als ein nützliches Handbuch für die weibliche Jugend angesehen werden muss. Die Lehre von dem Zahlhaspel wird durch viele belehrende Beyspiele erläutert. Die Lehre, rein und schön weiss zu bleichen, wird vollständig gegeben, um die Versendungen der Leinwand auf ausländische Bleichen künftig zu ersparen. Bh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Rostock* b. Stiller: *Bemerkungen beym praktischen Versuch des Pisé-Baues,* von *Andreas Johann Heuckendorff,* Amtsverwalter zu Doberan. 1804. 24 S. 8. Mit 1 Kpf. (5 gr.)

Cointeraux's Vorschlag hat in Deutschland viele Hindernisse gefunden. In der That ist auch seine erste Methode, ganze Gebäude blofs von Erde zusammen zu stampfen, so schwierig, dass der Erfinder sich bald zu einer Modification seines ehemals gelehrten Verfahrens entschliessen musste, und sich nur begnügte, Steine in ihren Formen zu stampfen, die dann so, wie die längst bekannten ägyptischen Ziegel, vermauert werden konnten. Diese Bauart nannte C. *nouveau pisé.* Man stampft die Lehmmasse mit Handstössern in ihrer Form fest ein. Dieses Verfahren tadelt der Vf. mit Recht, und empfiehlt eine einfache Vorrichtung, bey welcher ein Fallblock mit einem Seile gehoben und niedergelassen werden kann. Die Vorzüge der neuen Pisébauart vor den gewöhnlichen Luftziegeln sind zu bekannt, als dass sie einer ausführlichen Prüfung jetzt noch bedürften; indess war die allgemeine Anwendung des Pisébaues doch immer noch mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, worunter besonders die Haltbarkeit des Anwurfs auf der Lehmmasse gehört. Dem Vf. ist es mit seinem Versuche sehr geglückt; er hat beträchtliche Gebäude von 70 und 60 Fuss Länge und 40 und 30 Fuss Tiefe nach der neuen cointerauxschen Methode aufgeführt und sie mit einem vollkommen haltbaren Kalkanwurfe versehen, der S. 15 ausführlich beschrieben wird. In dieser Rücksicht verdient diese Schrift, als das Resultat der Versuche eines erfahrnen Mannes, Empfehlung. Der Vf. enthält sich übrigens aller allgemeinen Bemerkungen und Theorieen über den Pisébau. Nur im Anfange seiner Schrift behauptet er mit *Coint.* unrichtig, dass schon die Römer diese Bauart gekannt hätten, und beruft sich dabey auf Plin. H. N. VII, 56 und XXXV, 14, wo aber die plinius'schen Glossen über die Manen und die Compilationen über den medicinischen Gebrauch der lemnischen Erde, der Meinung unseres Vfs. wenig Haltbarkeit geben möchten. Gewiss kannten die Römer diese Bauart noch nicht. Vitruv schweigt ganz davon; Palladius erzählt die Bereitung der Ziegel ausführlich, erwähnt aber mit keiner Sylbe der Methode, wonach die Wände der Gebäude blofs zusammengestampft werden könnten. An allen Orten, wo Plinius von *lateribus e luto praeparatis* spricht, meint er sicher die gewöhnlichen Luftziegel, keinesweges aber behauptet er XXXV, 17, dass die ägyptischen Pyramiden aus gestampften Lehmsteinen erbauet sind. In einem alten Lehrbuche der Baukunst (*Dieussart theatr. architecturae civilis.* Güstrow, 1679. Fol.) wird indess schon einer Mauerarbeit erwähnt, die der cointerauxschen sehr nahe kommt. K. j. R.

Weissenfels und *Leipzig,* in der böseschen Buchhandlung: *Beytrag zur Geschichte der Handwerke und Zünfte.* Geschichte der Kaltschmiede, Kessler, jetzt Kupferschmiede, des baiersdorffschen Cirkel-Masses und des darüber dem Hause Brandenburg zustehenden Schutzes, als der bisher bekannt gewordenen ältesten Schutz- und Schirms-Gerechtigkeit. Mit diplomatischen Beweisen mitgetheilt von M. *Georg Wolfgang Augustin Fikenscher,* ord. Professor am illustri Collegio Christian-Ernestino zu Baireuth u. s. w. 1803. 100 S. 8. (9 gr.) Dieser Beytrag, welcher die Geschichte einer sehr alten und ihrer besonderen Vorrechte wegen merkwürdigen Zunft enthält, wird gewiss Niemand aus der Hand legen, ohne dem Vf. dafür Dank zu wissen. Mit vielem Fleisse hat er über die Entstehung des Kesslerhandwerks, über den Kesslerschutz und über sonstige Privilegia der Kessler interessante Nachrichten gesammlet, die einmal zu einer Geschichte der Technologie trefflich benutzt werden können. Merkwürdig sind auch die verschiedenen hier beschriebenen Feyerlichkeiten und Gewohnheiten der Kessler an Zunfttagen, wovon sich noch Manches bis auf gegenwärtige Zeiten erhalten hat. Der Name *Kaltschmiede* (eigentlich Chaltschmiede) kömmt vermuthlich von dem griechischen Worte χαλκος (Erz, Kupfer) her. Von dem deutschen *kalt, ohne Feuer,* darf man ihn begreiflich nicht ableiten. Der Ursprung des Namens *Kessler* (Kesselmacher) ist leicht zu erklären. Der Ausdruck *Cirkelmass* bezeichnet blofs die Grenze eines gewissen Districts, den gleichsam ein Cirkel umschliesst. Die Gerechtsame des Handwerks verbreitet sich innerhalb dieses Cirkels. Dass der unter dem Namen des *baiersdorffschen Cirkelmasses* bekannte Bezirk die ältesten Urkunden aufzuweisen habe, bezweifelt der Vf. Er setzt den Ursprung der Schutz- und Schirms-Gerechtigkeiten dieses und anderer älterer Districte in das dreyzehnte Jahrhundert. Solche Gerechtigkeiten waren allerdings sehr nöthig, um vor Störern und Pfuschern des Handwerks sicher zu seyn. Es bewarben sich aber nicht blofs die Kessler, sondern noch verschiedene andere Handwerker beym Kaiser um besondere Schutzherrn, Privilegien und Freyheiten, worüber man in dieser Schrift treffliche Nachrichten findet. Ce. Mr.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Über die Gründung der Gebäude auf ausgemauerten Brunnen.* Von D. *Gilly,* königl. preuss. Geheim. Ober-Baurath. Mit einer illuminirten Kupfertafel. 1804. 30 S. gr. 4. (16 gr.) Unter der *Gründung der Gebäude auf ausgemauerten Brunnen* will der Vf. nichts anders verstanden wissen, als die Kunst, bey Baustellen, die entweder einen äusserst lockern und sandigen, oder morastigen Boden haben, in solches Erdreich brunnenartige Pfeiler auszugraben, und bis auf den festen Boden hinabzusenken, demnächst dieselben völlig mit Mauerwerk auszufüllen, von einem zum andern dieser so gemauerten conischen Pfeiler oder Grundstützen, gemauerte Bögen verfertigen und so nach über selbige das fortlaufende Fundament des Gebäudes aufführen zu lassen. Hr. *G.* hält einen begüterten Bürger Namens *Benjam. George* in Berlin, für den deutschen Erfinder dieser Bauart, wiewohl auch — nach französischen Autoritäten — diese Verfahrungsart in Gründung der Gebäude schon frühe bey den Aegyptiern und Indiern bekannt gewesen seyn soll. In Ländern, wie Nieder-Aegypten, dem es, wie den Gegenden um Palmyra, und in mehreren anderen Gegenden der Erde, an Holz mangelt, und deren Boden zugleich locker ist, wird das Bedürfniss schon früh der Baukunst zu Hülfe gekommen seyn, und die Menschen auf dergleichen Entdeckung gebracht haben: es dürfte nicht schwer fallen, in einigen Schriften der Alten Stellen zu finden, welche diese Meinung des Rec. bestätigten. Selbst im *Vitruv* stösst man hin und wieder auf dunkele Anzeigen dieser Fundamentalsäulen, die, mit Bezug auf einige Beschreibungen der Ruinen aus dem Alterthum, eine eigene historisch-technische Untersuchung verdienten. Inzwischen nimmt Hr. *G.* Gelegenheit, diesen Gegenstand lichtvoll darzustellen, alle eintretenden Schwierigkeiten theoretisch-praktisch zu heben, und jedem Hindernisse dergestalt entgegen zu wirken, dass auch der Nichtbaukundige eine deutliche Ansicht von demjenigen erlangt, was zur Vollziehung des Vorhabens erfodert wird. Die nette Kupfertafel versinnlichet den Unterricht hinlänglich, und das Ganze zeichnet sich durch Schönheit eben so sehr, als der Text und die Zeichnungen durch Gemeinnützlichkeit aus. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

THEOLOGIE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Sylloge commentationum theologicarum* edita a D. *Davide Julio Pott*, Monasterii Mariaevallensis Abbate et Professore Theol. P. O. Vol. VIII. 1807. 368 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch hier erhält der Freund der biblischen Literatur eine neue schätzbare Sammlung von 9 theologischen Abhandlungen, die sich durch Mannichfaltigkeit und Vorzüglichkeit des Inhalts eben so vortheilhaft auszeichnen, als die früheren vom Rec. (J. A. L. Z. 1805. No. 177. 178 und 1807. No. 281) angezeigten Sammlungen, und die zugleich von der Sorgfalt des Herausgebers in der Auswahl solcher Gelegenheitsschriften das rühmlichste Zeugniss ablegen.

An der Spitze stehen D. *Jo. Aug. Wolfii comment. V et VI de agnitione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum*, Lipf. 1805. Die erste dieser gründlichen Untersuchungen erörtert den wichtigen, häufig vernachlässigten Grundsatz, dass man bey der Beurtheilung und Ausfüllung der biblischen Ellipsen die Absicht des Schriftstellers stets berücksichtigen müsse. Mithin dürfe man — in diese beiden besonderen Theile zerfällt sehr passend der ganze Abschnitt — weder Lücken, die wir zu ergänzen hätten, an den Stellen annehmen, wo der Schriftsteller den einen oder den anderen Satz geflissentlich unterdrückt habe, noch eine mit dem Zweck des Verfassers unverträgliche Ellipse sich erlauben, und die gewiss oder wahrscheinlich ausgemittelte Lücke auf eine dem Plan des Schriftstellers widerstreitende Art ausfüllen. Die aus dem A. und N. T. grösstentheils zweckmässig ausgewählten Beyspiele werden trefflich erläutert, und manche irrige Deutung älterer und neuerer Schriftausleger gut berichtigt. An diese Untersuchung schliesst sich bequem der Inhalt der 6 Comment. an, welche die aufmerksame Erwägung des fortlaufenden Zusammenhangs als ein treffliches Hülfsmittel zur Auffindung der Ellipsen darstellt und schön begründet. Auch bey dieser Gelegenheit enthalten eine Reihe biblischer Stellen, die als Beyspiele ausgehoben worden, eine befriedigende Aufklärung. Nur überlässt sich in dieser, wie in seinen früheren Arbeiten, der den theologischen Wissenschaften leider zu früh entrissene Vf. seinem Hange zu den mannichfaltigsten Abschweifungen bey der entferntesten Veranlassung mit sichtbarem Wohlgefallen, und sucht jeden Gegenstand, der mit der Hauptmaterie nur in einiger Berührung steht, und kaum einer oberflächlichen Beleuchtung bedurft hätte, sorgfältig zu erörtern, und mit einem Überfluss von gelehrten Citaten zu verbrämen. So sehr nun auch diese Nebenuntersuchungen oder Einschaltungen, womit der berühmte Theolog *Storr* ebenfalls seine Schriften zu überladen pflegte, die Aufmerksamkeit stören und das Lesen erschweren: so sehr verdienen sie auf der anderen Seite den Dank der Leser durch die vielfach eingestreuten schätzbaren Sprachbemerkungen und die zahlreichen Literarnotizen, deren Werth durch die gediegene lateinische Sprache, in der sie abgefasst worden, nicht wenig erhöht wird. Rec., der ohne seinen ausgesprochenen Beyfall und Tadel durch einzelne Belege zu begründen, auf diese allgemeinen Andeutungen sich beschränken muss, will hier nur noch auf die über das Wort עָשָׂה und ποιεῖν p. 40 sqq. beygebrachten Erläuterungen aufmerksam machen. — Unter den Abhandlungen, welche sich mit der Erklärung einzelner Abschnitte und Stellen des A. T. beschäftigen, bemerkt Rec. hier zunächst M. *Jo. Dav. Kruiger* (theol. Bacc. et ad aed. acad. Lipf. concion. matut.) *tentamen in Psalmo LXXIII vertendo notisque illustrando*, Lipf. 1804. (*nunc passim emendatum et amplificatum*). Diesen, so wie den 50 Psalm, hält der Vf. für ächt *assaph*'sche Psalme, weil die edelen Gesinnungen und erhabenen Gedanken, welche hier den Leser ansprächen, unwillkührlich an das goldene davidische Zeitalter erinnerten. Aber würden nach diesem Masstabe nicht viele der trefflichsten Psalme, die in dem babylonischen Exil gedichtet worden, und eine ganze Reihe der erhabensten Gesänge der hebräischen Muse aus einer unbezweifelt späteren Periode, ebenfalls in jene früheren Zeiten hinaufgerückt werden müssen? Und widerspricht nicht eine vertrautere Bekanntschaft mit dem Geist der hebräischen Poesie der so oft gewagten Behauptung, dass während der david'schen Regierung die hebräische Dichtkunst am schönsten geblüht habe, mit den stärksten Gründen? Und wie will, ohne auf diese und ähnliche Schwierigkeiten eine genauere Rücksicht zu nehmen, mit seiner Ansicht der Vf. den in dem gepriesenen 50 Psalm befindlichen Aramäismus חַיְתוֹ יָעַר V. 10 reimen? Sehr misslich muss daher unseres Dafürhaltens das Unternehmen, den Charakter der *assaph*'schen Muse be-

stimmen zu wollen, wie hier geschehen ist, dem besonnenen Kritiker erscheinen. Betrachten wir nach diesen Erinnerungen die über den 73 Psalm gelieferte Arbeit: so verdient die Entwicklung des Plans, den der Dichter befolgt zu haben scheint, und die fortlaufende Erklärung, die einer fleissig entworfenen Übersetzung beygefügt worden, mit Recht alles Lob. Rec. erlaubt sich hier einige Zusätze und Berichtigungen. Die bildlichen Bezeichnungen, welchen wir unter andern in den Worten חַרְצֻבּוֹת und בָּרִיא V. 4, und in den Redensarten עֲנָקַתְמוֹ גַאֲוָה und יַעֲטָף שִׁית V. 6 begegnen, hätten zu einer genaueren Aufhellung des Sinns aus den vielen Beyspielen, welche die hebräische und arabische Dichtersprache darbietet, genauer entwickelt werden sollen. Der Sinn des 7 V. möchte richtiger so gefasst werden: „das Auge als Sitz des Hochmuths tritt aus dem Herzen hervor, d. h. die geheimen Gedanken offenbaren sich in einem stolzen, boshaften Blick. Dieses verlangt auch das zweyte Glied עָבְרוּ u. s. w., d. h. sie strömen wie Flüsse über, sie durchbrechen jede Eindämmung.“ V. 9 giebt die gewöhnliche Ableitung des Worts שַׁתּוּ von שִׁית i. q. שׁוּת einen sehr passenden Sinn, und es bedarf der Vergleichung des arabischen Wortes شتّ an unserer Stelle keinesweges; wenigstens ist die Übersetzung: „*per coelum vagantur eorum ora*“ sprachwidrig. Denn wollte man שָׁתַת durch *zerstreut seyn, herumstreifen* deuten: so müsste in Übereinstimmung mit תִּהֲלַךְ der Singul. שַׁת vom Dichter gesetzt worden seyn. Gern räumen wir indessen in Hinsicht auf Ps. 49, 15 ein, dass das hebräische Wort שָׁתַת in der angeführten arabischen Bedeutung zuweilen gebraucht worden sey. — Einer vorzüglichen Aufmerksamkeit sind würdig D. *Jo. Joach. Bellermanni aenigmatum hebraicorum specimina septem ad Jud. XIV*, 12—19 *et Prov. XXX*, 11—31. *Edit. altera, valde emendata*. 1807. Die schätzbare oriental. Sprachgelehrsamkeit des Vfs., verbunden mit seinen feinen naturhistorischen Kenntnissen, liessen erwarten, dass der schöne Versuch, die einzelnen Räthsel der Bibel im Zusammenhange zu erklären, ihm zur Zufriedenheit der Kenner gelingen werde. Einen Beweis seiner Achtung wünscht ihm Rec. in folgenden Bemerkungen zu geben. Das Wort דּוֹר Prov. XXX, 11 seq. liesse sich vielleicht am bequemsten, wenn man von der Grundbedeutung eines *Kreises* oder einer *kreisförmigen Bewegung*, die von holländischen Philologen deutlich erwiesen ist, zunächst ausginge, durch eine *besondere*, ein eigenes Ganzes, gleichsam einen geschlossenen Cirkel bildende *Classe* von Menschen umschreiben. Auf diesem Wege wird man zu einem fester begründeten Resultat gelangen, als wenn man mit Hn. *B.* die nicht sehr passende Stelle Ezech. 24, 5 vergleicht. Die mit grossem Scharfsinn und erschöpfender Gründlichkeit durchgeführte Erklärung des dunkelen Worts עֲלוּקָה durch *Heuschrecke* erhält dadurch keine geringe Bestätigung, dass die Hebräer, so wie die Araber, mehrere Gattungen von Thieren, namentlich die Heuschrecken, nach ihren Haupteigenschaften benennen. Auch das griechische Wort ἀκρίς ist vom Vf. nicht unglücklich verglichen worden, indem Rec. durch eine grosse Zahl überzeugender Beyspiele zu erweisen bereit ist, dass die Griechen von mehreren Gegenständen aus der Naturgeschichte die asiatischen Namen entweder *unverändert* oder mit *unbedeutenden Abweichungen* in ihre Sprache übertrugen. Gegen die Richtigkeit der *bellermannschen* Erklärung der hebräischen Worte: דֶּרֶךְ גֶּבֶר בְּעַלְמָה Prov. XXX, 19 durch: *Viri via ad foeminam seu circa foeminam* möchte der Umstand entscheiden, dass, wie aus Proverb. VII und anderen Stellen erhellt, die Lebensweise einer Hure und der Verkehr mit Mannspersonen zu sehr *bekannt* war, als dass der Umgang mit solchen verworfenen Weibern als etwas *Unbegreifliches* von dem hebräischen Schriftsteller hätte aufgeführt werden sollen. Rec. möchte aus diesem Grunde lieber an die *Erzeugung des Menschen im Schoosse der Mutter* bey diesen Worten denken.

Unter den mit dem N. T. sich beschäftigenden Abhandlungen befindet sich: *Friedr. Gottl. Süskind*, Prof. theol. Tubing., *symbolarum ad illustranda quaedam evangeliorum loca Pars I.* Tubing. 1802. Diese schätzbaren Beyträge zur N. T. Exegese, die einen geübten Zögling der *storr'schen* Schule nicht verkennen lassen, verbreiten sich (a) über *Matth. I. II.* Durch eine scharfsinnige geschichtliche Erörterung wird befriedigend dargethan, dass aus dem Stillschweigen des *Celsius* kein Beweis gegen die Ächtheit des I und II Cap. des Matth. hergeleitet werden dürfe: aber eben so wenig, setzen wir hinzu, darf aus dem von Hn. *S.* gezogenen Resultat ein Beweis *für* die Ächtheit der genannten Cap. gefolgert werden, wenn diese nicht vorher auf einem andern Wege ausgemittelt worden ist. (b) Über Matth. II, 9. 10. Trefflich erläutert! (c) Über Matth. V, 18. So gern auch Rec. der von den Worten: ἕως ἂν παρέλθῃ ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ gegebenen Erklärung beypflichtet: so wenig kann er sich von der Richtigkeit der Deutung des Worts νόμος durch: *sacrarum literarum V. T. argumentum morale* überzeugen; vielmehr glaubt er aus Gründen, die hier keinen Platz finden können, das Wort νόμος auf die von Jesus als Messias handelnden Aussprüche des A. T. beschränken zu müssen. (d) Über Matth. V, 29. 30 und (e) über Matth. XIII, 11—13. Marc. IV, 11. 12. Luc. VIII, 10. Sprachgerecht und in dem Zusammenhange vollkommen gegründet sind die hier gegebenen Erläuterungen. Mit ihnen wechselt zuletzt eine gründliche geschichtliche Untersuchung über Luc. III, 1 ab, die zugleich mehrere Irrthümer in *Mannert's Geographie der G. u. R.* aufdeckt. Das Resultat derselben, welches auch Rec. unterschreibt, ist: „der *Lysanias*, dessen Lucas gedenke, dürfe mit dem *Lysanias*, einem Sohne des Ptolemäus, den Josephus und andere Schriftsteller anführten, durchaus nicht verwechselt werden, sondern sey

wahrscheinlich ein späterer, aber weiter nicht bekannter, Sprössling derselben Familie gewesen. Der *zweyte Theil der Symbb. ad illustr. quaed. evv. loca*, Tubing. 1803, von demselben Gelehrten, umfasst Luc. I. II. III, 23 seqq. Joh. I, 31. 33, coll. Matth. III, 14. Unter den Beweisen gegen die Ächtheit der beiden ersten Capitel im Evangel. Lucas beleuchtet er zunächst den, welchen man aus Marcions Evangelium entlehnt hat, scharf mit der Fackel der Kritik, und indess er die Gründe der Vertheidiger desselben mit sorgfältig abwägendem Urtheil prüft, führt er durch die tiefeindringendsten Untersuchungen seine Leser allmählich zu dem Resultat, dass von dem ächten Text des Lucas *Marcions* Evangelium völlig abweichend sey. Nach dieser trefflich gelungenen Arbeit wendet sich Hr. *S.* zur Prüfung der aus der Sprache und dem Inhalt *gegen* die Ächtheit der beiden ersten Cap. des L. gebildeten Beweise; und sollte er auch in Beseitigung dieser Schwierigkeiten minder glücklich gewesen seyn: so scheint er doch Rec. in den meisten Puncten seine Sache sehr bündig vertheidigt zu haben. Hr. Pastor *Chr. L. Schmidt*, gegen dessen Repertorium die meisten Angriffe gerichtet sind, dürfte, wenn er seine abweichenden Ansichten von Neuem rechtfertigen wollte, einen schweren Standpunct gegen den rüstigen wirtemberg'schen Theologen haben. — Eine nicht geringe Zierde der ganzen Sammlung ist M. *Dit. Theod. Cunze*, Gymnasii Schoeningensis Rectoris, *disquisitio, quo sensu homines in N. T. a Deo tentari dicantur, et quid praecipue de tentatione Christi, quam vocant, statuendum sit.* 1805. *antehac non edita.* Ein, wie jedes Blatt dieser Abhandlung beurkundet, durch das Studium der Alten in der Auslegungskunst gebildeter Gelehrter entwickelt aus der Denk- und Vorstellungs-Weise des hebr. Alterthums und aus dem biblischen Sprachgebrauch die einzelnen Bedeutungen mit Klarheit und Bestimmtheit, und das auf diesem grammatisch-historischen Wege gefundene Resultat versteht er zu einer Reihe von Ideen auszubilden, die seiner aufgeklärten Denkungsart zur Ehre gereichen. Rec., der mit dem Vf. bis in die kleinsten Theile übereinstimmt, fodert denselben hier auf, das theologische Publicum häufiger mit solchen gediegenen Arbeiten zu beschenken.

Eine kirchenhistorische Untersuchung, betitelt: D. *Christoph. Frid. Enke dissert. de praecipuis Arianismi latissime olim propagati caussis*, Lipf. 1779. *nunc passim emendata*, forscht mit Scharfsinn den Gründen nach, woher der arianische Lehrbegriff einst einen so ausgebreiteten Umfang gewonnen habe. Man wird dem Gange, den der Vf., durch eine treffliche Belesenheit unterstützt, genommen hat, mit Vergnügen folgen, und nicht ohne vielfältige Belehrung über manchen wichtigen Theil jenes merkwürdigen Zeitraums diese in einer klaren und schönen lateinischen Sprache geschriebene Abhandlung aus den Händen legen.

In die hebräischen Alterthümer endlich greift ein D. *Christ. Bened. Michaelis diss. philol. de antiquitatibus oeconomiae patriarchalis Pars I.* Hal. 1728. *cum observatt. ab ipso Auctore exemplari diss. suae adscriptis, et ab Edit. textui subjectis.* Um über diese Arbeit ein gerechtes Urtheil zu fällen, muss man an der Überzeugung des Vfs., die alle einzelnen Bücher des A. T. als eine unmittelbare göttliche Offenbarung betrachtet, und von den Verfassern, deren Namen sie an der Stirne tragen, verfasst seyn lässt, keinen Anstoss nehmen. Abgesehen zugleich von einer streng buchstäblichen Deutung, die der Vf. eifrig verfolgt, und von einer jenen Zeiten besonders eigenthümlichen Weitschweifigkeit, die keine mit der Hauptmaterie nur in einiger Berührung stehende Kleinigkeit unerklärt lässt, wird man in keiner anderen Schrift jeden Gegenstand, der auf den Ackerbau, den Gartenbau und das Hirtenleben der Patriarchen Bezug hat, nach Anleitung der Bibel so vollständig und belehrend abgehandelt finden, als hier geschehen ist. Nur darf man, wenn man neuere Aufklärungen vermisst, der fernen Zeit nicht uneingedenk seyn, worin jene Abhandlung zuerst erschienen.

Am Schlusse dieser Anzeige bittet Rec. den wackern Herausgeber, nach so langer Pause, nunmehr, da der Buchhandel wieder frisches Leben gewinnt, jährlich wenigstens einen Band seiner nützlichen Sammlung erscheinen zu lassen, und einige noch rückständige gehaltvolle neuere Programme, z. B. von *Paulus, Verosimilia de Judaeis Palaestinensibus* etc.; von *Schleussner*, die *diss. de parallelismo sententt.* etc. u. a.; von *Bertholdt, Verosimilia de Origine Ev. Joh.* u. s. w., bald aufzunehmen. Einige ältere, sehr selten gewordene Dissertationen, z. B. von *Hirt, de Coronis nuptialibus, de paranymphis ap. Ebraeos*; von *Eichhorn, de Cuschaeis* würden ebenfalls jetzt noch eine Stelle verdienen. Vorzüglich empfiehlt aber Rec. Hn. *P.* zur Erweckung eines gründlichen Bibelstudiums Aufmerksamkeit auf die bekanntlich in den Buchhandel nicht kommenden holländischen Dissertat., z. B. von *Van der Voorst, Pareau, Palm* u. A., wozu die Verbindung mit dem einen oder anderen holl. Gelehrten leicht den Weg bahnen würde.

Aσ. Hρ.

Kopenhagen, auf Kosten des Vfs.: D. *C. F. Horneman's*, Theol. Prof. P. O., *Forklaring over Esaias Orakler, hvilke sandsynligen tilhöre ham selv* (die wahrscheinlich ihm selber gehören). *Förste Deel, med Inledning og et Anhang.* 1803. 298 S. 8.

Hr. D. *Horneman* ist deutschen Philologen bekannt durch die *obss. ad illustr. doctr. de canone V. T. ex Philone* und die *exercitt. crit. in vers. LXX. Intt. ex Philone*, die in den siebenziger Jahren erschienen. Es hat ein gewisses Interesse, zu sehen, welchen Weg ein Gelehrter, der früh schon durch jene Schriften seine Einsichten erprobte, jetzt als Exeget betritt, besonders da dieser Gelehrte nun seit mehr als zwanzig Jahren der erste Lehrer der Theologie auf der Akademie eines benachbarten Landes ist.

Eine zwiefache Einleitung ist vorangesetzt, eine

allgemeine über die prophetischen Schriften des A. T., und eine besondere über Jesaia's Buch. In der ersten zeigt der Vf. sich als Einen, der zu den freyer denkenden Auslegern gehört. Er hält (um es mit seinen eigenen Worten zu sagen) die Propheten für weise und rechtschaffene Männer, mit göttlicher Unterstützung und Kraft auf eine ungewöhnliche Art versehn, die in der Hand der Vorsehung wichtige Werkzeuge wurden zur Erreichung des doppelten Zwecks, der Abgötterey und Lastern zu steuern, und der sinnlichen Form des mosaischen Gottesdienstes, die für die älteren Zeiten nothwendig gewesen war, allmählich eine mehr moralische Tendenz zu geben. Die specielle Einleitung ist zu kurz gerathen. Dass Hr. *H.* nur einen Theil des Buches dem Jesaia zuerkennt, lehrt der Titel schon: er scheint, mit manchen Neueren, Cap. XL — LXVI einer anderen Hand beyzulegen (S. 12). — Nur die sechs ersten Cap. enthält dieser Theil. Die Erläuterung derselben ist umständlich, sie nimmt 8 B. ein. Hr. *H.* zerstückt, ganz einigen deutschen Auslegern gleich, die Reden gar zu sehr, und nimmt Versetzungen an, wo eine vorsichtige Kritik sie schwerlich nöthig achtet. Nicht weniger als eilf Abschnitte nimmt er hier an, die er so ordnet: 1) Cap. VI. 2) C. I, 1—9. 21—31. 3) v. 10—20. 4) C. II, 2—4. 5) v. 1. 5—21. 6) v. 22. C. III, 1—11. 7) v. 12—15. 8) v. 16—26. C. IV, 1. 9) v. 2—6. 10) C. V, 1—7. 11) v. 8—30 (so dass der 17te V. zwischen dem 10ten und 11ten eingerückt wird). — Zuerst wird von jedem Abschnitte eine Übersetzung, in reimfreyen Jamben, gegeben; darauf folgen Anmerkungen zwiefacher Art, solche, die den Sinn einer Stelle, soweit er ohne philologische Gründe sich angeben lässt, darlegen, und dann, unter jenen stehend, solche, welche das Philologische enthalten. Die Übersetzung hat eine würdige, oft eine recht schöne, Sprache; aber sie erlaubt sich, wie diess auch bey den mehresten der metrischen Übertragungen ins Deutsche der Fall ist, zu oft Paraphrasen und Zusätze, durch welche die Kraft, und bisweilen auch der wahre Sinn der Urschrift leidet. Die Stelle II, 2 z. B. lautet so: „Wenn die Zeit kömmt, die wir sehnend erwarten, wird dieser Berg, wo Gottes Tempel steht, gegründet werden auf die andern hohen Berge, wird, über sie erhöht, ringsum den Glanz seiner Herrlichkeit verbreiten" u. s. f. Die Anmerkungen der ersteren Art zeugen von des Vfs. Scharfsinn und seinem freyen Urtheil, das ihn auch mehrmals auf etwas Eigenthümliches führt: nur ist hier oft eine zu grosse Wortfülle, und selbst an historischen und moralischen Abschweifungen fehlt es nicht. In den philologischen Noten zeigt sich die Gelehrsamkeit des Vfs. in dem Gebrauche der alten Versionen und der verwandten Dialekte. Doch möchte manchmal mehr Vorsicht und Genauigkeit bey dem Festsetzen der Bedeutung schwerer Worte und Redensarten zu wünschen seyn, sowie auch um der jungen Gelehrten willen, für welche, nach der Vorrede, die Arbeit hauptsächlich bestimmt scheint, eine gewisse Sparsamkeit rathsam gewesen wäre, nach welcher manche weitere Ausführung unterblieben seyn würde. Zu umständlich, und auch bisweilen unpassend, vergleicht der Vf. die verwandten Dialekte: so wird z. B. II, 20. 21 von חפרפרה „Maulwurf" (statt dessen Andere richtiger die Bergratte, Jerboa, verstehen) bemerkt, es könne, wenn die Verdoppelung des Wortes nicht aus einem Fehler herrühre, von חפר „graben" und dem dasselbe bedeutenden Worte פור oder פיר, ar. فار, wovon das chald. פירא „das Grab" und فَأْر „die Maus" herkommen, abgeleitet werden; נִקרה sey „Grube, Loch", denn نقر heisse „schlagen", نقم „aushöhlen", נקר im Hebr. und Chald. „graben". Zu einem Beyspiel, wie der Vf. ohne Noth eine neue Bedeutung aus einem anderen Dialekt hernimmt, dient die Übersetzung der Stelle V, 18, wobey sich ausserdem noch etwas Willkührliches im Erklären verräth. „Weh denen, welche Sünde mit Sünde verflechten, mit der feinen einfachen Schnur beginnen, aber mit dem dichtgezogenen Seile endigen!" Er will, שוא sey das arab. تَوّ, „eine dünne einfache Schnur", und für בחבלי sey כחבלי mit כ zu lesen, sowie כעבות nachher stehe. — Hätte Hr. *H.* von den besseren Auslegern des Buches noch einige mehr zu Rathe gezogen — denn verschiedene hat er benutzt —: gewiss, er würde mehrmals in der Angabe des Sinnes einzelner Sätze und längerer Stellen minder willkührlich verfahren seyn.

Der Anhang, der eine Zugabe zu Jes. V, 19. 20 vorstellen soll, und die Hälfte des Bandes einnimmt, besteht aus zwey Aufsätzen: der eine handelt von der moralischen Natur des Menschen und dem Rechtsbegriff in der Moral; der andere soll darthun, wie wichtig dem Menschen Religion sey, in Verbindung mit der Moral. Der Vf. sagt, zur Ausarbeitung derselben habe ihn diess veranlasst, dass man auch in seinem Vaterlande, nachdem die neue Moralphilosophie aufgekommen, auf die Glückseligkeitslehre in der Moral Ausfälle gethan habe, aus denen ersichtlich gewesen sey, dass man das richtige Verhältniss zwischen der strengeren und der mehr menschlichen (für Menschen geeigneten) Moral zu wenig gekannt habe. Rec. masst sich über den Werth der Abhandl. kein Urtheil an; aber über die Missbilligung der Zusammenstellung derselben mit einer exegetischen Arbeit werden die Mehresten mit ihm einverstanden seyn.

H. Th. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 4.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: Τέχνη Ρητορική, *quae vulgo integra Dionysio Halicarnassensi tribuitur*, emendata, nova versione latina et commentario illustrata auctore *Henrico Augusto Schott*, AA. LL. Mag. et Philos. Doct. Acad. Lips. et Societatis Philol. Lips. Collega (nunmehr Theol. Prof. P. O. Jenensi). 1804. L u. 374 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es würde fast nicht zu begreifen seyn, wenn es sich nicht aus dem Charakter unserer National-Ausbildung, der sich nur zu deutlich in dem Charakter der Ausbildung unserer Sprache — *Klopstock* gab ihr einst halb lobend halb tadelnd das ganz eigene Beywort *zu immer neu* — offenbart, einigermassen erklären liesse, dass wir, bey allem dem Studium der Alten, sowohl der Griechen als der Römer, uns noch immer weit weniger der rednerischen als der dichterischen Vollkommenheit der ersteren Nation nähern. — Woher kommt dieses? Was ist der Grund dieser Erscheinung? Befinden wir uns etwa, trotz unserem hohen Alter in der Geschichte, doch noch immer in der Jugend unserer Ausbildung? — — Wir sollten fest und beharrlich die Griechen zu unseren einzigen *Mustern* nehmen, und die einzelnen Tugenden und Vollkommenheiten unserer Nachbaren *benutzen*: und wir wählen bald Griechen, bald Römer, bald Italiener, bald Franzosen, bald Engländer zum Vorbilde unserer Nachahmung, je nachdem sich einer zum Wortführer in unserer Gelehrten-Republik aufwirft, und sich für die Musterhaftigkeit der einen oder der andern Nation erklärt; wir sollten, wenn wir Tugenden und Vollkommenheiten an unseren Nachbaren wahrnähmen, die unsrigen in uns aufsuchen, hervorziehen und geltend machen: und wir schmücken, bedecken, ja verschütten uns unter den ihrigen. Dieser Wankelmuth, diese Nachahmungssucht, dieses Unterschätzen und Hintansetzen unserer selbst hält uns in *der* ewigen Jugend hin; und es wäre ein Wunder, wenn uns nicht auch einmal ein Ausländer zuriefe: ihr Deutschen bleibt doch ewig Kinder!

Sollen uns aber die griechischen Meisterstücke der Beredsamkeit nützen: so müssen wir sie nicht bloss erklären, nein, wir müssen sie auch in unserer Sprache wieder so aufzustellen suchen, wie unsere Dichter ihre Muster aufgestellt haben. Wir sehen alsdann, was unser Charakter, was unsere Sprache verträgt, und nicht verträgt; was wir erreichen können, und unerreicht liegen lassen müssen. — Dergleichen Kunstversuche haben mehrere unserer besten Prosaisten und Dichter denn auch schon zu verschiedenen Zeiten mit vielem Glück angestellt; und noch erst neulich hat *Wieland*, dieser um unsere Ausbildung, und um die Ausbildung unserer Literatur unsterblich verdiente Mann, uns in seinem *attischen Museum* in einer Übersetzung des *isokratischen Panegyrikus* gezeigt, *wie* wir uns an den Meisterstücken der Alten versuchen müssen, und sein schönes Beyspiel hat bald darauf Nebenbuhler erweckt.

Neben dem Studium dieser Muster in der Beredsamkeit müssen wir aber auch den Unterricht benutzen, welchen die Lehrer der Redekunst den Kunstjüngern *der* Zeit ertheilten, als die Schönheit der Beredsamkeit schon zu welken anfing. Zwar ist uns von diesem Unterrichte nur wenig, und vom dem Besten aus demselben noch viel weniger übrig geblieben; aber wie wenig es denn auch ist: so ist es doch unschätzbar zur richtigeren Erkenntniss der Meisterstücke selbst und zur Geschichte derselben. Unter diesen uns noch übrig gebliebenen Lehrern der Redekunst zeichnet sich *Dionysius von Halikarnass* ganz vorzüglich durch eine innige Kenntniss der Meisterstücke der Beredsamkeit, durch einen lauteren und feinen Geschmack und einen ungemeinen Scharfsinn in der Beurtheilung der ächten und unächten Schönheiten, der wirklichen und vermeinten Vollkommenheiten an den Meisterwerken aus. Von je grösserem Nutzen nun ein solcher Schönheitszergliederer auch dem gegenwärtigen Kunstjünger seyn mag: desto verdienstlicher ist der Fleiss des Hn. *Schott* in dem oben angezeigten Werke, das dieses Dionysius Namen an der Stirne trägt.

Hr. *Sch.* verspricht uns in dieser Ausgabe der dionysischen τέχνη einen gereinigteren Text, eine eigene lateinische Übersetzung, einen Commentar, Prolegomenen und einen Index der merkwürdigsten Sachen und Wörter. Die *reiskische* Ausgabe liegt dieser zum Grunde. Unverglichene Codices konnte der Hg. nicht erhalten, er musste sich mit den Ausgaben begnügen, und wo ihm diese nicht aushalfen, zu Conjecturen seine Zuflucht nehmen. Selbst *Sylburgs*

und *Hudsons* Ausgaben konnte er nur gelegentlich benutzen. *Reiske*, sagt der Hg. bey dieser Gelegenheit, that *Hudson* Unrecht, wenn er behauptete, dass dieser *Sylburgs* Bemerkungen verstümmelt und verfälscht in seiner Ausgabe anführte. Unbegreiflich aber findet er es, dass Männer, wie *Sylburg* und *Hudson*, einer Seits so höchst verdorbene Stellen, wie er vorfand, unverbessert stehen lassen konnten, und anderer Seits, dass *Sylburg* z. B. Stellen änderte, oder für verdächtig hielt, die sich nach dem Sprachgebrauche der Griechen, nach der rhetorischen Technologie derselben, und nach Parallelstellen eben dieser τέχνη vertheidigen lassen. Vorzüglich kamen ihm die Codices zu Statten, welche *Hudson* schon verglichen hatte: denn in diesen traf er Lesarten an, mit welchen er nicht selten Lücken ausfüllen, und fehlerhafte Stellen verbessern konnte. Hiezu fügte er auch noch Alles, was ihm die Hnn. *Beck* und *Hermann* freundschaftlich mittheilten, und er sonst in den Anmerkungen anderer Gelehrten zu anderen Schriftstellern über diese τέχνη fand. Überdiess verglich er den gewöhnlichen Text mit den bey *Reiske* unter dem Texte vorkommenden lateinischen Übersetzungen einzelner Theile der τέχνη, Spuren zu bessern Lesarten zu entdecken, fand sie aber selten, die Übersetzungen dagegen gemeiniglich untreu. Wir haben dieses Alles aus dem 1 Capitel der *Prolegomenen* ausgehoben, um den Leser mit den Mitteln, welche der Herausg. bey dieser Ausgabe hatte, bekannt zu machen. Im Verfolge dieses Capitels giebt er uns von demjenigen Nachricht, was er gethan hat, um seine Ausgabe würdig auszustatten.

Das 2 Capitel der Prolegomenen erzählt kurz das Leben des Rhetors *Dionysius*, nennt seine Schriften, die Übersetzer und Übersetzungen derselben.

Das 3 Capitel handelt von den einzelnen Theilen der τέχνη, ihrer Beschaffenheit und Inhalte, und führt die Gründe an, warum sie durchaus nicht ganz dem *Dionysius* beygelegt werden kann. Die Unächtheit der ganzen τέχνη konnte zwar Hr. *Sch.* nicht erweisen, wohl aber die Unächtheit einzelner Theile. Bey dieser Untersuchung fand er vorzüglich vier Theile in diesem Werke, welche dem Inhalte und der Beschaffenheit nach verschieden sind. Der erste begreift die sieben ersten, der zweyte das achte und neunte, der dritte das zehnte, und der vierte das eilfte Capitel in sich. Eine Übersicht dieser Theile, bemerkt der Herausg. ganz richtig, zeige, dass hier keineswegs eine vollständige Rhetorik sey. In vier nun folgenden Abschnitten giebt er die Gründe an, welche ihn bewogen, die vier verschiedenen Theile in der τέχνη anzunehmen, und spürt den Verfassern dieser Theile nach.

Den ersten Theil hält er für eine Sammlung rhetorischer Vorschriften für Anfänger in rhetorischen Übungen und für das, was etwa *Cicero's comment. de inventione* sind, in einem Stile abgefasst, wie er sich für einen solchen ersten Unterricht schickt. Diese sieben ersten Capitel, sagt der Herausg., enthalten Mehreres, was zu der Vermuthung Anlass giebt, dass sie nicht Einem Vf. beygelegt, und als zu einem und demselben Buche gehörig, angesehen werden können. In dem 1. 2. 3. 4. 5 und 7 Cap. glaubt er unverkennbare Züge von *vertrauten Briefen* anzutreffen, die der Rhetor einem gewissen Freunde, dem jungen *Echekrates*, der einst sein Schüler war, zu verschiedenen Zeiten zuschickte, worin er ihm die Kunst angiebt, den Stoff zu gewissen Gattungen von Reden zu erfinden. Im sechsten Cap. hingegen, sagt er, finden sich dergleichen Spuren nicht; denn in diesem sey der Stoff so vorgetragen, als ob er für viele bearbeitet wäre. Der Herausg. sieht daher dieses Capitel für ein Einschiebsel an.

Wir können nicht umhin, gleich hier unsere Gedanken über diese sieben ersten Capitel einzuschalten. Wahr ist es, sie sind, wie jeder aufmerksame Leser finden wird, eine Sammlung rhetorischer Vorschriften für Anfänger in rhetorischen Übungen, allein von einem sehr verschiedenen Gehalte. Das zweyte, sechste und siebente Cap. sind die gehaltreichsten, das vierte, gleichsam der zweyte Theil des zweyten Capitels, ist schon weit dürftigeren Inhaltes, und vielleicht nicht von dem Vf. des zweyten Capitels. Das erste, dritte und fünfte Cap. könnten leicht Einen Vf. haben, sie stehen aber den anderen Capiteln an Gehalte weit nach, enthalten viel Kindisches und Frostiges, z. B. C. 1. §. 3. ὅσα περὶ κόσμον, οἷον ἱερὸν, ἢ τῶν ἐν τούτοις ἀναθημάτων, δημοσίων οἰκοδομημάτων, ἰδιωτικῶν, ὥς που καὶ Ἡρόδοτος πεντώροφα καὶ ἑξώροφά φησιν εἶναι ἐν Βαβυλῶνι. (Im Herodot I, 180 heisst es: τὸ δὲ ἄστυ αὐτὸ ἐὸν πλῆρες οἰκιέων τριωρόφων τε καὶ τετρωρόφων.) §. 4. εἰ μὲν πρὸς ἔαρ ἄγοιτο, ὅτι ἐν τῷ συμμετροτάτῳ πρὸς ἑκάτερα — — εἰ δ' ἐν θέρει, ὅτι πρὸς ἄσκησιν καὶ θεωρίαν τῶν θεωμένων κατεστάθη, καὶ ὅτι ἔλεγχος τῆς προαιρέσεως, καὶ μὴ ὄντων ἀθλητῶν τοὺς θεωμένους ἀγωνίζεσθαι. Wo uns auch die Erklärung des Herausg. noch keine Genüge thun will. Der folgende Satz des Originals ist vollends hier zwecklos. Eben so kindisch ist auch §. 5. Das siebente Capitel bezieht sich auf das erste, und um desswillen mögen beide leicht Einen Verfasser haben, ob sie gleich nicht von gleichem Gehalte sind. Nur in diesen beiden Capiteln und im fünften wird des Namens *Echekrates* ausdrücklich erwähnt; im zweyten kommt er nicht im Originale, sondern nur in der Übersetzung vor. Es ist daher noch gar nicht ausgemacht, dass alle diese Abhandlungen an eine und eben dieselbe Person gerichtet sind. Fasst man nun diese rhetorischen Vorschriften, nicht Regeln, zusammen, und bringt sie unter einen Gesichtspunct: so kann man schlechterdings nicht begreifen, wie Ein Rhetor Einem jungen Manne, der schon seiner Schule entwachsen, der sein Liebling war, und im Begriffe stand, sich zu vermählen, ein solches Gemengsel von Schüler- und Jünglings-Unterricht ertheilen und zum Geschenke machen konnte. Es sind doch in der That meistens nichts als wahre rhetorische Leisten. Wir sind also mit dem Herausg. darin einerley Meinung, dass diese Abhandlungen nicht Ei-

nen Verfasser haben können. Darin aber können wir ihm nicht beypflichten, dass diese Abhandlungen, bis auf die sechste, *Briefe*, vertraute Briefe, und alle an *Echekrates* gerichtet, seyn sollten. Gegen den letzten Punct haben wir eben unsere Einwendungen gemacht. Der Herausg. glaubt in allen angeführten Abhandlungen, besonders aber C. 2, §. 1 und C. 4, §. 1 unverkennbare Züge von Briefen zu finden. Wir müssen aufrichtig gestehen, dass wir sie nicht darin antreffen: denn C. 2, §. 1 enthält, unserer Einsicht nach, bloss eine Art von Zueignung an eine Person, die in der ganzen Abhandlung nicht einmal genannt wird, und eben so gut jede andere als Echekrates seyn kann; wiewohl der Herausg. diese Person in der *Übersetzung* des C. 8 Echekrates nennt. Die Stelle C. 4 §. 1 richtet bloss die Rede an eine Person, ohne sie wieder Echekrates zu nennen. Unserer Einsicht nach sind es demnach Abhandlungen, meistens an Eine, einmal an mehrere Personen, und dreymal an einen Echekrates gerichtet. Es ist aber schwerlich auszumachen, ob dieser, oder noch andere Personen sie hernach gesammelt haben; von Ordnung kann hier wenig die Rede seyn. — Hierauf untersucht der Herausg., ob Dionysius Vf. des Inhaltes der Cap. 1, 2, 3, 4, 5, 7 oder des Cap. 6 ist. Das zehnte Capitel legt er Dionysius ohne Widerrede bey, spricht ihm aber sowohl das sechste, als alle übrigen sechs Capitel dieses ersten Theiles ab, und vermuthet, dass sie einen Rhetor, der kurz vor Nero lebte, zum Verfasser haben.

Im zweyten Abschnitte der Prolegomenen untersucht der Hg. den von ihm angenommenen zweyten Theil der τέχνη, oder das achte und neunte Capitel. Das Resultat dieser Untersuchung lautet: sie haben, der grossen Übereinstimmung ungeachtet, verschiedene Verfasser; Dionysius ist es vom achten; das neunte hat mehr als einen, und ist aus drey Haupt-Fragmenten, mit kleinen Zusätzen interpolirt, ohne Ordnung zusammengesetzt; das achte entstand aus Vorträgen, welche Dionysius zu Rom den jungen Männern über die Redekunst hielt, und hernach von Freunden und Schülern aufgefasst und zusammengesetzt wurden. Diesem *allem* können wir unseren Beyfall nicht ganz unbedingt geben. Denn was den ersten Punct betrifft: so ist eben diese grosse Übereinstimmung der beiden Capitel das, was uns bewegt, beide Capitel Einem Vf. beyzulegen. Diese Übereinstimmung ist in der That grösser, als der Herausg. sie gern einräumen möchte. Man erwäge nur. Das achte Capitel hat 11 Beyspiele und 2 kurz angegebene Beweise aus Beyspielen; das neunte 18 Beyspiele und 8 kurze Beweise. Von den 11 Beyspielen des achten Capitels trifft man 7 im neunten an, ebendasselbe zu beweisen. Von den 4 übrigen Beyspielen des achten Capitels werden noch 3 als blosse Beweise im neunten Capitel angeführt, und die 2 kurzen Beweise des achten kommen auch nur als solche im neunten vor. Das achte Capitel hat demnach nur ein einziges Beyspiel, es ist § 14, aus Iliade 9, v. 53—78 genommen, welches nicht im neunten vorkommt, und nicht *einen* kurzen Beweis, der nicht auch im neunten enthalten ist. Eben so gross ist die Übereinstimmung der Beyspiele und kurzen Beweise selbst in beiden Capiteln. Nimmt nun Hr. *Schott* an, dass Dionysius nicht die Abhandlung des achten Capitels schriftlich aufsetzte, sondern dass seine Freunde und Schüler sie aus seinen mündlichen Vorträgen auffassten und zusammensetzten: so können *wir* annehmen, dass die Abhandlungen, woraus das neunte Capitel besteht, von anderen Freunden und Schülern des Rhetors, theils aus ebendenselben, theils aus früheren, theils aus späteren Vorlesungen desselben über diesen Gegenstand entstanden, und dass sie, je nachdem der Nachschreiber gleich, oder erst einige Zeit hernach sie wieder aufschrieb, je nachdem er Kunstkenntniss, Urtheilskraft, Genie, oder auch nur Vorwitz besass, bey aller Übereinstimmung doch anders und wieder anders ausfallen mussten. Einen solchen Ursprung verräth denn auch das neunte Capitel und seine Fragmente insbesondere nur allzudeutlich. Ist nun das achte Capitel *so*, wie der Hg. muthmasst, entstanden, und hat Dionysius, wie der Hg. gleichfalls annimmt, wahrscheinlich nicht einmal diesen von seinen Schülern verfertigten Aufsatz durchgesehen: so kann es, von Seiten seines Ursprunges, auch nicht mit mehrerem Rechte als das neunte Capitel, welches einen eben so guten Ursprung haben kann, dem Rhetor Dionysius beygelegt werden. Selbst nicht innere Vorzüge können das achte Capitel vor dem neunten zu Dionysius Arbeit machen; denn der Ursprung vereitelt alle diese Bemühungen. Das neunte Capitel ist, wie Hr. *Sch.* ganz richtig bemerkt hat, weder ganz, noch wohlgeordnet, hat weder Einheit, noch Vollständigkeit. Das achte enthält eine Abhandlung, die, so weit man dieses noch einsehen kann, Einheit hat, dem Anscheine nach ganz ist, eine bessere Ordnung zu haben scheint, bey alle dem aber doch auch Spuren der Unvollständigkeit darbietet.

Eine Spur von Unvollständigkeit glauben wir darin zu finden, dass das achte Capitel von den eilf Beyspielen nur ein einziges hat, die erste Gattung; aber neun, die zweyte, und wieder nur ein einziges, die dritte zu erklären: da doch das neunte zur Erklärung der ersten Gattung vier, §§. 3. 7. 8. 9, zur zweyten sechs, §§. 4. 6. 10. 11, und zur dritten nur eins hat, weil es von der Mitte des §. 12 an Bruchstück ist, und der Theil, worin die dritte Gattung der figürlichen Reden aus prosaischen Beyspielen erklärt werden soll, ganz fehlet.

Vor allem ist es aber die Unordnung, um derentwillen der Hg. das neunte Cap. dem Rhetor Dionysius abspricht. Der Vf. dieses Cap. theilte seine Abhandlung in zwey Theile: in dem ersten erklärte er die drey Gattungen fig. Reden aus poetischen, im zweyten aus prosaischen Beyspielen. Den ersten Theil hat er von §. 1—5 in ununterbrochener Ordnung nach den drey Gattungen ausgeführt; den zweyten wahrscheinlich eben so ordentlich, nur dass uns von der Mitte des §. 12 der Rest der Abhandlung und mit demselben der Theil, worin die dritte Gattung erklärt war, verloren gegangen ist. Dem ersten, dem poe-

tischen Theile, scheint im §. 6 *eine* Art der zweyten Gattung (in der Urschrift wird sie eine vierte Gattung genannt) durch zwey Beyspiele erläutert; und in den §§. 7 u. 8 *zwey* Arten der ersten Gattung (die im Texte, wie es scheint, auch zur 4 Gattung gerechnet sind), nur durch zwey Beyspiele erklärt, angehängt zu seyn. Fügte man nun die oben erwähnten §§. nebst dem eilften eben dieses Cap. an den gehörigen Orten, nämlich die §§. 7 u. 8 zwischen §§. 3 u. 4 (wenn man sie nicht etwa dem 8 Cap. einverleiben möchte), und die §§. 6 u. 11 zwischen die §§. 4 u. 5 ein: so würde zwar eben nicht die Ordnung von §. 1—5, denn die ist gut; aber die Ordnung von §. 1—12 ununterbrochen fortgehen, und das 8 Cap. von dieser Seite keinen Vorzug vor diesem neunten verdienen. Die dabey eintretenden kleinen Hindernisse, z. B. der im Text vorkommende Ausdruck vierte Gattung, sind, glauben wir, ohne alle Bedeutung. Die eben angegebene Unordnung des neunten Cap. kann nicht leicht von sonst Jemanden herrühren, als von einem unwissenden Abschreiber neuerer Jahrhunderte. Der Rest des 9 Cap. enthält augenscheinlich Bruchstücke aus zwey anderen Nachschriften der Vorlesungen des Rhet. Dionysius: §§. 13 u. 14 zur Erklärung der zweyten Gattung und §§. 15 u. 16 zur Erklärung derselben Gattung, zu dem Masse, welches die fig. Reden haben, und zu einer fig. Rede aus einem Gleichnisse, vielleicht nach allen drey Gattungen, *hier* nach der ersten aus Beyspielen, die aus dem Dichter Homer genommen werden sollten, entlehnt. Man füge nun obige §§. 7 u. 8 und 6 u. 11 dem poetischen Theile an den schicklichen Orten ein, oder werfe sie als Bruchstücke anderer Abschriften ganz aus der Abhandlung heraus, woraus §§. 1—5 und 9. 10 u. 12 bis zur Mitte besteht: so wird in beiden Fällen die Hauptabhandlung des neunten Cap. von Seiten der Ordnung nicht schlechter seyn, als die im achten Cap. enthaltene Abhandlung. Diess sind nur einige Gründe, warum wir das achte Cap. nicht vor dem neunten dem Rhetor Dionysius beylegen würden: sie sind beide vielmehr *in gleichem Grade des Ursprunges* von Dionysius.

Unter allen Abhandlungen dieser sogenannten τέχνη (denn dass sie keine eigentliche, keine vollständige τέχνη, sondern eine Sammlung von Abhandlungen zu einer τέχνη ῥητορική ist, zeigt einem Jeden eine vorurtheilsfreye Durchlesung derselben) ist gewiss die, welche im zehnten Cap. enthalten ist, die beste, und *die*, welche Dionysius aufgesetzt haben kann. Das eilfte Cap. aber enthält eine Abhandlung, welche ein jüngerer Rhetor schrieb, um die im 10 Cap. enthaltene Abhandlung, aber wahrscheinlich nur zur Hälfte, wahren *Anfängern* in seiner Kunst zu erklären.

Nun wollen wir nur noch einige Bemerkungen über des Hgs. Verbesserungen und Erklärungen des Textes hinzufügen. Wir wählen dazu das achte Cap. In der Erörterung des Begriffes σχῆμα S. 108 hätte auch noch *die* Bedeutung angeführt werden sollen, welche derselbe in der Arist. Poetik C. 1 in folgender Stelle hat: οὗτοι (οἱ ὀρχεσταὶ — οἱ σχήμασι ἀπεικάζοντες) διὰ τῶν σχηματιζομένων ῥυθμῶν μιμοῦνται καὶ ἤθη καὶ πάθη καὶ πράξεις. S. 112 lieset der Hg. für ἡ δι' ἀξίωσιν τῶν προσώπων πρὸς οὓς ὁ λόγος, aus grammatischen Gründen πρὸς ἃ ὁ λόγος; allein die alte Leseart kann füglich beybehalten werden; es ist *constructio ad sensum. Ebendas.* schliesst er das τι in τὸ δέ τι σχῆμα in Klammern ein, weil es hier keinen Sinn zu haben scheint. Wir sind hierin seiner Meinung, würden aber doch die von *A. Schott* vorgeschlagene Änderung gewissermassen und zwar um des folgenden τρίτον σχῆμά ἐστι aufnehmen. Es würde demnach heissen τὸ μὲν sc. πρῶτον εἶδος ἐστι σχῆμα κ. τ. λ. δεύτερον δὲ δὴ κ. τ. λ. τρίτον δὲ σχῆμα ἐστι.

S. 116. Statt τὸ δὲ δὴ ἐναντία λέγειν schlägt schon *A. Schott* vor, τὸ δὲ μὴ zu lesen, weil er diese Lesart im *Cod. Reg.* 1 und am Rande des *cod. Colb.* gefunden hatte. Unser Hg. hat sie in den Text aufgenommen. Da aber diese Verbesserung noch nicht den Sinn gab, welchen Dionysius hier offenbar ausdrücken wollte: so rückte er hinter τὸ δὲ μὴ noch δοκεῖν, in Klammern geschlossen, ein, welches wirklich dem vorigen τὸ μὴ δοκεῖν ἐναντία λέγειν entspricht, und den Sinn des Schriftstellers besser zu treffen scheint. — *Ebends.* heisst es in dem gewöhnl. Texte: δικαιώσει γὰρ οις λέγει τις τὰ ἐναντία. οἷς γὰρ βούλεται, ἂν (λέγων) πείσῃ, τὰ ἐναντία πράξει· ἂν δὲ, ἃ βούλεται, κατεργάζηται, ἐναντία οἷς λέγει πείθειν δόξει; der Hg. möchte dagegen den Satz δικαιώσει — ἐναντία entweder für das Einschiebsel eines späteren Rhetors erklären, oder ihn hinter δόξει setzen. Wir sind der Meinung, dass man diesen Satz für einen aus dem unmittelbar Vorhergehenden sich natürlich ergebenden Satz ansehen kann, und dass alsdann οἷς γὰρ βούλεται — πείθειν δόξει dieses deutlicher aus einander setzen und erklären soll. Hinterher würde dieser Satz ganz überflüssig seyn. Übrigens scheint uns die Änderung des ἂν λέγων πείσῃ in ἂν, ἃ λέγει, πείσῃ, welche der Hg. Anmerk. 28 vorschlägt, zum besseren Verständnisse der Stelle glücklich erdacht zu seyn. *Ebends.* hat der gewöhnliche Text: ὥσπερ ἐν τοῖς ἁπλοῖς — — τὰς οἰκείας ἀσθενεῖς εἶναι δεῖ, τὰς δὴ τοῦ ἀντιδίκου ἰσχυρὰς, καὶ τὰ μὲν παρ' αὐτοῦ εὐδιάλυτα κ. τ. λ. Der Hg. kehrt es um, und lieset nun τὰς οἰκείας ἰσχυρὰς — — — τοῦ ἀντιδίκου ἀσθενεῖς. Eine glückliche Verbesserung. Nicht weniger beyfallswürdig ist die Änderung des καὶ τὰ μὲν παρ' αὐτοῦ in οὕτως ἐνταῦθα τὰ μ. π. α., indem οὕτως dem ὥσπερ entspricht. S. 118 ändert der Hg. ἤρτηνται δὲ τοῦτον τὸν τρόπον in ἤρτηνται δὲ ἐκ τούτων τῶν τρόπων. Zwey andere Stellen des C. 10 und andere Schriftsteller, welche *Budaeus* S. 381 anführt, sprechen für die Güte dieser Form.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: Τέχνη Ρητορική, *quae vulgo integra Dionysio Halicarnassensi tribuitur*, emendata, nova versione latina et commentario illustrata auctore *Henrico Augusto Schott* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Fehlerhaftigkeit der unmittelbar darauf folgenden Stelle κἀκεῖν' ἅττα αὐτὰ δοκοῦντα suchte schon *Sylburg* durch folgende Änderung zu heben: κἀκεῖνα τὰ αὐτὰ δοκοῦντα λέγεσθαι — — — διοικεῖσθαι· τὸν ἐναντιοῦσθαι κ. τ. λ. statt des bisherigen διοικεῖσθαι τὸν ε. κ. τ. λ. Unser Hg. aber ändert diese Stelle so: ἤρτηνται — — τρόπων κἀκεῖνα· τὸ μὲν αὐτὰ δοκοῦντα λέγειν — — προειπόντι, — — διοικεῖσθαι· τὸ δ' ἐναντιοῦσθαι κ. τ. λ. So werden zwey Arten einer figürl. Rede aus dieser Leseart heraus gebracht, wovon die eine der umgekehrte Fall der anderen ist. Der Ausdruck κἀκεῖνα, das δοκοῦντα λέγειν und δοκοῦντα ἐναντιοῦσθαι, der innere Sinn, welcher diese Figur und Gegenfigur ausdrücklich zu erfodern scheint, die Beyspiele, welche §. 12 zu diesen *beiden* Arten vorkommen, die Leichtigkeit, womit diese beiden Figuren durch diese Änderung der Lesart hervorgebracht sind, alles diess bürgt für die Güte dieser Herstellung. Die Änderung der nächstfolgenden Stelle: προκατασκευάσαντος τοῦ σχήματος τὴν χρείαν τὸ ἐν ἄλλῳ λόγῳ ὑπερβάλλεσθαι — in καὶ προκατασκευάσαντα ἐν ἄλλῳ λόγῳ τὴν τοῦ σχήματος χρείαν, ὑπερβ. hat unleugbar ihr Verdienstliches und Lobenswürdiges; aber sie setzt dennoch diese Stelle nicht in ihre volle Klarheit. Denn entweder will es uns nicht auffallen, was (wir wollen uns hier lieber der Übersetzung des Hgs. bedienen) *orationis figuratae usum* in dieser Stelle *in alio sermone artis ope orationis figuratae usum praeparaverit*, sagen will, oder es ist auch mit der Änderung oder Erklärung des τὴν τοῦ σχήματος χρείαν noch nicht so ganz richtig. S. 167 drückt sich der Hg. auch, unserer Meinung nach, hierin richtiger aus, indem er die Parallelstelle ἐν ἑτέρῳ λόγῳ — ἀναβολὴ τὸ σχῆμα παραδοῦναι in seiner Übersetzung so giebt: *itemque, cum in alia oratione artificiis orationum figuratarum usus fuerit (rem praeparaturus), differendo rem figuram illam detegat.* Das Beyspiel, welches C. 8. §. 14 auch vorkommt, beweiset, dass in dieser dritten Art fig. Reden nicht, wie in den zwey unmittelbar vorhergehenden Beyspielen zu den zwey ersteren Arten, *zwey verschiedene*, sondern ein und derselbe Redner in der ersten von zwey verschiedenen Reden eine Handlung vermittelst einer eigenen figürl. Rede (in dem Beyspiele ist es Ἀφρήτωρ, ἀθέμιστος, ἀνέστιός ἐστιν ἐκεῖνος, Ὃς πολέμου ἔραται ἐπιδημίου ὀκρυόεντος) vorbereitet, welche in der folgenden Rede in diesen Worten — ἀλλ' ἔτι καὶ νῦν φραζόμεσθ', — — ἔπεσσι τε μειλιχίοισιν angegeben wird. Nachdem wir nun aller Änderungen erwähnt haben, welche dieser Satz unter der Hand des neuesten Hgs. erfahren hat: so können wir nicht unterlassen, noch eine Schwierigkeit anzuzeigen, welche die erste Stelle ἤρτηνται δὲ ἐκ τούτων τῶν τρόπων κἀκεῖνα mit sich führt. Um diese Schwierigkeit in ihrem ganzen Umfange anzugeben, wollen wir auch des Hgs. Übersetzung dieser Stelle hersetzen: *his conjunctissima sunt illa.* Was will dieses *his* sagen? Im zweyten §. war von allen drey Gattungen die Rede. Gehören nun die fig. Reden, welche nach den angeführten Worten des Originales angegeben werden, allen drey im §. 2 angeführten Gattungen zu? Nein; es sind Arten der zweyten Gattung allein: folglich sind wir mit dieser Stelle noch nicht im Reinen. Der Hg. hat Recht, wenn er S. 120 gegen *A. Schott* die alte Lesart ὅτι τεχνάζει τῆς ἐναντιώσεως εἰς δόξαν ἐμπεσεῖν in Schutz nahm. Denn wenn *A. Schott* glaubte, τεχνάζει könnte wegbleiben: so erwog er nicht, dass der Rhetor gleich darauf sagt: εἰ γὰρ ἡ τέχνη; oder wenn er ἐμπεσεῖν wegstreichen wollte: so nahm er nicht wahr, dass nicht δόξαν, sondern ἐμπεσεῖν εἰς δόξαν der Gegenstand des τεχνάζειν war. Es durften die Zuhörer keine wirkliche δόξαν τῆς ἐναντιώσεως, sondern nur ein blosses ἐμπεσεῖν εἰς δόξαν τ. ε. bey dem Redner annehmen, wenn er sich dieser Figur bediente; sonst verdarb er Alles. *Ebend.* heisst es in dem gewöhnlichen Texte: εἰ γὰρ διαλεχθείη ἡ τέχνη. Schon *A. Schott* fand diese Lesart unbequem, und las dagegen εἰ δὲ λαθῇ. Unser Hg. findet diese Änderung noch nicht nach Dionysius Sinne. Indess giebt dieselbe, nach unserer Einsicht, einen, vielleicht zu vertheidigenden Sinn. Wir wollen nur erst beide Übersetzungen hersetzen: die alte lautet: *sin autem lateat ars, nec advertatur, eveniet, ut discrepantes in iis, quae prae se fert, oratori assentiantur; non autem,*

ut, *quae orator ipse vult, decernantur;* die neue: *quodsi artificium intellectum fuerit, eveniet, ut altercandi cupidi oratori, quae specie proposuerit, concedant, neque, quae persuadere iis voluerit, decernant. A. Schott* verstand unter τέχνη die Kunst, welche in der fig. Rede stecken muss, wenn sie diesen Namen verdienen soll, und welche die in derselben wirklich vorgeschlagene Sache von einer Seite zeigt, von welcher sie so unausführbar ist, dass der Zuhörer, wie sehr er auch bisher für die Ausführung eingenommen war, doch, sie aufzugeben, sich gedrungen fühlt. Unser Hg. aber nimmt das Wort τέχνη in dem anderen, dem schlimmen Sinne des Wortes. Nach ihm ist es nicht jene Kunst, sondern die listige Absicht des Redners, welche er bloss im Gemüthe hegt, und die ihn bewegt, in seiner Rede von der Kunst, die *A. Schott* meint, Gebrauch zu machen, um die Zuhörer zu seiner Meinung umzustimmen. In dieser Hinsicht können beide Übersetzer gewissermaßen Recht haben: der alte, indem er behauptet, man müsse die Kunst merken; der neue, indem er mit Recht der Meinung ist, man müsse die List nicht merken. Zu der Meinung des Letztern passt auch der gleich folgende Ausdruck φιλονεικοῦντας in seiner vollen Bedeutung; zu der Behauptung des Ersteren nicht so gut, weil man eben nicht streitsüchtig zu seyn braucht, wenn man seine bisherige Meinung beybehält, so lange der Redner uns noch nicht eines Andern überzeugt hat. *Ebend.* heisst es §. 5: ἵνα πρῶτον καὶ τὸ ὄνομα τοῦ σχήματος καὶ τὴν χρείαν δείξωμεν παρ' αὐτῷ δεικνύντι. und S. 124: ὁρᾷς καὶ τὸ ἔργον τῆς διοικήσεως, καὶ τὸ ὄνομα ἐπιφερόμενον τῷ ἔργῳ, τὸ Σχῆμα. Aus diesen beiden Stellen erhellet, dass der Rhetor in diesem Beyspiele den Namen dieser Gattung fig. Reden finden wollte. Wir müssen gestehen, dass wir ihn nicht darin zu finden wissen. Unser Hg. hat sich über diesen Namen nicht eigentlich erkläret. Zufolge der Stelle S. 124 ὁρᾷς κ. τ. λ. sollte man denken, dass man in der *vorhergehenden Stelle* ihn vor sich hätte. Allein was hat man hier? Nichts, als den Namen σχῆμα. Dieser Name kommt ja aber jeder dieser drey Gattungen fig. Reden zu, daher sie auch λόγοι ἐσχηματισμένοι genannt werden, kann also nicht *einer* der drey Gattungen, nicht dieser *ersten* Gattung *allein* beygelegt werden; es müsste denn seyn, dass er ihr vorzugsweise ertheilt wäre, wovon wir aber keine Beweise haben. Überdieses *hat* diese Gattung vorzugsweise einen Namen, der sehr charakteristisch ist, und im §. 2 und 3 angeführt und erklärt wird, der ihr zwar nicht durchgängig, aber doch von den meisten, wie der Rhetor sagt, beygelegt wird: er heisst χρῶμα. Die Stelle, worin Demosthenes den Namen dieser Figur selbst angegeben haben soll, und welche so lautet: σχήματος ἀξίου τῆς πόλεως ταῦτα πράξωμεν, verdient hier im Vorbeygehen auch noch eine kleine Betrachtung. Der Hg. übersetzt sie: *et quasi figura quadam, quae digna sit republica, uti in hoc negotio administrando.* Was hat denn diese Figur vor anderen Eigenes, welches sie *würdig* macht, von einem Freystaate zu diesem Geschäfte ausgewählt zu werden? Freylich, sie ist eine εὐπρέπεια, sie ist ein χρῶμα; aber welch' eine seltsame Würdigkeit, welch' ein noch seltsamerer Witz μετὰ σχήματος ἀξίου τῆς πόλεως! und von einem Demosthenes! Kurz, wir glauben, σχῆμα steht hier zwar nicht für πρόσχημα, aber doch in der Bedeutung desselben, in der Bedeutung *Vorwand.* Wie, wenn diese Stelle gar heissen müsste καὶ μετὰ χρώματος ἀξίου κ. π. Denn es muss in dieser Stelle doch ein Ausdruck gewesen seyn, der den Rhetor veranlasste, zu Anfange dieses Beyspieles den Namen dieser Figur im Voraus zu versprechen, und am Ende derselben mit so vieler Zuversicht zu sagen: ὁρᾷς καὶ τὸ ἔργον — καὶ τὸ ὄνομα κ. τ. λ. Nach C. 9. §. 9 muss der Ausdruck in der demosthenischen Stelle, welcher den Namen enthielt, zugleich der Name dieser Figur gewesen seyn, welcher zu des Rhetors Zeiten, der dieses Capitel aufsetzte, bekannt und gewöhnlich war; sonst hätte er nicht sagen können: καὶ οἶδε (ὁ Δημοσθένης) τοῦ σχήματος τούτου τὸ ὄνομα. Soll und muss hier aber μετὰ τοῦ σχήματος ἀξίου τῆς πόλεως gelesen werden: so bedeutet σχῆμα hier *Wendung;* allein alsdann befinden wir uns wieder in der vorigen Verlegenheit um den *Namen.* Indessen wenn wir dem Ausdruck σχῆμα hier die Bedeutung *Figur* liessen: so könnte vielleicht die zweyte Stelle S. 124 ὁρᾷς κ. τ. ε. τ. ὁ. Καὶ τὸ ὄνομα ἐπιφερόμενον τῷ ἔργῳ, τὸ Σχῆμα so erklärt werden: du siehst, dass er selbst diesem rednerischen Kunststücke den Namen *Figur* ertheilet. Allein diesem widerspricht die Stelle C. 9. §. 9: Καὶ οἶδε τοῦ σχήματος τούτου τὸ ὄνομα, welche auf einen wirklichen Namen zielet. Und was würden wir auch noch mit dieser Erklärung gewinnen? Was Grosses und Wichtiges ist es denn, dass *Demosthenes,* der diesen klugen Vorschlag that, sogar selbst wusste, dass er hier eine Figur brauchte, und seine Zuhörer, welche auf etwas weit Wichtigeres hier zu achten hatten, wie ein in sich verliebter Kunstjünger, darauf aufmerksam machte? Und wie läppisch wäre es erst von einem Rhetor, wie Dionysius, gewesen, davon ein Aufhebens zu machen, dass Demosthenes hier seine Wendung eine *Figur* nannte, und sogar selbst wusste, dass er sich hier einer *Figur* bediente! Musste ein Redner, wie er, nicht immer wissen, was er als Künstler that?

Nach der gesammten von uns angestellten Prüfung dieser Ausgabe, wovon wir hier nur einen Theil dem Leser vorgelegt haben, glauben wir sagen zu dürfen, dass sie eine richtigere Ansicht des Ganzen, einen mit Benutzung der gelehrten Vorgänger und mit eigenem Scharfsinn an vielen Stellen berichtigteren Text, eine bessere und mit Fleiss ausgearbeitete Übersetzung (hin und wieder hätten wir wohl etwas mehr Abgemessenheit im Ausdrucke gewünscht, z. B. p. 136 *ne omne argumentationis - - - accommodaret;* und p. 213 fehlt selbst eine kleine Stelle in der Übersetzung), und einen von

guten Kenntnissen zeugenden Commentar liefert, welches alles ihr einen Vorzug vor den bisherigen Ausgaben ertheilt, eine noch gefeiltere Ausgabe aber keinesweges entbehrlich macht. M.....t.

Stendal, b. Frantzen u. Grosse: *Probe einer Übersetzung der Aphorismen des Hippokrates, nebst einem erläuternden Commentare derselben, und einigen anderen Abhandlungen aus der Iaterie* (Arzneywissenschaft) *und der Iamatologie* (Heilmittellehre). Bearbeitet von *August Heimbert Hinze*, D. der Medicin und Chirurgie, Brunnen- und Bade-Medicus zu Altwasser, ausübendem Arzte und Geburtshelfer zu Waldenburg in Niederschlesien. 1807. IV und 112 S. 8. (10 gr.)

Die hier mitgetheilte, commentirende Übersetzung einiger Aphorismen des Hippokrates sollte (*Vorr. I*) ein Versuch seyn, wie die hippokratischen Aphorismen, und die in denselben niedergelegten, unvergänglichen Schätze pathogenischer und klinischer Wahrheiten auf eine würdige Weise dargestellt, benutzt und verstanden werden können. Dem gegenwärtigen Zeitalter, setzt der Vf. hinzu, ist es gelungen, tiefer als vormals (*die vorhergehenden*) in die Construction des Organismus und der, seinem Normalzustande drohenden Gefahren zu dringen, und durch geläutertere Ansichten der Physik, mit der Natur vertrauter, und also auch mit dem eigenthümlichen Geiste der hippokratischen Wahrnehmungen und Reflexionen bekannter zu werden. — Da der Werth eines Commentars, unabhängig von der Kunstsprache irgend einer Schule, wäre sie auch die allerneueste, vorzüglich durch das richtige Verstehen des zu Grunde gelegten Textes, in der Ursprache, bestimmt wird: so wollen wir zuvörderst die Bemerkungen mittheilen, welche sich uns, bey wiederholter Vergleichung des griechischen Originals mit der Übersetzung, ergeben haben, um auf diese Weise darzuthun, wie tief der Exeget in den ächten Sinn desselben eingedrungen sey.

Wenn Hr. *H.* die zweyte Hälfte des ersten Aphorismus (S. 2) folgendermassen übersetzt: der Arzt sey ein Mann, der nicht bloss nach seiner Schuldigkeit, sondern in steter Beziehung auf den Kranken, die Umgebungen, und den gegenwärtigen Augenblick handelt —; richtiger: *Nicht aber der Arzt allein muss leisten, was er soll, sondern auch der Kranke, die Anwesenden, und Aussendinge müssen das Ihrige thun.* —: darf man dann die Versicherung, welche der dahingehörende Commentar giebt: wir werden ihn (*den Hippokrates*) verstehen, als durchaus wahr gelten lassen? Und wenn er gleich darauf hinzufügt: uns ihn anzueignen, ihm gleichzukommen, eifrig uns bestreben: so können wir Ersteres nicht anders als löblich, Letzteres aber wohl mehr als problematisch finden. — S. 10 *Causalnervus* statt *Causalnexus* ist wohl ein Druckfehler. — S. 14. (*Aphor.*) 4 hat sich, statt einer genauen Übersetzung, der Commentar in die Worte des Aphorismus verirrt, da im Griechischen nur χαλεπαὶ (*nachtheilig*), nicht aber *Verdauungsbeschwerlichkeiten erzeugend* steht. — οὐ μὴ ἐπιδέχεται (ebendas.) heisst nicht: wenn sie nicht bestimmt angezeigt sind, sondern, wie *Gruner* und *Sprengel* es übersetzen: *da, wo man sie sonst nicht zulässt.* S. 23. 6. Im höchsten Stadio der Krankheit sind die höchsten (kräftigsten) Mittel ohnstreitig (?) die besten, — richtiger: *in den äussersten Krankheiten* (*Krankheitsgraden*) *sind die äussersten Heilmittel, mit scharfer Auswahl, die kräftigsten* (κράτισται); wobey der Commentar wohl hätte bemerken mögen, dass der Vf. dieses Aphorismus mehr chirurgische Heldenmittel, als innere, wovon allein Hr. *H.* redet, im Auge gehabt habe. — S. 26. 18. Im Sommer (nach Hn. *H.* Übers.) und Herbste werden die Speisen schwer verdauet (ertragen), leichter im Winter und im Frühling. Σιτία bedeutet nicht schlechtweg alle Speisen, sondern vorzüglich *Cerealien*, die in geringer Masse viel Nahrungsstoff enthalten. Δυσφορώτατα ist nicht: schwer verdauet, sondern *äusserst schwer ertragen* oder *verdauet.* Ἦρος δεύτερον giebt keinen befriedigenden Wortsinn. Rec. würde οὐδέτερον statt δεύτερον lesen, und, vielleicht mehr im Sinn des Originals: *nicht so schwer, wie im Sommer, und nicht so leicht, wie im Winter*, interpretiren. — S. 53. 34. (Aphor. 33.) In allen Formen des Übelbefindens ist es ein gutes Zeichen, wenn das Bewusstseyn und das Gefühl für die Aussenwelt ungestört bleibt u. f., — richtiger: *In jeder Krankheit ist ein gesunder Verstand und Wohlbefinden auf dargereichte Genüsse gut* u. f.

Der über die in vorliegender Kritik angeführten, so wie über einige andere, einzeln ausgehobene, hippokratische Aphorismen verbreitete Commentar ist, abgesehen von den obengerügten Missverständnissen, nicht ohne Belehrung für jüngere Ärzte; ältere möchten hin und wieder weniger Declamation, und mehr aus der Tiefe des hippokratischen Geistes geschöpften Sinn zu finden wünschen. S. 58. Was der Vf. im zweyten Abschnitt *über Symbolik in der Medicin und über symbolische Arzneymittel* aus den Schriften einiger alter Ärzte compilirt hat, möchte immerhin, unaufgestört, in den Winkeln der medicinischen Literatur geblieben seyn, da eine solche Ansicht der Arzneykörper, selbst historisch genommen, wenig Interesse gewähren, und nur als ein *Verfinsterungspunct* in der medicinischen Culturgeschichte gelten kann. Unter andern Gegenständen, welche der anthropomorphisirende Aberwitz, oft theuer genug, dem starkgläubigen Unverstande, als heilbringend oder unheilabwendend, verkauft hat, findet natürlich die Mandragorawurzel auch ihre Stelle. Allein der Vf., wenn er den mit ihr getriebenen Amuletenunfug erwähnte, hätte nicht vergessen sollen, ihr, einem Mitgliede der Atropafamilie, einen ehrenvollen Platz unter den antispasmodischen Mitteln, vorzüglich bey äusserer Anwendung, zu vin-

diciren. Rec. bedient sich ihrer mit Nutzen zur Zertheilung syphilitischer Drüsenverhärtungen. S. 93. Das Lebensende des Ulysses Aldrovandi, welcher nicht im J. 1522, sondern 1525 zu Bologna geboren war, schildert der Vf. mit viel zu munteren Farben. Er starb arm, blind, von seinen Mitbürgern verlassen, im Hospital. — Gegen die S. 104 — 5 angeführte Beobachtung des französischen Thierarztes *Huzard*, dass grasfressende Thiere das von fleischfressenden empfangene Wuthgift überhaupt nicht weiter fortzupflanzen vermögen, welches unlängst *Bouriat* in seinen *Recherches et réflexions sur la rage et sur les moyens qui doivent être employés par ceux qui viennent d'être mordus par un animal enragé ou soupçonné tel* (*Paris* 1809) zu bestätigen gesucht hat, so wie gegen die früheren Beobachtungen des D. *Bader* von dem Unvermögen ursprünglich tollgewordener Hunde, das Gift über das zweyte Glied der Ansteckung hinaus fortzupflanzen, liessen sich wohl bedeutende Zweifel erheben, ohne eben, wie anderswo geschehen, den Hahn des *Coelius Aurelianus* zu Hülfe zu rufen. Wenn überall im Gebiete ärztlicher Beobachtung ein zögernder Glaube am wenigsten irre führt: so kann ein vernünftiger Pyrrhonismus nicht genug gegen Behauptungen empfohlen werden, welche den Ursprung, die Entwickelung, Verbreitung, und unterscheidende Wirksamkeit des Wuthgifts ausserhalb des menschlichen Körpers betreffen. Rec. hält sich durch Erfahrung berechtigt, zu behaupten, dass von zwanzig toll geglaubten Thieren kaum zwey wirklich rabios sind, sondern vielmehr, dass die meisten von ihnen durch mancherley andere Krankheiten, z. B. Hunde durch Eingeweidewürmer, Krämpfe, Brüche, durch Misshandlung muthwilliger Buben getrieben, wild und herrenlos umher schweifen, und, der von allen Seiten her gedroheten oder erhaltenen Schläge eingedenk, jeden Begegnenden beissend anfallen. Wenn er auch gerade nicht mit *Bosquillon* die bey gebissenen Personen zu befürchtende oder entstandene Krankheit einzig und allein psychologisch zu definiren, oder gar zu curiren sich getrauet: so hat er doch erschütternde Beyspiele der Wirkung von Furcht in ähnlichen Fällen erlebt, wo der Urheber des Bisses nach seinem Tode das Document eines ihm muthwillig angehängten Reizmittels an sonst versteckten Theilen des Körpers finden liess, und allen Gebissenen Anlass ward, in kurzer Zeit *à la Bosquillon* zu genesen. Es würde zu weit führen, alle Mängel der ärztlichen Polizey in den meisten deutschen Staaten in dieser Hinsicht hier rügen zu wollen; aber den grössten aller Mängel, welchen man durch übereilte Ermordung des angeblich wüthenden Übelthäters und dadurch bewirkte Vernichtung eines möglichen Beweises vom Gegentheil begeht, glaubt er nicht oft und laut genug rügen zu können, und jeder obrigkeitlichen Behörde die Einfangung und Festsetzung des wahren oder scheinbaren Wüthrichs, deren promte Ausmittelung sich vor vielen anderen Fragen zu einer Preisaufgabe eignen dürfte, als Gegenstand der nächsten Sorge und Pflicht ans Herz legen zu müssen. — Unrichtigkeiten des Ausdrucks, wie Reconvalescenz statt *Convalescenz* (*Genesung*), Andromacha st. *Andromachus*, Ung. Duodecapharm. st. *dodecapharm.*, Empl. diachylum st. *diachylon*, Dioscorides aus Anazarba in Cicilien st. *Anazarbus in Cilicien*, darf man wohl grösstentheils auf Rechnung des entfernten Druckortes vom Aufenthalt des Vfs. schreiben.

F. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Über meine Dienstentsetzung und deren eigentliche Gründe.* Von *F. W. von Mauvillon*, vormals Obrist in westphälischen Diensten. 1813. 3 Bogen. 8. broschirt. (8 gr.)

Hr. *v. M.* war im Frühjahr 1813 königl. westphälischer Platzcommandant des Harzdepartements, und hatte unter seinen Befehlen eine aus 2 Stadtcommandanten, 2 Werbeofficieren und 2 Unterofficieren bestehende Militärmacht. Er selbst befand sich in Heiligenstadt, und hatte von seinem Chef die in den Beylagen mitgetheilte Anweisung erhalten, bey der Annäherung der verbündeten Heere sich nach den Bewegungen der Gensd'armerie - Brigaden zu richten.

Der westphälische General Hammerstein stand mit einem kleinen Corps im Eichsfelde und erwartete einen Angriff. Er konnte und wollte dem Vf. in seinem Gefolge keine Anstellung geben, und veranlasste die Civilbehörden, sich zu entfernen. Da auch die Gensd'armen nach Cassel zurück gingen: so glaubte Hr. *v. M.* seiner Instruction gemäss sich an sie anschliessen zu müssen. Dieser Schritt wurde auch Anfangs von dem Kriegsminister gebilligt; als aber die Verbündeten damals nicht weiter vordrangen, legte man dem Vf. zur Last, dass er nicht gewartet hatte, bis er als Commandant von 6 Mann durch die Übermacht des Feindes zum Rückzuge gezwungen worden wäre, und nahm dieses zum Vorwand, ihn seiner Stelle zu entsetzen.

Da man diese seine Entsetzung mit Anführung des angezeigten Grundes in dem westphälischen Moniteur bekannt gemacht hat: so glaubte Hr. *v. M.* sich durch seine Ehre verpflichtet, den Bestand der Streitkräfte, an deren Spitze er den Zwang der feindlichen Übermacht hätte abwarten sollen, so wie den ganzen Vorgang, der auch wegen der Nebenumstände nicht ohne Interesse ist, gleichfalls zur Kenntniss des Publicums zu bringen.

Kf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG, b. Calve: *Hesperus*, ein Nationalblatt für gebildete Leser, herausgegeben von *Christian Carl André* in Brünn. Jahrgang 1812. Erster und zweyter Band. 638 S. Jahrgang 1813 bis zum Novemberheft. 632 S. gr. 4. (Der Jahrgang 6 Rthlr. 18 gr.)

Die Journale der österreichischen Monarchie werden im übrigen Deutschland wenig bekannt, indem sie auf das Publicum derselben ganz berechnet sind. Es will ein grosses örtliches Interesse und die bunteste Mannichfaltigkeit in periodischen Blättern finden, wenn es sich zum Ankauf und zum Lesen bequemen soll. Darum muss Allerley mit engem Druck zusammengehäuft werden; und da der Circulation ausländischer Zeitschriften im österreichischen Kaiserstaat noch stets manche Hindernisse im Wege stehen: so lassen die inländischen Journalisten häufig aus denselben abdrucken. Diess kann ihnen nicht verargt werden, wenn sie, wie der Herausgeber des *Hesperus*, angeben, dass solche Artikel und woher sie entlehnt sind. In *Hormayr's* Archiv für Historie u. s. w., welches überschwengliche Beute von ausheimischen Zeitschriften und Büchlein macht, geschieht diess gar nicht. Mehr als ein ganzer Jahrgang z. B. der ehemaligen *woltmannschen* Zeitschrift über Geschichte und Politik ist in jenem Archiv abgedruckt, ohne dass ihrer erwähnt worden. So ward ein Rec. desselben in der hallischen A. L. Z. verführt, längst bekannte Abhandlungen von Vfn., die sich genannt hatten, als Arbeiten des Hn. v. *Hormayr* zu beurtheilen. Übrigens wirkt der Brauch der österreichischen Journalisten, auf solche Art die ausländischen zu benutzen, wiederum dazu, dass ihre Zeitschriften im übrigen Deutschland wenig Abgang finden; denn man will seine eigene Waare nicht noch einmal, und von ihnen zurückkaufen.

Nun wäre aber zu wünschen, dass ein Journal, wie der *Hesperus*, dem Auslande bekannter würde; Denn er ist reich an nicht entlehnten Auffätzen, welche nicht nur ein grosses örtliches Interesse, sondern auch ein allgemeines für jegliche Cultur und jegliche bürgerliche Gesellschaft haben. Um so mehr ist Pflicht der Recension, dieselben für das übrige Deutschland hervorzuheben.

Wir tragen kein Bedenken, für den merkwürdigsten Artikel dieser Zeitschrift die *Bitte eines ältern und heimathlosen Taubstummen* im Märzstück 1812 zu erklären. Ein taubstummer Knabe, von Hunger aufgerieben, auf das erbärmlichste mit der sogenannten Holzmütze eines Soldaten, einem grünen Cavalierierock mit rothen Aufschlägen, alten ledernen Beinkleidern eines starken Mannes angethan, ward im Sommer 1805 von der Polizey Prags dem dortigen vortrefflichen Taubstummeninstitute zugeschickt. Man nahm ihn unter die Zahl der Pflegekinder unentgeltlich auf, und der Canzelist des Bücherrevisionsamtes, Ehrlich, nahm sich des Unglücklichen auf das väterlichste an, und liess ihm seinen Namen Bernhard Ehrlich beylegen. Der Knabe entwickelte nach und nach ausgezeichnete Talente und einen liebenswürdigen Charakter: war immer leidenschaftslos, willfährig, genügsam, bald fertig und ausdauernd in mechanischen Arbeiten. Auch durch Laute drückte er sich aus, und schriftlich seine Begriffe mit Fertigkeit und Bestimmtheit. Die Erinnerungen seiner früheren Jugend erwachten wieder deutlich in ihm, und als er sieben Jahre im Institut gelebt hatte, ungefähr vierzehn bis funfzehn Jahre alt war, gab er von ihnen zu Anfang des Jahres 1812 eine prunklose Darstellung. Sie ist eine merkwürdige Urkunde für den menschlichen Geist, in ihrer Einfalt ungemein rührend und tief, und wird vielleicht nicht bald, oder gar nicht in Deutschland verbreitet. Es lassen sich keine Züge, keine Fragmente herausheben: sie will wie ein Ganzes gelesen werden; und so überwindet sich auch ein kritisches Institut, sie mit möglichster Ersparung des Raumes in Umlauf zu bringen:

'Mein Vater war Eigenthümer einer Mühle. Die Mühle liegt in einem Thale, ganz allein, gegen Mitternacht und gegen Mittag von hohen Bergen umgeben, auf welchen viel Waldung ist. Der Eingang zur Mühle war von Mittag, links das Mühlwerk, rechts die Wohnstube. — Die Mühle hatte nur einen Mahlgang, und wurde von einem oberschlägigen Wasserrade getrieben. Das Gebäude war von Holz, von sogenanntem Balkenwerk geschroten, ein Stock hoch, mit Stroh bedeckt. Am untern Theile des Daches, an der sogenannten Traufe waren zwey Reihen Schindeln. Das Wasser, welches das Mühlrad trieb, kam aus einem kleinen Teich, in welchem es sich aus einem Bache sammelt, der von Morgen kommt. Aus dem Teiche fliesst das Wasser in einem Mühlgraben bis gegen die Ecke des Mühlwerkes gegen Mittag, wo es sich in einem rechten Winkel gegen Abend in eine Rinne wendet, in welcher es auf das Rad geleitet wird. Unter der Rinne, die beym Wasserfang und auf der Radstube aufliegt, kann man durchgehen. Das überflüssige Wasser wurde aus dem Teiche hinter der Mühle weggeleitet. Von der Mühle

floss das Wasser unter Nadelholzbäumen gegen Mittag, ohngefähr eine Stunde weit, in einen Fluss, der seinen Lauf nach Mitternacht nahm. Im Winter wurde der Mühlgraben vom Teiche bis zum Wasserfang mit Nadelholzreisig bedeckt. — Die Wohnstube war mit Brettern gedielt. Sie hatte vier Fenster, zwey gegen Mittag und zwey gegen Morgen. Die Fenster hatten achteckige kleine Glasscheiben in Bley gefasst. In der Ecke der Wohnstube, links an der Thür, stand der Tisch, über welchem an der Wand heilige Bilder hingen. Weiter vorwärts stand der grüne Kachelofen, der so, wie die ganze Stube, mit Bänken umgeben war. In der Ecke rechts stand eine Hobelbank, und neben derselben hing eine hölzerne Wanduhr. An der Kammerthür war kein Schloss, sondern eine sogenannte Felsche, eine Klinke, die mit einem Band aufgezogen wird. An die Wohnstube stiess eine Kammer, aus der eine Thür auf den Hof ging. In dieser Kammer schliefen mein Vater, meine Mutter und mein Stiefbruder; über dem Bette hing eine Flinte. — Die Scheune und der Stall waren von der Mühle abgesondert gebaut. Um die Mühle waren schöne Obst- und Küchengärten, Wiesen und Felder. Wir hatten Aepfel- Birnen- Pflaumen- und Kirschbäume, auch Salat. Auf dem Felde wurde auch Flachs gebaut. — Gegen Mittag lag ein grosses Dorf mit einer Kirche, an dem Flusse, wohin das Obst aus der Mühle auf Schubkarren und in Körben übers Gebirge gebracht, und in Kähnen weiter verführt wurde. Gegen Morgen war auch ein Dorf. Gegen Mitternacht übers Gebirge lag auch ein Dorf mit einer Kirche, gegen Abend waren Waldungen. Die Kirchen waren römischkatholisch. In dem Kirchorte gegen Mitternacht war ein Kaufmann, und ein Wirthshaus, in welches mein Vater oft zu Biere ging. Hier wurde auch beym Spiel der Geige, Clarinette, Bass, Zymbale getanzt. — Aus den Dörfern gegen Mitternacht und Morgen brachten die Leute Getreide zum Mahlen. Einige brachten es auf zweyrädrigen Wagen, welche Schleifen hinter sich hatten, worauf Leitern waren, gewöhnlich von Ochsen, nur selten von Pferden gezogen. Andere trugen es mit Stricken auf den Rücken wie einen Ranzen. Sie haben das Getreide selbst gemahlen, meinem Vater aber ein kleines Mass voll davon gegeben. — Wir hatten zwey Kühe, die rothe und weisse Flecken hatten, womit mein Vater pflügte, und andere Fuhren machte, drey Ziegen, und auch Schweine. Im Winter schlachtete mein Vater ein grosses Schwein; er machte Würste, zu deren Füllung er ein Stück Ochsenhorn, etwa eines Fingerslang, brauchte. Das Fleisch hing er in den Rauch. Wir assen auf hölzernen Tellern. Meine Mutter hat oft Krapfen gebacken. Mein Vater verkaufte einem Fleischhacker eine Kuh; da sah ich Kreuzer und Bankozettel. Ich sah auch in den Wäldern bey meinem Vater Rehe. Alle spannen Flachs, ich auch. Das Garn wurde theils an Hausirer verkauft, theils liess meine Mutter in dem Dorfe gegen Mitternacht Leinwand daraus weben. Mein Vater bleichte auch Leinwand für andere Leute. — Mein Vater war ein grosser starker Mann. Er war vielleicht vierzig Jahr alt, er hatte schwarze Haare, und rauchte Taback. An Werktagen trug er einen nackten Schaafspelz; Sonntags einen schmutziggelben Tuchrock, eine weisstuchene Weste, lederne Hosen, einen runden schwarzen Hut, weisswollene Strümpfe, Schuhe von Rindsleder mit Rahmen und viereckigten Schnallen. Als Stock, trug er einen glatten Stab, worauf das Ellenmass war. — Die Männer trugen runde Hüte, deren Krempen auf beiden Seiten nach hintenzu mit Schnüren an die Kappe geheftet waren, auch schwarze hohe Pudelmützen von schwarzem Schaafpelz. Die meisten trugen blautuchne Röcke, weisswollene, auch anders gefärbte Strümpfe, Schuhe von Rindsleder mit Rahmen und Nägeln beschlagen und viereckigten messingernen Schnallen. Die Weiber trugen stark gestärkte weisse Hauben; die Mägde hatten die Haare in ein Nest geflochten, und mit allerley Bändern umbunden: alle trugen rothe wollene Strümpfe, Korsette von allerley Stoff, an den Kanten mit rothem Vorschuss, Mieder mit Brustlatzen, Stöckelschuhe mit Zwecken und Schnallen. — In dem Hause meines Vaters waren: der Vater, die Mutter, eine grosse und eine kleine Magd, ich, meine Schwester und ein Bruder in der Wiege. Meine Mutter starb nach der Entbindung sammt dem Kinde. Sie wurden auf einem Wagen nach dem Kirchorte gegen Mittag gefahren, und dort begraben: ich war bey dem Begräbniss. Es war im Sommer. Etwa ein halbes Jahr darauf heirathete mein Vater wieder; bald darauf starb auch meine Schwester, welche vier oder fünf Jahr alt war. Ich fiel einmal, und schlug mir ein grosses Loch in den Kopf. Davon rührt die Narbe her, welche ich über dem linken Auge habe. — Meine Stiefmutter war ein grosses, starkes Weib, sie hatte schwarze Augen und schwarzes Haar. Sie zeugte mit meinem Vater einen Knaben, den sie recht gut pflegte. Auf mich war sie immer böse. Mit meinem Vater zankte sie immer, und wies dabey auf mich. Sie gab mir kein Bett; ich musste in der grössten Kälte auf dem Boden schlafen, da verkroch ich mich ins Heu oder Stroh. Wenn sie auskehrte und ich spann, hieb sie mit dem Besen auf mich, gleichviel wohin, ohne nur ein sichtbares oder fühlbares Zeichen zu geben, warum. Ihren Sohn band sie in ein Tuch, hing ihn an den vier Enden an einem Baume auf, ich musste ihn schaukeln, und wurde dabey von ihr heftig geschlagen. Sie konnte einmal einen Tragkorb nicht finden, da band sie mich an den Tisch, schlug und stiess mich mit den Fäusten, und gab mir den ganzen Tag nichts zu essen. Wenn etwas Besonderes zu essen war, und sie allen davon gab: so gab sie mir nicht nur nichts, sondern neckte mich noch dabey. Ich musste Erde im Tragkorb auf die Brachfelder tragen; da lud sie mir soviel auf, bis ich niedersank, dann lachte sie. Noch jetzt habe ich davon steife Knie. Ich musste die Ziegen hüten. — Dieser und vieler anderer Misshandlungen wegen lief ich davon. Ich ging um Mittag weg. Ich hatte keine andere Bekleidung als Hosen und ein Hembd; ich war blossfüssig, ohne Rock, Weste und Hut. Es war im Frühlinge; die Blumen blühten. Ich kam einigemal auf kleinen Kähnen über Flüsse, einmal auch auf einem grossen Schiffe, worauf Wägen mit überfuhren. Ich kam durch viele Dörfer und durch zwey kleinere Städte. Geld hatte ich nicht. Wenn mich der Hunger plagte, so bettelte ich. Bekam ich nichts, so stahl ich reife Kirschen, Birnen, unreife Pflaumen und Weinbeeren. In einem Weinberge schoss man einmal mit einer Flinte nach mir. Ich kam zu einer Bande Räuber, sie nahmen mich mit sich; sie stahlen in einem Hause, sie liessen mich aber bald wieder laufen. Ein Bauer gab mir lederne Hosen, einen grünen Rock und eine Mütze. Ich kam mit einem Fuhrmann nach Prag. Herr Ehrlich führte mich ins Taubstummeninstitut, wo ich so glücklich war aufgenommen zu werden. Gott und allen Menschen sey es gedankt. Ich heisse *Bernhard Ehrlich*. — Wenn man mich nur in meines Vaters Mühle führte, ich würde sie gleich erkennen. Sie liegt von Prag gegen Morgen. Nennen kann ich sie nicht, auch meines Vaters Nahmen weiss ich nicht. — Wenn ich nur meinen Vater sähe; er war mir gut. Er gab mir oft zu essen. Er drückte mich an seine Brust — traurig." —

Wer kann diese Urkunde eines Taubstummen lesen, ohne sie als ein Meisterstück von anschaulicher örtlicher Beschreibung zu betrachten? So fasst das Gesicht auf, und beschreibt so, ungestört von Gehör und von Vorstellungen Anderer. Man lese noch einmal die Beschreibung der väterlichen Wohnstube. Wie vollständig ist das Bild von ihr! Der Klinke an der Kammerthür wird erwähnt, ehe noch der Kammer gedacht ist. Ein Anderer würde diese zugleich mit der Wohnstube genannt haben, und das Successive der Anschauung wäre nicht so vollkommen gewesen. Eben diese nothwendige Ordnung der reinen Auffassung des Gesichtes ist in dem Ganzen. Die deutsche Sprache zeigt sich hier in einer Einfalt und Leichtigkeit, dass sie einerley wird mit der Klarheit des Gesichtes und man den Laut gänzlich vergisst. Wahrlich, der Poet und Historiker können für einen wichtigen Theil ihrer Kunst von diesem Taubstummen viel lernen.

Über das Objective in seiner Darstellung, über

das so leidende als kräftige Herz, welches aus ihr spricht, würden wir uns gern noch weiter verbreiten; aber man wird begierig seyn, zu hören, was die Bekanntmachung seiner Urkunde für ihn gewirkt hat. Wir finden im zweyten Heft des Hesperus von 1813 Nachricht darüber.

Der biedere Canzelist Ehrlich hatte sogleich aus der Beschreibung vermuthet, dass der Taubstumme aus den deutschen Gegenden des leitmeritzer und bunzlauer Kreises seyn möchte; und der junge brave Franz Fischer, Student zu Prag, von Waltirze im leitmeritzer Kreise gebürtig, entschloss sich, auf eigene Kosten eine Reise zu machen, um die Heimath von Bernhard Ehrlich zu entdecken. In der Mitte Aprils 1812 reiste er ab in die Gebirgsgegenden von Leitmeritz. Auf Wegen, die mit Schnee und Eis bedeckt, und durch Thauwetter in den Sonnenstunden unsicher waren, kam er immer spähend und fragend zu dem Dörfchen Tschansching ungefähr zwey Stunden hinter Leitmeritz. Hier fand er eine Gegend, welche mit der Beschreibung des Taubstummen genau übereinstimmte. Er eilte nach der Mühle, forschte schonend und behutsam; die Bewohner vermieden vorsätzlich das Geständniss, dass ihnen ein Kind verloren gegangen sey; da sprach er geradezu und kräftig von dem Verlornen. Unter wechselseitigen ängstlichen Blicken gestanden die Ältern, ein taubstummes Kind sey ihnen entkommen. Auf die Nachricht, der Sohn lebe noch, es gehe ihm wohl im Taubstummeninstitute zu Prag, erheiterte sich das Gesicht des Vaters, die Stiefmutter schien Alles zu bezweifeln, und beiden Ältern war es unbegreiflich, wie der Sohn noch leben könne, da sie gehört hätten, er sey unter eine Räuberbande gerathen. Nun fand sich, dass Bernhard Ehrlich mit seinem eigentlichen Namen Joseph Hurtig hiess, und damals im sechzehnten Lebensjahre stand, dass er zwey eigene und zwey Halbschwestern hatte, dass der Halbbruder, dessen er erwähnt, der Lieblingsbube seiner bösen Stiefmutter, um dessentwillen er so oft gequält worden, vom Mühlrade zerquetscht, er nun also der einzige männliche Erbe der Mühle war, zu welcher acht böhmische Striche Feld, Wirthschaftsgebäude und ein Garten gehörten.

Man brachte zuerst den Taubstummen mit einer seiner Schwestern zusammen; „allein, heisst es hier in dem Bericht," er erkannte sie nicht, Zeit und Jahre hatten das Bild verwischt." Wir können nicht umhin zu fragen, wie sollte er sie erkennen? er spricht ja ausdrücklich in seiner Urkunde nur von einer einzigen kleinen Schwester, welche sehr jung, bald nach ihrer Mutter starb." Seine beiden anderen eigenen Schwestern waren gewiss nicht im väterlichen Hause, so lange er mit Bewusstseyn dort lebte: vergessen hätte er sie nicht, und eben so sicherlich sie in seiner Urkunde nicht unerwähnt gelassen. Wir möchten Aufklärung darüber haben, ob die Veranstalter jener Zusammenkunft diess gänzlich übersehn hätten.

Der Knabe ward nach Leitmeritz gebracht, wohin die väterliche Mühle unterthänig ist, und auf Anrathen des Magistrates daselbst besuchten ihn seine Ältern. Standbildern ähnlich sahen sich Vater und Sohn einige Augenblicke an, dann flog der Sohn mit Thränen an des Vaters Hals, und dieser drückte ihn heftig mit überhäuften Küssen an die Brust. Sie überliessen sich eine geraume Zeit den natürlichen Ausbrüchen der reinsten Zärtlichkeit. Als dann der Sohn der zuschauenden Stiefmutter nahete, rief sie überwältigt aus: *Här Gott himlischer Faater! Ar git mer a a Schmozl!* (er giebt mir auch einen Kuss.)

Der Bericht im Hesperus schliesst mit der Anmerkung: „Schade, dass nicht auch die Art bekannt ist, wie dieser nun wiedergefundene Taubstumme aus dem väterlichen Hause verloren ging, und nach Prag kam. Auch diess würde interessant für den Menschenfreund seyn!" Aber der Menschenfreund weiss diess Alles ja aus der herrlichen Urkunde des Taubstummen. Oder will diese Anmerkung nur eine grössere Ausführlichkeit des Berichtes? etwa über das Leben der Räuberbande, über den nächtlichen Aufenthalt des umherirrenden Knaben, über seine Empfindungen in den verschiedenen Situationen? Viel Ausführlichkeit darüber ist von einem taubstummen Knaben wohl nicht zu erwarten. Am liebsten hörten wir von ihm, auf welche Art er sich verständlich machte, und wie die Menschen seine Taubstummheit nahmen.

Auch noch im Herbst 1813 war Bernhard Ehrlich im Taubstummeninstitute zu Prag. Ob er einst seine Mühle antreten, oder welches Fortkommen er finden solle? wird höhere Theilnahme entscheiden. Wir aber können seine Geschichte nicht verlassen, ohne zu bemerken, dass sie rührender und gehaltvoller sey, als die bekannte eines Taubstummen, die unter dem Abbé l'Epée auf das Theater gebracht ist. Indessen würde uns diese Bemerkung herzlich leid thun, wenn sie veranlasste, dass auch Bernhard Ehrlich Gegenstand eines solchen Schaustückes würde. Ob man Mängel der Natur, wie z. B. das Stottern, der Höcker, zu gewissen komischen Situationen auf der Bühne benutzen dürfe, wollen wir hier nicht untersuchen; aber gewiss ist, dass man gegen das sittliche Gefühl, noch mehr gegen den Tact für die schöne Kunst anstösst, wenn man Mängel der Natur, die so tief in das ganze Seyn eingreifen, und ein so wehmüthiges, wesentliches Entbehren zur Folge haben, wie die Taubstummheit, zum ernsthaften, theatralischen Effect benutzt. Mehrere Taubstumme wurden von ihren Lehrern in eine Vorstellung des Abbé l'Epée geführt, und ihr einstimmiges Gefühl war mit Recht Indignation, dass man ihre Naturmängel zur Schau ausgestellt hatte.

Unter den *historischen* Aufsätzen dieser Zeitschrift, die im Übrigen, sowohl die entlehnten, als nicht entlehnten, von geringem Werthe sind, ist ein besonders interessanter, nämlich *Elisabeth Bathory*, im Octoberheft 1812. Er ist nach glaubwürdigen Acten, die der Baron von M—y in seinen Händen hat, von ihm gearbeitet. Elisabeth Bathory, in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, aus einer der ersten Familien Ungarns entsprossen, erhöhte den Glanz ihres Geschlechtes durch ihre Schönheit

ciren fuchen, dafs wir sagten: es mufs in jedem Staate ein ſtaatswiſſenſchaftliches Inſtitut geben, welches die Geſchichte, Politik, Statiſtik deſſelben in Brennpuncte ſammelt, und ihn raiſonnirend mit anderen Staaten vergleicht. Geſchildert iſt daſſelbe übrigens hier vortrefflich auf folgende Weiſe: „Es iſt und bleibt für alle Behörden das unentbehrliche Orakel, über alle und jede Daten, die nur von einiger Wichtigkeit ſind, und auf irgend einen Staatszweck Bezug haben. Nur hier, nirgends anders, kann jeder Miniſter die richtigſte, die möglichſte Aufklärung finden, nicht aber, wie bisher, in dem öden Tabellenwerk der Buchhaltereyen, wenn es inländiſche, oder in den einſeitigen Berichten wenig unterrichteter diplomatiſcher Agenten, wenn es auswärtige Angelegenheiten galt."

Von dem Puncte, wohin eine ſolche Behörde geſtellt wird, von der Organiſation derſelben, hängt natürlich Alles ab. Der Vf. will ſie, je nachdem man die Statiſtik in dem weiteſten, engeren, oder engſten Sinne nähme, wie er die Begriffe aufgeſtellt hat, bald hier, bald dort unterordnen. Allein jene Begriffe, wenn ſie auch tadellos wären, können hier gar nicht mehr von Belang ſeyn, ſobald das ſtatiſtiſche Büreau eine raiſonirende Statiſtik ausübt, nach dem Ausdruck und Sinne des Vfs. Ein ſolches kann nur unmittelbar unter der höchſten Staatsbehörde ſtehen, mag ſie Cabinet oder Staatsrath heiſsen. Seine Pflicht wird ſeyn, dahin zu arbeiten, dafs es zu jeder Zeit ein beſtimmtes, umfaſſendes Gemälde des Staates aufſtellen, und alle Anfragen der verſchiedenen Miniſterien jederzeit befriedigend beantworten könne; ſein beſtes Recht wird ſeyn, von allen Behörden die nöthige Auskunft und eine ſchnelle Befriedigung der deſsfalſigen Anfragen fodern zu dürfen. Solche Pflicht und ſolches Recht kann nur eine Behörde ganz ausüben, wenn ſie unmittelbar am höchſten Mittelpunct der Verwaltung ſteht.

Zum Director derſelben verlangt der einſichtsvolle Vf. einen Mann von Kopf und mit Überblick für das Ganze des Staatszweckes, von wiſſenſchaftlicher Bildung und gründlicher Kenntniſs in Geſchichte, Geographie, Statiſtik, Nationalökonomie. Er giebt ihm einige wiſſenſchaftliche Gehülfen für die Hauptzweige der Geſchäfte, und zur Correſpondenz mit allen Behörden und den auswärtigen Correſpondenten: denn auch dieſe ſollen vorhanden ſeyn bey allen Staaten, um die fehlenden Daten zur vergleichenden Statiſtik herbeyzuſchaffen, die geſammelten zu controlliren. Er ordnet ihm endlich mechaniſche Rechner und dergleichen zu, und verſieht ihn mit Chartenſammlungen und einer ſtatiſtiſchen Bibliothek.

Indem wir uns ungern von dem bisher erörterten Aufſatze trennen, können wir nicht umhin zu erwähnen, dafs im preuſſiſchen Staat ein ſtatiſtiſches Büreau errichtet iſt, welches ſich dem hier aufgeſtellten Ideal immer mehr nähern wird. Denn das neue Schaffen von allem Guten, welches dort durch die Finſterniſs der unglücklichſten Jahre ſich hervorarbeitete, welche Kraft wird es in der Sonne des Glückes, und im Gefühl des erhöhten Nationalwerthes gewinnen! und an der Spitze jenes Inſtitutes ſteht ein Director, welcher mit hinlänglicher Kunde der ihm nöthigen Wiſſenſchaften ſo eigene vortreffliche Ideen, wie Empfänglichkeit für fremde, vereinigt.

Unter den *literäriſchen* Beyträgen des Hesperus ſind beſonders merkwürdig die Nachrichten des Hn. *Rittig v. Flammenſtern* über die *ſmitmeriſch - löſchneriſche* Sphragithodek in Wien, die herrlichſte Typarien - Siegel - und Urkunden - Sammlung in Europa. Sertorio Orſato, Ritter von St. Marco, ein gelehrter Paduaner, hat ſie begonnen. Er hinterlieſs bey ſeinem Tode 1678 bereits 289 alte Siegelſtempel. Sie kam an mehrere Beſitzer, und endlich an den Domherrn von Smitmer zu Wien, welcher 1796 ſtarb. Er vermehrte mit einem Aufwand von mehr als 60,000 Gulden Conventionsgeld die Zahl der Stempel um 88, die Siegelabdrücke bis auf 8000 Stück, und gründete eine herrliche Urkunden - Sammlung, arbeitete auch ſelbſt 26 Jahre hindurch an einem kritiſchen Repertorium. Der gegenwärtige Beſitzer, Geheimer Cabinets - Official von Löſchner brachte die Anzahl der Stempel auf 425, der Siegelabdrücke auf 9000. Jetzt iſt die ganze Sammlung in vier Abtheilungen geordnet: 1) Original - Siegel - Stempel (*typaria*). 2) Original - Siegel. 3) Siegel - Abdrücke. 4) Eine ausführliche Beſchreibung und kritiſche Erläuterung aller vorhandenen Stempel und Siegel, nebſt einer reichhaltigen ſeltenen Urkundenſammlung, theils im Original, theils in Copie, vom 10ten bis zum 18ten Jahrhundert.

Aus dem kritiſchen Repertorium des Hn. *v. Smitmer* ſind Proben mitgetheilt, welche den Wunſch einer Bekanntmachung deſſelben veranlaſſen. Von Gelehrſamkeit und Scharfſinn des ächten Diplomatikers zeugen beſonders die Bemerkungen über einen falſchen Siegel - Stempel Kaiſer Heinrichs III aus dem eilften Jahrhundert, „deſſen ſich ohne Zweifel ein Urkunden - Fabrikant ſpäterer Zeit bedient hat, indem damals das angehängte Siegel das einzige Kriterium der Glaubwürdigkeit einer Urkunde war."

Auſser dieſem, „einen ungeheuren Aufwand von Mühe und Erudition faſt auf jedem Blatte verrathenden Repertorium" hat *Smitmer* einen *Codex Diplomaticus - Auſtriacus* von zehn dicken Foliobänden in Manuſcript hinterlaſſen, und ihn nicht nur mit einem Namen und Materien - Index, ſondern auch mit vielen Excerpten und gelehrten Bemerkungen über die vaterländiſche Geſchichte ausgeſtattet. Von den übrigen ſmitmeriſchen Manuſcripten will Hr. *von Löſchner* die intereſſanteſten herausgeben, ſobald ihm ſeine Dienſtgeſchäfte nur die phyſiſche Möglichkeit erlauben; aber wir dürfen wohl bemerken, dafs jener Codex vor allen ſeinen gelehrten Fleiſs in Anſpruch nimmt. Quellen und Hülfsmittel der Geſchichte eines Staates ſind in der Reihe zu bearbeiten, wie der Geſchichtſchreiber ſie für ſeine Darſtellung braucht. Nach Urkunden, welche uns in der alten Geſchichte ſo ſelten zu Gute kommen, müſſen wir nach Untergang des griechiſchen und römiſchen

Alterthums viele dunkle Jahrhunderte hindurch ängstlich wie nach Leitsternen spähen. Haben wir durch die schärfste Kritik ihnen an Daten abgewonnen, was nur irgend eine Aufklärung verspricht: nur dann besitzen wir die einzig sichere Wahrheit für die Geschichte des Mittelalters, und wenn auch ein sehr dürftiges, doch ein Fundament, auf welchem das Gebäude aus Chroniken u. s. w. mit einiger Haltbarkeit aufgeführt werden kann. In gleicher Folgereihe soll darum die Bearbeitung der Quellen vor sich gehen. So lange der *Codex diplomaticus* eines Landes nicht ganz vollendet ist, wird man keine Ausgabe der *Scriptores rerum etc.* durchaus zweckmäfsig veranstalten.

Wir mögen jeder deutschen Regierung als eine Pflicht an das Herz legen, zunächst für einen vollständigen und kritischen diplomatischen Codex der Geschichte ihres Landes, ihrer Staaten; dann für Sammlung und Bearbeitung ihrer übrigen Quellen; endlich für eine mit wahrer historischer Kunst verfafste Darstellung der Geschichte selbst Sorge zu tragen, und damit nicht zu säumen. Nichts fesselt die Gemüther so innig und fest an ein Land, einen Staat, als wenn sie nicht blofs den Moment, sondern auch die Vergangenheit mit demselben leben, und nichts reizt so zu revolutionären Gesinnungen und Revolutionen, als wenn die Tradition von ehemaligen Zeiten vernachläfsigt, verloren ist. Besonders gilt diefs von deutschen Gemüthern, die gern mit Treue festhalten, was von den Altvordern überkam. Woher soll ihnen aber solche Treue kommen, wenn sie über die Altvordern nichts Befriedigendes wissen?

Mehr als in irgend einem andern Lande find't in den österreichischen Kaiserstaate Privatsammlungen von Urkunden, Manuscripten, Münzen, Siegeln und Büchern für die vaterländische Geschichte vorhanden, und durch unglaublichen Eifer für solche Schätze zeichnen sich besonders die alten grofsen Familien aus. Welche Merkwürdigkeiten liegen weiter in den Archiven der Staaten, im Archiv des kaiserlichen Hauses aufgehäuft! Zu fürchten sind keine Verhältnisse mehr, man gebe ohne Scheu *alle* Schätze zum Gebrauch der Historie. *Wenn volle Freyheit und hinlängliche Unterstützung jeder Art für Bearbeitung derselben eintreten: so werden sich die historischen Genien finden*, zumal, da sie die Aussicht haben, dafs sie Nationalwerke aufstellen können. Die Regierungen und Nationen werden von solchen Werken ein Heil haben, das sich freylich nicht in statistische Tabellen bringen und in Münze verwandeln läfst, aber sie enger verbindet, und ihnen beiden Gemüth und Einsicht festigt.

Unter dem mannichfaltigen Reichthum des Hesperus treffen wir auch auf *finanzielle* Aufsätze, und wenigstens auf einen sehr vorzüglichen. Er ist ein Auszug aus dem in Deutschland noch seltenen Werke: *Napoleon, administrateur et financier. Pour suite au tableau historique et politique des pertes que la revolution et la guerre ont causées au peuple françois, dans sa population, son agriculture, ses monoies, ses manufactures et son commerce. Par Sir Francis d'Ivernois. A Londres* 1812. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat gründliche Anmerkungen hinzugefügt. „Der Vf. zeigt sich, sagt er, als einen scharfen und bittern Tadler aller Finanzmafsregeln Napoleons. Die Gegner Napoleons werden es mit Enthusiasmus aufnehmen, und, nach dem gar, was Ende 1812 (wie viel mehr können wir jetzt sagen, was gegen Ende 1813) vorgefallen, den wahren Umsturz des französischen Reichs daraus als unfehlbar beweisen. Die Anhänger des Kaisers werden es mit Indignation verwerfen, und in dem Verfasser nur ein Organ der englischen Regierung und einen persönlichen Feind erblicken. Der Unbefangene, den kein Interesse weder an England noch Frankreich knüpft, wird lächeln und denken, dafs das französische Ministerium im Stillen dem Vf. die Wahrheiten, die er unleugbar gesagt, Dank wissen, und sie benutzen werde, ohne sich mit Widerlegung des vielen Einseitigen, Falschen, Übertriebenen und Sophistischen, das die Schrift als ein Parteyproduct entstellt, zu befassen." Der Auszug enthält für diese letzte Behauptung mehrere Belege. Wie unsicher *d'Ivernois* in seinen Thatsachen und den Resultaten ist, welche er darauf gründet, beweiset unwiderleglich seine Versicherung, dafs der französische Krieg gegen Preussen blofs daher entstand, weil Napoleon sein *Deficit* in den Finanzen auf keine andere Art zu decken wufste, als durch die *Eroberung des Schatzes Friedrichs des Grofsen.* Hiebey ist die Kleinigkeit zu bedenken, dafs dieser Schatz von Friedrich Wilhelm dem Zweyten *längst verbraucht* war. Mit Recht bemerkt auch der Herausgeber des Hesperus, dafs *d'Ivernois* besonders stark im Verschweigen der Umstände sey, welche ganz andere Ansichten, als die von ihm beabsichtigten, bey dem Leser hervorbringen würden.

Wenn derselbe die Einnahmen der französischen Regierung aus der Fremde berechnet: so bringt er an siebzehnhundert Millionen Franken heraus, welche das Ausland in fünf Jahren, theils baar, theils in Armeebedürfnissen, theils in Waaren von 1806 an geliefert habe. Indessen hätten so wenig sie, als die gewöhnlichen Einkünfte hingereicht, um ein Deficit zu verhindern, und im Jahr 1812 werde die Verwirrung der französischen Finanzen erst recht fühlbar werden. Allein eben in diesem Jahre konnte Napoleon den ungeheuren Krieg wider Rufsland beginnen, und nach einem beyspiellosen Unglück und Verlust gegen Ende des Jahres 1812 konnte er in dem folgenden neue bedeutende Heere in Deutschland aufstellen.

Wir freuen uns, dafs der Vf. selbst gestehen mufs, er finde auch in England wenig Glauben mit seinen politischen und finanziellen Berechnungen, und nur einige Anhänger Pitts bewiesen ihm Vertrauen. Es überfällt uns immer ein gewisses Grauen ob der Verblendung der Menschen, wenn sie eine Geldverlegenheit Napoleons so hoch anschlagen, als könne dadurch seine Übermacht gebrochen werden. Schaffet Nationen und Nationalgefühl! Nur

dadurch, und unfehlbar dadurch, stürzt ihr Alles, was der Freyheit der Nationen Abbruch thun will! Unsere Tage haben es gezeigt. Aber auch nur dadurch bewahrt ihr die errungene Freyheit! Das Geld bleibt ewig todt für politische Unabhängigkeit, wenn es nicht von einem starken und freyen Gemüth verwendet wird!

In Sachen *des Geschmacks* zeigt sich Hesperus von der schwächsten Seite; und der Herausgeber, welcher alle Beziehungen klug zu überlegen scheint, mag seine Gründe gehabt haben, warum er manche schöngeisterische Artikel aufnahm, die uns werthlos dünken. Indessen gilt diess keinesweges von allen. In dem elegischen Gedichte: „*Am Tage meiner Trauung*", im Märzstück 1813 ist eine Umfassung des Lebens in Einem wichtigen Moment desselben, die eben so dichterisch gefühlt, als gesagt ist, wiewohl Prosodie und Versification nicht mit gleicher Zartheit behandelt sind. Von Lob und Tadel sey folgende Stelle Beleg:

Sinnend wandelt' ich oft am bescheidenen Flusse des Städtchens,
Dessen ruhiges Glück lange *mein* Wunsch überflog.
Lüstern strebte *mein* Geist entgegen der dämmernden Zukunft,
Und im unstäten Bild, malte sie *sich* wie sie ward.
Zürnend fühlt' er in eigener Fessel die Fessel der Völker,
Schon der Schule Despot hatt' ihn zur Freyheit geweiht.
Damals sah ich die Insel der selbst sich gebietenden Britten,
Im prophetischen Traum, und das italische Land.
Als *ich* die Heimath verliess, wie neu war Alles! ich trat in
Heloisen Gefild, an den lemanischen See,
Wo er an Mseillerans rousseauische Felsen sich anschmiegt,
Und der freundlichen Wand wirthliche Hügel benetzt.
Diess ist der Julien Land! Doch die Julien sind nicht im Lande!
Eine Täuschung verschwand, ewig nicht kommt sie zurück.
Damals weint' ich den süsen, verlassenen Fluren die letzte
Thräne, dem Sohne des Grams blieb die unendliche Welt.

Auch einige Beyträge von dem Grafen von *Enzenberg* zu Klagenfurt zeichnen sich unter den schöngeisterischen Artikeln durch Lebendigkeit des Geistes aus. Die Erinnerungen über seinen Aufenthalt in Italien im ersten Hefte von 1813, vorzüglich die Beschreibung einer Scene in der Kirche, wo ein Besessener beschworen werden sollte, sind mit darstellender Laune abgefasst.

Der *grösste* Reichthum des Hesperus besteht endlich in Abhandlungen über Ökonomie, Industrie, Bauwesen, Naturgeschichte der österreichischen Staaten, und es darf nicht unbemerkt bleiben, dass viele von ihren Verfassern Namen der ersten Familien tragen, wie Graf *Hugo von Salm-Reifferschied*, und besonders in Böhmen, z. B. die Grafen *Kaspar von Sternberg*, *Georg von Buquoy*, *Friedrich von Nostiz* u. s. w.

Von dem zuletzt genannten finden wir am Ende des ersten Jahrganges ein Schreiben an den Herausgeber, worin er sich männlich offen und bescheiden wegen eines Aufsatzes über ökonomischen Wucher erklärt, den Hr. *André* in seine Zeitschrift *ökonomische Neuigkeiten* aufgenommen hatte. „Jener Aufsatz, heisst es hier, hat die offenbare Tendenz, der jetzt alle gutdenkenden Staatsbürger entgegenarbeiten sollten, nämlich, Anfeindung der verschiedenen Stände und Classen, die sich wechselseitig, zum Theil eine mit so wenig Grund als die andere, *Noth* und *Theurung* als durch *sie* entsprungen und hingehalten vorwerfen, deren wahre Ursachen aber nur wenige Menschen zu ergründen vermögen und laut zu sagen wagen dürfen." Der Herausgeber findet durch dieses Schreiben Anlass, sich über den Zweck seiner Zeitschriften und die Grundsätze seiner Redaction zu erklären, und man kann die Vielseitigkeit, womit er Wahrheit auszumitteln und zu verbreiten weiss, nicht genug achten. Er misst sich mit Recht den Charakter bey, welchen jeder Redacteur solcher Zeitschriften haben sollte, indem er von sich sagt: „ich, der ich nächst der Niederträchtigkeit nichts mehr hasse, als die *Extreme*."

HMs.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin: Allgemeines Industrie-Adressbuch von Berlin*, oder Wohnungs-Nachweiser der in dieser Residenz vorhandenen Kaufleute, Bankiers, Fabrikanten, Künstler, Professionisten, Schriftsteller, Lehrer, Gastwirthe, Herbergen, Niederlagen u. s. w. Nebst einem Numeranzeiger der verschiedenen Behörden, Anstalten und Cassen, der Strassen, Plätze und einer Postentabelle. 1807. 124 S. 8. (12 gr.)

Ein kleines brauchbares Handbüchlein zur bequemen Auffindung der Wohnungen der auf dem Titel genannten Personen. Die alphabetische Ordnung erleichtert das Aufsuchen. Oben steht in der *ersten* Abtheilung die allgemeine Rubrik, unter welche die Einwohner gehören. Die *zweyte* enthält die Nachweisung der Strassennumer, wo die verschiedenen Behörden sind; die *dritte* zeigt, wie stark die Anzahl der Hausnumern in den Strassen und auf den Plätzen ist, und die *vierte* handelt vom Postwesen in Berlin, mit Angabe der Brieftaxe, der Meilenzahl mehrerer Örter und der Zeit, wann die Briefe auf die Post befördert werden müssen. Dass die erste Abtheilung täglich Veränderungen erleiden kann, ergiebt sich von selbst, und der Herausgeber (wahrscheinlich Hr. Geh. Secretär *Bratring* in Berlin) bittet um Zusätze, Berichtigungen und Veränderungen, um die Schrift, wenn sie unterstützt wird, künftig vermehrt und berichtigt liefern zu können.

V. H. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

MATHEMATIK.

Tübingen, b. Cotta: *Praktische Anleitung zur Parallaxenberechnung sammt neuberechneten Tafeln des Nonagesimus und anderen Hülfstafeln zur Beförderung geographischer Längenbestimmungen*, herausgegeben von *Joh. Fried. Wurm*, Prof. in Blaubeuren. 1804. 320 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. hatte theils zu seinem eigenen Gebrauch, theils zu einer öffentlichen Mittheilung in einer astronomisch-geographischen Zeitschrift, Tafeln des Nonagesimus berechnet, und als er vermuthete, sie würden für eine solche Zeitschrift zu weitläuftig seyn, entschloss er sich, dieselben besonders herauszugeben, und damit eine kurze Anweisung zur Parallaxenrechnung zu verbinden, worin es ihm nicht sowohl um neue Theorieen und Methoden, als um Erleichterung und Beförderung des Gebrauchs schon bekannter zu thun seyn sollte. Den Gesichtspunct, woraus man seine Schrift betrachten soll, giebt er in der Vorrede mit folgenden Worten an: Meine Absicht ging zunächst und unmittelbar dahin, für Freunde nützlicher Wissenschaft, die in dieser Gattung des Calcüls sich umsehen wollen (er versteht aber unter Calcül die Berechnung gegebener Formeln), die brauchbarsten Methoden auszuwählen, die Anwendung und Behandlung dieser Methoden in besonderen Fällen so deutlich und bestimmt, als möglich wäre, zu entwickeln, und die Schwierigkeiten, auf welche der minder Geübte nicht selten zu stossen pflegt, aus dem Wege zu räumen. Da vollständige Behandlungen der ganzen Astronomie nicht immer in jedes Liebhabers Händen sind, und auch diese das Neueste in allen Theilen dieser Wissenschaft, welches nachher erfunden und entdeckt in vielen astronomischen Zeitschriften sich zerstreut findet, natürlich nicht enthalten können: so macht sich gewiss Jeder um alle Freunde dieser Wissenschaft verdient, wenn er aus allen diesen Sammlungen das Brauchbare aushebt, und dieses nach seinem Plan und seinen Einsichten gehörig geordnet Anderen mittheilt. Es versteht sich von selbst, dass er bey der Ausarbeitung solcher Schriften weder auf die, welche noch gar keinen Begriff von der Wissenschaft haben, noch auf wirkliche Kenner allein Rücksicht nehmen darf. Denn im ersten Fall würde er nur sich wider seinen eigentlichen Zweck mit den ersten Elementen plagen müssen, im andern Fall würde der gestiftete Nutzen nicht sehr gross anzuschlagen seyn, weil jene Zeitschriften in den Büchersammlungen praktischer Astronomen nicht leicht zu fehlen pflegen. Welche Leser sich der Vf. gedacht habe, ist uns aus seiner Schrift nicht deutlich geworden, weil wir nicht selten auf Bemerkungen gestossen, die nur die Zurechtweisung eines Anfängers beabsichtigen konnten, manchmal Sachen nicht gehörig erläutert fanden, die auch solchen schwierig scheinen dürften, welche unter geschickter Anleitung ein Compendium dieser Wissenschaft studirt haben, und mit den neuesten Entdeckungen im Theoretischen sowohl als Praktischen unmöglich bekannt seyn können.

Der Vf. zeigt im 1 §., womit sich die parallaktische Rechnung beschäftigt, und im zweyten giebt er einen allgemeinen Begriff von dem ganzen Verfahren. Es verstand sich doch wohl von selbst, dass, wenn der Mond eine Parallaxe hat, der verfinsterte auch eine haben müsse. Im 3ten zeigt er die Möglichkeit, wie die Beobachtungen der Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen von der Parallaxe können befreyt werden, und wie sich daraus die wahre Conjunction für jeden Ort bestimmen lässt. Die Richtigkeit des Verfahrens beruht nun (§. 4) erstlich auf der Gestalt der Erde und dem Verhältniss ihrer Abplattung, theils auch auf der Richtigkeit dessen, was zum Behuf der Rechnung aus astronomischen Tafeln entlehnt werden muss. Die ganze Abhandlung wird nun (§. 5) in 6 Abschnitte getheilt, um, wie es heisst, dem Leser den Überblick der parallaktischen Rechnung, als eines zusammenhängenden Ganzen, zu erleichtern. I. Elemente aus astronomischen Tafeln und Sternverzeichnisse; II. Länge und Höhe des Nonagesimus, die als gegebene Stücke der Parallaxenrechnung voraus bekannt seyn müssen; III. Parallaxe der Höhe und Breite des Mondes; IV. scheinbarer mit der zunehmenden Höhe sich vergrössernder Mondhalbmesser; V. Auflösung des Conjunctionsdreyecks und Bestimmung der Conjunction selbst; VI. Verbesserung der gefundenen Conjunctionszeit durch Bestimmung der Fehler einiger zum Grunde gelegter Rechnungsformeln.

Die Anmerkung (§. 6), dass die Zeit der Beobachtung auf mittlere Zeit gebracht werden müsse, wenn sie nicht schon in mittlerer Zeit angegeben sey, und

dann die mittlere Zeit des Orts der Beobachtung auf die mittlere Zeit der Tafeln, ehe man aus diesen die erfoderlichen Rechnungselemente nehmen könne, gehört für einen Anfänger, der mit der Einrichtung und den Gebrauch der Tafeln noch gänzlich unbekannt ist. Die Reduction der Zeit setzt nun freylich voraus, dass man die Länge des Orts beyläufig kennen müsse, die man doch erst durch eine weitläuftige Parallaxenrechnung suchen soll; allein ein Irrthum von 20″ bis 40″ Zeit in der mehr oder weniger willkührlich angenommenen Länge macht gemeiniglich die Wiederholung der Rechnung nicht nothwendig. Alles, was man vorläufig aus Sonnen- und Mond-Tafeln zu suchen hat, wird §. 7 umständlich hergezählt, und von den vornehmsten Tafeln literarische Notizen ertheilt. §. 8 handelt von der wahren Länge der Sonne. Wir wünschten, dass es dem Vf. gefallen hätte, die Menge von Formeln nicht bloss herzusetzen, sondern auch einen allgemeinen Begriff von ihrem Gebrauche zu geben: denn einem blossen Freunde der Astronomie, der sich in der Parallaxenrechnung üben will, möchten sie wohl ziemlich hieroglyphisch vorkommen. Für einen Kenner indess ist auch schon das Gesagte zu viel. §. 9. Von der Breite des Mondes. Es wird dabey bemerkt, dass man die Fehler der *masonschen* Tafeln in der Breite verbessern könne, wenn man sich der von *La Place* entdeckten, von dem Argument der Mondlänge abhängenden, neuen Breitengleichung bediene, und wenn man die erste Gleichung der Breite bey *Mason*; die Neigung der Mondbahn nach *Bürg* zu 5° 8′ 45″, 8 vorausgesetzt, nach einer hier gegebenen Formel berechne. §. 10. Von der Horizontalparallaxe desselben. §. 11. Vom Durchmesser der Sonne. Der Vf. bedient sich ohne weitere Hinsicht auf Inflexion und Irradiation des Sonnendurchmessers 31′, 29″, 1 in der Erdferne, und 32′, 0′, 82 in der mittleren Entfernung. §. 12. Vom Durchmesser der Planeten. §. 13. Von der stündlichen Bewegung des Mondes. Im 15ten und folgenden §§ wird von den drey Methoden gehandelt, deren man sich zu bedienen pflegt, um für eine Sternbedeckung die scheinbare Länge und Breite des Fixsterns zu bestimmen, und jede derselben wird kurz beurtheilt. §. 18. Von der Aberration der Planeten. Diess ist nun der ganze Apparat, den man zur parallaktischen Rechnung nöthig hat und aus astronomischen Tafeln herholen muss.

II. Rechnung des Nonagesimus. Es kommt hier vorzüglich auf die Bestimmung des Winkels an, den der verlängerte Halbmesser der Erde, die von der Kugelgestalt abweicht, mit der Richtung der Schwere macht. Diesen Winkel zu finden, werden §. 22 verschiedene Formeln angegeben, ohne im Geringsten dabey zu bemerken, wie alle aus einer einzigen Formel hergeleitet worden sind, oder hergeleitet werden können, oder wie man leicht die eine auf die andere zurückführen kann; und diess hätte unseres Bedünkens, selbst der beabsichtigten Kürze unbeschadet, zum wahren Vortheil der Leser geschehen müssen. Denn der Vf. musste entweder voraussetzen, der Liebhaber seiner Wissenschaft solle sich dieser Formeln als Vorschriften blind bedienen, und das heisst doch zu viel von einem Liebhaber der Astronomie verlangt, der auch zugleich, wie es seyn muss, Liebhaber der Mathematik ist, oder er will, dass derselbe die ihm genannten Bücher, woraus die Formeln genommen sind, selbst nachschlagen soll, die er vielleicht nicht selbst besitzt, und nicht allemal auftreiben kann, und dann wäre seine Mühe durch dieses Buch eben nicht sehr erleichtert worden. Wenn die beobachtete Breite φ, die geocentrische φ', die grössere Axe der Ellipse a, die kleinere b ist: so folgen alle gegebenen Formeln aus der Entwickelung von $\tang(\varphi - \varphi')$, wenn man $\tang \varphi' = \frac{b^2}{a^2} \tang \varphi$ setzt. Da man von *Bohnenbergers* Reihe nur das erste und zweyte Glied nöthig hat, indem der Coefficient des dritten Gliedes schon kleiner als 0″, 006 ist: so kann man diese weit leichter erhalten, wenn $\dfrac{\frac{a^2 - b^2}{a^2 + b^2} \sin 2\varphi}{1 + \frac{a^2 - b^2}{a^2 + b^2} \cos 2\varphi}$, ein Ausdruck, der sich leicht aus $\tang(\varphi - \varphi')$ herleiten lässt, in eine Reihe aufgelöset wird, von welcher die zwey ersten Glieder $\frac{a^2 - b^2}{a^2 + b^2} \sin 2\varphi - \frac{1}{2} \frac{(a^2 - b^2)^2}{(a^2 + b^2)^2} \sin 4\varphi$ sind. Die Formeln, deren sich der Vf. bedient, um die Zenitlängen und Zenitbreiten zu finden, sind solche, welche die sphärische Trigonometrie unmittelbar an die Hand giebt. In diesem und dem folgenden §. scheint die Bestimmtheit des Ausdrucks etwas vernachlässigt zu seyn; auch ist der Sinn, vorzüglich S. 37 durch einige nicht angezeigte Druckfehler hin und wieder entstellt (so steht auf der angegebenen und folgenden Seite zweymal *Zeitlänge* für *Zenitlänge*); es hätte auch das Gesagte kürzer und leichter durch eine Figur erläutert werden können, wenigstens musste sich Rec. eine entwerfen, um das Vorgetragene zu verstehen. Es muss auch ebendaselbst nicht $\sin b' = \frac{\sin \varphi'}{\cos e}$, sondern $\sin b' = \sin \varphi' \cos e$ heissen. In §. 25 und 26 wird noch das Verfahren gezeigt, dessen sich *Tob. Mayer* und *Klügel* bedient haben, um dasselbe zu finden. §. 27 enthält die Darstellung der sonst gewöhnlichen Methode. Hier kommt ein x und y vor, deren Bedeutung nicht angegeben ist.

III. Parallaxe der Länge und Breite. Es kommt hier darauf an, aus der Aequatorialparallaxe die verbesserte örtliche Horizontalparallaxe zu finden, und diess beruht wieder auf dem örtlichen Erdhalbmesser. Für diesen werden eine Menge Formeln beygebracht, ohne dass ihre Entstehung, und wie sich die eine auf die andere zurückbringen lässt, gezeigt ist. Wenn φ, φ', a, b die oben angegebenen Bedeutungen haben: so findet sich die lexellsche Formel, wenn man aus den drey bekannten Gleichungen $y^2 = b^2 - \frac{b^2 x^2}{a^4}$, $OC = x^2 + y^2$, und $x = OC. \cos \varphi'$, OC

fucht, und $\frac{a^2 \tan \phi}{\tan \phi'}$, ftatt b^2 fchreibt. Aus eben dem Werthe von OC findet fich der Ausdruck, welchen *Pacaffi* angegeben, wenn $\frac{\cot \phi'}{\cot \phi}$ ftatt $\frac{a^2}{b^2}$ und tang r^2 ftatt tang ϕ tang ϕ' gefetzt wird, wofür man auch $\frac{a \cos r}{\cos \phi'}$ brauchen könnte, welches man erhält, wenn $\frac{a^2}{b^2}$ mit $\frac{\tan \phi}{\tan \phi'}$ vertaufcht wird. Drückt man die wahre Breite ϕ' in der erften Formel durch die beobachtete ϕ aus: fo ift die *eulerfche* Formel gefunden. Der Setzer hat fich wahrfcheinlich bey der Formel von *Carouge* eben fo in dem Druckfehlerverzeichnifs geirrt, wie im Text; dem Rec. ift leider die *Conn. d. tems* von 1791 nicht zur Hand, er kann alfo nur bey der angegebenen Formel ein Warnungszeichen fetzen. Ebendafelbft follte die bekannte Näherungsformel $a\,(1 - \frac{1}{2} m + \frac{1}{2} m \cos 2\phi)$, wo $m = 1 - \frac{b}{a}$ ift, ftehen, ftatt deffen ift ein Ausdruck gefetzt, der fchon im Text angegeben war, wenn nicht etwa $a - a\,(1 - \frac{b}{a}) \sin \phi^2$ ein anderer Ausdruck für $a - (a - b) \sin \phi^2$ feyn foll. §. 30 wird die Breitenparallaxe des Mondes auf den einfachen Fall gefucht, wenn feine Länge mit der Länge des Zenits gleich ift, und §. 32 und 33 die Breiten und Längen-Parallaxe deffelben, wenn feine Länge von der Länge des Zenits verfchieden ift. Die Formeln findet der Vf. trigonometrifch, wie es fich gehört, aus einer Figur, und führt darauf eine Menge anderer Formeln an, deren fich verfchiedene Aftronomen bedient haben, ohne auf ihre Entftehung Rückficht zu nehmen. §. 33 müfste ftatt der Worte: man dividire auf beiden Seiten, eigentlich gelefen werden: man dividire das letzte Verhältnifs. *Bohnenbergers* Formel für die Längenparallaxe §. 34 entfteht aus der S. 49 unten gefundenen, wenn fin $(L + \lambda)$ entwickelt und tang λ gefucht wird. Deffelben Formel für die Breitenparallaxe ebendafelbft aus der S. 51 oben gefundenen, wenn fin $(L + \lambda)$ entwickelt und der Zähler fo geändert wird, dafs in demfelben tang λ kommt, ftatt deffen man den Werth deffelben fetzt. Diefe Ausdrücke gewähren den Vortheil, dafs man nicht nöthig hat, wie bey dem, vom Vf. gefundenen, doppelt zu rechnen. Im 35—37 §. werden nun noch die Formeln, welche *Lexell*, *Delambre*, *Cagnoli* gegeben, angeführt. §. 38 ift Folgendes fehr undeutlich: Klügel hat zwar auch die Längen- und Breiten-Parallaxen λ und p in Secunden ausgedrückt, aber dabey die bedeutenderen Potenzen der Parallaxen mit in die Rechnung gebracht; man lefe: die bedeutenderen Potenzen der Horizontalparallaxe, welche in den Ausdrücken der Längen- und Breiten-Parallaxe vorkommen.

IV. Vergröfserung des Mondshalbmeffers. Für den Durchmeffer des Mondes für jede Höhe über den Horizont werden §. 40 mehrere Näherungsformeln, die von verfchiedenen Aftronomen gebraucht find, angegeben, und im folgenden, wird *Gerftners* Formel angeführt und ihrer Kürze wegen gelobt. Rec. hatte das citirte Buch nicht zur Hand, fuchte aber diefe, oder eine ähnliche, aus denfelben Datis zu finden, welches ihm gleich beym erften Verfuch gelang. Da die Sinus der Mondshalbmeffer fich umgekehrt verhalten müffen wie die Entfernungen, aus welchen der Mond gefehen wird: fo hat man unmittelbar, wenn ϑ die fcheinbare Höhe des Mondes, h feine Höhenparallaxe, d den Halbmeffer deffelben im Horizont, D den vergröfserten bedeutet, die Gleichung $\sin D = \frac{\sin d \cos \vartheta}{\cos (\vartheta + h)}$. Nun ift aber nach Fig. 2 $\cos \vartheta = \frac{\sin (L + \lambda) \cos b}{\sin M}$, und $\cos (\vartheta + h) = \frac{\sin L \cos b}{\sin N}$. Ferner $\frac{\sin N}{\sin M} = \frac{\cos \beta}{\cos B}$; woraus fich nach gehöriger Subftitution *Gerftners* Formel ergiebt. *Bohnenbergers* Formel findet fich aus diefer, wenn man fin $(L + \lambda)$ entwickelt, dem Zähler die Form $\sin \mu\,(\sin L + \cos L \tan \lambda) \cos \lambda \cos \beta$ giebt, und dann ftatt tang λ den Werth aus §. 34 fetzt. Den erften Ausdruck in der Anmerkung S. 61 erhält man, wenn in der erften Formel fin D §. 41 ftatt fin $(L + \lambda)$ deffen Werth aus der Formel S. 49 unten gefetzt wird; den zweyten Ausdruck in derfelben Anmerkung, wenn man in der zweyten Formel für fin D ftatt des Nenners den Werth fetzt, der fich aus der zweyten Formel §. 34 ergiebt.

V. Auflöfung des Conjunctionsdreyecks. §. 43 Zeil. 13 v. unt. fteht *den* ftatt: *das*; und in der zweyten Zeile v. u. *ftreift* ftatt: *berührt*. §. 44 wird bey der Formel $\sin (\frac{1}{2} Sn)^2 = \frac{\sin \frac{1}{2} (Sm + mn) \sin \frac{1}{2} (Sm - mn)}{\cos \beta \cos \beta'}$ die Anmerkung gemacht: Bey Bedeckungen wird defswegen noch durch den Nenner $\cos \beta \cos \beta'$ dividirt, um Sn, das nicht in der Ekliptik liegt, weil der Stern eine Breite hat, auf die Ekliptik zu reduciren. Dies war Rec. nicht deutlich, und wird es manchem Lefer auch nicht feyn. Befindet fich der Mittelpunct des Mondes in der Ekliptik: fo kann man fich auch bey Sternbedeckungen vom Monde der Formel $\sin (\frac{1}{2} Sn)^2 = \frac{\sin \frac{1}{2} (Sm + mn) \sin \frac{1}{2} (Sm - mn)}{\cos mn}$ bedienen, wo Sn ein Bogen der Ekliptik ift. Hat aber Mond und Stern eine Breite: fo ift Sn auch ein Bogen der Ekliptik, welcher den Winkel mifst, den beide Breitenkreife mit einander machen. In diefem Fall hat man es mit einem fphärifchen Dreyeck zu thun, deffen Schenkel die Complemente von β und β' zu 90° find, und deffen Bafis Sm ift. Aus diefen drey gegebenen Stücken fucht man den Winkel, den beide Breitenkreife einfchliefsen, und deffen Mafs Sn ift. Man hat nämlich $\cos Sn = \frac{\cos Sm - \sin \beta \sin \beta'}{\cos \beta \cos \beta'}$, und $2 \sin (\frac{1}{2} Sn)^2 = 1 - \frac{\cos Sm - \sin \beta \sin \beta'}{\cos \beta \cos \beta'} =$

$$\frac{\cos(\beta - \beta') - \cos Sm}{\cos\beta \cos\beta'} = \frac{\cos mn - \cos Sm}{\cos\beta \cos\beta'} = \frac{2 \sin \frac{1}{2}(Sm + mn) \sin \frac{1}{2}(Sm - mn)}{\cos\beta \cos\beta'},$$ wo mn die Differenz der beiden Breiten ist. Rec. kann daher nicht einsehen, was der Vf. mit dem Ausdruck sagen will: Sn, welches nicht in der Ekliptik liegt, werde durch die Division mit $\cos\beta \cos\beta'$ auf die Ekliptik reducirt. Im §. 46, 47 sind die verschiedenen möglichen Fälle mit einer, fast möchten wir sagen, gar zu grossen Ausführlichkeit auseinander gesetzt, und bey jedem wird gezeigt, wie man sich zu verhalten habe, welches bey der Voraussetzung eines nur einigermassen zum Selbstdenken gewöhnten Lesers, und ein solcher sollte doch wohl der seyn, welcher sich mit der Parallaxenrechnung abgeben will, beynahe überflüssig ist. So wie man sich in der Mathematik alle mögliche Mühe geben muss, dem Leser das Nachdenken zu erleichtern: so muss man sich auch auf der andern Seite ja wohl hüten, dasselbe ganz entbehrlich zu machen, welches vorzüglich geschieht, wenn man mechanische Vorschriften giebt, die nur das Gedächtniss auffast, und dadurch die Urtheilskraft ausser Thätigkeit setzt.

VI. Berichtigung der Conjunctionszeit durch Verbesserung der Elemente und besonders der Breite des Mondes. Wenn man die Richtigkeit der Abplattungshypothese und der aus den Tafeln genommenen Elemente voraussetzen könnte: so würde bey einer zuverlässigen Beobachtung aus dem Ein- und Austritt bey einer jeden Bedeckung genau dieselbe Zeit der wahren Conjunction des Mondes mit Sonne und Stern gefunden werden. Die Differenz der Zeiten also, wenn man sich auf die Beobachtungen verlassen könnte, und es mit der vorausgesetzten Erdabplattung seine Richtigkeit hätte, würde den aus den Tafeln genommenen Rechnungselementen zuzuschreiben seyn. Es kommt nun darauf an, wie man die Fehler in der angenommenen Länge und Breite des Mondes, seiner Parallaxe, Grösse seines Halbmessers, und bey Finsternissen, der Summe der Halbmesser der Sonne und des Mondes, bestimmen und verbessern könne. Hiezu werden §. 48 und 49 in praktischer Hinsicht deutliche und sehr umständliche Vorschriften ertheilt; in theoretischer Hinsicht aber möchte mancher Leser, dem die Bücher fehlen, aus welchen die Formeln genommen sind, sich nicht befriedigt halten. Die gegebenen Vorschriften setzen voraus, dass Anfang und Ende einer Sonnenfinsterniss, oder Ein- und Austritt einer Bedeckung an drey verschiedenen Orten sey beobachtet worden, um drey Gleichungen, aus welchen die drey Grössen bestimmt werden können, zu erhalten; da aber diess sehr selten der Fall ist, und es nur vorzüglich auf die Verbesserung der Breite des Mondes ankommt, wozu nur eine Gleichung, also auch nur eine Beobachtung nöthig ist: so werden auch hierüber §. 51 Vorschriften ertheilt, und §. 52 wird gezeigt, wie man dasselbe finden könne, wenn nur der Anfang oder das Ende einer Sonnenfinsterniss, und nur der Eintritt oder der Austritt einer Bedeckung ist beobachtet worden. Die folgenden §§. enthalten Rechnungsbeyspiele über alle Fälle, die nicht nur hin und wieder Manches erläutern, sondern auch für jeden in solchen Rechnungen Eingeübten von grossem Nutzen seyn können. Angehängt sind verschiedene Tafeln zur Erleichterung der Parallaxenrechnung. 1) Neuberechnete Tafeln der Höhe und Länge des Nonagesimus für die Polhöhen 46 bis 54° und für die Schiefe der Ekliptik 23° 28′ 0″ sammt der Änderung für 1′ Zunahme derselben. 2) Verminderung der Polhöhe und der Aequatorialparallaxe des Mondes unter sechs verschiedenen Hypothesen der Erdabplattung. 3) Secularänderung der Breite der Fixsterne wegen veränderlicher Schiefe der Ekliptik. 4) Tafeln der stündlichen Bewegung des Mondes in Länge und Breite, von *Bürg* berechnet. 5) Tafeln der Breite des Mondes, von *Triesnecker* aus Sternbedeckungen berechnet.

—y.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Salzburg*, in der may'rischen Buchhandlung: *Biographische Skizze* von *Michael Haydn*. Von des verklärten Tonkünstlers Freunden entworfen, und zum Besten seiner Wittwe herausgegeben. Mit dem Bildnisse (Schattenrisse) desselben. 1808. 60 S. 8. (8 gr.)

Sollen Lebensbeschreibungen verstorbener Künstler, die sich auf eine der höchsten Kunststufen empor geschwungen, die Achtung ihrer Zeitgenossen erlangt, und der Nachwelt sehr schätzbare Kunstwerke hinterlassen haben, den noch lebenden Künstlern nicht bloss zu einer Unterhaltung dienen, sondern auch Resultate des Nachdenkens über das Studium der Kunst veranlassen, und auf diesem Wege der Kunst und ihren Jüngern nutzbar werden: so muss der Biograph vor allen Dingen den Gang der Kunstbildung des Künstlers, dessen Leben er beschreibt, von seinem ersten Schritte in die Grenzen der Kunst, bis zu dem höchsten Grade seiner erlangten Celebrität, dem Leser darstellen. Der Mangel dieser Darstellung ist in dem angezeigten Werke das Einzige, was demjenigen zu wünschen übrig bleibt, dem es weder an ganz gewöhnlichen Ereignissen des Lebens eines Künstlers, noch daran genügt, dass er bey der Lectüre dieses Werks den als Tonsetzer für die Kirche allgemein geschätzten *M. Haydn* zugleich auch als Menschen und Weltbürger lieb gewinnen lernt. Der ungenannte Vf. erkennt selbst die Wichtigkeit dieses Mangels in der Lebensbeschreibung eines Künstlers, und entschuldigt sich S. 3 auf folgende Art: „Übrigens war sein (*M. Haydn's*) Wesen so still und in sich selbst gekehrt, dass es auch dem vertrautesten Freunde schwer ward, ihm das Wort vor und über sich selbst abzugewinnen. Darin liegt die Ursache, warum wir die Notizen über seine früheste Bildungsgeschichte, die eigentlich in dem Leben eines Künstlers die interessanteste Enthüllung ausmacht, so sehr im Dunkeln lassen."

Nächst einem Gedichte: Todesfeyer bey Vater *Haydn's* Hintritt in die bessere Welt, von Rettensteiner, ist dieser gut geschriebenen biographischen Skizze noch ein Verzeichniss der hinterlassenen Werke *M. Haydns* angehängt.

— o —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

GESCHICHTE.

St. Petersburg, herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften: *Kritischer Versuch zur Aufklärung der byzantischen Chronologie, mit besonderer Rücksicht auf die frühere Geschichte Russlands.* Von *Philipp Krug.* 1810. XVI und 324 S. 8.

Je weniger Schriftsteller sich jetzt zu dem schwierigen, nicht glänzenden, aber sehr verdienstlichen Geschäft historischer Vorarbeiten verstehn, in welchen über Zeitrechnung, Alterthümer, Münzen, Geschlechter, Schriftsteller Forschungen angestellt, und die Ergebnisse für künftige Bearbeiter gewisser Theile der Geschichte niedergelegt werden: mit desto grösserem Danke müssen solche, in der neuesten Literatur seltene Erscheinungen aufgenommen werden, besonders wenn die Werke mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Fleiss ausgearbeitet sind. Mit voller Überzeugung zählen wir zu denselben die angekündigte Schrift des geschichtgelehrten *Krug* in St. Petersburg. Wäre der Vf. nicht bereits durch ein anderes gründliches Werk als ernster und glücklicher Forscher im Gebiet der Geschichte bekannt: so würde er schon durch die Einleitung zu dem gegenwärtigen eine günstige Meinung für sich erregen, durch die Selbstverleugnung, mit welcher er über seine mühsame Arbeit spricht. Seit geraumer Zeit mit Berichtigungen der Zeitrechnung in den russischen Geschichtwerken beschäftigt, entschloss er sich, zu diesem Behufe die byzantischen Schriftsteller zu vergleichen, da deren Zeitbestimmungen oft den russischen Angaben widersprechen. So ward er genöthigt, in einige Theile der byzantischen Geschichte tiefer einzugehn, ja auch die germanischen Schriftsteller des Mittelalters zu Rathe zu ziehn, wo sie Kometen und Sonnenfinsternisse erwähnen. Daher nennt der bescheidene Mann seine Schrift mikrologisch, die Gegenstände derselben kleinlich und trocken; er bemerkt, wie sie, ihrer Natur nach, durchaus polemisch seyn müsse, da er es nur mit Berichtigung falscher Zeitbestimmungen, und unter diesen am meisten mit solchen zu thun habe, die von *Pagi*, *Schlözer* und *Ritter* angegeben sind. Ungeachtet des Bewusstseyns einer vollendeten mühvollen Arbeit, und der unleugbaren, auffallenden Verbesserungen, fodert er die Beurtheiler auf, strenge zu prüfen, und dadurch zu verhüten, dass bisher angenommene unrichtige Zahlen nicht mit neuen, eben so unrichtigen, vertauscht werden. Die Verfasser von Anzeigen dieser Schrift werden indessen wohl die, an sie ergangene Auffoderung, grösstentheils an Schriftsteller übertragen müssen, die durch Bearbeitung entweder der byzantischen Geschichte oder byzantischer Schriftsteller genöthigt sind, in die Gegenstände einzugehen, alle Prüfungen im Einzelnen anzustellen. Wir gestehen, uns diesem Geschäft bloss in Ansehung einer einzigen Thatsache, der Taufe der russischen Grossfürstin *Olga*, unterzogen zu haben, und von dem Vf. (S. 267—282) überzeugt worden zu seyn, dass sie in das Jahr 957 gesetzt werden muss, nicht in das J. 946, wie *Thunmann* behauptet, noch in das J. 955 oder 956, zwischen welchen *Schlözer* schwankt (Nestor V, 92—106).

Schritt vor Schritt geht der Vf. hier dem eben genannten Schriftsteller nach, zeigt unter andern (S. 276—280), dass in allen sieben Sätzen, in welche *Schlözers* Ausführung aufgelöset wird, Unrichtigkeiten vorkommen, macht bemerklich, dass Letzter oft desshalb Widersprüche in der Zeitrechnung zu finden glaubt, weil er seine Angaben nicht ausschliesslich aus den Byzantinern, sondern auch aus *Ritter* und *du Cange*, genommen hat. Wir dürfen hiebey nicht unberührt lassen, dass unser Vf. in Bestreitung *Schlözers* durchaus mit Anstand verfährt, nirgends in den, eines Gelehrten unwürdigen Ton verfällt, den sich neuerlich Einige gegen diesen grossen Geschichtforscher erlaubt haben. In der Vorrede erklärt unser Vf., dass, wenn er *Schlözers* Angaben so oft als unrichtig darstelle, nicht Tadelsucht Ursache sey, nicht die verwerfliche Absicht, die Verdienste eines grossen Mannes schmälern zu wollen: „diese können wohl von Niemandem bereitwilliger anerkannt werden, als von mir; und wenn ich bedenke, was ich den Schriften dieses vortrefflichen Forschers verdanke: so fühle ich lebhaft, wie viel ich durch seinen Tod verlor."

Was einzelne Stellen betrifft: so erwähnen wir noch die lehrreiche Abschweifung S. 183 ff. über das, von den Russen i. J. 941 in Brand gesteckte, sogenannte *Stenon* von Constantinopel, welches *Nestor* durch *Suda* ausdrückt. *Schlözer* (*Nest.* IV, 27, vergl. Probe russ. Annal. S. 166) behauptet, die Abschreiber *Nestors* hätten das byzantische Wort *Stenon* nicht

verstanden, daher an dessen Stelle das, *aus anderen Stellen ihnen geläufige*, byzantische Wort *Suda* gesetzt, welches einen mit Pallisaden eingefassten Graben bedeute. Zuvörderst macht unser Vf. auch hier auf einen Widerspruch bey *Schlözer* aufmerksam: B. II. S. 233 sagt derselbe, die Abschreiber der russ. Codd. haben das byzantische *Suda* nicht verstanden, einer habe es sogar sinnlos in *sosudy, vasa*, verwandelt; und B. IV. S. 29 schreibt er, es sey ihnen geläufig gewesen. Dann führt er aus, dass unter *Stenon* der Kanal von Pera, nebst dessen Ufern, und eben derselbe unter dem gleichbedeutenden *Suda*, dem germanischen Worte *Sund*, zu verstehn sey; dass auch in anderem Zusammenhange die Byzantiner erzählen, dieser Hafen, nebst den Umgebungen, sey in Brand gesteckt worden; dass er allerdings mit einer Kette verschlossen gewesen, also die Zweifel *Schlözers* gegen den Angriff Olegs auf Constantinopel wegfallen, wie denn die Landschifffahrt desselben mit Segeln und Rädern, die *Schl.* für Dichtung erklärt, vertheidigt wird.

Übrigens müssen wir uns begnügen, die Hauptgegenstände der Arbeit anzugeben, mit Übergehung der vielen gelegentlich untersuchten. Um die Forschung über das Jahr vorzubereiten, in welchem *Leo* der Weise zur Regierung gekommen, wird eine Einleitung vorangeschickt, die von dem Jahre 829 ausgeht, wo *Theophilus* die Regierung antrat. Dann werden die Regierungsjahre *Leo* des Weisen durchgegangen, die in die Zeit vom 1 Sept. 886 bis zum 11 Mai 912 gesetzt werden. — *Alexander* herrschte vom 12 Mai 912 bis zum 6 Jun. 913 (wichtige Berichtigungen *Schlözers*). — *Constantinus Porphyrog.* überhaupt vom 7 Jun. 913 bis zum 9 Nov. 959: nämlich erst unter Aufsehern, und mit seiner Mutter, dann mit seinem Schwiegervater *Romanus Lacapenus* (17 Dec. 920 — 16 Dec. 944), endlich als Alleinherrscher. — *Romanus Porphyrog.* vom 10 Nov. 959 bis zum 15 März 963. Eine Tabelle am Schlusse des Werks enthält die sämmtlichen ausgemittelten chronologischen Ergebnisse, die nun in die Geschichtbücher müssen aufgenommen werden: *zwey Octavblätter* fassen das Metall, das mühsam in vielen öden Gängen aufgesucht, mühsam geläutert worden: wie oft sind Verdienste nicht zu messen, sondern zu wägen! NN.

Heidelberg, b. Engelmann: *Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg.* — Zugleich ein Wegweiser für Freunde der Alterthumskunde auf Reisen in jene Gegenden; von *J. F. Knapp* gräfl. erbach-erbachischem Regierungs-Rathe. Mit einer Charte und sieben Abbildungstafeln. 1813. 206 S. 8.

Ein, den Freunden der Alterthumskunde wohlbekannter Beförderer der Wissenschaft, der regierende Graf *Franz von Erbach*, dessen Schloss ein so werther Sammelplatz der schönsten Stücke deutscher und italiänischer Vorzeit ist (vgl. diese A. L. Z. 1812. No. 159. S. 236 und *A. Schreibers* Taschenbuch für Reisende am Rhein u. s. w. S. 169), fügt seiner eigenen Thätigkeit auch noch eine theilnehmende Begünstigung der Nachforschenden und ihrer Bemühungen bey. Auch gegenwärtiges Werk, an welchem der Vf. sechs Jahre gesammelt hat, ist unter den Auspicien jenes Mäcenaten erschienen, und seinen Aufmunterungen zu verdanken.

Es sind keine Producte der Kunst, keine Statuen, Büsten, Gemmen, Prachtgefässe u. s. w., die auf den rauhen Gebirgen des Odenwaldes, als Überreste der ehemals dort hausenden Römer, gefunden werden: denn nur Soldaten waren es, die bey steten Anfällen der kriegerischen Völker, denen sie entgegen standen, fertigten und gründeten, was die Zeit zerstört hat: sondern es waren in der Gegend grösstentheils selbst verfertigte Geräthe, Götterbilder u. s. w., und erbaute Wohnungen hinter ihren Schutzmauern und Castellen. Weit entfernt von den üppigen Bewohnern der Allverschlingerin Roma, waren die auf den Gebirgen des Odenwaldes (der damals noch weit rauher und unwirthbarer seyn musste) nicht selten mit Mangel kämpfenden Soldaten nur darauf bedacht, ihr Leben zu sichern, und konnten der Kunst keine, oder doch wenigstens nur äusserst kleine und spärliche Opfer bringen.

Von einem dauernden Aufenthalt der Römer in jenen Gegenden erzählt kein römischer Geschichtschreiber etwas (S. 3); daher muss der Alterthumsforscher dem Historiker an die Hand gehen, um diese Lücke auszufüllen. Die Grenzen der *decumatischen Felder* (*agri decumates*) sind noch nicht mit gehöriger Genauigkeit bestimmt; die grosse Vertheidigungslinie der Römer, bekannt unter den Benennungen *Teufelsmauer*, *Pfahlhecke* und *Pfahlgraben*, erwartet noch die gehörige Aufklärung. Nach einigen Vorgängern, trat *Haselmann* mit seinem gelehrten Werke: Beweis, wie weit der Römer Macht in die hohenlohischen Lande eingedrungen sey, auf, und setzte in demselben (1 Th. S. 234) die Behauptung fest: Die römische Vertheidigungslinie zog sich von der Donau herab, durch den Nordgau, das Hohenlohische, über den Odenwald, bis zum Main. Es musste den Römern an der Behauptung des Odenwaldes (S. 15) viel gelegen seyn, zwar nicht wegen der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Gebirglandes, aber doch wegen der militärischen Wichtigkeit der Gegend. Solche unwegsame Waldungen waren gleichsam die Festungen der Deutschen, aus welchen sie oft den Römern so unangenehme Ausfälle machten; und welche Gegend hätte dazu sich besser geschickt, als der Odenwald? Er beherrscht die Ebenen von der Bergstrasse bis an den Rhein, und von Darmstadt bis Aschaffenburg. Also konnten die Römer keinen ruhigen Aufenthalt hoffen, wenn ihren Feinden der Odenwald offen stand. Sie mussten daher, ihrer Sicherheit wegen, darauf denken, diesen Theil der ihnen so furchtbaren *Sylva Hercynia* zu behaupten (*Cluver German. antiqua* III. 31), und führten durch denselben ihre befestigte Linie bis zum

Main. Dieses ist das Werk, dessen Überbleibseln, in einer Zeit, da alles, was über die damalige Kunstkraft hinauszugehen schien, dem *Teufel* und seiner Macht zugeeignet wurde, die Benennung *Teufelsmauer* gegeben wurde. Eine eben so genannte befindet sich unweit *Quedlinburg*, die jedoch der Schöpferin Natur selbst angehört und weder von menschlichen noch dämonischen Händen aufgethürmt worden ist. *Behrens Hercynia curiosa*, p. 129. Von der ersteren ist durch den Fleiss der Bauern (S. 19), so wie auch von den Castell-Mauern, viel zerstört worden, und was sich noch erhalten findet, sind nur Ruinen. Bey dem Dorfe *Schlossau* liegen die Überreste eines Castells, und dort hat man römische Münzen und einige, jedoch nicht erhebliche Inschriften gefunden. Ob die Worte: *Magni Senatus ope*, wirklich ächt seyn möchten, daran ist wohl zu zweifeln; nur damit wäre allenfalls etwas zu rechtfertigen, dass man annähme, die, welche sie machten, waren Soldaten, Britannen, keine geborenen Römer (S. 26). Von den Ruinen des Castells bey Hesselbach hat schon *Haselmann* (S. 254) Nachricht gegeben. Am besten erhalten war das Castell bey dem Dorfe *Würzberg*, in jener Gegend das *Hainhaus* genannt, und wird hier (S. 49 ff.) genau beschrieben. Unter der Erde fand man dort mehrere kleine irdene und gläserne Gefäse, einen eisernen Pfeil (S. 59), und in dem bey dem Castelle befindlichen Bade eine Inschrift, welche sagt, dass die *Cohors XXIIII Voluntariorum* dort in Besatzung gelegen habe. Eine andere Inschrift (S. 62) nennt eine Abtheilung der *achten Legion*, die ihr Standquartier bey *Bullau* hatte. Sie ist mit der Ara, auf welcher sie befindlich ist, auf der Kupfertafel IV. 4 abgebildet, und *Lamey* hat im 1 Bande der *Act. Academ. Theod. Palat.* viel Merkwürdiges über dieselbe gesagt. Von dem Castell bey *Eulbach* ist wenig mehr vorhanden. Eine Abbildung des noch stehenden Thors giebt der Vf. Taf. V. 1. Bey den Ruinen des Castells bey Vielbrunn (S. 76) wurden viele, hier abgebildete, halbabgerundete Steine gefunden, die der Vf. für *Schleudersteine* hält, eine Inschrift und Münzen. Der Grundriss des Castells findet sich auf Taf. IV. 2, wobey der Vf. sagt: „Ich kann mich, so oft ich es betrachte, nie des Gedankens an ein *Castellum tumultuarium* (das in der Eil hergestellt wurde, S. 201) enthalten.“ Bey *Obernburg*, wo ein kleines Castell gewesen seyn soll, fanden sich Inschriften, welche *Gruter* und *Haselmann* schon mitgetheilt haben (S. 86). Längs der *Mümling* lagen noch zwey Castelle, den Deutschen ein Vordringen ins Thal zu erschweren (S. 89), und in den Ruinen derselben wurden Inschriften gefunden. Das ganze ungeheuere Werk dieser Vertheidigungs-Linien der Römer erregt Erstaunen, und zeugt von der Wichtigkeit der Position sowohl, als es die Furcht bekräftiget, welches dieselbe erschuf: denn selbst diese Mauern konnten die freyheitliebenden Deutschen nicht abhalten, ihren Feinden stets, und oft gar nachdrücklich, zuzusetzen. Zwey Werke von *J. A. Döderlein*, *Adriani et Probi Vallum et Murum, vulgo* die Teufelsmauer *dictum*, *Norimb.* 1723 und *Antiquitates in Nordgavia Romanae*, Weissenburg 1731, müssen die Leser vor sich haben, um die unermessliche Wichtigkeit des Ganzen zu begreifen. Hr. *K.* hat eine Charte von der Vertheidigungslinie in der Graffschaft Erbach und Herrschaft Breuberg gegeben, und bey *D.* finden sich die Angaben dieser Verschanzungen von der Donau an bis an den Neckar.

Hinter den Vertheidigungs-Linien lagen die Gräber, nach ächtrömischer Sitte, ganz nahe bey der Communicationsstrase, welche die Castelle verband, gewöhnlich 10 bis 15 Minuten von einander, mit seltener Abweichung (S. 109), entfernt, mit rohen, ohne alle Ordnung zusammen geworfenen Bruchsteinen bedeckt, wodurch ein 4 bis 6 Schuhe hoher, runder Hügel gebildet wird, auf der Grundfläche, im Durchmesser, 20 bis 30 Schuhe lang. In der Nähe derselben trifft man immer Brandhügel an, die nur von Erde aufgeschüttet, flach, aber von grösserem Umfange als die Grabhügel, sind. Der Vf. giebt Abbildungen von solchen Gräbern. In denselben befanden sich Urnen, Menschenknochen, Pferdeknochen, Nägel, Pfriemen (*Frameae*), Glasscheiben, Gefäse und Münzen; unter diesen eine griechische, mit dem Kopfe des *Germanicus*, in Laodicea geschlagen, und eine Kupfermünze mit dem Kopfe des Pompejus, auf dem Revers ein Ruderschiff. (Eine gleiche, bey *Beger Thesaur. Brandenb.* T. II. p. 567. 574. Die Insignien des Neptun sind auf vielen seiner Münzen zu sehen.) Auf eine ganz eigene Art, verschieden von den an anderen Plätzen gefundenen, sind die Gräber im Erbachischen (S. 129) über die Erde ragende Gebäude, ohne sichtbare Spuren eines Einganges, zu Begräbnissplätzen bestimmt, dann gewaltsam zerstört, und mit Steinen und Erde bedeckt. Innerhalb der Gräber fanden sich Säulen (S. 132), nicht völlig 5 Fuss hoch, die der Vf. für eigentliche *Cippos*, d. h. Säulen hält, womit bey Gräbern, statt durch Grenzsteine, die Heiligkeit des Orts bezeichnet wurde. (So nimmt es auch *Barral Diction. des Antiquités* T. I. p. 335. Auch ist wohl mitunter *Cippus* für das Grab selbst genommen worden. *Pitiscus* I. 434.) Grabschriften, ein Fragment ausgenommen, haben sich nicht gefunden. „Wenn man sich denkt (S. 138), dass diese Gräber oben auf dem gemauerten Viereck ein Dach hatten: so konnten auch Wohnungen für die Wache angebracht seyn, — sagt der Vf., — welche die ganze Linie, wie Thürme einer Stadtmauer, verstärkt, und ihr ein imponirendes Ansehen gegeben hätten. Zugleich konnten sie ferner die Stelle der, sonst bey römischen Militärstrasen so gewöhnlichen Meilenzeiger (*Columnae leugares*) sehr schicklich vertreten, wenn nur auf den Verputz (?) der nach der Strase zugekehrten Seite die Entfernungen angeschrieben waren.“ — Zwar sind diess nur Hypothesen, doch ist dabey nichts Unwahrscheinliches, und das Ganze verdient das Nachdenken der

Alterthumsfreunde. — Da die Gräber die Spuren einer gewaltsamen Zerstörung an sich tragen: so meint der Vf. (S. 139), diese Verwüstung sey von den Deutschen hergekommen, welche vielleicht einmal die Linie erstürmt, und Alles der Verwüstung preis gegeben hätten. Rec. will beyläufig bemerken, dass das Zerstören, hauptsächlich der *Gräber*, vielleicht auch später, aus Religionseifer der Neubekehrten und ihrer Heidenbekehrer, im Namen Gottes geschehen seyn kann, um die Werke des Teufels mit dem Paganismus zugleich zu zerstören. Indess der Vf. glaubt, da die Römer, nach der Zerstörung ihrer Linie, wieder hieher zurückkamen, dass sie die beraubten und geöffneten Gräber selbst wieder mit den Steinen bedeckt hätten, wodurch ihre Umgestaltung in Hügel entstanden sey (S. 142). — Von anderen Gräbern, die auf der äussersten Gebirgsspitze des Odenwaldes, nach Norden zu, gefunden werden, ist es zweifelhaft, ob dieselben römische, oder deutsche sind. Es sind ihrer gegen 50. In dem einem dieser Grabhügel, der 70 Schritte im Umkreis und im Mittelpuncte 7 Schuhe Höhe hatte, fand der Vf. Stücke eines kupfernen Ringes (S. 147), und ein Gefäss, ohne Asche, welches vermuthlich ein Trinkgeschirr war, mit einer siegelrothen Erdfarbe überstrichen. (So beschreibt auch *Pickel* in seiner Schrift über die 1789 bey Eichstädt ausgegrabenen deutschen Alterthümer dergleichen Gefässe, und Rec. selbst ist so glücklich gewesen, in einem kürzlich aufgegrabenen Grabhügel in Thüringen ähnliche zu finden, nebst Waffen und weiblichem Schmucke, wovon dem Publico genauere Nachricht gegeben werden soll.)

Darauf kommt der Vf. (S. 151) zur Beschreibung der aufgefundenen Bäder, die eben so nothbedürftig waren, wie alles Andere, was hinter und innerhalb dieser Befestigungs-Linie zu finden war. Abbildungen finden sich auf Taf. V und VI. Auf dem Boden des einen Bades, mit grossen, gebrannten Platten belegt, fand sich eine, mit einer eingedrückten Tessera, in welcher eine Inschrift stand, die der Vf. liest: *Cohors vigesima quarta Voluntariorum.* Im Schutte eines andern Bades (S. 159) fand sich der Rumpf einer Ceres, von gewöhnlichem Sandstein. Taf. II. 2. S. 165 — 178 beschreibt der Vf. mehrere gefundene Alterthümer, theils römischen, theils zweifelhaften Ursprungs. Bey dieser Gelegenheit spricht er von dem schönen Denkmale des Alterthums, der sogenannten *Riesensäule*, über welche *Häfelin* eine eigene Abhandlung (*Act. Acad. Palat.* T. IV) geschrieben, und von welcher auch *Winkelmann* (hessische Landesgeschichte. I. 8 und 9) gehandelt hat. Sie liegt auf dem Felsberge, unweit *Reichenbach*, in einer Vertiefung des Berges. Sie ist von schönem grauem, mit weissen und grünen Körnern vermischtem Granit, 31 Schuhe 8 Zoll lang, unten 4 Sch. 6 Z., oben 3 Sch. 10 Z. im Durchmesser. Sie ist unstreitig an demselben Orte behauen worden. Ein nahe dabey liegendes, etliche 40 Fuss langes, breites, losgesprengtes, aber noch nicht weiter bearbeitetes Felsstück beweist dieses, so wie der sogenannte *Riesenaltar*, ein Granitblock von 40 Fuss im Umfange, der vielleicht zum Fussgestell dienen sollte. Eine höhere Granitsäule, als diese, möchte in Deutschland wohl nicht leicht gefunden werden (S. 173), und daher gehört sie unter die grössten Seltenheiten. Noch merkwürdiger macht sie ihre Steinart; es ist derselbe Granit, aus welchem die ungeheueren Obelisken in Ägypten und in Rom gehauen sind, und den man sonst nur in Afrika und Asien einheimisch glaubte. Er nimmt die feinste Politur an, und ist von fast unzerstörbarer Härte. Das Gewicht dieser Säule ist auf 61,440 Pfund berechnet worden. Sie soll ein Werk der Römer, vielleicht unter Commodus Regierung, seyn. Vierzehn andere, die man *Hainsäulen* nennt (S. 177), liegen noch im Odenwalde, unweit dem Dorfe *Mainbullau*, aber nur aus Sandstein gehauen, von gleichen Durchmessern von 4 Schuhen, jedoch von verschiedener Länge, von 13 bis 27 Fuss. Auch diese sollen römischen Ursprungs seyn, und die Benennung *Hainsäulen* soll so viel heissen, als *Heidensäulen*. Wie aber, wenn, da der Gottesdienst der Deutschen in geweihten Hainen vorzüglich gehalten wurde, diese Benennung von dem Platze selbst herkäme?

Cäsar Julianus beschloss von Mainz aus, die Allemanen in ihrem eigenen Lande anzugreifen, nachdem er 357 den König Suomar geschlagen hatte (*Ammian. Marcell.* XVII. 1), und rückte, drey Stunden weit vom Rhein, in einen furchtbaren, dunkeln Wald ein (S. 201), welches unfehlbar der heutige Odenwald war, fand aber überall Verhaue, und zog sich, ganz vorsichtig, wieder über den Rhein zurück. Er kam nachher nie wieder hieher, und von Valentinian I Nachfolgern betrat keiner mehr die Gebirge des Odenwaldes. Die Zerstörung der Befestigungs-Linie erfolgte darauf.

So kurz nun auch nur hier von dieser merkwürdigen Schrift hat können gesprochen werden: so werden Freunde der Alterthumskunde doch finden, dass in ihrer Sammlung von ähnlichen Büchern dieselbe nicht fehlen darf.

L. P.

FORTSETZUNGEN.

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift* in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter herausgegeben vormals von D. *Johann Joseph Batz*, nun von D. *Friedrich Brenner*. Achter Band. Erstes — sechstes Heft. 1813. 532 S. Neunter Band. Erstes — sechstes Heft. 1813. 532 S. 8. (Jeder Band kostet 2 Rthlr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 202.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, in d. kaiserl. Druckerey: *Aubin Louis Millin*, Membre de l'Institut et de la Légion d'honneur, conservateur des médailles, des pierres gravées et des antiques de la bibliothèque impériale, professeur d'antiquités etc., *Voyage dans les Départemens du Midi de la France.* 1807. Tome I. XII und 548 S. Tome II. 600 S. 8. mit einem Atlas in 4to, bestehend in 52 Kupf. und 16 S. Text.

Dieses schätzbare Werk ist die Frucht einer von dem Vf. im J. 1804, auf Befehl des Ministers *Chaptal*, unternommenen Reise. Der Zweck derselben war hauptsächlich, den nach der Revolution nicht überall gehörig untersuchten Zustand der Wissenschaften und Künste im ganzen südlichen Frankreich in Augenschein zu nehmen, und sich von den diessfalsigen Bedürfnissen jener Gegenden genau zu unterrichten. Damit waren als Nebenzwecke verbunden die Aufzeichnung bedeutender und unbekannter Denkmäler, und die Sammlung wichtiger Manuscripte, Bücher und Münzen für die kaiserl. Bibliothek. Der Vf., welcher den zu früh der Welt entrissenen deutschen Gelehrten *Winkler* zum Begleiter hatte, durchstreifte Südfrankreich nach allen Richtungen. Er reisete über Fontainebleau, Sens, Auxerre, Dijon und Autun nach Lyon. (Mit der Beschreibung dieser Stadt schliesst der erste Band.) Von da begab er sich über Vienne, Valence, Orange und Avignon nach Aix und Marseille. Er besuchte sodann die ganze Küste, Toulon, Hyères, Frejus, Antibes, Nizza, Monaco und Menton. So weit der zweyte Band. Die zwey letzten Bände werden die Rückkehr von Marseille nach Paris beschreiben. Obwohl ihre baldige Herausgabe angekündigt ist: so sind sie doch bisher uns noch nicht zugekommen. Wir werden also ihre Anzeige seiner Zeit nachtragen.

Es würde zu weitläuftig werden, die 69 Capitel, aus welchen dieses, durch die sichtbarste Mitwirkung deutschen Fleisses, und durch eine nicht gemeine Umsicht sich empfehlende Werk besteht, der Reihe nach auszuziehen. Nur folgende Fragmente mögen die Leser dieser Blätter von der Reichhaltigkeit dieser Reisebeschreibung überzeugen.

(I, 7.) Was einem gelehrten Reisenden auf die Reise mitzunehmen nöthig ist? Der Vf. empfiehlt Folgendes: Particulär-Charten, weil man diese nur an wenigen Orten antrifft; Werkzeuge zum Copiren, Zeichnen, Kalkiren, Modelliren, und zum Sammeln der Naturmerkwürdigkeiten, folglich Crayons von allen Sorten, Reisszeug, Glaspapier, Griffel, Tusche, Wachs zu Abdrücken, Gyps, Dinte, Öl zum Trocknen (Beides muss *unter* dem Reisewagen aufbewahrt werden), feine Bürsten, geplättetes Bley, eine kleine Presse, eine Büchse von Blech für die Pflanzen, ein Netz, Nadeln, Büchsen mit Korkholz gefüttert, Hammer, Schwamm, Druckerschwärze, Druckballen und Pottasche (man wird gleich sehen, warum) u. s. w. Als allgemeine Handbücher nahm der Vf. mit: *Reichard Guide des Voyageurs, Pinkerton tarif des medailles, Sestini geographia numismatica, Mokelli de stylo inscriptionum, Coleti notae et siglae Romanorum, Placentini de siglis Graecorum, Walther Lexicon diplomaticum, Christ* Anzeige und Auslegung der Monogrammen, *Huber's* Werke zur Geschichte der Künste, *Harwood de editt. auct. class., Linné systema plantarum, Fabricii mantissa insectorum, Dandolo fondamenti della scienza chimico-fisica, Laurenti synopsis reptilium, Cuvier tableau élémentaire des animaux* (Bis auf letztes, lauter Werke von *Nicht*-Franzosen).

Sehr artig, und in Deutschland wohl noch wenig angewendet, ist das vom Vf. (II, 334) angegebene Verfahren, Inschriften zu typographiren. Man benetzt den Stein, welcher die Inschrift enthält, mit Wasser, bedeckt ihn sodann mit Druckerschwärze, und legt nasses Papier darauf. Sind die Buchstaben in den Stein eingehauen: so zeigt sich die Inschrift auf schwarzem Grunde weiss. Umgekehrt ist es, wenn die Buchstaben erhoben sind. In jedem Falle drückt sich die Schrift verkehrt ab. Das Papier darf wenig geleimt seyn. Die Druckerschwärze geht mit Pottaschenauflösung wieder ab.

Die Nachrichten über Vernachlässigung der römischen Alterthümer in Frankreich sind mit verdienter Bitterkeit dargestellt. Zu Beaune waren kurz vor der Ankunft des Vfs. eine Menge neu gefundener Goldmünzen, an innerem Werthe über 60,000 Franken betragend, ungeachtet aller Bemühungen des Präfecten und einiger Privatpersonen, *eingeschmolzen* worden. Zu Autun ist von dem römischen Amphi-

theater, welches noch im J. 1762 zu sehen war, keine Spur mehr übrig. Im J. 1788 wurde noch der Rest der unter der Erde liegenden Steine hervorgeholt, um zur Martinskirche benutzt zu werden. Und wir beschuldigen (ruft hier der Vf. voll gerechten Eifers aus) die Türken der Unwissenheit, wir nennen sie Barbaren, weil sie die Alterthümer zerstören, um Moscheen zu bauen! (Bey dieser Gelegenheit erzählt Hr. *M.* folgende Anekdote: Als *Paul II* vom Hause Barbarini das Coliseum verwüstete, um Palläste zu bauen, sagte *Pasquin: Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barbarini.*) Während der Anwesenheit Hn. *M's.* zu Autun wurde zwar ein Einwohner um 20 Franken gestraft, weil er einen alten Stein weggenommen hatte; aber die Ursache der Strafe lag nicht in dem Interesse für die Erhaltung der Denkmäler, sondern darin, dass der Stadtmagistrat das *ausschliessende* Recht zu diesem Vandalism besitzt. Auch dem schönen Janustempel zu Autun droht ein ähnliches Schicksal (I, 282. 308. 310. 314. 348).

Hr. *M.* macht die Alterthumsforscher darauf aufmerksam, dass in und unter den Grundsteinen oft die wichtigsten Denkmäler gefunden werden (I. 347). Auch empfiehlt er das Besehen der Kirchen, weil sie in alten Zeiten der Sammelplatz der vornehmsten, auch profanen Merkwürdigkeiten waren. Fast alle Diptychen fand man in den Sacristeyen; ein schöner Sardonyx, Neptun und Minerva vorstellend (im kaif. Cabinet zu Paris), galt ehemals in einer Kirche für Adam und Eva; einen anderen Sardonyx, auf welchem die Apotheose des Germanicus vorgestellt war, sah man in der Abtey St. Sever für den apokalyptischen Flug des h. Johannes an. Der Siegelring der Abtey St. Germain-des-Prés (jetzt im Besitz des russischen Kaisers), Agrippina und Caligula vorstellend, wurde für den Hochzeitring der h. Jungfrau ausgegeben. Endlich der kostbare Sardonyx im k. Cabinet zu Paris, worauf Germanicus, wie er dem Tiber Rechenschaft von seinen Feldzügen giebt, abgebildet ist, galt in der h. Capelle zu Paris für den ägyptischen Joseph, der dem König Pharao die Träume deutet u. s. w. (I. 95. II. 546). — Der Artikel Avignon (II. 171) enthält eine merkwürdige Vergleichung der jetzigen französischen mit der ehemaligen päpstlichen Staatsverwaltung.

In Aix besah Hr. *M.* unter anderen auch die von der Geistlichkeit untergeschobene Grabschrift des bekannten Marquis *d'Argens*. Der König von Preussen hatte befohlen, auf seine Kosten das Grabmal zu errichten, und die Worte darauf zu setzen: *Veritatis amicus, erroris inimicus.* Aber die Mönche setzten dafür folgende Inschrift: *Instante morte annos aeternos recogitanti velum nugacitatis oblatum est, et hic cum cognatis fidei cultoribus, quorum spes immortalitate plena est, requiescere cupivit, ut testamento mandaverat;* welches, wie Hr. *M.* sagt, ein Gewebe von abgeschmackten Lügen ist. *D'Argens* hat *zuverlässig* seine Meinungen auf dem Todbette nicht abgeschworen. Man bewog zwar die Wittwe, dem Könige von Preussen diese Lüge zu schreiben, aber sie widerrief dieselbe durch einen zweyten Brief (s. *Oeuvres du roi de Prusse. Corresp. T. XII. Lettre dernière*). Nach diesem Widerruf der Wittwe, wollte keine Kirche in Aix sich zur Aufnahme des Grabmals verstehen, bis endlich die Minoriten sich dazu entschlossen, doch mit der oben bemerkten Abänderung der Grabschrift. Während der Revolution wurde eben dieses Mausoleum in ein republicanisches Monument verwandelt, indem man die alten Inschriften auslöschte, und dafür folgende hinsetzte: *Monument élevé à la République par l'arrêté de l'Administration municipale du Canton d'Aix, du 23 Nivose an 7 républ.* Aber noch sollte dieses nicht die letzte Verwandlung des misshandelten Denkmals seyn. Eben zur Zeit der Anwesenheit des Hn. *M.* machte man es zu einem Monument auf den Kaiser Napoleon zurecht, wovon man aber auf Zureden des Hn. *M.* abstand, und dafür einen ägyptischen Obelisk mit folgender jetzt doppelt merkwürdigen Inschrift restaurirte: *Napoleoni I, Francorum imperatori, principi optimo, invicto, templorum restitutori, justitia, legibus populos moderanti, victoriis, consilio pacem fundanti, Aquenses cives columnam ex Aegypto a Romanis transvectam nulli dicatam dedicaverunt anno* 1806, *natali die XV Aug.*

Die wieder eingeführte Frohnleichnamsprocession zu Aix ist, wie billig, sehr ausführlich beschrieben, und durch Kupfer erläutert. Ein passendes Gegenstück hiezu bilden (T. I. p. 75) die Nachrichten von der Liturgie bey dem Eselsfest. Zu beiden werden im Atlas die uralten Melodieen mitgetheilt, die übrigens schon aus anderen Werken bekannt sind.

Sehr lächerlich ist die am Ende des II Bandes aus *Smollet Travels through France and Italy* (p 471) erzählte Anekdote von einer Schildkröte zu Nizza. Die Fischer daselbst entdeckten einst eine Schildkröte von mehr als 200 Pfunden. Die ganze Stadt gerieth in Schrecken über ein solches Ungeheuer. Nur die Minoriten verloren den Muth nicht; sie stiegen in einen Nachen, und nahmen die Schildkröte in Besitz. Die Mönche aus den anderen Klöstern, die es verdross, dass ihnen die Minoriten zuvor gekommen waren, erklärten die Sache für übernatürlich, und behaupteten, man könne ohne Todsünde nicht von dieser Speise essen. Das Volk theilte sich in zwey Parteyen, und der Streit ward am Ende so bedenklich, dass der Magistrat die Schildkröte wieder in's Meer werfen liess.

Am weitläuftigsten verbreitet sich der Vf. über die Inschriften und Münzen; und da er in diesem Fach viele *Inedita* mittheilt: so ist das vorliegende Werk jedem Numismatiker und Antiquar unentbehrlich, wesswegen auch hier keine dahin gehörigen Auszüge geliefert werden. Auch von naturhistorischen Gegenständen, ferner von Fabriken, Manufacturen u. dgl. werden interessante Nachrichten und Bemerkungen mitgetheilt. Die Nachrichten,

die Hr. *M.* von den Bibliotheken giebt, berühren meistens nur die Oberfläche, und verrathen nicht an allen Stellen die vertraute Bekanntschaft mit der Bibliographie, deren sich der Vf. im I Briefe rühmt. Das Wichtigste von diesen Notizen, welche uns, bey dem Mangel biblithekarischer Nachrichten aus Frankreich, immerhin willkommen seyn müssen, wollen wir hier den deutschen Bibliographen mittheilen. (I. 32) Zu *Fontainebleau* in der *Ecole spéciale militaire* ist eine Bibliothek von 8000 Bänden, sämmtlich zur Kriegswissenschaft und Geschichte der Kriege gehörig. Bibliographische Seltenheiten findet man dort nicht. — (I. 58. 136) Die Bibliothek zu *Sens* besteht aus ungefähr 10,000 Bänden, und führt die Inschrift: *Bibliotheca maxima.* Nur im Fach der Classiker ist sie wohl versehen, in allen übrigen ohne Bedeutung. Hr. *Tarbé* zu Sens besitzt einige von *Le Long* nicht angezeigte Handschriften zur Geschichte dieser Stadt. Eben daselbst erhielt Hr. *M.* für die kaiserl. Bibliothek eine Urkunde aus dem IXten Jahrh., und das Dedications-Exemplar (Mspt.) von *Aegidii Romani Libro de regimine principum.* In der Bibliothek des Hn. *Hardi* findet sich unter anderen folgendes Buch, welches *Panzer'n* unbekannt blieb: *Les expositions des Evangilles en francoys. Fol. min.* 2 *col.* mit Holzschnitten. Die Rückseite des ersten Blatts wird von einer Abbildung des Calvarienbergs eingenommen. Die Initialen fehlen. Auf der dritten Seite fängt das Werk mit folgenden Worten an: *Incipiunt sermones Mauricii Parisiensis episcopi in dominicis diebus in solemnitatibus Sctorum. Dominica prima, adventus Domini etc.* Auf der letzten Seite steht folgende Unterschrift: *Cy finist les Expositions des Evangilles en francoys, imprimées à Chablis p guillaume Le rouge imprimeur, l'an mil. cccc. quatre vingt et neuf. le XVIII jour d'octobre.* Die kaiserl. Bibliothek zu Paris besitzt dieses Werk nicht, sondern nur das: *Livre des bonnes moeurs. Chablis* 1488, welches auch *Panzer* kannte. Ferner eine *Panzer'n* (welchen Hr. *M.* nicht zu kennen scheint) ebenfalls unbekannt gebliebene Ausgabe von den Werken des Panormitanus. Sie ist in Folio mit 2 Columnen. Der Titel heisst: *Domini Nicolai Siculi Panormitani archiepiscopi una cum allegationibus memoria imprimendis super clementinis constitutionibus opus quidem singularissimum feliciter incipit.* Auf der vierten Seite liest man die Worte: *Explicit practica Domini Panormitani. Incipit ejusdem tabula.* Am Ende des Registers steht folgende Unterschrift: *Praesens Domini Panormitani Practica de modo providendi in jure tam summarie et de plano quam mere et cum strepitu judiciali. In omnibus ferme curiis observari consueta exstitit Parisiis impressa. Anno Dni. MCCCCLXXVI mense augusti.* Einige von Hn. *M.* hier angeführte Incunabeln aus dem letzten Decennio des XV Jahrh. scheinen zu beweisen, dass Werke dieser Art in Frankreich unter die ausgezeichneten Seltenheiten gehören. Übrigens befindet sich noch zu Paris das berüchtigte h. Officium des Narren- und Esels-Festes, mit einem äusserst merkwürdigen Einband, dessen Vorstellungen Hr. *M.* in seinem Atlas pl. II mitgetheilt hat. Auf der Mairie fanden die Reisenden eine grosse Anzahl bestaubter Handschriften, von welchen sie für die kais. Bibliothek auswählten: *Liber Boetii in communi dividundo judicio in* 8. *Petri de Riga Biblia metrica. fol. Vita S. Gregorii etc.* (Da das Alter dieser Manuscripte nicht angeführt wird: so kann man von dergleichen Notizen, die noch öfter in dem Werke vorkommen, nicht den mindesten Gebrauch machen.) — (I. 165.) In *Auxerre* konnte Hr. *M.* die zahlreiche Bibliothek nicht näher untersuchen, da die Bücher aufgehäuft lagen. Unter den Mspten fand er einen *Plautus* (*manuscrit contenant les huit comédies de Plaute?*), und ein Missal mit Musikzeichen, die älter seyn sollen, als die von *Guido Aretin* erfundenen (dergleichen es bekanntlich unzählige giebt). — (I. 199.) In *Armançon* ist die Bibliothek in dem ehemaligen Urselinerinnenkloster aufgestellt. Hr. *M.* bemerkte dort nichts von Bedeutung als einen Terenz ohne Jahrzahl (folglich der Zweifelhaftigkeit wegen unter die *edit. principes* zu stellen). — (I. 257.) Sehr bedeutend ist die Bibliothek zu *Dijon* (aus der dortigen Jesuitenbibliothek erwachsen, welche der Stadt geschenkt wurde). Sie enthält gegen 40,000 Bände. Unter den Incunabeln zeichnet Hr. *M.* wieder 15 aus, von welchen kaum 3 eine Anzeige verdienten. Hartmann Schedels bekannte Chronik, Nürnberg 1493. Fol. heisst hier: *Chronica Chronicorum Francisci Hartmanni.* Ausserdem werden noch angeführt chinesische Werke, eine in 5 Bänden bestehende, und seitdem in die kais. Bibliothek versetzte Briefsammlung gelehrter Männer vom Ende des XVII Jahrh., und 2 päpstliche Bullen von Sergius und Johannes auf Papyrus unter Glas und Rahmen. *M. Maret* zu Dijon besitzt unter andern folgende zu *Panzer* nachzutragende Ausgaben aus dem XV Jahrh.: *Decreta Basiliensia et Biturensia, quam pragmaticam vocant, cum Glossis Cosmae Guymier. Parisiis Joh. Bonhomme.* 1486. 4. *Joannis Nider praecepta divinae legis. ibid.* 1482. *Ejusd. consolatorium timoratae conscientiae. ib. per Ulr. Gering.* 1478. 8. *Speculum aureum animae peccatricis, ib. ap. eund. et G. Maynyal.* 1480. *Breviarium Aeduense.* 1480. 8. auf Pergament. *Tractatus contra demonum invocatores per fratrem Joh. Viveti ord. praedic. inquisit. apost. Carcassone s. a.* 4. — (I. 279.) Zu *Beaune* (dem französischen Schilda) wurde es den Reisenden schwer, den Bibliothekar zu finden. Nach vielem Nachfragen ward er endlich in einem Caffeehaus entdeckt, wo er aber gleich seine Partie Dominospiel verliess, um die Bibliothek, welche unbedeutend ist, vorzuzeigen.

(I. 387.) Die Handschriften der Dombibliothek zu *Autun*, ungefähr 700 an der Zahl, fand Hr. *M.* bestaubt und schlecht aufbewahrt, obwohl hierunter sehr kostbare Werke sind, z. B. ein noch nicht colla-

tionirter sehr alter Horaz, für welchen ein Engländer 2000 Guineen geboten haben soll, *Augustinus in psalmos* aus dem VII Säculum mit Uncialbuchstaben; ein Evangelienbuch, der Angabe nach, im J. 754 geschrieben, ein *Cassiodorus in psalmos* ebenfalls aus dem VIII Jahrh., nebst mehreren anderen von gleichem Alter, welche schon von *Martène* und *Durand* im *Voyage litéraire de deux Bénédictins* angezeigt, von Hn. *M.* aber nicht alle vorgefunden worden. Hr. *M.*, welcher auf Autun und dessen Einwohner mit aller Macht, und aus allen Tönen loszieht, äußert sich über diese Handschriftensammlung ganz kategorisch: *On dit, que M. l'évèque les demande pour la bibliothèque du séminaire, mais ce ne sont pas là les ouvrages qui conviennent à un pareil établissement: il faut lui abandonner tous les livres imprimés; les mscr. doivent être deposés à la Bibliothèque impériale.* In der Stadtbibliothek zu Autun, welche ebenfalls dem Staube ganz preisgegeben seyn soll, fand Hr. *M.* nichts von Bedeutung. Noch im J. 1790 soll dort ein Suidas von 1492 gewesen seyn (allerdings eine grosse Seltenheit, wenn eine solche Ausgabe wirklich existirte. Hr. *M.* ist aber hier falsch berichtet worden. Es giebt vor 1499 keinen gedruckten Suidas). — (I. 386) Die Bibliothek zu *Châlons* (*sur Saône*) ist sehr reichhaltig, und hat ein schönes Local; sie befindet sich aber in der gröfsten Unordnung. Ihre Grundlage ist die Jesuiten-Bibliothek. In der Revolution kamen die kostbaren Sammlungen der Abtey de la Ferté und anderer Klöster hinzu. Sie ist aber öfters geplündert worden, und enthält nur ein einziges Buch aus dem XV Jahrh., *Cypriani Epp. Venet.* 1471 *Fol.* Die Handschriften sind alle von neueren Zeiten. Dessen ungeachtet ist die Bibliothek noch sehr ansehnlich. — (I. 432) Zu *Lyon* ist einer der schönsten Bibliotheksäle in Europa, theils in der Bauart, theils der reizenden Aussicht wegen. Die Büchersammlung selbst, aus mehreren Klosterbibliotheken zusammengesetzt, und in der Revolution stark ausgeraubt, hat ihre Lücken gröfstentheils wieder ergänzt, und durch das Legat des P. *Adamoli* einen glänzenden Zuwachs erhalten. Sie ist nach der pariser die stärkste im Reich, und zählt über 120,000 Bände. Unter ihre vornehmsten typographischen Merkwürdigkeiten zählt Hr. *M.* eine aus der kaiserl. Druckerey hervorgegangene Prachtausgabe des *J— King* und unsers *Schäffers* Papier-Versuche. Unter den Handschriften zeichnet er aus: *Vie du Comte de Marsigli, par M. Hebert de Quinci, Chronique du noble Roi Richard (II) d'Angleterre, Mappemonde spirituelle par J. Germain, Evèque de Châlons*, einem bisher unbekannten Schriftsteller; *Joh. Toland Pantheisticon* (mit dem falschen Namen *Janus Junius Eoganesius*), *Chronique de Jean de Courcy*, ebenfalls bisher unbekannt, *Vie de Philibert de Pingon* (Vf. einer *hist. de Turin*, und einer *hist. de Savoye écrite par Philibert lui — même*), und des bekannten Geschichtschreibers *Guichenon* in der Handschrift unterdrückte Geschichte von Dombes. Hr. *Riols* zu Lyon besitzt eine auserlesene Sammlung von Incunabeln und Pergamentdrucken, unter andern: *Juris prudentia à primo et divino sui ortu ad nobilem Biturigum academiam deducta. Lugduni apud Sagittar.* 1554. 8. 65 Bl. — *Cebes gr.* 1491. — *Breviarium Camerae ad usum eccles. Lugd.* 1498. Fol. *Ordonnance de l'echiquier de Rouen. Rouen* 1532. 4. auf Pergament.

(II. 27) Die Bibliothek zu *Vienne* besteht aus 7500 Bänden, unter welchen Hr. *M.* nichts von Bedeutung entdeckte. — (II. 68.) Zu *Tournon*, wo ein berühmtes College mit 260 Pensionnairen ist, findet man eine zweckmäfsige Bibliothek. Aus dem XV Säc. hat sie nur zwey Bücher, *Angeli de Aretio tr. de criminibus*, 1476, und *Ovidius Parmae*. 1489. — (II. 167.) Die Bibliothek zu *Avignon* ist noch nicht geordnet. In der Geschwindigkeit bemerkte Hr. *M.* eine Bibel, die er für die Fustische ausgiebt, aber leider nicht näher beschreibt, und *Rosetum exercitiorum spiritual. impress. per Jacob de Pfortzen, revisum per Joh. Speyser. Basil.* 1404. (1504.) Fol. Das Nachdrucker-Unwesen in Avignon hat noch nicht unterdrückt werden können, obwohl die pariser Buchhändler von Zeit zu Zeit Agenten dahin schickten, um jenem auf die Spur zu kommen. — (II. 531) Zu *Nizza* ist die öffentliche Bibliothek aus der Dombibliothek entstanden. Sie ist so verwahrt, dass man sie nur durch die Kirche, und vermittelst der Schlüsselgewalt des Sacristans erreichen kann, doch wird sie täglich von 9—12, und von 2—5 Uhr geöffnet. Hr. *M.* führt einige Ausgaben von Classikern an, mit der Bemerkung, dass sie in *Harwood's* Handbuch nicht stehen, wodurch freylich ihre Seltenheit noch nicht bewiesen ist. Überhaupt sind die hier angezeigten 30 Incunabeln, welche den Schatz der Bibliothek von Nizza ausmachen sollen, von sehr gemeiner Art.

Im 2ten Bande der Reisebeschreibung sind, wie man sieht, die Notizen über den Zustand der Bibliotheken nicht so häufig, wie im ersten; doch müssen wir dem Vf. für dieses Wenige dankbar seyn, da es nicht so leicht ist, auf einem so schnellen Durchfluge — Hr. *M.* bereisete alle die oben genannten Orte vom 14 April bis zum 20 Juni 1804 — gründliche literärische Nachrichten aufzuzeichnen. Ou.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

MEDICIN.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung;* von dem Augenzeugen dieses Phänomens, dem Baron *F. K. von Strombeck*, Präsidenten des k. Appellations-Hofes zu Celle, Ritter u. s. w. 1813. XXXII u. 215 S. gr. 8. (18 gr.)

[Vgl. Intellig. Blatt 1813. No. 10. S. 77.]

Diese Krankengeschichte ist erzählt von einem Laien in der Arzneywissenschaft, also von einem vorurtheils- und systemlosen Manne, aber von einem Manne, der sich als Gelehrter in mehreren Fächern berühmt gemacht hat, und dessen Verdienst allgemein anerkannt ist, also von einem kenntnissreichen Manne; von einem Manne, der dem verwickeltesten Geschäftsgang gewachsen ist: denn er war zur Zeit Präsident des westphälischen Appellationshofs zu Celle, nachher Staatsrath in Cassel, also von einem des Verhörs und Protocollsführens kundigen, des öffentlichen Vertrauens, des Glaubens werthgehaltenen Manne; von einen Manne, der die Kranke (Julie **), wegen ihrer guten Eigenschaften, wegen ihrer Gradheit und kindlichen Liebe, wie Pflegetochter in sein Haus genommen, der also den Charakter des Gegenstandes vollkommen kennt und vor Täuschungen sicher ist. Diese Krankengeschichte ist ferner bezeugt von dem als Zweifler seit Jahren bekannten, aber als tüchtigen Arzt anerkannten Leibarzt und Geheimen Rath D. *Marcard*, vom D. *Köler*, Hofmedicus zu Celle, vom D. *Schmidt*, Hofmedicus zu Celle, von *Blumenbach* (des Naturforschers Sohn), General-Procurator-Substitut zu Celle, von *v. Strombeck*, Tribunalrichter zu Celle, welche alle bey wichtigen Vorgängen Augenzeugen und zum Theil selbst Protocollisten waren. Der Vf. hat das Protocoll unverändert so abdrucken lassen, wie er es bey den jedesmaligen Vorgängen aufgezeichnet hat; er hat es bekannt gemacht, ohne Rücksicht zu nehmen auf etwanige Nachtheile für die Hauptperson der Geschichte, ein junges Frauenzimmer, dem es allerdings nicht gleichgültig seyn kann, wenn es vom Haufen, und leider auch vom gebildeten Haufen, als ein Wunderding, oder gar als Betrügerin oder Verrückte angesehen wird; er hat es bekannt gemacht, um keinen Verrath an den Wissenschaften zu begehen, und um selbst den Haufen nicht in Unwissenheit über die Krankheit seiner Pflegetochter zu lassen.

Marcard sagt in der Vorrede: „Die folgenden sehr merkwürdigen Beobachtungen, welche einer sehr berühmten, der Arzneywissenschaft fremden, daher desto schätzbareren, von Schulvorurtheilen desto freyeren Feder zu verdanken sind, und welchen ich in der letzten (entscheidenden) Epoche als Zeuge beyzuwohnen aufgefodert war, wird man als den letzten und entscheidenden Beweis von dem Daseyn und der Realität des sogenannten animalischen Magnetismus ansehen können. Allemal werden sie eine sehr bedeutende Stelle in der Geschichte desselben einnehmen. — Diejenigen, welche dreyssig Jahre zurückdenken können, oder aber nachsehen wollen, was in jener Zeit über diesen Gegenstand verhandelt ist, können wissen, dass meine Correspondenz mit *Lavater* im Herbste 1785 das Erste war, was von dem damals ganz neuen puysegurischen (von dem früheren mesmerischen, etwas verschiedenen) Magnetismus in Deutschland öffentlich bekannt wurde. — In meiner Antwort setzte ich den von Lavater mir mitgetheilten Thatsachen diejenigen gemässigten Zweifel entgegen, die eine so ganz neue und fremde, in den derzeitigen Grundsätzen unserer Physik und Physiologie so wenig begründete, also sehr paradoxe Lehre wohl verdiente, ohne jedoch die Möglichkeit derselben ganz abstreiten zu wollen. Ich verlangte bloss eine lange Frist zur Untersuchung und Wiederholung der Thatsachen, bevor man darüber entscheide. Nirgends versuchte ich, das von mehreren glaubwürdigen Personen Gesehene abzuleugnen, höchstens nur anders zu erklären. Seit jener Zeit ist nun sehr Vieles über diesen Gegenstand fortgearbeitet worden, unsere Physik hat sich beträchtlich verändert, Männer, die allen Glauben verdienen, die zum Theil mir persönlich sehr werth waren, haben sich für den animalischen Magnetismus erklärt, und die Gründe ihrer Überzeugung in der Sprache der Treuherzigkeit und Wahrheit öffentlich dargelegt. Dieses konnte nicht anders als meine Ungläubigkeit daran schwächen, obgleich noch immer Zweifel dagegen sich bey mir regten. Und diese Zweifel werden doch gewiss auch durch die Gaukeleyen und Betrügereyen, die man in solchen Dingen erlebt hat, wo nicht gerechtfertiget, doch entschuldiget. — Eigene directe Versuche über den animalischen Magnetismus habe ich jedoch nicht angestellt, theils weil sich keine beson-

dere Veranlassung dazu fand, theils aber eben wegen jenes geheimen Missglaubens, welcher dagegen immer zurückblieb, und in dieser Welt der Täuschungen meinem Alter und meiner Erfahrung angemessen ist. Wenn es nöthig wäre, mich als ein hier auftretender Zeuge ferner zu legitimiren: so würde ich in Erinnerung bringen, dass mir der Vorwurf nicht zu machen stehe, ich lasse mich zu leicht vom Strome mit fortreissen, und gebe meine Überzeugung zu voreilig hin, da ich vom Gegentheile mehr als eine Probe abgelegt habe. — Ohne einen so ausserordentlichen Fall, wie der ist, welchen die folgenden Blätter enthalten, würde ich, wahrscheinlich bis an mein Ende, in meinen alten Zweifeln an der Realität so schwer zu begreifender Erscheinungen dieser dunkelen und seltenen Flexionen der menschlichen Natur geblieben seyn. Wirklich ging ich noch mit einigem Unglauben hin, um Zeuge von dem zu seyn, was ich bey der Kürze der noch bevorstehenden, von der Schlafrednerin selbst, mit der grössten Genauigkeit *vorherbestimmten* Scenen in den drey letzten Tagen wahrnehmen konnte. Aber der *gute* Scepticismus hat doch seine Grenzen. Facta und Evidenz muss man doch am Ende, wenn alle Möglichkeiten des Irrthums wohl erwogen sind, anerkennen, sollten auch noch Dunkelheiten übrig bleiben; und man ist es der Wahrheit und der Wissenschaft schuldig, in einer Sache, worin die Stimmen noch getheilt sind, nicht zu schweigen." *Marcard* liefert noch Bemerkungen über zwey am 11ten und 12ten Jenner 1813 beobachtete magnetische Schlafe Juliens.

Dr. *Köler* tritt als Zeuge auf, indem er Bemerkungen über den Gesundheitszustand der Demois. Julie ** von den Jahren 1811 und 12, und ein Protocoll über ihren magnetischen Schlaf am 13ten Jenner 1813 liefert; Dr. *Schmidt*, indem er Bemerkungen über die ganze magnetische Krisis der Kranken mittheilt; *Blumenbach*, indem er auch einmal das Protocoll führte.

Julie ** war im Jenner 1813 alt 19 Jahr 6 Monat, kam im Sommer 1810 in Hn. *v. Strombecks* Haus als Gesellschafterin seiner Frau, und ward seitdem, gleich den anderen Kindern, wie Tochter behandelt, besitzt einen edlen Charakter, zeichnet sich durch Uneigennützigkeit aus, und ein stetes Bestreben, durch Dienste das zu vergelten, was ihr Gutes widerfährt, ist dabey etwas eigensinnig, empfindlich, launisch und verschlossen, sanguinisch-cholerisch, lustig und traurig, liebt Vergnügen, besonders Tanz leidenschaftlich, treibt Musik mässig, hat Talent mehr zum Tragischen als Komischen, ist nicht eben belesen, aber gebildet, hat keine Kunde von Naturwissenschaften und Arzneymitteln. Ihr Leib stark, wohlgebildet und gesund. Durch unvorsichtigen Tanz und Ärger will sie sich 1810 convulsivische Krämpfe zugezogen haben. Sie pflegte sich sehr fest zu schnüren, dass ihr Gesicht oft dunkelroth wurde, bekam im Winter 1811 Unordnung in der Menstruation, und im Frühjahr, ohne bewusste Veranlassung, plötzlich so heftige Convulsionen, dass sie oft nicht die nöthige Zeit hatte, sich zu Bette zu begeben. Der Anfang war meist Abends nach Tisch, die Dauer derselben, in welcher sie aufs Fürchterlichste tobte, schrie und sich in den Haaren raufte, war verschieden, von 10 Minuten bis 6 — 8 Stunden; oft bekam sie sie täglich, oft blieben sie wochenlang, auch monatelang weg. Sie redete gewöhnlich so schnell, dass sie mit voller Heiterkeit, obgleich etwas abgemattet, aus ihnen zur Besinnung kam, welches der Charakter der mesmerischen Krämpfe überhaupt ist. Sie zeigte den entschiedensten Widerwillen gegen alle Arzneyen, selbst gegen den ärztlichen Rath des Dr. *Köler*, widersetzte sich Blutigeln, Klystieren, und wollte das Schnüren nicht lassen; daher wurde zur Ader gelassen, abgeführt, erbrochen, Tamarindenmolken, Bäder, Ipecacuanha, Valeriana, Bibergeil, Zinkblumen u. s. w. gegeben, was sie aber alles mit Widerwillen nahm, und daher oft dabey Krämpfe bekam. Sie besserte sich etwas, gegen den Winter zeigte sich die Menstruation wieder, doch nicht regelmässig, aber im Winter 1812 bekam sie nach Gemüthsbewegungen die Anfälle wieder, die im Sommer häufiger wurden, jedoch einen anderen Charakter annahmen. Sie fiel in Ohnmachten die 5 — 8 Stunden anhielten, und gegen Ende in Starrsucht übergingen, ohne besondere Änderung des Athmens und des Pulses, der 80 — 90 war; still, Augen geschlossen, Ohren taub, nicht zu erwecken, unempfindlich gegen Alles, ausser gegen Gerüche, die ihr behagten oder missfielen. Später fing sie an zu sprechen, und, da sie kurz vorher eine Oper in Jamben hatte aufführen helfen, eine Zeitlang alles in Jamben, wovon sie übrigens nichts versteht; gewöhnlich glaubte sie sich in den Himmel versetzt, unterhielt sich mit Gott, den Engeln und abgeschiedenen Seelen in den erhabensten Ausdrücken, betete oft so flehentlich, dass den Zuhörern dabey die Thränen ausbrachen; endlich nahm sie in diesem bewusstlosen Zustand Antheil an ihrer Umgebung, fing auch auch an auf Fragen zu antworten, sie wurde heiter, und diese Heiterkeit malte sich in allen ihren Zügen, unterhielt sich witzig, geistreich, ass sogar einmal, und ging einmal in diesem Zustand mit spazieren, so dass, wer es nicht wusste, sie für völlig gesund hielt. Sie erwachte daraus gewöhnlich durch Gähnen (wir haben auch ein gewöhnliches Husten bemerkt) und Augenreiben, und wusste nun von allem Vorgegangenen nichts, wohl aber wenn sie wieder in diesen Zustand verfiel. So ist es bey allen Mesmerischen; sie leben zwey von einander geschiedene Leben, welche aber abwechseln, so dass der erste Moment des zweyten mesmerischen Zustandes an den letzten des ersten in der Erinnerung und auch in der Wirkung geknüpft ist, wenn auch beide durch tagelanges Wachen unterbrochen waren, zu vergleichen zwey Paaren paarweis verschieden gestimmten Instrumenten, welche sich nur paarweis antworten, obschon sie mit den schweigenden in der Lage abwechseln.

Im Sommer kamen nun die mesmerischen Verzuckungen ohne irgend eine mesmerische oder magnetische Manipulation, die überhaupt gar nie ange-

wendet worden ist, häufiger, so dass sie oft 8 Tage hinter einander nur auf Stunden aufwachte, um in neue zu fallen. Hr. *von Strombeck* fing auf Anrathen des Hn. Dr. *Schwarz* aus Einbeck an, ein Protocoll zu führen, und beobachtete in dieser Zeit viererley Zustände. 1) Ein Schlaf mit verschlossenen Augen, in dem sie für sich redete, betete, erzählte, von tragischen Dingen in Jamben sprach, von gewöhnlichen in Prosa, im Zwiesprache begriffen so lang, als eine Person zu antworten gehabt hätte, schwieg, und dann fortfuhr, als wäre die Antwort gegeben worden. Auf wirkliche Fragen antwortete sie nicht, empfand aber Musik und Wohlgerüche, und glaubte, sie würden von Engeln gemacht oder gegeben. 2) Dann ein scheinbares Wachen mit einer fixen Idee behaftet, mit der alle ihre Antworten in Beziehung standen; sie ass, trank und ging dabey umher. 3) Ferner ein ähnliches Wachen, bey dem sie ihre Geschäfte besorgte, aber sehr erhöhte Geisteskräfte äusserte, Scenen aus Trauerspielen vollkommen declamirte, fertig Ungelesenes vorlas, schwere, ihr sonst nicht gelungene Musikstücke spielte und sang, sich Alles erinnerte, was ihr vor ihrer Krankheit, oder dem Anfang dieser mesmerischen Zustände widerfuhr, aber nicht dessen, was *zwischen* diese Zustände selbst fiel. 4) Endlich kam auch ein Zustand, in dem sie sich der Vorfallenheiten der gesunden Zwischenzeiten erinnerte. Dieser vierte Zustand scheint jedesmal nach dem mesmerischen Schlaf eingetreten zu seyn, und mithin den Übergang vom Schlafen zum Wachen zu bezeichnen, die fixe Idee aber, oder die Erhöhung der Geistesthätigkeit, scheint die Einleitung zum Schlaf gemacht zu haben. Oder man kann sagen, diese sey der eigentliche Krankheitszustand gewesen, der Schlaf die folgende unvollkommene Krisis, der vierte Zustand aber der Austritt aus dieser Krisis zum gesunden Zustand, der aber, wie bey Fiebern, die vieler unvollständiger Krisen bedürfen, nur kurze Zeit dauerte. Die fixe Idee ist auch eine Erhöhung der Geisteskräfte, wie die allgemeine Geistesgeschicklichkeit, aber nur eine partielle, oder eine Erhöhung einer Geisteskraft, und es ist daher wahrscheinlich, dass die Kranke meist mit diesem Zustand die Reihe der Symptome angefangen hat, es müsste denn seyn, dass er schon den Übergang zur Krise bezeichnete. Es ist Schade, dass diese Folgereihe nicht gehörig bezeichnet werden konnte. Erhöhung der Geisteskräfte ist ein allgemeines Hirnfieber, fixe Idee ist Localfieber. Eins kann in das andere übergehen, ehe Krise, der Schlaf folgt. Man muss keins unterbrechen, so wenig als die gewöhnlichen Gefässfieber, sondern den Leib, oder zunächst das thätige System unterstützen, um die Arbeit, ohne zu unterliegen, zum Ende ohne Überspringung von Stufen zu führen, welches hier durch Vermählung eines fremden, aber harmonischen Nervensystems oder durch das *Mesmeriren* geschieht, wenn die Kräfte des Leibes, was doch manchmal der Fall ist, nicht hinreichen. Wie zwey an einander gebrachte Magnetstangen sich wechselseitig verstärken und eine Last leichter tragen: so zwey Nervensysteme, welche ja auch, nach unserem Ermessen, nichts anderes als polare Materien sind, und nur durch Poländerungen wirken, was das *Sehen*, das sonst unbegreifliche, oder dadurch leicht begreifliche Sehen, beweist. Wie ein Nervensystem auf ein anderes wirken könne, ist eben so wenig, oder eben so viel wunderbar, als wie die Sonne auf unseren Sehnerv wirkt. Darüber hat, wir denken ohne Widerrede, die Naturphilosophie seit mehreren Jahren entschieden, und unsere empirischsten Physiker wollen jetzt auch diese Polarität des Lichtes wirklich nachgewiesen haben, was um der Wahrheit willen unnöthig ist.

Obige Zustände dauerten unterbrochen bis Ende July, wo sich Julie endlich, als Hr. Dr. *Schmidt* aus Braunschweig, nebst Hn. Dr. *Köler*, dazu gerufen, und Blutigel gesetzt wurden, worauf die Krämpfe nachliessen, und eine darauf von Letzterem, der überhaupt ihr Arzt war, angeordnete Molkencur, nebst Bädern, Alles geheilt zu haben schien; auch die Menstruation war wieder in Ordnung; jedoch brach Julie manchmal, ohne Veranlassung, in Weinen aus, und im Winter bekam sie nach jedem kleinen Ärger, der bey solchen Personen schnell bey der Hand ist, wieder Anfälle.

Nun fangen die merkwürdigen Vorgänge an, wodurch die Kranke von selbst, ohne alle mesmerische Manipulation, in mesmerischen Schlaf, in Selbstreden, Hellsehen, Voraussagen, Mittelangeben, verfallen ist. Von diesen Zuständen, und Allem, was darin vorging, bezeugt Hr. *v. Strombeck* selbst durch einen Eid die Wahrheit, Hr. Geh. R. Dr. *Marcard*, dass hier ein Fall sey, wo alle Erscheinungen des thierischen Magnetismus, in ihrem grössten Umfange, vom Schlafen bis zum höchsten Hellsehen, mit allen Exaltationen und Ekstasen, aber stärker, kürzer, concentrirter, vollendeter und wirksamer als in allen bekannten Beyspielen des künstlichen Magnetismus, ohne alle äusseren Einwirkungen, *bloss durch die inneren Naturkräfte allein*, herbeygeführt, entwickelt, und, wie man sehen wird, zum merkwürdigen Ziele geleitet wurden, dass das, was die Kunst zuweilen in mehreren Monaten bewirkt, hier die Natur in vierzehn, genau genommen, in sieben Tagen verrichtete, dass durchaus nichts vorausgegangen war, was man Magnetisiren nennen könnte, dass übrigens hier Alles war, wie bey den durch Kunst erweckten Somnambulen und Hellsehenden, eben das Bedürfniss, in diesen Krisen befragt zu werden; eben der dringende Trieb, von dem eigenen Gesundheitszustande zu sprechen und die Behandlung peremtorisch selbst anzuordnen; eben die Zuversicht und Sicherheit in Allem, was über den eigenen Zustand, auch in Absicht auf die Zukunft, gesagt wird, besonders in Angabe der Zeit; eben die Erinnerung von Allem, was in früheren Paroxysmen vorgefallen ist, und das Vergessen dieser Vorgänge, sobald die Krisen vorüber sind; eben die Wissenschaft von den Dingen um sich her, ohne sie durch die starren, sehr veränderten Augen,

auf dem gewöhnlichen Wege, erkennen zu können; eben die grosse Disposition, selbst durch kleine Abweichungen in dem Gange der Natur bey diesen Operationen, durch heftige Gegenwirkungen, gestört zu werden, und die Furcht vor der Gefahr, dadurch um die Früchte der Anstrengungen zu kommen; eben die grosse Empfindlichkeit und Abneigung gegen alle Metalle und ihre Annäherung; eben die Decenz in allen Bewegungen, Stellungen, Äusserungen und Ausdrücken, und ein sichtbares Missfallen an Allem, was davon abwich; eben die Erhebung des geistigen Menschen überhaupt, und besonders des Gemüths, die *hier* in hohe Andacht überging und sich einige Mal in brünstige Gebete ergoss; eben die Willigkeit der Seherin, auf Anfragen über abwesende oder unsichtbare Gegenstände, sogar über künftige Dinge, positive Aufschlüsse und Vorhersagungen zu thun — also das sogenannte Divinationsvermögen —; eben die Angabe, sie sehe Alles in sich unterhalb der Brust, und alles werde ihr da gezeigt; eben die öfteren Bezeugungen von einem hohen Wohlbefinden in diesen Krisen, die sie immer den *wohlthätigen*, den *köstlichen* Schlaf nannte, der sie vollkommen gesund machen und ganz verändern würde, wie sie es viele Male mit einer felsenfesten, den höchsten Unglauben verscheuchenden Zuversicht, und mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit und Anmuth der Physiognomie, versicherte, dass ein Divinations-Vermögen hier offenbar vorhanden war, so lange das Hellsehen dauerte, dass es in Rücksicht auf die eigene Person und auf die Gesundheit der Seherin, die Zahl ihrer Paroxysmen, die Zeit ihres Eintritts, ihrer Dauer, und endliche Wirkung derselben ohne Fehler, und soviel die Angabe der Zeit betraf, auf Minuten und Secunden richtig war, dass es sich auch auf andere Gegenstände um sie her erstreckte, aber nicht so unfehlbar war, dass sie indessen doch oft sehr auffallende Dinge richtig sagte, aber zu wenig befragt wurde, um viele Beyspiele zu geben, dass es zu den *futuris contingentibus*, die wir noch erst erwarten müssen (geschrieben den 21sten Februar 1813), gehöre, ob, wie sie gelegentlich einmal äusserte, der nächste Sommer (1813) kalt und unangenehm seyn, und sich erst im August-Monat bessern werde (was, wie wir nun wissen, völlig eingetroffen). Hr. D. *Köler*, ihr Arzt, der sie seit 1810 behandelte, der den meisten Scenen beygewohnt hat, bezeugt, dass Alles, was die Kranke in ihrem *quasi* magnetischen Schlaf über ihren eigenen Zustand und dessen Veränderungen vorherverkündigt hat, *pünctlich und auf die Minute* eingetroffen ist; dass die deutlichsten, von mehreren Ärzten mit ihm beobachteten Symptome verriethen, dass ihre Ohnmachten wirkliche Ohnmachten waren, *dass keine Verstellung, keine Täuschung, in der Hauptsache Statt finden konnte;* dass das, was sie von anderen Personen gesagt, in den mehrsten Fällen richtig befunden worden, und sich nur in sehr wenigen Fällen ein kleiner Irrthum in den Anzeigen gezeigt habe. Hr. Dr. *Schmidt* bezeugt, dass sie die Zeit auf seiner Uhr, die er versteckt in der Hand hielt, auf die Secunde genau angab, dass angekündigte Anfälle auf die Minute eintraten, dass dabey alle Stellungen, Lagen, obschon sie hätten Veranlassung geben können, *stets im hohen Grade* decent blieben, dass die von ihr vorhergesagte Ohnmacht aufs Genaueste mit der Zeit zutraf, dass, seiner Überzeugung nach, dieser dargelegte Fall selbst den grössten Zweifler müsste in seinem Skepticism wankend gemacht haben, dass hier keine Täuschung Statt fand, dass zu viele unbefangene Beobachter, Ärzte und Laien, hier die Erscheinungen sahen, dass die Somnambule, wenn sie sich auch in den übrigen Angaben mannichmal irrete, nie einen Fehler beging, wenn es sich handelte um ihr eigenes Ich.

Wir haben hier die Zeugen selbst reden lassen, nicht etwa um der Sache Glaubwürdigkeit zu erzwingen, sondern lediglich um die Zeugen zu ehren, sie anzuerkennen, und ihnen auch vor dem Publicum die Achtung zu beweisen, welche ihr Eifer, ihre Offenheit, ihr Geständniss auch wider vorher gefasste Meinungen verdient. Wir können nicht billigen, und müssen vielmehr bedauren das vergebliche und unnöthige Bestreben fast Aller, welche sich mit dem Mesmerismus beschäftigen, und sich dazu bekennen, zur Bekehrung der Ungläubigen zu wirken, welche Bekehrung auch diese Schrift im Auge hat, ohne jedoch das Geringste desshalb angelegt oder eingeleitet zu haben. Was kann uns denn daran liegen, was die Anderen von der Sache glauben, wenn wir wissen, woran wir sind, die wir es gesehen haben, und die wir uns eben so klug und vorsichtig dünken dürfe als jene, welche über das, was sie nie gesehen, nur zufolge vermeintlicher Systeme und physiologischer Systeme schimpfen? Wir sind sind ja obendrein im Besitz eines Heilmittels und eines wissenschaftlichen Zweiges, und zwar des wichtigsten, tiefsten, mehr als sie. Benutzen wir beide zum Wohl der Menschheit und der Wissenschaft, unbekümmert, was jenen darüber gefallen mag. Ausrotten werden sie es nicht, und wenn sie alle schlechten Mittel dagegen fortwährend in Bewegung setzen, alle Oberen dagegen aufhetzen, und diese sich selbst zum Verurtheilen und Absprechen über Gegenstände, die sie nicht verstehen, verleiten lassen.

Die wichtigsten Erscheinungen der in Rede stehenden Krankheit fangen mit dem 4ten Jenner 1813 an, und enden am 13ten mit der Krise, am 25sten mit der völligen Gesundheit der Kranken. Der wichtigste Zeuge ist Hr. *v. Strombeck*, durch die Genauigkeit seiner Protocolle, durch die für einen solchen Geschäftsmann nur aus seiner Überzeugung von der Wichtigkeit der Vorgänge begreifliche Aufopferung der Zeit, indem er den Tag bey der Kranken, die Nacht bey seinen Amtsgeschäften zubrachte, durch die Offenheit, Freyheit, Klarheit seines Charakters, der sich dabey kund thut, endlich durch das Ansehen und die Wichtigkeit des Mannes selbst.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

MEDICIN.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung*; von dem Augenzeugen dieses Phänomens, dem Baron *F. K. von Strombeck*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Am 4 Jenner Abends verfiel *Julie* nach einem Verdruss in das vorher beschriebene Irrereden, und wurde zu Bette gebracht; des Morgens am 5 stand sie nicht auf, man fand sie in Ohnmacht, aus der sie nicht zu erwecken war; sie stand Mittags auf, ass, fiel wieder in Ohnmacht, die den ganzen Nachmittag mit Irrereden und scheinbar natürlichem Zustand wechselte, ass Abends, und wurde wieder ohnmächtig zu Bette gebracht. Der 6te war wie der 5te, der 7te nicht anders; aber Abends um 7 Uhr fing sie auf einmal im Sofa liegend nach der zufälligen Frage eines der Gegenwärtigen, Hn. *v. St's.*, seiner Frau und einer Freundin, „wenn sie wohl wieder hergestellt seyn würde," mit einem gewissen Pathos declamirend und mit Unterbrechungen an zu reden: „Jetzt wird mir auf einmal entdeckt, auf welche Weise ich gänzlich von meiner Krankheit herzustellen bin. Doch ich kann jetzt noch nicht mit völliger Gewissheit die Mittel angeben. — Ihr müsst bis Morgen warten. — Folgendes kann ich aber jetzt entdecken. Ich schlafe morgen bis 9 Uhr. Dann, wenn ich erwache, kann ich sagen, ob ich um 12 Uhr gesund bin oder nicht; und wenn ich um 12 Uhr nicht gesund seyn sollte, ob ich am *Montag* oder am nächsten *Mittwochen* (den 13ten) gesund seyn werde. Würde es seyn, dass ich um 12 Uhr nicht gesund wäre: so muss Folgendes mit mir vorgenommen werden. Gleich nach 12 Uhr müssen mir entweder 8 Blutigel an die Kinnladen, 4 an jede Seite, oder 8 an jeden Schenkel gesetzt werden. Ich werde danach so elend werden, dass man glauben wird, ich werde sterben. Man wird mir Moschus geben wollen, aber um Gottes willen nicht (dieses wiederholte sie wohl zehnmal mit vielem Affecte), es wäre mein Tod! (Nun verschreibt sie noch Camillenthee und Senfpflaster.) Ich werde morgen Nachmittag, Sonnabends und Sonntags, wie ein wüthendes Thier seyn; ich werde schreyen, schlagen, beissen u. s. w. Genau um 8 Uhr muss mir morgen der Kaffee gebracht werden, dann bin ich im Stande zu sagen, ob ich um 9 Uhr aufstehe, oder um 12 Uhr, oder ob ich die Blutigel nöthig habe." — Auf Befragen antwortete sie, sie werde um 8¾ Uhr erwachen, eine Stimme in der Brust sage es ihr, die Blutigel (vor denen sie einen Abscheu hatte) seyen nöthig. „Ach! wie froh bin ich, ich werde ganz gesund werden, ganz! In dieser Nacht hatte ich wiederum diesen wohlthätigen Schlaf (die Ohnmacht). Wie süss! — Er heilt mich! — Gott heilt mich! — Ich habe zu ihm gebetet. — Auf den Knieen, in meinem Bette. — Er versprach es mir. — Du wirst gesund, sagte er. — Der Schlaf, wie süss, wie süss, wie süss! Ich wünsche ihn allen Menschen! — — Vergesst mir morgen nicht, vor meinem Bette zu seyn, mir genau um 8 Uhr den Kaffee zu geben; puncto 9 Uhr, dann sage ich das Übrige. — Vielleicht stehe ich auf, — dann hat mich der Schlaf geheilt. — Welch ein Schlaf! — Nicht ein ordentlicher, sondern ein *eigener* Schlaf. In der Brust spricht es während desselben mit mir. — Hier in der Brust! — Es sagt mir Alles." Um 8¾ Uhr wachte sie auf, wusste von Allem nichts, sagte, sie wollte ihnen morgen den Kaffee einschenken, ass, fiel aber bald wieder in Ohnmacht, und sagte zu Hn. *v. St.*: Um Gottes willen, dass morgen nichts versäumt wird! — Ich bitte, ich bitte dich (sonst nennt sie ihn Sie). — Vergiss nichts, mein Leben hängt davon ab. — Gott will mir helfen! Sie wiederholte alle Vorschriften wieder, setzte dazu: um halb zwölf stehe ich auf, um *ein* Uhr muss ich spazieren gehen. Auf die Frage: Soll ich aufschreiben, was Sie mir sagen? sagte sie: Du hast es schon aufgeschrieben. Wo liegt das, was ich aufschrieb? In deiner Frauen Schreibpult, in der anderen Stube. Aus wieviel Zeilen besteht es? Aus 2 Absätzen; der erste hat 16½ Zeile, der 2te 15½ Zeile. Nach der Zählung war es so, es überlief Hn. *v. St.* ein Schauder. Woher wussten Sie dies? Eine Stimme sagt es mir hier. — (Indem sie auf den Magen zeigte.) — (11 Uhr) Jetzt muss ich zu Bett. — Gott heilt mich u. s. w. Meine Krankheit fing mit Wüthen und Toben an, und so muss sie auch enden. Kein Arzt kann mir helfen; nur Gott u. s. w. Aber vergesst morgen

nichts, ich bitte und flehe euch darum: — dass ich ja puncto 8 Uhr den Kaffee mit 4 Theelöffel voll Milch im Bette bekomme. Hr. *v. St.* und seine Frau hielten es, als einsichtige Leute, für ihre heilige Pflicht, Alles auf genaueste zu erfüllen, was sie verlangte, was ungeheure Müh und Aufmerksamkeit foderte, so dass sie alle ihre Zeit dieser Kranken widmen, und eine Menge Leute in Bereitschaft halten mussten, um Alles auf die Minute herbeyzuschaffen. Dieser verständige Eifer, den Andere Narrheit nennen, bringt dem Herzen, Charakter und der Bildung dieser Familie Ehre. Ihm hat die Wissenschaft eines von den wenigen entscheidenden, durch gerichtliche Strenge beobachteten Beyspielen von Mesmerismus zu verdanken. In keiner Recension, die wir hierüber gelesen, selbst nicht in den beyfälligen, finden wir dieses Verdienst herausgehoben, wofür doch wohl ein Rec. danken sollte: denn durch *Anerkennung* erhalten die Menschen Aufmunterung zu Aufopferungen für die Wissenschaften, so wie sie durch gedankenlose Nichtbeachtung oder gar hämische Darstellung zum Behalten ihrer Entdeckung und zur Misanthropie gezwungen werden.

Was sie verordnete und vorhersagte, geschah den andern Morgen. Um 9 Uhr sagte sie: Ich muss noch 3 Stunden fürchterlich aushalten (was sie gestern schon gesagt hatte); habt um Gotteswillen auf mich Acht; ich werde schrecklich leiden, und könnte mir leicht Schaden zufügen. Diess sind die letzten Krämpfe in meinem Leben, wenn Alles gehörig beobachtet wird, was ich mir verordnen werde. Meine Krankheit musste genau so enden, wie sie anfing, mein Gehirn wird ganz verändert werden, und es wird wie umgewendet. Alle meine Launen, von denen ihr oft littet, werden enden; ich werde ein ganz anderer Mensch werden, und werde nun erst recht froh des Lebens geniessen. — Meine Krankheit endet. — Einer eintretenden Person sagte sie: du hast ein Pulver eingenommen, welches dir der Hr. *Schmidt* nachgesendet hat. Wahr; kein Umstand im Haus, keine eingetretene Person, keine Verstellung des Hausgeräthes war ihr ein Geheimniss. Auf die Minute 11 Uhr verfiel sie in die fürchterlichsten Zuckungen, schrie, biss, schlug u. s. w. Gegen 11½ Uhr rief sie heftig: Gott, habe Dank, jetzt leide ich nur noch 180 Secunden! So war es. Sie stand genau um 12 auf, ass, ging spazieren, wie bestimmt. Nach Tisch fiel sie wieder in Schlaf. Auf die Frage, wie dieses zuginge, da sie doch gesagt hätte, sie würde nun ganz gesund, antwortete sie: ich habe nur gesagt, ich würde meine heftigen Krämpfe nicht wieder bekommen, dieses wird gewiss der Fall seyn: nie in meinem Leben bekomme ich sie wieder. Auf Zeitlebens bin ich davon geheilt; — aber meine Krankheit wird erst am *Mittwochen* Abend völlig gehoben seyn, und alsdann bleiben noch mehrere Tage, die ich euch angeben will, Ohnmachten und kleine Schwächen übrig; die letzten werdet ihr nicht einmal merken. In diesen Schlaf werde ich bis zum *Mittwochen* täglich verfallen, um ganz hergestellt zu werden, denn er ist sehr heilsam, auch um euch sagen zu können, was mir gebraucht werden muss. Es ist ein *magnetischer* Schlaf (Sie hörte Hn. *v. St.* ihn so nennen) u. s. w. Heute Abend muss ich essen Reiss mit Milch, puncto 9 Uhr. — Um ¾ 10 muss ich eine Tasse sehr starken Camillenthee nehmen. — Um 10 muss ich zu Bette. Ich steh Morgen um 7½ Uhr auf, und mache den Kaffee um 8 Uhr. Um 8¼ Uhr muss ich eine Tasse starken Kaffee, mit 4 Theelöffel voll Milch, trinken, und ein grobes Butterbrod dazu essen. Von 10 bis 12 Uhr, morgen früh, werde ich schlafen. — Ängstiget euch aber nicht — dann könnt ihr mich wieder fragen, ja ihr müsst es, diess ist mir gut. (9 Jenner) Es geschah, aber sie trank, wider Nöthigung der Frau *v. St.*, den Kaffee erst nach 8½ Uhr, ass das Butterbrod gar nicht, und fiel schon 5 Minuten vor 9 in den mesmerischen Schlaf. Auf die Frage sagte sie: Dieses kommt daher, weil ich 3 Minuten zu spät den Kaffee getrunken, und kein Butterbrod gegessen habe. Ich bin selbst daran Schuld, denn *deine* Frau hat mich so viel genöthiget u. s. w. So muss ich die Fehler, welche begangen werden, und alle Confusionen, durch den Schlaf und neue Mittel wieder verbessern. Dieser wohlthätige Schlaf wird bis 10 dauren. Nun verordnete sie wieder Allerley.

Dieses sey genug, um die Art zu zeigen, wie sich die Kranke benahm, wie genau das Protocoll geführt, und mit welchem Eifer Alles besorgt werden musste. *Blumenbach* wurde, ohne dass sie es wusste, durch einen Zettel gerufen. Sie sagte: Jetzt zieht sich *Bl.* an, in 5 Minuten ist er hier. — Jetzt geht er aus dem Hause. Es war so. Die Uhr im oberen Stock zeigt jetzt 55½ Minute. Es war so. Sie hatte Freude am Angeben der Zeit nach den Uhren, so dass sie die Abweichungen aller Uhren im Haus und selbst der drey Stadtuhren aufs genaueste angab; in den Farben irrte sie oft. Nachmittag machte sie wieder allerhand Anordnungen, auch schon für den entscheidenden Mittwoch, an dem sie gesund werden würde, rieth Hn. *v. St.*, der an einer Seite schwächer hört, am zweyten April gefallenes Wasser in dieses Ohr zu spritzen, um die fehlende Absonderung des Ohrenschmalzes zu bekommen, aber er werde erst in zwey Jahren ganz hergestellt werden; gab eine Anordnung auf den Sonntag (10ten), auch wieder auf den Mittwoch, und bat angelegentlich, Alles ja genau zu beobachten, und es desshalb aufzuschreiben. Würde am Mittwoch etwas versehen: so habe sie keine Zeit mehr zum Verbessern, was also sehr schlimm wäre; — sie sehe mit den Augen nichts, aber die Brust höre und wisse, sie wisse ziemlich viel, doch nicht allenthalben gleich viel (je nachdem ihr Nervensystem nämlich mit den Gegenständen in Beziehung stand, wobey sie das Entferntere wahrnehmen konnte, ohne das Nahe zu berühren, wie ein Magnet durch einen Tisch auf den andern Magnet wirkt, ohne die ihm fremden Beziehungen anderer Körper, des

Holzes, Menschen u. s. w., zu berühren, wie wir in einem Haufen Menschen nur den sehen, den wir suchen, aus einer Musik nur das hören, worauf wir gespannt sind, in Gesellschaft die Rede eines Entfernten hören, während wir die dessen, der zu uns redet, vergessen u. s. w.). — Hin und wieder ist es dunkel und schweigt (wo nämlich keine gleichgestimmte Polarität gegen sie gekehrt ist, oder wohin sie ihre zu kehren keinen Grund hat). — Der Präsident *Rumann* liest jetzt seiner Frau vor, beym Kaffee. — Hr. *Blumenbach* sitzt im Sofa und liest. Jenes war wahr, das letzte aber nicht völlig. Man muss daraus schliessen, dass sie mit jenem in stärkerer Beziehung, sey es friedlich oder feindlich, stehe, wenn nicht etwas vorgegangen, was die Erinnerung auffrischte. Die Unsterblichkeit der Seele sey gewiss, man müsse in der Ewigkeit Rechenschaft ablegen. Man fragte sie noch über Genesung mancher Kranken. Nach der Beantwortung sagte sie: Die Zeit ist edel, und verschwindet schnell. — Es ist mir nicht möglich, in der kurzen Zeit, da ich diesen köstlichen Schlaf schlafe, auf *Alles* Acht zu haben, sonst könnte ich noch Manches entdecken. — Die Zeit ist edel; darum benutzt *stets* die kurze Zeit, *mich* über Alles zu fragen, was zu *meiner* (nicht der Anderen) Herstellung nöthig ist, auch was *euch selbst* nützlich seyn kann. — Diess müsst ihr. Wie schnell rollt sie dahin, die flüchtige Zeit! Gewiss ein guter Rath, der zugleich Aufschluss giebt über das, womit sich die Mesmerischen beschäftigen, und diejenigen zurecht weist, welche von ihnen Allwissenheit fodern. Fast scheint es, den Gegnern sey Allwissenheit begreiflicher als Irrthum, und sie scheinen nur auf jene zu warten, um einen *vernünftigen* Grund zum Glauben an Unmöglichkeiten zu haben.

(10 Jenner) Alles geschah, wie vorgeschrieben. Sie gab wieder Verhaltungsbefehle auf den Mittwoch, und liess sie sich vorlesen, verbot, sie mit einem Schlüssel zu berühren, weil sie in fürchterliche Zuckungen verfallen würde. Mittags trank sie das verordnete Glas rothen Wein nicht (weil man nicht sicher über die Verordnung war), fiel sogleich in Schlaf, beklagte sich nun über das Versehen, und änderte deshalb allerley Anordnungen ab, las in Entfernung den Titel eines ihr mit dem Rücken vorgehaltenen Buches, verordnete auf den Montag den 11ten. An diesem Tage verlangte sie die Aufzeichnungen für den Mittwoch durchzugehen, billigte Alles, setzte ½ Tasse Fleischbrühe hinzu, gab die Zeit nach der Uhr genau an, sagte aber, ihr Sehen würde schwächer. Diess wäre ein Zeichen ihrer Genesung; sie mussten sich also darüber freuen. — Sie wusste, dass ein Correcturbogen in der oberen Stube auf dem Pult lag, was heimlich auf einen Stuhl hinter ihrem Rücken gelegt wurde, nur gab sie roth für blau aus, gab die Zeit auf der Uhr eines Fremden auf die Secunde an, hielt sie aber für golden, da sie nur silbern war, doch hatte sie eine goldene Kette, gab die Zeit auf Hn. *v. St's.* Uhr um 2½ Minute unrichtig an, machte aber in der Folge immer denselben sonderbaren Fehler, bat den Puls fühlenden Arzt, die Ringe abzunehmen. Die Frau *v. St.* schien allmählich selbst in Mitleidenschaft gezogen zu werden, sie fühlte oder wusste es innerlich; es *mahnte* sie, wenn die Kranke sie rief, auch bekam sie eine Art Schlag beym Einschenken des Getränkes für die Kranke, wenn es der Vorschrift nach genug war. Diese Erscheinungen dauerten durch die ganze Krankheit, ein Beweis, wie gefährlich es für reizbare Frauenzimmer ist, mit Nervenkranken umzugehn. — Abends erschien *Julien* ein *Körper*, mit dem sie sprach, und der ihr allerley Abänderungen in den Verordnungen machte, zum Theil noch wegen des versäumten Glases Wein am Sonntag.

roten am Dienstag, wie vorher, Bestätigung und Erweiterung der Verordnungen, Eintreffen auf die Secunde, der Mittwoch wieder empfohlen, der *redende Körper* wird für eine Stimme im Innern erklärt, wobey es ihr nur schien, sie wäre ausser ihr, und zeige sich wie eine Wolke, was auch von der Abnahme ihres Schlafs herkomme, sie wisse jetzt nicht mehr so genau, was anderwärts vorgehe, als sonst, was ein Zeichen der Genesung sey, sagte oft, 1½ Stunde ihres Schlafes sey besser als 6 Stunden von dem gewöhnlichen, ihr Hirn würde ganz verändert u. s. w., gab genau an, was Gegenwärtige in der Tasche hatten, befahl, Wasser, von dem sie getrunken, auszugiessen, damit es Niemand schädlich werde; darauf hörte man in ihr ein regelmässiges Klopfen in Zwischenräumen von 1 Secunde, welches einige Minuten dauerte, wie sie voraussagte, und das nach Hn. *Marcards* Meinung, der dabey gewesen, wie ein Überschlagen der Muskeln war; es erfolgte, weil das Wasser nicht kalt genug gewesen: wegen möglicher Sympathie wäre es gut, wenn man die Stelle dieses sonderbaren Krampfes wüsste, ob in einem Glied, oder im Leibe selbst, ob nicht Zwerchfell oder Herz, es konnte aber nicht entdeckt werden. Sie ging Abends zwey Stunden in Gesellschaft ausser dem Hause, alles wie sie es vorgeschrieben hatte. Wenn sie vorherbestimmte, sie werde soviel Stunden ohne Anfall sey, und man solle ihr dann Zerstreuung geben: so konnte man sie *allein* hingehen lassen, wohin sie wollte. Noch sagte sie diesen Abend, dass Hn. *v. St's.* Uhr um ¾ Minuten später als die Stockuhr gehe.

Mittwochs der 13te, oft angekündigte Tag der Entscheidung. Die Ärzte *Marcard*, *Köler*, *Schmidt* und Hr. *Blumenbach* waren gegenwärtig. Hr. *Köler* führte meist das Protocoll. Beynah in jeder Minute ging etwas vor. Sie erwachte, trank, ass, schlief ein, ordnete noch an, liess sich waschen, verlangte, auf die Minute, kaltes Wasser, Thee u. s. w., was kaum herbeyzuschaffen war, jagte die sorgsamen Leute aus einem Winkel in den andern, stellte das Ideal einer hysterischen Närrin dar, alles, weil sie durch ein Fragen, das sie jedoch nicht verboten hatte, gestört

wurde, und deſshalb Schmerzen bekam; mesmerirte ſich ſelbſt, indem ſie ſich durch einen Schlüſſel (alſo Metall), auch durch Finger beſtrich, nachher lieſs ſie Metall aus ihrer Nähe entfernen. Nachmittags war kein Arzt gegenwärtig, ein groſser Fehler. Sie magnetiſirte ſich nun ohne alles Metall, nachher wieder damit, nahm einen Schlüſſel in den Mund, bis (durch ihn bewirkt) Thränen folgten, lieſs in Waſſer eine Scheere kreuzweis legen, und trank es dann u. ſ. w. Um 4 Uhr ſprang ſie vom Sofa, warf ſich, mit den inbrünſtigſten Geberden betend, auf die Erde, bald lag ſie auf den Knieen, die Hände gen Himmel hebend, bald berührte ſie mit der Stirn den Boden, einigemal warf ſie ſich auch flach hin, oft ſtand ſie ganz auf, und hob die Hände gen Himmel. Die Umſtehenden geriethen in Thränen. „O Gott, reich mir deine Hand! Du haſt es ja verſprochen! — Sieh doch, wie meine Ältern leiden! Sie ſind ja meine Ältern geworden, und ich bin ihr Kind, ich bin ihr drittes Kind!" Sie ſchien zu verzweifeln, rief oft: „Ich bin verſöhnt mit Gott und mit der Welt, um 5 Uhr wird dieſes Leiden enden! — Ich kann vor dir erſcheinen, denn ich bin verſöhnt mit dir und mit der Welt!" Betete wieder auf den Knieen. — Auf einmal rief ſie: „Gott hat mir ſeine Hand gereicht; ich bin erhört, er hat mir ſeine Hand gereicht! — Jetzt ängſtiget euch nicht mehr. Ich bin erhört!" Betete fort mit dem Kopf die Erde berührend, ſprang auf einmal auf, warf ſich vor der Frau *v. St.* auf die Kniee, legte ihren Kopf in den Schoos jener, und dankte für die Sorgfalt, mit der ſie ſie während ihrer Krankheit behandelt hatte, mit höchſt rührenden Ausdrücken; oft rief ſie: Ich bin dein Kind, du biſt meine Mutter. Dann warf ſie ſich in Hn. *v. St's.* Arme, und rief: Habe Dank, mein lieber Vater. Euch beiden bin ich Alles ſchuldig; wo hätte ich Menſchen gefunden, die mich ſo behandelt hätten, wie ihr (ja wohl! ja wohl! die Überklugheit, der Mangel an Religion und der Anerkennung auch deſſen, was nicht jeder Einzelne einſieht, haben ſolche Menſchen von der Welt geſchafft); ich werde lange, lange und glücklich leben. Um 5 Uhr präcis erwachte ſie, froh und heiter, wie aus einem Schlaf, und ſagte: Jetzt bin ich geſund, und ganz wie neu geboren. Es iſt, als wäre mir ein Stein von der Bruſt. Die letzte ſchreckliche Stunde, in der man ſie ſterbend glaubte, ſcheint Hn. *v. St.* durch irgend ein Verſehen hervorgebracht zu ſeyn. Es iſt aber nicht unwahrſcheinlich, daſs eine ſolche wichtige und ſchnelle Kriſe auch heftige und ſtürmiſche, zum Tod führende Anſtrengungen fodert. Es ging ja offenbar dabey ein Umkehren der Nervenpole zwiſchen Hirn und Leib vor ſich, ein Sturz eines alten und Errichtung eines neuen Throns. Den 14ten und die folgenden 8 Tage hatte ſie noch geringe Anwandlungen des Mesmerismus, bekam den Schlummer gewiſſermaſsen in ihre Gewalt, aſs, trank, ging aus nach Ahnungen ihres zwar ſchon ſehr dunkeln Gefühls, auf einem Spaziergang prallte ſie ſchnell zurück, wie wenn jemand zurückgeſtoſsen wird, und ſagte, ihr Fuſs wäre wie angehalten geweſen. Hr. *v. St.* ſollte an dieſer Stelle graben laſſen, um zu ſehen, was da liege. Wahrſcheinlich ein von den gewöhnlichen Erden verſchiedenes Mineral, Kohle, Salz, Gyps oder eine Quelle; Metalle ſind wohl nicht in der Gegend von Celle. Der Zuſtand der *Waſſerfühler* iſt ein mesmeriſcher, und wie wir ſehen einer der ſchwächeren. Es iſt uns kürzlich ein Beyſpiel aus der Schweiz bey Hn. *Hagemeyer* (?) in *Gottlieben* bey Conſtanz bekannt geworden, welches wieder groſses Aufſehn erregen wird, wenn die Thatſachen bekannt gemacht werden. Sie mesmerirte Hn. *v. St.* und ſeine Frau, um ſie von ihren Unpäſslichkeiten zu befreyen, verlangte dann, daſs man ihr nächſten Sonntag zwiſchen 10 und 11 Uhr einen goldenen Ring, der aber auswärts verfertigt, mit drey Buchſtaben ihrer Freunde bezeichnet, und in einem Käſtchen von grünem Marokin mit einem eiſernen Häkchen liegend, an den *linken* Zeigfinger ſtecken ſoll. Dieſes ſey zum Glück ihres Lebens durchaus nothwendig. Auch dieſes wurde noch veranſtaltet, und in der Nacht ein Bedienter nach Hannover geſchickt, um den Ring verfertigen zu laſſen. — Dann aber, dachte Hr. *v. St., wolle er ſich ſeiner Pflicht entlediget anſehen.* Nachts 12 Uhr packte er den vergeſſenen Muſterring noch ein, um ihn durch einen zweyten Bedienten dem ſchon abgereiſten noch nachzuſchicken; ſie trat zu ihm aufs Zimmer, ſagte: Was machen ſie? Nach 12 Uhr dürfen Sie ſich nicht weiter um dieſe Sache bekümmern; nahm den Brief und gab ihn dem Bedienten ſelbſt. Hn. *v. St's.* Entſchluſs, nichts mehr zu thun, alſo ſein *Wille* hatte demnach ſo thätig auf die Kranke gewirkt, daſs er zu ihrem Willen wurde, und ſie ihn nichts mehr für ſie thun lieſs. Es fand alſo ſchon ein mesmeriſcher Verkehr zwiſchen Beiden Statt, der durch ſogleich darauf folgende unwillkührliche Selbſtmesmerirung des Hn. *v. St.* in Beyſeyn ſeiner Frau noch ſtärker hervortrat, beſonders da die auf ihrem Zimmer geweſene Kranke wieder erſchien, und ſagte: Was Sie thaten, war recht, alles erzählte, was er that, und dazu ſetzte: Das muſsten ſie thun, weinte und bat alles, zu Bett zu gehen. Auf ſeinem Zimmer *muſste Hr. v. St. wieder etwas mit Gewalt thun*, was er aber nicht entdeckt. Die Kranke ſagte ihm nachher, ſie wiſſe, was er gethan, es wäre recht geweſen, aber ein Geheimniſs für beide.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

MEDICIN.

Braunschweig, b. Vieweg: *Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung;* von dem Augenzeugen dieses Phänomens, dem Baron *F. K. von Strombeck,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Am Sonnabend sagte *Julie*, dass in Hannover Alles nach Wunsch ausgefallen sey, nannte später den Goldschmidt, den Hr. *v. St.* selbst nicht wusste, befahl, dass man ihr sage, dass sie ihn nie abziehen dürfe, weil sie sonst krank würde, sagte ferner, dass der *redende Körper* von ihr förmlich Abschied genommen habe. Frau *v. St.* hat im Nebenzimmer diesen „rührenden und komischen" Abschied angehört; am Ende habe sie gesagt: Habe Dank für Alles, was du mir riethst! Lebe wohl, auf ewig wohl! — Aber kommst du auch gewiss nicht wieder? Am Sonntag ging sie nicht, wie sie vorhatte, in die Kirche, weil die Predigt zu lange dauern würde, und sie nicht zur rechten Zeit nach Haus kommen könnte, um den Ring zu empfangen. Um ½11 Uhr steckte ihr Hr. *v. St.* den Ring mit einer passenden, kräftigen Anrede an, sie gähnte, wachte aus dem mesmerischen Schlummer auf, mit den Worten: „Was soll das? — Was soll der dicke, grosse Ring? — Wo bin ich denn, wie komme ich denn hieher? — Bin ich denn schon lange aufgestanden? Hr. *v. St.* Wissen Sie denn nicht, dass Sie mir selbst die Veranlassung gegeben, Sie durch diesen Ring von Ihrer Krankheit zu heilen? *Sie.* Wie? bin ich denn krank gewesen? Hr. *v. St.* Wissen Sie denn nicht, was heute für ein Tag ist? *Sie.* Dienstag. — Alle fanden nun zu ihrem Erstaunen, dass sie von Allem, was seit dem Anfang ihrer Krankheit, nämlich seit Montag, den 4ten Jenner, vorgegangen war, kein Wort wusste, nichts von ihren gemachten Besuchen, Spaziergängen, dem Concerte u. s. w. Es waren mithin auch ihre scheinbar wachenden und gesunden Zwischenzeiten bloss schwächere mesmerische Zustände gewesen. Diese 14 Tage waren aus ihrem Leben weggestrichen, sie war ein anderes Geschöpf, in einer anderen Welt, kurz sie war *verzückt* gewesen, wie man es von den alten Heiligen nennt, von denen man die Erzählungen vom Aussehen im Himmel und in der Hölle hat. — Bis zum 25ten dauerten noch mesmerische Anwandlungen fort, auch konnte sie sich bis dahin noch selbst durch Selbstmesmeriren in den Schlummer setzen; von nun an war sie aber geheilt, ganz frey von allen Zufällen, auch von ihren geistigen Krankheiten, dem Eigensinn, der üblen Laune, und den melancholischen Stunden, und war es, wie eine spätere Anzeige besagt, noch im Julius 1813.

Nun folgen im Buche Beylagen von den drey genannten Ärzten, welche theils Protocolle, theils Bemerkungen über die Kranke enthalten, alle sehr schätzenswerth in Hinsicht auf Genauigkeit, Scharfsinn und Glaubwürdigkeit, welche sie den Erscheinungen ertheilen. Schliesslich theilt Hr. *v. St.* seine Ansichten vom Mesmerismus mit, welche den scharfen Denker auch in den physischen und physiologischen Dingen verrathen. Wir sind verpflichtet, hierüber, und über das Ganze noch Einiges zu sagen, obschon in diesem Fache es genug ist, solche einzelne Thatsachen so vor das Publicum zu bringen, dass die Wichtigkeit *erscheine,* und nicht durch blinde Eingenommenheit unterdrückt werde, dass den Menschen, die sich solchen Curen unterziehen, ihr Dank und Lohn werde, und sie nicht durch Schimpfen und beabsichtigte Entehrungen muthlos oder rückhaltig werden, dass die wissenschaftlichen Männer, denen die Physiologie ein heiliges, tiefes, ernstes Studium ist, neue Beziehungen und Erscheinungen bekommen, welche sie an einander reihen können, um endlich eine Theorie des Mesmerismus entwerfen zu können. Auf die Alles Wissenden und Alles, was nicht ihre eigene Brut ist, Wegwerfenden nehmen wir keine Rücksicht. Wer verdammt, ohne zu untersuchen, verdient Verachtung.

Beyspiele, dass Personen von selbst in mesmerischen Schlaf mit allen seinen Erscheinungen verfallen, sind eben nicht so gar selten; vorliegendes erhält daher seinen Werth nicht wegen seiner Einzigkeit, sondern vielmehr wegen der genauen Beobachtung, glaubwürdigen, treuen, einsichtsvollen Aufzeichnung auch der kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Umstände, die gewiss einst alle dazu beytragen, die geheimen Beziehungen der Dinge unter einander aufzufinden. Als streng aufgenommenes Beyspiel ist es einzig, und kein Arzt kann dessen Kenntniss, kein Physiolog dessen genaues Studium und Vergleichung der Vorschriften entbehren. Es liegt ein Schatz von Andeutungen darin, die alle erst klar werden, wenn wir die Theorie haben, so wie sie auch zur Findung und Prüfung der Theorie dienen werden. Noch wäre es gut, wenn man

wüſste, ob jene kritische Mittwoch oder der 25ſte Jenner mit ihrem Menſtruationstage zuſammenfiel. Wir haben den Mond verglichen, aber keine Übereinſtimmung gefunden, auſser daſs am 25ſten das erſte Viertel war. Es iſt ſonderbar, daſs man von einem Mesmeriſchen verlangt, daſs er Alles wiſſe, Alles in ſich ſehe, nie irre, und daſs man ſein Irren als einen Beweis der Nichtigkeit dieſer Erſcheinungen, ſogar des Betrugs vorbringt. Wo ſteht denn das Geſetz, daſs die Unfehlbarkeit, die Allwiſſenheit dem Mesmerismus weſentlich iſt? Iſt es denn nicht ſchon genug, daſs er den Menſchen in einen Zuſtand verſetzt, in dem er mehr als gewöhnlich weiſs? Findet denn jede Schwalbe den rechten Weg übers Meer? Wachen nicht Murmelthiere manchmal zu früh auf? Was die Mesmeriſchen wiſſen, wiſſen ſie nicht anders, als wir etwas wiſſen durch unſere Sinne. Wiſſen wir denn nicht auch über uns hinaus? Iſt es denn wunderbarer, daſs wir wiſſen oder fühlen, daſs da oben ein Mond ſchwebt, als daſs der Mesmeriſche weiſs, daſs ein guter Freund auf dem Wege zu ihm iſt? Dieſer Freund iſt ſo gut in der Welt, als der Mond, und er wirkt eben ſowohl auf alle Dinge in der Welt, als der Mond. Dieſes iſt doch wohl ohne Widerrede gewiſs! Auf Entfernung kann es hiebey nicht ankommen, ſondern nur auf die *Stärke* der Einwirkung und auf die *Zartheit* der Empfindlichkeit oder des Wahrnehmungsvermögens. Wäre der Mond noch weiter weg: ſo würden wir ihn ohne Zweifel noch wahrnehmen; wäre er aber gar zu entfernt: ſo würden wir ihn vielleicht nur durch Fernröhre erforſchen — weil dann die *Stärke* ſeiner Einwirkung gegen die Empfindlichkeit unſeres Auges zu ſchwach wäre. Was thut hiebey das Fernrohr? Es verſtärkt ſeine Einwirkung. Gäbe es Menſchen, die Augen wie Fernröhre hätten: ſo würden ſie den Mond noch wahrnehmen, wenn die anderen nichts davon ſpürten. So iſt ein Ohr feiner als das andere, und hört Töne auf weite Entfernungen. Es kommt theils auf das Elektrometer, theils auf die Stärke des elektriſchen Körpers an, wenn jenes ſich rühren ſoll. Die Nerven ſind die feinſten *Polaritätsmeſſer*, welche die Natur hervorgebracht hat. Die Sinne ſind aber ſpecifiſche Polaritätsmeter, wie es Magnetometer, Elektrometer, Thermometer, Hygrometer u. ſ. w. giebt. Jeder Sinn kehrt ſich nur gegen *ſeine* Polares, nimmt nur dieſe wahr, durch alles Andere hindurch, ohne von dieſem geſtört zu werden. So wirkt ein Magnet, ſo ſieht ein Mesmeriſcher durch die Wand. Dieſer *ſieht* nicht durch, ſo wenig als der Magnet *durchſticht*, beide *wirken polar* durch; daher nennen Mesmeriſche *Fühlen in ſich*, was wir Sehen, Hören u. ſ. w. nennen. Wie wirken aber nun die Sinne? Durch *harmoniſche Polarität*, wie der Magnet auf Eiſen, und nicht Silber, wie geriebener Schwefel auf Glas, und nicht Waſſer (kaum) u. ſ. w.: ſo Sonne oder Farben aufs Auge, und nicht Ohr, ſo Elektricität auf Naſe, und nicht Auge, ſo Salzauflöſung auf Zunge, und nicht Ohr u. ſ. w. Wir hören einen Menſchen durch die Wand, weil ſein *Laut*, aber nicht die *Wand*, in harmoniſcher Polarität mit dem Ohr ſteht; wir greifen die Wand, aber hören ſie nicht, aus demſelben Grunde. So nothwendig auch die Mesmeriſchen. Aber ſie ſehen, hören, fühlen u. ſ. w. nicht durch die Sinne, ſondern durch den ganzen Leib, durch das *Gemeingefühl*, durch die Herzgrube oder Magengegend. Dieſes iſt nun der ſchwere Punct, wodurch ſich die Theorie des Mesmerismus von der Theorie der Sinne unterſcheidet. Die Frage iſt die: Wodurch verflieſsen alle *ſpecifiſchen* Sinnespolaritäten zuſammen in eine gemeinſchaftliche, und wodurch und warum concentriren ſich dieſe in der Herzgrube? Das Letzte iſt leichter anzugeben, als das Erſte. Sie können ſich nur in der Stelle concentriren, von der alle ausgegangen ſind, in der ſie nämlich alle Eins geweſen. In den niederſten Thieren, den durchſichtigen Meduſen, manchen Würmern, ſind alle Sinne in Einem. Ein Organ fühlt, ſchmeckt, riecht, hört, ſieht, überlegt und beſtimmt den Leib zum Handeln. Die niederſten Thiere ſind kopflos. Der Kopf iſt der in viele Organe zerfallene Leib, kurz in Sinne zerfallene Leib. Concentration der Sinne muſs daher wieder im Leibe Statt finden — mit Überſpringung einiger Mittelſchlüſſe — im Centrum des Leibesnervenſyſtems.

Wodurch, wann geſchieht dieſe Concentration? Warum wirkt ſie ſtärker, als in den einzelnen Sinnen, wo doch jede Polarität getrennt, alſo freyer wirken kann, und in welche Bedeutung, auf welche Stufe der Beziehung mit der Welt tritt ein ſolcher Menſch? Das Erſte wiſſen wir nicht ſo recht, und wenn wir es auch wüſsten: ſo könnte es hier nicht entwickelt werden. Das Stärkerwirken der mesmeriſchen Wahrnehmungen iſt nur ſcheinbar. Die Thätigkeit des geſunden Menſchen erſtreckt ſich auf tauſend und tauſend Gegenſtände auſser ihm; ſie tummelt ſich in der Welt herum, ohne je zu ſich ſelbſt zu kommen, ja ſie kommt nur zu ſich ſelbſt im Mesmerismus. Im Mesmerismus iſt alle Thätigkeit des Menſchen nur mit ſich ſelbſt beſchäftiget. Nicht das Geringſte haucht ihren Leib an, ohne daſs ſie da wäre, und nachſähe, was es geweſen. Wir Geſunden vergeſſen Stechen, Kneipen, Brennen, Hungern und Durſten während der Arbeit; daſs unſere Füſse ſich bewegen, unſere Arme hin und her ſchleudern, wenn wir gehen, unſere Augenlieder auf- und zugehen, wenn wir wachen und ſehen, darauf achtet kein Menſch, und weiſs es daher auch nicht. Einem Mesmeriſchen fehlt aber nicht ein Tröpfchen Waſſer oder Wein im Magen: ſo eilt er zu helfen. Der Mesmerismus iſt der ausgebildetſte Egoismus. Niemand tritt in ſeine Nähe, und kehrt ſeine Polarität gegen ihn (denn daſs nicht zwey Dinge in der Welt ſind, welche ſich impolar gegen einander verhielten, brauchen wir doch wohl nicht zu beweiſen), ohne daſs er unterſuchte, ob ſie harmoniſch oder disharmoniſch der ſeinigen ſey. Feinde und Freunde ſind ſtärkere Polaritäten, als andere Dinge. Daher wirken dieſe auch auf groſse Ferne ein. Sie ſind zudem mit der des Mesmeriſchen homopolar oder dispolar. Wie alſo ein Mesmeriſcher ſeine Zuſtände genauer als ein Geſunder, wie er auch entfernte Dinge, die in *Beziehung* auf ihn ſtehen, wahrnehme, wäre mithin begreiflich, und

verdient nicht ein Hexenglaube genannt zu werden. — Aber wie sehen sie in sich hinein, wie sagen sie voraus? Jenes geschieht nicht anders, als wie die Gesunden ihren Leib ansehen; denn alle Eingeweide sind für das Leibesnervensystem, was die Glieder für das Auge. Das Leibesnervensystem ist ein von den anderen Eingeweiden *abgesondertes* Sinnorgan, mithin mit jenen eben so in Opposition, wie das Auge mit Gegenständen ausser ihm. Sie sagen voraus eben so, wie wir das Facit einer Rechnung finden. Wie können sie aber die Gedanken anderer Menschen wissen? Nicht anders, als wie sie von jedem anderen Gegenstand wissen. Die Nervenpolarität eines Menschen, der denkt, ist ohne Zweifel anders, als die dessen, der nichts denkt, und sie ist nothwendig anders, wenn er etwas Anderes denkt. Das Denken ist ja nichts anderes, als Nervenpolarität. Daraus begreift sich auch, warum die Mesmerischen sich meist Mittel nach dem System ihres Arztes verschreiben, warum sie dem *Willen* des Mesmerirers gehorchen müssen, warum schon der blosse, fremde Wille in mesmerischen Schlaf versetzen kann, warum es den Mesmerirten wohl ist, wenn man mit Liebe und Sorgfalt an sie denkt, warum es ihnen dagegen unbehaglich wird, wenn man seine Aufmerksamkeit von ihnen abzieht, warum es ihnen widerlich ist, wenn man unziemliche Wünsche hat, kurz, alle die angestaunten Wunder sind nicht weniger begreiflich, als warum ein gesunder Mensch die Gedanken Anderer an ihren *Worten* erräth. — Wissen wir denn, wie wir denken, und die Gedanken Anderer erfahren? O ja! hören wir Jeden rufen. Nichts natürlicher und begreiflicher als das; durch Worte. Das geschieht ja immer. Mehr braucht es auch nicht für die Menschen, als dass ein Wunder alltäglich sey, um begreiflich zu seyn, um kein Wunder zu seyn. — Auf welcher Stufe in der Weltbildung stehen aber die mesmerischen Kranken? Werden sie höher gestellt, als die anderen Menschen? Steigen sie zu Gott hinauf, oder sinken sie herunter zur Bildungsstufe irgend eines Thiers oder einer Classe? Hierüber hat Hr. *v. St.* auch seine Meinung mitgetheilt, und sie mit anderen verglichen. Er achtet dafür, dass die Natur, *ganz allein*, ohne menschliche Beyhülfe, eine jede Krankheit zu heilen vermögend sey, wenn der Leib noch *vollständig* ist; er werde krank, wenn eine fremde Substanz in ihm Störungen anrichtet, wie ein Sandkorn in einer Uhr, oder wenn die Theile ihre gehörige Lage zu einander ändern, was alles durch äussere Einflüsse, nicht durch den Lebensprocess bewirkt werde. Der letzte führe nur Alter und Tod, nicht Krankheit herbey; worin wir ihm beystimmen. Die grösste Unordnung hebe die Natur durch das grösste, letzte Mittel, dieses sey der *Mesmerismus*, weil er die Organisation des Menschen momentan zerstöre, und dieser wieder sey: *Steigerung des menschlichen Instincts und Unterdrückung der Vernunft*. Dass aber die Natur zu diesem Mittel schreite, sey Zweyerley nöthig: die Krankheit müsse durch *kein geringeres Mittel* gehoben werden können (was wir nicht einsehen), und der Leib müsse vollständig seyn (was wir auch nicht nöthig finden). Bey Julie habe die Natur zum Mesmerismus schreiten müssen und können, weil das Wesen der Krankheit *Melancholie*, und der Leib vollständig gewesen. Hier wird angeführt, wenn sich Julie einen Zahn herausnehmen lasse, wüchse ihr wieder ein anderer nach. Dieser Punct ist von den Ärzten genauer zu erforschen; vielleicht hat sie die Milchzähne so lange behalten. Solche Personen bleiben leiblich wie geistig der Kinderstufe immer etwas näher. Die Natur bereitete die mesmerische Krise lange vor. Julie konnte keine andere als eine eiserne Stange im Schnürleib tragen, die letzten 14 Tage seyen ein anhaltender mesmerischer Schlummer, sie im Zustand *vollkommener* Thiere gewesen. Sie hätte keine *Vernunft*, sondern nur *Instinct* gehabt, der die Form der Vernunft und der freyen Willkühr annahm, sie aber nicht war. So wie der Storch u. s. w. ohne Compass den Weg über weite Meere findet, die junge Ziege die schädlichen von den unschädlichen Kräutern unterscheidet: so kannte die Kranke, lediglich aus Instinct, ihre Heilmittel, zum Theil Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. — Hier wäre also dasselbe Wunder, was uns bey Thieren in Erstaunen setzt, vorhanden. Aber *Ein* Mittel konnte die Natur mit zum Hebel gebrauchen, dessen sie sich bey den Thieren nicht bedienen kann, die dem Menschen inwohnende *Religiosität*, die zum Wesen des Menschen zu gehören scheine. (Allerdings, in sofern die Vernunft dazu gehört: denn Religiosität ist Gott erkennen mit Vernunft; das Thier fühlt ihn nur durch Instinct.) Dieser Meinung, dass der Mesmerische zum Thier herunter sinke, scheint zu widersprechen das *zarte Gefühl für Sittsamkeit* (hängt ohne Zweifel vom Charakter und der Erziehung ab), und das für *Dankbarkeit* (und das *Gebet*), und man sollte glauben, durch den Mesmerismus würde der Mensch in einen höheren, edleren, Gott näheren Zustand gebracht; allein Hr. *v. St.* meint, wenn er vom Thier redet, nicht die *Bestia* (welche schon schlechte Eigenschaften, einen bestimmten Charakter hat), sondern das *Animal* (in dem nur die thierischen Möglichkeiten liegen). — Diese Betrachtungen führen in eine solche Tiefe, und setzen so viele andere Sätze und Entwickelungen voraus, dass wir, ungeachtet der bestimmten Auffoderung dazu, in einem Tageblatt nicht wohl davon reden können. Vieles darf nicht geschrieben, muss nur esoterisch behandelt werden, weil es an sich ein Geheimniss ist, was die Menge nothwendig missbrauchen muss. — Ursprünglich sind Instinct und Vernunft nicht von einander verschieden: Vernunft ist nur der Instinct im menschlichen Leibe; — Gott aber ist die Vernunft in der Welt. Eine Vernunft (menschliche), welche wieder Instinct wird, tritt in die (physische oder göttliche) Welt zurück, woher sie gekommen, — und diese Welt ist ihr Leib.

O.

ALTERTHÜMER.

1) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Essai sur les Hieroglyphes ou nouvelles lettres sur ce sujet.* Avec figures. 1804. 102 S. 4.

2) Dresden, b. d. Gebr. Walther: *Analyse de l'in-*

scription en hieroglyphes du monument trouvé à Rosette, contenant un decret des prètres de l'Egypte en honneur de Ptolemée Epiphane. 1804. 175 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. dieser beiden Schriften versucht in der ersten, nach einem allgemeinen Raisonnement über die Hieroglyphen, verschiedene hieroglyphische Bilder und Inschriften aus *Denon* und aus anderen Werken zu dechiffriren. Er benutzt dabey zwar die Fingerzeige, welche Herodot, Diodor von Sicilien, Clemens von Alexandrien, Horapollo u. A. über die Bedeutung der Hieroglyphen geben, geht aber nicht von festen Grundsätzen aus, und verliert sich oft in blosse Muthmassungen. Seine Erklärungen sind daher von sehr ungleichem Werth. Einige treffend, als z. B. die Erklärung der Tafel No. 13 auf der zweyten Kupferplatte, welche die verschiedenen Stufen oder Grade vorstellt, auf welchen die Eingeweiheten zu der Vereinigung mit der Gottheit, oder zu den höheren Kenntnissen gelangen, unter den gewöhnlichen Symbolen der Gottheit, einer beflügelten Kugel und einem Käfer, und dem viermal wiederholten Zeichen des Wassers, als des Symbols der Reinigung und Weihe. Die meisten aber nicht mit den erfoderlichen Autoritäten belegt, oft, wie es scheint, Spiele der Einbildungskraft. In No. 9 will der Vf. sogar einige koptische Buchstaben unter den hieroglyphischen Zeichen entdeckt haben, da doch das ganze Alterthum von keinen alphabetischen Charakteren in der Hieroglyphenschrift etwas weiss, sondern nur verschiedene Classen von nachahmenden Bildern annimmt, die Clemens in cyriologische und symbolische, letztere wieder mit verschiedenen Unterabtheilungen, eintheilt. Wir sind völlig der Meinung des gelehrten *Zoëga*, der fast alle in Italien vorhandenen hieroglyphischen Inschriften untersucht hat, und in diesem Fach wohl als völlig competenter Richter anzusehen ist, dass man erst ein vollständiges hieroglyphisches Alphabet, oder eine, nach einer gewissen Ordnung zusammengetragene Sammlung aller Figuren und hieroglyphischen Zeichen, die auf den Denkmälern vorkommen, haben müsse, ehe man an die Dechiffrirung einzelner Inschriften sich mit glücklichem Erfolge wagen könne.

Die zweyte Schrift über das Monument von Rosette ist keines Auszuges fähig. Unser Urtheil über die vorige Schrift des Vfs. haben wir auch in dieser bestätigt gefunden. Der Vf. sagt selbst, dass sie nur eine Arbeit von acht Tagen sey. Häufig nimmt er seine Zuflucht zu blossen Muthmassungen, oder zu Vergleichungen mit den chinesischen Charakteren und mit der koptischen Buchstabenschrift. Letztere ist aber wahrscheinlich bey weitem so alt nicht, als man glaubt, vielleicht erst von den Verbreitern des Christenthums in Ägypten eingeführt, und grösstentheils von dem Griechischen entlehnt, und zwischen den ägyptischen Hieroglyphen und den chinesischen Charakteren ist der wesentliche Unterschied, dass jene Bilder-, diese Zeichen-Schrift sind. Eine Zeichnung der rosetteschen Hieroglyphen-Inschrift ist im Kupferstich dem Werke beygefügt, sie scheint aber nicht sehr genau zu seyn. Unter anderen kömmt die Gruppe von acht Figuren, welche die ganze Inschrift beschliesst, noch viermal vor, nämlich in der sechsten, achten, und zweymal in der dreyzehnten Zeile, aber gemeiniglich mit einigen Veränderungen, die wohl nicht vom Grabstichel, sondern von dem Bleystift des Nachzeichners herrühren. Inzwischen hat der Vf. das Verdienst, sie zuerst den Alterthumsforschern, so gut als er sie hatte, mitgetheilt zu haben. — Die ganze Inschrift besteht aus vierzehn Zeilen, die alle, bis auf die letzte, mehr oder weniger mangelhaft sind. Die Bilder der Menschen und Thiere wenden sich alle gegen die rechte Hand des Lesers; die Inschrift muss daher, nach der Bemerkung des verst. *Zoëga* über die Hieroglyphenschrift, von der Rechten zur Linken gelesen werden, welches auch unser Vf. gethan hat. Einzelne Zeichen kommen sehr oft vor, als der Schlüssel, die Priesterhaube, die zwey Striegel nach *Zoëga*, oder nach unserem Vf. zwey Federn, u. a. m. Auch einige, aus mehreren Figuren zusammengesetzte Gruppen werden wiederholt, z. B. Z. 4. No. 24 und Z. 6. No. 1. Z. 5, 9 und 10, 10. Z. 6, 5 und 12, 10. Z. 11, 5 und 12, 9. Z. 11, 5 und 14, 12. Z. 8, 8 und 8, 11. Die Aufmerksamkeit auf diese Wiederholungen derselben Zeichen kann nebst der Vergleichung des griechischen Textes der Inschrift die Arbeit des Dechiffrirens erleichtern. Sechsmal findet man eine Gruppe von einerley Figuren in einem Oval eingeschlossen; dergleichen Ovale, die *Zoëga schemata elliptica* nennt, kommen auch auf den Obelisken vor, und sind wahrscheinlich entweder geweihete Formeln, oder Namen von Personen. Wäre das Letztere der Fall: so würde das wieder zur Erklärung der Inschrift sehr behülflich seyn. — Übrigens stimmen die Figuren dieser Inschrift am meisten mit den Figuren auf den barberinischen Obelisk überein, welche *Zoëga* zu den hieroglyphischen Monumenten *secundi aevi*, wegen ihrer grösseren Mannichfaltigkeit, rechnet.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Weigl: *Trois Trios brillans pour deux Violons et Basse.* Dédiés à son Ami Garnier de Lyon, par *R. Kreutzer.* (18 Gr.)

Die ersten Allegrosätze dieser Sonaten behaupten vollkommen den Charakter des Brillanten, dessen Ausdruck dem Vf. gewöhnlich in seinen Instrumentalstücken auch am vorzüglichsten gelingt. Die Anlage dieser Sätze ist überdacht, und das Ganze sehr gut und planmäsig ausgeführt. Auch die Sätze von langsamer Bewegung zeichnen sich durch eine gute Anlage aus, sie enthalten aber zu wenig Ausführung, als dass sie in ihrer Art mit jenen gleichen Rang behaupten könnten. Am wenigsten haben Rec. die letzten Allegrosätze dieser *Trios* zugesagt. Die Hauptsätze derselben nähern sich zu sehr dem Gemeinen, und dabey ist ihre Ausführung bis zum Ermüden ausgedehnt. Überdiess gefällt sich der Vf. in denselben, wie z. B. im *Rondo* des ersten *Trio*, in einer Menge kurzer Triller, wodurch der ernsthafte Charakter des ganzen Tonstückes eine gewisse schielende Physiognomie erhält.

Der Vortrag der ersten Violine dieser Sonaten erfodert einen mit Bogen und Griffbret sehr vertrauten Spieler, der sich überdiess mit der Spielart des Vfs. schon bekannt gemacht haben muss. Die zweyte Violine und Violoncell hingegen sind grösstentheils nur begleitend gesetzt.

Der Vf. scheint durchaus kein Freund der Befolgung der grammatischen Regeln des Satzes zu seyn; denn in Hinsicht auf diesen Gegenstand würde sich demselben aus diesem Werke ein zahlreiches Sündenregister zur Last legen lassen.

— 6 —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

GESCHICHTE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Theogonie.* Untersuchungen über den Ursprung der Religion des Alterthums. Von *Carl Dietrich Hüllmann*, Prof. zu Frankfurt a. d. Oder. (jetzt zu Königsberg). 1804. 302 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. empfahl sich bey seinem ersten Auftritte als Schriftsteller durch Neuheit und Genialität seiner Ansichten historischer Facten, und er behauptet diesen Charakter auch in diesem Werke, dessen Anzeige durch Zufall verspätet worden ist. Er schliesst sich durch dasselbe an die Zahl jener Gelehrten an, die überall historische Data den Mythen zum Grunde legen, und einen festen, durch Übertragung fortgepflanzten Zusammenhang derselben, in den verschiedensten Gegenden und Zeiten annehmen. Nur, dass er diese Mythenzeit, oder ihre Einwirkung, noch weiter fast, als irgend einer seiner Vorgänger herabführt, und bey der Erklärung, so wie in der Grundlage derselben, seinen ganz eigenthümlichen Gang geht.

Wir treten hier mit dem Vf. in ein hypothesenreiches Feld, in dem keine historisch gewisse Entscheidung möglich ist, sondern alles gewonnen ist, je nachdem das Ganze sich durch seine einzelnen Theile mit der möglichsten Wahrscheinlichkeit durchführen lässt. Rec. wird demzufolge das System des Vfs. seinem Hauptfaden nach darstellen, und dieser Darstellung einige Bemerkungen auch über das Einzelne hinzufügen.

„Eine Gegend Vorderasiens, und namentlich Chaldaea, ist," dem Vf. zufolge, „der Boden, auf welchem das ursprüngliche Gebäude des alten Religions- und Mythenwesens entstand." — Der phönicische Israel, der griechische Saturn, und der aus Chaldäa nach Canaan eingewanderte Emir Abraham werden, als sehr wahrscheinlich, für eine Person angesehen, ja sogar vermuthet, Uranus, Saturn und Jupiter, deren Identität doch Hr. *H.* wieder an einer andern Stelle, S. 58 u. f. zu beweisen sucht, stünden in einer gewissen Beziehung auf Abraham, Isaak und Jakob. — Den Gang, welchen der Vf. von hier ab, S. 25 u. f. der Ausbreitung des Mythensystems vorzeichnet, kann Rec. des Raumes wegen nicht näher andeuten. Bey einer Schrift, wie diese, muss ohnedies das Meiste, mitunter sogar das Interessantere, der eignen Lectüre des Lesers überlassen bleiben.

„Ein fremder," so fährt der Vf. fort, „körperlich und geistig ausgebildeterer Stamm, als die Urbewohner, siedelt sich an, und macht diese von sich abhängig. Er bestand meistentheils (*grössten Theils*) aus Männern, die mit einheimischen Mädchen Kinder zeugeten, aus denen sich (*welche*) allmählig eine sehr merkwürdige mittlere Caste bildete (*bildeten*)." — *Himmlische* Wesen, Elohim, nach *Genes.* I, 26. 27 schufen *irdische* Wesen nach ihrer Form. In der spätern Urkunde *Genes.* II, 7 wird es dem Obersten der himmlischen Wesen, Jehovah Elohim, insbesondere zugeschrieben. Eine ingeniöse Vergleichung des hebräischen, oder besser semitischen Namens *Adam* mit dem griechischen χθονιοι, επιχθονιοι, und des hebr. *Ischah* mit ανθρωποι. So bey Phöniciern und Griechen Cölus und Titäa, Ältern der Titanen oder Giganten, deren Identität der Vf. zu beweisen sucht.

„Der neue Herrenstand bauete sich Getreide und Wein, von dessen (*deren*) Genusse er die beiden andern Casten durch strenge Verbote ausschloss." — Baum des Lebens ist dem Vf. *Lebensfrucht*, *Getreide*, und der Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen, der *Weinstock*. Aber die hebräischen Urkunden unterscheiden gar sehr das עץ und פרי.

„Einst, um die Erndtezeit, stellt der Emir der Priester- oder Herrencaste einen Feldhüter aus der mittleren Caste, in Gesellschaft eines Jünglinges und Mädchens von gleicher Herkunft an. Der Erstere verführt die Letzteren zur Theilnahme an seinem betrügerischen Plane, Getreide und Weinreben zu entwenden und heimlich anzubauen. Der Emir, der endlich den Betrug entdeckt, verjagt den Verführer und die Verführten." — Der Feldhüter ist die Schlange, Adam und Eva sind die Verführten. Der Vf. sucht die Verwandschaft der Begriffe, *Wächter* oder *Hüter*, und *Schlange* oder *Drache*, etymologisch, psychologisch und historisch zu begründen.

„Da der Emir der Ehrlichkeit der mittleren Caste nicht mehr traut, lässt er das Getreide- und Weinland durch ein Mitglied seines Stammes bewachen." — *Cherub*, und *Gryph*, *Greif*, selbst *Seraph*, gelten dem Vf. ursprünglich für einen und denselben Namen, der einen zur herrschenden Familie gehörigen Wächter bezeichnen soll.

„Den beiden jungen Leuten war es geglückt, Getreide und Weinreben auf die Seite zu schaffen. Durch sinnliche Liebe vereiniget, richten sie sich eine eigene Wirthschaft ein, und säen und pflanzen die köstlichen Früchte. Darüber entrüstet, und entschlossen, sein Recht der Theilnahme geltend zu machen, überfällt sie der vormahlige Feldhüter, wird aber so nachdrücklich empfangen, dass er im Kampfe das Leben verliert." — Wie der Vf. diesen Satz durchführt, und wie er überall, insbesondere aber *hier*, nicht nur die Erzählungen entlegener Nationen, sondern auch die, wenigstens dem Anscheine nach, ungleichartigsten Mythen und mythischen Personen eines und desselben Volkes mit einander zu combiniren weiss, das Alles müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, einen Jeden, den es interessirt, selbst nachzulesen bitten. Wir fügen nur noch den letzten Hauptsatz seines Systemes hinzu.

„Durch das Beyspiel des Colonistenpaares ermuntert, und von den Müttern aufgewiegelt, wollen die übrigen Glieder der mittleren Caste nicht länger von Männern abhängen, die sie für ihres gleichen zu halten anfangen. Sie stehen gegen dieselben auf, streben nach Freyheit und Eigenthum, kündigen ihren stolzen Ahnherren und Oberen den Gehorsam auf, und stiften kleine, unabhängige Colonistenstaaten, in denen sie, nach dem Beyspiele des grossen Vorgängers, Getreide und Wein baueten. — Nach geraumer Zeit wurden einige Glieder der oberen und mittleren Caste durch eine Überschwemmung genöthigt zu flüchten und sich anderwärts niederzulassen. Die politisch gesunkenen Priester stellten, voll Erbitterung, die grosse Wassersnoth als Strafe der Empörung vor, und verpflanzten ihre Klagen, über den Verlust der Alleinherrschaft auf die spätesten Geschlechter, in allen Gegenden, wo sich ihre, und die Nachkommen der Heroen ausbreiteten."

Noch hat der Vf. in einem zweyten Theile seiner Untersuchung, der eine Erläuterung des Thierkreises nach denselben Grundsätzen enthält, von S. 273 ab, sein System zu begründen gesucht. Aber des Allen, selbst des reichen Masses von Witz und Scharfsinn, und der vorzüglichen Combinationsgabe des Vf. ohngeachtet, zweifeln wir doch, dass es Glück machen werde: so angenehm man sich immerhin auch dabey unterhalten sehen mag.

Wenn Hr. *H.* S. 60 den *Sabbath* der Juden durch *Tag des Jehovah Zebaoth* erklärt: so scheint es ihm unbekannt zu seyn, dass die Namen *Sabbath* und *Zebaoth* von sehr verschiedenen Wurzelwörtern herkommen. — Jupiter und Saturn, selbst Uranus sind dem Vf. identisch. An welchem ganz verschiedenen Ziele steht er hier im Verhältnisse zu einem anderen neuen Mythenerklärer, der auf ähnlichem, historischem Wege geht, *Hasse* nämlich in seinen Untersuchungen über die Genesis. — Das *Engelbrod* Psalm 78, v. 25 dürfte dem Vf. in seiner Deutung, nach S. 71, von sachkundigen Erklärern in Anspruch genommen werden. Auch glaubt Hr. *H.*, der Stifter des Christenthums hätte Brod und Wein zu Symbolen im Nachtmahl gewählt, aus Hinsicht auf die alte Heiligkeit des Getreides und Weines! S. S. 80. Die Ursache und Veranlassung lag viel näher. — Das Gewand des Christenthums soll grösten Theils eine veredelte Nachbildung des griechisch-römischen Cultus seyn, u. s. w.! S. S. 75. — Die Entziehung des Kelches bey dem Nachtmahle soll morgenländischen Religions-Ideen ihr Daseyn verdanken. S. S. 90. — Die etymologischen Grundsätze des Vf. S. 104 u. f. und noch mehr ihre Anwendung S. 109 und S. 160 sind sehr auffallend und merkwürdig. Ob unsere *Grafen* es dem Vf. Dank wissen werden, dass er sie mit den *Greifen* der Alten in so nahe Verwandtschaft bringt?

Doch, Rec. muss hier abbrechen, das viele Neue und Interessante auszuzeichnen, das diese Schrift enthält. Aber, wenn er auf einer Seite dem Talente und der Gelehrsamkeit des Vf. die volleste Gerechtigkeit widerfahren läset: so läset dagegen die Bescheidenheit des Letzteren es sicher erwarten, dass er ihm das Geständniss nicht übel deuten werde, im Ganzen, wie im Einzelnen noch sehr verschiedener Meinung, und zwar aus Gründen seyn zu müssen, die sich hier nicht näher erörtern lassen.

Hier haben wir demnach ein künstlich, und in seiner Art sehr geschickt durchgeführtes historisches Mythensystem. Ob einst noch der philosophische Erklärer auftreten, und es eben so geschickt darthun wird, wie der Mensch auf einer gleichen Stufe der Cultur, auch in Beziehung auf Gegenstände dieser Art, überall gleich, oder wenigstens sehr ähnlich denkt, wenn auch äussere Umstände späterhin, auf verschiedenen Graden der Cultur, ein Volk länger, das andere nicht so lange, bey gleichen Vorstellungen lassen? Das Geschäft des eigentlichen Historikers fängt erst später an, wenn der erwiesene Verkehr und Zusammenhang der Völker auch hier seinen Einfluss, doch nur auf eine Farbenveränderung der Gegenstände äussert. — z —

Halle, in der Buchh. des Waisenhauses: *Historische Basreliefs in Darstellungen ausgezeichnet merkwürdiger Scenen aus der Geschichte.* Mit einer Vorrede von Herrn Hofrath und Professor *Remer* zu Helmstädt. 1803. 28 B. 8. (1 Rthlr.)

Wenn unser Lesepublicum historische Gegenstände anziehend finden soll: so müssen sie nicht nur ein allgemeines Interesse haben, sondern auch umständlicher dargestellt werden. Dem letztern Erfodernisse hat der, selbst dem indessen verstorbenen *Remer* unbekannt gebliebene Vf. dieser *Basreliefs* hinlänglich Gnüge geleistet; aber seine Auswahl scheint Rec. nicht immer sorgfältig angestellt. Eine genauere Angabe des Inhalts wird den Beweis liefern.

Das erste Basrelief ist der *sicilianischen Vesper*, einer allgemein interessanten Begebenheit, gewidmet. Das zweyte stellt die *Schlacht bey Tortosa* vor. Zwar ist diese noch immer der Stolz und die Freude der Spanier; aber die Spanier möchten diese Basreliefs wohl schwerlich lesen, und unser deutsches

Publicum ist grossen Theils mit der damaligen Lage Spaniens zu wenig bekannt, um die Beschreibung derselben recht anziehend zu finden. Ein grösseres Interesse hat, der Niederlande und des österreichischen Hauses wegen, *der Tod Karls des Kühnen*, der von S. 55 bis 85 erzählt wird; nur scheint es nicht, als wenn der Vf. aus Quellen geschöpft habe, die man nicht schon aus anderen, selbst aus allgemeinen Geschichtbüchern, kennt. Richtig finden wir die S. 77 über Karls Todesart vorkommende Bemerkung, dass sie nicht ausgemacht ist, und dass Karl von Mördern des Verräthers Campobasso umringt war. *König* (nicht Kaiser) *Alberts I Tod*, der durch *Schillers* Wilhelm Tell in das Gedächtniss zurückgerufen worden ist, verdient seine Stelle (S. 85 — 99) allerdings. Die Schlacht bey Tannenberg (S. 99 — 141), durch welche die Macht der übrigen deutschen Ritter so empfindlich gedemüthigt wurde, ist eine Begebenheit, die besonders für die Bewohner der preussischen Monarchie viel Anziehendes hat. Aber eine Beschreibung von 40 Seiten, von welcher freylich die eben nicht vorzüglich gerathene Einleitung einen Theil wegnimmt, verdient sie wohl kaum! Für Personen, die keine militärischen Kenntnisse haben, eine Schlacht recht anschaulich zu beschreiben, ist ein Meisterstück der historischen Kunst! Roms Eroberung durch den Herzog von Bourbon (S. 141 — 204) kennen manche Leser schon aus Benvenuto Cellini, und unser Vf. hat dessen Nachrichten, zur Aufklärung dieser Begebenheit, recht gut benutzt. Er nennt seine Darstellung ein *Basrelief an der Urne des 16ten Jahrhunderts*. Die Aufmerksamkeit des Rec. hat keins von diesen Basreliefs mehr gefesselt, als die von S. 207 bis 256 befindliche Erzählung *von den Unruhen der Wiedertäufer in Münster*, und er erinnert sich nicht, sie anderswo so vollständig und unterhaltend gelesen zu haben. *Sebastian, König von Portugall*, der sich von S. 257 bis 305 anschliesst, verdiente allerdings als derjenige, der, durch seinen unglücklichen Feldzug nach Afrika, das Aussterben seines Königsstammes beschleunigte, der seinem Lande das Schicksal, eine spanische Provinz zu werden, zuzog, besonders herausgehoben zu werden. *Die Seeschlacht bey Lepanto*, die von 305 bis 341 vorkömmt, hatte doch keine entscheidende Folgen; aber *die dreyjährige Belagerung von Ostende*, die beiden Theilen gegen 150000 Menschen kostete, die war es vorzüglich werth, von S. 341 — 412 umständlicher dargestellt zu werden.

Der Vf. dieser Basreliefs hat, nach *Remers* Urtheil, besondern Fleiss, keine gemeine Bekanntschaft mit der Geschichte, und den besten Quellen und Hülfsmitteln, gezeigt; sein Stil ist meistens rein, und selten zu rednerisch. Indessen ist doch Rec. seine theils grammatikalisch, theils historisch unrichtige Schreibart etwas aufgefallen. So kömmt z. B. *Saxen*, *Kristenthum*, *Philip*, *Szio*, *Zipern*, vor. Auch wünschte Rec., der Vf. möchte die Quellen, aus welchen er schöpfte, wenigstens im Allgemeinen angegeben haben, weil es sonst sehr schwer ist, über die Zuverlässigkeit der Erzählung ein gründliches Urtheil zu fällen. Die Darstellungsart und der Erzählungston sind allerdings vorzüglich, und obgleich der Vf. noch keinen grossen Umfang von historischen Kenntnissen zu haben scheint: so darf man sich von dem grösseren historischen Werke, mit welchem er nächstens vor dem Publicum auftreten will, ein Buch versprechen, das eben so unterhaltend als lehrreich seyn wird. Geschichtschreiber, die solche Werke schreiben, haben wir aber noch lange nicht zu viel. Angehende Historiker thun übrigens wohl, wenn sie, nach dem Beyspiele des Vfs., ihren Fleiss der Darstellung einzelner Gegenstände von nicht gar zu grossem Umfange widmen.

Jg.

Leipzig, im Verl. d. dykischen Buchh.: *Regenten-Geschichte der anitzt (jetzt) Chur-sächsischen Lande*. Für Schulen. 1806. II. u. 130 S. gr. 8. (10 gr.)

Der selige *Dyk* nahm sich, als Mitvorsteher der, von dem verstorbenen Buchhändler *Wendler* i. J. 1787 gestifteten und nach demselben benannten wendlerischen Freyschule (die nicht mit der i. J. 1792 gestifteten Rathsfreyschule zu verwechseln ist), dieser Anstalt an, gab nicht nur selbst den Schülerinnen Unterrichtsstunden, sondern schrieb auch zu diesem Zwecke mehrere Lehr- und Lese-Bücher, welche in unserer A. L. Z. von verschiedenen Mitarbeitern gehörigen Orts beurtheilt worden sind. Zu diesen Lehrbüchern gehört auch die vor uns liegende Regentengeschichte, bey deren Ausarbeitung der Vf. sich vorzüglich an *Weisse's* Geschichte Kursachsens hielt. In den, die Culturgeschichte berücksichtigenden Anmerkungen sind auch einzelne Notizen meistentheils wörtlich aus *Dolz* Leitfaden z. Unterr. in der sächs. Gesch. entlehnt, wie S. 11. 19. 20. 47. Bey den, in der Geschichte nur gar zu häufig vorkommenden Verschiedenheiten, besonders in Betreff der Zeit einzelner Ereignisse und ihrer Umstände, ist es oft unmöglich, mit Sicherheit auszumitteln, welches die richtige Angabe sey. Rec. begnügt sich daher, nur Einiges zu erwähnen, was ihm nicht ganz ausgemacht zu seyn scheint. S. 9 heisst es: 922 ward die *Stadt* Meissen angelegt. Richtiger sollte es wohl heissen: dass in dem genannten Jahre *die Burg* Meissen angelegt ward, aus welcher sich nachher die Stadt dieses Namens bildete. S. 18 soll Diezmann am Weihnachtsfeste in der Thomaskirche zu Leipzig erstochen worden seyn. Nach einer andern, wie uns dünkt, richtigeren Angabe wurde Diezmann am 8 Dec. verwundet und starb einige Tage nachher (11 Dec.). Angehängt ist die Geschichte der Lausitz und Polens.

W. * *.

ERDBESCHREIBUNG.

Cöln, b. Hammer: *Briefe eines reisenden Nordländers* geschrieben 1807 — 1809. 1812. 424 S. 8. (2 Rthlr.)

Über alle die Städte und Gegenden, die der Vf. durchlief, Kopenhagen, Memel, Königsberg, Danzig, Berlin, Dresden, Neuenburg, Inspruck, Salzburg, zwischen Linz und Wien auf der Donau, Wien, Raab, Pesth, Ödenburg, hätte sich zu der Zeit, und an dem Druckorte recht viel Unterhaltendes, sogar Wichtiges sagen lassen; aber der Vf. hat entweder keine Gelegenheit gehabt, oder die, welche sich ihm anbot, nicht gehörig benutzt, mehr zu sehen, als was man längst besser weiss. Wenn man das Urtheil, das er über *Cramer* fällt (II B.), als Massstab seiner Beurtheilungsfähigkeit annehmen wollte: so würde die Meinung von ihm nicht ungünstig ausfallen; aber da *Cramer* längst so beurtheilt ward: so geht auch dieser Massstab zu seiner höheren Würdigung verloren, und man erhält eine reinere Ansicht, wenn man folgende Stellen seiner Briefe auffasst. III B. *Kopenhagen*. Bernstorfs, Schimmelmanns, Reventlaws, Ragaus Frauen sind von eben so feinem Geiste als schöner, selbst grosser und gelehrter Ausbildung. Nur, was der freyere Gesellschaftston Spass verstehen nennt, möchte ihnen fehlen. VI B. *Königsberg*. Essen und Trinken, wieder Trinken und Essen, darauf läuft die ganze Glückseligkeit und Bildung dieses wohlhabenden Publicums. Auch in den reichsten Häusern findet man keine Bücher und Kunstsammlungen, und doch steht der Postmeister auf 12,000 Th. jährlich. Kant hatte es bis zur höchsten Derbheit und göttlichen Grobheit gebracht. XIII. *Salzburg*. Bey Gelegenheit, dass er hier Bärte findet, sagt er: Wie ehrwürdig würde Kant mit dem schönen edelen Obertheile seines Gesichts nicht aussehen, wenn ein ehrwürdiger, grauer, recht dicker Bart sein gefräsiges Maul bedeckte, welches seine niedrige Begier und Lust am Essen und Trinken so widrig kräftig ausspricht und ihm den Charakter eines gefräsigen Thiers giebt! Der edele Exminister Graf Schulenburg würde ein complettes feines Fuchsgesicht haben, wenn der Wolfsrachen, der Alles zu verschlingen scheint, was die langen gierigen Vorderarme erreichen können, durch einen schon dicken Bart verdeckt, oder doch beschattet würde, der jetzt die Gemeinheit und Gierigkeit sogleich zu Tage legt. Der alte graue Möllendorf hätte gewiss 20 Jahre länger den Ruf eines braven Generals und wackeren Mannes erhalten können, wenn das weichliche Kinn, und die bebenden Lippen, die so deutlich den entnervten Geizhals bezeichnen, durch einen hübschen dicken Bart verdeckt worden wären. — Der Vf. dieser Briefe soll, der Vorrede zufolge, nicht mehr leben, sondern im Kampfe für das Vaterland gestorben seyn — das Beste, was er thun konnte, um nicht in pöbelhaften Excretionen zu ersticken, oder *jure meritoque* im vaterländischen Kerker zu sterben. Doch bleibt auch noch der Kampf für das Vaterland zweifelhaft, da er S. 213 der gnädigen Frau gesteht, dass er die letzte Nacht bis an hellen Morgen mit den schönen allerliebsten Linzerinnen unermüdet durchwalzt, und durchschwärmt habe, und sich von mehr als einer der reizenden Gestalten, ihrem engen Mieder, vollem Halse und Busen dergestalt habe einnehmen lassen, um sie mit auf das Schiff (er schwamm auf der Donau) zu nehmen. So wahr ist es: *Impedit consilium voluptas, rationi inimica, ac mentis perstringit oculos, nec habet ullum cum virtute commercium.*

H. P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Numismatik. Stockholm: *Collectio numorum cuficorum, quos aere expressos, addita eorum interpretatione, subjunctoque alphabeto cufico edidit J. Hallenberg.* 1800. 72 S. 8. mit 9 Kupf.

In dieser Schrift werden 31 cufische, meistens silberne, Münzen, die fast alle auf schwedischem Grund und Boden gefunden, und grösstentheils in der Sammlung des Vfs. befindlich sind, beschrieben. Die fünf ersten sind ommiadische Kalifen-Münzen von den Städten Damask und Waset, und die Erste, die zu Damask im Jahr der Hegira 79 geschlagen ist, scheint die älteste zu seyn, von der man bisher Nachricht hat. Drey Münzen sind von spanischen Kalifen von den Jahren 162. 197 und 380, einige andere von Abbasiden: unter denen verschiedene merkwürdige und bisher unbekannte Legenden haben. Auch sind in dieser Sammlung eilf Münzen der samanidischen Fürsten von Chorasan und Transoxana, und zwar der drey ersten, *Ismail ibn Achmed*, *Achmed ibn Ismail*, und *Nasr Ibn Achmed*, beschrieben, von denen an den Küsten der Ostsee eine Menge gefunden wird (Vergl. *Adlers Excursus II. de numis Samanidicis aliisque ad litus maris baltici effossis; im Museo Cufico Borgiano II. p. 65.*) Man hat im königl. Cabinet zu Stockholm gegen drey hundert solche samanidische Münzen, die alle in verschiedenen Jahren und Städten geschlagen sind. Einige mauretanische Münzen mit dem Symbol der Mohammedaner, und ein paar neuere Goldmünzen machen den Beschluss. Die Kupfertafeln zu dieser interessanten Sammlung, aus welcher die bisherigen Verzeichnisse von cufischen Münzen bereichert werden können, da die meisten noch unbekannt waren, sind musterhaft gestochen. Ein Übelstand aber ist es, dass die arabischen Worte im Text der Beschreibung lateinisch und zuweilen hebräisch gedruckt sind, vermuthlich weil der Vf. in Stockholm keine arabischen Typen fand. Er hat die Legenden aller Münzen daher als einen Anhang in Abo mit arabischer Schrift eindrucken lassen. Die Erklärungen selbst sind, soweit Rec. sie beurtheilen kann, richtig, aber sehr kurz, und stehen in dieser Rücksicht den Adlerischen weit nach. Auf dem Titelblatt ist eine spanisch-cufische Münze abgedruckt, die der Vf. in einer eignen Abhandlung: *Ex occasione numi cufici de nominis Dei, Gud, in Sviogothica, cognatisque linguis origine, disquisitio historica et philologica. Stockh.* 1796, beschrieben hatte, und deren in *Tychsens Additamento ad Introductionem in rem numariam Muhammedanorum.* S. 8 schon Erwähnung geschehen ist.

Nach so vielen, zum Theil vortrefflichen Vorarbeiten wäre nun ein vollständiges Verzeichniss aller bisher bekannt gewordenen kufischen Münzen, in welchem das Reiskische in den Briefen über das arabische Münzwesen zum Grund gelegt werden könnte, sehr zu wünschen; und Hr. *O. G. Tychsen* würde seine grossen Verdienste um die orientalische Numismatik auf die würdigste Art krönen, wenn Er das Publicum bald mit seinen vieljährigen und reichen Sammlungen in diesem Fach erfreuen wollte.

Ek. o. b. &.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *L. W. Gilbert*, Prof. d. Physik u. Chemie zu Leipzig. 37ter B. 480 S. u. 6 Kupfer. 38 Bd. 472 S. u. 6 Kupfer. 39 Bd. 485 S. u. 4 Kupfer. 40 Bd. 470 S. u. 1 Kupfer. 41 Bd. 461 S. u. 3 Kupfer. 42 Bd. 484 S. u. 4 Kupfer. 1811. 1812. 1813. 8.

Auch unter dem Titel:

Annalen der Physik. Neue Folge, herausgegeben von *L. W. G.* 7 — 12 Bd.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1811. No. 157 u. 158. Ergänz. Blätter 1813. No. 60. 61.]

Obgleich in der Hauptsache der Plan dieser Zeitschrift fortdauernd ungeändert geblieben ist: so glauben wir doch bemerken zu müssen, dass der Herausgeber allmählich immer mehr auch solche Abhandlungen aufzunehmen anfängt, die man nach dem Titel, *Annalen der Physik*, zu suchen nicht berechtiget ist. Wir rechnen dahin diejenigen Aufsätze, welche nicht die allgemeinen Lehren der Chemie betreffen, sondern ganz in die specielle Chemie oder gar in die technische Chemie gehören, die physiologischen und die (freylich sparsamen) naturhistorischen Abhandlungen. Niemand wird diesen den Platz, welchen sie hier einnehmen, missgönnen; aber da die Annalen schwerlich *Alles* aufnehmen können, was nach einem so sehr erweiterten Plane in dieselben gehörte: so glauben wir, dass eine scharfe Beschränkung des Planes und dann möglichste Vollständigkeit in der Mittheilung alles dessen, was in denselben gehört, wünschenswerther wäre, zumal sofern andere Zeitschriften in ihrem Gehege durch diese Eingriffe beeinträchtigt werden möchten. Im Übrigen gebührt dem Fleiss und der Sorgfalt des Herausgebers und dem inneren Gehalt der Abhandlungen noch immer das Lob, welches frühere Rec. dieser Zeitschrift ertheilt haben. — Die bedeutendsten Abhandlungen und Entdeckungen werden wir jetzt kurz anführen.

Busse's Beweis der Stossgesetze harter Körper aus der mechanischen Hauptgleichung verdient schon wegen des grossen Gewichtes, welches der Vf. auf ihn legt, erwähnt zu werden. Dieser Beweis ist ein Bruchstück aus einer vollständigen und *unwiderleglichen* Widerlegung der kantischen Metaphysik der Naturwissenschaft, aus welcher Widerlegung hier manche Prämissen als erwiesen angenommen werden. Es ist hier der Ort nicht, um diese Prämissen, und folglich auch nicht, um die darauf gebauten philosophischen Folgerungen zu prüfen; aber eine ganz kleine mathematische Bemerkung mag hier Platz finden. Die Grundregel beym Gebrauche aller Differentialformeln ist doch wohl die, dass man sie nur anwenden kann, wo die Änderungen nach dem Gesetze der Stetigkeit erfolgen; wie kann also die Formel $dv = \frac{29\ P.}{M}\ dt$ selbst da anwendbar seyn, wo der vollständige Werth von t ein Zeitpünctchen im allerstrengsten Sinne ist. Ferner das Integral jeder brauchbaren Differentialgleichung von der Form, wie die eben angeführte, muss sich durch eine Quadratur geometrisch darstellen lassen; aber wer wird mit einer Construction zufrieden seyn, wo die ganze Länge der Abscissenlinie im strengsten Sinne $= 0$ ist (in einem ausdrücklich noch strengeren, als der ist, in welchem man wohl die Differentialen beschuldigt hat, sie wären Nichtse)! Mag da auch die Ordinate unendlich und allenfalls $0 . \infty = A$, eine endliche Grösse seyn können: so ist das wenigstens eine Sache, die in einem recht klaren Beweise nicht vorkommen darf, und wo sie vorkömmt, allemal erst mit besonderer Sorgfalt gerechtfertigt werden muss. Rec. muss daher gestehen, dass er diesem Beweise keinen so grossen Werth beylegen kann.

Sehr interessant ist *Coulombs Abhandlung über die Grösse der Kraft-Anwendung eines Menschen bey verschiedenartiger Arbeit.* — Was ein Mensch im Tragen auf eine bestimmte Höhe, was er im Tragen zu einer bestimmten horizontalen Entfernung, was er mit Karren, was er beym Rammen ausrichtet, ist hier sehr schön aus bestimmten Beobachtungen dargethan. Die Berechnung der *nützlichen* Thätigkeit zeigt, dass die Arbeiter so ziemlich das rechte Mass der Belastung, wobey sich auf die Länge am meisten ausrichten lässt, so treffen, wie es die Rechnung angiebt.

Zachariä's flügelartiges Schiffsruder möchte in der Ausführung allzu zusammengesetzt seyn; die theoretischen Überlegungen scheinen uns ganz richtig. — *Graf Rumfords Versuche über die Ersparung an Zugkraft, welche durch breite Rad-*

felgen bewirkt wird, verdienen wohl gelesen zu werden.

Eine sehr vollständige *Untersuchung über das specifische Gewicht der Mischungen aus Alkohol und Wasser* hat Hr. Prof. *Tralles* mitgetheilt. Diese Untersuchungen waren bestimmt, um die Grundlage zu den Steuern zu geben, welche der Staat vom Brantwein erhebt, und sie enthalten Alles, was zu diesem Zwecke wichtig seyn konnte. Man findet hier zuerst eine Tafel über die specifische Schwere der Mischungen, welche bestimmte Procente Alkohol enthalten (und hier gilt der Alkohol von 0,7939 spec. Gew. bey 60° Fahrenh. für ganz wasserfrey); dann eine Tafel, welche die bey verschiedener Temperatur vorgehenden Änderungen in den Verhältnissen der Dichtigkeit angiebt; eine Tafel, welche zeigt, wie die Ausdehnung des Glases, bey Abwägung eines Glaskörpers in dem Fluido, diese Angaben scheinbar ändert, und dann andere Tafeln, welche dazu leiten, den wahren Alkoholgehalt aus den Angaben der Aräometer zu finden. Die ganze Arbeit ist vorzüglich auf praktische Brauchbarkeit berechnet, und so geschrieben, dass auch der Ungelehrte den Gebrauch der Tafeln völlig daraus verstehen lernen kann. —

Was sich in diesen Bänden der Annalen über barometrische Höhenmessung findet, wollen wir ganz übergehen; — für die Wissenschaft ist es einerley, ob die Hülfstafeln zum Berechnen der Höhen einen Bogen mehr oder weniger einnehmen, und es ist über die Frage, welche Tafeln mit dem wenigsten Ziffernschreiben zum Ziele führen, auch in unseren Blättern schon oft genug geredet worden. Interessanter sind *Benzenbergs Bemerkungen über die Geschwindigkeit des Schalles.* Alle seine Beobachtungen geben unter sich übereinstimmend das Resultat, dass bey der Temperatur von 0° Reaum. der Schall 1027 paris. Fuss in 1 Sec. durchläuft, und dass diese Angabe schwerlich um einen einzigen Fuss unsicher ist. Mit vorzüglichem Vergnügen haben wir *Benzenbergs Versuche über die Fortpflanzung des Schalles in verschiedenen Luftarten und im Wasserdampfe gelesen.* Es wäre sehr zu wünschen, dass diese Versuche mit chemisch reinen und möglichst trocknen Luftarten wiederholt würden; dieses würde immer sehr belehrend seyn, obgleich Rec. nicht gerade mit Hn. *B.* sagen möchte, dass man durch diese Versuche dahin kommen könne, das specifische Gewicht der kleinsten materiellen Theilchen auszumitteln, welche die Basis dieser Luftarten ausmachen. Die Resultate dieser Versuche stimmen mit denen von *Chladni* sehr wohl überein, nur dass im Stickgas die Fortpflanzung des Schalles hier schneller gefunden ist, als in atmosphärischer Luft, statt dass *Chladni* das Gegentheil fand: — wahrscheinlich ist das *benzenbergsche* Resultat richtiger. Dass eine Orgelpfeife auch im Wasserdampfe zum Tönen zu bringen sey, oder sich eben so gut mit Wasserdampf als mit Luft anblasen lasse, ist eine ganz neue Erfahrung. Hr. *B.* fand aus dem Tone der Pfeife nach bekannten Regeln die Geschwindigkeit des Schalles im Dampf; diese stimmt mit der Theorie sehr genau überein, und man dürfte daher wohl schliessen, dass die Ursache, welche in den Luftarten eine so erhebliche Abweichung von der Theorie bewirkt, hier nicht so wirksam sey: — ein Umstand, der sehr günstig für die *laplacesche* Meinung, jene Abweichung rühre von frey werdender Wärme her, zu seyn scheint. Was Hr. *B. gegen* diese Meinung äussert, ist doch wohl im *biotschen* Aufsatze (im 18 Bande der Annalen) zum Theil schon widerlegt worden, und scheint Rec. nicht geeignet, diese Hypothese als ungenügend und verwerflich darzustellen. Hr. *Benzenberg* hat in einer andern Abh. *über den Einfluss der daltonschen Theorie auf Geschwindigkeit des Schalles, Barometerstand* u. s. w. Bemerkungen mitgetheilt, die einer näheren Prüfung wohl werth wären. Es wäre merkwürdig, wenn durch diese so sehr bestrittene Meinung endlich die bey den Schallmessungen Statt findende Differenz zwischen Theorie und Erfahrung gehoben würde; indess spricht die Bemerkung über die Flötentöne, welche der Vf. selbst macht, gar sehr gegen diese Hoffnung. Die Bemerkungen *Ermans über Daltons Theorie von dem Zustande gemischter Gas-Arten* enthalten eine Zusammenstellung der wichtigsten Einwürfe gegen dieselbe, und der Vertheidigung, wodurch *Dalton* seine Theorie zu retten sucht. Es lässt sich nicht leugnen, dass die Stützen, welche *D.* jetzt für jene Theorie sucht, sie eher umstürzen als erhalten werden, und es ist nur zu bedauern, dass auch Hr. *E.* sich nicht im Stande zu fühlen scheint, etwas Besseres an die Stelle dessen zu setzen, was *Dalton* aufgebauet hatte, und was er hier ziemlich deutlich für unhaltbar erklärt.

Um den Raum zu sparen, wollen wir die meisten zur Optik gehörigen Abhandl. nur anführen; und allein bey den Versuchen von *Malus* etwas länger verweilen. Es kommen hier vor: *Poselgers Unters. über den farbigen Rand eines durch ein biconvexes Glas entstehenden Bildes* (enthält eine sehr gründliche Widerlegung der bey Gelegenheit jener Erscheinung von *Goethe* gegen *Newton* aufgestellten Einwürfe); *Young über die Theorie des Lichtes, über die Farben dünner Blättchen und ähnliche Untersuchungen* (einige Versuche abgerechnet, die allerdings Aufmerksamkeit verdienen, haben diese dunkel geschriebenen Aufsätze dem Rec. wenig Befriedigung gewährt, und er zweifelt, ob Jemand durch sie für die Theorie der Lichtvibrationen werde gewonnen werden). *Wollastons Beschreibung eines Instruments zu sehr genauer Abmessung der Flächenwinkel kleiner Krystalle; Biots Bericht über d'Artigues Flintglas und die daraus geschliffenen Achromaten.* Nach diesem Berichte dürfte man sich Hoffnung machen, sehr gute Achromate aus französischem Flintglase zu erhalten; — diese Hoffnung scheint in der Folge in Erfüllung gegangen, die Hoffnung auf einen wohlfeilen Preis dieser Instrumente aber unerfüllt geblieben zu seyn. Übrigens ist es wohl sicher, dass ein deutscher Künstler, Hr.

Reichenbach, jetzt in allen Hinsichten in Verfertigung grosser Achromate die Franzosen bey weitem übertrifft.

Zu den wichtigsten Entdeckungen, welche diese zwey Jahrgänge der Annalen aufzuweisen haben, gehören *Malus* und *Arrago's* fortgesetzte *Forschungen über die Polarisirung der Lichtstrahlen.* Schon früher hatte *Malus* entdeckt, dass ganz ähnliche Eigenschaften, wie die des im isländischen Krystall gespaltenen Strahles, auch die von Glasflächen zurückgeworfenen Lichtstrahlen auszeichnen, wenn die Zurückwerfung unter gewissen Winkeln geschieht. Hier wird diese Entdeckung weiter verfolgt. — Lässt man einen Lichtstrahl unter einem Winkel von 54° 35′ gegen das Einfallsloth auf eine unbelegte reine Glasplatte fallen: so ist der zurückgeworfene Theil des Strahls so beschaffen, dass er nicht mehr gespalten wird, wenn man ihn durch einen isländischen Krystall so gehen lässt, dass der Hauptschnitt des Krystalls der Zurückwerfungs-Ebene parallel ist; dieser Lichtstrahl folgt dann ganz dem Gesetze der *gewöhnlichen* Brechung. Hält man dagegen den Krystall so, dass sein Hauptschnitt senkrecht auf der Zurückwerfungs-Ebene steht: so wird noch immer jener Strahl *ungespalten* durchgehen, aber er folgt nun dem Gesetze der *ungewöhnlichen* Brechung. — Hat man den einfallenden Strahl, ehe er die Spiegelfläche erreicht, durch einen isländischen Krystall gehen lassen, und folglich gespalten, und war der Hauptschnitt des Krystalls der Einfalls-Ebene parallel: so wird der durch die *ungewöhnliche* Brechung hervorgebrachte Strahl gar nicht theilweise weder beym Eintritt in die Glasplatte noch beym Austritt in die Luft reflectirt, sondern der Strahl scheint die Eigenschaft, reflectirt zu werden, ganz verloren zu haben. Dieses gilt nur bey jenem bestimmten Einfallswinkel, der bey verschiedenen Körpern verschieden ist.

Lässt man einen frey auffallenden Lichtstrahl unter dem schon erwähnten bestimmten Einfallswinkel auf eine Glasplatte auffallen: so wird der reflectirte Strahl von einer zweyten Glasplatte, die jener ersten parallel ist, wie gewöhnlich zurückgeworfen; dreht man aber die zweyte Glasfläche so, dass der reflectirte Strahl noch eben den Winkel (von 35°25′) wie zuvor mit ihr macht, dass aber bey der letzteren Fläche die Reflexions-Ebene senkrecht gegen die Reflexions-Ebene der ersteren Fläche ist: so wirft diese zweyte Fläche nicht das mindeste Licht zurück. In den Lagen, die zwischen jene fallen, wird mehr oder minder Licht reflectirt, je mehr die Lage sich der ersten oder zweyten nähert. Diese Beobachtungen betrafen den von der ersten Glasplatte reflectirten Strahl; aber auch der bey dieser Lage durch sie durchgehende Theil des Strahls hat auffallende Eigenschaften. Fängt man ihn auf einer Glasplatte wieder so auf, dass er eben jenen Winkel mit ihr macht: so wird zwar immer etwas Licht reflectirt, aber am wenigsten dann, wenn beide Reflexions-Ebenen zusammen fallen, am meisten, wenn sie auf einander senkrecht sind. An der ersten Glasfläche wird also ein Theil des Lichts polarisirt und zurückgeworfen; ein correspondirender Theil des durchgehenden Lichts wird entgegengesetzt polarisirt, und der übrige Theil des durchgehenden Lichts geht unverändert durch, oder zeigt alle gewöhnlichen Eigenschaften des Lichtes. Lässt man einen durch den Durchgang durch eine Glasplatte schon polarisirten Strahl wieder unter dem Winkel von 35° 25′ auf eine Glasplatte auffallen, und ist die Reflexions-Ebene parallel mit derjenigen, die bey der ersten Polarisirung Statt fand: so ist sowohl der an dieser letzteren Glasplatte reflectirte als der durchgehende Strahl vollkommen und auf einerley Art polarisirt, beide nämlich werden im isländischen Krystall auf *gewöhnliche* Weise gebrochen, wenn sein Hauptschnitt der Reflexions-Ebene parallel ist. Dreht man die zweyte Glasplatte so, dass der Einfallswinkel gleich bleibt, aber die Reflexions-Ebene mit der vorigen Lage derselben einen immer wachsenden Winkel macht: so nimmt das reflectirte Licht ab, das durchgehende aber in gleichem Masse zu, und das hinzukommende durchgehende Licht ist nur in Beziehung auf die jetzige Reflexions-Ebene polarisirt; daher zerspaltet sich nun in dem wie vorhin festgehaltenen isländischen Krystall der durchgehende Strahl, und der *ungewöhnlich* gebrochene Strahl erreicht sein Maximum der Intensität in den vier Stellungen, wo die Reflexions-Ebene 45 Gr. gegen ihre erste Lage geneigt ist, und sein Minimum in den vier Lagen, wo jener Winkel = o und = 90° wird. Hr. *M.* zeigt auch, wie man bey Metallspiegeln die Eigenschaft, die Strahlen zu polarisiren, nachweisen kann, und bemerkt, dass auch Metallspiegel so gut wie durchsichtige Körper vorzüglich nur diejenigen Strahlen verschlucken, welche bey den durchsichtigen Körpern nicht reflectirt werden. Wir müssen diese Untersuchungen, so wie die *rochonschen* Mikrometer, bey denen er sich der Prismen aus isländischem Krystall bedient, übergehen, um noch etwas über die Farbenwechsel zu sagen, welche sich unter gewissen Umständen an den polarisirten Strahlen zeigen. Betrachtet man nämlich das in einem unbelegten Glasspiegel erscheinende Bild einer Lichtflamme durch einen isländischen Krystall: so zeigt sich, wenn der Einfallswinkel gegen den Spiegel 35° war, nur Ein Bild der Flamme, statt dass bey anderen Einfallswinkeln zwey Bilder erscheinen; bringt man aber ein Glimmerblättchen oder ein Blättchen Marienglas zwischen den Spiegel und den Krystall: so erscheint das verschwundene Bild wieder, und zwar jetzt beide Bilder gefärbt, mit Farben, welche einander zum Weiss ergänzen. Lässt man einen schon polarisirten Lichtstrahl durch ein Glimmerblättchen unter einem Winkel von 35 Gr. auf eine Spiegelplatte fallen: so ist das jetzt vom Spiegel reflectirte Licht gefärbt, und wenn bey gleich bleibendem Einfallswinkel der Spiegel gedreht wird, und es hatte bey einer gewissen Stellung des Spiegels das Bild eine bestimmte Farbe: so hat es nach einer Drehung von 90 Gr. diejenige

Farbe, welche jene zum Weiſs ergänzt. Man kann durch Verſuche, indem man ſolche gefärbte Strahlen vereinigt, zeigen, wie genau jene Ergänzungen zum Weiſs das reine Weiſs wieder darſtellen. Bey dieſen Verſuchen wird der polariſirte Strahl offenbar depolariſirt, aber in Hinſicht auf die Farben noch ganz eigenen Modificationen unterworfen.

Dieſe Andeutungen der überraſchend neuen Reſultate, welche jene Naturforſcher gefunden haben, mögen hier genug ſeyn. Möchten ſie mit dazu dienen, auch deutſche Naturforſcher aufzumuntern, dieſes reiche Feld neuer Entdeckungen zu bearbeiten!

Wollaſtons Verſuche über chemiſche Wirkungen der Sonnenſtrahlen, wodurch *Ritters* und gewiſſermaſsen auch *Herſchels* Beobachtungen über unſichtbare Sonnenſtrahlen beſtätigt werden, und *Desſaignes Verſuche, welche zeigen, daſs heftige und plötzliche Compreſſion Waſſer und andere Körper zur Phosphoreſcenz bringt*, müſſen wir übergehen. *Montgolfiers Methode, Pflanzenſäfte*, Traubenſyrup und dergl., *abzudampfen*, verdient empfohlen zu werden. Er gebraucht dabey einen künſtlich bewirkten Wind, welchem der in den Gefäſsen tropfenweis herabfallende, einzudickende Saft ausgeſetzt wird. Dieſe Säfte behalten ſo ihren Geſchmack unverändert und weit beſſer als am Feuer.

Unter den zur Chemie gehörigen Abhandlungen zeichnet ſich *Berzelius Verſuch, die beſtimmten und einfachen Verhältniſſe aufzufinden, nach welchen die Beſtandtheile der unorganiſchen Natur mit einander verbunden ſind*, vorzüglich aus. Als Einleitung hiezu dient ſehr ſchön *Gilberts* Abhandlung über alle früheren hieher gehörigen Bemühungen; die Entdeckungen von *Berzelius* ſelbſt aber beſtehen, um nur Einiges anzuführen, etwa in Folgendem. Es iſt nicht nur wahr (was *Prouſt* behauptete), daſs nur ein oder zwey (ſelten mehr) Verhältniſſe von Miſchungen derſelben Beſtandtheile, zu Hervorbringung eines wahrhaft chemiſch verbundenen neuen Körpers geeignet ſind, ſondern man darf hinzufügen, wenn 100 Theile des einen Körpers eine gewiſſe Anzahl = n Theile des anderen erfodern, um eine Verbindung hervorzubringen: ſo ſind aus dieſen beiden Körpern keine anderen Verbindungen möglich, als in denen vom letzteren 2 n oder 3 n oder 4 n Theile u. ſ. w. auf 100 des erſteren kommen. (Auſser dieſem Fortgange nach ganzen Zahlen kömmt ſeltener doch auch $1\frac{1}{2}$ *n* vor.) Dieſes Geſetz wird an vielen Beyſpielen, wobey ſorgfältige chemiſche Verſuche zum Grunde liegen, geprüft und als richtig bewährt. Eben ſo prüft Hr. *Berzelius* ein zweytes Geſetz: Wenn ein Körper A (z. B. Bley) zu zwey anderen C, D (z. B. Schwefel und Sauerſtoff) Verwandtſchaft hat, und ein anderer B (z. B. Eiſen) hat zu eben jenen C und D Verwandtſchaft: ſo verhalten ſich die Mengen von C, D, durch welche A geſättigt wird, eben ſo, wie die Mengen von C, D, durch welche B geſättigt wird. Auch dieſes Geſetz wird hier durch Erfahrung beſtätiget, und gezeigt, wie man auf dieſe Regeln chemiſche Berechnungen gründen könne, die leicht, wenn man nur ſichere Normalbeobachtungen zum Grunde legen könnte, genauere Reſultate geben möchten, als die meiſten unſerer Analyſen. Obgleich dieſe beſtimmten Verhältniſſe und noch mehrere merkwürdige chemiſche Naturgeſetze den Hauptgegenſtand dieſer etwa 350 Seiten haltenden Abhandlung (welche groſsentheils hier zum erſten Male gedruckt erſchien) ausmachen: ſo kommen doch eine Menge verwandter, höchſt intereſſanter Unterſuchungen vor. Wir wollen davon nur einige wenige anmerken. Der Vf. giebt Gründe an, woher es kommen möge, daſs der Schwefelwaſſerſtoff ſich, vielleicht ohne Sauerſtoff zu enthalten, als Säure wirkſam zeigen kann; zeigt aber zugleich, daſs beym Ammoniak und ſeiner Verbindung mit Baſen ähnliche Gründe nicht gelten, und man alſo ſich ſehr genöthigt fühle, im letzteren Sauerſtoff anzunehmen, woraus dann folgt, daſs Waſſerſtoff und Stickſtoff das Ammonium (d. i. die metalliſche Baſis des Ammoniak) verbunden mit Sauerſtoff enthalten müſsten. Durch Schlüſſe, welche auf den gefundenen allgemeinen Geſetzen für die chemiſchen Verbindungen beruhen, bringt Hr. *B.* durch Rechnung heraus, daſs der Waſſerſtoff beſtehen möge aus 90,06 Ammonium und 9,94 Sauerſtoff, der Stickſtoff aus 43,03 Ammonium und 56,97 Sauerſtoff. Hienach gäben 100 Theile Ammonium mit 11,035 Sauerſtoff den Waſſerſtoff, dieſelben mit 4mal ſo viel Sauerſtoff Ammonium Oxydul; mit 8mal ſo viel Sauerſtoff Ammoniak; mit 12mal ſo viel Sauerſtoff Stickſtoff; mit 24mal ſo viel Sauerſtoff Stickſtoff-Oxydul; mit 36mal ſo viel Sauerſtoff Stickſtoff-Oxyd; mit 48mal ſo viel Sauerſtoff ſalpetrige Säure; mit 60mal ſo viel Sauerſtoff Salpeter-Säure; mit 72mal ſo viel Sauerſtoff Waſſer. Rec. bemerkt, daſs man in dieſe Tabelle vielleicht einſchieben möchte: 100 Theile Ammonium mit 18mal 9,94 Theilen Sauerſtoff geben atmoſphäriſche Luft. Dieſe, freylich immer noch ſehr hypothetiſchen Verhältniſſe ſind allerdings ſehr merkwürdig, und da es ſcheint, als ob Stickſtoff und Waſſerſtoff vielleicht immer ſich einer wirklichen Zerlegung entziehen werden: ſo verdienen Schlüſſe, wie die hier gebrauchten, gewiſs Aufmerkſamkeit, obgleich ſich nicht leugnen läſst, daſs man ſie mit Behutſamkeit anwenden muſs. Der Vf. ſucht die Frage zu beantworten, warum denn beym Verbinden mit Sauerſtoff der Waſſerſtoff immer Waſſer und der Stickſtoff immer Salpeterſäure oder Stickſtoff-Oxyd giebt. — Wir können ſeinen vielleicht etwas kühnen Schlüſſen hier nicht folgen, und müſſen uns begnügen, ſie nur der Prüfung ächter Phyſiker zu empfehlen. —

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *C. W. Gilbert* 37—42 Bd. oder neue Folge, 7—12 Bd. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hr. *Berzelius* kommt mehrmals auf die Frage, ob der Stickstoff Sauerstoff enthalte, zurück: bey manchen Verbindungen muss man es nach den hier gelehrten Gesetzen der chemischen Verbindungen vermuthen, weil keine einfachen Verhältnisse herauskommen, wenn man den Stickstoff als einfachen Bestandtheil aufführt; bey anderen Verbindungen hingegen läfst sich die für den Stickstoff angenommene Zusammensetzung zweifelhaft machen. — Unter den allgemeinen Gesetzen, welche Hr. *B.* in dieser Abhandlung darzuthun sucht, ist auch folgendes: In den neutralen Salzen ist die Menge des Sauerstoffs, welchen die Säure enthält, ein nach ganzen Zahlen genaues Vielfaches der Menge des Sauerstoffs in der Basis. Viele Salze werden als Beyspiele für die Wahrheit dieser Regel angeführt. Dann wird gezeigt, dass der Sauerstoff des Krystallisations-Wassers immer ein Multiplum nach ganzen Zahlen von dem Sauerstoff der Basis ist. Der Vf. zeigt, warum man das beym Verknistern entweichende Wasser nicht mit zum Krystallwasser rechnen könne, setzt den wahren Begriff eines Neutralsalzes (im Gegensatz gegen saure Salze und basische Salze) bestimmter fest u. s. w.

Ausser dieser Abhandlung kommt von *Berzelius* noch vor: *ein Versuch einer lateinischen Nomenclatur für die Chemie*, nach elektrisch-chemischen Ansichten.

An jene Untersuchungen schliesst sich an: *Gay-Lussacs Beweis, dass die Menge von Säuren, welche die Metall-Oxyde zu ihrer Sättigung bedürfen, der Menge des in ihnen enthaltenen Sauerstoffs proportional ist.* Auch eine andere Arbeit von *Gay-Lussac* und *Thenard*, welche sich mit Auffindung allgemeiner chemischer Gesetze beschäftigt, gehört hieher, nämlich ein neues Verfahren, vegetabilische und animalische Körper chemisch zu zerlegen. Sie bedienen sich dabey des überoxygenirt salzsauren Kali, mit welchem die zu zerlegenden Körper im verschlossenen Raume verbrannt werden. Nach ihren Analysen sind alle Pflanzenkörper a) Säuren, wenn sie mehr Sauerstoff, b) Harze, Öle, oder alkoholartig, wenn sie weniger, und c) Zucker, Gummi, Stärke, Holzfaser u. a., wenn sie gerade soviel Sauerstoff enthalten, als in Verhältniss des zugleich enthaltenen Wasserstoffs nöthig ist, um Wasser zu bilden. Ihre Versuche sind sehr im Kleinen angestellt, doch glauben sie eine grosse Genauigkeit verbürgen zu können.

Wir werden hier am besten die Arbeiten *Davy's* anreihen, obgleich sie zum Theil galvanische Erscheinungen betreffen: denn Aufschlüsse über die chemischen Beschaffenheiten der Körper machen doch fast ihren wesentlichsten Theil aus. — Der neuen Gründe gegen die Behauptung, die Metalle aus Kali und Natrum seyen nur Hydrate; der Versuche über eine gasförmige Verbindung des Tellurium mit Wasserstoff, welche mit dem Schwefel-Wasserstoff die grösste Ähnlichkeit hat, über Verbindung des Kalium mit Tellurium und mit Arsenik wollen wir bloss erwähnen. Die fortgesetzten, sehr interessanten Versuche über die Möglichkeit, den Stickstoff zu zerlegen, und die Untersuchungen über die (wahrscheinlich metallische) Basis des Ammoniak haben noch immer keine ganz genügenden Resultate gegeben; die Darstellung der Basis der Magnesia als einer festen, weissen Metallmasse, die Darstellung von Ammoniak, indem man Kohle mit Kali glüht, und nach dem Erkalten Wasser und Stickgas zutreten lässt, — verdienen bemerkt zu werden. Auch ist es sehr merkwürdig, dass *Dalton* und *Davy* auf ganz ähnliche Gesetze über die Verhältnisse bey der Zusammensetzung gemischter Körper gekommen sind, als die sind, welche wir oben nach *Berzelius* angeführt haben.

Unter den neueren Arbeiten *Davy's*, die sich in diesen Bänden der Annalen finden, hat keine mehr Aufsehen erregt, als die Untersuchung über die Natur der oxygenirten Salzsäure. Nach der bisherigen Meinung, sie bestehe aus gemeiner Salzsäure und Sauerstoff, glaubte *Davy*, dieser Sauerstoff müsse sich durch schickliche Mittel davon trennen lassen; aber er fand, dass sich nur dann eine solche (anscheinende) Trennung bewirken lässt, wenn Wasserstoff oder Wasser mit in die Verbindung kommen. Man hatte diese schon früher bemerkte Erscheinung dadurch erklärt,

daſs man annahm, das gemeine ſalzſaure Gas enthalte Waſſer als einen weſentlichen Beſtandtheil, und entſtehe aus dem oxygenirt ſalzſauren Gas, indem Waſſerſtoff ſich mit jenem Überfluſſe von Sauerſtoff verbinde. *Davy* zeigt, daſs die Gegenwart von Sauerſtoff im oxygenirt ſalzſauren Gas durch keinen einzigen Verſuch erwieſen ſey, und daſs man alle Verſuche, unter denen *Davy's* eigene zahlreiche Verſuche vorzüglich wichtig ſind, erklären könne, wenn man die oxygenirte Salzſäure als einen einfachen Körper anſehe, der durch Verbindung mit Waſſerſtoff ſalzſaures Gas gebe. Hr. *Berzelius* hat gegen dieſe Anſicht Manches eingewandt, insbeſondere Folgendes: Wenn zu Entſtehung der Salzſäure und ſelbſt des ſalzſauren Gas durchaus Waſſer erfoderlich ſey: ſo könne es gar wohl ſeyn, daſs der im oxygenirt ſalzſauren Gas vorhandene Sauerſtoff ſo feſt gebunden ſey, daſs er bey allen *davyſchen* Verſuchen ſich nicht zeigen konnte, indem alsdann nicht bloſs der Theil Sauerſtoff, bey dieſen gegen allen Beytritt von Waſſer geſicherten Verſuchen, hätte abgeſondert werden müſſen, welcher aus dem ſalzſauren Gas oxygenirtes macht, ſondern *aller* Sauerſtoff, der mit der unbekannten Baſis doch ſo überaus feſt verbunden iſt; — der Mittelzuſtand nämlich (um es nur kurz zu benennen) habe bey mangelndem Waſſer nicht eintreten können. Dieſer Einwurf und andere theoretiſche Gründe, die *Berzelius* anführt, ſind nicht unbedeutend; indeſs läſst ſich die Wichtigkeit der von *Davy* aufgeführten Bemerkungen doch auch nicht ableugnen, und wenn man ſich gleich noch nicht entſcheidend für ihn erklären kann: ſo muſs man doch geſtehen, daſs er ſeine neue Anſicht nicht ohne wichtige Beſtimmungsgründe gewählt habe. Das oxygenirte ſalzſaure Gas zeigt gar nicht die Eigenſchaften einer Säure, und die Verbindungen jenes Gas mit Metallen haben weit mehr Ähnlichkeit mit Oxyden als mit Salzen; man kann daher vermuthen, die Baſis jenes Gas ſey ein eigener einfacher Körper, der mit dem Sauerſtoff zu einer Claſſe von Subſtanzen gehöre. Dieſe Baſis, die wir mit *Davy Chlorine* nennen wollen, würde dann in Verbindung mit Waſſerſtoff Salzſäure, in Verbindung mit Sauerſtoff das ſogenannte überoxygenirte ſalzſaure Gas geben; in dem letzten iſt der Sauerſtoff ſehr ſchwach gebunden, und verläſst die Chlorine, ſobald nur irgend ein anderer Körper, der einige Verwandtſchaft zum Sauerſtoff hat, hinzukömmt, ja ſelbſt bey vermehrter Wärme werden ſchon die Chlorine (oxygenirtes ſalzſaures) und der Sauerſtoff (Sauerſtoff-Gas) getrennt: — eine Erſcheinung, die ſich aus der ſchwachen Verwandtſchaft, welche Chlorine und Sauerſtoff, als Körper, die in vielen Hinſichten ähnliche Qualitäten haben, gegen einander zeigen, wohl erklären läſst. Man glaubte bisher, das lebhafte Verbrennen der Metalle in oxygenirt ſalzſaurem Gas rühre von dem vielen in demſelben enthaltenen Sauerſtoff her; aber wenn das wäre: ſo müſste jenes Verbrennen im überoxygenirt ſalzſauern Gas noch heftiger ſeyn, welches doch ſo wenig der Fall iſt, daſs vielmehr dieſes auf manche Metalle gar nicht wirkt, die dagegen ſogleich verbrennen, nachdem das überoxygenirt ſalzſaure Gas ſein überflüſſiges Oxygen verloren hat, und die Einwirkung der Chlorine auf das Metall eintritt. Dieſes Verbrennen muſs alſo angeſehen werden als Folge der Heftigkeit, mit welcher die Verbindung der Chlorine mit dem brennbaren Körper geſchieht. Unter den Verſuchen, welche beſtimmt waren, Aufſchluſs über die Gröſse der Verwandtſchaft der Chlorine und des Sauerſtoffs zu anderen Körpern zu geben, wird vielleicht folgender unſeren Leſern ſehr entſcheidend für die *davyſche* Anſicht ſcheinen. 1 Grän Kalium (Kalimetall) ward in Sauerſtoffgas in Kali verwandelt, und hatte dabey ½ Cubikzoll Sauerſtoffgas verſchluckt. Man brachte eben dieſes Kali in reines oxygenirt ſalzſaures Gas, wovon nun 1½ Cubikzoll verſchluckt wurden, während — was unſtreitig merkwürdig iſt — *genau* ½ Cubikzoll Sauerſtoffgas erzeugt oder wieder frey wurde; der gebildete Körper war ſalzſaures Kali. Dieſes iſt wenigſtens ein auffallendes Beyſpiel von dem, was *Davy* allgemein behauptet: die oxygenirte Salzſäure treibt, ganz gegen die Natur der Säuren, Sauerſtoff aus Oxyden im Minimo aus, und dagegen verbindet ſie ſich mit Oxyden im Maximo.

Dieſen Bemerkungen muſsten wir etwas mehr Raum ſchenken, um die Wichtigkeit der ganzen Unterſuchung auch denjenigen unſerer Leſer zu entwickeln, die ſich nur oberflächliche chemiſche Kenntniſſe haben eigen machen können. Die Abhandlung, welche mehr ſpeciellere Unterſuchungen betreffen, werden wir nur kurz anführen.

John Davy's Nachricht von einer neu entdeckten Gasart (aus Kohlenſtoff-Oxyd und Chlorine). *Sauſſure's Analyſe des ölerzeugenden Gas* (es enthält gar keinen Sauerſtoff, ſondern Kohlenſtoff und Waſſerſtoff). *Gay-Luſſac's Verſuche über die Blauſäure.* Rein dargeſtellt iſt ſie zwar nicht permanent elaſtiſch, aber äuſserſt verdampfbar; ſie gefriert bey — 12° Reaum., und kocht bey + 21° Reaum. — *Vauquelin über die Menge von Schwefel, welche die Metalle auf trockenem Wege verſchlucken können.* — *Gay-Luſſacs, Hausmanns, D'Aubuiſſons, Berthiers Unterſuchungen der Eiſen-Oxyde, des Eiſen-Ochers u. a. Eiſen-Erze. Strohmeier über das Silicium-Eiſen. Ed. Howard Verſuche über das Knallqueckſilber;* — die Wirkungen ſind nur bis auf kleine Diſtanzen heftig, weſshalb *H.* ſie vorzüglich dem ſtark erhitzten Queckſilberdampfe zuſchreibt. *Chevreul chemiſche Unterſuchung des Waid und des Blauholzes. Heinrichs ſchöne Anleitung zur Indigobereitung aus Waid; Vogel über die Bereitung des Stärkezuckers.* — Obgleich die letzteren Abhandlungen, eben ſo wie die Analyſen einzelner Mineralkörper eigentlich nicht in die Annalen der Phyſik gehörten: ſo glauben wir doch vorzüglich auf *Heinrichs* Indigobereitung unſere Leſer aufmerkſam machen zu müſſen. Der Waid iſt nicht bloſs ein Stellvertreter des Indigo, ſondern der eigenthümliche Farbeſtoff der Indigopflanze läſst ſich aus dem Waid

wirklich abscheiden; es ist also diese Angelegenheit etwas ganz Anderes als Kaffeesurrogate, die mit dem Kaffee nur das gemein haben, dass sie ebenfalls braune Brühen geben. —

Über die elektrischen Erscheinungen kömmt in diesen Bänden der Annalen nichts sehr Wichtiges vor: bloss *Nasse's* sehr sorgfältige *Versuche über den Einfluss der Elektricität auf die Staubfäden der Berberis vulgaris* verdienen eine Auszeichnung; bey gehörig angebrachten Leitungsdräthen war es entscheidend gewiss, dass die Bewegung der Staubfäden auch durch Elektricität bewirkt werden könne.

Desto interessanter auch für den Nicht-Physiker sind dagegen einige zur physikalischen Erdbeschreibung gehörige Abhandlungen. *Von Buch über die Grenze des ewigen Schnees im Norden.* Man findet hier interessante Bemerkungen über die natürliche Beschaffenheit Norwegens, über die dortige Witterung, über die Gletscher, über die Gründe localer Schneelagerungen in Gegenden, welche viel niedriger liegen als die eigentliche Schneegrenze, über die Grenzen der Höhen, in welchen Tannen, Birken u. s. w. zu gedeihen aufhören, u. s. w. — *Wahlenbergs Untersuchungen über Quellenwärme und Vegetation, zu Bestimmung der Erdtemperatur und des Klima's von Schweden.* — Die Temperatur mancher Quellen ist zwar nach den Jahrszeiten veränderlich, aber dennoch könne sie (es versteht sich unter gewissen Einschränkungen) zur Bestimmung der Temperatur der Erde dienen; manche Quellen haben aber eine immer gleiche Temperatur. Hr. *W.* hat fortdauernde Beobachtungen über die Temperatur der Quellen in der Gegend von Upsala angestellt, dann aber die Wärme der Quellen in anderen Gegenden Schwedens untersucht, und die daraus hervorgehenden Folgerungen über die verschiedene Erdtemperatur mit den Verschiedenheiten in der Vegetation sehr übereinstimmend gefunden. Die ins Einzelne gehenden Bemerkungen, wie man beym Fortgange zu Gegenden, deren Erdtemperatur niedriger ist, allmählich die südlicheren Pflanzen verliert, und dagegen neue nur dem Norden eigene antrifft; die Angabe der Erdgürtel (die hier nach Graden der Erdtemperatur bestimmt werden), auf welchen dieses und jenes Gewächs nur gedeiht; die Bemerkungen, wie die tiefer gehenden Wurzeln und andere Eigenheiten eines Gewächses beytragen, sein Gedeihen selbst da zu hindern, wo wir durch künstliche Mittel der Natur nachzuhelfen glauben u. a. — wird gewiss Jeder mit Belehrung und Vergnügen lesen. Man findet hier einzelne Angaben, welche zeigen, wie äusserst schwach die Productionskraft selbst eines guten Bodens ist, wann die Erdtemperatur (an Lapplands Grenze) nur 1½ Gr. R. beträgt. — Eine zweyte Arbeit *Wahlenbergs, Beyträge zur physischen Geographie Lapplands*, dürfen wir hier nur kurz erwähnen, da sie aus seiner *Flora Lapponica* zusammengestellt ist, und ihr Inhalt also besser bey einer Anzeige dieses wichtigen Werkes mitgetheilt werden kann. Dieser Auszug gehörte übrigens ganz in den Plan der Annalen, da er nicht bloss über die physische Geographie Lapplands schöne Aufschlüsse giebt, sondern auch allgemeine Betrachtungen über Witterung, über den Gang der Temperatur in verschiedenen Jahrszeiten, über die Abhängigkeit der Vegetation von dem regelmässigen Wechsel der Temperaturen u. s. w. enthält.

Auch der Bericht einer eigends dazu niedergesetzten Commission *über das ewige Feuer des Zugo in Siebenbürgen* verdient die Aufmerksamkeit selbst derjenigen Leser, die sich mit tiefem Studio der Physik nicht abgeben. Dieser Zugo ist ein Platz, wo aus dem Boden brennbare Luft in reichem Masse hervordringt. Sie entzündet sich zwar nicht von selbst; hat man sie aber einmal angezündet: so brennen alle die Gruben, wo sich jene Luftströme finden, unaufhörlich fort, bis man sie mit Gewalt auslöscht. Die Commissarien haben die entwickelte Luft selbst und die ganze Gegend umher umständlich untersucht; sie halten die Luft für Wasserstoffgas, doch glaubt Hr. *Gilbert*, es möge eher oxygenirtes Kohlenwasserstoffgas seyn.

Die meteorologischen Theorieen haben keine bedeutende Bereicherung erhalten. Denn Hn. *Gerdums* Versuche in dieser Angelegenheit sind so beschaffen, dass man sie fast für eine Persiflage aller meteorologischen Theorie halten könnte, wenn man nicht doch auch wieder deutlich merkte, dass der gute Mann ganz im Ernste spricht; Hr. *Gilbert* hat seinen Gedanke mit vieler Milde einige Bemerkungen beygefügt.

Weit wichtiger sind die Beobachtungen *Howards über die Regenmengen in verschiedenen Höhen* (die indess auch zeigen, wie sehr man Ursache habe, sich hiebey vor Trugschlüssen zu hüten); die *vergleichende Darstellung der Barometerstände zu Paris, London und Genf* während des Jahres vom Sept. 1806 bis Sept. 1807 (es hätten sich aus dieser Vergleichung vielleicht noch mehr lehrreiche Folgerungen ziehen lassen, als Hr. *Pictet* hier gethan hat,) und selbst die kurze *Darstellung der Witterung des Jahres* 1813 in Carlsruhe u. d. J. 1811 in Genf, Carlsruhe und Berlin.

Von *neu gefallenenen Meteorsteinen* enthalten diese Bände der Annalen mehrere Nachrichten. Es sind nämlich kürzlich folgende Steinregen bemerkt worden: im Januar 1810 ein Stein von 3 Pfund in Nord-Carolina; am 23 Nov. 1810 fielen nahe bey Orleans drey Meteorsteine, deren grösster 40 Pfund wog, am 13 März 1811 im Gouv. Poltawa ein Stein von 15 Pfund; am 8 Juli 1811 bey Burgos drey Meteorsteine; ferner ward am 10 Apr. 1812 ein Steinregen in der Nähe von Toulouse beobachtet, bey welchem eine leuchtende Erscheinung und ein lauter Knall wahrgenommen ward; endlich fiel ein sehr ansehnlicher Meteorstein am 15 Apr. 1812 in der Nähe von Helmstädt (bey Erxleben) vom Himmel. Die Erscheinungen entsprechen im Allgemeinen den schon bekannten Beobachtungen an älteren Meteorsteinen.

Die kleinen naturhistorischen Aufsätze können wir als unterhaltende und belehrende Lectüre empfehlen. Unter die physiologischen Abhandl. wird gleichfalls *Prünelle's Untersuchung über den Winterschlaf einiger Säugethiere* dem Dilettanten unterhaltend und dem Naturforscher belehrend seyn. Fast eben das

läfst sich von *Wollastons* Abhandlung fagen, worin er zeigt, dafs bey der — anscheinend stetigen — Thätigkeit eines Muskels allemal ein Pulsiren Statt findet, und dann die Ursache der Seekrankheit zu erklären sucht. Die Seekrankheit entsteht nach seiner Meinung aus dem Drängen des Blutes nach dem Kopfe in dem Augenblick, da das Schiff schnell von einer Welle herabsinkt. Der an die See Gewöhnte scheint in seinem Athmen eine Abweichung von der sonst Statt findenden Gleichförmigkeit des Einathmens anzunehmen, und dadurch jener Einwirkung entgegen zu arbeiten.

Wichtiger noch als diese Abhandlungen ist nach dem Urtheile gelehrter Physiologen *Ermans* Auffatz *über Muscular-Contraction*, und wir glauben ihren Inhalt um so mehr hier mittheilen zu dürfen, da die Art der Behandlung diesen physiologischen Gegenstand den Grenzen der eigentlich sogenannten Physik um Vieles näher führt.

So sehr die Bildung der Muskeln bey den sehr unvollkommenen Thieren von derjenigen verschieden ist, die man bey den vollkommneren findet: so bleibt doch bey allen die Grund-Eigenschaft, dafs die innere Cohäsion der Bestandtheile des Muskels veränderlich ist und durch die sogenannten Reize bald gesteigert, bald vermindert wird. Wie dieses mit ihrem innern chemischen Zustande zusammenhänge, ist noch sehr dunkel; aber es ist höchst merkwürdig, dafs die galvanische Action selbst bey unorganischen Körpern etwas Ähnliches bewirkt. Hängt man eine, an einer Wage schwebende, horizontale Glasplatte so auf, dafs sie mit einer über Quecksilber stehenden Wasserfläche in Berührung kömmt, und hebt durch Gewichte auf der andern Schale diese Platte, so dafs sich das adhärirende Wasser mit ihr bis zu einer bedeutenden Höhe erhebt, und die Platte dem Abreifsen nahe ist; bringt man dann die Wage mit einem Pole und das Quecksilber mit dem anderen Pole einer galvanischen Säule in Verbindung: so geräth beym Schliefsen die Wage in eine heftige Schwingung, die Platte drückt sich plötzlich — so als ob die Cohäsion des Wassers und Quecksilbers vermehrt würde, — herab, und nimmt dann ziemlich die vorige Stellung wieder ein. Wir haben hier also das Bild einer Schliefsungs-Contraction bewirkt durch gleichzeitige Änderung der chemischen Verwandtschaft und der mechanischen Cohäsion zwischen festen und flüssigen Leitern. Auf ähnliche Weise findet eine Trennungs-Contraction Statt, bey welcher die Platte jedesmal losreifst, was bey der Schliefsungs-Contraction nie Statt findet. Während des Geschlossenseyns der Kette bemerkt man eine leise Vibration der Theilchen des flüssigen Körpers, die auf partiellen Entladungen der durch die unvollkommene Leitung des Wassers nicht vollkommen geschlossenen Kette beruhen, und von den hiedurch bewirkten kleinen Änderungen in Cohäsion abhängen. Ganz etwas Ähnliches findet bey der Muscular-Contraction Statt. — — Diesen ersten Versuchen läfst Hr. *E.* eine Reihe anderer folgen, welche deutlich zeigen, dafs ein thierischer Muskel bey der Schliefsungs-Contraction sowohl als bey der Trennungs-Contraction eine momentane Verminderung des Volumens erleidet, die aber während des Geschlossenseyns der Kette nicht mehr zu bemerken ist. Hr. *E.* geht die Erscheinungen nun noch im Einzelnen durch, und bemerkt, dafs man zwar durchaus nicht berechtiget sey, eine Identität zwischen der Elektricität und der Bewegung hervorrufenden Gehirnthätigkeit anzunehmen, dafs man aber wohl sagen dürfe, die Einwirkungen des Gehirns auf das Muscular-System geschähen nach dem Typus von successiven Entladungen, die sich in jedem Momente zur Indifferenz abgleichen, aber stets erneuert werden, so lange der totale Effect der Turgescenz dauert. Der Vf. läfst uns eine Fortsetzung dieser schönen Untersuchungen hoffen; es wird uns vielleicht erlaubt seyn, künftig von dem Inhalte derselben Nachricht zu geben.

i. e. e.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Étude pour le Pianoforte en 42 Exercices doigtés dans les différents tons. Calculés pour faciliter les progrès de ceux qui se proposent d'étudier cet instrument à fond*, par *J. B. Cramer*. Liv. I II. (3 Rthlr.)

Die in den beiden Heften dieses Werkes enthaltenen 42 Übungsstücke sind nicht für angehende Clavierspieler berechnet, sondern sie bezwecken die progressive Vervollkommnung der mechanischen Kunstfertigkeit solcher Spieler, die schon einige Fortschritte auf dem Instrumente gemacht haben. Rec. würde sie Clavierspielern zur Übung anempfehlen, die z. B. Pleyels Sonaten, oder andere, denselben (in Hinsicht auf dabey vorausgesetzte Fertigkeit) ähnliche Werke, ohne Schwierigkeit bezwingen können. Spieler, die diesen Grad der Kunstfertigkeit erlangt haben, werden es durch fleifsige Übung dieser Tonstücke dahin bringen können, dafs sie keine in den Werken der besten Tonsetzer fürs Clavier enthaltenen Schwierigkeiten zu fürchten Ursach haben.

Der Titel dieses Werkes veranlafst die Vermuthung, als habe der Vf. in allen diesen Übungsstücken durchgehends die Applicatur vorgeschrieben. Dieses ist aber keinesweges geschehen. Nur bey den 21 Stücken des ersten Heftes findet man die Applicatur bey solchen einzelnen Stellen bemerkt, bey welchen der Vf. voraussetzte, dafs der Spieler darüber in Ungewifsheit sey. Dieses Verfahren ist defswegen lobenswerth, weil dabey das Auge nicht durch zu viel Ziffern belästigt, und das Lesen und die Eintheilung der Noten dadurch nicht erschwert wird. Den Sätzen, die in dem zweyten Hefte enthalten sind, ist gar keine Applicatur beygefügt, und zwar ohne Zweifel aus dem Grunde, weil der Vf. mit Recht verlangt, dafs derjenige, der den Inhalt des zweyten Heftes zum Gegenstande seiner Übung machen will, sich hiezu erst durch die Übung der in dem ersten Hefte enthaltenen Tonstücke geschickt machen müsse.

Weil Tonstücke dieser Art blofs die Vervollkommnung der mechanischen Kunstfertigkeit zum Zwecke haben: so darf man in denselben weder hervorstechende Bilder der Phantasie, noch eine künstliche Durchführung des Satzes, oder besondere harmonische Wendungen erwarten. Dessen ungeachtet aber sind die mehresten dieser Übungsstücke so beschaffen, dafs sie denjenigen, dessen erlangtem Grade von Fertigkeit sie angemessen sind, zu wiederholter Übung einladen. Übrigens hat der Vf. so, wie es die Natur der Sache verlangt, das Leichtere dem Schwereren vorangehen lassen.

Befremdend war es Rec., den Satz S. 17 im zweyten Hefte, der am schicklichsten als ein Satz im Dreyachteltakt vorgestellt werden konnte, in der Form eines Neunsechzehnteltaktes zu finden. Eben so zweckwidrig ist es, einen Viervierteltakt, in welchem die Achtelnoten in Triolen zergliedert sind, als einen Vierundzwanzig-Sechzehnteltakt vorzustellen, wie es S. 14 geschehen ist.

— o —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hall in Schwaben, b. Schwend: *Helga-Quida Haddingia Scata; hoc est, Carmen de Helgio, Haddingorum Heroe.* Sectio I. *Specimen Eddicum* Codicis Vidaliani, nunquam antea typis impressum, nec interpretatione illustratum — edidit *Friedr. Dav. Gräter.* 12 Bogen in Fol.

In der Vorrede wird Nachricht gegeben von der Veranlassung zur Herausgabe dieses Stücks der isländischen Dichtkunst. „Man sollte wohl, sagt der Herausgeber ungefähr, sich verwundern, dass ein Mann mitten in Deutschland, entblösst von Hülfsmitteln, eine Arbeit unternimmt, an welche die gelehrtesten Eingebornen einen grossen Theil ihres Lebens gewendet haben, und oft noch mit vergebener Mühe: aber es kömmt auf einen Versuch an. Drey und zwanzig Jahre, seit der Herausgabe des ersten Theils der *Edda*, hat man vergeblich die Fortsetzung erwartet, welche den Zugang eröffnen sollte zu den berühmten Gesängen: *Atlamál in Groenlenzku, Brynhilldarkvida, Fafnis-mál, Getspeki Heidreks köngs, Grótta-saungr, Gróu-galldr, Helga-kvida Haddingia Skata, Helga-kvida Hundingsbana, Sinfiotla-lok, Völundar-kvida,* und *Gudrunar-kvida.*" Es liesse sich hierauf doch antworten, dass wenige oder keine Eingeborne oder Ausländer einen bedeutenden Theil ihres Lebens an diese Gesänge gewendet haben; deren Glück oder Unglück ausserdem kaum bekannt geworden, da nichts davon öffentlich im Druck herausgegeben ist. Jenes mag zwar wohl von allen nordischen alten Denkmalen im Allgemeinen zu verstehen seyn; doch kann man auch selbst von diesen kaum mit hinlänglichem Grunde sagen: „*in quibus intelligendis et emendandis vel doctissimi indigenae per omnem vitam et perperam subinde desudaverant.*" Bis jetzo hat es weder in, noch ausser dem Norden ein öffentliches Amt gegeben für den, der die altnordische Literatur studirte, oder irgend eine öffentliche Anstellung, worin auch nur ein einziger Mann sein Leben hätte daran wenden können, und kaum geringe oder unbedeutende Aufmunterungen zu einem von allen Aussichten entblössten Studium. Betrachtet man dagegen die manchen vortrefflichen Ausgaben von den altnordischen Denkmalen, welche in Kopenhagen herausgekommen sind, und welche alle gewiss die ersten Ausgaben irgend eines griechischen oder lateinischen Schriftstellers weit übertreffen: so hat man wohl nicht Ursache, unzufrieden zu seyn mit den bis jetzt an den Tag gekommenen Arbeiten. Was das Übrige angeht: so mag man wohl unter den Gesängen, welche Hr. *Gräter* im zweyten Theile der Edda erwartet, aufs wenigste folgende ausstreichen: *Gróttasaung* und *Getspeki Heidreks köngs;* von welchen der erste zu der *prosaischen* Edda gehört und von Hn. Justizrath *Thorlacius* besonders mit Übersetzung herausgegeben worden ist, und der andere zu der *Hervarar-Saga,* wo man ihn sammt der Übersetzung findet. Da der Vf. diese Gesänge in alphabetischer Ordnung aufgezählt zu haben scheint (ohne Zweifel nach dem ähnlichen Verzeichniss hinter *Bartholini antiquitat. Dan.*) mit Auslassung mehrerer nicht unwichtiger, und Rec. nicht weiss, ob sie irgendwo vollständig aufgezählt sind [nur in *Nyerups* Abhandlung „*om Edda*" in „*det skandinaviske Litteraturselskabs Skriften, Kjöbenh.* 1807. *Tredie Quartal, S.* 129]: so will er sie in einer natürlicheren Ordnung aufführen, wie sie mythisch und auch in der vorzüglichsten kopenhagener Handschrift, bey *Nyerup,* auf einander folgen. Hier sind sie: *Völundarkvida,* welche nicht mit den übrigen zusammenhängt, und eine kleine Geschichte für sich enthält (die *Vilkina-* und *Nislunga Saga* und unser Heldenbuch, über dessen Inhalt die sämmtlichen folgenden Lieder gehen, welche deshalb nun auch *v. d. Hagen* mit einer Einleitung, Berlin 1812, vollständig herausgegeben, zeigen dennoch einen solchen Zusammenhang, indem der berühmte Held *Wittich,* ein Sohn *Wielands, Velents, Völunds,* ist), *Helgakvida Hundingsbana fyrsta, Helgakvida Hundingsbana önnur,* das prosaische *Sinfiotlalok, Helgakvida Haddingiaskada, Gripisspá,* von *Regin, Fafnismál, Sigurdrifumál* oder *Brynnhilldarkvida fyrsta,* ein Bruchstück von *Brynhilldarkvida önnur, Gudrunarkvida, Sigurdarkvida* und *Brynhilldarspá, Helför Brynhilldar, Niflungalok* und *Gunnarsslagr, Gudrunarkvida önnur, Gudrunarkvida thridia, Oddrúnargrátr, Atlakvida in Groenlenzka, Atlamál in Groenlenzku, Gudrúnarhvöt, Hamdismál:* diese handeln alle von der Geschichte der *Giukungen* oder *Niflungen,* und *Volsungen; Gróugalldr* ist nicht der Gesang, welchen die Zauberin über der Stirne Tors sang, um den Stein zu lösen, sondern ein anderes unbedeutendes Stück, welches man als eine Beylage zu den eddischen Liedern betrachten kann.

französischen Lustspiels, zur Genüge an den Tag gelegt hat. Die gemachte Erfahrung in der freyen Behandlung eines schon gegebenen Stoffs scheint erst nachher in ihm die Lust zu eigenen grösseren Compositionen geweckt zu haben, wozu es ihm aber, wie wir glauben, an besonderer Erfindungs- und Umfassungs-Kraft, die immer das Ganze im Auge behält, und an eigentlich dramatischem Geiste fehlt. Eigene Versuche in diesem Fache könnte man ihm nicht verargen, wenn es ihn nur nicht von seiner Bestimmung oder von der Bahn, die er Anfangs so glücklich betreten hat, abzöge, nämlich von Epigrammen, witzigen Gedichten überhaupt, und besonders von Bearbeitung kleiner französischer Lustspiele in Versen nach Art seines allgemein beliebten *Scherz und Ernst*, worin er alle Anderen bey weitem übertreffen, und wodurch er seinen Ruhm und den geernteten Beyfall noch vermehren würde. So sehen wir denn ausser jenem Lustspiele in diesem ersten Theil seiner Schriften noch zwey kleine Dramen: *die Schnecken* und *Amors Bild*. Das letztere ist eine artige, anmuthige Kleinigkeit, die aber, weil sie zum dramatischen Leben und Fortgange weiter nichts als einen einzigen sinnreichen Einfall enthält, von der Bühne herab als Drama keine befriedigende Wirkung thun kann. Das erste: *die Schnecken*, ist vollends nur eine Zusammenhäufung von Witz und Wortspielen über den Ausdruck *Horn*, in sofern dieser dem Ehemanne die von der Frau verletzte eheliche Treue bedeutet. Um alle Einfälle darüber in eine Art von dramatischem Zusammenhang zu bringen, läst der Vf. einen jungen Ehemann gleich nach der Brautnacht nichts als Hörner sehen, und zugleich auch mancherley Redensarten vernehmen oder selbst gebrauchen, die etwas von Hörnern enthalten, bis man in dem Wahne, er sey vom Teufel besessen, zur Vertreibung des bösen Geistes einen Geistlichen herbeyruft. Dieses Witzspiel ist im Einzelnen ergötzlich, aber als ein Ganzes betrachtet durchaus geschmacklos, formlos sogar. Noch besonders rügen muss man, dass der Vf. eine gewisse geniale Kraft durch Gebrauch gemeiner Ausdrücke zu gewinnen sucht, die er seinem Geiste und seiner Denkart nur aufbürdet, ohne dass sie ihm eigen und natürlich sind. — In sofern das Sinnreiche und Feine mit dem Lyrischen zusammentrifft, gelingt ihm auch manches Lied; nur wenn er tiefsinnig und überschwenglich seyn will, merkt man den Anhauch der Schule, die ihn in unwegsame Regionen lockt.

E.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Basel*, b. Flick: *Neue allemannische Gedichte.* Von *Ignaz Felner*, Professor. 1803. 244 S. 8.

Der Vf. sagt in der kurzen Vorrede nicht zu viel von der hohen Vortrefflichkeit der allemannischen Gedichte des Hn. Prof. *Hebel*, und sagt es auf eine herzliche Art. Auch ist sehr wahr, was er hinzusetzt: „me wird meine, es seyg licht, so eifeltig z'schriebe, wie d'Buuren uf de Dörfre dufs rede. Jo, jo, probieres numme wenner Lust hen: d'Eifalt und d'Uschuld, die usem Herze chumme, molt me nit so licht uf's Papir, as me glaube möcht: s'het sini Häckli." Weniger wahr fährt er fort: „Me muess d'Sachen aluege, grad wiene Buur; me muess drüber nodenke, grad wiene Buur; me muess im Herze so z'frieden und vergnüegli sy, grad wiene Buur; me muess uf de Chern grifen, und d'Schale falle lo, grad wiene Buur; me muess blösli si Herz rede lo, grad wiene Buur, und mit der Buure-Sproch so bikant sy, as wie mitem Thue und Losse vo de Buure."

Es könnte wohl seyn, dass diese Ansicht den Vf. verleitet hat, sich die Sache leichter zu machen, als die Foderungen der Kunst gestatten. Denn wenn er auch zum Theil dem Bauer mehr zuschreibt, als sich bey ihm zu finden pflegt: so verlangt er doch vom Dichter zu wenig, wenn dieser *nur gerade so, wie ein Bauer*, sehen, denken und sprechen soll. Wo mag der Bauer leben, dem irgend ein Gedicht *Hebels* nachgeschrieben seyn könnte? Aber gedacht kann der Bauer werden, der im Stande wäre, so ein Gedicht zu fühlen und zu verstehen. Das ist eben das Räthsel des Genies und der Kunst, dass sie das nie Wirkliche denken und darstellen als ein Mögliches, ja Wahrscheinliches! Diese Höhe hat nun freylich unser Vf. selten erreicht. Viele Gedichte sind doch zu leer, zu geistlos, zu gemein. Die körperliche Schönheit z. B. ist S. 171 selbst für den Landmann zu prosaisch behandelt, und zu sehr verachtet. Besser ist die wahre Schönheit S. 11 geschildert, nur in einem ungefälligen Rhythmus, und mit zu viel Sprachhärten, wie manche andere Gedichte, z. B. S. 44. 64. 125 (wo besonders die zweyten und dritten Zeilen einen unfangbaren Rhythmus haben) und viele Hexameter S. 179 u. ff. Selbst der Sprache ist er nicht so mächtig, und er schreibt sie nicht so richtig *in ihrer Art*, wie *Hebel*. Es zeigt sich zuweilen grosse Armuth des Ausdrucks und der Reime, wie S. 24. 25; und Abwechselung durch weibliche Reime ist noch seltner, als bey *Hebel*, mag aber wohl in der Mundart eigenthümliche Schwierigkeiten finden. Gedankenarmuth und Weitschweifigkeit erinnert oft an die prosaische Wirklichkeit; und wo der Vf. geradezu zur Vergleichung aufgefodert hat, steht er fast immer unter dem Originale, wie gleich das erste Gedicht den Spruch des Confuzius von *Schiller* durchwässert. Solche kleine Allegorieen, wie S. 19 die Wahrheit, sind selten so sinnreich und in sich begründet, wie ähnliche bey *Hebel*, und die Kernähre, S. 98, die man, wäre sie der erste Versuch dieser Art, vielleicht nicht ganz ohne Wohlgefallen läse, wie unendlich steht sie unter dem entzückend naiven und durch und durch lebendigen und poetischen Habermus (*Hebel* S. 137)! S. 150 ist angemerkt, dass das Gedicht nach *Claudius* sey; warum sind nicht auch S. 137, 148, 152, 166, 170, 173 u. s. w. die Originale nachgewiesen? Bey S. 105, nach *Voss* (auch ohne Anzeige), ist Schade, denn das Lied ist gut, dass es nicht zu der bekannten und beliebten Volksmelodie passt. S. 107 ist zwar *Vossens* Tischlied benutzt, doch ist das Ganze eigen und andächtig. Überhaupt sind trotz den gemachten Erinnerungen recht gute, einfache, rührende, herzliche, auch artige und possierliche Lieder in der Sammlung, und manche verdienten Volkslieder zu werden, z. B. S. 56. 123. 132. Besonders lieblich und singwürdig ist S. 110. Die kleine Erzählung S. 212 ist schelmisch genug, nur nicht natürlich genug. Recht einfach und edel die Heimath S. 30; rührend einfach die Entsagung S. 80; herzlich und kräftig das Trinklied S. 209; lieblich und munter der May S. 60; artig Hannchen S. 71; possierlich und gut erzählt das Ehepaar S. 103; die Modekleidung S. 118 und das Gespenst S. 193.

Bey allem dem möge es mit diesen Versuchen genug seyn, nicht bloss bey Hn. *Felner*, sondern selbst bey Hn. *Hebel*. Es lassen sich zwar keine Grenzen des Genies bestimmen, aber unter gewissen Umständen doch ahnen; und so möchten in dieser Art die Wiese (*Hebel* S. 3), der Karfunkel (S. 50), das Habermus (S. 137) und dergleichen noch einige, schwerlich zu übertreffen seyn, und die ganze Behandlungsart bald in Manier nothwendig übergehen *müssen*. Aber *ein* Bändchen solcher Gedichte wäre aus jeder Gegend Deutschlands zu wünschen, wo eine sehr eigenthümliche Mundart herrscht, womit dann gewöhnlich auch eine eigenthümliche Denkungsart und Ansicht der Welt verbunden ist. Möchte besonders der Harz, Thüringen, Hessen, das sächs. Erzgebirge, das Fichtelgebirge, die Niederlausitz, das Riesengebirge einen solchen Sänger, wie *Hebel*, finden!

Csk.

ganzen, seiner Länge nach gespaltenen Blattstiel, durch dessen Seitenäste und deren Verzweigung, mit blossem Auge; weniger deutlich in den von dieser ausgehenden, geradeaus laufenden haarförmigen Fasern, obgleich unverkennbare Spuren darin: nicht das Mindeste von Röthung aber ist in dem dazwischen liegenden, feinverschlungenen Netze zu entdecken. Wenn Hr. *C.*, nach S. 12, „gewisse gleichsam verlaufene röthliche Flecken zwischen dem Blattgeäder" für Beweise des Übertrittes der Farbe in das Zellengewebe hält: so hat er zwar das Zeugniss des Hn. *de la Baisse* für sich, welcher die gefärbte Flüssigkeit auch in den mittlern schwammigen Theil der Blätter vorgedrungen bemerkt haben will; dagegen einige Hundert mit der grössten Sorgfalt angestellte Versuche und dabey sehr instructive Blattpräparate des Rec. wider sich. Doch haben auch wir Blätter in Händen, jenen ähnlich, welche Hn. *C.* zu dem angeführten Trugschlusse verleiteten: es sind Blätter, welche durch irgend ein Insect oder sonst einen Zufall im Zellgewebe Zerrüttungen erlitten haben. Desshalb kommt auch die Erscheinung immer nur an einzelnen Blättern eines ganzen Astes vor. Bey den Forlen ist es ohnehin ganz anders; da erscheinen an roth getränkten Zweigen die ganzen Nadeln roth.

§. 6 betrachtet das Zurückdringen des Saftes aus dem Blatte aus alten Standpuncten, und folgert dasselbe vorzüglich aus der Ansicht eines Himbeerblattes, in dessen Zellengewebe der Zudrang der rothen Flüssigkeit an einzelnen Flecken sich bemerkbar machte. — §. 7, welcher die nähere Bestimmung der eigentlichen Beschaffenheit des Saftrückganges aus den Blättern enthält, wird die Hypothese aufgestellt, dass der Saft seinen Rückgang aus dem Blatte durch dessen Zellengewebe in die rindigen Theile des Blattstiels nehme, welche mit jenem ein Continuum machten, aus diesem aber in die Rinde des Zweigs gelange u. s. w. Der Bestimmung dieses Saftwegs wird die vollkommene Sicherheit, welche Hr. *C.* ihr zuerkennt, wohl schwerlich allgemein zugestanden werden; wenigstens streiten noch die Beobachtungen dagegen, nach welchen besonders in den Perioden, in welchen der Saft am häufigsten in den Rinden rinnt, die Blätter und Nadeln nichts weniger als saftig sich erweisen, und in letzteren keine Gefäfse vorhanden sind, durch welche der harzige Saft der Forle fliessen könne. Bey der Familie der Gräser ist es ohnediess ganz anders.

Eben so wenig kann Rec. die Meinung (S. 17) unterschreiben, dass der im Innern der Bäume befindliche Saft, selbst bey den *harzigen* Bäumen, wässriger Natur sey, da sie weder durch bewährte Beobachtungen noch durch chemische Untersuchungen unterstützt wird. Wenn aber Hr. *C.*, S. 17, noch glauben machen will, dass der aufsteigende Saft immer ohne Farbe und Geruch sey, und selten einen starken Geschmack habe: so legt er dadurch zugleich das Geständniss ab, dass er die Natur des aufsteigenden Saftes, selbst in unseren gemeinsten Baumgattungen, der Birke, der Eiche, der Kiefer, so wie des Wallnussbaums und Zuckerahorns u. s. w., einer strengen Untersuchung nicht gewürdiget habe. Denn alle in diesen Baumgattungen aufsteigenden Säfte unterscheiden sich schon auf der Zunge durch ihren verschiedenen Geschmack. Dagegen bemerkt der Vf. ganz richtig, dass die Verschiedenheit des aufsteigenden Saftes vom rückgängigen in vielen Fällen sehr merklich, und überhaupt überall anzunehmen sey. — Um übrigens das weiter unten ausgesponnene Mährchen von der Circulation des Saftes in den Gewächsen hier anzuspinnen, werden, S. 18, die Blätter der Gewächse als die Werkzeuge aufgestellt, in welchen die eigentliche Bearbeitung der Säfte vor sich gehe, und für welche er den Namen Bildungssaft in Vorschlag bringt, der jedoch mit dem *Cambium* oder der *Substance organisatrice du Hamel's* gleiches Schicksal haben dürfte. Dass die Hauptassimilations-Organe der Gewächse in den Rindenschichten liegen, beweisen ausser tausend anderen Vorgängen in der Natur auch diejenigen, deren unten bey der Saftcirculation Erwähnung geschehen wird. — Aller wohlgeprüften Beobachtung geradezu entgegen ist ferner die §. 8. I. geäusserte Meinung, dass nicht nur „der aufsteigende Saft unverändert derselbe sey, wir mögen ihn z. B. tief am Boden oder viele Fuss hoch über demselben abzapfen, sondern auch der zurückgängige Saft sich gleich bleibe, er möge in den obersten Zweigen, oder in der äussersten Wurzel untersucht werden." Abgesehen von allen aus der chemischen Analyse der Gewächse gezogenen Beweisen, zeigen eine Menge Baumgattungen, dass die Gefäfse der aufsteigenden Nutrimente zur Bearbeitung derselben schon thätig und in den verschiedenen Lebensepochen eines Baumes hiezu verschiedentlich geeigenschaftet sind. Wir dürfen, um diess einleuchtend zu machen, nur an die Eiche, den Kirschen- und Pflaumen-, so wie an den Speierling- und Elzbeer-Baum erinnern. Vorzüglich überführende Beweise aber geben hiezu noch: 1) die Ebenholzamerimne, *Amerimnum Ebenus Linn.*, deren vollendetes Holz eine schöne grünbraune Farbe hat, während die jüngsten Splintlagen weiss, wie Lindenholz, sind, die älteren Splintringe ins Grüne übergehen, und sich dunkler darstellen, je näher sie dem ältern Holze rücken, und dann bey zunehmender Energie der Organe immer mehr ins Braune verlaufen, bey kränklichen oder im hohen Alter schwächlichen Stämmen aber keine ihrer Spintlagen sich der Bleichheit entziehen kann; 2) der wahre Ebenholzbaum, *Ebenoxylum verum Loureiro Cochinch.* 751, mit seinem schwarzen Kernholze und weissen Spintlagen; 3) der gemeine Lilak, *Syringa vulgaris Linn.*, dessen junges Holz weissgelblich, das ältere aber schön roth geflammt ist. Noch mehr kann man sich von der Wahrheit unserer Behauptungen durch den Erfolg eines Versuchs überzeugen. Man stelle im Februar oder zu Anfang des März einen zwey Schuh langen oder auch längeren Ast des schwarzen Holunders, des schwarzen Johannisbeerenstrauchs oder irgend einer stark saugenden andern Holzgattung, mit der Mündung eines 12 bis 18 Zoll langen Seitenzweiges dergestalt in einen Absud von Fernambuck, dass der Ast eine aufrechte Stellung bekommt: dann läuft die von diesem Aste eingesogene, dunkelrothe Dinte nach ihrer Durchsi-

nährung blasroth ab; und ist der zum Experiment gewählte Ast drey Schuh lang: so tröpfelt sie aus dem nach unten gerichteten Abschnitte des Astes bloss fleischfarben aus, und ist kaum noch etwas tingirt, wenn man zu dem Versuche ein längeres Aststück gewählt hat. Merkwürdig bey Versuchen dieser Art ist, dass gleich im Anfange des Tropfens eine krystallhelle ungefärbte Flüssigkeit (der im Aste befindliche natürliche Saft) ausfliesst, ohne sich mit der Dinte vermischen zu können. Wenn aber in gefärbten Flüssigkeiten stehende Stammtheile zu unterst hochroth getränkt sind, dann diese Röthe in der Höhe von zwey Schuhen schon sehr verbleicht, höher hinauf noch mehr verblasst, und sich endlich so verliert, dass die durch die Abschnittsfläche abtriefende Flüssigkeit farbenlos ist: so erhellet daraus, dass in den aufsteigenden Saftgefässen schon mancherley Abscheidungen vorgehen, und dass die Veränderung des Nahrungssaftes um so merklicher seyn müsse, je mehr er sich von der Wurzel entfernt. — Noch mehrere Beweise wider die Identität der zurückgehenden Säfte, in allen Theilen des vegetabilischen Körpers, bieten sich dem Naturforscher dar, welcher mit hellem Blicke in seinem weiten Gebiete umherschauet. 1) Die gemeine Bärenklaue, *Heracleum Sphondilium Linn.*, die häufig genug auf unseren Wiesen wächst, und in der Wurzel einen gelben, im Stengel einen blauen Saft hat; 2) die Kartoffel, *Solanum tuberosum Linn.*, deren Wurzelknollen gesund und schmackhaft sind, der Saft im Stengel hingegen narkotisch ist; 3) der Lerchenbaum, der in den Wurzeln alter Stämme ein Gummi enthält, während der Stamm und die Äste Harz liefern; 4) der gemeine Cistus, *Cistus helianthemum Linn.*, ein auf Triften und Heiden in ganz Europa gemeiner Strauch, in dessen Wurzeln rother Farbestoff erzeugt wird, wovon in den oberirdischen Stammtheilen nichts zu entdecken ist. Überdiess lässt sich aus den jungen Zweigen des weissen Cornelbaumes, *Cornus alba Linn.*, eine schöne gelbe Farbe ausziehen, die weder das Stammholz noch die Wurzeln geben; und der Zimmetlorbeerbaum, *Laurus Cinnamomum Linn.*, liefert in der Rinde seiner Zweige den Zimmet, da hingegen die Wurzeln wahren Kampher enthalten: Alles zum deutlichsten Beweise, dass für die Identität des rückgängigen Saftes von den äussersten Kronentheilen bis zur letzten Wurzel-Spitze ein Natur-Zeugniss nicht vorhanden sey. — Um aus den zahllosen Naturbelegen für die Gründlichkeit unserer Behauptung nur noch ein Zeugniss anzuführen, bemerken wir, dass die stinkende Ferula, *Ferula Asa foetida Linn*, jenen stark riechenden Saft, welcher sich an der Luft zu dem unter dem Namen Teufelsdreck bekannten officinellen Harze verdichtet, allein aus der Rinde der Wurzel liefert, wenn Einschnitte darein gemacht werden. — Diess wenigstens hätte Hr. C. aus der Anleitung zur Kenntniss der Gewächse von *Kurt Sprengel*, I. S. 188, wissen können.

Den Rückgang des Saftes aus den oberen Pflanzentheilen unbestritten, liegt noch aus vielen tausend Vorgängen in der vegetabilischen Natur jedem unbefangenen Beobachter vor Augen, dass jener auf seinem Wege aus den Kronentheilen nach dem Wurzelstocke gar mannichfachen Veränderungen unterworfen sey, wie vorzüglich auch aus allen Pfropfungen hervorgeht. Denn wenn bey veredelten Stämmen der rückgängige Saft aus den Pfropftheilen in den Mutterstamm eintritt: so nimmt er die in der Volkssprache sogenannte wilde Natur wieder an, wie die Stammloden oder Wasserreiser u. s. w., die aus ihm hervorkommen, sowie die Wurzelloden (die in der Obstgärtnerey sogenannten Rasenläufer) beweisen; es ergiebt sich zugleich daraus, dass die verschiedenen Baumrinden die vegetabilischen Säfte auf ganz verschiedene Weise zu verarbeiten das Vermögen haben.

Dass aber in den Wurzeln, welche den äusserst wichtigen Einflüssen des Lichtes auf den Vegetationsprocess entrückt, und weder der Kühlung der Nacht, noch den rauhen Winden, noch dem Wechsel der Witterung überhaupt so ausgesetzt sind, wie die oberen Stammtheile, die Zersetzungen und Verbindungen besonderen Modificationen unterzogen seyn, die daraus entspringenden Gewächstheile aber eigene Mischungen enthalten müssen, liegt schon in der subjectiven Anschauung auf das Klarste vor Augen. — Da nun durch die Natur bewiesen ist, dass die Werkstatt des neue Theile absetzenden Saftes keineswegs ausschliessend in den Blättern liegt, und diess noch besonders dem Forstmanne in den im Herbste abgekrummten Stöcken von Laubholzstämmen, welche im wiederkehrenden Frühjahre in die kraftvollesten Lodentriebe ausbrechen, vor Augen gestellt wird: so scheint nichts widersinniger zu seyn, als die Voraussetzung, ein Gewächs könne nur durch die Kronentheile zu der Vorbereitung der zu seiner Ausbildung nöthigen Säfte gelangen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Forstwissenschaft. *Frankfurt a. M.*, b. Guilhauman: *Gründlicher Unterricht über die Reduction kreisrunder Hölzer auf vier und mehrkantige, und umgekehrt vier - und mehrkantiger auf kreisrunde;* nebst einigen anderen Aufgaben und einem Anhange für Forstmänner u. Bauverständige von *Hein. Carl Christ. Fresenius.* 1812. 114 S. 8. nebst Tabellen u. 2 Kupfer. (16 gr.)

Der Vf. hebt hier aus der forstlichen Stereometrie insbesondere diejenigen Aufgaben aus, wo es darauf ankommt, aus einem runden Stamme den grössten quadratischen Balken zu bezeichnen, der aus ihm scharf zubehauen werden mag, und macht hievon fernere Anwendungen auf die Berechnung solcher Balkenstücke, deren Kanten ein bestimmtes Verhältniss haben, so wie auf quadratische Balken, die in gegebener Zahl aus diesen abermals geschnitten werden können; und zeigt dabey umgewandt, wie die Stärke des Baums gefunden werden soll, welcher jene ausbeutet. Hierauf folgen ähnliche Berechnungen über 6eckige und andere Polygonal-Säulen, welche aus Baustämmen scharf zugeglättet werden können, wobey der Vf. die weiteren Anwendungen dem denkenden Leser selbst überlässt. —

Sein Vortrag ist kurz und bündig; und es ist daher zu wünschen, dass diese kleine Schrift in die Hände vieler solcher Forstmänner kommen möge, welche sich mit dem Wissenschaftlichen des Forstwesens abgeben können.

M. F. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, in der hoffmannischen Buchhandlung: *Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen. Von Heinrich Cotta* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

No. III des 8 §. enthält bloss zwecklosen Analogieenkram. Ganz unpassend wird z. B. das so zusammengesetzte als vielseitige Wurzelsystem eines Gewächses mit dem einfachen Munde des thierischen Körpers verglichen, welchem — bey nicht gar zu flüchtigen Erwägungen — höchstens die Mündungen der Saugwürzelchen, d. i. die Haarspitzen der sogenannten Faserwürzelchen (*fibrillae*), gegenüber gestellt werden können. Überdiess weiss der Naturforscher, dass die Eichel oft eine 6 Zoll lange und längere Wurzel treibt, ohne nur die mindeste Spaltung ihrer Hornhaut zu offenbaren, noch weniger das Federchen an das Licht hervorbringen zu können. Wenn nun eine solche Wurzel schwerer ist, als die ganze Eichel vor der Germination wog, und diese bis daher in den Saamenklappen eine merkliche Verminderung nicht erlitten hat: so erweiset sich hieraus das Seichte der Vorstellung, dass die von den Wurzeln eingenommenen Nahrungstheilchen zu deren Nahrung und Wachsthum ungeschickt seyen. Ein eben so überzeugendes Resultat kennt der Naturforscher aus der Germination der Wallnuss.

§. 9 sucht der Vf. „eine im Gewächse von dem Innern nach der Rinde, und von dieser nach Innen gehenden Bewegung des Saftes oder eine horizontale Verbindung der Kanäle selbst, worin der Saft auf- oder absteigt," zu behaupten, und findet den Beweis dazu in einem Manövre, das den Naturforschern aus der 40 Erfahrung in *Stephan Hales* Statik der Gewächse hinlänglich bekannt ist. Es besteht in einem, auf zwey entgegengesetzten Seiten, in verschiedenen Höhen, bis in die Marksäule eingekerbten, und sodann in gefärbte Flüssigkeit gesetzten Zweige, in welchem folglich in den beiden Cylinderhälften alle aufsteigenden Gefässe durchschnitten waren. Weil Hr. *C.* an der oberen Fläche des ersten Einschnittes, und eben so am zweyten Einschnitt, so wie auf der oberen Abschnittsscheibe, Farbezeichen bemerkte: so zog er daraus flugs die Folgerung, die Farbe müsse, in seinem Zweige, dem oberen Theile durch horizontale Verbindung mitgetheilt worden seyn. Hätte er jedoch weniger auf Autoritäten in Ruf stehender Vorgänger, und auf flüchtige Ansicht eines einfachen Versuchs, als auf wiederholte, reiflich überdachte Beobachtungen gebauet, und dabey einige Seitenblicke in die Naturkunde (*Physica*) gethan: so würde er diesem Irrthum entgangen seyn. So richtig der angegebene Erfolg des Versuchs ist: so unrichtig ist die daraus gezogene Folgerung. Denn einmal ist die wahrgenommene Röthe an den drey bemerkten Stellen des Zweigs oder Stammstückes bloss Folge des Lichtreizes in den Wunden, wie man durch den ganz abweichenden Erfolg überzeugt wird, wenn man ein auf die vorliegende Weise zugerichtetes Holzstück in den Kerben, mit Baumwachs, verkittet, um den Lichtreiz von den Wunden abzuhalten; sodann durchdringt ja die rothe Dinte die ein- und zweyjährigen Holzlagen, und kann folglich ohne Communicationsgänge aus einer Cylinderhälfte in die andere gelangen. Von diesem Irrthum der Horizontalverbindung der aufsteigenden Gefässe würde Hr. *C.* ungeblendet geblieben seyn, wenn er die unzähligen Versuche unter den verschiedensten Umständen, deren er S. 4 und 11 sich rühmt, nicht bloss im Sinne behalten, und vierjährige und ältere Stammstücke gleichartigen Versuchen unterzogen hätte, indem hierin die Natur jene Täuschung nicht zeigt. — Eben so erhält man ganz entgegengesetzte Resultate, wenn man zu den Versuchen No. II drey bis vier Zoll starke Stämme wählt. — Dass aber die zurückführenden Gefässe nicht aus verticalen Röhren bestehen, sondern aus zellichten Gliedern zusammengesetzt sind, die, durch ihre Verschlingung, Communication unter einander haben, ist eine noch nie bezweifelte Wahrheit; folglich sehr natürlich, dass durch die Ringelung eines Stammes nach einer Spirallinie die rückgängige Bewegung des Saftes nicht unterbrochen werden kann. Auf ähnliche Weise ist das aus einem Versuche §. 10 gezogene Resultat schon früher durch die 12 Erfahrung von *Hales* (Statik der Gew. S. 26), so wie durch den 31 Versuch *Mustel's* (*Traité théoriq. et pratiq. de la Végétat. Tom.* II S. 320), eben so zulänglich erwiesen; auch fällt es in den mit ihren Rankenspitzen eingewurzelten Brombeeren sowohl, als in den die Erde berührenden Zweigspitzen der Stachelbeer-Sträuche, welche ebenfalls Wurzeln getrieben und sich im Boden eingesaugt hatten, deutlich in die Augen, indem die eingewurzelten Enden ungehindert fortwuchsen, und ein für sich bestehendes Ganzes bildeten, sobald ein

Thier mit den Füfsen, daran hängen geblieben war, und fie vom Ganzen abgefprengt hatte.

§. 11 bemerkt richtig den Zudrang der gefärbten Flüffigkeit in die Blume der weifsen Malve, des *Philadelphus coronarius*, und der weifsen Lilie. Allein da alle diefe Blumen an ihren Gewächfen ungewöhnlich lange ausdauern, und in ihren aderigen Theilen, vor ihrem Verwelken, merklich verharrfchen; hingegen weder in die Blumen des Quitten-, des Aprikofen- und Kirfch-Baumes, noch in die Blumenfträufse des gemeinen Lilak, *Syringa vulgaris Linn.*, noch in ungezählte andere Blumen von weifser und gelber Farbe, durch irgend eine Kunft, gefärbte Flüffigkeiten getrieben werden können, wie Rec. durch oft wiederholte Verfuche überzeugt worden ift: fo kann Hn. *C's.* Folgerungen aus dem Obigen die Allgemeinheit nicht zugeftanden werden; vielmehr erweifen fich diefelben blofs als Ausnahmen von der allgemeinen Regel im grofsen Naturhaushalte. Wegen ihrer langen Dauer nämlich und der dabey zunehmenden Confiftenz der ribbigen Blatttheile kann ihnen die Aufnahme rother Flüffigkeit aufgedrungen werden, wenn einzelne, vom Ganzen abgeriffene Theile diefer Gewächfe in gefärbtes Waffer gefetzt werden. Nie unterwirft fich aber die Natur diefem Zwange, wenn man Lilien-Zwiebeln in Fernambuckabfude zum Treiben, und bis zum Blüthenftande gebracht, oder ganze Malvenpflanzen darein gefetzt, oder auch zum Theil aufgegrabene Wurzeln des *Philadelphus coronarius* damit getränket hat: Verfuche, welche viel mehr beweifen, als jene Zwangsoperationen mit blofsen Gewächsfragmenten.

§. 12 befchreibt den Zutritt der gefärbten Flüffigkeit in die Früchte, und namentlich in den Apfel und die Erbfe, befriedigend. Inftructiver und deutlicher offenbaren fich jedoch die Imbibitionen in den Früchten des Pflaumen-, Quitten- und Wallnufs-Baumes, fowie in den Forlen und Fichten-Zapfen u. f. w., wenn man fruchttragende Zweige davon, gegen die Mitte des Julius, in gefärbte Flüffigkeiten fetzt; auch haben fie den Vorzug, dafs fich dauerhafte Präparate davon verfertigen laffen.

§. 13 und 14 handeln von der allgemeinen Verbreitung des Bildungsfaftes, welcher „durch Horizontalgefäfse, die nicht blofs in der Rinde oder im Holze befindlich find, fondern fich durch den ganzen Cylinder der Holzpflanzen erftrecken," aus der Rinde in das Holz, und aus dem Holze in die Rinde foll gelangen können. Für diefe Gefäfse nimmt Hr. *C.* die Strahlengänge an, welche von der Markröhre gegen die Rinde hin divergirend fich erftrecken, und mit welchen er die Queergefchiebe oder Spiegelfchichten (von *Medicus* fogenannte Spiegelfafern), die fich in einigen Holzarten, wie in der Eiche uud der Buche, offenbaren, nicht nur für einerley hält, fondern auch glaubt, dafs fie fich aus dem Holze in die Rinde erftrecken. Sorgfältige Zergliederungen in der fogenannten Saftzeit, in welcher die Borke jeder Baumgattung fich leicht vom Holze trennen läfst, zeigen jedoch unbezweifelt, dafs weder in der Eiche, noch in der Buche, noch in irgend einer anderen Holzart, in welcher die Spiegelfchichten wahrhaft vorkommen, diefe fich über die Holzlagen heraus, und in die Rinde verlängern. Bey flüchtiger Anfchauung werden aber die, der Buchen- und Eichen-Rinde eigenthümlich zugehörigen, Saftzubringer, welche den affimilirten Saft in die in den Holzfchichten befindlichen, der Gröfse der erften genau entfprechenden Saugöffnungen filtriren, mit den Spiegelfchichten verwechfelt, fo deutlich fie fich auch von diefen durch Farbe, Gröfse, fehlenden Glanz und ungegliederten Bau unterfcheiden. Diefe Rindengefäfse find es, welche bey unvorfichtigen Trennungen der Rinde zum Theil vom Holze abgefprengt werden, mit den abgefprengten Enden in den jüngften Holzlamellen ftecken bleiben, und dann bey dem erften Anblicke für die in der Rinde verlängerten Extremen der Spiegelfchichten gehalten werden. Einer in der Holzzergliederung geübten Fauft gelingt es in jeder Jahreszeit, Buchenholzftücke fo zu entrinden, dafs dabey jedem Theile fein Eigenthum gefichert bleibt. Man findet dann den gröfsten Theil der inneren Rindenfläche mit den hervorragenden Queergefäfsen befetzt, fo wie auf der Holzfläche eine denfelben entfprechende Anzahl Klüfte, deren Länge und Weite genau zur Gröfse jener Rinden-Hervorragungen paffen, nie aber eine dergleichen Kluft in der Rinde, und dagegen die in diefe paffenden Hervorragungen auf der Holzfläche feftftehen: zum deutlichften Beweife, dafs diefe Gefäfse fämmtlich der Rinde zugehören. Aber auch an den Holzftücken, auf welchen bey der Entborkung, unter einer ungeübten Hand, einzelne diefer Rindengefäfse ftehen geblieben find, liegt der Beweis für die Wahrheit unferer Behauptung offen da. Denn diefe Gefäfsftücke laffen fich mit einer feinen Nadel fehr leicht aus den ihnen correfpondirenden Holzklüften heben, und es ift in diefen nicht die geringfte Spur von einer Verlängerung wahrzunehmen, von welcher fie abgeledigt worden wären. Hätten nun diefe Fragmente dem Holze zugehört, und wären fie demnach die äufserften Theile jener Spiegelgefchiebe gewefen, die fich in einem Continuum durch die ganze Dicke des Holzkörpers erftrecken: fo könnten fie nicht mit einer Nadelfpitze aus den Holzklüften, mit Hinterlaffung einer verhältnifsmäfsigen Vertiefung, auf die leichtefte Weife herausgenommen, fondern nur, mit einiger Gewalt, über der Fläche abgedrückt werden: denn keinem Naturforfcher kann bey feinen Holzzergliederungen der fefte Zufammenhang der einzelnen Glieder diefer Spiegelgefchiebe unbemerkt geblieben feyn.

Ehe wir diefen Gegenftand weiter verfolgen, können wir eine doppelte Bemerkung nicht unterdrücken. Der erfahrene Holzanatom weifs, durch Anwendung heifses Waffers, in jeder Jahreszeit, die Rinde vom unterliegenden Holzkörper ohne die mindefte Verletzung zu trennen; dem fcharfen Beobachter aber können die Glieder nicht unbekannt geblieben feyn, aus welchen die Queergefüge, ihrer Länge nach, zufammengefetzt find, und deren Anzahl genau den Jahrringen des Holzcylinders entfprechen. Denn, wie jährlich diefem eine neue Splintlage auf-

getragen wird: so wird ein, mit deren Dicke im genauesten Verhältnisse stehendes, neues Glied an jedes Queergefüge angekettet; daher deren Scheidelinien eben so kenntlich sind, wie die verschiedenen Jahrringe des Holzkörpers. Diese Queergefüge strecken sich nicht in ihrer ganzen Länge aus, noch wachsen sie von der äusseren Holzschicht gegen die Rinde heraus; sondern jährlich wird ihrer Länge ein, der Splintlagen-Dicke des Jahres adäquates Stück in den äussersten Theilen angesetzt. Am zuverlässigsten würde daher Hr. *C.* das Irrige seiner Vorstellung eingesehen haben, wenn er seine Untersuchungen, wie er sich mehrmals rühmt, vervielfältigt, und deshalb junge Buchen verschiedenes Alters, nebst mittelwüchsigen Stämmen dieser Gattung, sorgfältig zergliedert hätte. Denn in keinem dieser Gewächse sind die Strahlengänge als Verbindungsmittel zwischen Holz und Rinde so verwachsen, dass sie dem einen Theile so gut wie dem anderen zuzugehören scheinen. Zugleich würde er sich dann einer Vorliebe für die bequeme Methode, auf einzelne Wahrnehmungen allgemeine Folgerungen zu gründen, oder wohl gar auf fremde Autoritäten zu bauen, nicht verdächtig gemacht haben. Übrigens sind in den Queergefügen der Buche und der Eiche zu keiner Zeit die mindesten Säfte wahrzunehmen, und ihr Bau ist so gediegen, dass es keiner Kunst gelingt, irgend ein saftführendes Gefäss darin zu entdecken. Deshalb sind sie auch die dauerhaftesten Theile des ganzen Holzkörpers, und trotzen noch lange der Vergänglichkeit, wenn alle übrigen Holzschichten schon längst in Staub zerfallen sind, so wie sie nie von Würmern angegriffen werden. Aus welchen Gründen daher Hr. *C.* No. II, §. 14, die Folgerung gezogen hat, „dass schon der ganze Bau dieser Queerfasern auf horizontal durch sie hingeleitete Säfte schliessen lasse," ist nicht abzusehen, und die Angabe, dass „die Spiegelfasern in allen Holzarten, wo sie sichtbar sind, als ein Verbindungsmittel zwischen Holz und Rinde, in beiden so verwachsen seyen, dass sie dem einen Theile so gut wie dem anderen anzugehören scheinen," müssen wir für aus der Luft gegriffen halten, so lange ihr Urheber alle diese Holzarten verheimlicht. Im Rosenstrauche, in der Hainbuche, im Lerchenbaume, im schwarzen Holunder- und Haselnuss-Strauche u. s. w. kennt jeder Beobachter die Menge horizontaler Gänge, und in der Eiche die Menge der Spiegelgeschiebe, die im Holzkörper vorkommen; aber Keinem wird sich die Verlängerung derselben ausser dem Holzcylinder in die Rinde dargeboten haben. Die ganze Beschaffenheit der Queergeschiebe, so wie besonders ihre Festigkeit und gegen den übrigen Holzkörper dunklere Farbe, machen es vielmehr höchst wahrscheinlich, dass sie die Zuleiter des kohlensauren Gases in den inneren Holzkörper enthalten, in welchem dasselbe zum Theil, seiner elastischen Flüssigkeit entsetzt, im innersten Holzkörper festgehalten, und demselben einverleibt wird. Deshalb erscheinen auch die Holzkreise um so dunkler von Farbe, je näher sie der Marksäule liegen, und diese Farbe erhöhet sich in dem Grade, in welchem eine Holzgattung Kohlenstoff ihrer Masse einzuschichten geeignet ist. Jeder Naturkundige wird hiebey sich auch der Kiefer erinnern, in welcher die Holzkreise die theerreichsten sind, die der inneren Axe am nächsten liegen. — Wäre übrigens die Vorstellung, „dass der Bildungssaft durch diese Queerfasern aus der Rinde in das Holz, und umgekehrt wieder zurück nach der Rinde gelange," durch die Natur zu dem höchsten Grade der gewissheit erhoben, welche Hr. *C.*, S. 31, geltend machen möchte: so wäre auch in den Gewächsen Ebbe und Fluth vorhanden; bey ersterer schwankte der absteigende Saft gegen das innere Littorale, bey letzterer gegen das äussere, auf ähnliche Weise, wie es oft mit den Ideen geht. Zerlegt und untersucht man jedoch den Holzkörper des Wallnussbaumes auf das Genaueste: so ist in keinem Theile desselben die mindeste Spur von der scharfen Substanz zu entdecken, welche die Rindengefässe anfüllt. Wie könnte aber die auffallende Verschiedenheit der Rindensäfte von den assimilirten Säften im Holze Statt finden, wenn diese in die Rinde schiessen, und jene aus der Rinde in den Holzkörper rinnen könnten? Entrindet man im kältesten December oder Jänner, wo die Saftbewegung in den Gewächsen den höchsten Grad des scheinbaren Stillstandes erreicht hat, ein Aststück von einem Wallnussbaum: so kann sich von der Wahrheit unserer Behauptung auch jeder Fremdling im Gebiete der Chemie überzeugen. Denn wenn man dann Rinde und nacktes Holz in das warme Zimmer bringt: so lässt erstere einen scharfen, letzteres einen sehr süssen Saft fahren. Der Theer in der Kiefer ist eine von den Nahrungs- und das Wachsthum befördernden Säften sehr verschiedene Materie, die sich weder im Splinte noch in der Rinde offenbart, sondern immer nur in den ältesten Holzkreisen vorhanden ist. Wenn nun in den Holzgewächsen der Zufluss der Säfte von Aussen nach Innen, so wie deren Rückfluss aus dem Innersten des Holzkörpers nach den äusseren Theilen, weniger auf Ideengespinnsten, als in einer Naturanstalt beruht: so scheinet die auf die ältesten Holzkreise beschränkte Gegenwart des Theers sehr mysteriös.

Die Erscheinung, welche Hr. *C.* unter No. III. §. 14 anführt, und welche ihn verleitete, die Spiegelgeschiebe der Buche für Zuleiter des Bildungssaftes in den inneren Holzkörper und von da heraus nach der Oberfläche derselben zu halten, kommt übrigens bey weitem nicht so selten vor, wie der Vf. wähnt. In wahrhaft grossen Wäldern, sonderlich in Revieren, welche unter dem Drucke der Triftgerechtigkeiten und Weideberechtigungen stehen, findet man eine Menge Buchen, und mitunter auch Kirsch- und Massholder-Stämme, welche von den Viehhirten geringelt worden sind, bald zum blossen Zeitvertreibe, bald um aus den Rinden mancherley Kleinigkeiten zu verfertigen, als Trinkgefässe, am Quell Wasser zu schöpfen, Schaalen zu Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Preusselbeeren u. dgl. Geschieht dieses Ringeln zu einer Zeit, wo die Rinde sich reinlich vom Holze schält, und kein Basttheilchen darauf zurück-

bleibt: so ist und bleibt der entrindete Ring nackt, weil jedes aus den Klüften des Buchenholz-Cylinders u. s. w. heraustretende Safttröpfchen sich auf dem nackten Holze verflächet oder zerfliesst, und von der Sonnenhitze bald verflüchtiget, bald vertrocknet, oder von Luft und Winden verzehrt wird; und der Hirte weiss, wo er im Winter dürre Äste von einem abgestorbenen Baume holen kann. Bleiben aber bey dem Ringeln hie und da Baststückchen auf dem Holze kleben, durch welche der Sonnenstich gemässiget und Luft und Winden eine Schauerwand entgegengesetzt wird: so erhebt jeder aus einer Holzkluft hervordringende Safttropfen die Basthaut über sich, sackt sich darin, und stellt so das Knötchen dar, welches Hn. *C.* zur Aufstutzung einer seiner Lieblingshypothesen dienen musste. Sind nun mehrere solcher Baststückchen nahe beysammen hängen geblieben: so rücken die aus den darunter liegenden Holzklüften hervortretenden Safttröpfchen an einander, und bilden, unter Einwirkung des reizenden Lichtes, neue Rindenansätze, deren Grösse mit der Grösse der hängen gebliebenen Basthaut in unzertrennlicher Beziehung steht. Ohne Baströckstände auf dem nackten Holzcylinder kann die Natur keinen austretenden Safttropfen vor dem Zerfliessen erhalten, weil es die ewigen Gesetze nicht gestatten, denen sie untergeordnet ist, wie Jedem sogleich einleuchtend seyn wird, dessen Naturforschung nicht auf die niedere Kenntniss der Natur beschränkt, sondern in ihre höheren Regionen, in die Physik, vorgedrungen ist. Untersucht man übrigens diese Saftperlen in ihrem Werden, und nicht lange danach: so findet man ihr Inneres grün, wie die jungen Rinden insgemein sind, und unter jeder derselben das Grübchen unversteckt liegen, aus welchem ihre erste Grundlage heraustrat. Sobald aber einige solcher Saftperlen zusammentreten, und ein von Hn. *C.* sogenanntes Knötchen bilden: so werden sie freylich oft betrügerisch, indem dann ihre erweiterte Grundfläche mitunter in die Nachbarschaft einer Spiegelgeschiebe-Randung tritt, oder sie wohl gar bedeckt. — Wäre Hn. *C's.* Wahrnehmung dieses Phänomens nicht bloss auf einige Bäume beschränkt gewesen: so würde ihm eine gründliche Kenntniss dieses Vorgangs in der Natur nicht fremd geblieben seyn. Sollte indess sein Vorrath von dieser angeblichen Naturseltenheit erschöpft seyn, und nach dergleichen Präparaten starke Nachfrage eintreten: so dient hiemit zur Nachricht, dass die schönsten Materialien dazu im Odenwalde karrenweise aufzufinden sind.

§. 15 hat die Verschiedenheit der Meinungen über den Kreislauf des Saftes in den Gewächsen zum Gegenstande. Hier beschränkt sich die Kenntniss des Vfs. auf *du Hamel*, *Hales*, *Bonnet*, *Malpighi* und *de la Hire*; *Mariotte*, *Parent*, *Magnol*, *Grew*, *Duclos*, *Dodart*, *Mustel*, *Brisseau-Mirbel* u. A. sind ganz übergangen. — §. 16 enthält wenig befriedigende Sätze zu Würdigung älterer Meinungen über den Lauf des Saftes in den Gewächsen; doch wird die Vorstellung älterer Forstmänner von dem Winterzurücktritt der Baumsäfte in die Wurzel ziemlich bündig widerlegt, obgleich der Hauptbeweis dagegen übergangen ist. Die im Winter abgehauenen Stämme nämlich beginnen im Frühjahre den Vegetationsprocess so gut wie ihre stehenden Nachbarn, und setzen ihn geraume Zeit fort.

Oberflächlich aber ist die Widerlegung des Balancements-Systems, §. 17. Denn wenn Hr. *C.*, ausser einigen anderen höchst seichten Einwendungen dagegen, S. 40 meint: „Völlig unerklärbar bliebe die allmähliche Vergrösserung und Ausbildung der Baumknospen im Winter und ihr Ausbruch im Frühling, wenn nur jene einfache, bloss absteigende Bewegung des Bildungssaftes gelten sollte. Unbegreiflich bliebe es, wodurch im Frühjahre die Vegetation in den äussersten Zweigen bewirkt werde, wenn nicht auch ein Wiederaufsteigen des Bildungssaftes zuzugestehn wäre. Denn nach dem Bisherigen ist von dem im Frühjahre durch die Wurzeln angesogenen rohen Safte keine Ernährung zu erwarten, ehe derselbe noch in den Blättern bearbeitet worden. Da nun am Ende des Winters noch keine Blätter vorhanden sind, sondern selbst erst hervorgebracht werden sollen: so muss der hiezu nöthige Bildungssaft doch wohl von unten her aufwärts gelangen, indem jede einzelne Knospe nicht so viel Nahrungsstoff im Vorrathe, und unmittelbar in sich enthalten kann, als zur ersten Entwickelung des jungen Zweiges nöthig ist?" — so beweist diess treuherzige Geständniss eine bloss subjective Unbegreiflichkeit. Wahrhaft unbegreiflich aber ist dem Rec., wie Hn. *C.*, als Forstmann, die Ereignisse unbekannt bleiben konnten, die ihn über das räthselhaft scheinende Treiben der Knospen im Frühjahre u. s. w. zu reiferem Nachdenken hätten den Weg zeigen können. Denn 1) wenn von heftigen Windstürmen im Herbste Kiefern oder Fichten aus dem Boden gerissen und völlig entwurzelt, oder auch abgesprengt werden, wie vorzüglich in nassen Jahren oft vorkommt, und diese dann unaufgemacht bis im Sommer liegen bleiben: so treiben sie bis dahin nicht nur die insgemein sogenannten Maitriebe, sondern auch die Blüthen aus, wenn sie eben im Fructificationsstande waren; ja, an ersteren sieht man augenscheinlich auch die im vorigen Jahre entsprungenen Fruchtzapfen einer vollkommeneren Entwickelung näher rücken. 2) An von Sturmwinden im Herbste entwurzelten Buchen bricht, wenn sie unzerschnitten liegen bleiben, im Frühjahre die Belaubung aus, und entwickelt sich vollkommen, und die sämmtlichen Vorschüsse (Frühlingssprossen) brechen aus, und wachsen fort. 3) Wenn man im Winter gefällte Eichen unausgeästet bis im Sommer liegen lässt: so lassen sie sich in der Saftzeit mit eben der Leichtigkeit entborken, wie erst im Mai gefällte Stämme ihrer Gattung, und der Ausbruch ihrer Belaubung, so wie das Sprossen der Zweigtriebe, überrascht den Beobachter bey dem ersten Wahrnehmen dieser Erscheinung.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, in der hoffmannischen Buchhandlung: *Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen.* Von *Heinrich Cotta* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aus diesen Vorgängen in der Natur geht doch ganz unbezweifelt hervor, dass die Frühjahrstriebe der Holzgewächse, welche in der Forstsprache insgemein *Maitriebe* genannt werden, grossentheils aus dem Winterdepot der Vegetabilien gebildet werden, d. h. aus dem Vorrathe von jenen, der Assimilation unterzogenen Säften, die sich nach Vollendung des Sommertriebes im Gewächskörper sammeln, um zu neuen Gebilden die Grundlage zu geben, sobald die aufregenden Kräfte wieder ins Getriebe treten; wobey jedoch zur fortschreitenden Entwickelung das neu ausgebrochene Grün, durch Aufnahme der atmosphärischen Nutrimente, merklich mitwirkt. Wenn nun aber zur Unterhaltung des von Hn. *C.* vertheidigten Kreislaufs in den Gewächsen die Wurzeln an Einem hin Säfte einsaugen müssen; in den drey vorvorstehenden Fällen aber entwurzelte und wurzellose Stämme noch Monate lang nicht nur Lebensäusserungen offenbaren, sondern auch ein namhaftes Wachsthum fortsetzen: so scheint nichts evidenter zu seyn, als dass die Sage von dem Kreislaufe in den Gewächsen unter die Mährchen gehöre, deren uns im Fache der Physiologie so viele erzählt werden.

Nicht minder übereilt ist die schiefe Erklärung der Versuchserfolge, die ein Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Düsseldorf in den Schriften derselben Bd. I, vom J. 1798, bekannt gemacht hat. Auch diese Versuche zeigen, dass ein, im Herbste durch eine Scheiben-Öffnung in ein geheiztes Zimmer gezogener Zweig von einem Weinstocke oder Kirsch-, Pflaumen- oder Aprikosen-Baume im härtesten Winter Blätter und Blüthen treibt und seine Früchte ausbildet, während die im Freyen befindlichen Theile nicht das geringste Merkmal einer vorschreitenden Vegetation sehen lassen. Eben so treiben dieselben Stämme, in ein Treibhaus gebracht, an ihren darin befindlichen Theilen die Belaubung, Blüthen und Früchte, während die ausserhalb desselben gebrachten Theile in voller Wintererstarrung bleiben. Aus diesen Erscheinungen geht hervor, dass die Frühjahrstriebe theils vom Winterdepot, theils durch die an ihnen sich entwickelnden Saugorgane, aus der Atmosphäre, genährt werden. Denn wenn Hr. *C.*, indem er diese Versuche wörtlich anführt, S. 43 dazu meint: „Unfehlbar muss doch das im Zimmer vegetirende Stück einer Rebe, oder jeder andere so behandelte Zweig, einen ununterbrochenen Zufluss von unten haben, wenn er fortleben soll? Es muss folglich auch bey der strengsten Kälte der rohe Saft von den Wurzeln her in diejenigen Theile gelangen können, die im Zimmer oder Gewächshause grünen": so beweist diess nur die Armuth an Erfahrung, indem der Vf. darin das Bekenntniss ablegt, dass ihm sowohl die oben angeführten Naturzeugnisse von völlig wurzellosen und gefällten, dabey aber noch lange Zeit fortvegetirenden Stämmen, als die Erfolge der Imbibitions-Versuche, bey welchen Blätter, Blüthen und junge Zweige hervorsprossen und sich entwickeln, unbekannt geblieben sind. Denn erstere haben auch keinen Zufluss von unten, und in die Blätter, Blüthen und jungen Zweigsprossen imbibirter Äste steigt das gefärbte Flüssige nicht, und dennoch entwickelt sich daran alles Frühlings-Gebilde. — Bey solcher Dürftigkeit des Beobachtungsgeistes muss denn der *bonnet'sche* Ausspruch, „der Naturforscher müsse verstehen, Vieles nicht zu verstehen," freylich den Heiligenschein eines sinnvollen Wortes um sich streuen. Dass übrigens alle Bewegung im Pflanzenreiche von Licht und Wärme herrühre, beweiset schon die Keimung der Saamen, welche nur unter Einwirkung dieser beiden Reizmittel der Natur möglich ist, unwidersprechlich.

Durch diese und andere Täuschungen verleitet, wähnt nun Hr. *C.* S. 45, „dass der Möglichkeit des Kreislaufs nichts Erhebliches entgegen stehe", und fügt hinzu: „Wir sind zugleich auch schon dahin gelangt, dass wir mit Sicherheit annehmen können: 1) der rohe Saft steigt im Holze aufwärts; 2) der bearbeitete geht in der Rinde wieder herunter; 3) er kommt sodann abermals im Gewächse wieder aufwärts, und 4) bewegt sich auch in horizontaler Richtung nach allen Seiten." Für diese Saftbewegung, welcher jedoch bloss der von ihm sogenannte Bildungssaft unterzogen ist, weiss Hr. *C.* keine schicklichere Benennung als Kreislauf zu wählen. Um ihn

von dieser Grille zu befreyen, geben wir ihm aus der Menge unserer Erfahrungen nur folgende zu überlegen, dass 1) das *Heracleum sphondylium Linn.* in der Wurzel einen gelben, im Stengel aber blauen Saft habe; 2) der *Laurus Cinnamomum Linn.* aber in der Rinde seiner Zweige den Zimmet, in den Wurzeln Kampher enthalte; 3) wenn man im Frühjahre abgeschnittene Weidenstangen mit beiden Enden in die Erde eines gedeihlichen Bodens steckt, dieser in Bogen gesprengte Stamm bald in volle Vegetation ausbricht, die Seitensprossen alle senkrecht in die Höhe treibt, an beiden Enden in Boden einwurzelt, und so sein Wachsthum ungehindert fortsetzt; 4) bey der Kopfholzzucht uralte Weiden und Ulmen so wie auf Viehtriften zerrissene Fragmente von dergleichen Eichen vorkommen, deren innerer Holzcylinder bald gänzlich ausgefault, bald völlig abgestorben ist. Vorzüglich kann Rec. Weidenstämme vorzeigen, die nur noch kaum zwey Linien dicke gesunde Splintlagen wahrnehmen lassen, dessen ungeachtet aber noch ihren jährlichen Vegetationsprocess vollführen, welches schlechterdings nicht möglich wäre, wenn der Kreislauf in den Vegetabilien nicht unter die Mährchen gehörte, die vorzüglich von den Analogisten in Umlauf gebracht worden sind. Übrigens konnte Rec., bey dem höchst unerwarteten Wiederhervorziehen dieser schon längst unterm Schutte der Vergessenheit vergrabenen Vorstellung von der Saftbewegung, der Erinnerung an die Modefabricanten sich nicht entziehen, die, bey der Unfruchtbarkeit an neuen Ideen, alte wieder in Anwendung bringen. Denn dass die S. 46 vom Vf. mitgetheilte Vorstellung von der Saftbewegung ältere Vorgänger hat, weiss man unter andern aus dem *Traité théorique et pratique de la Végétation etc. par M. Mustel. Tom. II. à Paris* 1781 S. 145, wo sowohl vom *Sève qui monte, redescend et remonte*, als weiter hin *de la Sève latérale, quelle s'y (dans les arbres) agit en tous sens, et qu'elle s'y répand latéralement*, geredet wird.

Erfahrene Naturforscher, welche sich mit den Verhältnissen des Mediums, worin die mehresten Wurzeln unserer Gewächse eingeschlossen sind, und folglich auch mit der grossen Verschiedenheit der Temperaturen der Atmosphäre und der Erde bekannt gemacht haben, wobey letztere dem vielfältigen Wechsel nie unterworfen ist, welcher im Luftraume Statt findet, werden sich von dem, aus einem *brugmanns'schen* Versuche abgeleiteten Trugschlusse, dass die Gewächse unterwärts sich eines Unraths entledigten, um so weniger hinreissen lassen, als das im Vegetationsprocesse so wichtige Licht nur ausser dem Schoosse der Erde thätig seyn kann. Dennoch hat *Plenk* diese angeblichen, von *Brugmanns* in Ruf gebrachten Wurzelausscheidungen mit der sehr uneigentlichen Benennung *Pflanzenkoth* belegt, und Hr. *C.* hat sie, §. 18, beybehalten, ob er gleich, S. 48, an der Richtigkeit der *brugmanns'schen* Beobachtung zweifelt, und dagegen vermuthet, „dass das Auströpfeln einer Feuchtigkeit aus den Enden der Wurzeln nur an solchen Wurzeln zu sehen gewesen seyn möge, welche an ihren Enden verletzt waren, was auch bey der grössten Vorsicht nicht immer zu vermeiden und oft kaum zu erkennen sey." „In diesem Falle," setzt er hinzu, „dringt, vermöge der inneren Pressung, der Saft aus den Wurzeln auf gleiche Weise, wie aus verletzten Zweigen, hervor." Dieser plumpe Tadel eines kenntnissreichen Naturforschers beweiset, dass Hr. *C.* das vorliegende Phänomen bloss aus den von ihm angeführten Schriften *Humboldt's* und *Plenk's* kenne. Denn die *brugmanns'sche* Beobachtung beschränkt sich bloss auf das *nächtliche* Verhalten des betäubenden Lolchs und einiger anderer wuchernder Gewächse. Da nun der genau beobachtende *Brugmanns* das sogenannte Auströpfeln einer Feuchtigkeit aus den Faserwurzeln nie am Tage bemerkte: so passt Hn. *C's.* flüchtige Vermuthung von dem Ausbluten verletzter Wurzeln im mindesten nicht zu dem *brugmanns'schen* Versuche. Denn dieses Ausbluten hätte nur unmittelbar nach ihrer Verwundung, nicht aber erst des Nachts, bemerklich seyn müssen; die Hämorrhagie beschränkt sich nur auf die nächsten Minuten nach der Verletzung. Mit weniger Misstrauen auf die gesunden Augen des Beobachters lässt sich dagegen der Erfolg der *brugmanns'schen* Versuche aus physikalischen Gesetzen erklären. Ganz zwecklos sind die *cotta'schen* Versuche mit ihrem natürlichen Medium entrissenen und bald der freyen Luft ausgesetzten, bald in Gläser eingesperrten Wurzeln, weil auf diese Weise, statt freyer Geständnisse der Natur, nur erzwungene Äusserungen ohne alle Beweiskraft erfolgen.

Die *zweyte Abtheilung*, welche mit §. 19 beginnt, giebt eine *Darstellung der wichtigsten Functionen des Saftes in Bezug auf Entwickelung und Wachsthum der Pflanzen, vorzüglich der holzartigen.* §. 19 und 20 concentriren bekannte Sätze über den Saamen im Allgemeinen und die Entwickelung des Embryo; §. 21 und 22 hingegen enthalten einige neue Bemerkungen über Knospenbau und Zweigformation. Jede Knospe des Tulpenbaums enthält einen vollendeten Zweig im Kleinen, in dessen Knospen man noch kleinere Zweige erkennt, die oft in ihren Knospen schon wieder den künftigen Zweig bemerken lassen. In den Knospen der Fichte ist die junge Markmasse, mit welcher das neue Wachsthum beginnt, von jener im verhärteten Holze, durch einen offenen Zwischenraum getrennt. An der Akazie bemerkt man äusserlich keine Knospen; die Knospenbildung verschliesst sich im Innern des Holzes. Die Blattknospen des Schlingstrauches (*Viburnum lantana*) bilden sich im Herbste sehr zeitig vollkommen aus, und zeigen sich den ganzen Winter hindurch ohne alle Umhüllung. Der Epheuzweig tritt nicht einfach aus dem Stamme oder Hauptaste hervor, sondern sitzt gleichsam fünfkrallig darauf wie eingeklammert. §. 23, von dem Wachsthum der Wurzeln, wiederholt die Träumerey von der Marklosigkeit der Wurzeln, und stellt die auf *du Hamels* Autorität gegründete Meinung auf, dass die Verlängerung des Jahrestriebs einer Wurzel nicht ihrer ganzen Länge

nach, sondern nur am äusserſten Ende derſelben, in der Länge von 2—3 Linien bemerkt würde. Von der Unrichtigkeit dieſer Vorſtellung kann ſich jeder Beobachter ſehr leicht überzeugen, wenn er im Herbſte, bald nach der Fruchtreife, Eicheln und Wallnüſſe im Mooſe zur Germination bringt, und ſodann die 2 oder 3 Zoll lang ausgetriebene, in beſtimmten Diſtanzen, durch feine Dräthe, bezeichnete Wurzel in ein mit Waſſer gefülltes Glas ſetzt, und darin auswachſen läſst. Bey der Nachmeſſung der zwiſchen den Dräthen befindlichen Wurzellängen wird ſich erweiſen, daſs das Längenwachsthum der Wurzel durch die fortgeſetzte Ausdehnung des Ganzen erfolgt ſey. Vorzüglich inſtructiv dabey iſt ſchon die in ihrem erſten Werden ziemlich ſtarke Wallnuſswurzel. Überhaupt geht aus S. 65 das offenherzige Geſtändniſs des Vfs. hervor, daſs ſeine Beleſenheit ſich vorzüglich auf die *du hamel'ſchen* Schriften beſchränke, indem er wähnt, das Gedeihen der verkehrten Pflanzung mancher Holzgewächſe, wobey ihre Wurzeln in Zweige, dieſe aber in jene verwandelt werden, beruhe hauptſächlich auf Verſuchen, die durch *du Hamel* bekannt geworden wären. Sehr intereſſante Verſuche hierüber hat ſchon *Bulfinger* angeſtellt, wie man aus den *Comment. Petropolit. Tom. V. an.* 1736 weiſs. Der Kurfürſt *Friedrich Wilhelm* von Brandenburg hat ſchon vor fünf Viertel-Jahrhunderten mit den Kronentheilen in die Erde gepflanzte Bäume aufweiſen können; *Thomas Fairchild* hat denſelben Verſuch, im J. 1727, mit dem Waſſerholder, *Viburnum opulus Linn.*, gemacht, bey welchem die alten Zweige zu Wurzeln wurden, und die alten Wurzeln junge Zweige trieben; und Hr. *Marcellis* hat auf ſeinem Landgute Vogelſang, am leidener Kanal bey Harlem, eine ganze Linden-Allee auf dieſe Weiſe gepflanzt. Dergleichen gelungene Verſuche mit Pflaumen- und Kirſch-Bäumen führt *Willdenow* im Grundriſſe der Kräuterkunde, 4 Aufl. S. 345, zum Beweiſe an, daſs der abwärts ſteigende Stock vom Stamme über der Erde nicht verſchieden ſey; daſs aber dieſe Verſuche mit dem Holunder-, Stachel- und Johannisbeer-Strauche, den Pappeln und Weiden gelinge, davon kann ſich Jeder überzeugen. Weniger bekannt hingegen iſt, daſs der gemeine Wachholderſtrauch durch in die Erde geſteckte Zweige ſich ſo gut und leicht fortpflanzt, als die meiſten Ableger von Laubholz, und daſs ſeine auſser der Erde zu liegen gekommenen Wurzeln in benadelte Zweige auswachſen, die ſich endlich wieder zu vollkommenen Sträuchen entwickeln.

Häufigere Belege zu der Wahrheit, daſs der unterirdiſche Theil eines Holzgewächſes von deſſen oberirdiſchem Theile im mindeſten nicht verſchieden ſey, liefert die Natur ſelbſt durch Verſetzung der Wurzeln in den Zuſtand der Zweige, wenn ſie in deren Lage kommen, und ſo umgekehrt. — Am Nilufer unweit Hermontis in Oberägypten liegt ein ungeheurer, dicker Tamarindenbaum, welchen Überſchwemmungen nach und nach entwurzelt und zuletzt umgeworfen haben. Seine meiſten in die Höhe gerichteten Wurzeln haben Blätter getrieben; die ehemaligen Zweige, die mit Erde überfluthet ſind, machen ſeinen Fuſs aus, ſo daſs ſein dicker Stamm in allen Ecken vegetirt, und ihm ein ſo ſonderbares Anſehen giebt, daſs die Türken aus ihm einen Wunderbaum gemacht haben. S. *Denon* Reiſe in Nieder- und Ober-Ägypten S. 190. Die Wurzeln des gemeinen Hundsbaumes, *Cynometra cauliflora Linn.*, ſtehen frey aus der Erde hervor, und bringen wieder kleinere gekrümmte Triebe ins Daſeyn. *Rizophora Mangle* und *Rizoph. gymnorrhiza Linn.* haben die Eigenſchaft, die Enden ihrer eigenthümlichen Wurzeln aus der Erde zu erheben und zu beſondern Stämmen auszubilden; die Stämme ſelbſt aber treiben über der Erde neue Wurzeln, und verſenken ſie unter die Oberfläche des Bodens. Wo ein Aſt die Erde erreicht, treibt er ebenmäſsig Wurzeln aus, und heftet ſich damit im Boden feſt, wodurch die daraus beſtehenden Wälder unzugänglich gemacht werden. Welchem aufmerkſamen Beobachter ſind wohl an Hohlwege ſtehenden Birnbäume, Maſsholder, Birken, Kirſchbäume, Weiſsdornen u. ſ. w. entgangen, deren entblöſste Wurzeln in Belaubung ausgebrochen ſind, und ſich zu vollkommenen Zweigen oder vielmehr jungen Stämmen umgebildet hatten, wovon die letzteren beiden Gattungen ſchon wieder den Blüthenſtand erreicht hatten! Daſs aber der Weinſtock, die Birke, die Weiden und Maulbeerbäume, ſo wie der Johannisbeeren- und Holunder-Strauch, aus ihren Äſten Wurzeln treiben, wenn ſie in deren Lage kommen, iſt längſt beobachtet worden, ſowie in der neueren Literatur durch Naturfacta erwieſen iſt, daſs ſelbſt die mit Erde beſchütteten Zweige der Nadelhölzer, ſich in Wurzeln umgeſtalten, und zu Tage ausgelaufene Wurzeln in Zweigformation übergehen. — Wo der Stamm des Brombeerenſtrauchs die Erde erreicht, ſchlägt er Wurzel; wo eine Wurzelſpitze die Erde verläſst, bricht ſie in Zweigbildungen aus; und eben ſo die Rheinweide, *Liguſtrum vulgare Linn.* Der Stengel des Sandrietgraſes geht in die Natur der Wurzel über, ſobald er den Boden berührt, und die Wurzel hinwiederum tritt in die Natur des Stengels, ſobald ſie in die dazu gehörigen Verhältniſſe kommt. Dieſelben Erſcheinungen offenbaren die Erdbeere, der Thymian, das Abrotanum und tauſend andere Vegetabilien. Dieſe leichten Übergänge aus einer Formation in die andere ſind die Gewächſe der übereinſtimmenden Identität ihrer wenigen Organe im oberirdiſchen Theile ſowohl als in dem in die Erde vergrabenen Theile ihres Körpers ſchuldig. Übrigens hat das Verfahren, welches S. 65 ſo ſelbſtgenüglich beſchrieben wird, der erfahrene *Leeuwenhoek* ſchon im April 1686 ausgeführt, öffentlich bekannt gemacht, und ſelbſt durch eine Abbildung erläutert. Es geht daraus nicht nur hervor, daſs der Knoſpentrieb und die Sproſſenbildung an den in die Situation der Zweige gebrachten Wurzeln unter die ſchwereren Operationen der Natur nicht gehöre, ſondern Hr. *C.* hätte auch daraus lernen können, daſs die Natur zu einer ſolchen Umformung einer langen Zeit nicht be-

darf: denn seine Versuche, S. 66., beweisen nichts, und deuten nur auf Übereilung hin. — Aus den häufigen Naturzeugnissen über diesen Gegenstand, so wie aus den darüber vorhandenen wichtigen literarischen Autoritäten ergiebt sich, dass es Hn. *C.* eben so sehr an weiter Umsicht im Naturgebiete, als an literarischen Kenntnissen mangelt. Der grösste Theil dieses §. sucht die alte, schon längst vergessene, *bonnet'sche* Hypothese wieder hervorzuziehen, die, auf einige mit Kräutern oberflächlich angestellte Versuche gestützt, die Verschiedenheit des unterirdischen Pflanzentheils von dem oberirdischen Theile wahrscheinlich machen wollte. — Wenn übrigens Hr. *C.* aus der blossen objectiven Anschauung seiner unter No. 40 und 58 dargelegten Präparate (der Wurzel und des Zweiges eines Kastanienbaumes) die flüchtige Folgerung zieht, eine Umwandlung sey unmöglich: so befindet er sich in der Lage jener Zweifler, welche dieselbe Unmöglichkeit von unseren Nadelholzgattungen sich vorstellten, obgleich dieselbe unbezweifelt erwiesen ist.

§. 24 enthält auf richtige Wahrnehmungen gegründete Bemerkungen zur Darstellung des alten Wahns, dass die jährlichen Holzlagen durch Umwandlung der Basthaut in solche gebildet würden, wobey gezeigt wird, dass *du Hamel's* Versuch, auf welchen jener Glaube sich bisher gestützt, nicht mit der gehörigen Vorsicht angestellt worden sey. Hypothetisch hingegen und weder durch zuverlässige Beobachtungen, noch durch gut geleitete Versuche begründet ist, §. 25, die Meinung, „dass Holz und Rinde gemeinschaftlich zugleich zum Wachsthum der jungen Holzschichten beytragen." Das Holz an sich kann schlechterdings nicht das Mindeste hervorbringen, nicht einmal einen verlorenen Splitter wieder ersetzen. Der deutlichste Beweis hiezu liegt im Erfolge eines dem Rec. eigenthümlichen Versuchs, den jeder Zweifler leicht wiederholen kann. Löset man in der Schälzeit ein Rindenstück auf drey Seiten vom Holzkörper ab, so dass es nach oben mit dem Ganzen im Zusammenhange bleibt; stösst man dann mit einem Hohlmeissel eine Grube in das nackte Holz, bedeckt diese mit einem feinen Metallplättchen dergestalt, dass davon über die Randungen des abgelösten Rindenstücks Vorgänge hervorragen; wenn dieses jetzt darüber hergelegt, und mit einem Verbande am Holzkörper festangedrückt erhalten wird: so bleibt die Wunde im Holzkörper genau, wie sie hergestellt worden, und man entdeckt nicht die mindeste Anstalt zu ihrer Ausheilung, wenn man im Herbste sie geöffnet, und einer genauen Untersuchung unterzogen hat. Überzieht man hingegen die Wundenwände allenthalben mit Baumwachs, ehe man sie mit dem abgelösten Rindenstück wieder verschliesst: so findet man sie im Herbste mit jungem Holze wieder ganz angefüllt, und zwar dergestalt, dass die Holzfasern darin sich über einander geknault oder lockenartig über einander gerollt haben. Dieser Naturerfolg, dünkt uns, habe bey weitem mehr Gewicht, als die *cotta'sche* Sage (S. 72), dass der im Holze aufwärts steigende Saft mittelst der Horizontalgefässe aus demselben heraus und zwischen die Rinde trete. Wenn übrigens Hr. *C.* seine Hypothese auf die Vorspiegelung gründet: „Der zur Bildung des Holzes gereifte Saft geht, wie wir wissen, in der Rinde von oben herab, und ergiesst sich in seinem Abwärtsdringen zwischen Rinde und Holz. *Auf gleiche Weise tritt der im Holze aufwärts steigende Saft vermittelst der Horizontalgefässe aus demselben heraus und ebenfalls zwischen die Rinden*": so zeigt sich das Nichtige dieser Vorstellung in jenen sehr vielfältig vorkommenden Bäumen, deren eigentlicher Holzcylinder bald gänzlich ausgefault, bald völlig abgestorben ist, und die dennoch jährlich neue Splintlagen absetzen.

Durch §. 26, welcher *Wachsthum des Holzes im Innern an der Markröhre* überschrieben ist, bestätigt sich, dass man selbst nichts Neues mehr idealisiren könne, obgleich Hr. *C.* wähnt, noch kein Naturforscher habe die Frage untersucht, „ob die verschiedenen Holzarten, besonders die mit weiten Markröhren, auch nach innen zu neues Holz anlegen." Denn unter andern hat auch ein neuerer französischer Schriftsteller gefabelt, „dass rings um das Mark grosse Längengefässe gestellt seyen, welche eine directe Communication mit den grossen Wurzeln und Ästen haben, und zu Zuleitern der Nahrung in das Centrum der Gewächse dienen. Sie legen im Mittelpuncte des Gewächses ein Cambium (oder einen organischen Stoff) nieder, das einen *innern Bast producirt*, welcher sich in den mehresten Baumarten, bald früher, bald später, *in Holz verwandelt*, und den Markkanal bis auf die Spur des Gewebes, das ihn umschloss, verschwinden lässt." S. *Traité d'Anatomie et de Physiologie végétales etc. Par C. F. Brisseau-Mirbel etc. Tom. I. à Paris An* X S. 186 f., wo auf mehreren Seiten, zur Beschönigung dieser Idee, noch Manches erzählt und endlich S. 191 bemerkt wird: „Es scheint ausser Zweifel zu seyn, dass bey dieser Operation das Mark einer wahren Metamorphose unterliegt, und dass seine Zellen sich verlängern und in kleine Röhren umgestalten. Wie wollte man sonst sein gänzliches Verschwinden erklären!"

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Tübingen, b. Osiander: *Über die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Gesetze und Folgen dieser Verhältnisse.* Eine Rede den 11ten Februar 1793 am Geburtstage des regierenden Herzogs Carl von Wirtemberg im grossen akademischen Hörsaale gehalten, von D. *Carl Friedr. Kielmeyer,* ord. öffentl. Prof. an der hohen Carls-Schule. Neuer unveränderter Abdruck. 1814. 48 S. 8. (5 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, in der hoffmannischen Buchhandlung: *Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen.* Von *Heinrich Cotta* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nicht minder seicht, wie *Brisseau-Mirbel's* Verwandlungs-Grille, kommt uns die *cottaische* Vorstellung von dem Erfolge seines Versuchs S. 73 vor. Er löste nämlich an jungen Hollunder-Trieben das Holz so ab, dass die Markröhre völlig blossgelegt wurde, und sah alsdann, wenn er dazu einen ganz jungen Trieb gewählt hatte, an welchem das Mark noch grün war, bald „einen rindigen Überzug sich bilden, der aber keine Ähnlichkeit mit der gewöhnlichen Rinde hatte." [Diess liegt ja in der Natur aller jungen Rinden, die nach der Beschädigung der älteren Rinde an irgend einer Baumgattung sich reproduciren, wie keinem Naturkundigen unbekannt seyn kann.] „Unter demselben, setzt Hr. *C.* hinzu, bildete sich das junge Holz aus dem Marke, zum sicheren Beweise, dass hier ein Wachsthum des Holzes vermittelst des Markes möglich sey." Welcher bedächtige Leser sieht bey diesen Verwundungen eines im ersten Wachsthume stehenden Triebes nicht die Reproduction der beschädigten Rinde! Dass aber unter junger Rinde sogleich neue Holzbildungen aus derselben vorgehen, ist jedem gründlich erfahrnen Physiologen bekannt. Wer an diesem Vorgange in der Natur noch zweifelt, wiederhole den *cotta'schen* Versuch an jungen Trieben des *Coronarius philadelphus*, des Rosenstrauchs u. s. w., welche eben auch weite Markröhren haben, und die Natur wird ihn vollkommen zurecht weisen. Nicht weniger missverstanden hat Hr. *C.* den Erfolg seines Versuchs mit älteren, völlig verhärteten Trieben, bey welchem das Mark in seiner Mitte vertrocknete, und nur da, wo es am Holze anlag, noch mit grünen, saftigen Streifen versehen war; der Beobachter glaubte an demselben „einen doppelten Wulst, nämlich äusserlich und im Innern zwischen Holz und Mark wahrzunehmen," „welcher aber „sehr klein und nur im frischen Zustande gehörig erkennbar war, daher er auch dem Cabinet keins von diesen Präparaten beylegen mochte." Jeder scharfe Beobachter wird bey ähnlichen Versuchen finden, dass die den atmosphärischen Einwirkungen blossgestellte Markröhre oder von Anderen sogenannte Markscheide (*étui médullaire* der französ. Schriftsteller) an den innersten Säumen der Wunde anschwillt oder etwas aufgetrieben wird, und dabey einen Ranft darstellt, welchen Hr. *C.* für einen Wulstansatz ansah. Dieser aber hätte als solcher ihm schon dadurch verdächtig vorkommen müssen, dass er nicht das mindeste Wachsthum äussern konnte, wenn er anders die schmeichelhafte Idee, etwas Neues gefunden zu haben, einer wiederholten scharfen Erwägung hätte aufopfern mögen. Die von Hn. *C.* an der Scheidewand zwischen Mark und Holz bemerkten grünen Streifen sind nichts anderes, als die Säume der Markröhre. Wie trüglich übrigens der erste Anblick neuer Wahrnehmungen ist, beweist die Geschichte der Naturkunde zur Genüge: die Macedonier hielten, nach Theophrasts Zeugnisse, die Edeltanne für unfruchtbar, weil sie in den Zapfen junger Bäume keinen Saamen fanden, u. s. w.

Nach §. 27 erklärt sich die Bildung der Jahresringe aus dem Wachsthumsprocesse des Holzes, welcher im Frühjahre am raschesten vor sich geht, und dem Holze ein weniger festes Gewebe als späterhin im Jahre geben kann. Da auf diese Weise immer die lockersten Holzschichten an die dichtesten zu liegen kommen: so offenbart sich hieraus das unterscheidende Merkmal der Jahresringe in den mehresten Holzarten. Es treten Fälle ein, wie z. B. bey dem Insectenfrasse, wo die jährliche Holzauflage kaum bemerkbar ist; hingegen werden auch zuweilen in einem Jahre mehrere Holzringe abgesetzt. *Du Hamels* Beobachtungen über die ungleiche Stärke der Holzringe an verschiedenen Seiten eines Stammes, welcher ungleiches Wurzelwachsthum zum Grunde liegt, werden bestätiget, alle diejenigen aber, welche die jährliche Verwandlung eines Splintrings in Holz annehmen, widerlegt, und dabey bemerkt, dass in manchem Jahre gar keine Verwandlung erfolge, dagegen auch wieder mehrere Jahrringe in Einem Jahre in Holz übergehen; wozu jedoch kein Beweis angegeben wird. Dass aber ein- und derselbe Baum auf einer Seite oft mehrere Splintringe als auf der anderen hat, bezeugt die Erfahrung, und der Physiolog findet sie bald in örtlicher Krankheit eines Baumes, bald in örtlicher Schwäche gegründet. — §. 28 und 29 handeln von der Bildung und dem Wachsthume der Rinde, ohne neue Aufschlüsse über einen oder den anderen Gegenstand zu enthalten. — §. 30 bis zum Schluss verbreitet sich über den Fructificationsstand

der Gewächse. — Der Vf. bemerkt S. 88 ganz richtig, dass an den holzartigen Pflanzen der Stengel immer in Verbindung mit dem Marke vorkomme, und folgert S. 91 aus der Fähigkeit der Kartoffel, die alle Functionen eines Saamenkorns erfüllt, und sich an ihrem Mutterstocke *ohne Befruchtung* erzeugen kann, die Möglichkeit, dass auch an den Farrenkräutern sich gewisse Theile bilden können, die sich in der Folge absondern, und die Stelle des Saamens vertreten. Nach S. 93 endlich dringt sich dem Vf. die Wahrscheinlichkeit auf, „dass Gewächse, wie Flechten und Schwämme, ohne Zuthun und Einfluss präexistirender Individuen der nämlichen Art entstehen können."

Hätten wir Hn. *C.*, in Rücksicht der vollständigern Pflanzenphysiologie, die er nach S. 58 zu schreiben willens ist, einen Rath zu geben: so würde er, wenn diese sich mehr auszeichnen soll, als die vorliegende Abhandlung, den wohlgemeinten Wink nicht zu verkennen haben, den ihm Hr. Dr. *Voigt*, im 12 Bde des *Magaz. für den neuesten Zustand der Naturkunde*, S. 565, gegeben hat.

Ro.

MEDICIN.

DARMSTADT, b. Heyer und Leske: *Systematische Beschreibung der ausser Gebrauch gekommenen Arzneymittel.* Von Dr. *J. J. Loos*, ausserordentl. Prof. der Medicin zu Heidelberg. 1808. VI u. 190 S. 8. (1 Rthlr.)

Es war eine sehr glückliche Idee, die sog. obsoleten Arzneymittel neuerdings einer genauen Bearbeitung zu unterwerfen, sie systematisch zu ordnen und dadurch die Aufmerksamkeit der Ärzte auf einen Gegenstand hinzulenken, welcher der Beachtung in vieler Hinsicht so werth ist. Denn wer möchte bezweifeln, dass es unter der grossen Zahl dieser Mittel viele giebt, welche mit Unrecht in die Rüstkammer geworfen, und einer unverdienten Vergessenheit übergeben wurden? Wie mannichfaltig und zum Theil höchst einseitig sind und waren von jeher die Motive, nach welchen der Gehalt der Arzneymittel gewürdigt, ihr grösserer oder geringerer Gebrauch bestimmt wurde! Der Wechsel der Theorieen und Systeme in der Medicin setzte häufig genug manche Arzneymittel fast ganz ausser Gebrauch, brachte andere wieder in grössere Aufnahme, je nachdem die theoretischen Ansichten der herrschenden Schule einer Classe von Arzneyen mehr oder weniger das Wort redeten. Es ist nicht nöthig, zu weit in die Geschichte der Medicin zurückzugehen, um diese Wahrheit anzuerkennen; die gastrische Schule und der Brownianismus liefern hiefür die sprechendsten Belege. Wie vorherrschend war bey den Anhängern der ersteren der Gebrauch der Brech- und Abführungs-Mittel, wie beschränkt dagegen die Anwendung der Reizmittel! Es lässt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, dass bey einer noch hundertjährigen Dauer dieser Schule viele Reizmittel, welche späterhin die glänzendste Rolle spielten, in die Classe der obsoleten Arzneyen herabgesunken wären. — Welcher schneidende Contrast bey der Herrschaft des Brownianismus! Brech- und Abführungs-Mittel, so wie das grosse Heer der auflösenden, kühlenden Arzneyen, traten wieder in Schatten, und mit fast despotischer Gewalt herrschten die Reizmittel. Die kräftigsten unter diesen, welche früher sehr sparsam und nur in besonderen Fällen angewendet wurden, — Mohnsaft, Naphten u. s. w., waren jetzt die beliebtesten, gebräuchlichsten Arzneyen, und ganz neue, von denen die ältere Zeit nur wenig gewusst hatte, als Phosphor, starke Weine, Punsch, spielten eine wichtige Rolle am Krankenbette.

Dieses möge zum Beweis dienen, wie relativ der Begriff eines obsoleten Arzneymittels ist, und wie ungerecht es wäre, denselben mit jenem eines unnützen, unbrauchbaren Mittels für gleichbedeutend zu halten. — Es ist wahr, der Vorrath der Arzneyen, wie sie unsere mehr purificirte *Materia medica* aufführt, ist sehr gross, und scheint den Foderungen der Kunst hinlänglich zu entsprechen. Der wahre Heilkünstler wird mit dem hier Gegebenen in den meisten Fällen ausreichen, und keiner anderen Hülfsmittel bedürfen. Zugleich vergesse man aber nicht, dass das Heer der Krankheiten sehr gross, ja fast unübersehbar ist, dass, wie die Natur in ihren Productionen unendlich, so auch sehr fruchtbar in der Erzeugung neuer Krankheiten ist, und unter den mannichfaltigsten Formen die dem Organismus feindseligen Dämonen die Blüthe seines Daseyns zu zerstören trachten. Allen diesen Feinden mit Glück zu begegnen, muss der Arzt mit hinlänglichen Waffen ausgerüstet seyn; wie erwünscht, wenn er in Fällen der Noth und Ungewissheit, wo ihn die bekannten Mittel verlassen, nach neuen greifen kann! Die Kenntniss derjenigen Arzneykörper, welche in früheren Perioden zum Theil grosse Celebrität besassen, und nur späterhin ausser Gebrauch kamen, und vergessen wurden, giebt ihm die Mittel an die Hand, mit vielseitigen Kräften die Krankheiten zu bekämpfen und zu besiegen.

Von diesem Gesichtspuncte aus das Unternehmen des Hn. *Loos* betrachtet, muss dasselbe den Beyfall jedes denkenden Arztes erhalten. — In der Einleitung erklärt sich der Vf. auf eine, mit den Ansichten des Rec. vollkommen übereinstimmende Weise über die Vortheile des Studiums der obsoleten Arzneymittel. Er rechnet besonders Folgendes hieher: 1) Gehört es zu einer vollständigen Kenntniss der Arzneymittel, auch die Wirkungen und Kräfte derjenigen zu kennen, welche ehedem angewandt worden sind. Ohne dieselbe ist es nicht einmal möglich, die Schriften und Beobachtungen früherer Ärzte zu verstehen, und von ihren Heilplanen eine deutliche und bestimmte Vorstellung zu erhalten. 2) Hat die Erfahrung gelehrt, dass viele obsolet gewordene Arzneyen aufs Neue in Ansehen gekommen sind, zum deutlichen Beweis, dass sie mit Unrecht in diese Classe gerathen waren: ein Schicksal, welches noch mehrere andere getroffen haben kann, die, einer neuen Prüfung unterworfen, wie jene gleichfalls ihren alten Ruhm wieder erlangen können. Zu einer solchen Untersuchung ist die Kunde von dem, was frühere Versuche und Wahrnehmungen gelehrt haben, höchst wichtig und unentbehrlich, weil sie bey neuer Forschung zur besten Führerin dient, wozu der praktische Arzt gewiss zuweilen veranlasst werden wird. Denn wenn er auch gleich 3) in den meisten Fällen sich auf eine geringere Zahl wohlgeprüfter Arzneymittel einschränken

sollte: so wird er doch in hartnäckigen und schwer zu besiegenden Krankheiten auch gern zu den weniger gebräuchlichen seine Zuflucht nehmen, deren er schon um deswillen nicht ganz unkundig seyn sollte. Und wie oft machen nicht der veränderte Genius der Krankheiten, eine neue Metamorphose derselben, auch eine veränderte Auswahl von Arzneymitteln nöthig! 4) Ist es nur auf diesem Wege möglich, nach Gründen und mit Einsicht das Unsichere und Verwerfliche jener außer Gebrauch gekommenen Medicamente zu erkennen, und den Werth oder Unwerth der Motive hiezu gehörig zu beurtheilen u. s. w.

Der bequemeren Übersicht wegen hat der Vf. die Arzneymittel nach den sinnlichen Wirkungen, welche sie hervorbringen, eingetheilt, und sie unter folgende Rubriken gebracht: 1) Brechmittel (*emetica, vomitoria*); 2) Purgirmittel (*cathartica*); 3) Schweiss und Gift treibende Mittel (*sudorifera et alexipharmaca*); 4) Urin und Stein treibende (*diuretica et lithotriptica*); 5) Mittel, welche die Menstruation befördern (*emenagoga et uterina*); 6) tonische und zusammenziehende (*tonica et adstringentia*); 7) erweichende (*emollientia*); 8) Krampfstillende (*antispasmodica*); 9) auflösende (*resolventia*); 10) reizende, herzstärkende (*stimulantia, cardiaca*); 11) kühlende (*refrigerantia*); 12) Mittel, die den Geschlechtstrieb erregen (*aphrodisiaca*); 13) Mittel, die körperliche Schönheit wieder herzustellen (*cosmetica*). Die Grenzen dieser Blätter erlauben nicht in eine nähere Betrachtung der einzelnen Mittel einzugehen. Sehr viele derselben scheinen uns einer Wiedereinführung in unsere *Materia medica* sehr würdig, wie z. B. *Bezoar*, *Radix Imperatoris*, *Herba Scordii*, *Antimonium diaphoreticum*, *Radix Aristolochii*, *Pimpinellae Herba Levistici*, *Mercurialis*, *Pulmonariae*, *Cynoglossae*, *Lactucae*, *Taxus* u. s. w. Andere verdienen der besonderen Beachtung wegen der geheimen Kräfte, welche ihnen nach den Aussprüchen der älteren Ärzte inwohnen. — Wir hoffen jedoch ohnediess das ärztliche Publicum auf dieses Werk hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben, dessen Studium durch ein wohleingerichtetes Register sehr erleichtert wird. — Eine Vergleichung dieses Unternehmens mit ähnlichen hat Rec. die Überzeugung gewährt, dass wir uns bisher keiner Schrift über die obsoleten Arzneymittel zu erfreuen hatten, welche so vollständig, so gut geordnet, und so zweckmäsig eingerichtet wäre, wie die vorliegende, wofür wir dem Vf., im Namen der Wissenschaft, den reinsten Dank zollen. M + S.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *P. H. Nysten*, Mitgl. d. Gesellsch. d. Beobacht. des Menschen, *Neue an den musculösen Organen des Menschen und rothblütiger Thiere angestellte galvanische Versuche.* A. d. Fr. von *Chr. Fr. Dörner*, d. Med. u. Chir. Dr. 1804. XVI u. 104 S. 8. (8 gr.)

Rec. glaubt den Inhalt dieser gehaltreichen Schrift nicht besser und bündiger, als es der Vf. in seinem Vorberichte gethan hat, darstellen zu können. Sehr angesehene Naturforscher behaupteten, dass das Herz gegen den galvanischen Reiz ganz unempfindlich sey; andere hingegen versicherten das Gegentheil. Die Versuche, welche *Bichat* in s. Abhandl. über Leben und Tod über diesen Gegenstand öffentlich bekannt machte, unterstützen die erstere Meinung ganz. Auch *Aldini* war in diesem Stücke weder zu Bologna, noch zu Paris glücklicher. Bey so völlig entgegengesetzten Resultaten mit aller Sorgfalt angestellter Versuche entschloss sich Hr. *N.* selbst zu sehen. Doch war das Herz nicht der einzige Muskel, dessen galvanische Erregbarkeit er untersuchen wollte. Alle anderen dem Einflusse des Willens nicht unterworfenen Organe, vorzüglich die grösseren Schlagaderstämme, sollten zu gleicher Zeit Gegenstände seiner Versuche werden. Auch andere Theile, deren musculöser Bau noch nicht allgemein anerkannt ist, z. B. die Gebärmutter, sollten in Rücksicht auf ihre Empfänglichkeit für den galvanischen Reiz der Prüfung unterworfen werden. *Hallé* hatte den Einfluss verschiedener Todesarten auf diese Eigenschaft durch eine grosse Reihe von Versuchen auszumitteln gesucht, als noch die galvanische Erregbarkeit des Herzens ein Problem war: der Vf. wollte also diese Versuche mit Beziehung auf das Herz wiederholen, musste sich aber auf die drey Todesarten des Erwürgens, Todtschlagens und Enthauptens einschränken, weil er sich die zu den übrigen nöthigen Apparate herbeyzuschaffen ausser Stande sah. Die an Hunden, welche durch schwefelhaltiges Wasserstoffgas und durch Opium getödtet worden waren, wird Hr. *N.* an einem andern Orte bekannt machen. (Eines einzigen Versuchs mit einem durch geschwefeltes Wasserstoffgas getödteten Hunde gedenkt er jedoch S. 59.) Endlich suchte er auch noch den Punct aufzuhellen, ob die galvanische Erregbarkeit mit der Wärme des Körpers entfliehe. Seine Versuche sind mit einer Batterie von 38 Lagen aus Zink und Silberplatten angestellt, wovon die letzteren 3 Livresstücke waren; die Trennung dieser Lagen geschah durch in Salzwasser eingeweichte Tuchscheiben. Soviel im Allgemeinen. Das Ganze zerfallt in 3 Abschn., wovon der erste die mit dem Herzen und anderen musculösen Organen des Menschen, der zweyte die an warmblütigen Thieren, besonders an Hunden, Meerschweinchen und an Tauben, der dritte die an kaltblütigen Thieren, namentlich an Karpfen und Fröschen, angestellten galvanischen Versuche beschreibt. Rec. hebt aus diesen Abschnitten die Resultate heraus, welche die Versuche ergaben. 1. Alle bis auf diesen Tag gemachten Versuche in Betreff der Dauer der galvanischen Erregbarkeit des Menschenherzens geben kein genaues Resultat. 2. Der Galvanismus unterhält die Erregbarkeit des Herzens, und facht sie wieder an im Augenblicke des völligen Erlöschens. 3. Zu schnell auf einander folgende Reize vermindern die Erregbarkeit dieses Organs für den Augenblick. 4. Seine galvan. Erregbarkeit dauert selbst nach wahrnehmbarer Entfliehung der Lebenswärme noch fort. 5. Die verschiedenen Theile des Herzens verlieren ihre galvan. Erregbarkeit in der nämlichen Ordnung, in welcher ihre Empfänglichkeit für mechanische Reize aufhört, und zwar die linke Herzkammer zuerst in einem Zeitraume von 20 bis 30 Minuten nach dem Tode; dann die rechte (35 bis 45 Minut.), hierauf das linke Herzohr (beynahe gleichzeitig mit dem rechten Ventrikel, bisweilen

etwas früher), endlich das rechte Herzohr. Am Ende dieses ersten Abschnitts kommt noch eine Stufenleiter der Dauer der galvan. Erregbarkeit der verschiedenen Muskeln des Menschen vor, in sofern eine solche Stufenleiter von einer einzigen Beobachtung abstrahirt werden kann. Rec. findet grosse Verschiedenheiten hier, wenn er die *heidmannsche* Classificirung der Theile des menschlichen Organismus dagegen hält, und bedenkt er, dass *Nysten* nur seine Resultate von einem einzigen Menschen, von einem guillotinirten, 27jährigen Franzosen, abzog, *Heidmann* hingegen seine galvanischen Versuche an Menschen von verschiedenem Alter, Körperbaue, und welche verschiedenen Todesarten unterlagen, anstellte: so ist er, bis weitere Versuche entscheiden, mehr für die Annahme der *heidmannschen*, als der *nystenschen* Scale. Indessen stehe letztere ebenfalls hier. Obenan das Herz, als der am längsten erregbar bleibende Theil, dann alle willkührlichen Muskeln ohne Unterschied, und auf der untersten Sprosse die musculösen Organe der Verdauung und die Harnblase. Bey zwey Versuchen unseres Vfs., welche an erwürgten Hunden angestellt wurden, verlor indessen das Herz seine galvanische Erregbarkeit am frühesten. Zur Erklärung dieser Abweichung führt Hr. *N.* an, dass es zwey Gattungen von Hindernissen zu geben scheine, welche die Thätigkeit irgend eines Organs des thierischen Organismus aufheben: das eine wirke auf die Lebenskräfte, welche die Thätigkeit eines Organs bestimmen; das zweyte erstrecke sich auf die Thätigkeit selbst, welche bloss mechanisch aufgehoben werde. Die erste Gattung nennt er *organische*, die zweyte *physische* Hindernisse. Bey Asphyxieen seyen die vier Herzhöhlen, vorzüglich die der rechten Seite, beträchtlich ausgedehnt. Das Blut, als die materielle Ursache, bilde das physische Hinderniss, welches die Bewegungen des Herzens unmöglich mache. Denn wenn man unmittelbar nach der Asphyxie die grossen Venenstämme, welche das Blut den rechten Herzhöhlen zuführen, öffne: so äussere das Herz augenblicklich wieder Thätigkeit, weil die Ursache wegfalle, welche ihre freye Äusserung hemmte. — Die *zweyte* Abth. zerfällt in 2 Abschnitte, wovon der erste die Versuche an Säugthieren, der andere die an Vögeln enthält. Es erhellt aus den 15 hier aufgeführten Versuchen, dass die relative Dauer der galvan. Erregbarkeit bey Säugthieren und Vögeln gleich ist, dass hingegen die absolute Dauer derselben auffallende Verschiedenheiten bey beiden Thierclassen darbietet; dass die verschiedenen gewaltsamen Todesarten, die bloss durch mechanische Kräfte erreicht wurden, wenig Einfluss auf die galvan. Erregbarkeit zu haben scheine; dass die Scale der Dauer der galvan. Erregbarkeit nach der Gattung bey den Säugthieren zwar verschieden sey, dass aber überall das Herz oben anstehe. — Die *dritte* Abtheil. macht uns nur mit 4 Versuchen bekannt, aus denen folgt, dass das Herz bey kaltblütigen Thieren den nämlichen Vorzug habe, wie bey warmblütigen; dass die galvan. Erregbarkeit in den Fröschen viel später, als in den Karpfen erlösche, und dass es keinen Einfluss auf ihre Dauer habe, ob die Thiere geköpft oder todtgeschlagen werden. Δρασ.

PARIS, b. Barrent: *Manuel du Galvanisme ou Description de divers appareils galvaniques employés jusqu'à ce jour tant pour les recherches physiques et chymiques que pour les applications medicales*, par *Joseph Izarn*, Professeur de Physique, membre de plusieurs soc. savantes etc. 1804. 304 S. 8. (mit 6 Kpf.)

Hr. *Izarn* ist derjenige, der im J. 1804 öffentliche galvanische Vorlesungen in der galvanischen Societät hielt, und bereits durch die Schrift über meteorische Steine bekannt ist, worin er (wie lange vorher der berühmte *Chladni*) besonders alle Phänomene, die man beobachtet hat, sammelte. In vorliegender Schrift sucht er durch Beschreibungen und Abbildungen dem Anfänger die Schwierigkeiten zu erleichtern, die er gewöhnlich, so lange er ungeübt ist, beym Anstellen der Versuche erfährt. Der erste Abschnitt enthält die Darstellung der galvanischen Phänomene bis zur Entdeckung des Electromoteur *Volta's*, mit präparirten armirten und unarmirten Fröschen, wie sie *Galvani* und *Aldini* angestellt haben. Der 2te von dem Electromoteur *Volta's*, von dem Electrometer und Condensator, und den damit anzustellenden Versuchen. Die eingestreuten Vorsichtsmassregeln beym Gebrauch der Instrumente, damit die feineren Versuche gelingen, haben uns sehr nützlich geschienen. Der 3 Abschnitt enthält unter andern die Beschreibung der *coulombschen* Wage. Es kommen alsdann die physischen, chemischen etc. Wirkungen der Säule nach einander vor, und der Vf. beweist durch neue Versuche, dass die Flamme allerdings die galvanische Materie leite, wenn die Quantität derselben nicht zu gering ist. Er behauptet zugleich, dass die Frösche und der Geschmack nicht die besten Mittel sind, um die kleinsten Grade des Galvanismus wahrzunehmen, sondern dass man sich vorzüglich des Condensators bedienen müsse. Die galvanischen Versuche im leeren Raume sind noch mit mehr Genauigkeit zu wiederholen. Um Gasarten dem Galvanismus auszusetzen, hat der Vf. ein einfaches Instrument angegeben, welches aus einer Blase, die mit einem Hahne versehen ist, besteht, und leicht zu ersinnen ist. In dem 4 Abschnitt, wo der Troch des *Cruikshank* beschrieben wird, bemerkt der Vf., dass er sehr schwer zu reinigen und daher nicht so gut als eine gewöhnliche Säule sey. Hier werden auch die von *Alizeau* und Anderen erdachten Säulen, um die Wirkung zu verlängern, beschrieben. Der 5 Abschnitt enthält die Beschreibung des Galvanometer, und der 6te endlich vorzüglich *Ermans* Versuche, und die verschiedenen Versuche *Ritters*, die dem Institute übergeben worden sind. Wir haben hier, wie natürlich, nur einige Gegenstände des Werks ausgehoben, das im Ganzen einen Begriff von dem geben kann, was in der pariser galvanischen Gesellschaft gelehrt wird, wenn auch der Vf. in den Behauptungen derselben zuweilen abweicht. Der deutsche Leser wird hier Vieles vermissen, und Mancherley hinzuzusetzen haben; allein die Absicht des Vfs. war, „die ersten Anfänger mit den gewöhnlichsten in Frankreich bekannten Geräthschaften bekannt zu machen", und da dieses mit vieler Deutlichkeit geschehen ist: so ist der Zweck als erreicht anzusehen. MF.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Spanien nach eigener Ansicht im Jahre 1808 und nach unbekannten Quellen*, von P. J. Rehfues, Bibliothekar des Kronprinzen von Würtemberg. I B. 348 S. II B. 349—648 S. III B. 649—1038 S. IV B. 1039—1392 S. 1813. 8. (6 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk gehört grösstentheils der angewandten Staatswissenschaft, eigentlicher aber noch der Länder- und Völker-Kunde an. Denn eine Reise nach Spanien gab die Gelegenheit dazu, und die Gegenstände und Bemerkungen stehen nur in der Verbindung, wie sie der Zufall herbeyführte. Man muss eine doppelte Seite daran unterscheiden. Alles, was Kunst, Literatur und Wissenschaft betrifft, beruht auf eigener, meistens gebildeter und vielseitiger Ansicht; Alles aber, was davon abgeht, und was mehr das Raisonnement über nationale und Staats-Kräfte betrifft, scheint einer der Ansicht vorhergegangenen Überzeugung zu folgen.

Das Werk hebt I) mit der *Reise von Bayonne nach Madrid von 2 bis 11 May 1808* an, wo der Vf. zu einer Zeit eintraf, als das noch 11 Tage zuvor unbestimmte Schicksal von Spanien definitiv entschieden war. Von den Verhandlungen zu Bayonne erfährt man, wie von den Auftritten zu Madrid, nur dasjenige, was durch Zeitungen bekannt geworden ist. Bey dem Eintritt in das spanische Gebiet auf der Nähe der franz. Grenze war dem Kaiser ein Triumphbogen errichtet, dessen stolze Inschrift durch die Geschichte und Energie des spanischen Charakters gerechtfertigt wird: *au heros invincible les Cantabres invaincus.* Der Blick auf die Provinzen von Biscaya, Alava und Guipuscoa (*Provincias Vascongadas*) und auf Navarra ist meistens geschichtlichen Inhalts. Eine eifersüchtige Erhaltung des Nationalruhmes zieht sich durch die ganze historische Zeit durch, und obgleich der Vf. (S. 65) darin Etwas mehr als Poetisches findet, ja sogar S. 269 fragt: wem wird es nicht hoch ums Herz, wenn von dem vorletzten Jahrhundert die Rede ist? — so ist es auffallend, dass er S. 70 bekennt, dass es auf ihn immer einen komischen (?) Eindruck mache, wenn eine Provinz mit so vieler Eitelkeit von ihrer Vergangenheit spricht. II) *Fragmente über Madrid. Ankunft. Pallast und Gartenanlage von Buen-Retiro.* Die Gemälde von *Luca Giordano* in den Gemächern des Pallastes ziehen unter mehreren anderen seine Aufmerksamkeit an. Die Compositionen dieses Malers sind mit einer wundervollen Leichtigkeit und einem gleichen Feuer hingegossen. Vorzüglich rühmt Hr. R. das Plafondgemälde, die Stiftung des goldenen Vliesses — eine schwere Aufgabe, die *Giordano* mit dem Zauber der Mythe meisterhaft gelöst hat. *Die kleine Kirche St. Pascal.* Mit mehreren, aber von Staub und Lampendampf bedeckten Gemälden von da Vinci, Spagnolitto, Van Dyk, Paolo Veronese. An der Strenge seines über da Vinci's Nachtmahl beyläufig ausgesprochenen Urtheils hat der Vf. an *Joseph Bossi* (*del Cenaculo di Leonardo da Vinci*, Milano 1810), ihm unbewusst, einen geübten Gegner, der trotz des *Carolo Verri*, des Censors von *Bossi*, mit seinen *Osservazioni*, Milano 1812, wohl Recht behalten würde. *Kirche St. Geronimo*: über Morales und Raphael. Es ist unmöglich, sagt er von Jenem, indem er ein Gemälde, die Kreuztragung in Begleitung der Mutter und des Johannes, darstellt, den vollen Schmerz besser auszudrücken, als es Morales in dem Gesichte des Erlösers that. *S. Carmen Calzado.* Er suchte hier das Gemälde des *Don Bart. Murillo* (Joseph mit dem göttlichen Kinde) auf; die Innigkeit und Gemüthlichkeit des Charakterausdrucks scheinen unübertrefflich; und dann auch die plastische Arbeit der Werke, die sich gleichsam über die Fläche erheben; Murillo ist nie aus seinem Vaterlande herausgekommen und weder in Indien noch Italien gewesen, obgleich dieses *Sandrart* behauptet. Der Vf. räth hiebey an, jedesmal in die Sacristeyen zu gehen, wenn man spanische Kunst kennen lernen will. Eine Bemerkung, die er zugleich über das Leben macht, war uns schmerzlich mit den Worten dargestellt zu finden: „Ich sah dort die Mönche weibliche Besuche empfangen; es ist nicht das erste Mal, dass Religion und Frivolität sich gegenseitig Freuden und Sünden leihen; die Weiber nahmen immer die Liebe in die Religion auf, und ich will es geradezu heraussagen: sie verstehen ein *Madonnen-Gesicht zu machen*, während man ihnen von einem Himmel spricht, der *zur Noth in jeder Ecke* seine Stelle findet; die Kirchenjungen in demüthiger Entfernung mit lüsternem Blicke schienen zu sagen: lasst mich erst nur das Gelübde der Keuschheit beschworen haben, dann bin ich (meine Damen) auch wohl im Stande, euch mit Rath und That an die Hand zu gehen." Wenn der Vf. diese Anekdote wählen wollte: warum ein-

nerte er sich dann nicht an die keusche Kunst, von der er S. 130 selbst sagt, dass sie Alles veredele? — *Kunsthandel in Spanien und namentlich in Madrid.* — Seit Philipp II scheint die Schätzung der Kunst, wo nicht allgemein, doch grösser am Umfange geworden, und der Vf. hat Recht, wenn er behauptet, dass Spanien das Land ist, wo die meisten Kunstmalereyen gefunden werden, und dass sie, weil es eine Periode der Unkenntniss gab, in den Häusern der Geringen, und auf dem Kunstmarkte gesucht werden müssen. *Die Akademie von de Fernando.* Woher der Vf. zur Polemik oder wohl zu einer der rousseauischen Undankbarkeit gegen Wissenschaften gleichen Behauptung komme, dass das Genie keiner Akademieen bedürfe, und sie nur zur Bildung mittelmässiger Künstler dienen, begreift Rec. um so weniger, da der Vf. spanische Maler in vielfacher Hinsicht Muster nennt, und Kunstakademieen auch dann, wenn es ihnen dem Begriffe nach widerspräche, den Genius der Kunst in ihren Geweihten zu entflammen, oder das vestalische Feuer in ihnen zu nähren, als Schulen für die richtige Kenntniss des kleinen und grossen Alphabets der Kunst zu wirken nicht aufhören; und hat wohl das Vernünftige und Durchdachte in einem *Le Sueur*, *Poussin*, *Le Brun* u. s. w., das sie allein dem Unterrichte schuldig waren, den Geist entwaffnet, den Adel der Kunst entweiht, die Schönheit verkümmert? *Das Naturalien-Cabinet.* Es sollte Raritäten-Cabinet heissen: denn es enthält beynahe nur Seltenheiten aus dem Reiche der Natur und auch der Industrie und Technologie. Unter den angegebenen Gegenständen derselben, die zum Theil, z. B. die verschiedenen Marmor-, Alabaster- und Granit-Arten, vollständig aufgezählt werden, ist ein vollständiges Tafelservice aus lauter kostbaren Steinen die theuerste, und eine Gemäldesammlung, in neueren Zeiten in Peru und Mexico gefertigt, eine interessante Seltenheit. *Puerta del Sol*, ein allgemein besuchter, der kleinste und unregelmässigste Platz, woher sich alle falschen Gerüchte und Ansichten verbreiten. *Klima von Madrid. El Prado.* Wenig. *Die Spanierinnen.* Man kann nur mit Begeisterung von den Frauen dieses Landes sprechen; die süsse Anmuth, welche ruh- und liebe-beglückte Zufriedenheit verbreitet, aus einem Herzen ausstrahlend, das in so furchtbarer Gluth emporlodern kann, die zärtlich schwimmenden Blicke in dem Auge, das in Eifersucht Funken zu sprühen vermag, in Hass und Erbitterung zu zernichten droht, machen sie so unwiderstehlich hinreissend. Wer nicht rasen kann, wie sie, der bleibe fern. *Spaziergang an den Manzanares*: als Spaziergang, nicht als Badeplatz beschrieben. *Gemäldesammlung des Don Antonio de Perral*: die grösste an Umfang, die bedeutendste an Vollständigkeit der Meister aller Schulen, und an schöner Auswahl; man lernt in ihr besonders die hohe Vorzüglichkeit der spanischen Malerschule kennen. *Die Geistlichkeit.* Der Vf. findet die mächtige Wirkung der Explosion in Spanien, die man allein von dem Charakter der Geistlichkeit herleiten kann, nicht aus der Religiosität der Spanier, sondern aus dem gesellschaftlichen Verhältniss derselben zu dem Volke und ihrer Organisation erklärbar, indem der geistliche Stand, besonders der Mönchsorden dadurch, dass er sich so eng an die Beschäftigungen und die Vergnügen der Nation anschloss, seine Nationalität, und dadurch, dass er sich bey aller Rechtgläubigkeit von dem römischen Stuhle unabhängiger erhielt, und alle Mönchsorden unter sich einiger waren, seine Kraft erlangte, welche das Übergewicht der durch seine Besitzungen und Anzahl vor der Einführung der Inquisition mächtigen und durch die Inquisition noch mächtiger gewordenen Dominikanerordens verstärkte, und wozu die Gestaltung des Inquisitions-Gerichts, als Opposition gegen die Regierung, die Mittel der Empörung lieh. Rec. würde das Klima, die eigene Art der Religiosität der Spanier, die besonders in dem Poetischen und Mystischen der Religion ihre Befriedigung sucht, und dadurch die Existenz und die Macht der Mönche auch als Rathgeber in den Familien begründet, weniger die Unabhängigkeit vom römischen Stuhle, die in Frankreich grösser war, noch die Macht des Dominikanerordens vor der Inquisition, da andere Orden weit reichere Besitzungen hatten, z. B. Benedictiner, noch die Inquisition selbst als Gründe anrufen, da die Macht der Inquisition als politische Opposition so bedeutend nicht mehr war. *Grosser Platz:* auch als gemeine Tafel oder Gesammttisch und als Markt für gewisse Originale der spanischen Kunst merkwürdig. *Hospitäler.* Sie stehen in keiner Verbindung mit der Strassenpolizey, und sind keine Bildungsanstalten. *Der neue König. Pallast.* Dem edeln Stile entspricht die innere Einrichtung. Menge Malereyen riechen, sagt der Vf., nach der Lampe; es fehlt ihnen das Geniale; man findet viel zu loben, wenig zu tadeln, und bleibt doch kalt. *Kaffées.* Meistens schlecht: denn es liegt nicht im Charakter der Spanier, Bekanntschaften zu unterhalten, wofür sie kein besonderes Interesse haben. *Kirchen*: als Versammlungsorte dargestellt, zu gewissen Absichten, wobey man aber fein beobachten muss, wenn man den Betrug merken will. *Gasthöfe.* Warum stellt der Vf. die Kirchen zwischen Kaffées und Gasthöfe? Beide sind schlecht, die Kirchen aber doch in anderer Hinsicht, als der der Versammlung, bedeutend. *Stiergefechte am 27 Jul.* 1808. Was ist nicht von Menschen zu erwarten, die, wenn der Stier einem der Klopffechter die Hörner in die Eingeweide stösst, ausrufen: *bravo bravo Toro!* III) *Rückreise nach Bayonne mit der Armee vom* 30 *Jul. bis* 2 *Aug.* 1808. Der Aufsatz über diese an Gefahren, komischen Auftritten, Beschwerlichkeiten wechselnde Reise ist bekannt. IV) *Die Spanier.* Als Einleitung ein Auszug aus den Briefen des Obristen *Cadahalsco* (*cartas marruecas, Madrid* 1793. 4), den er öfters nachher noch sprechen lässt, und dann die Darstellung des Nationalstolzes, der grösstentheils auf die Unbekanntschaft mit dem übrigen Europa und auf die thatenreiche Vergangenheit seiner Geschichte gegründet ist. Was macht ihr auf unserem Boden? So spricht der Spanier zu jedem Fremden. Wir brauchen euch nicht; wir

kommen ja auch nicht zu euch. Was der Nationalstolz bey der ganzen Nation vereint wirkt, das leistet der Provincialstolz, wiewohl in geringerem Grade, in jeder Provinz. Jede Provinz heisst, so klein sie auch ist, ein Königreich; zum Theil erklärt sich hieraus auch, nach Rec. Urtheile, dass das allgemeine Vaterland nicht, wie in Deutschland, untergegangen ist. Ob es Zartgefühl sey, dass Palomino einen spanischen Grossen, der den Bildhauer Sorrigiano (er hatte aus Unwillen über den niedrigen Preis eine bestellte Madonna lieber vor der Ablieferung zerschlagen) bey der Inquisition verklagte und dadurch seine Verdammung bewirkte, desswegen nicht nennen will, weil er ein Spanier sey, bezweifelt Rec. um so mehr, weil die Erwähnung, dass er ein Spanier sey, schon eine Benennung war, und weil die Furcht, den Charakternamen zu verschweigen, der durch ihn geschändeten Nation keine Gelegenheit gab, ihn als ausgestossen in der Nation still zu betrachten. S. 280 sollte *adios augusta Ciudad* nicht *ich grüsse dich erlauchte Stadt* heissen, die Erklärung aber, warum die Spanier alle anderen Nationen verachten, den Franzosen hingegen die Ehre anthun, sie zu hassen, etwas weniger breit seyn; und der Müssiggang, den *Bourgoing* nur an den Castiliern antrifft, möchte als Nationalfehler schonender Hang zur Unthätigkeit heissen, da die 67 ökonomischen Societäten, die er erwähnt, die aber nach (*Kaufholds*) *Spanien wie es ist* (II Th. S. 178) oft als Parade gelten, und ihre gemeinnützige Wirksamkeit, wie sein eigenes Geständniss von der Provinz Alava S. 61, wider den Müssiggang zeugen. Wir unterschreiben übrigens die Bemerkung als richtig und wahr, dass Männer, die jedes Gebrechen ihres Staats kennen, sich aus nothwendiger Wiedergeburtsscheu auf die Verbesserung der landwirthschaftlichen Administration und Erweckung der Industrie legen, und dass gerade aus dieser Scheu die grosse Anzahl der Societäten und die trefflichen wohlthätigen Anstalten in der Hauptstadt, besonders die ersten (da die Entstehung der letzten auch in dem religiösen Gemüthe ihre Quelle hat), hervorgegangen sind. Der Vf. erwähnt zwey Wohlthätigkeits-Anstalten, die Rec. noch nicht so ausführlich bekannt waren. Ausser der *Assosiacion de Sennoras*, welche den Gefangenen beyspringt, und erst neuerdings einen *Saal de Reservadas* für anständige Verpflegung der Opfer der Verführung und der Sinnlichkeit gebauet hat, giebt es eine *Assosiacion de Caballeros*, die sich, um das Schicksal der Gefangenen zu erleichtern, in mehrere Sectionen theilt, als *Questuadores*, deren jeden Monat 48 (Leute von Stand) beauftragt werden, Almosen in den Strassen zu sammeln; 1802 hatten sie bereits 300,000 Realen zusammengebracht; *Catequistas*, Geistliche, mit dem Unterricht und Erbauung der Gefangenen beauftragt; *Enfermeros*, Krankenwärter und solche, die den Transport der Kranken besorgen; *Inspectores de Taleres*, jedes Jahr gewählt, um den ökonomischen Zustand der Gesellschaft zu besorgen, und die Materialien zur Beschäftigung der Gefangenen anzuschaffen; 4 *Disputados de Comedas*, welche die Ökonomie des Speisewesens besorgen. Ob aber keine Nation die Spanier in den wohlthätigen Äusserungen des Gemeingeistes übertreffe, mag Rec. weder für die Vergangenheit noch Gegenwart behaupten. V) *Erziehung und öffentlicher Unterricht;* meistens schlecht. Die pestalozzische Schule war (Rec. setzt hinzu: besonders alles Andere, was auf Pferde- und oberflächliche Gemälde-Kenntniss Beziehung hatte) mehr eine Liebhaberey des Friedensfürsten; die neue Reform des *real Seminario de Nobles* von 1799 (der Vf. wusste wohl nicht, dass ein Deutscher, *Christian Heergen*, es dirigirt) ist vortrefflich. Das Versinken der schönen spanischen Cultur erklärt sich der Vf. aus den Kriegen, die ausser dem directen Schaden die Finanzen und ihre Mitwirkung zur Unterstützung zerrütteten; als äussere Mitursache mag diese gelten, als innere und dann als National-Ursache aber nicht: denn die innere lag tiefer, da sie noch nicht so weit gediehen war, um ihre Dauer auf Vereinigung mit der Freyheit zu gründen, und als Nationalursache ging das Versinken nicht aus dem Staate aus. Dass alle ehemaligen 22 Universitäten von dem Staate unterstützt werden mussten, und die Reduction derselben auf die Hälfte von dem Mangel an Staatsunterstützungsfonds geboten wurde, sollte wohl nicht auf die Universitäten Salamanca, Alcala, Sevilla u. s. w., die, so viel Rec. bekannt ist, eigene Fonds hatten, auch wohl nicht auf jene Universitäten bezogen werden, die ihre Aufhebung durch Reduction der mit ihnen verbundenen frommen Stiftungen, z. B. Stipendien, abwenden konnten. Die Reduction der Universitäten ging meistens aus dem gesunkenen Geldwerthe und der verminderten Anzahl der Studirenden aus. Unter den erwähnten 13 Akademieen fehlen ausser den Provincial-Akademieen zu Sevilla, Valencia, Valladolid, Barcellona u. s. w., die *Junta general de Medicina et Chirurgia; das Real Cuerpo de Ingenieros Cosmografos de Estado*, und die *Direcion de trabajos hidrograficos*. VI) *Wissenschaften und Literatur:* oder über den Einfluss des Geistes des Zeitalters, die Hindernisse der Cultur und den gegenwärtigen Zustand der Literatur einige (fragmentarische) Ansichten. Der Einfluss eines Jahrhunderts, das sich nach des Vfs. Ausdrucke zu einem *wissenschaftlichen Kosmopolitismus* (soll dieses auf einen wissenschaftlichen Verein der Meinungen und Theorieen, oder auf den Krieg, oder auf die Humanität des Jahrhunderts deuten?) erhob, konnte trotz der entgegenstehenden Hindernisse nicht vermieden werden. Frankreichs Nachbarschaft, die Allherrschaft (höchstens Vielherrschaft, oder vielmehr, da an keine Herrschaft hier zu denken ist, die grössere Verbreitung) der franz. Sprache, die commerciellen Verhältnisse mit den Engländern, die vielen zum Theil wissenschaftlichen (?), zum Theil kirchlichen Verbindungen mit Italien, die Verwandtschaft beider Sprachen musste auf das Erwachen des Geistes wirken, und zunächst eine Vergleichung Spaniens mit dem Auslande herbeyführen. So wenig sich diess mit des Vfs. früheren Behauptungen und mit der Auslandsscheu der Spanier, mit ihrem Nationalstolze verträgt: so wenig scheint sie auch dem Gange des Zeitgeistes angemessen zu seyn, der unsichtbar durch Gefühl der

aus der Sache und den Begriffen zu Tage gehenden Lücken, und einmal erweckt durch Reflexion und Vergleich wirkt. Dass aber Spaniens Cultur nicht nach den gedruckten Werken, da man mit südlicher Bequemlichkeit mehr nach Eigengenuss strebt, und die Strenge der Censur befürchtet, beurtheilt werden kann, und dass in Spanien eine weit grössere Masse von Kenntnissen in Umlauf ist, als man im übrigen Europa gewöhnlich glaubt, hat der Vf. hier und weiter unten überzeugend dargethan. Es ist übrigens gar nicht auffallend, dass in diesem Lande die Gelehrten meistens dem Militärstande und besonders der Marine angehören. Denn in diesen Fächern hat die Publicität nichts zu fürchten, und die Marine als ein dem Spanier zu seinem Wohlstande so wesentlicher Theil konnte dem Scharfsinne, der Tiefe und Lebhaftigkeit des Geistes der Spanier die meiste Nahrung und Beschäftigung geben; und sagt nicht der Vf. schon früher S. 338: „der ewige Kriegszustand und die Aussicht, sich in demselben zu den glänzendsten Stellen zu erheben, verschlang die besten Talente"? Zu den zwey freudigen Erscheinungen in der spanischen Literatur gehören allerdings die Vermehrung der Übersetzungen aus fremden Sprachen, und die Verminderung der theologischen Schriften. Unter den Übersetzungen befindet sich eine von *Gutirriez Tenajas* veranstaltete von *Bacos* Werk *de dignitate et augmentis scientiarum*, dessen Ideen die Spanier in dem 70 Jahre vor Baco erschienenen Werke des Valencianers *Luis Vives de corruptis artibus et tradendis disciplinis* finden wollen. Rec. kennt dieses letztere nicht, kann also auch nichts dafür und dawider sagen. Die verschiedenen Journale, die seit 10 Jahren erschienen, wurden in ihrer Fortsetzung durch den Zwang und die Kosten der Censur unterbrochen. VII) *Das Theater.* Der Vf., der die ungünstige Meinung des Auslandes von den spanischen Decorationen bestreitet, und einen edeln Stil in der Baukunst, einen guten Geschmack in Verzierungen, und grosse Geräumigkeit für die Bequemlichkeit der Zuschauer findet, hat uns von ihrem Operntheater *El Coliseo de los Canos del Peral* nichts, dagegen einen schätzbaren Zusatz zu *Bourgoing* gegeben, wonach die Spanier selbst gestehen, dass ihr Theater im grössten Verfall sey. Sie schreiben dieses den beiden Dichtern, *Lope de Vega Carpio* und *Calderon de la Barca*, zu, deren ungeheure Fruchtbarkeit die Repertorien der Theater auf Jahrhunderte auf Kosten des reinen Geschmacks würden. *Calderon de la Barca* sehen die Spanier bey aller Gerechtigkeit, die sie einzelnen Schönheiten, und der unübertroffenen Gewandheit im Gebrauch seiner Sprache, angedeihen lassen, als den geschmacklosesten, an Menschenkenntniss ärmsten, als den unmoralischsten, und als Muster für die Nachahmung gefährlichsten dramatischen Dichter Spaniens an. Von einem besseren Dichter, *Don Leuardo Fernandez Moratin*, oder nach dem Titel seiner Stücke *Inarca Celenio*, früher schon durch dramatische Arbeiten, später, nach seinen auf Kosten der Regierung in mehreren Ländern Europas angestellten Reisen, durch guten Geschmack und reine Diction, und dramatische Regelmässigkeit seiner Arbeiten ausgezeichnet, theilt der Vf. zwey Proben, die *Scheinheilige* (*la Mogigata*), dem molierischen Tartüffe nachgebildet, und das *neue Schauspiel* oder das *Kaffeehaus* (*la Comedia nueva ò el Caffe*), mit, die bey Allem, was der Vf. für ihren Werth spricht, unter uns wegen Schwäche der Charaktere und des Mangels an Raschheit der Handlung wenig Beyfall finden werden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Siegen*, b. Müller. *Abbildung und Beschreibung eines sehr einfachen Messtisches, Copir- und Reducir-Instruments.* Von *B. v. Pöppinghausen*, grossherzogl. hessischem Forstcommissair. 1811. 20 S. u. 1 Kupfert. 4. (12 gr.)

Der Messtisch des Vfs. hat vor anderen das Eigene, dass er aus zwey über einander geleimten Bretern besteht, die innerhalb eine Falze haben, in welcher sie über eine Scheibe verschoben werden können, um einen auf dem Tischblatt gegebenen Punct um so bequemer über den correspondirenden auf dem Boden zu bringen. Dieser Gedanke ist aber keineswegs neu, weil wir schon lange dergleichen Messtische haben, wenn auch die Vorrichtung für das Verschieben anderer Art ist. Eben so bedient man sich statt hoher Dioptern, welche auf 45 Grade visiren, gewöhnlicher, in deren Visirebene aber ein Faden übergespannt wird, mittelst dessen man über 60 Grad erhabene Gegenstände im Gebirge anschneiden kann. Das Copir- und Reducir-Instrument besteht aus einem Lineal von mehreren Fussen, das in seiner Mitte um eine Nadel beweglich, und auf seiner Face mit einer Eintheilung versehen ist, an welcher man nach Umständen einen Nonius anschieben kann.

Beym Gebrauch steckt man die Nadel zwischen das Original und die Copie fest, dreht das Lineal an denselben an die Eckpuncte des Originals, und liest deren Abstände von der Nadel auf der Eintheilung ab. Von dieser nimmt man nun $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ u. s. w., je nachdem man die Copie auf $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ des Originals machen will, und sticht an der Theilung die correspondirenden Puncte. Von dieser Seite empfiehlt sich diess Instrument durch seine Einfachheit in Construction und Gebrauch.

M. F. T.

TECHNOLOGIE. *Göttingen*, b. Röwer: *Primae lineae technologiae generalis.* Commentat., qua orationem aditialem indicit *J. Fr. L. Hausmann.* 1811. 20 S. 4.

Eine Übersicht der Technologie, nach ihren verschiedenen Abtheilungen. Sie betrachtet die Körper selbst, ihre Verarbeitung und die Producte. Die Körper selbst sind roh oder verarbeitet; die Veränderungen, welche die Körper verbinden können, werden zusammengestellt, ferner die Mittel zu diesen Veränderungen und die Anwendung der Mittel, wo dann von den Handwerkern und Werkstätten die Rede ist, zuletzt auch von den Phänomenen bey der Verarbeitung. Die Producte sind endlich die Waaren. Die ganze Eintheilung scheint Rec. sehr zweckmässig und brauchbar zu einem Faden für die Vorlesungen. In einer so neuen Wissenschaft war es schwer, den lateinischen Ausdruck zu wählen; auch liessen sich vielleicht Bemerkungen über die Ausdrücke *materiae crudae*, *elaboratae*, *processus* und einige andere machen; aber eine neue Wissenschaft mag sich eine neue Kunstsprache schaffen, oder man schreibe über eine solche Wissenschaft in der Muttersprache!

L. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Spanien nach eigener Ansicht im Jahre 1808 und nach unbekannten Quellen von P. J. Rehfues*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VIII) *Polizey.* Der Vf. versteht darunter zu viel und zu wenig, nämlich Alles, was Schaden und Unordnung verhütet. Er beginnt mit der Inquisition, deren Wirkungskreis beynahe grenzenlos, und noch immer mächtig genug war, ja vielleicht dadurch, dass sie seit der franz. Revolution die politischen Meinungen in ihre Sphäre aufnahm, und in dieser Hinsicht ihr Spionensystem so weit, wie möglich, verbreitete, mächtiger geworden ist. Er schliesst dieses theils aus einem bey dem Inquisitor zu Cuenca nach dem Einmarsche des Marschalls Moncey 1808 aufgefundenen Wappen (auf einem Grund von Schwefel, Blut, Feuer stand ein Kreuz, daneben ein Dolch auf der einen und ein Ölzweig auf der anderen Seite), theils aus einer Stelle einer kön. Verordnung vom 8 Junius 1802, wo es heisst: „Es soll kein Jude ins Land kommen, ehe der Inquisition die Anzeige davon gemacht ist, damit diese seine Person und Handlungen *verbergen* (das dem Vf. unverständliche und auf ein stilles Etablissement in den Gefängnissen dieses Tribunals angedeutete Wort *celar* heisst nicht *verbergen*, sondern *in der Stille*, wie *observas* öffentlich *beobachten*) und beobachten kann, mit den bisher gewohnten Formen und Vorsichtsmasregeln." Allein das Erste beweist nichts als das *meminisse juvat*, und der Vf. hätte hier in Deutschland ähnliche Beyspiele, z. B. bey P. Goldhagen zu Mainz, bey Simplicianus Hahn zu Cölln am Rhein oder zu Mühlheim u. s. w., finden können; und aus dem Zweyten folgt nichts mehr, als die Verdächtigkeit der Juden, die man, statt sie wie an anderen Orten Deutschlands geradehin zu vertreiben, oder zu brandschatzen, oder unter polizeyliche, von den Juden zu bezahlende Aufsicht zu stellen, bloss insgeheim und öffentlich beobachten lässt. Eben so wenig möchte Rec. dem Vf. S. 427 darin beypflichten, dass der Zweck der ersten Einrichtung der Inquisition von 1474 (soll heissen 1481) nicht Erhaltung der Religion und ihrer Reinheit, sondern diese nur der Vorwand war, den man einer Anstalt lieh, welche gegen die häufigen, das Land trennenden Factionen, an deren Spitze viele Prälaten standen, errichtet gewesen sey. Denn des Königs Gewalt, die in Ansehung des Klerus unbeschränkt war, bedurfte dieser Mittel nicht, und die Instruction des Gerichts (Siehe *P. Reiss's* Übersetzung derselben aus dem Span., Hannover 1784), wie die damalige Geschichte, widerspricht dieser Ansicht. Was die von der Censur gemachte Eintheilung der Bücher (zu lesen mit Erlaubniss, erst zu reinigende und dann verbotene Bücher) S. 428 betrifft: so ist diese Eintheilung uralt, sie war selbst die in Wien; aber das k. Decret vom 11 April 1805 ist neu, nach welchem für alle im Lande erschienenen und eingebrachten Bücher ein eigenes Tribunal errichtet, und einem aus dem hohen Rath von Castilien ernannten Druckerey-Richter (*Jues de imprenta*) von jedem Schriftsteller bey Einhändigung des Manuscripts 60 Realen für jeden Bogen und bey der Rückgabe desselben das Doppelte, und für das ausschliessende Privilegium noch etwas besonders bezahlt, und 9 Exemplare nach dem Drucke entrichtet werden müssen. Der nicht gestattete Druck zieht die Confiscation aller Brouillons und Papiere nach sich; ausländische Schriften werden an der Grenze unter Sequester gelegt, und nach gehöriger Prüfung confiscirt oder erlaubt, worauf dann 10 Procent Auflage besonders (dieses gilt auch noch von den im Lande erschienenen Schriften) gezahlt werden müssen. Unter diesem Richter stehen 25 Provincial-Unterrichter mit einer Besoldung von 200 Ducaten jährlich. Diese Censur, die sich auch auf die Kupferstiche erstreckt, muss allen Gebrauch der Presse aufheben, und die Ängstlichkeit des Polizeysystems (z. B. es giebt nach Don *Gaspar Melchior Jovellanos* Dörfer, wo die Musik, wo Stöcke auf dem gebirgigen Boden sogar, wo Bälle und Hochzeitschmäuse verboten sind, die Einwohner nach der Abendglocke nicht mehr ausgehen dürfen u. s. w.) muss die nachtheiligsten Folgen haben; dass man dagegen den Verkauf eines antivenerischen Mittels erlaubte, den Gebrauch desselben nur in den Spitälern verbot, und den Verfertiger anhielt, sein Mittel in einem nach seinem Tode zu eröffnenden versiegelten Billet bekannt zu machen, ist so arg nicht, als was bey uns mit Dr. Lenhards Getränken für schwangere Weiber, mit dem Pulver des Traugott Hercules für Schwindsüchtige u. s. w. geschah. Der Vorwurf, dass die Strassen schlecht, bey schlech-

sem Wetter die innere Communication unterbrochen wäre, widerspricht S. 555, wo der Vf. sagt, dass man manche sehr schöne Hauptstrassen angelegt habe, und diese führen von Madrid aus nach den meisten vorzüglichsten Puncten der Monarchie. IX) *Bevölkerung bey dem Ausbruche des Insurrections-Kriegs.* Die Geschichte der Bevölkerung eines Landes sieht der Vf. zugleich als die Geschichte seines Glücks und Unglücks an; Rec., der in diesem Satze zunächst eine vage Bestimmung findet, möchte nach dem Vf. dieses nicht behaupten. Denn Biscaya und Gallizien, als die unfruchtbarsten Provinzen sind verhältnissmässig am meisten bevölkert; die nördlichen besser als die südlichen, und überhaupt hängt der Wohlstand eines Landes nicht von der Zahl (Volksmenge), noch von der Bevölkerung definitiv ab. Die Angaben der älteren Zeit hätte der Vf. gänzlich als unsicher übergehen sollen; und wenn wir ihm auch darin, dass die Entdeckung des neuen Welttheils und die Auswanderungen nach Amerika das Land nicht entvölkert haben, aus dem Grunde Recht geben, dass Gallizien, Biscaya und Navarra, woraus die meisten Auswanderungen geschahen, die bevölkertsten sind: so fehlt unter den angegebenen Entvölkerungsursachen nicht bloss der grosse Klerus, sondern auch die Verbindung mit anderen Staaten, die ausser der Grenze lagen. Er stellt darauf 1) die Reihe der spanischen Staaten nach dem Umfange der Bevölkerung, 2) nach ihrem Umfange in □ Leguas, 3) nach dem Grade der Bevölkerung auf die □ Leg. im Durchschnitt, 4) nach ihrem natürlichen Zusammenhange und ihrer Lage, 5) nach dem Umfange der Küstenausdehnung, 6) nach der Anzahl des Klerus, und 7) der adelichen Besitzer dar. Diese Darstellung, die viel Raum einnimmt, ist, No. 4 mit No. 3 und 1 verglichen, nicht genau, und dann widerspricht diese Angabe den früheren. Z. B. Biscaya hat nach dem ersten Theile 112,371 Seelen, 180 Leguas, hier 111,436 Seelen und 106 Leguas; Alava dort 70,000, hier 67,523 S.; Guipuscoa dort 104,000, hier 104,491 S., dort 33, hier 52 Leguas; und warum ist die Bevölkerung Spaniens S. 490 zu 10,851,075 u. S. 495 zu 9,929,380 angegeben? — X) *Finanzzustand beym Ausbruche des Insurrections-Krieges.* Die Schuldenlast war nicht, wie der *Compte rendu* von *Lerena* 1789 (wahrscheinlich 1787) angiebt, tausend Millionen Realen, sondern 7,194,266,839, oder 1,720 Mill. Livres. Allein, sagt der Vf., mit dieser Schuldenlast hätte Spanien noch lange bestehen können, wenn es sie nicht zu sehr vermehrt, oder wenn es sie ganz von sich abgewälzt (?) hätte; er glaubt, dass die letzten Regenten Spaniens aus dem österreichischen Hause bis auf Karl IV, die keine Verschwender waren, die Niedergesunkenheit des Militärstandes seit 1754 bis gegen die Mitte von Karls IV Regierung, welche keine beträchtliche Ausgabe für die schwachen Heere und für die ebenfalls schwache Marine nothwendig machten, und die Creditlosigkeit der Regierung bey ihren eigenen Unterthanen, wodurch sie in der Verausgabung des Papiergeldes beschränkt wurde, die vorzüglichsten Ursachen sind, warum die Schulden nicht noch höher stiegen. Die Staatseinkünfte zu Ende der Regierung Karls IV schlägt er auf 200 Mill. Livr., das circulirende baare Geld zu 450 Mill. Liv. (abgerechnet das todtliegende Geld) an. XI) *Zustand der Landwirthschaft von 1808.* — Obgleich der Vf. die Möglichkeit der Bevölkerung S. 501 auf 30 Mill., S. 513 noch höher anschlägt: so ist es doch wahr, dass Spanien seinen jetzigen 10 Millionen Menschen kaum zu essen geben kann; denn ein Drittheil der Mundbedürfnisse muss aus dem Auslande geholt werden. Die Ursachen hievon findet er in dem Mangel an arbeitenden Händen (er nimmt etwas übertrieben an, dass 2,267,000 nichtarbeitende Individuen, z. B. Geistlichkeit, Beamte, Studirende dem Ackerbau entgehen), in dem Charakter und der Lebensart (Nichtsthun, Widerwille gegen alles Neue, Gewohnheit, Alles in baares Geld umzuwandeln, und todt liegen zu lassen, Rauchen), in der Unwissenheit (hier widerspricht er dem Obigen), in der Menge von Vorrathsmagazinen *Positos* (er schlägt sie auf 5308 an, ohne zugleich auf die Vortheile derselben Rücksicht zu nehmen), in der Gesetzgebung und dem Geiste der Staatsverwaltung (z. B. Umfang der Ländereyen, Verschiedenheit in Handelsfreyheiten der Provinzen, die Mesta, die vielen Feyertage, in Beschränkung des Handels im Innern), und in dem getrennten Zustande des Ackerbaues und der Viehzucht. Die letztere zeichnet sich indess durch die Schaaf- und Pferde-Zucht aus. Auf die erste lässt er sich nicht weiter ein, als dass er die Merinos unter Alphons XI aus England kommen lässt, wogegen Rec. nur erinnert, dass diese Widder wahrscheinlich unter Peter IV von Arragonien aus Afrika eingeführt wurden. Nach Don *Pedro Pablo Pomar*, der auf Befehl der Regierung ganz Spanien bereiste, um den Zustand der Pferdezucht kennen zu lernen, findet man in den meisten Provinzen kein gutes Pferd mehr, und selbst die andalusischen, die auf 3000 - 7500 Liv. kommen, werden aus Mangel an neuen Mischungen, wegen schlechtes Strohfutters und Wassers, wegen schlechter Verwahrung der Ställe in dem achten Jahre unbrauchbar, Maulthierzucht und Wölfe tragen auch das Ihrige bey. XII) *Industrie.* Ackerbau gehört zwar auch schon zur Industrie; aber der Vf. nimmt sie hier für die veredelnde in Fabriken und Manufacturen, und giebt zugleich die Hindernisse an, die derselben entgegen stehen, und in dem Charakter der Nation und der Regierung liegen. Unter diesen Ursachen würden wir noch die Anlage der Fabriken für königliche Rechnung, die Anlage derselben in den Hauptstädten, die Zulassung von ausländischen Projectmachern, die schändlichen Betrügereyen der Unterhändler, und die Untreue der Unternehmer angeführt haben. So interessant die Übersicht des Fabrikzustandes von 1801 ist: so viel lässt er noch zu wünschen übrig. Von vielen Fabriken erfährt man nichts als den Namen des Inhabers; und obschon der Vf. S. 612 versichert, dass dieses den ganzen Umfang der spanischen Industrie umfasse: so vermissen wir doch ein Resultat; er überlässt dieses sogar den Lesern. Von der Manufactur in Seide spricht er zu generell, von den Fabri-

ken der Seife, des Zuckers, der Spiegel, des Theers, Pechs u. s. w. fast gar nicht. XIII) *Spaniens Handel.* Es kann gegründet seyn, dass die bisherigen Handelsnachrichten von Spanien auf unsicheren Calculs beruhen: aber durch das, was der Vf. darüber sagt, sind wir nicht weiter gekommen. Er giebt die Gründe, die dem Emporkommen entgegen stehen, vollständig an, worunter der Beweis, wie schädlich das verwickelte Mauthsystem ist, durch 3 Tabellen gut durchgeführt wird. In Ansehung des Koloniesystems, wovon er behauptet, dass Spanien ohne Kolonieen politisch grösser, mächtiger und kraftvoller werden würde, beruft er sich auf D. *Rafael Antunez und Acevedos* Werk: *Memorias sobre la legislacion y Gobierno del Commercio de los Espannoles con sus Colonias.* Madrid 1797. Wir hätten lieber gesehen, dass er in historischer Hinsicht *Heerens* Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems, Göttingen 1809 S. 81, 495, 582, und in staatswissenschaftlicher Hinsicht die Werke von *Arnould* mit seinen Meinungen verglichen hätte. XIV) *Landmacht im Jahre* 1807. Sehr detaillirt, und selbst mit Rücksicht auf die auswärtigen Besitzungen. Er schlägt die europäische Macht auf 262,000, die auswärtige auf 153,850 Mann an. Unter den Bildungsanstalten fehlen die Fortificationsschulen, und die Ursachen, warum ähnliche Institute zu Segovia, Ocanna u. s. w. eingingen. XV) *Seemacht von* 1807. Ebenfalls sehr umständlich. Unter den *Bildungsanstalten* sind 3 *Quardias marinas*, jetzt auf 40 Cadetten herabgesetzt, 3 mathematische, 3 Piloten, 17 nautische Schulen; und dann die *Unterstützungsanstalten*, die Direction der hydrographischen Arbeiten, die Marinehospitäler, die Hauptarsenale und Werfte erwähnt. Die Anzahl der Schiffe wird zu 268 angegeben, worunter sich 193 ausgerüstet, 42 Linien Schiffe, 30 Fregatten, 17 Corvetten, 14 Lugger, 56 Kanonirbarken u. s. w. befanden. Es ist aber kein festes Resultat in den Angaben, da mehrere Schiffe als ausgerüstet erscheinen, die es nicht sind, und da der Gesammtzustand S. 728 mit den speciellen Angaben nicht vollkommen übereinstimmt.

Nun folgen *die Beylagen*, und zwar 1) *die Revolution von Aranguez*, 2) *Krieg in Spanien und Portugall*, 3) *historische Betrachtungen über die Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich.* So wenig wir den Werth dieser Darstellung an sich verkennen (denn dafür bürgt schon der Name des Vfs.): so zweifeln wir doch, dass diese Geschichte einst eine Lücke ausfüllen werde. Denn auch weggesehen davon, dass sie schon einen geübten Kenner der vorhergegangenen Geschichte und der handelnden Personen voraussetzt, dass man dem Vf. die unterlassene Anführung der Belege, dass sie ihm seine Weitläuftigkeit auf der einen, seine Kürze auf der anderen Seite, das Wiederholen der Bulletins, das Trennen der spanischen und das weitläuftige Verbinden mit der portugiesischen Geschichte, die mannichfaltigen Wiederholungen und die gesuchten Übergänge, ja auch die Ansicht (die wir treuer nach den Begebenheiten in dem Tagebuch eines deutschen Officiers, s. europäisches Magazin für Geschichte, Politik und Kriegskunst, Nürnberg 1813, dargestellt finden) nachsehen will: so ist der Gesichtspunct der Einheit, woraus er die Begebenheiten ableitet, nämlich der Zeitgeist, um so mehr schief gegriffen, da er ihn nur durch das Streben zum Nützlichen erklärt, und dieses Nützliche dem blossen Gefühle anzuvertrauen, zugleich aber sich in dem Kreise einer nur zweckvollen Bewegung der Kraft herumzudrehen scheint, ohne von der Stelle zu kommen. Wie soll man das verstehen: *die Völker müssen sich frey durch sich zu ihrem Ziele bewegen, und welcher Mittel sich der Zeitgeist dabey bedient, sollte den Menschen wenig kümmern?* Hierauf folgen Auszüge aus Schriften, die die Ansicht des Vfs. wahrscheinlich unterstützen sollen, z.B. aus folgenden: historische Betrachtungen über die Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich, *Reflexiones historicas sobre los relationes entre Espanna y Francia* (aus einem Flugblatt 1808); Urtheile der Nachwelt über die spanischen Ereignisse (*El dictamen que formará la posteridad sobre los asuntos de Espanna*) 1808; Briefe eines verabschiedeten Officiers an seinen alten Freund (*Carto de un oficial retirado à una de sus antiguas Companneros*) 1808; aus einer Schrift: Haben wir zu fürchten oder zu hoffen (*debemus temer o esperar*) *politische Betrachtungen über die Proclamation des Kaisers*; über die Aufhebung der Klöster in Spanien (*discurso sobre la supression de Conventas en Espanna* 1808). Sie alle haben die Absicht, zu beweisen, dass das geographische und fortdauernde Interesse Spaniens darin besteht, sich in natürliche Freundschafts-Verbindung mit Frankreich zu setzen. Sie gehen zugleich, wie die ganze Geschichtsdarstellung des Vfs., dahin, die von Napoleon getroffenen Maasregeln wider andere Ansichten in Schutz zu nehmen. Die letzte Schrift *über die Aufhebung der Klöster* kann, so erfreulich die Meinung des für den Nutzen dieser Aufhebung gestimmten Vfs. auch ist, mit keiner der deutschen Schriften über diesen Gegenstand verglichen werden; sie enthält die alltäglichsten Sachen und Gründe. 4) *Studienplan, welcher* 1807 *den sämmtlichen spanischen Universitäten* (den 11 nicht reducirten) *vorgeschrieben wurde*; ein vollständiges und wichtiges Actenstück, und erfreulich, dass die Vorlesungen in der Chemie nach *Fourcroy*, in der Staatswirthschaft nach *Smith*, im kanonischen Rechte nach *Lakis* und *van Esper* gehalten wurden. 5) *Kurze Nachrichten über die Lebensumstände der vorzüglichsten Maler*, nach der florentinischen, römischen, venetianischen, lombardischen, flamändischen, deutschen und eklektischen oder National-Schule geordnet; es sind ihrer 72 zusammen. Wir können dem Vf. für diese Zusammenstellung und Würdigung, die *Mengs* bey allem Kunstsinne aus Parteylichkeit oder Nachlässigkeit ausser Acht gelassen hat, nicht genug Dank wissen, er mag sie nun ausgearbeitet erhalten, oder durch Sammlung aus *Palomino*, *Ponz*, *Bourgoing* und Anderen, vielleicht auch aus der Sammlung des Don *Antonio de Perral* selbst zusammen gesetzt haben. 6) *Die spanischen Einkünfte ungefähr*

um das Jahr 1600 aus Ambrosio de Salazar Almoneda General de las mas curiosas recopilationes, Paris 1612. 8. Die Summe beträgt 13,048000 spanische Ducaten. 7) *Der portugiesische Dichter Francisco Manoël.* Die Nachrichten von ihm und einige Gedichte, z. B. besonders das vortreffliche Gedicht an die Tugend, sind willkommen, obgleich sie nicht hieher gehören. Zu Lissabon geboren 1734, zur Musik, dann zur Dichtkunst gebildet, ward er durch das Erdbeben von Lissabon 1755 erst den Ausländern, die er herumführte, bekannt; seine Feinde aus Neid über sein Talent und die Achtung, die er genoss, machten seine Gesinnungen verdächtig, wozu sie in seinen Äusserungen über Toleranz und Mönche und in der Übersetzung von *Molieres* Tartüff Stoff fanden. Von der Inquisition vorgefodert, entwaffnet er den Inquisitions-Diener den 4 Jul. 1778, und flüchtet nach Paris, wo er noch lebt. Seiner Werke sind viele, seine Gedichte unter dem Titel *Versos de Filinto Elysio* füllen mehrere Bände; er hat auch die Fabeln von *Lafontaine* und *Wielands* Oberon übersetzt. 8) *Übersicht der spanischen Literatur v. 1800 — 1808.* Nach den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern verdienstlich geordnet, füllt sie eine grosse Lücke in derselben aus. Die medicinische Literatur ist die stärkste, und ausser dem Aufstreben zur höheren Ansicht ist auch das Zusammenarbeiten zweyer Gelehrten an Einem Werke erfreulich.

Das ganze Werk des Vfs., von dem wir mehr Feile erwartet hätten, ist durch wörtliche Auszüge, durch copeyliche Beylagen, und durch Ausdehnung mehr in die Fläche, als in die Tiefe, so gross geworden. Es steht noch in dem Missverhältniss einer Darstellung, die nur fragmentarisch, und einer Sammlung, die nicht beendigt ist. Die Achtung, die wir gegen den Vf. hegen, und die er der einzelnen gerügten Mängel dieses Werks ungeachtet erhalten hat, gebot die Strenge in der Beurtheilung, da wir überzeugt sind, dass er mit uns von Einem Princip ausgehe, wahr zu seyn.

H. P. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

FORSTWISSENSCHAFT. *Leipzig*, b. Köchly: *Anleitung zur Abschätzung und Berechnung des Geldwerthes der Forstgrundstücke, theils zum Behuf der Veräusserung, theils zur Begründung der Anleihen*, von *Georg Friedrich Krause*, kön. preuss. Staatsrath. 1812. 76 S. 8. mit 3 Kupfert. (12 gr.)

Diese Anleitung zerfällt nach der Natur der Sache in 3 Abschnitte, von welchen der erste die Werthbestimmung solcher Wälder betrachtet, die fortan nachhaltig betrieben werden müssen. In Rücksicht solcher stellt der Vf. zuvörderst den Grundsatz auf, dass der baare Werth eines Waldes sich zunächst aus dem baaren Werthe seiner ihm constituirenden Bestände, und aus dem Werthe seines Bodens integrire. Er sieht dabey die Waldnutzungen der Bestände, so wie sie sich nach ihrer Classenfolge in gewissen Perioden und Zeiträumen ergeben, als Renten an, und berechnet so nach der einschlagenden Renterformel den zur Zeit bestehenden baaren Werth eines Morgens für jede Waldclasse, nach einem zum Grunde liegenden Turnus, und Eintheilung der Bestände in Classen; wobey übrigens die Rechnung selbst, nach der Zinses-Zinsrechnung geführt, und zu bequemerem Gebrauch tabellarisch, für jede Classe in 3 Tafeln geordnet ist. Wenn Rec. mit diesem Princip und seiner Anwendung auf die Veranschlagung des Geldwerthes eines Morgens der bestehenden Classen ganz einverstanden ist: so scheint ihm dagegen die Veranschlagung des Bodens selbst nicht mit jenen Principien zusammenzuhängen, und mehr willkührlich als eigentlich aus jenen gefolgert zu seyn. Nach seinen Ansichten müsste der Boden folgendermassen veranschlagt werden. Beutet ein Morgen auf 100 Jahre betriebenen Kiefern-Bestandes bey seinem kahlen Abtrieb 92 Thaler aus: so ist diese Ausbeute der beständigen Rente eines Capitals von 1533 Thaler gleich, das zu 6 p. C. aussteht. Ein Käufer, welcher den abgeholzten Morgen oder die Blösse in dem laufenden Jahre noch in Anbau setzt, hat daher erst nach 100 Jahren von ihm eine Revenue zu erwarten, die mit einem Capital von 1533 Rthlr. gleichachtig ist; er wird daher für ihn nach dem bisher aufgestellten Princip dermalen nur ein Capital werth seyn, das mit seinen Zinses-Zinsen in 100 Jahren auf 1833 Rthlr. hinaufläuft, oder er wird in den von dem Vf. eingeführten Zinsen jetzt $\frac{1875}{e^{100}}$ Rthlr. werth seyn, wo $e = \frac{106}{100}$ ist. Hiezu kommen noch die dermaligen Werthe der Zwischen-Nutzungen der Bestände dieses Morgens, mit 40 - 60 - 80 Jahren, wovon erstere zur Zeit $\frac{3}{e^{40}}$ importirt; dagegen kommen in Abzug die Cultur-Kosten des Morgens, und was sonst noch auf ihn an nothwendigem Aufwand ausgeschlagen werden mag. — Im zweyten Abschnitt, welcher solche Fälle erwäget, wo nach Umständen in Beständen ein *Vorgriff* auf gewisse Zeit und Quantität gemacht werden kann, legt der Vf. die nämlichen Principien zum Grunde. Er taxirt den dermaligen Werth solcher Bestände, und addirt hiezu eine Summe, die sich nach dem Zuwachs für die Dauer ihres Abtriebs proportionirt, und berechnet nach dieser Summe und der Dauer des Abtriebs den dermaligen Werth der Bestände. — Wollte nun der Vf. seinen vorhin aufgestellten Principien getreu verfahren: so musste er den Zuwachs für die Dauer des Vorgriffs abnehmen, und für diese Zeit das jährlich *sich gleich bleibende Gehau* ausschlagen, und so den dermaligen Geldwerth jedes Hiebes berechnen; wo sodann die Summe dieser Geldbeträge für die Dauer des Vorgriffs den baaren Werth der in Vorgriff zu setzenden Bestände integrirte. Bestände, die nachgehends wegen des Vorgriffs überhalten werden müssen, um den Wald auf seinen geeigneten Turnus zu bringen, schlägt der Vf. nach seinen Principien ganz richtig aus. — Der 3 Abschnitt ist solchen Waldungen gewidmet, welche *für die Rodung* hingegeben werden. Da diese in den wenigsten Fällen auf einmal ausgeführt werden kann: so behandelt der Vf. die in gewisser Zeit abzutreibenden Bestände wie im 2 Abschn., und zieht von dem dermaligen Geldeswerth den Aufwand auf die Urbarmachung des zu rodenden Bodens, so wie für die ökonomische Einrichtung, ab. — Ausserdem nun, dass solche Bestände nach Rec. Ansicht, wie zuvor angeführt worden, behandelt werden sollten, tritt in Rücksicht derselben auch der Umstand ein, dass ein solcher Wald *nicht auf einmal artbar gemacht wird*! Der Käufer trägt also die Kosten immer nach einem Turnus, welchen die Cultur nehmen kann, und kann deswegen beym Ankauf nur ein Capital abziehen, das mit seinen Zinses-Zinsen auf die Culturkosten-Summe in der Zeit nach und nach hinauf läuft, in welcher er die übrigens unausgesetzte Cultur jedes Stücks wahrscheinlichst beenden mag.

Rec. ist nicht gesonnen, den Vf. durch die Bemerkungen tadeln zu wollen; er wünscht vielmehr durch dieselben dessen Ansichten zu vervollkommnen, die übrigens sehr empfehlungswerth und für das forstl. Publicum sehr brauchbar sind.

M. F. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

GESCHICHTE.

1) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Nestor. Russische Annalen in ihrer slavonischen Grundsprache:* verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichst gereinigt, erklärt und übersetzt, von *August Ludwig Schlözer*, Prof. der Staatswissenschaften bey der Georgia-Augusta, Geheimen Justizrath, und kaiserl. russ. Ritter vom Orden des heil. Wladimirs. I — V. Theil. 1802 — 1809. 8. (4 Rthlr. 18 gr.) *)

2) Berlin, b. Maurer: *Altrussische Geschichte nach Nestor.* Mit Rücksicht auf *Schlözers* russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. Von *Joseph Müller*, Doctor der Philosophie und Prof. in Braunsberg. 1812. 224 S. 8. (18 gr.)

Schlözer gesteht im fünften Theile seines vortrefflichen Werkes selbst, dass er besser gethan, wenn er für diesen Commentar den Titel: *Erste oder älteste russische Chronik*, gebraucht hätte, nicht aber *russische Annalen* und noch weniger *Nestor*. Bis zum J. 1203 giebt es nur eine einzige russische Chronik, deren erste Hälfte bis zum J. 1110 Nestorn, die zweyte Hälfte dessen drey Fortsetzer zu Verfassern hat. Gewiss hat Nestor nur einerley Exemplar seines Werkes zurückgelassen, das aber nicht mehr existirt. Ohne Zweifel wurden bald nach seinem Tode wörtliche treue Abschriften von dem Originale genommen: aber so alte Copieen sind auch nicht mehr vorhanden. Etwa 300 Jahre nach ihm, fing die neue Classe von Copisten an, die zwar ihr Original (eine ältere Copie) vor sich hatten, aber an unzähligen Stellen im Ausdruck und in Sachen änderten. Sechs solche Abschriften sind nicht sechs russische Chroniken, sondern nur Eine, aber (nach *Schlözers* Ausdruck) durch 6 Abschreiber von jedem auf seine eigene Weise verfälschte Nestors Chronik. Nähere Nachricht von den russischen Chroniken überhaupt gab *Schl.* im 3ten Abschnitte der Einleitung S. 37 — 56, und insbesondere im Vorbericht zum 2ten Theile. Aus 13 Handschriften machte er sich (1761 f.) von vorne herein Abschriften. Die meisten davon sind neu (der Sofianus, der elendeste unter allen, ist vom J. 1682). Mit Recht besorgte also *Schl.* den Zuruf der Kritiker: Eure Arbeit kommt zu früh, Ihr habt nur wenige, nur junge und darunter schlechte Codd.; schaffet mehrere, ältere und bessere herbey. Worauf er (Vorb. VII) antwortet, er hätte diese Foderung nicht erfüllen können, seit einem Menschenalter hätte man vergebens gehofft, dass Andere sie erfüllen würden, und fragt nun: hätte ich besser gethan, wenn ich diese meine wenige und wär' es auch schlechte Codd. ganz ungebraucht hätte liegen lassen? — Und wie, wenn diese erste Probe, bey aller ihrer Unvollkommenheit, in Russland selbst Anlass und Reiz würde, 100 Codd. an Einen Ort zu versammeln, und Leute anzustellen, die sie kunstgerecht vergleichen und ediren müssten? Wie man nun einen verglichenen und reinen Nestor herstellen könne, wird nicht nur im 2ten Anhange (II. 285 f.) gezeigt, sondern im 4 und 5ten Theil weiter ausgeführt, und die Nothwendigkeit einer kritischen Ausgabe gegen *Richter* und *Buhle* bewiesen. Die gänzliche Auflösung des Problems, den verlornen Nestor wieder zu finden, ist zwar nur von Russland aus zu erwarten, wo man die ältesten Handschriften aufsuchen und vergleichen kann; doch sprach auch *Dobrowsky* ein Wort darüber, das beachtet zu werden verdient, in der Abhandlung, die Hr. *Müller* seiner Übersetzung vordrucken liess. Er dringt auf Unterscheidung der Recensionen, die sich bey einer vorläufigen flüchtigen Vergleichung schon ausmitteln lassen. Die neu interpolirten Handschriften müsse man als unbrauchbar gleich bey Seite legen, und so dürfte man nach überdachter Auswahl nicht 100 Codices, sondern etwa nur zwey oder drey der ältesten vergleichen. Hätte *Schl.* auf die Verschiedenheit der Recensionen mehr Rücksicht genommen: so würde er nicht so viele Stellen aus mehreren Codd. ganz haben abdrucken lassen, und noch weniger würde er die Interpolationen aus der nikonischen Handschrift, die er selbst für ein ganz eigenes Machwerk ansieht, so oft neben dem reineren Texte aufgenommen haben. Weiterhin entsagte er seiner Pünctlichkeit, und liess den Cod. Radz. nach seiner treuen Abschrift (nicht nach der verfälschten Ausgabe, Petersburg 1767) als Grundtext abdrucken, worunter er einige bedeutende Varianten setzte. Wir dürfen uns also auf diese Art eines *reinen* Urtextes von Nestor noch gar nicht erfreuen, weil, wie es scheint, alle von *Schl.* gebrauchten Handschriften aus überarbeiteten interpolirten Copieen herrühren. Wer möchte

*) Die ersten 4 Theile des *Nestor* hat bereits *Johannes Müller* in unserer A. L. Z. 1806. No. 56 und den 5ten ein anderer, noch lebender berühmter Geschichtsforscher 1812. No. 75 beurtheilt. Die Aufnahme einer zweyten Recension, zu genauerer Würdigung des *müllerschen* Werkes, (No. 2), wird der Inhalt derselben rechtfertigen.

wohl, um von grösseren Interpolationen Beyspiele anzuführen, die offenbar eingeschobenen Urkunden von den drey Tractaten, des ersten mit Oleg vom J. 912, des zweyten mit Igor vom J. 945, des dritten mit Swatoslaw vom J. 971, für Nestors Worte halten? — In der Beurtheilung der Varianten kann Rec. den Äusserungen *Schlözers* nicht immer beystimmen, da er gewöhnlich die leichtere Lesart vorzieht und die schwerere für Unsinn (oft sehr übereilt) erklärt. S. 64 erinnert er, der Zusatz *sie setzten fest*, den der einzige Codex Pol. 3 hat, könne nicht fehlen, da doch die elliptische Redensart (der Infinitiv mit dem Dativ) verständlich genug ist, und Hr. *Müller* wusste diese Stelle ohne den Zusatz richtig zu übersetzen. S. 108 erklärt er den Zusatz *a v Rusi svoj jazyk* für Unsinn, weil die Russen nicht unter die vorbenannten Völker gehörten. Allein diese Worte sind mit dem Folgenden (unter d.) zu verbinden, und *Schl.* hätte das *bo* (denn) in seiner Übersetzung nicht übergehen sollen. Hr. *M.* behielt das *bo*, liess aber durch ein Versehen den vorhergehenden Satz: aber in Russland ist eine eigene Sprache, aus. Von dem Tribut, den Nowogrod zu bezahlen hatte, heisst es (III. 67) nach einigen Handschriften: welcher auch den Warägern bis auf Jaroslaws Tod bezahlt worden ist; nach anderen: welcher auch *noch jetzt* entrichtet wird. *Schl.* meint, die letzte Lesart habe durchaus keinen Sinn, und doch muss sie als Lesart der älteren Recension der jüngeren vorgezogen werden. Warum sollte die *Steuer* nicht auch noch im J. 1110 entrichtet worden seyn? — Unter den Truppen, die Igor im J. 944 versammelte, werden (IV, 42) Waräger, Russen, Polen, Slawen, Kriwitschen, Wiatitschen und Tiwerzen genennt. Russen und Tiwerzen liess nun *Schl.* mit kleinerer Schrift drucken, weil er beide (ganz ohne Grund) für eingeschoben hält. „Da schiebt der arme, aber auf seine einmal gefasste Grille versessene Unwissende, sagt er, den Namen *Rus* als einen damals noch vorhandenen Specialnamen eines eigenen Volkes ein, da vorhin öfter gemeldet worden, dass es bereits den Generalname der ganzen neuentstandenen, aus mehren Völkerschaften amalgamirten Nation, geworden sey." Allein da hier die einzelnen Völker aufgezählt werden: so mussten auch die Russen, in wiefern sie als Inländer von den auswärtigen Warägern unterschieden waren, ihren Platz füglich einnehmen. Mögen auch die Tiwerzen unerklärlich seyn: wer wird es sogleich billigen, wenn sie Sof. (die elendste Handschrift) auslässt, und mit *Schlözern* sagen, sie thue wohl daran? — — Die deutsche Übersetzung, die *Schl.* unternahm, ist ohne Vergleich richtiger und deutlicher als die in Leipzig 1774 erschienene (monströse) Übersetzung. Nach der Einleitung S. 109 ist diese eine *elende* deutsche Übersetzung des *elenden* russischen Abdrucks der *elenden* radzivilischen Abschrift von Nestor. Doch gab auch *Schl.* mehr als Eine Blösse, und Hr. *Müller* konnte mehrere Stellen wirklich verbessern, indem er *Schlözers* Übersetzung mit dem slawonischen Grundtexte von neuem verglichen hatte. *Sievero* S. 105 ist der eigene Name der Sewerier. Diesen vermengte *Schl.* mit *siever* der Norden, und übersetzte ganz falsch: *Nordwärts von ihnen*, anstatt: *Hernach die Sewerier*, oder nach *Müller*: *Dessgleichen auch die Sewerier, von denen* u. s. w. Th. III, S. 173 ist *sim* nicht der Dativ im Plural, kann also nicht übersetzt werden: *für diese*, sondern *sim* ist der Instrumental des Singulars, und bezieht sich auf das vorhergehende Wort *jazyk*, Zunge, Sprache. Hr. *M.* übersetzte daher richtiger: *in dieser* (Sprache) wurden die ersten Bücher in Mähren niedergelegt. *Schl.* befolgte hier die Lesart einer einzigen Handschrift: *für diese* ist zuerst die Bibel in Mähren übersetzt worden, *preloshena kniga*. Hr. *M.* aber hielt sich an die Lesart aller übrigen Handschriften, *polosheny knigi*, wie er überhaupt auf die ältere Recension mehr Rücksicht nahm. Noch andere Beyspiele anzuführen, würde ermüdend seyn. — Die Bemühungen *Schlözers* um die Erklärung, Berichtigung und Ergänzung der alten Chronik sind ungleich grösser, ungeachtet er auch manche Stelle unübersetzt und unerklärt liess. Die Kosmographie borgte Nestor (C. 1.) den Byzantinern ab, und sein Commentator hat sie vermittelst der aufgefundenen Quellen glücklich erläutert. Da *Slovene* (die Slawen) in allen Codd. nach Illyricum stehen: so darf man sicher annehmen, dass sie von Nestors Hand, und nicht erst später, wie *Schl.* meint, eingeschoben sind. Noch mehr Fleiss hat er auf das Völkerregister (C. 2) verwendet. Nur *Koriuliazi* blieb ihm so unverständlich, dass er nicht einmal eine Vermuthung darüber wagen wollte. Als ihm aber ein anderer Kenner der slawischen Literatur anzeigte, dass darunter *Forojulienses* verstanden würden, liess er sich diese Erklärung (Th. V, 212) gefallen. Nestor leitet die Slawen von Babel her, führt sie an die Donau, indem er die Noriker für Slawen erklärt, weiset ihnen in Ungern und Bulgarien ihre ältesten Wohnsitze an, von wo aus sie sich weiter verbreiten und unter verschiedenen Namen erscheinen. Er nennt Mähren, Böhmen (*Czesi*, der Plural von *Czech*), weisse Croaten (*Chorvati*), Servier (*Serb*), und Kärnter (*Chorutane*). Nun fielen die *Wlachen* (etwa Gallier?) über die Slowenen her, und thaten ihnen Gewalt an. Jetzt ziehen diese weiter, und lassen sich an der Weichsel nieder. Sie heissen *Liachen*, andere davon Polen, andere Lutitsen, Masowier, Pomern. *Schl.* schickt hier zur Erläuterung des Textes *origines Slavicas* voran, und geht dann zur Erklärung jedes einzelnen Namens über, wobey er bemühet ist, Nestors Aussagen mit der wahren Geschichte zu vereinigen. Mit den Wlachen (*Wlasi*, *Wolochi*) hatte er seine Noth; es sollen keine Wälschen, keine Römer, keine Walachen seyn, sondern Longobarden, aber nach S. 120 doch *Walachen*, wobey er endlich (III, 144) bleibt. Auf die Lesart *Volotom*, *Riesen*, nahm er gar keine Rücksicht. Nestor mag irgend etwas von den Einfällen der Gallier in die illyrischen Länder (wohin er schon in den ältesten Zeiten seine Slowenen versetzte) gelesen haben, und dadurch, glaubte er, seyen die Slowenen veranlasst worden, bis an die Weichsel und den Dnepr zu ziehen. Von den nach Russland eingewanderten hiessen einige Polänen, andere Derevier, Dregowitschen, Polotzker, die am Ilmensee

Slowenen, die an der Desna, Sem und Sula Sewerier. Sollte etwa Nestor die Walachen seiner Zeit für Abkömmlinge der älteren Gallier gehalten haben? — Cap. 6 und 7 hat Hr. *Müller*, der aber den Text anders abtheilte als *Schl.*, mit Sternchen bezeichnet, um anzuzeigen, dass er diese Stücke für später eingeschobene Zusätze hält. Die 70 Mündungen der Wolga lassen sich leicht auf 17 herabsetzen, wenn man annimmt, wie Hr. *M.* Note 12 bemerkt, dass vor *desiot* die Partikel *na* (durch nachlässige Abschreiber) wegfiel. — Nach der Legende vom Ursprung der Stadt Kiew (C. 8) folgen drey sehr verdächtige Capitel, wobey wir nicht verweilen wollen. — Bey allen bisher erzählten Volkssagen wusste Nestor keine Jahrzahl anzugeben. Von nun an (C. 15 folgg.) dienen ihm die Regierungsjahre der byzantischen Kaiser zur Richtschnur. Mit K. Michael und zwar mit dem J. 852 fangen nun Jahrzahlen an, mit welchen es aber bis zur Taufe der Olga gar misslich aussieht. Im J. 852 Russlands Anfang, d. i. man fing an Russland zu nennen. Im J. 859 kommen die Waräger und fodern Tribut; sie werden 862 verjagt. Man schickt zu den Warägern, zu den Russen, übers Meer. Rurik kommt mit seinen zwey Brüdern und setzt sich zu Nowgorod. Von diesen Waräger-Russen hat Russland den Namen erhalten. Selbst mit der byzantischen Zeitrechnung sieht es noch zur Zeit sehr misslich aus. Die meisten Jahrzahlen im Nestor sind vor Ruriks Tode (879) falsch (Th. III, 7). Zu den Beweisen S. 179, dass die Russen-Waräger Skandier (Schweden) sind, kömmt S. 204 noch ein dritter, nämlich die Ähnlichkeit der ältesten Gesetze in Russland (*Pravda*) mit den alten schwedischen und dänischen Gesetzen. Rec. setzt noch einen vierten hinzu, die Benennung Kiews *Sambatas* beym K. Constantin. *Sambatas* ist nur aus dem Schwedischen erklärbar. Es ist der Sammelplatz der Boote. — Die Waräger *Askold* und *Dir* nehmen Kiew ein, versammeln viele Russen (Waräger) und ziehen im J. 866 gegen die Griechen. Ausdrücklich beruft sich Nestor auf die griechische Chronik. Schon 1738 erläuterte *Bayer* diesen Zug aus byzantischen Quellen. Bey Hn. *Müller* kam durch ein Versehen S. 83 die Überschrift „zum ersten Mal zogen die Russen gegen die Griechen. Askold und Dir aus Kiew" in den Text. Die Note 25 bey Hn. *M.* ist ganz gegen die sonderbare Behauptung *Schlözers* gerichtet. Nach ihm sind die Ρως, die mit einer Flotte vor Constantinopel erscheinen, nicht eigentliche Russen (Waräger), sondern ein eigenes Volk, ein Volk *sui generis*, eine unbekannte Barbarenhorde, wahrscheinlich ein Küstenvolk. Nach ihm waren Askold und Dir arme irrende Ritter, die erst 862 mit Rurik ins Land gekommen sind, die sich zwar des schwachen Kiews bemächtigten, und in der Folge ein Häuflein anderer Landsleute (Waräger) dahin zogen. Und dieses Häuflein soll sich unterwunden haben, fragt er, das byzantische Reich anzufallen? Allein nach Nestor versammelten sie *viele* Waräger, beherrschten die Polänen (Kiewer), führten Kriege mit den Drewiern und Uglitschen. Und gerade als solche Eroberer, die sich nahe gelegene Völker unterworfen hatten, beschreibt Photius auch seine Ρως. K. Constantin lässt sichs gar nicht merken, dass diese früheren Ρως, davon einige getauft worden sind, von den Russen des 10ten Jahrhunderts verschieden wären. Mit der Zeitrechnung kommt man freylich nicht zurecht, wenn Rurik, Askold und Dir erst im J. 862 ins Land kamen. Allein was hindert uns, die Ankunft der Waräger weiter hinauf zu rücken? — Th. III. Oleg vom J. 879 — 913. Im J. 881 ging Oleg aus Nowgorod. Im J. 882 wird Kiew Haupt- und Residenzstadt. Kiew wird hier aus *Ditmar* beschrieben. Mehr als 400 Kirchen sollen im J. 1018 in der Stadt gewesen seyn. Wie, wenn etwa *Ditmar* nur *quadraginta* schrieb, woraus denn später *quadringentae* geworden sind? S. 79 — 93 gute Nachrichten von Steuern, Pelzgeld, Handel in Nowgorod; fast mehr als zur Erklärung des 6 Capitels nöthig war. — Cap. 9. Ungern ziehen bey Kiew vorbey. Hier lässt sich der Commentator in die *Origines Ungricas* ein; spottet über die unsinnigen Mährchen des *Notarii Belae*, den er einen historischen Eulenspiegel nennt. Die ganze Untersuchung gehörte doch eigentlich nicht hieher. Cap. 10 (Mähren, Swatopluk, Kyrill und Method, Schreibkunst unter den Slawen, Bibelübersetzung) ist sehr ausführlich behandelt worden, wenn gleich dieses ganze Capitel Nestorn nicht angehören mag, wie es *Schl.* zuletzt selbst zu merken anfing. Schade, dass ihm das Leben des bulgarischen Erzbischofs Clemens in griechischer Sprache (1802. 8.) nicht bekannt war! Diess ist eine von den Quellen, aus welchen der Vf. der alten und der ganz neuen russischen Legende Manches genommen hat. Staunen wird doch kein Ausländer über den Fund einer russischen Legende, die, nach den mitgetheilten Auszügen zu urtheilen, in manchen Stücken noch fabelhafter ist als der mährische Stredowsky, den selbst der neue Russe gelesen haben mag. Dass nach S. 209 den Böhmen von dem costnitzer Concilio 1416 der Gottesdienst in der Landessprache verwehrt worden sey, ist wohl nur ein Gedächtnissfehler. Zu Costnitz kam diess nicht zur Sprache, sondern 1433 zu Basel. Das Concilium zu Salona ward auch nicht 1000, sondern etwa 1060 gehalten. — Von dem fabelhaften Zuge Olegs (im J. 907) gegen die Griechen (Cap. 13) wissen die Byzantier nichts. Doch lässt sich *Schl.* die Mühe nicht verdriessen, alle dunkeln Stellen und Wörter darin zu erklären. Selbst der Komet (Cap. 14) ging nicht leer aus. Der Text davon beträgt 2 Zeilen, der Commentar 2 ganze Seiten. Man staunt über die hartnäckige Geduld, mit welcher der Tractat vom J. 912 erläutert wird. Allein wozu soll es dienen, mehrere Übersetzungen neben einander hinzustellen? Auch von diesem Tractate wissen die Byzantier keine Sylbe. Diess ist *Schl.* unbegreiflich! Aber er will über die Ächtheit oder Unächtheit nicht absprechen. Hier thut er ungewöhnlich bescheiden. Hr. *Müller* übersetzte die Urkunde nicht, weil er sie nicht für ächt hielt. Wer möchte sie auch für ächt halten! Sie ist nicht einmal von Nestors Hand, sondern später erdichtet und eingeschoben. — Th. IV. Igor vom J. 913 — 945. Igors verunglückter Heereszug vom J. 941 wird mit byzantischen Nachrichten (auch mit einer fränkischen) verglichen. Der patriotische, vertuschende und übertrei-

bende Russe, sagt Schl., müsse, wenn er von jenem abweicht, aus dem Griechen verbessert werden. Diese Russen, die Igor anführte, hielt Luitprand für Nordmänner, Nestor für Waräger. Die Griechen meinten, dass sie von Franken abstammten, und nannten sie auch *Dromiten*. Wie sie zu dem Namen Dromiten gekommen, könne Niemand erklären. Wohl aber hat diesen Namen schon *Asseman* glücklich erklärt. S. *Calend. Slav.* I. 214, 233. — Über das griechische Feuer führt *Schl.* mehrere Schriften an. Der Russe nennt es *ustrojenyi*, künstlich bereitetes Feuer, und *oliadny* von *oliad*, ein besonderes Fahrzeug, nicht von *ladja*, wie *Schl.* meinte. Die meisten Artikel des verdächtigen Tractats sind wieder, ganz ohne Noth und Nutzen, mit mehreren Übersetzungen versehen worden. Von Nestors Hand kann diese Urkunde nicht wohl seyn. Hr. *M.* rechtfertigt sich in der Note 68, warum er sie ganz überging. Der Pseudo-Joakim im Anhange S. 118 folgg. beschliesst diesen Theil. Von nun an wird wohl Niemand mehr an einen *Joakim* glauben. — Der letzte Theil, den *Schl.* auf seine Kosten drucken lassen musste, weil er keinen Verleger (das erste Mal in seinem ganzen Autor-Leben!) fand, fasst in sich den Zeitraum vom J. 945—980, also die h. Olga, und die zwey Grossfürsten Swiatoslaw und Jaropolk. „Es geht, sagt *Schl.*, mit meinem Nestor (so weit ich ihn zu bearbeiten hoffte, nämlich bis zu Jaroslaws Tode im J. 1054) zu Ende, wie mit mir selbst: ich muss eilen. Desto mehr Leid thut es mir, dass ich mit dem 5ten Theile habe zögern müssen: aber ich hatte auf die in Moskwa schon im Publico angekündigte Ausgabe eines verglichenen Nestors, von einem Jahr zum anderen, wiewohl vergeblich gewartet." Schade, dass der rüstige Commentator sein Pensum mit den drey Grossfürsten Vladimir, Sviatopolk und Jaroslav, wobey exotische Belesenheit unerlässlich ist, und wozu er sehr viel zu sammeln das Glück hatte, nicht schliessen konnte. Da es ihm an Chronikenabschriften fehlte: so wollte er sich mit seinem ärmlichen Vorrath nicht lächerlich machen, und triumphirenden Kritikern aussetzen. Sehr zu billigen ist es, dass er in diesem Theile nur auf bedeutendere Varianten Rücksicht nahm, und nicht bey jeder Gelegenheit die Sünden der vorigen Ausleger rügte und wörtlich anführte. Doch konnte er auch hier das Polemisiren nicht gänzlich unterlassen. Das letzte Wort über den Plan, einen verglichenen Nestor zu schaffen, an Hn. Prof. *Buhle*, und der Anhang, dass Waräger keine Chasaren sind, gegen Hn. *Ewers*, sind derbe Beweise davon. Die Übersetzungen aus den Byzantiern, die doch zur alten russischen Chronik gar nicht gehören, sondern erst neuerlich von einem unbekannten Compilator in den nikonischen Codex eingeschoben wurden, hätten weder hier noch in anderen Theilen abgedruckt werden sollen. — Die Geschichte der h. Olga ist ein Meisterstück von kritischer Behandlung. Dass *Schl.* sie von Mährchen, die den Menschenverstand empören, säuberte, mag immer verdienstlich seyn; aber richtiger sind die treue Benutzung der neu eröffneten griechischen Quelle, aus der er die genaue Beschreibung der Audienzen, die Olga am kaiserlichen Hofe in Constantinopel hatte, gegeben hat, die höchst wahrscheinliche Bestimmung des Taufjahres 955 gegen *Thunmann*, endlich die Religionsunterhandlungen dieser grossen Fürstin mit dem deutschen Kaiser Otto I im J. 959. — Swiatoslaw's Krieg mit den Griechen 970—972 wird aus byzantischen Nachrichten erläutert und berichtigt. Die russische Chronik kommt hier, wenn man ihre lächerlichen Gasconaden mit dem Ausgang des Kriegs zusammen hält, in den Verdacht einer muthwilligen Verdrehung der Begebenheiten aus Patriotismus. Die Urkunde über den Vertrag Swiatoslaws (Cap. 11) nennt *Schl.* einen zerrissenen Lappen. Sie ist wohl nicht von Nestors Hand, sondern später erst in den Text eingeflickt. Bey Hn. *Müller* ist der Anfang des Einschiebsels nicht bezeichnet worden, sondern nur das Ende. Der unverschämte Interpolator schreibt dem russischen Grossfürsten auch schon eine goldene Bulle zu. *Schl.* meinte, die letzten Zeilen in dem Fragment gingen nur den griechischen Kaiser an, weil sich in Swiatoslaws Canzley keine goldene Bulle fand. Allein im ganzen Vertrage, wie schon Hr. *M.* bemerkte, spricht der russische Grossfürst; und da der Interpolator den Bojaren Siegel beylegt: so wollte er den Grossfürsten durch eine goldene Bulle auszeichnen. Alles ist freylich, wie das ganze Concept, patriotische Erdichtung. Die goldene Bulle nennt der Russe *pinechrusa*. Bey *chrusa* dachte *Schl.* an χρυσοβουλλον, aber zu *pine* wusste er keinen Rath. Wahrscheinlich ist *pine* aus φοινικα verkürzt. φοινικα γραμματα sind die rothen Buchstaben, mit welchen die griech. Kaiser Urkunden unterschrieben. Der Vieh-Gott heisst im Texte *Volus*, in den Varianten *Vlas*, *Vlasaj*. Er soll eigentlich *Veles*, nach russischer Mundart *Volos* (nicht *Vlas*) heissen. Da *Schl.* Anderen vorgearbeitet hat: so waren manche Fehler fast unvermeidlich. Daher berichtigte er sich in späteren Theilen häufig selbst, und nahm auch Anderer Berichtigungen, wie hier im Anhange S. 112 f., willig und mit Dank auf. Hr. *M.* suchte *Schlözers* ausführliche Bearbeitung der alten Chronik, laut der Vorrede, zu einem leicht zu übersehenden, richtigeren und trotz seiner Kürze vollständigeren Ganzen umzubilden. Er brachte die fünf Theile des *Schlözerischen* Werks nicht nur in einen Auszug von wenigen Bogen, sondern er berichtigte auch an manchen Stellen die deutsche Übersetzung, indem er sie von neuem mit dem Originale verglich, und eine vorzüglichere (ältere) Recension des Textes befolgte. Seine Übersetzung reicht auch acht Jahre weiter, bis zum J. 988, d. i. bis auf die Taufe Wladimirs. In einigen wenigen seiner Noten (119 an der Zahl) wird selbst *Schl.* zurecht gewiesen; einige andere erläutern das 10 Cap. im Oleg, welche mit *Dobr.* (*Dobrowsky*) unterzeichnet sind. Doch sind die meisten aus *Schlözers* Commentarien, die jedem Geschichtsforscher unentbehrlich bleiben, entlehnt worden. Die vorangeschickte Abhandlung, die Hr. *Jos. Dobrowsky* zum Verfasser hat, beschäftigt sich mit der Aufgabe: wie soll Nestors Chronik aus so mancherley Recensionen des Textes, die in Handschriften zu finden sind, *rein* hergestellt werden?

— br —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

PÄDAGOGIK.

WINTERTHUR, in Commission b. Steiner: *Die sinnlichen Wahrnehmungen, als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache.* Ein Handbuch für Mütter und Lehrer, von *W. C. C. von Türk.* 1811. XXIV u. 192 S. mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. war einer der ersten Freunde und Beförderer der pestalozzischen Methode. Demnach ist wohl nicht überflüssig zu sagen, dass die vorliegende Schrift von einem Jeden benutzt werden kann, der, nicht ganz erhärtet im Alten, aus den Fortschritten der Zeit die Erziehungs- und Unterrichts-Mittel wenigstens einigermasen beleben oder bereichern will. Dieselbe enthält für das Bezeichnen sinnlicher Wahrnehmungen, also auch für das Bilden in diesen (denn beides fällt nach Gebrauchszeit und Bestimmung solcher Schriften häufig zusammen) eine Materialiensammlung, wie wir sie so geordnet und in solchem Umfange noch nicht besitzen, wenn gleich schon lange, insbesondere aber seit Basedow, an solchen Materialien gesammelt und mit ihnen gewirkt worden ist.

Das Buch zerfällt, wie es dem Gegenstande angemessen ist, in 6 Abschnitte, wovon die fünf ersten den einzelnen Sinnen gewidmet sind, der sechste aber Wahrnehmungen durch mehrere Sinne oder wechselseitige Beziehungen derselben enthält. Die nähere Entwickelung des Sichtbaren geschieht in 51 Paragraphen, deren jeder allerdings einen wesentlich verschiedenen Stoff oder doch eine neue Seite des früher vorkommenden entwickelt. Die hieraus sich ergebende Reichhaltigkeit der Behandlung glauben wir besser zu belegen, wenn wir hie und da einigermassen in das Detail eingehen, als wenn wir die ganze Reihe der §§. nach dem Inhalte verzeichneten. Auch wird uns diese Behandlung Gelegenheit geben, einige Wünsche, die wir für die Vervollkommnung des Buchs etwa zu machen haben, beyläufig vorzulegen.

§. 1. *Von den durch den Sinn des Gesichts wahrnehmbaren Eigenschaften der Körper im Allgemeinen.* Zuvörderst heisst es hier: „Durch den Sinn des Gesichts bemerken wir an den Gegenständen der Natur: A. den Ort, wo sie sich befinden. B. die Gestalt. C. die Farbe. D. die Richtung, die sie nehmen, wenn sie sich bewegen." Indessen folgen in diesem §. 1 nur die Eigenschaftswörter für die Gestaltung der Körper, je nachdem sie z. B. gross, hoch, lang, breit, spitzig, eben, oder klein, niedrig, kurz sind, und der rubricirte übrige Stoff wird in der Reihe der folgenden §§. entwickelt. Eigentlich gehörte also jene allgemeine Bemerkung und Einleitung vor den §. 1. Mehrere in dieser Art vorkommende Spuren von einer wahrscheinlich versuchten mehrfachen Anordnung des Werks wird eine zweyte Auflage leicht tilgen lassen. Unter jenen Hauptrücksichten fehlt nun aber, nach unserer Meinung, eine wesentliche: die *Beleuchtung*; unter welcher eine nähere Auseinandersetzung über *Licht und Schatten* hätte erfolgen können: ein Gegenstand, dessen besondere und genauere Behandlung nicht nur die Vollständigkeit einer Schrift dieses Inhaltes fodern dürfte, sondern der auch sehr nützlich erläutert werden kann, und auch als Etwas, was sonst in der Fassung der Kinder dunkel oder halb bewusst stehen bleibt, allerdings verdeutlicht werden sollte.

Nachdem der Vf. die vorgedachten Eigenschaftswörter zweckmässig erläutert hat, bahnt er sich den Weg, um zur Auffassung einzelner Körper zu kommen. Da er nun bey dieser Auffassung auf die einfachsten Bestandtheile, aus welchen Form wird, zurückgehen und von ihnen anheben wollte, bey diesem Verfahren aber die zuerst in Betracht kommenden *Linien* auf die *Richtungen* sich bewegender Körper zurückführen, und solchen Richtungen wieder Ortsveränderungen zum Grunde liegen: so erläutert der Vf. zunächst §. 2 die Begriffe, durch welche *Ort, Stelle und Lage* der Körper bezeichnet werden; die Begriffe von oben, unten, gegenüber, dort u. s. w., wovon leicht einzusehen, wie sie, wegen ihres nothwendigen vielfachen Gebrauches, den nachfolgenden Bezeichnungs-Rubriken nützlich vorausgeschickt werden. — §. 3 u. f. wird nun über die *Richtung der Körper* und ihre *Bewegung*, sodann über die *Linien* selbst das Wesentliche beygebracht, um mit der Auseinandersetzung der hieher gehörigen geometrischen Begriffe im §. 18 bis zur *Flächenverbindung* und im §. 19 zu *regelmässigen Körpern* zu kommen, worauf dann die *Verbindung erhabener Flächen* §. 20, so wie die *Verbindung erhabener und ebener Flächen* §. 21 zu den *unregelmässigen* Formen leitet, zu deren Bezeichnung in den folgenden §§. (bis §. 30) viel Zweckmässiges beygebracht wird. — §. 31 — 39

folgt die Auffassung von *Farbe und Glanz.* Eine völlig genaue Behandlung würde diese beiden wesentlich verschiedenen Dinge wohl sondern, und den *Glanz* einen eigenen Zwischenabschnitt zwischen jenem Abschnitte von der Beleuchtung oder von *Licht und Schatten* (den wir schon oben hinzugefügt wünschten) und einem andern von den *Farben* bilden lassen. Bey dieser dem Gegenstande gewidmeten näheren Behandlung könnte dann das *Spiegeln* der Körper, als ein zweckmässig benutzter oder auch eigends gebildeter Glanz, näher aufgefasst werden, das um so zweckmässiger geschehen würde, da Kinder mit diesem Spiegeln der Körper, bey dem Täuschenden der Wirkung, häufig sehr verwirrte und dunkle Vorstellungen verbinden.

Diese Bemerkung soll den Werth des mit soviel Einsicht, als Liebe und Fleiss gearbeiteten Werks nicht schmälern, sondern das Interesse, welches wir an demselben nehmen, beweisen, und ein Beytrag zu dem eigenen auf Vervollkommnung des Gegenstandes gerichteten Wunsche des bescheidenen Vfs. seyn.

In den folgenden §§. wird nun von den *Bewegungen der Körper* nach den damit verbundenen und hier aufzufassenden Gesichtseindrücken gehandelt; auch noch das für diese Bildungsperiode Passende von *Himmelsgegenden* und vom *Umfange der Aussicht* hinzugefügt.

Über die Behandlung der übrigen Sinne bemerken wir nur, dass uns bey derselben ein gutes *Mass* bewiesen scheint, was schon die sparsamere Bearbeitung des Gehörsinns kenntlich machen kann. Insbesondere aber kann mit der absichtlichen Cultur der niederen Sinne leicht gesündiget werden. *Alles Absichtliche* scheint hier beynahe auf diejenigen Subjecte beschränkt werden zu müssen, die an einem solchen Sinne gebrechlich sind, und der Nachhülfe *bedürfen.* — Sehr zweckmässig hingegen wird ein Nachtrag über *die Zeit* der Erscheinungen hinzugefügt, wobey von *gestern und heute, früh und spät, vor und nach* u. s. w. nützliche Erläuterungen gegeben werden. Wer selbst an Kindern solches Alters Erfahrungen gemacht hat, wird in allem diesem den richtigen Sinn des wahrhaft erfahrnen Mannes zu schätzen wissen, auch unseren Wunsch theilen, dass der Vf. die erwartete Aufmunterung erhalte, um seine angekündigte Absicht einer Erweiterung oder Ergänzung des Buchs auszuführen. Nach derselben würden dem, was jetzt gegeben worden, eine Auffassung und Bezeichnung der Naturerscheinungen, nach Ursache und Wirkung, in einem 2n Theile, so wie die Sprachbezeichnungen für die innere Anschauung, desgleichen die Sprachgesetze, oder eine allgemeine Sprachlehre in einem 3n Theile hinzugefügt werden.

Ml.

WINTERTHUR, in der steinerschen Buchhandlung: *Über Volksbildung.* 1805. XII u. 63 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser Bogen will in einem plattwitzelnden Stile die neumodischen Erziehungsentwürfe in ihrer Blösse darstellen, und gedenkt mit den einseitigen Enthusiasten, die er Studentenstimmen nennt, sein Späschen zu treiben: denn vor [illegible] reichen Gründlichkeit, wi[illegible] in seinem Werke aufstellt (man sehe die [illegible]ge dieses ungründlichen Buchs in dieser Zeitung (1805. Nr. 13 — 15), hat er allen Respect. Viele von diesen Schwierigkeiten, die der Vf. anführt, beruhen aber nicht minder auf Missverständnissen und Einseitigkeit. So nennt er z. B. die tausendfach verschiedenen physischen und *moralischen Beschaffenheiten* (?) der Menschen als Verhinderung einer allgemeinen Bildung. Allein wer bemerkt nicht, dass bey jener Erziehung nicht die Rede ist von dem Entwickeln des Einzelnen zum Bewusstseyn seiner geistigen Individualität, wobey freylich kein allgemeines, d. h. überall gleiches Verfahren gebraucht werden kann, sondern nur von dem allgemeinen Zwecke, den Glauben und das Bewusstseyn eines Geistigen überhaupt, und das Vorhandenseyn einer aus diesem geborenen Kraft möglich zu machen? Denn die lebendige Gestaltung derselben zur Individualität bey jedem einzelnen Individuum konnte auch von solchen, nur an das Allgemeine gerichteten Vorschlägen nicht bezweckt werden. Dass nun die häusliche Erziehung, durch welche das Erste wie das Zweyte möglich gemacht werden muss, durch ihre gewöhnliche Beschaffenheit ein Hinderniss ist, darin wird man dem Vf. beystimmen, weil hier Unerzogene erziehen sollen. Denn so würden wir uns lieber ausdrücken, statt mit dem Vf. eine gewisse positive, sich als Race forterbende Beschaffenheit der Menschen zu den Hindernissen zu zählen: denn er meint, die Kinder seyen als organische Wesen treue Erben ihrer Ältern; List, Schlauheit, Heiterkeit u. s. w. erbten sich fort. Aber dieses Forterben wird doch hoffentlich in der freyen Gemeinschaft begründet seyn, nicht in dem Organismus. Ob aber diese Schwierigkeit eine absolute sey, und nicht bloss eine der bestimmten Zeit angehörige, müsste doch der Vf. wohl erst beweisen. Geleistet ist diess gewiss nicht durch die alte, schwankende Behauptung, dass der Mensch der Mehrzahl nach ein Mensch d. h. (?) sinnlich sey und irdisch, von dem Irdischen umfangen und an dasselbe gebunden, indem ja das Irdische das recht ächt Wirkliche, ja die Wirklichkeit (?) selbst sey, das Vernünftige aber nur ein Gedanke. Diess wird doch wohl nicht zu den Hindernissen der Bildung gerechnet werden? Denn es ist ja eben eine solche Gesinnung und Ansicht die Negation aller Bildung ganz und durchaus, die Vernichtung derselben in der Wurzel. Rechnen, Schreiben, Geographie und, so Gott will, auch die Naturgeschichte, sind ja doch nur immer technische Hülfsmittel, und nichts weniger als die Bildung selbst. Hiedurch wird die Bildung nicht etwas Selbstständiges, sondern wird nur angesehen als eine vermehrte Brauchbarkeit. Von einer solchen Einseitigkeit ist auch die Erklärung, welche der Vf. aufstellt, nicht frey, nach welchem die Erziehung die Bestimmung der Thätigkeit ist, den ewigen Gesetzen des Rechts und der Pflicht zu gehorchen. Der Vf. fügt hinzu, sie werde befördert

durch Anordnung solcher Verhältnisse, in welchen die Erreichung dieses höchsten Zwecks möglich wird. Wir vermuthen, dass d. Vf. durch diesen Zusatz die Schwierigkeit aufheben wolle, die er daraus herleitet, dass die Armuth und der Mangel auf der einen Seite durch Entbehrung, und der Reichthum auf der anderen durch Überfluss den Menschen an das Sinnliche fessele und ihn darin versenke: ob er gleich nach andern Äusserungen diese Schwierigkeiten für absolut hält, indem er daraus die sinnliche und planlose häusliche Erziehung herleitet, welche nach seiner Meinung nicht aufzuheben ist. Nun kann zwar mit Recht die äussere Cultur mit ihren Bedingungen, als Träger der inneren, gefodert werden; aber vom Reichthum gilt nicht nothwendig, dass er solche störende Einflüsse zeige, sondern diess wird wiederum durch die Nichtexistenz der Bildung geschehen, und also in solchem Sinne kein Hinderniss der Bildung seyn. Gut möchte es also wohl seyn, bey diesen letzteren Ständen mit der recht gründlichen Bildung anzufangen, da von ihnen das Streben ausgehen muss, jenen gefoderten äusseren Zustand bey der andern Classe hervorzubringen. Wie wenig aber der Vf. über diese Verhältnisse mit seinen Ansichten im Klaren sey, geht aus der sonderbaren Deutung hervor, welche er der Antwort seiner Gegner auf diese Schwierigkeit giebt. Nämlich durch die Bildung solle die Verschiedenheit der Stände hinwegfallen, das heisse, dasjenige solle entbehrlich werden, was jetzt auf der Erde gelte, Reichthum und Armuth, äusseres Ansehen und Ehre. Hier ist wohl dem Vf. zu wünschen, das Sittliche von dem Bürgerlichen, d. h. das Innere von dem Äusseren zu trennen, und in diesem letzteren das Zufällige von dem Nothwendigen. Der Ort erlaubt nicht, dieses weiter auszuführen, sondern nur daran zu erinnern. Ohne eine solche Erinnerung können wir nun zuletzt die absolute und wesentliche Trennung nicht lassen, welche der Vf. zwischen einer Bildung des Herzens und des Verstandes annimmt. Den Verstand bilden, heisst ihm nämlich, den Verstand mit beliebigen Gegenständen bestimmen, z. B. mit naturhistorischen, mathematischen, philosophischen Begriffen (!!); darin lässt sich ganz sicher die lebendigste Überzeugung hervorbringen, und diese Bildung bleibt Zeitlebens ein Eigenthum dessen, der sie empfangen hat. (Äusserlicher und objectiver kann doch die Verstandesbildung wohl nicht gefasst werden.) Die Bildung des Herzens dagegen ist so zufällig, dass *eine* leichtsinnige Stunde die Frucht mühevoller Jahre zerstören kann. Abgerechnet, dass diess eine gänzliche Unkunde über das, was der Vf. Bildung des Herzens nennt, voraussetzt, findet er sich auch im Widerspruch mit sich selbst. Denn seine Herzensbildung ist am Ende und wie ganz natürlich nichts weiter als Verstandesbildung in seinem beschränkten Sinne, die er doch so unwandelbar und unveränderlich geschildert hat. Denn, sagt der Vf., wo er die Veranlassungen anführt, welche die Bildung des Herzens leicht zerstören, wenn die Erzogenen in reiferen Jahren thöricht von Gott reden, und das, was ihnen von früher Jugend an als das Heiligste *vorgestellt* (?) worden, unheilig behandeln hören, was werden sie dabey denken? u. s. w. Also das Denken, die Ansicht, ist das Veränderliche. Wider seinen Willen gesteht der Vf., dass die Selbstständigkeit des Handelns nur mit der Selbstständigkeit des Denkens eins ist, die aber freylich nicht durch Bestimmung des Verstandes mit beliebigen Gegenständen erreicht wird, so wenig als die Bildung des Gemüths durch das blosse Vorstellen und Beybringen. Wie aber das alles erreicht werde, wird der Vf. dann einsehen, wenn er folgende von ihm geschriebene Behauptung, woraus er das Misslingen der Bildung ableitet, als ganz verworren einsieht, dass nämlich der Mensch in der Theorie für besser gehalten werde, als er in der Wirklichkeit ist, denn die Theorie behandle ihn als Vernunftwesen; in der Hauptsache sey er aber ganz sinnlich, daher der Mensch die ihm als einem Vernunftwesen beygebrachte Theorie in dem männlichen Alter handelnd mit der Sinnlichkeit vertausche!!! — Ein so lockeres und loses Gewebe dieser Bogen, die wir geprüft haben, ist aber nur das Schauende; denn der Vf. gedenkt noch ein grosses Stück, das er schon verarbeitet, mitzutheilen, mit eben so schlechten Mustern und nicht feiner ausgesponnenem Gespinst. — Nicht wahr, mein Herr Recensent, (S. XII der Vorrede) Sie werden das Schweigen für einzig vernünftig halten? (Antwort und zugleich ein Pröbchen von des Vfs. spasshaftem Tone S. 20, 62) Amen, es geschehe, Punctum!

Wn.

Schneeberg, in der neuen Verlagshandlung: *Meine Freystunden. Den Kindern gewidmet.* 1803. 1 Bändchen. VIII u. 256 S. 2 Bändchen. IV u. 332 S.

Der Vf. dieser Schrift (er nennt sich am Ende der Vorrede *Collenbusch*) merkte, dass seine Kinder, deren Erziehung er grösstentheils ihren Lehrern überlassen musste, ausser den Lehrstunden die meiste Gelegenheit zur Verbildung in dem Umgange mit gewöhnlichen Menschen, die er nicht ändern konnte, fanden. Sie dagegen zu sichern, suchte er sie mit der Welt (zwey Knaben und ein kleines Mädchen?!) bekannter zu machen, indem er ihnen Gutes und Böses, Edles und Niederes, Thörichtes und Kluges, Anständiges und Unanständiges von dem Menschen in den Morgenstunden erzählte. Bey etwas reiferem Alter der Kinder sah er sich veranlasst, über die Jahre der Kindheit hinauszugehen, und sich zu solchen Vorträgen vorzubereiten. So entstanden diese *Freystunden.*

Wir wollen die Frage, ob solche Privatübungen auch gedruckt werden mussten, hier unberührt lassen; allein nach unseren vieljährigen Erfahrungen hat das jugendliche Alter für so praktische Wahrheiten, als hier vorgetragen werden, wozu nur die Erfahrung im reiferen Menschenleben erst Bild, Zeichen, Wort und Sinn ertheilet, kein Fassungsvermögen; und wie uns dünkt, ist es ein wahrer Gewinn für die stufenweise Vervollkommnung des Menschen, dass dieser praktische Weltkennerblick der Knabenseele

noch gänzlich mangelt. Wer also, wie hier der Vf., für nöthig hält, den Unmündigen, so frühzeitig — zur Sicherung ihrer Unschuld, — über die wichtigen Angelegenheiten und Handlungsweisen der gewöhnlichen Weltmenschen nach allen ihren feinen Nuançen Unterricht und Aufschlüsse zu geben, sie bey Zeiten mit solchen Lastern, über welche sie noch gar nicht urtheilen können, bekannt zu machen, der läuft Gefahr, sie entweder selbst, ohne seine Absicht, darin zu unterrichten, oder er giebt zu erkennen, dass er selbst, was zur praktischen Welt- und Menschen-Kenntniss gehöre, nicht gehörig erwogen habe. Als Physiolog und praktischer Arzt sollte der Vf. die sich allmählich wechselseitig ergreifenden, anregenden und wirkenden menschlichen Kräfte besser kennen, und beyspielvoll solche unvorsichtige, der sich langsame ntwickelnden Menschennatur ungemäse, offenbar nachtheilige Treibhauserziehung lieber entfernen als befördern helfen. Er und viele andere gute, gereifte Männer sind auf ganz anderen Wegen zu jenen grossen, schönen, praktischen Erfahrungen gelangt, ohne dass ihrer Knabenseele solche starke Kost, wie z. B. im 1 Th. *der Denkspruch*, der *Wegweiser*, *die Reise ins Bad*, *das Erbgute im Menschen* u. s. w., im II Th. *der Jude Salomon*, *Herr von Grimmeisen*, *die Welt*, *die Ehe*, *der Schweizer*, *der Ehrgeiz* u. s. w. wäre gegeben worden. Der flatterhafte Knabe hört und lieset sie wie chinesische Wörter, und die junge Seele entlediget sich noch zum Glück dieser unverdaubaren Speisen, welche noch ganz andere Organe und Kräfte erfodern. Selbst die für Kinder viel zu altkluge, weitschweifige Art und Weise zu erzählen, welche nicht selten in die Geschwätzigkeit eines schwachen Alten ausartet, und die fehlerhafte, sehr oft gegen die ersten Regeln der Sprachlehre sündigende Schreibart, beweiset hinlänglich, dass der Vf. sich wahrscheinlich in unbekannte Sphären gewagt habe. Auch das jetzt so gemein werdende pädagogische Pfuschen wird, wie das medicinische, gewiss seine unausbleiblichen traurigen Folgen herbeyführen!!

Φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Dillingen*, b. Brönner: *Gelegenheitsrede über Erziehung* (,) bey der öffentlichen Preisevertheilung an der königlich bayerischen Lehranstalt zu Dilingen (Dillingen), feyerlich vorgetragen von *Joseph Röckl*, Prof. der Pädagogik, Ästhetik und Geschichte daselbst 1806. 42 S. 8.

Der Vf. wollte in dieser Rede der hochansehnlichen und verehrungswürdigen Versammlung die wesentlichen Eigenschaften angeben, welche ihre Söhne besitzen müssten, wenn sie der Aufnahme in die gelehrten Hallen der dillingschen Lehranstalt würdig seyn wollten. Diese Eigenschaften sind: 1) dass sie *körperlich gesund*, 2) dass sie *verständig*, 3) dass sie gefühlvoll und *sittlich* gut, und 4) dass sie schon in einem gewissen Grade *religiös* den Händen der Lehrer übergeben werden. Wenn der Redner nun gleich den Ältern Wahrheiten ans Herz legt, die ihnen nicht oft und dringend genug empfohlen werden können: so hätten wir doch gewünscht, dass er es in einem weniger pretiösen Stil, ohne so grelle Übertreibungen und mit Vermeidung aller mühsam erhaschten Paradoxen gethan haben möchte. So heisst es z. B. Seite 16: „Man studirt sich ordentlich müde, um für jede einzelne und besonders sinnliche Neigung des Kindes gleich bey der ersten leisen Regung derselben, zur augenblicklichen Befriedigung, auch in (auf) der Stelle eine besondere *Lustquelle* offen zu halten." Da, wo er von der Sorglosigkeit vieler Ältern spricht, sagt er, Seite 18: „Sie lassen ihre Kinder in Schlupfwinkeln, in den so bekannten *Werkstätten des Lasters* und *grober Sünden* umher schweifen." Von den verunglückten Paradoxen, aus denen man zugleich den Stil des Vfs. kennen lernen kann, nur einige zur Probe. S. 18: „Es ist *überhaupts gewaltig* merkwürdig, dass die sonst so vernünftigen Menschen beynahe in zahllosen *praktischen* Lebensfällen, allemal die *ausserordentliche* Gabe besitzen, *unvernünftig* zu handeln." S. 22: „Es ist unbegreiflich, wie sinnreich man überall zu Werke geht, nicht um irgend einen *Gewinnst* zu haben (zu erlangen), sondern nur einen ganz *gewissen* sichern und bestimmten Verlust zu finden." Und endlich S. 36: „Mich nimmt es Wunder, dass man in unserm ausserordentlichen Zeitalter vor lauter Staatsgeschäften und lauter Haussorgen, noch Zeit findet, *Kinder zu erzeugen*, da man doch gar keine mehr finden will, sie zu erziehen." — Von einem Professor der Geschichte hätten wir die Behauptung, *dass die Menschheit nie tiefer gestanden habe als jetzt*, nicht erwartet. Er muss mit der Geschichte des Menschengeschlechts wenig bekannt seyn. Eben so wenig können wir begreifen, welche Nationen der Vf. meint, wenn er am Schlusse seiner Rede sagt: „Nur unserm wahrhaft grossen Könige *Maximilian* war es vorbehalten, in einer *schrecklich fürchterlichen* Zeitperiode, in einer Periode *sage ich*, wo *andere Nationen* in die *gräfslichste Barberey* und in die *tiefste Finsterniss* zurückfallen, Aufklärung und Bildung, Licht und Wahrheit unter sein geliebtes Volk einzuführen."

L. Th.

Arnstadt u. *Rudolstadt*, b. Langbein und Klüger: *Unterricht von der Busse und dem Abendmahle*. Lehrern und Zöglingen gewidmet, von *Franz Anton Jäger*, der WW. Doctor, und der Gottesgelahrheit Licentiat in Franken. 1805. XIV und 114 S. (4 gr.)

Dieses Buch ist eigentlich zum Unterricht der katholischen Jugend bestimmt, was auf dem Titel bemerkt seyn sollte, aber wahrscheinlich deswegen weggelassen worden ist, um desto eher Käufer anzulocken. Der Vf. fühlte, wie er in der Vorrede sagt, die Unachtsamkeit, mit der viele zur Beichte und zum Abendmahl gehen, und will diesem Übel durch besseren Unterricht über beides abhelfen. Was nun den Werth dieses Unterrichtes betrifft: so bittet er die Kritiker, zu bedenken, dass ein Unterricht über zwey so kitzliche und verwickelte Gegenstände keine leichte Arbeit sey, und dass, wenn er in Rücksicht der Methode eben nicht die feinsten Wendungen gebraucht habe, der vernünftige Seelsorger gewiss dem Schullehrer an die Hand geben werde, um der Jugend durchaus verständlich zu werden. Wir dächten aber, um verstanden zu werden, bedürfe es nicht eben feiner, sondern bloss natürlicher Wendungen. Bey der Lehre von der Busse trägt er erst einige Sätze vor, und dann folgen darüber Fragen und Antworten, welche bey der Lehre vom Abendmahle deswegen fehlen, um das Buch nicht zu stark zu machen. Denn, sagt er S. X, „ich halte dafür, dass man das Kind erst unterrichten müsse, wenn es auf die gestellten Fragen antworten soll." Aber der Unterricht muss ja eben in Frage und Antwort bestehen, und nach der vernünftigen Methode das Kind von dem, was es weiss, auf das geführt werden, was es nicht weiss. Oder soll das vernünftiger Unterricht seyn, erst dem Kinde zu sagen: Gott hat Himmel und Erde geschaffen, und dann es erst zu fragen: wer hat Himmel und Erde geschaffen?

— R —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ASTRONOMIE.

1) Gotha, b. Becker: *Tabulae Veneris novae et correctae, ex theoria gravitatis Clar. de Laplace et ex observationibus recentissimis in specula astronomica Seebergensi habitis erutae.* Auctore *Bernhardo de Lindenau.* Sumtibus Serenissimi Ducis Saxo-Gothani. 1810. 32 u. L S. gr. 4.

2) Eisenberg, b. Schöne: *Tabulae Martis novae et correctae, ex theoria gravitatis Clar. de Laplace et ex observationibus recentissimis erutae.* Auctore *Bernhardo de Lindenau.* 1811. 26 u. XLIX S. 4.

Der Vf., der im Monat April 1808 nach Gotha berufen wurde, um die bey den Kriegsunruhen abgenommenen Instrumente der seeberger Sternwarte wieder aufzustellen und von nun an der Sternwarte selbst vorzustehen, giebt in der Vorrede zu den Venustafeln die Ursachen an, warum er sein Versprechen, jährlich seine Beobachtungen bekannt zu machen, nicht erfüllen konnte; — sie liegen nicht in unterbrochener, sondern nur in, durch nicht zu beseitigende Umstände, auf andere Puncte geleiteter Thätigkeit. Gern haben die Astronomen die Erneuerung dieses Versprechens vernommen: denn von dem eifrigen Director des *Seeberges* erwarten sie etwas Gutes, der Wissenschaft wirklich Nützliches.

Den Astronomen ist es bekannt, wie sehr die von *Laplace* in der *Mécanique Cél.* gegebenen Störungsgleichungen der Planeten vor den Berechnungen früherer Geometer den Vorzug verdienen. Von ihrer Vollständigkeit und sorgfältigen Prüfung liess sich eine bedeutende Verbesserung der Planetentheorie erwarten; und in der That verdanken wir ihr die neueren sehr vervollkommneten Tafeln der Sonne, des Jupiters und des Saturns. — Wünschenswerth ist es, das ganze Planetensystem auf diese Weise untersucht zu sehen; — jeder, von geschickten Händen dargebrachte Beytrag hiezu muss mit Dank anerkannt, und als eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnisse angesehen werden. — Gern bringen wir daher Hn. *v. Lindenau* unseren Dank für das doppelte Geschenk, welches er der Astronomie machte, indem er uns verbesserte Tafeln *zweyer* Planeten gab.

Die erste Idee, die Elemente der Bewegung der *Venus* neu zu untersuchen, wurde bey dem Vf. durch den Wunsch erzeugt, bey dieser Gelegenheit die Störungen, welche Venus durch die Erde erleidet, durch diese die Masse der Erde, und hieraus wieder die Parallaxe der Sonne zu erkennen. Bekanntlich schlug *Laplace* den Astronomen diesen Weg, als den sichersten zur Kenntniss der wahren Sonnenparallaxe führenden, vor: denn indem man bey bekannter Erdmasse die Parallaxe der Sonne durch das Ausziehen einer Cubikwurzel erhält, wirkt ein Fehler in jener nur mit dem dritten Theile seiner Grösse auf diese. Dieses, verbunden mit der beträchtlichen Grösse der durch die Erdmasse erzeugten Störung, die bis auf 20″ gehen kann, *scheint* in der That eine bedeutende Sicherheit geben zu müssen: denn ein Fehler von 0″,1 in der Parallaxe der Sonne würde einen von 0″,7 in der helioc. Länge voraussetzen. Die Sonnenparallaxe würde auch auf diesem indirecten Wege genauer gefunden werden können, als vielleicht durch die Vorübergänge der Venus vor der Sonne, *wenn es nur möglich wäre, das Maximum der Störung in seiner vollen Grösse von der Erde zu beobachten.* — Rec. hat, um sich von dem Grunde oder Ungrunde der Hoffnung, durch die Theorie der Venus die wahre Sonnenparallaxe zu erkennen, zu überzeugen, die Wirkung der Störungen auf die *geocentrische* Länge der Venus untersucht; unter der Annahme kreisförmiger, in Einer Ebene liegender Bahnen erhielt er folgendes, *Laplaces* Störungen sowohl der Länge als des Radius Vectors voraussetzendes, Täfelchen:

0°	+	0″,0	—	360°
$22\frac{1}{2}$°	+	2,5	—	$337\frac{1}{2}$°
45°	+	4,6	—	315°
$67\frac{1}{2}$°	+	4,5	—	$292\frac{1}{2}$°
90°	+	1,4	—	270°
$112\frac{1}{2}$°	—	1,8	+	$247\frac{1}{2}$°
135°	—	5,8	+	225°
$157\frac{1}{2}$°	—	4,7	+	$202\frac{1}{2}$°
180°		0,0		180°

Das Argument dieser Tafel ist der Unterschied zwischen den Längen der Erde und der Venus. Es ergiebt sich hieraus, dass der von *Laplace* gemachte Vorschlag *nur scheinbar* den angeführten Vortheil gewährt, indem das geocentrische Maximum nicht viel über ein Viertheil des heliocentr. beträgt; — ein Fehler von 0″,1 in der Sonnenparallaxe würde sich nur durch 0″,2 in der Länge der Venus verrathen, und diese Quantität ist zu klein, um *sicher* beobachtet werden zu können; desto mehr, da sie sich mit

dem Einflusse anderer fehlerhafter Elemente, unter welchen wir *nur* den Halbmesser der Venus anführen wollen, vermischt. — Man darf also nicht hoffen, eine Untersuchung dieser Art gelingen zu sehen, und in der That hatte die des Hn. *von Lindenau* nicht den gewünschten Erfolg; theils wohl aus der angeführten Ursache, theils wegen des Mangels guter Beobachtungen in allen Theilen der scheinbaren Bahn. — Nimmt man auch auf die von den Excentricitäten herrührenden Störungen Rücksicht: so wird freylich oft die Wirkung auf die geocentrische Länge bedeutend gröfser; jedoch ist die Combination der hiezu vortheilhaften Umstände seltener, und man darf nicht hoffen, eine hinlängliche Menge guter Beobachtungen, in den vortheilhaftesten Puncten angestellt, aufzufinden.

Obgleich nun der Vf. gezwungen war, auf seine erste Idee Verzicht zu leisten: so gab er defshalb die Arbeit nicht auf, sondern bestimmte die übrigen Elemente der Venusbahn mit Sorgfalt, und auf eine Weise, die Rec. näher aus einander setzen wird. Aus 7 möglichst weit aus einander liegenden Beobachtungen leitete er nach den *lalande'schen* Elementen die mittleren heliocentrischen Längen her, und aus diesen die mittlere Bewegung und die mittlere Entfernung von der Sonne. Dann nahm er die Neigung und Knotenlinie so, wie *Lalande* sie angiebt, und erhielt dadurch aus einer grofsen Menge Beobachtungen die Correctionen der Epoche, des Aphelium und der Excentricität; und endlich benutzte er diese, um aus den Breiten die Correctionen der Neigung und der Knotenlinie herzuleiten. — Bey der geringen Neigung der Venusbahn, ist die Absonderung der Neigung und der Knotenlinie erlaubt, und man kann sich leicht überzeugen, dafs dadurch so wenig von der Sicherheit aufgeopfert wird, die man erlangen könnte, wenn man die Mühe der Anwendung einer *allgemein* gültigen Methode nicht scheuete, dafs diese wirklich für verloren zu achten seyn würde. Doch giebt Rec. anheim zu bedenken, ob es, bey nicht sehr bedeutender Vermehrung der Rechnung, nicht vielleicht gerathen wäre, den Einflufs der Fehler der mittleren Bewegung, der Epoche, des Aphelium und der Excentricität, auf die *geocentrische* Länge unmittelbar zu berechnen; indem alsdann bey der Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate jeder Beobachtung ihr wahres Stimmrecht zugetheilt werden würde.

Der Vf. bestimmte auf die angezeigte Weise die Elemente der Venusbahn, sowohl aus den *bradley'schen* Beobachtungen für 1750, als aus den neueren für 1808; hiezu benutzte er vorzüglich die Observationen auf der seeberger Sternwarte, die er selbst in den Jahren 1808 und 1809 angestellt hatte. Beide Bestimmungen gaben ihm die Säculaänderungen der Elemente; und diesen giebt er vor den durch die Theorie gegebenen, und noch etwas von der Unsicherheit der Bestimmung der Planetenmassen afficirten, den Vorzug, und wendet sie in den Tafeln an; für *die* Astronomen, die den theoretisch-bestimmten Säculaänderungen mehr trauen möchten, sind besondere, nach *Laplaces* Zahlen berechnete Tafeln beygefügt. Diese letzten würde Rec. vorzugsweise anwenden, theils der Gleichförmigkeit wegen, theils auch, weil die Unsicherheit in den Massen nicht grofs genug ist, um daraus die Abweichung der durch die Beobachtungen gefundenen Resultate erklären zu können. Es scheint, dafs die Differenzen, die sich hier finden, gröfstentheils auf Rechnung der Beobachtungen kommen, die Hr. *v. L.* seiner Untersuchung zum Grunde legte; vielleicht auch auf Rechnung der zu ihrer Reduction benutzten Elemente, oder anderer Zufälligkeiten, die leicht eine so geringe Wirkung hervorbringen konnten. Übrigens scheint es, dafs die Säculaänderungen der Elemente für Venus und Mars *am frühesten* aus Beobachtungen bestimmt werden können, indem diese Planeten der Erde so nahe kommen, dafs sich die Änderungen ihrer heliocentrischen Örter unter einer etwa dreymaligen Vergröfserung zeigen; — für jetzt aber darf man noch nicht an diese Bestimmung denken, indem die Zwischenzeit zwischen den *guten* Beobachtungen noch viel zu kurz ist. —

Rec. hat die verschiedenen Bestimmungen des Vfs. mit den *laplace'schen* Säculaänderungen auf 1800 reducirt, und dadurch folgende Elemente der Venus erhalten:

Knoten . .	2z 14° 53′ 13″,4	Var. ann.	+ 31″,80
Neigung	3° 23′ 28″,2	. . . .	+ 0″,0445
Aphelium	10z 8° 43′ 22″,5	. . . .	+ 47″,83
Excentric. .	0,00687133	. . . .	— 0,000000635

Die Verschiedenheit der zum Grunde liegenden Angaben ist bey der Neigung und der Länge des Aphelium unbedeutend; bey der Excentricität und der Knotenlinie ist sie beträchtlicher, und es kann der hel. Ort dadurch um mehrere Secunden geändert werden.

Bey der Einrichtung der Tafeln selbst, die von der gewöhnlichen nicht verschieden ist, hält sich Rec. nicht auf; — indefs bemerkt er doch, dafs sie so speciell sind, als man zur Bequemlichkeit der Rechnung nur wünschen kann. Durch die angehängten Tafeln der Aberration, der Parallaxe und des Durchmessers der Venus, werden die Astronomen der lästigen jedesmaligen Berechnung überhoben; und nur wenn die gröfste Schärfe erlangt werden soll, mufs man zu der directen Berechnung dieser Zahlen zurückkehren.

Mit dem Planeten Mars beschäftigten sich neuerlich mehrere Astronomen, *Lefrançois*, *Oriani*, *Triesnecker* und *Monteiro*; sie gaben Tafeln, die wenig von der Wahrheit abweichen: — allein die Perturbationen, die sie anwandten, sind minder vollkommen, als die von *Laplace*, die den unter No. 2 angeführten Tafeln des Hn. *v. L.* zum Grunde liegen. Doch würde man dieser schönen astronomischen Arbeit Unrecht thun, wenn man ihr *nur* diesen Vorzug zugestehen wollte; — sie hat den ungleich bedeutenderen der durchaus zweckmäfsig und consequent geführten Untersuchung der den Tafeln zum Grunde liegenden

Elemente. Rec. hat die Einleitung, die über Alles gehörige Rechenschaft giebt, mit grossem Vergnügen gelesen, und wird sich bemühen, des Vfs. Verfahren, so gut es in der Kürze geschehen kann, hier darzustellen.

Nachdem der Vf. gezeigt hat, dass es nicht zweckmässig seyn würde, die mittlere Bewegung aus der Vergleichung älterer Beobachtungen mit den seit 1750 gemachten herzuleiten, indem die Beobachtungen seit 1750 allein genommen mehr Sicherheit geben: theilt er als Grundlage seiner Tafeln eine vortreffliche, von ihm neu reducirte Sammlung von Beobachtungen mit, die seit 1750 von den mit den besten Instrumenten versehenen Astronomen angestellt wurden. Mittelst der unmittelbar aus Beobachtungen geschlossenen, oder, wenn diese fehlen, aus den neuesten Sonnentafeln des Hn. *von Zach* berechneten Länge der Sonne, leitet er aus den Beobachtungen 26 Gegenscheine des Mars ab, die eine, nur durch die beiden fehlenden, von 1781 und 1787, unterbrochene Reihe von 1751 bis 1809 bilden. Die durch diese Gegenscheine gegebenen heliocentrischen Längen werden dann mit *Triesneckers* Tafeln in den wiener Ephemeriden für 1805, jedoch unter Anwendung der Perturbationen von *Laplace*, verglichen; die Unterschiede wurden als von der fehlerhaften Bestimmung der Epoche, der mittleren Bewegung, der Länge des Aphelium und der Excentricität herrührend angenommen, indem der Einfluss der Fehler der Neigung und Knotenlinie, als unbedeutend, vernachlässigt werden konnte. Die Wirkung dieser Fehler auf die heliocentrischen Örter wurde nach bequemen Formeln berechnet, die, obgleich sie nicht vollkommen scharf sind, im Resultate doch keinen merklichen Irrthum hervorbringen können, und deshalb den vollkommen scharfen, weniger bequemen, vorgezogen zu werden verdienen. Die 26 so entstandenen Bedingungsgleichungen wurden dann nach der Methode der kleinsten Quadrate behandelt; und hiedurch ergaben sich neue Elemente der Marsbahn, die wir als das Vollkommenste, was sich über die Bewegung des Mars für jetzt angeben läst, betrachten können. — Nach einer aufmerksamen Verfolgung dieses einfachen ganz planmässigen Weges, kann die vortreffliche Harmonie der Tafeln des Vfs. nicht mehr auffallen; — man konnte bestimmt im Voraus darauf rechnen, so wie eine ähnliche Behandlung guter astronomischer Beobachtungen immer gleich gute Resultate geben wird. — Die Übereinstimmung mit dem Himmel ist so gross, dass unter den benutzten 26 Oppositionen nur eine über 4″ abweicht; 2 über 3″; 5 über 2″; 12 über 1″ und 6 zwischen 0″ und 1″. — Ausser der Erde ist nun Mars der Planet, dessen Bewegung wir am genauesten kennen, und es wird lange Zeit dazu gehören, ehe man neue *wirkliche* Verbesserungen dabey wird anbringen können.

Die Knotenlinie und Neigung wurden nur aus den Breiten, welche sie am vortheilhaftesten bestimmen, untersucht. Auch hiebey bleibt wenig zu wünschen übrig, vorzüglich was die Neigung betrifft: mehrere Beobachtungen, vorzüglich in der Nähe des niedersteigenden Knotens angestellt, werden der Bestimmung der Knotenlänge noch einen neuen Grad von Zuverlässigkeit geben können, obgleich sich voraussehen läst, dass die dadurch vielleicht noch angedeutet werdenden Correctionen nicht von Belang seyn können. — Rec. würde übrigens auch hier lieber die durch die Theorie gegebene Bewegung der Knotenlinie anwenden, als die zum Theil aus den Beobachtungen gefolgerte. —

Einer schönen Prüfung unterwarf der Vf. seine Tafeln, indem er sie mit 6 in Greenwich beobachteten Quadraturen des Mars verglich; auch hier war die Harmonie vortrefflich, und die Correction der halben grossen Axe der Bahn, die man annehmen muss, um Alles in vollkommene Übereinstimmung zu bringen, ist = 0,000003, oder unmerklich.

Die Tafeln haben eine bequeme Einrichtung und hinlängliche Ausdehnung. Es bleibt weder für die Bequemlichkeit noch für die (wesentlichere) Sicherheit der Berechnung eines Marsörtes etwas zu wünschen übrig; und Rec. hat in dieser Hinsicht keinen anderen Wunsch, als dass diese Tafeln bald allen Astronomen bekannt werden mögen. — Erfreulich ist es, die immer fortgehenden Verfeinerungen astronomischer Untersuchungen, aus einer Vergleichung der Einleitung zu den vorliegenden Marstafeln, mit älteren Vorschriften, z. B. in *Lalandes* Astronomie, zu erkennen. — Jetzt erst scheint die genügende Antwort auf die Frage, weshalb die Astronomen so häufige Planetenoppositionen beobachten, ertheilt werden zu können. Denn früher, ehe man die einzig wahre Art kannte, zahlreiche, auf verschiedene Weise für ein Resultat stimmende, Beobachtungen zu benutzen, wurden alle Bestimmungen mehr oder weniger auf einzelne gegründet, unter welchen man *die* auszuwählen pflegte, die das Gesuchte mit dem meisten Vortheile zu geben im Stande waren; unbekümmert um die Stimme der übrigen, die, obgleich schwächer, dennoch nicht hätten ganz überhört werden sollen. Den Astronomen ist es bekannt, dass wir alles dieses der sogenannten Methode der kleinsten Quadrate verdanken, deren Erfindung in einen Zeitpunct fiel, in welchem die wachsende Feinheit der Beobachtungen neue Verfeinerungen der Theorieen erheischte.

I. W.

Königsberg, b. Nicolovius: *Einige Resultate aus Bradleys Beobachtungen gezogen* von *F. W. Bessel*, Prof. in Königsberg. 1813. 39 S. 8.

Diese aus dem 4 Stücke des königsberger Archivs für Naturwissenschaft und Mathematik besonders abgedruckte kleine Schrift ist eine Probe von dem grossen Gewinn, den eine sehr sorgfältige Bearbeitung der *bradleyschen* Beobachtungen, mit welcher Hr. *B.* sich 5 Jahre beschäftiget hat, lieferte. Die gesammten Resultate, welche sich aus jener mühevollen, aber auch sehr belohnenden Arbeit ergeben, wird Hr. *B.*

in Kurzem in einem eigenen Werke bekannt machen, aus welchem wir uns sehr viele wichtige Belehrungen versprechen dürfen.

Die astronomische Refraction macht eigentlich den Gegenstand dieser Abhandl. aus. Die bey dieser Untersuchung nöthigen vorläufigen Bestimmungen sind alle aus *Bradley's* eigenen Beobachtungen hergenommen, und Hr. *B.* bemerkt, dass dessen Genauigkeit in den einzelnen Beobachtungen, sein in der Anordnung der Beobachtungen, die sich auf *alle* wichtigen Gegenstände der Astronomie erstrecken, sichtbares Talent es möglich mache, alle nöthigen Bestimmungen, ohne Zuziehung fremder Angaben, bloss aus seinen Beobachtungen herzuleiten.

Diesem Principe gemäss, bestimmt Hr. *B.* zuerst die Collimationsfehler des Quadranten, theilt eine Tabelle mit, welche die sehr geringe Wandelbarkeit des Mittagsfernrohrs beweist, und geht sodann zur Bestimmung der Refraction aus den Zenithdistanzen der Circumpolarsterne u. a. Beob. über. Da die Polhöhe erst aus den Beobachtungen selbst hergeleitet werden musste, und dazu ausser den Beobachtungen der Circumpolarsterne auch die Sonnenbeobachtungen zur Zeit der Nachtgleiche dienen konnte, bey diesen aber die Declination erst aus der Rectascension berechnet werden musste: so kam es vor allem auf die Bestimmung der Rectascension der Fundamentalsterne an. Welche Vorsicht Hr. *B.* anwandte, um sich diese möglichst frey von allen Fehlern des Quadranten und von anderen Einflüssen zu verschaffen, müssen wir den Freunden astronomischer Untersuchungen und strenger Genauigkeit selbst nachzulesen überlassen. — Diese Bestimmungen sind bloss aus unmittelbarer Vergleichung mit der Sonne hergeleitet, und unter sich völlig unabhängig von einander. Dieselben Beobachtungen, aus welchen sie hergeleitet sind, dienten nun auch, um die noch nöthigen, sehr geringen Correctionen der A. R. für jede Zenithdistanz zu finden. Der Vf. theilt diese nur mit, ohne in das Detail der Rechnungen, die dem grossen Werke vorbehalten sind, einzugehen; giebt aber dann die Correctionsgleichungen für die verschiedenen Declinationen an, welche nöthig wurden, wenn die Schiefe der Ekliptik, die Polhöhe und die Refraction bey 45° Höhe um etwas Geringes unrichtig vorausgesetzt waren. (Wie diese gefunden sind, zeigt der Vf. zwar nicht; aber es ist leicht zu übersehen.)

Es folgt nun die Bestimmung der Polhöhe aus Zenithdistanzen der Circumpolarsterne, welche, mit den Sonnenbeobachtungen verglichen, den Fehler der bis dahin angenommenen Polhöhe ergeben. (Der Theilungsfehler des Quadranten wird hier als unbedeutend weggelassen, welches wohl erlaubt war, da er nur in der Form $\frac{\text{Corr. für } 51\frac{1}{2}° - 1{,}5 \text{ (Correct. für } 38\frac{1}{2}°)}{2{,}6}$ vorkömmt, und die hier angesetzte Stelle, für welche die Correction gilt, schon selbst Mittel aus anderen sind, so dass die Vermuthung, die eine Correct. könne +, die andere —, seyn, nicht wohl Statt findet.)

Hr. *B.* geht jetzt zu einigen Betrachtungen über die Theorie der Refraction über, wo er die laplaceschen Ausdrücke zum Grunde legt, aber in noch etwas bequemere Form bringt. Der erste laplacesche Ausdruck, welcher auf einer einfacheren Hypothese beruht, schien Hn. *B.* der vorzüglichere, da bey dem zweyten die Übereinstimmung zwischen den beobachteten Refractionen und Wärmeabnahmen nicht so Statt findet, wie man es bis dahin geglaubt hatte, indem nach diesen neuen und strengen Untersuchungen die Horizontal-Refraction bey 29,6 Zoll Barometerstand und 50° Thermometerstand (des bradleyschen Thermometers) = 36′ 6,″51 ist, — bedeutend grösser, als man sonst annahm. Die Übereinstimmung der nach dieser Theorie berechneten, dieser Abhandlung angehängten Tafel für die Refractionen mit den Beobachtungen ergiebt sich aus der hier mitgetheilten Übersicht der an sehr niedrig stehenden Sternen angestellten Beobachtungen. Hr. *B.* bemerkt übrigens, dass er die Bestimmung der Constanten, welche der Berechnung der Tafel zum Grunde liegen, bloss auf die Beobachtung der Circumpolarsterne, nicht auf Sonnenbeobachtungen, gegründet habe; und dieses ist gewiss sehr zu billigen, da die irregulären Variationen der Refraction vermuthlich am Tage bedeutender sind als Nachts. Indess scheinen diese Variationen die bedeutendern Sonnenhöhen nicht zu afficiren: denn die Schiefe der Ekliptik ergiebt sich aus diesen Beobachtungen völlig gleich, man mag sie aus den Sommersolstitien oder aus Wintersolstitien herleiten: jene geben 23° 28′ 15″, 49; diese 23° 28′ 15″, 37, und so scheint der Zweifel über die mehrmals, unter andern auch von *Piazzi*, gefundenen Unterschiede wegzufallen.

Diese Andeutungen werden hinreichen, um den Werth der vorliegenden kleinen Abhandlung zu zeigen und zugleich auf das bald zu erwartende grössere Werk, dessen Resultate höchst interessant seyn werden, aufmerksam zu machen. Wir haben schon bemerkt, dass das grössere Werk die Resultate enthalten wird, welche aus den sämmtlichen bradleyschen Beobachtungen sich ergeben; unter diesen befindet sich ein Katalog von 3175 Sternen, und wie wichtig die übrigen Resultate seyn mögen, lässt sich aus der Vortrefflichkeit der Beobachtungen und der Sorgfalt dieser Bearbeitung wohl ermessen.

b. e. e.

FORTSETZUNG.

Tübingen, b. Heerbrandt (jetzt Osiander): *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher.* Herausgegeben von *Philipp Jacob Völter*, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. VI Band, 2 Stück. 1814. 138 S. VII Bd. 1 St. 1814. 145 S. 8. Auch unter dem Titel: *Magazin für deutsche Elementar-Schullehrer, Ältern und Erzieher.* I Band, 2 Stück. II B. 1 St. (Beide 16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae.* Collegit atque illustravit *Jany Bake.* Accedit *D. Wyttenbachii* adnotatio. 1810. 303 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Nicht ohne Vergnügen wird das wissenschaftliche Publicum gegenwärtige Sammlung der Fragmente des griechischen Weltweisen Posidonius, der schon seines Schülers Cicero wegen eine solche Aufmerksamkeit verdiente, aufgenommen haben, und ebendesswegen dürfen auch unsere Blätter die Beurtheilung derselben, obgleich sie etwas spät erfolget, doch nicht übergehen. Der Vf., jetzt Conrector am Gymnasium zu Leyden, und ein Zögling des, um die Wissenschaften des Alterthums und um die Bildung junger Männer zu diesem Fache hochverdienten Wyttenbachs, achtete die zerstreueten Überreste eines solchen Denkers einer Zusammenstellung werth, und wahrscheinlich leitete ihn bey der Wahl des Stoffes eine ähnliche Schrift über den Panätius von Lynden. Hr. Wyttenbach hat seinen Zögling durch die Hinzufügung eines Urtheiles über den Gang seiner Studien sowohl überhaupt, als über die Ausführung gedachter Bruchstücksammlung besonders, nebst einigen begleitenden Anmerkungen, auf eine sehr ehrenvolle Weise in das Publicum eingeführt; und dass das ihm ertheilte Lob nicht ganz ungegründet ist, werden unsere Leser aus gegenwärtiger Beurtheilung abnehmen können. Indem nun Hr. *W.* den Verdacht von sich abzuwenden bemüht ist, als ergreife er begierig jede Gelegenheit, den Schriften seiner Schüler seinen Namen vorzusetzen (wobey er wohl die Zustimmung jedes Vorurtheilsfreyen um so mehr haben wird, da diess, wie er selbst bemerkt, die unter seinem Vorsitze gehaltenen Disputationen ausgenommen, hier zum zweyten Male geschieht), macht er uns auf eine neue künftige Ausgabe des Kleomedes aufmerksam, zu welcher eben Hr. *B.*, durch die Verwandtschaft des Stoffes bey vielen Fragmenten des Posidonius vorbereitet und aufgemuntert, nicht nur sich entschlossen, sondern auch schon Materialien gesammelt hat. Möge er nur nichts ohne Vergleichung von Handschriften unternehmen, und mit der Kenntniss seines Gegenstandes auch eine innigere Vertrautheit mit dem Grammatischen der Sprache verbinden, ohne welche ein gereinigter Text zur Unmöglichkeit wird!

Wir betrachten zuerst im Allgemeinen den Plan, den der Vf. bey der Anordnung der einzelnen Theile zu einem vollständigen Ganzen befolgte, und dann wird sich Gelegenheit finden, unser Urtheil über manche seiner Meinungen oder Erklärungen und Verbesserungen verschiedener Stellen der Alten, zu denen er natürlich öfter Veranlassung finden musste, im Einzelnen beyzufügen. Die mannichfaltigen Notizen über das Leben und die Schriften des Posidonius, nebst den zerstreueten Bruchstücken seiner Werke, hat er in folgender Ordnung mitgetheilt. Einleitung, S. 1—3. *Pars I. de vita et rebus Posidonii.* S. 4—23. — *Pars II. de doctrina et scriptis Posidonii.* — *Cap. I.* §. *I. Universe de ratione doctrinae Posidonii.* S. 24—33. — §. *II. De philosophia omnium artium inventrice.* S. 33—36. — §. *III. De dissensione, qua nos absterreri non oporteat a philosophiae studio.* S. 37—39. — §. *IV. Philosophiae distributio.* S. 39—40. — *Cap. II. Physica.* §. *I. De principiis, de causa et materia.* S. 41—44. — §. *II. De diis, de divinatione et de fato.* S. 44—49. — §. *III. De anima, de incorporeis, vacuo et tempore.* S. 49—51 — §. *IV. De mundo ejusque exitio.* S. 52—58 — §. *V. De astrologia universe.* S. 58—64. — §. *VI. De coelestibus.* S. 64—76. — §. *VII. De sublimibus.* S. 76—87. — §. *VIII. De terrestribus et geographicis.* S. 87—133. — §. *IX. Historica.* S. 133—178. — §. *X. Geometrica.* S. 178—184. — *Cap. III. Philosophia moralis.* — §. *I. Ethicae distributio: de bonis et malis, de virtute, de fine, de officiis: paradoxa caet.* S. 186—194 — §. *II. De perturbationibus animi.* S. 194—230. — *Cap. IV. Dialectica.* S. 231—234. — *Cap. V. De libris scriptis Posidonii.* S. 235—252. — *Cap. VI. De aliis Posidoniis.* S. 253—259. — Dann folgt ein Epilog S. 256—259, hierauf *D. W. annotatio* S. 260—286, und endlich ein *Index rerum et verborum.* S. 287—303. — Wir wollen nicht mit dem Vf. darüber rechten, dass er den 5 und 6 Abschnitt, da sie mehr zu der äusseren Geschichte des Posidonius gehören, nicht lieber der ersten Hälfte zutheilte, und die zweyte ausschliessend für die Aufstellung und Erläuterung der Bruchstücke selbst bestimmte; auch darüber nicht, dass die Überschriften der einzelnen Paragraphen des ersten Abschnittes, ihrer Unbestimmtheit wegen, nicht das errathen lassen, was sie enthalten, nämlich des Posidonius allgemeine Ansichten über Philosophie und ihre Behandlung überhaupt, in wiefern uns die sich vorfindenden Angaben bey ver-

schiedenen Schriftstellern ein Urtheil darüber zu fällen vrestatten. Den Untersuchungen des Vfs. zufolge, wurde Posidonius in Apamea in Syrien geboren, bekam aber von seinem langen Aufenthalte in Rhodus den Namen des Rhodiers, ohne dass man Ursache hat, eine Verschiedenheit der Nachrichten anzunehmen, wenn er von Anderen der Apameer genannt wird. Diess kann um so weniger der Fall seyn, da z. B. der Epiker Apollonius nicht nur *Rhodius*, sondern auch *Alexandrinus*, *Naucratites* und *Aegyptius* heisst. Mehrere Beyspiele hat Sturz in seinen Programmen *de nominibus Graecorum*, Gera 1799—1801, ausser Jonsius, den der Vf. selbst anführt. Das Jahr seiner Geburt setzt er A. U. C. 619. Ol. CLXI, 1., seines Todes A. U. C. 703. Ol. CLXXXII, 1. Folglich habe er, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Lucian *de Macrob.* T. III. p. 223. 84 Jahre gelebt; und wenn er von Strabo XVI, p. 1093. Alm. ἀνὴρ τῶν καϑ' ἡμᾶς φιλοσόφων πολυμαϑέστατος genannt werde: so sey dieses καϑ' ἡμᾶς von denen zu verstehen, *qui paululum nostram aetatem praecedunt*, worin dem Vf. Hr. *W.* in s. *annotat.* S. 263 f. beystimmt, welcher die Bedeutung dieser Formel so festsetzt: *„frequenter valere nostra aetate, pervulgatum est; at non item constat, quousque hoc spatium pateat: quod ex locis scriptorum constituendum est. Et sane hinc apparet, illud complecti etiam ea, quae in nostram infantiam, aut in paulo antecedens eam tempus inciderunt.“* — Wenn nun aber der Vf. bey Gelegenheit des Vaterlandes des Posidonius, Apamea in Syrien, sagt, S. 5: *„minus recte Stephanus de Urbibus in V. Apamea p. 91 eam de Seleuci matre nominatam facit,“* und sich auf Plut. Demetr. p. 903. E. beruft, so wünschten wir, diess möchte mit weniger Zuversicht gesprochen worden seyn. Denn Malal. Chron. lib. III. p. 85 ed. Ven. berichtet gar, dass die Stadt ihren Namen von der *Tochter* des Seleukus erhalten habe, weswegen ihn auch Wesseling ad Antonin. itiner. p. 187 zu tadeln scheint, wenn wir anders seinen dortigen Fingerzeig recht zu deuten wissen. Die Sache scheint noch einer Untersuchung zu bedürfen, die jedoch hier am unrechten Orte stehen würde. Apama war ein sehr gewöhnlicher Frauenname, vorzüglich im Orient, und daher die Verwechselung der Schriftsteller so vieler gleichnamiger Städte. Man vergl. Appian. Syriac. XIII. T. I. p. 552. Schweigh.; Plutarch. Eumen. I. T. III. p. 564 Reisk.; Stephan. Byzant. unter Ἀπάμεια und Μύρλεια.; Strab. XII. p. 845. 866. Almel.; Eustath. ad Dionys. Perieg. V. 918, bey welchem übrigens Φαρνάκη zu lesen ist statt Φαρνάσκη. — Cellar. Notit. Geogr. ant. L. III. c. XII. p. 354, und Mannert Geographie d. Griech. u. Röm. Th. VI Bd. I. S. 463 haben die Verschiedenheit dieser Angaben gar nicht berührt, und wir verweisen auf die Collectaneen bey Salmas. ad Solin. p. 826 u. H. Norisius de epochis Syro-Macedonum. Diss. II. cap. II. §. 1, welchen Letzteren Almeloveen zu Strabo S. 1087 anführt. — Der Vf. spricht dann über des Posidonius Lehrer, seine Reisen und seine Niederlassung auf Rhodus, seine Übernehmung der dortigen Schule des Panätius, seine Gesandtschaft nach Rom, seinen ausgebreiteten Ruf, der die angesehensten Männer zu seinen Schülern machte, und die Übereinstimmung seiner Lehre mit seinem Leben, vorzüglich in Ertragung körperlicher Schmerzen, wobey aber der Vf. S. 17 bemerkt: *„quod autem hic* (Cic. Tuscul. II, 25) *de Posidonio narratur, quaeque ipsi laus tribuitur, eadem rursus detrahi videatur a Cicerone in Hortensio, cujus fragmentum servat Nonius Marcellus in Voce Vel p. 527 ed. Mercer. Idem* (M. Tullius) *in Hortensio: „vidi in dolore podagrae nihilo ipsum vel maximum Stoicorum Posidonium, quam Nicomachum Tyrium, hospitem meum, fortiorem.“ Nisi statuamus, Nicomachum fortiter dolorem tulisse.“* Wir wundern uns, wie der Vf. nur auf die entfernteste Ahnung eines Widerspruches durch dieses Fragment geführt werden, und nur einen Augenblick an der Wahrheit der letzteren Erklärung zweifeln konnte. In der ernestischen Ausgabe stehen freylich die Worte *nihilo ipsum* nach *Posidonium*, ohne allen Sinn; doch auch die gothofredische Ausgabe der lateinischen Grammatiker befolgt die rechte Ordnung Cap. XII. de doctor. indag. S. 781. — Wenn aber der Vf. S. 18 von der Bekanntschaft des Posidonius mit Pompejus sagt: *Haec familiaritas, ut Pompejo laudem, ita Posidonio fructum attulit atque utilitatem: qui prout Aristoteles Alexandri Magni discipuli opera adjutus, ita ipse e Pompeji itineribus, mirifice Geographiae scientiam naturaeque cognitionem auxerit: quod Strabo significavit XI, p. 752 C.“:* so fürchten wir, dass diese Stelle wenigstens nicht den unbedingten Beweis dazu liefert. Denn Strabo wundert sich bloss, dass P. bey Beschreibung der nördlichen Gegenden in der Masse sich habe irren können, zumal da er (καὶ ταῦτα) ein Freund des Pompejus gewesen wäre, der jene Gegenden auf seinen Feldzügen selbst besucht habe, und von dem er leicht hätte Erkundigung einziehen können. Beynahe das Gegentheil liess sich annehmen, wenn Strabo nicht zuweilen ein etwas strenger Tadler wäre: denn er scheint ihm den Vorwurf zu machen, als habe er den Pompejus gar nicht einmal über solche Gegenstände befragt. Mannert (Geograph d. Griech. und Röm. Th. I. S. 95. Not. *i*) nennt ihn gar einen Gefährten des Pompejus. — S. 30 spricht der Vf. über die Schreibart des P. Sie unterschied sich dadurch von der gewöhnlichen Schreibart der Stoiker, dass sie, alles Trockene vermeidend, nicht nur durch eigenthümliche Lebhaftigkeit sich auszeichnete, sondern auch Stellen aus Dichtern, *tanquam lumina*, einverwebt hatte; jedoch hütete sich P., nach seiner eigenen Vorschrift, die uns Galenus aufbewahrt hat, Autoritäten statt Beweise, und Tiraden statt lebendiger Schilderungen beyzubringen. Über alles dieses würden wir besser urtheilen, und in P. vielleicht nicht nur einen Philosophen, der fast alle Fächer des menschlichen Wissens umfasste, sondern auch einen vollendeten Schriftsteller bewundern können, hätte uns das neidische Schicksal seine Werke vergönnet. Die Übereinstimmnug oder Abweichung seiner philosophischen Ansichten von den Meinun-

gen der Stoiker hat der Vf. bey den einzelnen Abschnitten angegeben, und sie müssen deshalb im Werke selbst nachgesehen werden: denn in der Eintheilung und Ordnung der einzelnen Theile der Philosophie ging er den gewöhnlichen Gang. — S. 96 f., wo des Posidonius Bestreitung der epikurischen Hypothesen über die Gestalt und Grösse der Sonne, vorzüglich über das Zischen bey ihrem Untergange abgehandelt wird, wünschten wir, dass der Vf. bey Strabo L. II. p. 202. B. Almel. ὅπου μὲν γὰρ εἰς ὄρη δύεται, πλείω τὸν μετὰ δύσιν χρόνον τῆς ἡμέρας συμβαίνειν ἐκ τοῦ παραφωτισμοῦ κ. τ. λ., statt παραφωτισμοῦ hätte drucken lassen περιφωτισμοῦ, denn so haben die Handschriften des Casaubonus und eine venetische bey Siebenkees T. I. p. 368 nebst der alten Übersetzung des Guarinus, die bekanntlich den Handschriften an Gültigkeit gleich ist: „*Nam ubi sol ad montes occidat, amplius post occasum diei tempus obvenire ob diffusam circumcirca lucis claritatem.*" Übrigens ist dem Vf. die Bedeutung dieses Wortes aus Kleomedes zu gut bekannt, als dass wir ihn noch an die Vertauschung der Präpositionen περὶ und παρὰ in den Handschriften erinnern sollten, zumal nach Bast's ausführlichen Erläuterungen in der Commentat. palaeograph. S. 830 an der schäferschen Ausgabe des Gregorius Corinthius. Auch Schneider scheint in seinem Wörterbuche Th. II. S. 220 schon dieser Änderung beyzupflichten, und wir möchten fast zweifeln ob παραφωτισμὸς überhaupt ausser dieser Stelle noch sich finde. Dann bemerkt er weiter unten zu den Worten Strabo's a. a. O. τὴν δὲ τοῦ μεγέθους φαντασίαν αὔξεσθαι μὲν ὁμοίως κατά τε τὰς δύσεις καὶ τὰς ἀνατολὰς ἐν τοῖς πελάγεσι, διὰ τὸ τὰς ἀναθυμιάσεις πλείους ἐκ τῶν ὑγρῶν ἀναφέρεσθαι, διὰ δὲ τούτων, ὡς δι' αὐλῶν κλωμένην τὴν ὄψιν, πλατυτέρας δέχεσθαι τὰς φαντασίας — die Verbesserung des Vossius δι' ὑαλῶν, ohne sie jedoch weiter zu benutzen oder zu beurtheilen. Die Verfasser der neuen pariser Übersetzung glauben zwar, dass sie durch die Meinung der Alten über Strahlenbrechung (Senec. Nat. Quaest. I, 6) begründet werde; allein ihnen ist dessen ungeachtet διαυγῶν wahrscheinlicher, und sie haben es auch in der Übersetzung selbst durch *transparentes* ausgedrückt. Inzwischen dürfte diese Conjectur deswegen auf das Lob der Wahrscheinlichkeit einigermassen Verzicht leisten müssen, weil Kleomedes Cycl. Theor. p. 430 (dessen Worte auch der Vf. anführt) fast das Gegentheil versichert, und zwar mit steter Rücksicht auf den Posidonius: διὰ μὲν γὰρ νοτεροῦ καὶ παχυτέρου ἀέρος ὁρώμενος, μείζων ἡμῖν, καὶ πλέον ἀφεστὼς φαίνεται· διὰ δὲ καθαροῦ ἐλάττων τῷ μεγέθει καὶ ἔγγιον τὸ διάστημα. Berücksichtigen wir nun einige andere Aussprüche des Kleomedes a. a. O. λέγεται δὲ καὶ ἐκ βαθέων θεωρούμενος φρεάτων ὁ ἥλιος, ὅπου γε τοῦτο ἐγχωρεῖ, πολὺ μείζων φαντάζεσθαι, ἅτε διὰ τοῦ νοτεροῦ τοῦ ἐν τῷ φρέατι ἀέρος ὁρώμενος κ. τ. λ., und ἡ δ' ἐπὶ τὸν ὁρίζοντα ἀποπεμπομένη (scil. τῶν ὀφθαλμῶν ἀκτίς), ὁπότε ἀνίσχοι καὶ δύοιτο, περικλᾶται ἀναγκαίως, παχυτέρῳ καὶ νοτερῷ τῷ ἀέρι ἐντυγχάνουσα. καὶ οὕτως μείζων ἡμῖν φαντάζεται ὁ ἥλιος und den Ausdruck *foramina* bey Seneca: Quaest. Nat. I, 11 für αὐλοί, so ist es vielleicht nicht unstatthaft, wenn man für δι' αὐλῶν liesst δι' αὐλώνων. Auch in νέφους ξηροῦ καὶ λεπτοῦ bey Strabo liegt ein Anstoss. Doch wir entfernen uns zu weit, und bemerken daher bloss noch, dass, nach dem bisher Angeführten, auch δι' ὑδάτων, obwohl mehr von den Grundzügen abweichend, nicht unpassend seyn dürfte. Denn Kleomedes fügt nach den letzten beygebrachten Worten hinzu: ὥσπερ ἀμέλει καὶ καθ' ὕδατος ὄντα ἀλλοιότερα, ἢ ἐστι, φαντάζεται ἡμῖν, διὰ τὸ μὴ κατ' εὐθυωρίαν ὁρᾶσθαι. — S. 71 wundern wir uns, wie der Vf. einen offenbaren Druckfehler nicht nur nicht verbessern, sondern auch noch durch Auslassung einiger Worte den Text des Kleomedes verunstalten konnte. In der angeführten Stelle weiter unten liesst man bey dem Vf. ὥστε εἰ δυνατὸν ἦν ἡμῖν, φησὶν ὁ Ποσειδώνιος, διά τε τοίχων στερεῶν καὶ τῶν ἄλλων σωμάτων ὁρᾶν, ὡς ὁ Λυγγεύς, μείζων ἂν ἐφαντάζετο ἡμῖν ὁ ἥλιος κ. τ. λ. Die baseler Ausgabe von 1547 hat S. 196 ὡς ὁ Λυγγεὺς μυθεύεται κατὰ πολύ. Bey Plutarch. Thes. XXXI. T. I. p. 64 Reisk. steht zwar auch Λυγγέως, doch hat Schäfer in seiner Ausgabe Th. I. S. 35 Λυγκέως. Wir würden dergleichen, als wahrscheinliche Druckfehler, mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht diese sehr selten wären, und der Vf. sich dieses Vorwurfs der Auslassung oder Umänderung einzelner Worte in angeführten Stellen öfters schuldig machte. So citirt er z. B. S. 29 aus Strabo II. p. 162 Almel. ταῦτα δὲ πρὸς Ποσειδώνιον. πολλὰ γὰρ ἐν τοῖς — statt τοσαῦτα καὶ π. Π. πολλὰ γὰρ καὶ ἐν τοῖς κ. τ. λ. und weiterhin παρ' αὐτῷ statt παρὰ αὐτῷ, S. 82 aus Seneca Nat. Quaest. II, 26. *verteretur* statt *verterentur*, S. 84 aus Strabo XI, p. 783. A. Almel. ἀνετράκησαν statt ἐτράκησαν, obgleich das Erstere das Richtigere ist, und Tzschucke dasselbe auch aufgenommen hat, T. IV. p. 497, S. 115 aus Strabo I, p. 70. Almel. τῶν Σύρων Ἀρμενίους statt τ. Σ. Ἀ. καὶ Ἀραμμαίους, S. 80 aus Seneca Quaest. Natur. II, 54 *alimento est* statt *alimentum est*. Denn dass *Remanet* ebendaselbst fehlet, ist eine in die Ausgaben aufgenommene Verbesserung des Pincianus. Der neueste Herausgeber sucht es auf eine uns noch nicht ganz genügende Art mit dem Folgenden zu verbinden. In Erwartung irgend einer wahrscheinlicheren Verbesserung schlagen wir *emanat* an dessen Stelle vor, und lesen demnach so: *E terra terrenisque omnibus pars humida efflatur, pars sicca et fumida emanat. Haec fulminibus alimentum est, illa imbribus.* — Wahrscheinlich hatte der Vf. bey solchen Änderungen nicht gleiche Absicht mit Scaliger (s. Schäf. ind. verb. ad melet. crit. Spec. I. p. 167), und darum ist eine sorgfältige Genauigkeit in solchen Stücken nicht lobenswerthe Eigenschaft, sondern unerlassliche Foderung. Auf eben dieser S. 71 setzt er die Stelle aus Plin. Hist. Nat. II, 21, die ein Fragment des Posidonius enthält, ganz nackt hin, wie er zuweilen pflegt. Wir nehmen Anstoss an *quadraginta*, und vermuthen, dass *quadringenta* die rechte Lesart sey, welches sich in einigen Handschriften

findet, und die Andere, welche von Weidler in histor. astronom. p. 131 sq. angeführt werden, schon vertheidiget haben, und deren Meinung er selbst aus einem nicht unwichtigen Grunde beyzutreten scheint. Es folgen nämlich bey Plinius die Worte: *plures autem nubes nongentis stadiis in altitudinem subire prodiderunt.* Plinius will eine Parallele zwischen den verschiedenen Meinungen über die Höhe der Wolken ziehen, und da scheint zu *nongentis* doch *quadringenta* passender, als *quadraginta*, zumal da die Handschriften es darbieten. — S. 78 verbessert der Vf. bey Plutarch. de placit. philosoph. III, 1. (T. IX p. 537 Reisk.) λαμπρότερον richtig in μανωτέραν aus Stob. Eclog. phys. I. p. 62; aber er hätte hinzufügen sollen, dass auch statt πυκνότερον zu lesen sey πυκνοτέραν. man müsste denn statt σύστασιν lesen wollen σύστημα, um die Endungen des Neutrums beyzubehalten. Doch, obgleich Plutarch a. a. O. S. 539 eben so τῶν νεφῶν πεπυρωμένων συστήματα sagt, ziehen wir des Vfs. Verbesserungsart aus Stobäus vor. — S. 79 ist der Vf. in der Stelle des Diog. Laert. VII, 152. κομήτας δὲ, καὶ πωγωνίας καὶ λαμπαδίας κ. τ. λ. nicht angestossen. Es muss wohl λαμπάδας heissen, wie aus dem Namenverzeichnisse des Pollux IV, 119. p. 444 Hemsterh. ἀστέρες, κομῆται, πωγωνίαι, δοκίδες, λαμπάδες, γαλαξίας κύκλος κ. τ. λ. und anderen Stellen hervorgeht, z. B. Aristot. de mundo cap. 4. πολλαὶ δὲ καὶ ἄλλαι φαντασμάτων ἰδέαι θεωροῦνται, λαμπάδες τε καλούμεναι, καὶ δοκίδες κ. τ. λ. Auch bey den Römern werden diese Meteore mit dem einfachen Namen *faces* oder *lampades* belegt, und wenn bey Plinius H. N. II, 25 steht *lampadias ardentes imitatur faces*; so haben wir diess nur dem Pincianus zu verdanken, der es aus 2 Handschriften, wegen des vorhergehenden *xiphias*, *acontias*, aufnahm, welches eben die Ursache des Fehlers bey den Abschreibern gewesen zu seyn scheint. Dieser Einfall hatte solche Wurzel bey ihm gefasst, dass er auch cap. 26 *lampades vocant plane faces*, wo eine Handschrift den griechisch gebildeten Accusativ *lampadas* darbietet, bemerkte: „*Forte scribendum est lampadias, ut supra notatum est: nisi forte quis dicat, ad differentiam illas priores Lampadias dictas esse, has vero lampadas.*" Schon dadurch, dass Plinius *lampades* und *faces* so zusammenstellt, deutet er offenbar auf die doppelte, römische und griechische, Benennung hin. Auch bey Seneca Nat. Quaest. VII, 21 heissen sie bloss *faces*, und demnach würde λαμπαδίας unter die *voces nihili* gehören, zumal da es ausser der Stelle bey Diogenes Laertius nicht vorzukommen scheint. — S. 79 ff. sagt der Vf. über folgende Stellen des Scholiasten zu Arat. Diosem. v. 359. ταύτῃ γοῦν καὶ εἰς τὸν ἀρκτικὸν οὐ συνίστανται (die Kometen) μάλιστα τόπον, ἀλλ' ἔνθα πεπιλημένος καὶ παχυμερής ἐστιν ὁ ἀήρ — und des Seneca Nat. Quaest. II, 21. *Ideo circa Septemtrionem frequentissime apparent, quia illic plurimum est aeris pigri* — Folgendes: „*Quod postremum quomodo cum Posidonii sententia* (bey dem Scholiasten nämlich) *concilietur, ignoro: mihi potius Senecae, quam Scholiastae verba vitio laborare videntur.*" Wir sind vom Gegentheil überzeugt. Denn Seneca behandelt alle diese Gegenstände so weitläuftig und mit so viel Deutlichkeit und Gründlichkeit, seine Worte sind so bestimmt und so klar, dass wir ihn gern von einer solchen Verderbniss lossprechen, besonders da er Nat. Quaest. VII, 11 fast mit eben diesen Worten denselben Gegenstand schon berührt: *Epigenem relinquamus, et aliorum opiniones persequamur. Quas antequam exponere incipiam, illud in primis praesumendum est, Cometas non in una parte coeli adspici, nec in signifero tantum orbe, sed tam in ortu, quam in occasu, frequentissime tamen circa septentrionem.* Vgl. auch VII, 30. Plin. H. N. II, 25. *Omnes ferme sub ipso Septemtrione.* — Daher scheint der Scholiast verdorben zu seyn, und vielleicht könnte er so verbessert werden: εἰς τὸν ἀρκτικὸν συνίστανται μάλιστα τόπον, ἐπεὶ ἔνθα — War einmal ἀλλ' entstanden; so konnte vor συ sehr leicht, wegen der Ähnlichkeit der Züge, οὐ vorgesetzt werden. S. d'Orville ad Charit. p. 365 Lips., Schaef. melet. Sp. I. p. 107, Bast. comment. palaeograph. p. 734.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Nürnberg u. Leipzig*, b. Campe: *Kleine Geschichten und Erzählungen für die Jugend.* Von *Jakob Glatz*, Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal. 1803. IV u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Ob Hr. *G.* den Zweck, den jede Kinder- und Jugendschrift vor Augen haben muss, und den auch er, laut der Vorrede mit diesem Erzählungsbuche zu erreichen gedenkt, nämlich Unterhaltung und Belehrung, — ob er diesen Zweck wirklich erreichen wird, bezweifeln wir. Denn welches Vergnügen kann sich ein Kind von einem Buche versprechen, welches durch eine abgebrochene, ungerundete und gezwungene Schreibart mehr zurückstösst, als anzieht? Oder welchen Nutzen kann man sich von Geschichten versprechen, in denen der Charakter der Hauptpersonen durchaus verzeichnet ist, wie z. B. in der Lebensbeschreibung Conrads, der durchaus als träge und faul geschildert wird, der sich aber dennoch überall bis aufs Blut herumbalgt, einmal über das andere davon läuft und endlich ein entschlossener Räuber wird? Nicht selten stösst man auf psychologische pädagogische Missgriffe, wie S. 277, wo der Lehrer dem Zöglinge mitten in der höchsten Leidenschaft eine seitenlange Moral liest. Noch mehr am unrechten Orte stehen S. 278 die wiederholten Bitten des Instructors, dass der bestrafte Moritz seinen Arrest verlassen soll; und nach S. 280 muss nun gar derselbe Knabe, nachdem er mehrere Tagesstunden einsam in der Kammer als Arrestant zugebracht hat, auch noch die ganze Nacht sich selbst überlassen bleiben. Auch vergisst sich der Vf. zuweilen, wie wenn er S. 93 Conrad durch Steckbriefe verfolgen, und nach S. 97 seine Ältern nach Verlauf eines Vierteljahres nichts von seinen Schandthaten wissen lässt. Dass *Bilder zerrinnen*, S. 84, ist wohl eine übelgewählte Metapher, und dass Jemand das Böse *meidet*, und dass Gute *ergreift*, S. 86, ein verunglückter Gegensatz. Mit dem Lehrsatze S. 208: „Hang zur Verschwendung ist tadelhaft, Geitz ist es noch mehr" hat es wohl nicht seine Richtigkeit. Eines dünkt uns so schlimm, als das Andere. —

Kp.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 4.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae.* Collegit atque illustravit *Jany Bake.* Accedit *D. Wyttenbachii* annotatio etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So sagt der Vf. in einer Anmerkung zu folgender Stelle des Seneca Nat. Quaest. II, 26. *Quidni? majorum nostrorum memoria, ut Posidonius tradit, cum insula in Aegaeo mari surgeret, spumabat interdiu mare et fumus ex alto ferebatur. Nam demum prodebat ignem, non continuo, sed ex intervallis emicantem, fulminum more, quotiens ardor inferius jacens, superum pondus evicerat: „Eadem forte insula intelligitur, quam Theram inter et Therasiam exortam esse Strabo auctor est I. p. 100 A. qua de re quin accuratissime omnium retulerit Posidonius, non est quod dubitemus, siquidem ἐθάῤῥησαν πρῶτοι* (μετὰ τὴν παῦλαν τοῦ πάθους hätte er nicht vergessen sollen hinzuzusetzen) Ῥόδιοι θαλαττοκρατοῦντες ἐπιπροσπλεῦσαι τῷ τόπῳ, *ut Strabo refert.*" Anderer Meinung ist Ruhkopf a. a. O. T. V. p. 107 seiner Ausgabe: „*Ortus insulae Therae s. Therasiae incidit in Ol.* 135. 4. v. Strabo I. p. 154. Lips." Wenn wir den Sinn dieser Bemerkung recht gefasst haben: so scheint sie Dreyerley zu enthalten: 1) dass Thera und Therasia identisch sey, 2) dass Strabo a. a. O. von dem Entstehen dieser Gesammtinsel spreche, 3) dass auch Posidonius bey Seneca dieselbe verstehe. Ist diess der Fall: so sind es wohl kleine Unrichtigkeiten. Das erste muss ein Druckfehler seyn, statt *Th. et Th.*: denn beides sind Namen von zwey verschiedenen, fast zu gleicher Zeit entstandenen Inseln. Die andere Angabe ist ein Versehen: denn Strabo sagt a. a. O.: Ἀνὰ μέσον γὰρ Θήρας καὶ Θηρασίας ἐκπεσοῦσαι φλόγες ἐκ τοῦ πελάγους ἐφ' ἡμέρας τέσσαρας, ὥστε πᾶσαν ζεῖν καὶ φλέγεσθαι τὴν θάλασσαν. — Dass aber Thera und Therasia von unserem Posidonius gemeint sey, ist unwahrscheinlich. Ohne uns auf ein genaueres Detail einzulassen, glauben wir durch die verschiedenen Erzählungen der Alten, welche Tzschucke (zum Mela II, 7, 1. T. III. P. II. p. 743 sq.) gesammelt hat, berechtiget zu seyn, die Entstehung dieser Inseln in die mythische Vorzeit zu versetzen, vorzüglich nach dem, was Herodotus, Pausanias und der Scholiast zu Apollonius IV, 1750 sq. darüber melden, bey welchem letzterem einige kleine Unrichtigkeiten zu verbessern sind. Die neulich von Schäfer herausgegebenen pariser Scholien haben a. a. O. ὅστις τῆς ἀποικίας ἡγήσατο und weiter παρὰ Τιμάνδρῳ ἐν Πυθιονίκαις, wofür es richtiger in den alten heisst: ὃς τῆς ἀπ. ἡγ. und π. Πινδάρῳ ἐν Πυθ.; aber fehlerhaft steht in denselben παρὰ Ἀκεσάνδρῳ ἐν πρώτῳ Κυρήνης, wofür die Pariser lesen π. Ἀκ. ἐν ά περὶ Κυρήνης. So heisst es in beiden Scholien II, 498. Ἀκέστωρ ἐν τοῖς περὶ Κυρήνης, wo aber der aufgeführte Name des griechischen Historikers Ἀραιθος, den Vossius in seinem Verzeichnisse nicht kennt, und wofür die Pariser Ἄρατος haben, Verdacht erregt. Zwar spricht Seneca a. a. O. von Bimssteinen, und der Scholiast zu Pind. Pyth. IV, 11 legt der Insel Thera und Therasia das Beywort κισσηρώδης bey; allein dieses wird darum keine Beweiskraft haben, da auch an anderen Orten, wo vulcanische Ausbrüche Statt hatten, dieses Product gefunden wird. S. Plin. H. N. XXXVI, 41. Diod. Sicul. I, 39. T. I. p. 48 ed. Wessel. und Hirt über das Pantheon im Museum der Alterthumswissenschaften Bd. I. St. II. S. 284 f. Eine Stelle des Plinius H. N. III, 9 könnte einige Verwirrung ins Ganze bringen, wenn sie nicht verdorben wäre. *Inter hanc (Liparam) et Siciliam altera, antea Therasia appellata, nunc Hiera: quia sacra Vulcano est, colle in ea nocturnas evolvente flammas.* Es muss aber *Thermissa* heissen, wie, wenn wir uns recht erinnern, schon Cluverius vorgeschlagen hat: denn so nannte man die hier gemeinte Hiera, wie aus Strabo VI. p. 422 sq. Almel. und aus Stephanus Byzantinus erhellet. Ruhkopfs Angabe von Olymp. 135, 4 gründet sich wahrscheinlich bloss auf das Zeugniss des Plinius H. N. II, 87; die Stelle bey Seneca Quaest. Nat. VI, 21 ist zu verdorben, als dass man daraus auf die obige etwas schliessen könnte: und daher dürften nur gewagte Vermuthungen bestimmen, welche Insel Posidonius namentlich gemeint habe. Im Übrigen scheint unter derjenigen Insel, von welcher Seneca a. a. O. VI, 21. *et hanc nostrae aetatis insulam, spectantibus nobis in Aegaeo mari enatam,* und II, 26. *idem nostra memoria, Valerio Asiatico consule, iterum accidit,* sagt, diejenige verstanden werden zu müssen, welche Orosius Hist. VIII, 6. *Anno imperii ejus (Claudii) quinto inter Theram et Therasiam insula e profundo emicuit, triginta stadiorum spatio extenta,* und Plinius H. N. II, 87. *Et ab duobus stadiis post annos CX in nostro aevo M. Junio Silano, L. Balbo Coss.*

a. d. VIII Idus Julias, Thia — bezeichnet. Wir wenden nun noch einen Blick auf die zuerst angeführten Worte Seneca's, in welche Ruhkopf Gronov's Vorschlag *ante diu* statt *interdiu* aufgenommen hat, welches wir deswegen nicht unbedingt billigen können, weil Strabo sagt ἐφ' ἡμέρας τέσσαρας, und weil es bekannt ist, dass regelmässige vulcanische Ausbrüche an verschiedenen Orten zu verschiedenen festbestimmten Zeiten sich zeigen, an einigen des Nachts, an anderen in der Frühe des Morgens, an anderen des Tages, an anderen wiederum ununterbrochen Tag und Nacht. S. Plin. H. N. II, 106 sqq. Strabo VI. p. 281. T. II ed. Lipf. Schol. Apollon. Rhod. IV, 761. Selbst *Nam demum* scheint von Ruhkopf noch nicht gehörig befestiget zu seyn, und vielleicht könnte man dem Ganzen so aufhelfen: — *cum insula in Aegaeo mari surgeret, etsi spumabat interdiu* (oder *ante diu*) *mare, et fumus ex alto ferebatur, tamen demum prodebat ignem etc.* — S. 85 schlägt der Vf. bey Seneca a. a. O. IV, 3 *et jam* statt *etiam* vor, welches der Sinn fodert, und Ruhkopf schon hat drucken lassen. — S. 87 hat der Vf. bey Strabo III. p. 212. B. ed. Almel. nicht nur die fehlerhafte Schreibart κατάραι statt κατᾶραι (S. Clenard. institut. Gr. Gr. p. 52, 25. 182, 6. 381, 50. Denn die Hinzufügung oder Weglassung des ἰῶτα überlassen wir der Beurtheilung Anderer. cf. Bast. epist. crit. p. 145 ed. Lipf.) aus jener Ausgabe beybehalten, die auch noch bey Siebenkees T. I. p. 384 sich findet, der in der Anmerkung gar zweymal καθάραι schreibt; sondern er hat auch die von Casaubonus aus Handschriften beygebrachte Verbesserung aus uns unbekannten Gründen verschmäht. Schon Siebenkees nahm sie, da sie auch von seinen Handschriften bestätiget wurde, in den Text: διὸ καὶ τρισὶ μησὶν εἰς Ἰταλίαν κατάρας μόλις, διενεχθεὶς περί τε τὰς Γυμνησίας κ. τ. λ. statt — εἰς Ἰτ. κατᾶραι· μόλις γὰρ διενεχθεὶς κ. τ. λ., was weder Sinn giebt, noch vom Guarinus vorgefunden wurde, welcher so übersetzt: *Quapropter, cum circa Gymnesias insulas — erraffet, tandem tertio vix mense transmisit in Italiam.* Statt καὶ τ' ἄλλα muss es entweder καὶ τἄλλα oder καὶ τὰ ἄλλα heissen. Welche Grundsätze der Vf. in den *Encliticis* befolgte, können wir nicht bestimmen, da sie sich alle Mal nach der Ausgabe richten, welche er bey jedem Schriftsteller brauchte, und da ist er freylich bey der almeloveenischen des Strabo sehr schlecht berathen. — S. 88 hätte der Vf. neben Cicero ad Att. II, 6 auch noch Pompon. Mela und Plinius anführen können, welche im Eingange eben so über die Unmöglichkeit der stilistischen Vollendung eines geographischen Werkes sich beklagen. — Ebendaselbst und auf den folgenden Seiten hat der Vf. mehrere Fehler bey Kleomedes verbessert (ὑπὸ τῷ αὐτῷ μεσημβρινῷ κεῖνται wird auch von Gemistus in Siebenkees Anecdott. Graecc. S. 103 sq. bestätiget), und deshalb wundert es uns um so mehr, dass er den offenbaren Sprachfehler in den Worten ὅτι Κάνωβος καλούμενος ἀστὴρ nicht bemerkte, nach welchem ὁ vor Κάνωβος fehlt, das um so eher herausfallen konnte, da ὅτι in den Handschriften ὁ geschrieben zu werden pflegt. — S. 89 ist τέμνον bey Kleomed. Cycl. Theor. I. S. 395 für τέμνων nur ein Druckfehler der Ausgabe, welcher sich der Vf. bediente; denn die baseler von 1547 hat S. 157 richtig τέμνων. — S. 91 ist ein besonderer Irrthum des Vfs. zu rügen, in welchem er ein Fragment seines Posidonius bey Strabo II, S. 161 A. gänzlich missverstand, und durch eine fehlerhafte Verbesserung demselben, aufs Geringste, etwas sehr Ungereimtes aufbürdete. Strabo sagt nämlich vom Posidonius: ὑπονοεῖ δὲ τὸ τῆς οἰκουμένης μῆκος, ἑπτά που μυριάδων σταδίων ὑπάρχον, ἥμισυ εἶναι τοῦ ὅλου κύκλου, καθ' ὃν εἴληπται· ὥστε, φησὶν, ἀπὸ τῆς δύσεως Εὔρῳ πλέων ἐν τοσαύταις μυριάσιν ἔλθοι ἂν εἰς Ἰνδούς. (πλέον ist ein bloßer Druckfehler der almeloveenischen und casaubonischen Ausgabe, obgleich Breguigny in der seinigen, wovon nur Tom. I erschien, S. 320 zweifelnd sagt: *Ea quidem servari potest; πλέον quasi τὶ πλέον; sed a solito Strabonis loquendi more locutio satis absona. — Verum nullo favente manuscripto nihil mutamus.* Auch sein Cod. Reg., jetzt No. 1393, hat πλέον, und ohne dessen Beystimmung wagt er selten etwas zu verbessern. Doch Guarinus übersetzt πλέων, und Strabo schrieb wahrlich nicht solchen Unsinn, wie Breguigny sich einzubilden scheint.) Des Vfs. Anmerkung zu jener Stelle ist folgende: „*In ultimis verbis foedum mendum remansit, a nemine, quod sciam animadversum: quis enim unquam ab occidente Euro navigavit? repone* Ζεφύρῳ, *ex quo, quomodo* Εὔρῳ *factum sit, facile intelligitur.*“ Dem Vf. ist es unmöglich, von Westen aus mit einem Ostwinde zu schiffen; aber bey einer Schifffahrt, wo man die Winde brauchen will, ist doch nicht nur der *terminus a quo*, sondern auch der *terminus ad quem*, und dieser ganz besonders, zu berücksichtigen, dessen mindere Beachtung den Irrthum des Vfs. wahrscheinlich erzeugte. Seiner Meinung nach wäre es also undenkbar, von Spanien aus nach Amerika mit einem Ostwinde zu schiffen? Wir hoffen nicht. Aber eben die Gegend, wo Amerika liegt, meint Posidonius. Er nahm an, dass die Länge der bewohnten Erde, nach verschiedenen, theils vor ihm, theils von ihm, angestellten Messungen und Beobachtungen, die Hälfte eines Erdkreises halte, und ungefähr 70,000 Stadien betrage. Darauf bauet er folgenden unwiderlegbaren Schluss. Die beiden Hälften eines Kreises sind einander gleich. Die Länge der bewohnten Erde ist die Hälfte eines Kreises, und enthält 70,000 Stadien. Folglich würde man, wenn man die andere Hälfte dieses Kreises, welche Meer ist, durchschiffen wollte, finden, dass auch diese Hälfte 70,000 Stadien enthalte. Darum sagt er: wenn man von dem westlichsten Spanien aus (ἀπὸ τῆς δύσεως) mit dem Ostwinde (Εὔρῳ), nämlich auf der, der bewohnten Erde entgegengesetzten Hälfte unseres Erdglobus, fortschiffe, käme man nach eben so viel zurückgelegten Stadien auch zu den Indern. Für die Wahrheit unserer Meinung stimmt auch die Ansicht des Eratosthenes bey Strabo L. I. T. I. p. 173. ed. Lipf.

Welche Verwirrung der Vf. durch seine Änderung in das Ganze bringe, bedarf keiner weiteren Erläuterung; denn ihr zufolge müfste er durch ganz Asien zu Lande bis gen Indien schiffen, wozu er sich wohl schwerlich entschliefsen dürfte. Guarinus und alle Handschriften stimmen in der gewöhnlichen Lesart überein, und selbst das Ansehen eines Wyttenbach kann uns nicht hindern, das Ganze auf die geschehene Weise mit Breguigny zu erklären. Er sagt in s. annotatio S. 276: *„Et haec est acuta correctio (!) Bakii, in Strabone pro Εὔρῳ legentis Ζεφύρῳ, nec animadversa Tyrwhitto, in conjecturis Strabonianis, digna sane hujus acumine (?); nam novissimum editorem Lipsiensem (Siebenkees) hoc praetermisisse, minus mirandum est.“* — S. 95 ff. theilt der Vf. einige Verbesserungsvorschläge zu einem Fragment des Posidonius in einer, nach dem einstimmigen Urtheile aller Erklärer, äusserst schwierigen Stelle bey Strabo II. p. 150. C. Almel. mit; wenn er aber Gelegenheit gehabt hätte, ausser der almeloveenischen auch andere mit kritischem Apparat versehene Ausgaben des Strabo zu benutzen: so hätte es ihm nicht entgehen können, dafs theils Casaubonus Verbesserungen schon in den Text aufgenommen, theils seine eigenen, wiewohl richtigen Bemerkungen und zum Theil gegründeten Vermuthungen lange vor ihm schon von Anderen gemacht worden waren. Alle seine Vorschläge ὑπερπίπτουσαν — πεντακισχίλια — ὀκτακισχίλια hat Breguigny in seiner zuvor erwähnten Ausgabe T. I. p. 296 vorgetragen, und ausser den von selbst aus der Natur der Sache und einer mittelmäfsigen Kenntnifs der Länder- und Grade-Messungen der Alten einleuchtenden Gründen, auch noch durch hinreichende paläographische Wahrscheinlichkeit unterstützt, so dafs Siebenkees, derselben gern ohne Vorgänger ändert, kein Bedenken trug, die beiden letzteren Verbesserungen aufzunehmen T. I. S. 262 ed. Lips. Wir möchten aber lieber in einem Worte ὀκτακισχίλια mit Breguigny, als πεντακισχίλια καὶ τρισχίλια mit dem Vf. lesen, da nicht nur von καὶ im Texte keine Spur sich findet, sondern auch ohne diese die Verwechselung der Zahlzeichen nicht gut möglich war, deren wiederholte Entwickelung nicht hieher gehört. Gosselin in s. Anmerkungen zu der französischen Übersetzung T. I. S. 245 ff. billigt die Verbesserung der ersten Zahl, aber an der letzteren Stelle, glaubt er, habe Strabo geschrieben: *„L' intervalle renfermé entre les deux tropiques, est à la largeur totale de la zone inhabitable, comme 33,600 est à 17,600.“* Denn seiner Gewohnheit nach giebt er alle Conjecturen in seiner Muttersprache. Er bemerkte nämlich ganz richtig, dafs Posidonius bey Strabo von dem heissen und gemäfsigten Erdstriche zu beiden Seiten des Aequators, auf der nördlichen und südlichen Halbkugel, sprach, ob er gleich nur die Masse auf der ersteren angab, und die Übertragung derselben auf die Gegenerde (über den Unterschied der Gegenerde bey den Geographen und bey den Pythagoräern s. Ideler in s. Abhandlung über das Verhältnifs des Copernicus zum Alterthum, im Mus. der Alterthumswiss. Bd. II. St. III. S. 407 f.) seinen Lesern überliefs. Wollte man nun diesen Mangel an Genauigkeit den Abschreibern Schuld geben: so müfsten nicht nur auch die ersteren Zahlen, sondern die ganze Stelle gewaltsam danach verändert werden. — Ebendaselbst wünschten wir bey Strabo p. 151. C. τοῖς δὲ ἀρκτικοῖς οὔτε παρὰ πᾶσιν οὖσιν, οὔτε τοῖς αὐτοῖς πανταχοῦ, τίς ἂν διορίζοι πως εὐκράτους, αἵπερ εἰσὶν ἀμετάπτωτοι; statt des müssigen πως lieber den minder entbehrlichen Artikel τὰς, dessen ursprüngliche Existenz auf dem Zeugnisse des Guarinus und der mediceischen Handschrift bey Gronov. Varr. Geographh. S. 160 beruhet. Der Vf. hat auch auf derselben Seite noch εὐκρατώτεραι stehen lassen, das eben so fehlerhaft (cf. Fischer animadvs. ad Weller. Gr. Gr. Spec. II. p. 83) auch in der leipziger Ausgabe ist, als das daselbst folgende κρᾶσιν, worüber vgl. Schaef. ad Greg. Corinth. S. 590. Nicht minder unbesorgt hat der Vf. aus der almeloveenischen Ausgabe γενᾶσθαι, πρὸς δὲ τ' ἀνθρώπεια und κινναμωμοφόρου beybehalten; denn μεχρὶ und ζώνων sind wohl Druckfehler. — S. 97 verbessert der Vf. ein verdorbenes Fragment des Posidonius bey Strabo XVII. p. 1186. B. Almel. Ποσειδώνιος δ' οὐκ οἶδ', εἰ ἀληθῆ φήσας ὀλίγοις καὶ μικροῖς διαῤῥεῖσθαι ποταμοῖς τὴν Λιβύην· αὐτοὺς γὰρ οὓς Ἀρτεμίδωρος εἴρηκε καὶ μεγάλους — auf folgende Weise αὐτοὺς γὰρ πολλοὺς Ἀ. εἴ. κ. μ. Uns dünkt weder dieses, noch das, was Casaubonus vorschlug, πολλοὺς γὰρ Ἀρτ. κ. τ. λ., obgleich von Tzschucke T. VI. p. 660 durch ein *„non temere“* scheinbar gebilliget, hinreichenden Grund in sich zu haben. Uns erregte ΚΑΙ hinter εἴρηΚΕ nicht unerweislichen Verdacht, da bekannt ist, wie nachläfsig die Abschreiber in der grundlosen Hinzufügung und Weglassung dieser und ähnlicher Partikeln waren (cf. d'Orville ad Charit. p. 668 ed. Lips.), vorzüglich in der Nähe von ΚΕ, mit dem es unzählig verwechselt wird (Brunck ad Apollon. Rhod. Arg. I, 17); und in der That fehlt es nicht nur in zwey Handschriften bey Tzschucke, sondern auch bey Guarinus, welcher so übersetzt: *de iis enim dicit, quae Artemidorus magna existant.* Letzteres ist ein augenscheinlicher Druckfehler der Ausgaben Venet. 1494 und Paris. 1512: denn *existimat* hat Heresbach. Bas. 1523 und *existimat* Heresbach. Bas. 1539 nebst Hopper. Bas. 1549. Demnach lesen wir statt — τὴν ΛιβύΗΝ · ΑΥΤΟΥΣ ΓΑΡ ΟΥΣ Ἀρτ. κ. τ. λ. — τὴν ΛιβύΗΝ · ΕΝΑΝΤΙΩΣ ΓΑΡ ΑΥΤΟΥΣ Ἀρτ. εἴρηκε μεγάλους. Es ist nichts Ungewöhnliches, dafs αὐτοὺς und ἐναντίους, bey ähnlichen vorausgehenden Sylben, wie hier ΗΝ, vertauscht werden. S. Schaef. meletem. crit. Spec. I. p. 13. Jacobs additam. animadvs. ad Athen. p. 289. Oder man halte sich, was Casaubonus aber nicht zu wünschen scheint, ganz an den Guarinus, und supplire mit ihm aus dem Obigen φήσας, wobey nichts geändert wird, das ausgelassene καὶ ausgenommen, dessen Entfernung, aus den bemerkten Ursachen, fast Nothwendigkeit ist, da hoffentlich Niemand auf einen rhetorisch entsprechenden Gegensatz der Worte ὀλίγοις καὶ μικροῖς bey Strabo ernstlich dringen wird. — S. 98 stofsen wir

daran an, wie es dem Vf. bey der aufgeführten Stelle aus Strabo XVII. p. 1139 ed. Almel. so unbemerkt hingehen konnte, dass im Texte Καλλισθένη und in der lateinischen Übersetzung *Eratosthenem* steht, welche Unübereinstimmung sich sogar auch in der tzschuckischen Ausgabe T. VI. S. 489 findet. Die Sache verdient einige Beachtung, da Seidel, mehr an die lateinische Übersetzung sich haltend, seine Sammlung der geographischen Fragmente des Eratosthenes S. 198 damit bereichert hat. Ein blosser Druckfehler ist es gewiss nicht, wenn man nicht annehmen will, dass er in allen kurz zuvor erwähnten Ausgaben des Guarinus, ohne bemerkt und verbessert zu werden, wiederholt wurde: denn sie stimmen durchgängig mit einander in den Worten überein: *Tradunt enim Eratosthenem* —. Hopper hat im Griechischen Φασὶ γὰρ Καλλισθένη, die lateinische Übersetzung aber unverändert; Casaubonus in f. Ausgabe, Paris 1620, Φησὶ γὰρ Καλλισθένη, und im Lateinischen ohne Consequenz: *Ait enim Eratosthenem* — auf den Posidonius deutend. Vergebens sucht der Leser in seinem Commentare Aufklärung darüber. Auch die Notiz, welche Eustath. ad Dionys. perieg. V. 226 mittheilt, πληροῦσθαι δὲ ὑπὸ θερινῶν ὄμβρων τὸν Νεῖλόν φασι, καὶ ὑπολαμβάνειν μετὰ μ' ἡμέρας, δι' ὅσων καὶ ηὔξηται — hat zu viel Unbestimmtes, als dass sie sichere Folgerungen gestatten könnte. Beides ist gewiss von ihm aus Strabo entlehnt, so wie das, was er vorher unter der Rubrik ἕτεροι δὲ φασιν erzählt: denn *Eustathius „solet passim, ubi Strabonem tacite reddit, φασὶ adhibere.“* Tzschucke zum Strabo Lib. IX. T. III. S. 533. Doch auch den Athenäus citirt er oft so. Berücksichtiget man das Fragment des Eratosthenes, welches Strabo kurz vorher S. 1133 ff. mittheilt: so sollte man meinen, die Lesart des Guarinus verdiene den Vorzug; dessenungeachtet möchten wir Καλλισθένη beybehalten, da es die Handschriften ohne Unterschied darbieten, und da von ihm, dem Schüler und Verwandten des Aristoteles, doch wohl mehr, als vom Eratosthenes, gesagt werden kann παρ' Ἀριστοτέλους λαβεῖν. Unbestritten aber muss Φησὶ, das die Handschriften bestätigen, statt φασὶ stehen, weil wir mit Casaubonus glauben, dass Strabo, zur Begründung seines Tadels am Posidonius, nun die Zeugen, auf welche jener sich zu berufen pflegte, namhaft macht. Aber, nach Strabo's wiederholter Versicherung, folgte Kallisthenes nicht nur Anderen unbedachtsam (L. XI. p. 803 C. Alm.), sondern er gehört überhaupt zu denjenigen Schriftstellern, deren Glaubwürdigkeit mehreren gerechten Zweifeln unterworfen ist (VIII. p. 557. A. XIV. p. 998. C. XVII. p. 1168. D.), wozu auch seine Unkunde in militärischen Evolutionen gerechnet werden kann, die Polybius XVII, 17. T. III. p. 415 sqq. ed. Schweighaeuf. ihm Schuld giebt. Wenn wir nun aber diess dem Kallisthenes zusprechen: so berührte er vermuthlich diesen Gegenstand in seinem περίπλῳ, dessen, soviel uns bekannt ist, nur der Scholiast zu Apollon. Rhod. I, 1037 und II, 672 gedenkt. Mehr über diesen Schriftsteller findet sich vielleicht bey Sevin in seinen *recherches sur la vie et les ouvrages de Callisthènes. Memoir. de l'acad. de Paris.* Tom X. p. 128 sqq. ed. Haag. Übrigens konnte sich Guarinus, dem das Fragment des Eratosthenes noch in frischem Andenken war, wohl sehr leicht täuschen lassen, einen bekannten Namen an die Stelle eines weniger bekannten zu setzen. — S. 99 ziehen wir bey Strabo II. p. 155. A. statt οὐδὲ γὰρ εἶναι κατὰ τὴν σφαιρικὴν ἐπιφάνειαν ὕψος διὰ τὴν ὁμαλότητα — mit Breguigny T. I. S. 306 aus Cod. Reg. und Medic. vor οὐδὲν γὰρ εἶναι, und Guarinus stimmt uns in den Worten bey: *Haud quaquam enim esse secundum sphaericam superficiem eminentiam ullam per aequalitatem*, wofern er nicht etwa *ullam* ἐκ τῶν οἰκόθεν hinzufügte. Ganz recht urtheilt aber der Vf.: *„Ista de Polybio, desumsisse videtur Strabo e perdito ejus opere,* περὶ τῆς περὶ τὸν ἰσημερινὸν οἰκήσεως, *a Gemino memorato“*, nur dass der Anfang von dieser ganzen Stelle T. V. p. 28 ed. Schweighaeuf. unter jene Rubrik schon geordnet sich findet. — S. 101 verbessert Wyttenbach in seiner annotatio S. 276 bey Strabo II. p. 155 B. πλὴν εἰ νήσους τινὰς βούλονται λέγειν statt πλὴν ἤ. Der Sinn erfodert es, und so hat schon Breguigny aus Cod. Reg. und Medic. geschrieben; auch fand es Guarinus in seiner Handschrift, da er übersetzt: *nisi si insulas quasdam dicere velint.* Siebenkees T. I. S. 260 hat Alles beym Gewöhnlichen gelassen. Auf derselben Seite handelt auch der Vf. über einen Widerspruch der Erzählung des Posidonius bey Strabo a. a. O. über die Umschiffung Libyens, in Vergleich mit dem, was Herodotus IV, 42 ff. berichtet. Unbeachtet liess ihn Mannert in der Geograph. der Griech. und Röm. T. I. S. 24 ff.; hingegen Gossellin in f. Anmerk. z. franz. Übersetz. T. I, S. 257 ff. fühlte ihn, erklärte die Stelle bey Strabo für verdorben, und glaubte, man müsse statt *Darius* schreiben *Neko*. Die Grundsätze der Kritik, die Hr. Gossellin ausübt, scheinen überhaupt etwas locker zu seyn, und aus einem solchen Gesichtspuncte muss man auch diesen seinen Verbesserungsvorschlag betrachten. Wir unterschreiben daher lieber das Urtheil des Vfs.: *„ita Strabo de Posidonio, quem aut ipsum memoria lapsum scripsisse, aut Strabonem negligenter ejus sententiam retulisse, necesse est.“* Nicht die geringste Spur von Varianten findet sich, und Gossellin beachtete das nicht, was Strabo S. 158 B. über denselben Gegenstand erwähnt, wo statt ὧν Ἡρόδοτος ἱστορεῖ vielleicht zu lesen ist ὡς, oder ὅν, mit Bezug auf das vorhergehende ὅν Ἡρακλείδης εἶπεν. —

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEYDEN, b. Haak u. Comp.: *Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae.* Collegit atque illustravit *Jany Bake.* Accedit *D. Wyttenbachii* annotatio etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 102 billigen wir, dass der Vf. bey Strabo II, p. 158 A. des Casaubonus μέχρι τοῦδε τῆς περὶ τὸν Εὔδοξον ἱστορίας aufgenommen hat. Denn mit schwachen Gründen sucht Breguigny T. I. p. 312 die Vulgata zu schützen, *ita*, wie er sagt, *ut haec sententia sit: Posidonium retulisse, quae ad Eudoxi tempora de navigationibus circa terram habitabilem acceperit.* Aber das unmittelbar darauf Folgende belehrt uns eines Anderen, da es füglich nur auf den Eudoxus bezogen werden kann, von dessen abermaligem Versuche Posidonius den Ausgang nicht zu kennen versichert. Guarinus, die gewöhnliche Lesart befolgend, übersetzt ganz unverständlich: „*Ego quidem, inquit, usque ad Eudoxi tempora ad historiam pervenio.*“ Im Verfolg der Geschichte der fabelhaften Umschiffung Libyens durch Eudoxus sagt der Vf. S. 103: „*De Eudoxo, memorat item Nepos (Fragment. VII, 4. ubi vid. Schottus) a Plinio citatus Hist. Nat. II, 67; tum Pomponius Mela III, 9, 3[6]: neque tamen inde major Posidonio fides habenda est, ut Casaubono videbatur ad Strabon. p. 158, B; siquidem sua a Posidonio accipere potuit Nepos.*“ Wir stimmen ganz der Meinung des Casaubonus bey, und wünschen nicht, dass man den Posidonius eines offenbaren Falsum beschuldige, da wohl auch die denkendsten Köpfe Täuschungen unterworfen sind. Denn Plinius a. a. O. sagt: *Praeterea Cornelius Nepos auctor est, Eudoxum quendam sua aetate, cum Lathurum regem fugeret, Arabico sinu egressum Gades usque pervectum*, mit dem Mela a. a. O. und Martian. Capell. VI. p. 201 Grot. übereinstimmen; man s. Tzschucke zum Mela. Vol. III. P. III. p. 391 sq. Hieraus geht hervor, dass Nepos von einer Fahrt spricht, die zu seiner Zeit sich zugetragen hatte, und da er ein Zeitgenosse des Posidonius war, leuchtet ein, dass er nicht dem Posidonius nacherzähle, sondern dass beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle, der allgemeinen Sage, schöpften, was dadurch noch mehr begründet wird, dass Nepos den Eudoxus gerade in der entgegengesetzten Richtung, von Osten nach Westen, Libyen umschiffen lässt. Mannert nennt desshalb seine Fahrt a. a. O. T. I. S. 24 geradezu eine Robinsonade, und beehrt S. 28 den Nepos mit dem Titel „eines unverschämten Lügners,“ zumal da Plinius nicht das günstigste Urtheil von der Glaubwürdigkeit des Nepos fällt. — S. 104 sagt der Vf. zu den Worten Strabo's III, p. 262 B. ἡμέρα μὲν γὰρ καὶ νυκτὶ ἡ τοῦ ἡλίου περιφορὰ μετρεῖται, ποτὲ μὲν ὑπὸ γῆς ὄντος, ποτὲ δὲ ὑπὲρ γῆς φαινομένου —: „*Haec, quid huc faciant, plane nescio.*“ Auch Penzel in s. deutschen Übersetzung des Strabo T. I. S. 514 mochte ähnliche Gedanken haben: denn er hat einige Zeilen, als Verbindungsmittel, über „die Theorie der Phönikier“ bey der Erklärung der Ebbe und Fluth aus den Einwirkungen des Mondes eingewebt, und bezog auch φησὶ auf sie, so dass er vermuthlich φασὶ las. Strabo scheint uns sagen zu wollen, wie Tag und Nacht durch das verschiedene Verhältniss der Erde zur Sonne bewirkt werde, so, meine Posidonius, hätten auch die Phöniker Ebbe und Fluth von den Einwirkungen des Mondes abgeleitet. Wir lesen aber mit den Handschriften bey Casaubonus, Breguigny und Siebenkees, begleitet von dem alten Übersetzer Guarinus, ἡμέρα μὲν γὰρ καὶ νὺξ τῇ τοῦ ἡλίου περιφορᾷ μετρεῖται, da Tag und Nacht als Folge, nicht als Ursache, betrachtet werden kann. Aber die ungewohnte Freygebigkeit des strabonischen Epitomators, auf die schon Casaubonus aufmerksam machte, erregt den keinesweges ungegründeten Verdacht, dass wir wahrscheinlich auch hier, wie an vielen anderen Stellen dieses Geographen, die ursprünglichen Worte nicht mehr vollständig besitzen. In dem folgenden ὅταν — ὑπερέχῃ stiess Breguigny T. I. p. 544 sq. an, und schrieb mit cod. Reg. ὅταν — ὑπερέχει, wie er vorher, von eben diesem Codex und dem mediceischen aufgefodert, ὅταν — γίνεται geschrieben hatte statt der Vulgata ὅταν — γένηται. Welche Solöcismen muss sich der arme Strabo, bey einem so weisen und sorgfältigen Gebrauche der Handschriften, aufbürden lassen! — Bey den Worten ἄρχεσθαί τε διοιδεῖν τὴν θάλασσαν καὶ ἐπιβαίνειν muss die Handschrift, welche Guarinus bey seiner Übersetzung: „*Quo enim tempore ista zodiaci magnitudinem excedit orizontis: mare terram ascendere incipit; sensu teste: quoad in coeli medium ascenderit*“ — vor sich hatte, verdorben gewesen seyn. Auch Hopper hat: ἄρχεσθαι δεῖν τὴν θάλασσαν

καὶ ἐπιβαίνειν — Casaubonus scheint diese Worte zuerst, jedoch ohne dem Leser Rechenschaft zu geben, aus dem Epitomator, wie uns dünkt, verbessert zu haben, welcher sagt: ἄρχεσθαί τε διοιδεῖν τ. ϑ. κ. ἐπ. T. II, p. 31 ed. Hudf. Die Ausgabe von Siebenkees hat ohne Sinn die bessere Lesart verdorben T. I. p. 464 in ἄρχεσθαί τε διὸ ἰδεῖν κ. τ. λ. — S. 105 hat der Vf. bey Strabo III. p. 261. B. einige nothwendige Verbesserungen, denen scheinbare Druckfehler zum Grunde liegen, wieder unbemerkt gelassen, ob er gleich zum Schlusse der Stelle einiger Conjecturen des Casaubonus und Xylander gedenkt. Für ὑδρευμένον muss es zweymal heissen ὑδρευομένων, was Breguigny aus Cod. Reg. wiederherstellte und die hoppersche Ausgabe schon darbot; dann αὐϑωρεὶ für αὔϑορον, wie Siebenkees T. I. p. 461, durch alle seine Handschriften bestimmt, und vor ihm Breguigny aus Cod. Reg. herausgegeben haben, so dass wir der Conjectur des Casaubonus und Xylander αὐϑωρεὶ überhoben seyn können. αὔϑωρον will auch Wyttenbach in seiner annotatio S. 276, auf Suidas s. h. v. und Pollux V, 102 sich berufend. In der Folge wünschten wir, dass nicht nur der Vf., sondern auch Breguigny und Siebenkees des Casaubonus κενῶς für das gewöhnliche, obgleich nicht sinnlose, aber doch unrichtige καινῶς aufgenommen hätten, wie die pariser Übersetzer T. I. p. 505 gethan haben. Siebenkees schlägt gar noch κοινῶς vor. κενὰ und καινὰ werden bey Strabo L. XI. T. IV. p. 519 ed. Lipf. im entgegengesetzten Falle vertauscht; überhaupt bey κενός, καινός, κοινός ist diese Erscheinung keine Seltenheit, cf. d'Orville ad Charit. p. 625 ed. Lipf. Aber κενῶς, grundlos, giebt hier den passendsten Sinn, und Guarinus hat schon *inaniter*. Dass der Vf. von Xylander ἀντιπάϑειαν aufnahm, billigen wir. Dasselbe that schon Siebenkees T. I. p. 461. Die pariser Übersetzer zweifeln an der Nothwendigkeit dieser Verbesserung, und wollen lieber ἀντίπνοιαν, ob sie gleich auch diesem die Nothwendigkeit absprechen. Die Sache selbst jedoch und das in kurzer Zeit darauf wiederkehrende ἀντιπάϑεια, von demselben Phänomen gebraucht, erheben des Xylanders Vermuthung fast zur Wahrscheinlichkeit. — In einem ebenfalls aus dem Strabo III. p. 264 A. Almel. entlehnten Fragmente des Posidonius, das der Vf. S. 106 aufführt, möchten wir nach dem Vorgange der Handschriften bey Casaubonus; Breguigny und Siebenkees lesen καὶ ὁμαλίαν τινὰ ἐν τούτοις καὶ ἀνωμαλότητα statt καὶ ἀνωμαλίαν — ἀμαλότητα, wie auch Guarinus vorfand: „*quandam in his aequalitatem inaequalitatemque secundum signorum differentias*,“ und die Ordnung des Folgenden ὁμαλίζειν — ἀνωμαλίαν εἶναι andeutet. Darauf bieten bey Siebenkees alle Handschriften und bey Breguigny Cod. Reg. das bessere ἀναλογίαν dar für ἀνωμαλίαν, welches auch Guarinus durch *proportionem* gegeben hat. Im Vorhergehenden wären wir nicht abgeneigt, ἑκάστῳ, oder mit den pariser Übersetzern ἑκάστου für ἕκαστον zu lesen: doch dürfte ἑκάστων noch näher kommen; auch musste Guarinus („*Ex reliquis vero ad singula secundum appropinquationes proportionem effici*) etwas Ähnliches haben. Den falschen Accent in κρηπῖδος und τοῦ νεῶ hat der Vf. eben so wenig, als Breguigny und Siebenkees, von denen es sich nicht anders vermuthen liess, abgeändert. Ersteres hat die vorletzte Sylbe lang, wie aus den Dichtern erhellet, und die Grammatiker ausdrücklich versichern. cf. regul. prosod. ap. Hermann. de emend. rat. Gramm. Gr. p. 427. No. 31. Die Unregelmässigkeit der Accentuation in νεώ ist dieser attischen Beugform eigenthümlich und hinlänglich bekannt; doch hat der Vf. auch S. 134 Χαρμέλεων sogar in Χαρμολέων verändert. — Im Verfolg dieser Stelle hat der Vf. des Casaubonus Verbesserung τὸ δὲ statt τὸ aufgenommen, und in den Worten οὐδ' ἐπὶ δέκα πήχεις möchte er οὐδ' gestrichen wissen. Wir glauben, dass es weder des Einen, noch des Anderen bedarf, wenn die Interpunction verändert wird, und wir fügen bloss vor οὐδὲ noch ὃ hinzu, so dass καλυπτόμενον für καλύπτεσθαι εἰωϑὸς stehet, mit Bezug auf das vorangehende ἐν αἷς οὐδὲ ἕως ἡμίσους τὰς ὄχϑας ἔβρεχε, auf folgende Art: ὥστε καὶ νήσους ἀπολαμβάνεσθαι τὸ τῆς κρηπῖδος ὕψος, τῆς τε τοῦ νεὼ τοῦ ἐν τῷ Ἡρακλείῳ καὶ τῆς τοῦ χώματος, ὃ τοῦ λιμένος πρόκειται τοῦ ἐν Γαδείροις, ὃ οὐδ' ἐπὶ δέκα πήχεις καλυπτόμενον ἀναμετρῆσαι φησι. Guarinus hat unverständlich genug: „*Ita ut insulae deprehenderentur, et fundamentorum Herculei templi sublimitas et ipsius aggeris qui ante portum Gadibus procumbit. Qui ab eo mensura quaesitus ut asserit; decem etiam cubitis cooperiri vix possit.*“ Wir möchten fast mit Casaubonus sagen: „*Confusa haec sunt et mendosa. Estque de hoc loco mihi diutius cogitandum.*“ — S. 110 finden sich einige Bemerkungen des Vfs. über ein anderes Fragment des Posidonius bey Strabo a. a. O. S. 161 A. ff., in denen wir ihm nicht völlig beystimmen können. Zuerst, was von ihm unbemerkt geblieben ist, muss wohl τῶν ἐν τῇ Λιβύῃ gelesen werden, woraus vielleicht durch einen Druckfehler in der hopperschen Ausgabe ὄντων τῇ Λιβύῃ und daraus das gegenwärtige ὄντων ἐν τῇ Λιβύῃ entstanden seyn mag. Dann will der Vf. für ἐρευνεστέρους lesen εὐρυστερνοτέρους aus Galen. de Placit. Hippocr. et Plat. V. p. 290, 41, wo ein physiologisches Fragment des Posidonius aufbewahret ist. Ohne Widerspruch ist ἐρευνεστέρους falsch; aber fast alle Handschriften bey Siebenkees haben, wie er T. I. p. 274 drucken liess, εὐσϑενεστέρους, wozu noch die tzschuckischen (vgl. dessen Anmerk. zu Lib. XI. T. IV. p. 424, wo dasselbe Wort von Thieren gebraucht wird, und Tyrwhitt vergebens gegen das Ansehen aller Handschriften kämpft) und alle pariser kommen (vgl. die paris. Übersetz. T. I. p. 273 ff., woselbst eben diese Lesart aufgenommen worden ist). Auch Guarinus übersetzt *robustiores*. Das Detail jenes physiologischen Fragments scheint mit unserer Stelle eben nicht ganz parallel zu seyn, am wenigsten vermag es eine von allen kritischen Zeugen anerkannte Lesart zu verdrängen. Von ἐψεῦσϑαι meint der Vf.: *nil certum statuo*. Es ist ohne Bedenken ἕψεσϑαι zu schreiben, wie schon Breguigny, Siebenkees und die pariser Übersetzer auf das Ansehen des Guarinus und aller ihrer Handschriften gethan haben. Strabo aber,

wird der Vf. finden, bestätiget auch diese Lesart durch seine eigenen Berichte über Indiens Einwohner, die er meist dem Eratosthenes zu verdanken scheint, Lib. XV. p. 1018. C. Aber dass der Vf. die Conjectur des Casaubonus Κράτηρα δὲ τὸν εἰσάγοντα, die zwar viel Wahrscheinlichkeit hat, aber deshalb noch nicht Anspruch auf eine Stelle im Texte machen kann, geradezu in Strabo's Worte aufnahm, selbst ohne den Leser nur durch eine kurze Andeutung, die wohl nur von ihm vergessen wurde, davon zu unterrichten, müssen wir missbilligen. Eben so wenig Grund konnte der Vf. haben, wenn er in dem von Strabo angeführten homerischen Verse οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος den Druckfehler des doppelten σσ in δυσσομένου stehen liess, und S. 116 ἀμπελῖτιν nicht in ἀμπελῖτιν abänderte. Die an sich ganz wahren Verbesserungsvorschläge οἱ μὲν statt ἡ μὲν, οἶδεν statt εἶδεν, ἀπερχομένου statt ἀπαρχομένου hatte schon vor ihm Breguigny und zum Theil Siebenkees aus Handschriften aufgenommen; οἶδεν billiget auch Wyttenbach in s. annotat. S. 276 f., bey welcher Gelegenheit er Einiges über den Gebrauch des Wortes εἰδέναι in der Bedeutung von *memorare* beybringt. — S. 114 bey Strabo I. p. 70 B. will der Vf. für τῶν Σύρων lieber τῶν Ἐρεμβῶν lesen. Wir glauben, es sey so ernstlich nicht gemeint, und ersparen uns daher die Widerlegung. — S. 115 meint der Vf. bey einem anderen Fragmente des Posidonius aus Strabo XVI. p. 1108. A. εἰ μή τίς ἐστιν ἐπιτηδειότης τῶν σύρων τοιαύτη, καθάπερ καὶ ἐν ταῖς κύστεσι τῶν λιθιώντων· καὶ ἐκ τῶν παιδικῶν σύρων ἡ χρυσοκόλλα συνίσταται — nach καὶ *forte addendum* γάρ. Wahrscheinlich hielt er sich an Xylander; und da dieser den Guarinus wörtlich hier wiedergiebt: so könnte man vermuthen, der alte Übersetzer habe es in seiner Handschrift gehabt; allein es fehlte ihm wahrscheinlich eine Bindepartikel, und er setzte sie selbst hinein. Darum dürfte es gerathener seyn, vor καὶ einzuschieben ὡς, das bey dem vorangehenden ων leicht herausfallen konnte. — S. 117 sucht der Vf. ein anderes verdorbenes Fragment des Posidonius bey Strabo XVI. p. 1087. B. Almel. auf eine eben nicht ganz zu verwerfende Weise zu verbessern. „*Priora*, sagt er, *interpunctione adjuvavit Casaubonus: postrema mendo etiam laborant. Itaque locum sic corrigendum esse suspicabar:* οἰκείως δὲ τῇ τετραπόλει, καὶ εἰς σατραπείας διῄρειτο τέτταρας ἡ Σελευκίς, ὥς φησι Ποσειδώνιος, εἰς ὅσας καὶ ἡ Κοίλη Συρία· εἰς μίαν δὲ ἡ Κομμαγηνή. *Neque enim Mesopotamia modo ante, p. 1086. B., in Syriae partibus numerabatur: et earum, quae relatae sunt, Commagene perparva erat; ibid. C.* καθέκαστα δὲ ἡ Κομμαγηνὴ μικρά τις ἐστίν." Hiezu ist noch zu rechnen, dass Mesopotamien niemals eine eigene Satrapie ausmachte, sondern zu Babylonien gehört zu haben scheint. S. Mannert a. a. O. Th. V. Hft. II. S. 259. Tzschucke fand T. VI. p. 303 die Lesart, die Casaubonus aus dem alten Übersetzer entlehnte, durch seine Handschriften bestätiget; wenn er aber von den letzten Worten sagt: „*ex re substrata intelligi debent*:" so wissen wir nicht bestimmt, was er damit meinte. Mannert a. a. O. Th. VI. Hft. I. S. 444 glaubt, dass entweder ein beträchtliches Stück verloren gegangen, oder dass die Worte ἡ δὲ Σελευκίς — Μεσοποταμίαν das ungeschickte Einschiebsel eines Späteren seyen. Ist diess Letztere der Fall: so gilt es, nach der hergestellten Interpunction, nur von dem Zusatze εἰς μίαν δὲ ἡ Μεσοποταμία. Vieles Unbequeme hebt des Vfs. Verbesserung, obwohl man immer noch nicht recht einsieht, warum Strabo, wenn er hier beyläufig die Eintheilung Syriens in Satrapieen anführen wollte, die übrigen ausschlosse. S. 119 erinnert uns das aus Schol. Apollon. Rhod. II, 677 angeführte Fragment des Posidonius daran, dass in den pariser Scholien fälschlich Ἡρόδωρος für Ἡρόδοτος steht. Die Vertauschung dieser und ähnlich lautender Worte ist, aus bekannten Gründen, nicht befremdend. S. Bast. epist. crit. p. 133 ed. Lips. Desselben Commentat. palaeograph. p. 812. Holsten. not. ad Stephan. Byzant. p. 2 a. und 119 a. b. Die entgegengesetzte Verwechselung findet sich in ebendenselben Scholien I, 139, wo die pariser Ἡρόδοτος für das richtigere Ἡρόδωρος darbieten. — Wie konnte aber der Vf. auf eben der Seite bey Strabo VII. 450 B. ποιήσαντο stehen lassen, ohne ποιήσαιντο zu schreiben, wie Guarinus („*militiam agitarint*") las, und Tzschucke T. II. p. 336 selbst aus Handschriften schon geschrieben hat. Wenn Letzterer aber im Folgenden des Casaubonus Conjectur κληθείη für κληθεὶς in den Text nahm: so stimmen wir um desswillen nicht bey, weil weder Guarinus noch irgend eine Handschrift darauf hindeutet, und weil man die Worte Ἀπ' ἐκείνων — Ἑλλήνων, als eine Nebenbemerkung Strabo's, füglich in Parenthese denken kann. Den in dem Schlusse jenes Fragments sich vorfindenden Widerspruch des Posidonius mit sich selbst an einer anderen Stelle Strabo's II. p. 160 C. hebt der Vf. mit Casaubonus so, dass er annimmt, Strabo habe hier, aus einem Gedächtnissfehler, dem Posidonius beygelegt, was eigentlich Meinung des Ephorus war, und dann will er, freylich nicht mit Unrecht, die Negation in den Worten οὐκ ἀθρόαν συμβᾶσαν streichen. Er hätte sich, zur Bekräftigung des Letzteren, vorzüglich auf Strabo VII. p. 449 sq. und auf das, was Casaubonus daselbst aus Festus anführt, berufen können. Einen anderen Weg schlug Gossellin ein, in s. Anmerk. zu der paris. Übersetz. T. I. p. 269, indem er, zur Hebung jenes Selbstwiderspruches, οὐ vor γενέσθαι setzt. Dann müsste man das Ganze etwa so fassen: *migrationem non factam esse ob maris incursionem, quippe quae non confertim accidere soleat*, mit Rücksicht auf die Beobachtung, welche Strabo, zur Bestreitung jener Hypothese, VII. p. 450, B. beybringt: οὔτε δὲ τοσούτῳ τάχει τὴν ἐπίβασιν ὁρωμένην ἱστοροῦμεν, ἀλλὰ λεληθότως προσιοῦσαν τὴν θάλασσαν. Man könnte vielleicht auch, durch Plutarch. Vit. Mar. XI. T. II. p. 821 ed. Reisk. κἀκεῖθεν τούτους ἐξαναστάντας οὐκ ἐκ μιᾶς ὁρμῆς, οὐδὲ συνεχῶς, ἀλλ' ἔτους ὥρᾳ καθ' ἕκαστον ἐνιαυτὸν εἰς τοὔμπροσθεν ἀεὶ χωροῦντας, πολέμῳ χρόνοις πολλοῖς ἐπελθεῖν τὴν ἤπειρον — geleitet, die letzteren Worte bey Strabo auf ἐξανάστασιν beziehen, und sein öfterer Gebrauch solcher Nachsätze entschuldigte das Unbequeme hinlänglich.

S. Tzschucke ad Lib. X. T. IV. p. 64. ad Lib. XIV. T. V. p. 591. — S. 121 will der Vf. in einer anderen Stelle Strabo's VII. p. 454 B. statt οἱ χωρὶς γυναικὸς lesen γυναικῶν, worin ihm der alte Übersetzer beytritt, und wie es auch das nahe ἔτι χωρὶς γυναικῶν und ähnliche Formen im Folgenden wahrscheinlich machen. Von der ebendaselbst befindlichen Lücke im Texte Strabo's sagt der Vf. S. 122: *„Postrema ita corrigenda et supplenda arbitror, δεῖν δὲ ἐν τῷ δεκάτῳ ἐγγράφειν ἀντὶ τοῦ Μυσοί τ' ἀγέρωχοι, Μυσοί τ' ἀγχέμαχοι ut hoc pertineat ad Iliad. K. 430, quamvis nil certum statuimus."* Und in der That, es kann auch nichts ungewisser seyn, als eben dieses. Denn durch einen solchen Verbesserungsvorschlag würde Strabo der gröfsten Unkunde des griechischen Sylbenmafses schuldig gemacht, vor welchem Verdachte wir ihn denn doch noch, wenn es nöthig wäre, vielfach sicher stellen könnten. Weit vorzüglicher dünkt uns daher Heyne's Verbesserung zu Homer. Iliad. XIII, 5 sq. T. VI. p. 368, die dem Vf. unbekannt blieb, δεῖν δὲ ἐν τῷ δεκάτῳ καὶ τρίτῳ ἐγγράφειν ἀντὶ τοῦ Μυσῶν τ' ἀγχεμάχων, Κτιστῶν τ' ἀγχεμάχων. — Ebendaselbst schreibt er die Verbesserung ἡ γῆ ταμεῖον bey Strabo III. p. 217. B. dem Casaubonus zu, von welcher Xylander Urheber ist, und die jener nur billigend aufnahm. Dasselbe Versehen findet sich auf der folgenden Seite bey ἐν φησι für ὥς φησι in Strabo IV. p. 287. C. — S. 124 zeigt der Vf. wiederum eben nicht grofse Vertrautheit mit dem Versmafse der griechischen Dichter. Denn wie konnte er solche Trimeter

Τρίσκιον θήσει χθόνα, οἷς ἔπειτα συμ —
Βαλὼν δηώσεις ῥαδίως Λιγὺν στρατόν.

nicht augenblicklich verbessern? Oder glaubt er, dafs Aeschylus so ἄμουσος war, dieser Art Verse zu fertigen? Wahrscheinlich wurde er durch Xylanders Bemerkung zu dieser Stelle: *„Rarum est divisio vocis compositae in duos versus: sed tamen etiam Horatius sic I. Sat. 2 v. 62 quid inter Est in matrona,"* — von jedem Versuch abgehalten; aber den Hexameter der horazischen Satiren und den Trimeter des Aeschylus konnte auch nur Xylander neben einander stellen. Man lese jene Verse

Τρίσκιον θήσει χθόν', οἷς ἔπειτα σύ
Βαλὼν δηώσεις ῥαδίως Λιγὺν στρατόν.

So verbesserte sie schon Salmasius in den Exercitt. Plin. p. 42, was der Vf. aus den Anmerkungen der almeloveenschen Ausgabe wissen konnte. Indem wir zu ebendesselben und Coray's Änderungen (in der paris. Übersetz. T. II, p. 20) in einigen anderen Stellen dieses äschyleischen Fragments übergehen, gedenken wir nur noch, um kurz zu seyn, der Übersetzung des Guarinus im Anfange desselben: *„Ubi aperte scio nullo de proelio aut clypeo lamenta emittere in transeundo."* Vermuthlich fand er: ἔνθ' οὐ μάχης, σάφ' οἶδα, καὶ θυρὸς (das er für θυρεοῦ nahm) περι ἓν, πέμψῃ. Die hoppersche Ausgabe hat noch θηρὸς περῶ ν. Doch ist das Gewicht des Guarinus bey Dichterfragmenten überhaupt von sehr geringer Bedeutung, da er sie oft entweder ganz mit Stillschweigen übergeht, oder si unlose Worte wiedergiebt, und nur in wiefern es zuweilen möglich ist, aus solchem Gewirr auf die Lesart der Handschrift zu schliessen, welcher er folgte, gewährt er dem Kritiker einigen Vortheil. — S. 125. Bey Strabo III. p. 236. A. ὑπὲρ δὲ τῶν τόπων ἐν τῇ ὀρεινῇ δείκνυται Ὀδύσσεια —, meint der Vf., sey nach ὑπὲρ δὲ einzuschieben τούτων. Uns dünkt es unnöthig. So sagt Strabo T. II. p. 216 Lips. Χῶνες δὲ καὶ Οἰνωτροὶ τοὺς τόπους ἐνέμοντο. p. 221 hingegen οἰκῆσαι γὰρ τοὺς τόπους τούτους Χῶνες, Οἰνωτρικὸν ἔθνος: so auch p. 335 τοὺς δὲ Κίμβρους ὁρμήσαντας ἐπὶ τὸν τόπον τοῦτον, obgleich p. 441 sq. τοὺς Χαλκηδονίους, ὅτι πρότερον πλεύσαντες εἰς τοὺς τόπους. Andere mehr oder weniger hieher gehörige Beyspiele bietet fast jeder Abschnitt in Strabo's Geographie dar. Vgl. auch L. Bos ellips. p. 364 ed. Schaef. über das fehlende οὗτος nach ὁ, ἡ, τό. — S. 126 wünschten wir bey Strabo III. p. 217 Ποσειδώνιος δὲ, ὁ τὸ πλῆθος τῶν μετάλλων ἐπαινῶν καὶ τὴν ἀρετὴν den Artikel ὁ getilgt, da Strabo nur von der Stelle spricht, wo Posidonius den erwähnten Gegenstand abhandelt. Unser Urtheil bestätiget Guarinus in s. Übersetzung: *„Posidonius autem, cum effodiendi locos multitudinemque laudibus extollat et eorum virtutem* — und Strabo selbst, wenn er weiter unten sagt: τὴν δ' ἐπιμέλειαν φράζων τὴν τῶν μετάλλων — Über den Unterschied der Bedeutung, wo der Artikel bey dem Participio hinzugefügt oder weggelassen wird, bedarf es keiner Erläuterung. Weiterhin will der Vf. in den Worten ἡ ταμεῖον ἡγεμονίας ἀνεκλείπτου lesen ἀνέκλειπτον. Nicht ohne Grund. Aber so hat schon Siebenkees in s. Ausg. T. I, p. 392 aus den Excerpten des Planudes aufgenommen. (Wenn Casaubonus versichert, ebendaselbst ἀνεκλείπτους gefunden zu haben, und eben so geschrieben wissen will: so scheint es wohl nur ein Schreibfehler von seiner Seite zu seyn.) Wir finden es um so mehr wahrscheinlich, da auch Guarinus dieser Änderung mit den Worten beytritt: *imperatoriae cujusdam majestatis nequaquam deficiens aerarium.* Auch in dem Folgenden hat der Vf. die Vermuthungen des Casaubonus aufgenommen, nur hätte er nicht sollen ταῖς Αἰγυπτίαις κοχλίαις, sondern ταῖς Αἰγυπτίαις κ. schreiben, was schon die pariser Übersetzer T. I, p. 423 bemerkten. Darüber liessen ihn weder die Sprachgesetze, noch Strabo XVII. p. 1174. B. und die von ihm selbst angeführte Parallelstelle des Diodorus von Sicilien in Zweifel. Und dafs in den Handschriften, des verdorbenen σκολιαῖς ungeachtet, ταῖς Αἰγυπτίοις gelesen wurde, können wir nicht in Abrede seyn, da Guarinus, unser gewöhnlicher Gewährsmann in Ermangelung anderer kritischer Hülfsmittel, in seiner wunderlichen Übersetzung diefs sehen läfst: *Horum igitur studium ac sedulitatem Aegyptiis aequalem esse declarat obliquas ac profundas concidentium fistulas, in quibus saepenumero in flumina incidunt,* wobey ἀναντλοῦνται und σκολιαῖς von ihm ganz übergangen ist. Davon aber, dafs das vorhergehende πρὸς, nach der Meinung der pariser Übersetzer a. a. O., ganz überflüssig sey, sehen wir, zumal nach der Bemerkung des Casaubonus, keinen zureichenden Beweisgrund. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae.* Collegit atque illustravit *Jamy Bake.* Accedit *D. Wyttenbachii* annotatio, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 130 bedurfte es wohl einer wenigstens kurzen Anzeige, dass der Vf. bey Strabo III. p. 248. B. mit Casaubonus μεταχθῶσι statt des gewöhnlichen μετατεθῶσι las. Breguigny T. I, p. 514 und Siebenkees T. I. p. 437 haben jenes, weil ihre Handschriften es bestätigten, schon aufgenommen. — S. 131 sagt der Vf. zu Strabo's Worten VI. p. 408. B. Ἔνιοι δ' ἁπλούστερον εἰρήκασιν, ὥσπερ Ἔφορος, τόν γε περίπλουν ἡμερῶν καὶ νυκτῶν ε' —: „*In Ephori periplo pro ε' forte reponendum η': Thucydides VI, 1 periplum facit* ὁλκάδι οὐ πολλῷ τινι ἔλασσον ἢ ὀκτὼ ἡμερῶν." Wenn er aber auf den Unterschied der Art der Angabe bey Ephorus ἡμερῶν καὶ νυκτῶν ε' und bey Thucydides ὀκτὼ ἡμερῶν geachtet hätte: so würde er nicht so geurtheilt haben. — S. 132 meint der Vf. mit Recht, dass bey Strabo VI. p. 424. C. statt Ἱερᾶς geschrieben werden müsse Ἱέρας, nach Wesselings Bemerkung zu Diodor. Sic. V, 7. Auch Schweighäuser zum Polybius T. VIII. p. 328 urtheilte so, ob er schon beym Druck es nicht beobachtet hat. Die richtigere Schreibart findet sich in mehreren Ausgaben (z. B. Pausan. X, 11. T. III, p. 179 ed. Fac. Schol. Apollon. Rhod. III, 41. IV, 761, anders jedoch die pariser), doch sucht man eine auch in solchen Dingen schickliche Gleichmässigkeit vergebens. Man vergl. was der Recensent der corayischen Ausgabe des Plutarchus in den Erg. Bl. unsr. A. L. Z. 1813. N. 35 über ähnliche Gegenstände erinnert. Warum änderte aber der Vf. τοτὲ μὲν — τοτὲ δὲ in τότε μὲν — τότε δέ? — S. 134 will der Vf. bey Strabo III. p. 250. A. für ἀφίησι lesen ἀφείη, was der Zusammenhang der ganzen dort befindlichen Erzählung genugsam rechtfertiget. — S. 135 muss es bey Strabo IV, p. 302. B. statt τῇ διανοίᾳ heissen τῇ ἀνοίᾳ, wie Siebenkees T. II, p. 61 schon, mit Zustimmung der Handschriften und des Guarinus, verbesserte. So wird bey Lucian. pro imagg. c. 19. T. III, p. 498 ed. Reits. τῇ διανοίᾳ und τῇ ἀνοίᾳ verwechselt. Einen nicht unwichtigen Grund finden wir auch noch in den vorhergehenden Worten τῷ δ' ἁπλῷ καὶ θυμικῷ πολὺ τὸ ἀνόητον καὶ ἀλαζονικὸν πρόσεστι — und man vrgl. die über die ἄνοια der Gallier von Coray in der paris. Übersetz. angeführten Stellen: Caes. B. G. III, 8. Callimach. Hymn. in Del. v. 184. Ep. Paul. ad Galat. III, 8. Dass Siebenkees das vorhergehende ἐκπλαγεὶς umgeändert wissen will in ἐκπλαγέντες, verdient keine weitere Beachtung. Kurz darauf aber muss es in den Worten προςπατταλεύειν τὴν θέαν τοῖς προπυλαίοις ohne Zweifel heissen εἰς τὴν θέαν, und εἰς konnte von dem voranstehenden ειν leicht verdrängt werden. Der Sinn erfodert es, und vielleicht hatte es auch schon Guarinus: *Eaque (capita) domum delata, ut sint spectaculo, postibus affigunt. Vestibus* für *postibus* ist ein Druckfehler der früheren Ausgaben bis auf die heresbachische. — S. 141 ziehen wir bey Strabo IV, 487. A. aus den Handschriften des Casaubonus und Siebenkees, wie letzterer schon gethan hat, T. II. p. 53 ed. Lips., ὑπάρξαι dem gewöhnl. ὑπῆρξε vor, welches die Folge der Construction fodert, und Guarinus in Schutz nimmt: *Templum autem Delphicum jam per id tempus exinanitum fuisse; talibus ornamentis a Phocensibus ante spoliatum. Quo tempore sacrum commissum est bellum.* Die übrigen Worte sind auch nicht frey von Fehlern, und wir möchten sie mit veränderter Interpunction lieber so lesen: τὸ δ' ἐν Δελφοῖς ἱερὸν — ὑπάρξαι κενὸν τῶν τοιούτων, σεσυλημένον ὑπὸ τῶν Φωκέων κ. τ. λ. Denn σεσυλημένων ist ein blosser Druckfehler der almeloveenischen und casaubonischen Ausgabe; in der hopperschen findet sich das Richtigere, das auch Siebenkees stillschweigend aufnahm und Guarinus bekräftiget. Die Veränderung der Interpunction dünkt uns darum rathsam, weil συλᾶν ἱερὸν grösstentheils absolute gebraucht wird. S. Strabo IX. T. III. p. 510. XI. T. IV. p. 403 Lips. — S. 143 f. begleitet der Vf. Strabo's Worte Lib. XI. p. 784. B. ὅτι τῶν Παρθυαίων συνέδριόν φησι Ποσειδώνιος εἶναι διττόν· τὸ μὲν συγγενῶν, τὸ δὲ σοφῶν καὶ μάγων, ἐξ ὧν ἀμφοῖν τοὺς βασιλεῖς καθιστᾶσι. — mit folgendem Urtheile: „*In quibus verbis,* συγγενῶν *haud scio an falsum sit, nisi forte commoda interpretatione adjuvetur.*" Unserer Einsicht nach findet sich eine solche schickliche Erklärung, die vielleicht, in Beziehung auf Plin. H. N. XXXV, 40, die einzig wahre seyn dürfte, bey Coel. Rhodigin. lectt. antiqq. IX, 23. p. 346, obgleich Tzschucke T. IV. p. 502 sich nicht damit begnügt. — S. 148 f. hält der Vf. bey Athenäus XII, p. 527 E. die Worte τῶν γοῦν ἐν ταῖς πόλεσιν ἀνθρώπων

διὰ τὴν εὐβοσίαν τῆς χώρας. ἀπὸ τῆς περὶ τὰ ἀναγκαῖα κακοπαθείας für verdorben, und verbessert ἀπούσης τῆς π. τὰ ἀν. κακ. Ebendasselbe konnte er auf kürzerem Wege erlangen, wenn er ἄπο h. e. ἄπωθεν, χωρὶς schrieb. S. Hermann. ad Viger. p. 749 ed. noviss. Wyttenbach in s. annotatio p. 279 tritt dem Vf. mit einem *acute* bey. — S. 179 möchten wir bey Procl. ad Euclid. p. 23 ed. Bas. statt ζητεῖται τὸ εἰ ἔστιν, ἢ μὴ lieber lesen ζητ. εἴ τι ἔστιν, ἢ μή, wie aus dem folgenden ζητεῖται τί ἐστιν, ἢ ποιόν τι hervorleuchtet. — S. 202 möchte der Vf. bey Galen. de Plac. Hippocr. et Plat. T. I. L. IV, p. 277 πῶς οὐκ ἂν τις αὐτὸν δικαίως μέμψετο das Letztere in μέμψεται umgeändert wissen. Richtiger unstreitig muss es μέμψαιτο heissen. Polyb. XVI, 32, 5. T. III. p. 632 ed. Schweigh. Διὸ καὶ μάλιστ᾽ ἄν τις — μέμψαιτο. Strabo XIV. T. V. p. 733 ed. Lips. Ἔτι καὶ ταῦτα μέμψαιτο ἄν τις — Lucian. Piscat. 48. T. I. p. 610 ed. Hemst. καὶ ὅ τις ἂν μέμψαιτο. — S. 206 hätte der Vf. bey Galenus a. a. O. p. 280 statt ὅτε ἀσθενεῖς ὦσι füglich ὅταν schreiben sollen, und S. 211 hätte er ebenfalls bey Galenus p. 281 wenigstens ἐὰν — συμφέρῃ statt συμφέρει setzen können, wo wir indess ganz Hn. Wyttenbach in s. annotat. S. 284 beypflichten, wenn er sagt: „ἐπιφωνοῦντας· ἐὰν ἀπολέσθαι τοῦτό μοι νῦν συμφέρει. *Est senarius vel Euripidis, vel Menandri, quem item sine auctoris nomine apponit Plutarchus De Virt. mor. p.* 446. A. οὐχ ἧττον δὲ τούτων ὁ εἰπών· Ἔα μ᾽ ἀπολέσθαι· τοῦτο γάρ μοι συμφέρει· τὴν κρίσιν ἔχει τῷ πάθει συναινοῦσαν. *Cum simili eum dicto comparavimus ad librum De superstit. p.* 168 B." — S. 208 schliesst der Vf. aus folgenden Worten eines Fragmentes des Posidonius bey Galenus a. a. O. S. 281 οὗτος (*Agamemnon*) γὰρ διὰ τὴν τροπὴν εὐθὺς ἅμα τοῖς ἄλλοις ἀριστεῦσιν ἀῤῥήτῳ τινὶ πένθει βέβλητο, κατὰ τὸν ποιητήν —, dass ersterer bey Homer Iliad. IX, 3 statt πένθεϊ δ᾽ ἀτλήτῳ βεβολήατο πάντες ἄριστοι vielleicht gelesen habe ἀῤῥήτῳ. Wir wollen nun diesem nicht geradezu, als etwas Unwahrscheinlichem, widersprechen, glauben aber doch mit eben dem Rechte annehmen zu können, dass Posidonius nur den Sinn des ἀτλήτῳ wiedergeben wollte, deshalb ἀῤῥήτῳ bey Galenus verdorben und dafür zu lesen sey ἀφορήτῳ. Wenigstens haben die Scholia minora an jener homerischen Stelle: „ἀτλήτῳ· ἀνυπομονήτῳ, ἀφορήτῳ." — S. 226 dünkt dem Vf. bey Galenus a. a. O. V. p. 291. τοὺς δὲ θυμικωτέρους καὶ μανικώτερον ἄττοντες ἐν ταῖς ἐναντίαις. — ἄττοντες fehlerhaft, und er macht folgende Bemerkung: „*Equidem vitium ex sequentibus ortum putem, ubi est* μανικὰ ἄττα διαπραττομένοις· *neque repugnem, si, sublato* ἄττοντες, *scribatur* μανικωτέρους." Wir glauben der Stelle Sinn wieder zu geben, und eine grössere Änderung unnöthig zu machen, wenn wir lesen μανικώτερον ἄττοντας. Plato Theaet. cap. 5. T. II. ed. Heindorf. p. 289 καὶ πρὸς τὰς ὀργὰς ὀξύῤῥοποί εἰσι καὶ ἄττοντες φέρονται, ὥσπερ τὰ ἀνερμάτιστα πλοῖα καὶ μανικώτεροι ἢ ἀνδρειότεροι φύονται. Die Nachahmungen Späterer von dieser platonischen Stelle findet man gesammelt bey Ruhnken ad Longin. de sublim. II, 2. p. 229 ed. Weisk. Über die Existenz und die Bedeutung des Wortes ἄττω oder ἄττω vergl. man, ausser Favorin und Suidas, Koen. und Boissonade ad Gregor. Corinth. p. 177 ed. Schaef. und die von ihnen daselbst angeführten Commentatoren. Übrigens ist dieses Wort, aus Unkunde der Abschreiber, oft verdrängt worden; s. Jacobs Additam. Animadvs. in Athen. p. 160 sq. d'Orville ad Charit. p. 420. Valcken. ad Theocrit. Adoniaz. p. 206. — S. 255 verbessert der Vf. fälschlich bey Suidas s. v. Ποσειδώνιος statt ἐὰν πάλλῃ ὁ δεξιὸς ὀφθαλμὸς — πάλληται. Man s. über die doppelte Bedeutung von πάλλειν u. a. Lobeck ad Sophocl. Aj. p. 225 sq., und über die Erklärung jenes Aberglaubens Schol. ad Theocrit. idyll. III, 37. — S. 268 führt Hr. Wyttenbach in s. annotatio eine Stelle aus Philo Jud. de Mund. Incorrupt. T. II. p. 501 ed. Mang. 211, worin es unter andern heisst: καὶ δύο εἰδοποιοὶ ἐπὶ τοῦ αὐτοῦ ὑποκειμένου οὐ δύνανται εἶναι. Wir bemerken kein Hinderniss, das ihn abhalten konnte, sogleich δύνασθαι zu schreiben. Denn wahrscheinlich entstand jener sonderbare Apostroph dadurch, dass man δύναν᾽ in den Handschriften falsch las, indem man das überstehende Zeichen für τ᾽ hielt, das jedoch nur eine Abreviatur der Sylbe ται ist. Man s. z. B. das Wort λέγεται in Bast's paläographischen Tafeln. Tab. IV. No. I. — S. 283 ist Hr. Wyttenbach bemüht, einer verdorbenen Stelle in des Galenus schon angeführtem Werke IV, p. 277 aufzuhelfen, welche der Vf. S. 200 mittheilt. Ἀλλ᾽ οὐ τοῦτο θαυμαστὸν, εἰ πολλοῖς ἐναντία λέγει Χρύσιππος, ὥσπερ οὐδ᾽, ὅτι τῆς ἀληθείας ἀπέσφαλται· συγγνώμη γὰρ ἀνθρώπῳ γε ὄντι καὶ ἁμαρτάνοντι, ὡραῖόν τι. *Postrema duo vocabula*, sagt Hr. W., *corrupta esse, facile animadvertitur. Sic tamen et Charteriana editio habet T. V. p.* 139 *C.: ubi interpres Latinus reddit* — *condonandum enim est ei, quum homo sit, et juvenile quiddam peccet: quod non magis probari potest, quam Graecum mendum. Multa in mentem veniunt, magis ad literarum ductus, quam ad sententiam, accommodata,* ἢ μὴ ἐρῶντι, ἢ μωραίνοντι, *alia: minus displiceat* καίριόν τι *peccanti, erranti aliquid praecipuum.*" Wollte etwa ein christlicher Abschreiber, der sich wunderte, einen so christlichen Gedanken bey den Heiden zu finden, durch ein am Rande beygeschriebenes ὡραῖόν τι den Leser darauf aufmerksam machen? Wenigstens sind die Verbesserungsvorschläge des Hn. W. unpassend, und man kennt ja diese Gewohnheit der Abschreiber, in ähnlichen Fällen ὡραῖον beyzuschreiben, zur Gnüge.

Diess ungefähr ist das Hauptsächlichste, was uns bey der Beurtheilung dieser Schrift bemerkungswerth schien. Wir haben uns zunächst mit den bey Strabo aufbewahrten Fragmenten des Posidonius beschäftiget, theils weil gerade diese die zahlreichsten sind, theils weil der Vf. besonders für diesen Schriftsteller reichhaltige Bemerkungen mitgetheilt hat. Über die Vollständigkeit vorliegender Bruchstücksammlung will Rec. sich kein entscheidendes Urtheil anmassen: doch

scheint ihm alles den Posidonius Betreffende ziemlich genau zusammengestellt zu seyn. Die Abhandlung des *Gemistus Pletho de forma, magnitudine etc. terrae* in den *Anecdotis Graecis* von Siebenkees p. 97 — 105, wo Posidonius mehrmals erwähnt wird, ist unbenutzt geblieben, dürfte aber vielleicht, da fast Alles wörtlich aus Kleomedes entlehnt ist, zunächst nur für diesen von einigem kritischem Belang seyn, wenn man die Druck- und Schreibe-Fehler abrechnet, von welchen Alles, was Siebenkees für die griech. Literatur herausgab, entstellt wird. Dass aber Siebenkees sich täuschte, indem er dieses für ungedruckt hielt, und dass die ganze Abhandlung nicht dem Gemistus, sondern dem Nicephorus Blemmydas angehört und in der wegelinschen Ausgabe Augsb. 1605 8. p. 232 — 243 sich findet, hat Bredow in Epist. Pariss. p. 43 gezeigt.

Und so möge denn der Vf., dessen Zustimmung wir in mehreren Puncten zu erhalten hoffen, aus der Aufmerksamkeit, welcher wir seine Sammlung widmeten, auf den Werth schliessen, welchen wir ihr beylegen, alles von seiner Meinung Abweichende aber als ein Opfer betrachten, das die Wahrheit foderte, und fortfahren, das literarische Publicum mit senien gelehrten Arbeiten bekannt zu machen.

AB.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

TÜBINGEN, b. Hopffer: *Christiani Friderici Schnurreri*, Litt. gr. et oriental. Prof. P. O. et Ducalis Stipendii theol. Ephori, *Bibliothecae arabicae Specimen* I. 1799. 52 S. *Spec.* II. 1800. 40 S. *Spec.* III. 1802. 52 S. *Spec.* IV. 1803. 48 S. *Spec.* V. 1803. 40 S. 4.

Kein Studium kann ohne Kenntniss der zu demselben gehörigen Literatur bestehen. Sie erst giebt ihm Leben und Werth, und selbst der Anfänger kann durch sie nur dem Gegenstande seines Fleisses ein gewisses Interesse abgewinnen. Wenn irgendwo, so gilt diess vornehmlich von dem Studium der orientalischen Sprachen, dem die Unkunde noch fortwährend den Vorwurf einer gewissen Armseligkeit in literarischer Hinsicht macht. Die blossen Titelverzeichnisse, welche hin und wieder abgedruckt sind, befriedigten noch lange nicht jenes Bedürfniss, wären sie auch vollständiger, als sie es in der That sind. Betrachtungen dieser Art veranlassten den berühmten Vf. der vor uns liegenden Gelegenheitsschriften, eine umständlichere und genügendere Übersicht der bisher *in* und *für* die arabische Sprache gedruckt erschienenen Schriften aufzusetzen; doch leuchtet aus der Hintansetzung einer wissenschaftlichen Anordnung, wie aus den kurzen Vorreden zum ersten und dritten Specimen, deutlich ein, dass dieser Entschluss nicht gleich Anfangs, seiner ganzen Ausdehnung nach, in der Absicht des Vfs. lag. Obwohl diess nun die Übersicht und das Nachschlagen einigermassen erschweret, auch die Beurtheilung für jetzt hindert, in wiefern überall die grösstmöglichste Vollständigkeit herrsche: so darf man doch von der bekannten Gelehrsamkeit des Vfs. erwarten, dass er, wenn es ihm gefällt, uns die erwünschte Fortsetzung zu geben *), mehr leisten würde, als Viele ausser ihm zu leisten im Stande seyn würden.

Ausser den vollständig angegebenen Titeln der Bücher, findet man hier meistens auch eine kurze Anzeige ihres Inhaltes, einige der wichtigsten Notizen über das Leben ihrer Verfasser, und Bestimmungen des Werthes der Ausgaben, mit eingestreuten, obwohl leider nur zu seltenen Verbesserungen, deren man sich von Hn. *Schnurrer* gern mehrere erbäte. Wo der Vf. schon einmal sein Urtheil öffentlich gefällt hat, wie in der *Allg. Lit. Zeit.* und *Eichhorn's* Bibliothek, da verweiset er auf diese Schriften.

Im ersten Specimen handelt Hr. *Sch.* nach diesem Plane von allen in arabischer Sprache gedruckt erschienenen Historikern und Geographen, und zwar mit einer Vollständigkeit, die nichts zu wünschen übrig läst; selbst der verrufene *Codice diplomatico Siciliae* des Abate Giuseppe Vella ist nicht ganz übergangen.

Im zweyten Specimen spricht der Vf. von den Dichtern mit Einschluss des Hariri und Meidani, aber nicht von A. Schultens Excerpten aus der Hamasa, die erst in Spec. IV. S. 16, 17, aber auch da zu kurz, berührt werden.

Das dritte Specimen verbreitet sich über die arabischen Grammatiker und Lexikographen des Morgenlandes sowohl, als des Abendlandes. Die fortgesetzte Aufzählung derselben, in welche sehr schätzbare Notizen verwebt sind, dehnt sich bis zum Ende des vierten Specimen aus.

Das letzte Specimen endlich beschäftigt sich mit den von Christen in arab. Sprache abgefassten Büchern zur Beförderung christlicher Religionserkenntniss, wobey der Vf. indessen selbst bemerkt, wie schwer es sey, hier vollständig zu seyn, und dass er darauf keine Ansprüche mache. In der S. 32 No. 43 erwähnten seltenen Schrift, die Rec. vor sich hat, sind auch die zehen Gebote (وصايا الله العشر) enthalten. Die von Wilhelm Beveregius in seinem Συνοδικον herausgegebenen, übersetzten und erläuterten *Prooemia et periphrasis arabica in quatuor priorum generalium Conciliorum Canones* des Ägypters Joseph werden wohl noch künftig Erwähnung finden.

Möchte ein Mann, wie der Vf. der eben angezeigten Gelegenheitsschriften, sich doch der, freylich mühsamen und trockenen, aber sehr dankwerthen Arbeit unterziehen, uns ein nach den Umständen möglichst vollständiges Werk über die orientalische Literatur zu liefern! Wie Vieles enthalten zu diesem Zwecke die Verzeichnisse von öffentlichen und Privat-Bibliotheken, Herbelot's bekanntes Werk, und viele andere. Käme nun die eigene Sachkunde eines solchen Sammlers, und eine lichtvolle Anordnung

*) Vrgl. *Jen. A. L. Z.* 1812. No. 167.

der reichen, obwohl noch wenig verarbeiteten Materialien dazu: so müsste daraus die bündigste Empfehlung und der ermunterndste Aufruf zur Betreibung und Unterstützung dieses Studiums hervorgehen.

—z—

GESCHICHTE.

PARIS, b. Didot d. J.: *Tableau historique de l'Orient*, dedié au Roi de Suède, par le Chevalier M*** D*** (*Muradgea D'Ohsson*), ministre plenipotentiaire de S. M. le Roi de Suède près la Porte Othomane. T. I. S. XXII u. 378 S. T. II. 385 S. 8.

Der berühmte Vf. des auch unter uns durch Übersetzungen und Auszüge genugsam bekannten *Tableau de l'Empire Othomane* beschenkt uns hier mit einem neuen schätzbaren Werke, das, wie er diess in seiner Zueignung an den König von Schweden sagt, die Frucht eines fünf und dreyssigjährigen Studiums ist. Doch erhalten wir für jetzt nur den ersten Abschnitt des Ganzen, die Geschichte der älteren persischen Dynastieen, der Pischdadier und Kejanier nämlich im ersten Bande, im zweyten Bande die Geschichte Alexanders des Grossen, der Seleuciden, der Arschak oder Arsaciden, und der Sassaniden.

Diesem Abschnitte sollen noch fünf andere folgen, welche uns wenigstens zur Zeit noch nicht zugekommen sind. Der zweyte nämlich soll die Geschichte Muhamed's und des Chalifates, bis zum Jahre 1517, enthalten, mit Inbegriff des älteren Arabien. Der dritte soll die Geschichte der verschiedenen muhamedanischen Staaten liefern, die sich aus den Überresten des Chalifates bildeten; der vierte die der Tataren; der fünfte die Geschichte Timur's und seiner Nachfolger; der sechste endlich wird die Geschichte der gleichzeitigen Staaten des Reiches der Dschengis und Timur, so wie der Monarchieen erzählen, die sich aus den Trümmern dieser Reiche erhoben. In alle diese Abschnitte wird der Vf. aber noch das verweben, was nur zu einer vollständigen Übersicht dieser Geschichte des Orients kann gezählt werden. Das Weitere hierüber müssen wir der eigenen Lectüre eines jeden in dem *Discours préliminaire* überlassen.

In einer diesem *Discours* folgenden besonderen Einleitung, handelt der Vf. noch von den bey dem gegenwärtigen *Tableau* benutzten Quellen. Es sind die zum Theil bekannten Werke eines Mirchond und Ahmed Effendy, vornehmlich aber der Schahname, über welchen sich Hr. *D'Ohsson* bis S. 10 umständlicher ausbreitet. Von hier an bis S. 78 aber handelt er in sogenannten *Notions préliminaires* von der Regierung, Staats- und bürgerlichen Verfassung, von der Religion, den Sitten und Gebräuchen und von der Kriegsverfassung der alten Perser. Hier, wie durch das ganze Werk, erscheint der unterrichtete Kenner des Orients, und nur das Eine bleibt zu wünschen übrig, dass es dem Vf. möchte gefallen haben, seine Quellen kritisch, und zwar vor den Augen des Publicums, gegen einander zu stellen und zu würdigen.

Die älteste Geschichte Persiens unter den Pischdadiern und Kejaniern ist hier dieselbe, wie wir sie aus den bisher bekannt gewordenen Quellen, obgleich lange nicht so umständlich, kennen gelernt haben. Ob wir dabey indessen an ächt historischer Kunde gewonnen haben, und wie viel, das muss der historischen Kritik auszumitteln überlassen bleiben, die sich in diesem Zeitraume freylich sehr verlassen sieht, und am wenigsten dazu geeignet ist, an dieser Stelle ihr Geschäft zu verrichten.

S. 375 bis 378 spricht der Vf. über die abweichenden Berichte der orientalischen und griechischen sowohl, als lateinischen Schriftsteller, wobey er der Genauigkeit und dem historischen Werthe der Letzteren die volleste Gerechtigkeit widerfahren lässt. Diess ist auch die Ursache, dass der Vf. im Cap. III oder S. 1 bis 68 des zweyten Bandes, bey der Geschichte Alexanders des Grossen, und im Cap. IV bis S. 128 bey der der Seleuciden, hauptsächlich die griechischen und lateinischen Historiker seiner Bearbeitung zum Grunde legt. Wie bekannt, ist diese Periode der persischen Geschichte in den orientalischen Schriftstellern so ärmlich behandelt, dass sie ihnen zufolge einer völligen Lücke sehr ähnlich sieht. Auch bey der Geschichte der Arsaciden im fünften Capitel, sind jene Quellen noch, wie billig, benutzt; weniger aber im sechsten Cap., in welchem die Geschichte der Sassaniden abgehandelt ist, weil hier die morgenländischen Historiker schon in einem bekannteren Felde auftreten, und genügendere Auskunft geben. Vergleicht man übrigens mit dem zweyten Bande des vorliegenden Werkes den schönen *Histor. krit. Versuch über die Arsaciden- und Sassaniden-Dynastie* von Hn. *Richter*, Leipzig 1804: so ergeben sich daraus die interessantesten Resultate.

Käme es darauf an, hier mit einer gewissen Gelehrsamkeit zu prunken: so würde sich zwischen diesem Werke, und den bekannten orientalischen, den griechischen und lateinischen Schriftstellern, noch manche nicht berührte Verschiedenheit ausmitteln, und über dieses und jenes sehr umständlich sprechen und absprechen lassen. Das letzte indessen könnte höchstens nur in wenigen einzelnen Fällen geschehen, aus denen dann doch immer noch keine genügende Folgerung *für* oder *gegen* den eigenthümlichen Werth des anzuzeigenden Werkes zu ziehen seyn würde, den Rec. namentlich darin findet, dass es uns auf eine dem Gegenstande angemessene, selbst unterhaltende Weise, den Mangel jener ausführlicheren morgenländischen Quellen ersetzen hilft, die unseren Geschichtforschern wahrscheinlich noch lange unzugänglich bleiben werden.

—z—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie.* Herausgegeben von Dr. *A. Fr. Gehlen.* Fünfter Band. 1808. 745 S. Mit 7 Kupfertafeln. Sechster Band. 768 S. Mit 4 Kupfertaf. Siebenter Band. 742 S. Mit 6 Kupfertafeln. Achter Band. 718 S. Mit 8 Kupfertafeln. Neunter Band. 1809. 776 S. 8. Mit 6 Kupfertafeln. (Jeder Band 3 Rthlr. 8 gr.)

Auf dieselbe Weise, wie wir die ersten Bände dieses Journals, welches sich in seinem Werthe völlig erhält, (Jen. A. L. Z. 1807. No. 215. 1808. No. 419) angezeigt haben, wollen wir auch diese Theile anzeigen.

Fünfter Band. Über das galvanische Verhalten der feuchten Leiter mit den trockenen Leitern und unter einander in einfachen Ketten und Säulen, und die Gesetze, denen dasselbe unterworfen ist, mit besonderer Hinsicht auf Ritters „elektrisches System der Körper" von *Pfaff.* Eine sehr interessante Abhandlung, worin die Resultate von einer Menge von Versuchen vorgelegt sind. Der Vf. brachte Platten von Metallen mit Pappscheiben zusammen, die mit der zum Versuch bestimmten Flüssigkeit getränkt, und mit einer Scheibe gedeckt waren, welche reines Wasser enthielt, um die Art der Elektricität an einem genauen Condensator zu prüfen. Die Erfolge stellt er reihenweise für jeden Leiter der zweyten Classe nach der Stärke der erregten Elektricität zusammen. War der Körper der zweyten Classe trocken: so nahm er davon eine dicke Schicht. Es erhellt hieraus, dass die bisher aufgestellten Behauptungen zu allgemein waren, dass nicht alle Leiter, nach Volta, mit Metallen positiv werden, dass nicht alle Metalle, wie *Davy* will, mit sämmtlichen Alkalien negativ, mit Säuren positiv werden, und endlich, dass *Ritters* Schemata für die Laugensalze ganz unrichtig sind. *Über die chemische Wirksamkeit der einfachen galvanisch-elektrischen Ketten aus Metallauflösungen, Wasser, oder Säuren und Metallen, besonders in Hinsicht auf die dadurch bewirkte Desoxydation der Metalloxyde,* von *C. F. Bucholz.* Es wurden Metallauflösungen mit destillirtem Wasser übergossen, und nun durch einen schwebend erhaltenen Streifen von demselben Metalle die Kette geschlossen. Es erzeugten sich Niederschläge, und scheinbar wurde, wie sonst in der galvanischen Kette, Kupfer durch Kupfer u. s. w. gefällt. *Darstellung einer neuen Methode, Krystalle zu beschreiben,* von *Bernhardi.* Der Gedanke, alle die verschiedenen Krystallisationen einer Steinart aus einer veränderten Grundgestalt herzuleiten, liegt dieser Methode zum Grunde, so wie *Hauy* denselben der seinigen zum Grunde gelegt hatte. Nur lässt dieser die Veränderungen durch abnehmende Schichten geschehen, welche sich auf die Grundgestalt aufsetzen; *Bernhardi* hingegen lässt sie durch Abnahmen erfolgen, wo statt der Kanten und Ecken neue Flächen entstehen. Das Verhältniss dieser Abnahmen, indem nämlich mehr von der einen Seite der Grundgestalt als von der anderen weggenommen wird, bestimmt, wie man sich leicht vorstellt, die Lage und Figur dieser neu entstandenen Flächen. So lässt sich die veränderte Gestalt aus der Grundgestalt mathematisch ableiten, und der Vf. liefert hier diese Ableitung sehr genau und ausführlich. Er führt sehr bequeme Mittel ein, um durch Zeichen die Veränderungen der Grundgestalt auszudrücken; es lässt sich auch nicht leugnen, dass diese vor denen, welche *Hauy* anwandte, an Bequemlichkeit, Genauigkeit und Bestimmtheit einen grossen Vorzug verdienen. Überhaupt kommt es nur auf eine mathematische Ableitung aus irgend einer Grundgestalt an: so hat die ganze Methode des Vfs. in allen eben genannten Rücksichten bedeutende Vorzüge. Indessen von einer anderen Seite betrachtet, lässt sich Manches gegen sie einwenden. Die Annahme der Grundgestalt ist hier bloss willkührlich, nur dass sie den gegebenen Abänderungen entspricht, da sie hingegen ursprünglich und eigentlich in *Hauy's* Theorie auf einer wirklichen Zertheilung der Krystalle beruhte. Freylich hat auch *Hauy* zu solchen willkührlichen Voraussetzungen oft seine Zuflucht nehmen müssen; indessen war dieses doch nicht die erste Regel, und geschah nur, wenn man sich anders nicht zu helfen wusste. Ferner bilden sich die Krystalle aus einer Flüssigkeit durch das Ansetzen mehrerer Schichten über einander, und in sofern möchte *Hauy's* Theorie naturgemässer seyn. Das Atomistische in dieser ist eine Nebensache, und hat auf das Ganze gar keinen Einfluss. Die Formeln des Vfs. sind, wie *Hauy's* Formeln, bloss geometrisch; durch Anwendung der Trigonometrie würden sie bequemer und geschmeidiger geworden seyn. *Beyträge zur Kenntniss der Mineralkörper.* *Klaproth* liefert Ana-

lysen des schwarzen Augits von Frascati, des Melanits, des schwarzen und rothen Staurolits, des Hypersthen, des Stangensteins, des röthlichen Stangensteins. Im Augit und Melanit fand er weit mehr Kalkerde, als Alaunerde; im Hypersthen (labratorischer Hornblende) 54, 25 Kieselerde, 14 Talkerde, 24, 50 Eisenoxyd in Hundert u. s. w.; im Stangenstein ausser Kieselerde und Alaunerde 4 Theile Flussfäure in Hundert. *John* untersuchte den weissen erdigen Talk von Freyberg, den gelben erdigen Talk aus Merowitz in Böhmen. Beide verdienen diesen Namen nicht, da der erste aus Alaunerde, etwas Kalkerde, viel Wasser, wenig Talkerde und Kali, der letzte aus Kieselerde und Alaunerde, etwas Eisenoxyd und Wasser, ohne alle Spur von Talkerde, besteht. *Derselbe* giebt eine Analyse des Nadelerzes aus Sibirien, woraus erhellt, dass es grösstentheils aus Wismuth, Bley, Kupfer und Schwefel besteht. Die Nachrichten über Gallizien von *Schultes*, welche auch im 6ten Bande fortgesetzt werden, enthalten viele interessante Nachrichten, sind aber keines Auszugs fähig. *Bemerkungen über die Erdäpfel*, von *Einhof*. Die Behauptung, dass vielleicht das Stärkemehl in denselben zur Ernährung des jungen Keims nicht diene, nimmt der Vf. zurück. Er fand in gekeimten Erdäpfeln wirklich viel weniger Stärke, als in ungekeimten. Aus dem Kraute erhielt er die Stärke nicht, welche den Knollen fehlte. Allerdings wird ein Theil des Stärkmehls aufgelöst, wie Rec. sich durch mikroskopische Untersuchungen überzeugt hat; aber ein Theil geht in das Kraut über, und ist wegen der geringen Menge nicht gut chemisch zu scheiden. Durch Frost geben die Erdäpfel viel Stärke, und selbst die Faser schien dem Vf. in Stärke verwandelt (?). *Über den scharfen Stoff im Meerrettig*, von *Einhof*. Er liegt in einem ätherischen Öle. Auch glaubt der Vf., dass in dem destillirten Wasser sich Schwefel befinde, da es salpetersaures Silber und essigsaures Bley schwarz oder bräunlich niederschlägt. Aber dieses ist keinesweges ein Zeichen von Schwefel, da manche Extractivstoffe dieses thun. *Über den Mehlthau*, von *Demselben*. Es ist nach seinen Versuchen eine wachsartige Materie, und als ein Auswurf der Pflanzen anzusehen. Von der Art des Mehlthaus, welche hier beschrieben wird, ist dieses sehr richtig; aber der Vf. geht viel zu weit, wenn er glaubt, *Mucor Erysiphe*, die *Aecidia* u. s. w. wären ebenfalls solche wachsartige Ausscheidungen. Nicht allein eine mikroskopische Untersuchung, sondern auch eine chemische lehrt das Gegentheil, da sich die Kugeln in *Aecidium* u. s. w. weder in Wasser, noch in Alkohol, noch in schwachen Säuren und Alkalien auflösen lassen; sondern wie die vegetabilische Membran nur von den stärkeren Säuren verbrannt werden. *Beytrag zur nähern Kenntniss der eigenthümlichen Schwingungen von Pendeln, die aus verschiedenen Körpern, welche die Elektricität zu leiten fähig sind, zusammengesetzt worden, und zwischen den Fingern gehalten werden, in Versuchen über diesen Gegenstand*, von *C. F. Bucholz*. Die Versuche wurden mit Schwefelpendeln angestellt; der Vf. sah bedeutende Schwingungen, und das Resultat seiner Untersuchungen ist, dass eine elektrische Wirkung dabey obwalte. Über der flachen Hand schwang das Pendel; eine Glasplatte, dazwischen gebracht, verhinderte dieses; eine Metallplatte vermehrte es. War das Pendel isolirt: so erfolgten keine Schwingungen, wohl aber wenn es an einem Leiter hing. Übrigens zeigte sich auch bey verschiedenen Menschen ein verschiedener Erfolg. Rec. hat bey Gelegenheit dieser Abhandlung Pendelversuche mit Schwefelkies, Schwefel und Gold wiederum sorgfältig angestellt. Es ist kein Zweifel, dass die flache Hand diese Pendel in Bewegung setzt, und sie Ellipsen beschreiben lässt; aber dieses geschah auf dieselbe Weise, sie möchten an einem Zwirnsfaden, oder an einem Faden von blauer Seide hangen. Über Metallplatten, sobald sie nicht erwärmt sind, wurden die Schwingungen keinesweges stärker; über warmen Platten hingegen vermehrten sie sich sehr. Nichts setzte die Pendel so sehr in Bewegung als eine warme dampfende Masse. Kurz, Rec. glaubt, dass der Zustand der Wärme des untergehaltenen Körpers von grossem Einflusse sey, und die Naturforscher werden in dieser Rücksicht noch wiederholte Versuche anzustellen haben. *Analyse dreyer Abänderungen von Schwefelkies*, von *C. F. Bucholz*. Das mittlere Verhältniss ist 51 Schwefel und 49 Eisen in Hundert. Alle drey Analysen stimmten sehr mit einander überein. Wir führen die Zusammenstellung der Versuche über die Verwandlung der fixen Alkalien in Metalloide, welche man in diesem Theile findet, nur kurz an, da sie bereits bekannt genug sind. Von den merkwürdigen übersetzten Abhandlungen nennen wir bloss: *Davy* über einige chemische Wirkungen der Elektricität, *Chevreul* chemische Versuche über den Indig, *Grotthuss* über die Verbindung des Phosphors mit den Metallen auf nassem Wege, *Gay-Lussac* über die Verdampfung der Körper, und *Allen* und *Pepys* über das Verbrennen des Diamants und der Kohle, wodurch *Guyton Morveau's* Behauptungen widerlegt werden.

Sechster Band. Winterl's Kritik der Hypothese, die das jetzige Zeitalter in der Naturwissenschaft (Physik, Chemie und Physiologie) zum Grunde legt. Nachdem der Vf. gesagt hat, dass man vor *Newton* keinen Begriff sich über die Ordnung verschafft habe, auf welcher der menschliche Geist in die Tiefen der Natur einzudringen vermöge, dass dieser wahrhaft grosse Mann der Erste gewesen sey, welcher den Weg der Hypothesen versuchte: theilt er nun die Hypothesen überhaupt in die hylischen und in die usialischen ab. Nach den ersten nimmt man ursprünglich ganz verschiedene Stoffe an, woraus die Körper zusammengesetzt sind; nach den anderen liegt nur eine Materie zum Grunde, und die Verschiedenheit rührt von den geistigen Stoffen her. Mit Bescheidenheit stellt der Vf. seine Theorie nur als Hypothese auf, und reiht sie folglich keiner Philosophie an, welche auf Zuverlässigkeit Ansprüche macht. Aber seine Ansicht des Ganzen ist fehlerhaft. *Newtons*

Hypothesen haben der Wissenschaft keinen Vortheil geschafft; die Trägheit war von *Galilei* der Bewegungslehre zum Grunde gelegt, und die anziehende Kraft hatte bloss als Hypothese keinen Werth: die mathematischen Bestimmungen sind es allein, wodurch sich *Newton* Verdienste erwarb. Eine Hypothese, deren Wahrheit oder Unrichtigkeit man nie wird ausmachen können, verdient als solche keine Rücksicht, und dieses ist der Fall mit einer usalischen Hypothese, wie sie der Vf. nennt. Er geht nun sogleich zu den elektrischen Erscheinungen, und vergleicht seine Theorie darüber mit der Theorie der beiden entgegengesetzten Elektricitäten, wie sie *Hauy* vorgetragen hat. Man kennt jene Theorie bereits aus anderen Schriften des Vfs. Sie gehört unstreitig zu den scharfsinnigsten Hypothesen über diesen Gegenstand, und es wird leicht seyn, sie von den philosophischen Ansichten, so wie von der Andronie und Thelyke zu entkleiden, um sie bloss als physische Hypothese auftreten zu lassen. *Über das Verhältniss der Oxydabilität der Metalle zur galvanischen Erregung*, von *Hildebrandt*. Eine Säule von Silber, Eisen und Kochsalzlauge that weit geringere Wirkung als eine andere von Eisen, Zink und Kochsalzlauge. *Analysen einiger Mineralien aus dem Kieselgeschlechte*, von *C. F. Bucholz*. Der krystallisirte Quarz besteht ganz und gar aus reiner, wasserfreyer Kieselerde; der derbe Quarz enthält nur 0,5 Thonerde und 1 Wasser in Hundert; der Prosem 1 Eisenoxyd und 0,5 Thonerde; der gelbe und gelbbraune Eisenkiesel enthielten nicht mehr als 5,75 Eisenoxyd, nebst etwas Manganoxyd und 1 Wasser, der braunrothe hingegen 21,66 Eisenoxyd. Bey dem geringen Eisengehalte, und bey der Behauptung des Vfs., dass die Kieselerde mit dem Eisenoxyd chemisch gebunden sey, findet Rec. das Verhalten vor dem Löthrohre sonderbar. Denn Eisenkiesel unterscheidet sich dadurch wesentlich von Jaspis, dass er vor dem Löthrohre schwarz, Jaspis hingegen weiss wird. — *Chemische Untersuchung zweyer neuer Mineralien, des Kobaltvitriols und des natürlichen Arsenikoxydes von Bieber im Hanauischen*, von *Dr. Kopp* in Hanau. Es ist Kobaltvitriol und ein natürliches Arsenikoxyd. *Hisinger* und *Murray* zeigen, dass *Richters* Niccolan kein eigenthümliches Metall sey, sondern aus reinem Nickel, etwas Kobalt und ganz wenigem Eisen, nebst einigen Spuren von Arsenik, zusammengesetzt sey. Der Herausgeber begleitet diese Abhandlung mit einem Nachtrage, worin er diese Behauptungen bestätigt. *Über die Wirkungen des Arseniks auf verschiedene Organismen, und über einige Zeichen damit geschehener Vergiftung*, von *G. Fr. Jäger*. Höchst interessant war Rec. diese Abhandlung, da er sich eben vorher mit ähnlichen Versuchen beschäftigt, und dieselben Resultate gefunden hatte. Arsenik ist nicht allein allen Thieren mehr oder weniger ein Gift, sondern auch für alle Pflanzen, welche, in eine Auflösung desselben gesetzt, schneller oder langsamer verwelken. Hieraus erhellt schon, dass der Arsenik nicht auf das Nervensystem wirken kann. Aus seinen Versuchen folgert der Vf., er wirke vielmehr durch die Aufhebung der normalen chemischen Permutabilität des Bluts, welche zur Restauration der Irritabilität nöthig ist. Diesen Schluss machen die Versuche mit Pflanzen sehr unwahrscheinlich. Vielmehr wirkt der Arsenik geradezu auf die irritable Membran, und die Erfolge, wenn er in das Blut eingesprützt wird, hangen wohl nur von einer Nebenwirkung ab, welche nicht allein Arsenik, sondern auch manche andere Stoffe äussern. Das feinste Reagens erhält man nach dem Vf., wenn man destillirtes Wasser mit einer aus Schwefeleisen nach *Prousts* Methode mittelst verdünnter Salzsäure entwickelten Hydrothionsäure sättigt. *Über die Wirkungen des Quecksilbers auf lebende Körper*, von *C. M. Zeller*. Das Quecksilber löse Blut auf, und mache es schwärzer, besonders thuen dieses die Quecksilberoxyde. Diese und die vorige Abhandlung sind ursprünglich zu Tübingen herausgekommene Inaugural-Dissertationen. *Über Winterls entgeistete schweflige Säure* von *Göttling*. Auf die von *W.* angegebene Weise erhielt der Vf. eine solche Säure nicht. *Neue Modification der Nervenerregbarkeit durch Galvanismus*, von *J. W. Ritter*. Mit dieser Abhandlung steht auch die folgende: *Pseudogalvanische Versuche*, in Verbindung. Beide erlauben keinen Auszug, sondern müssen ganz gelesen und studirt werden. Nicht weniger interessant ist desselben Vfs. trefflicher Nachtrag zu *Giulio's Abhandlung über Pflanzenerregbarkeit*. *Über die Anwendung der Naturkunde auf die Staatsverwaltung, insbesondere zur Verhütung der Verfälschung der Lebensmittel*, war als Beantwortung einer Preisfrage der böhmischen Akademie der Wissenschaften eingereicht, erhielt aber den Preis nicht. Offenbar verlangte die Akademie eine specielle Erörterung der gewöhnlichsten Lebensmittel, und der Arten, ihre Verfälschung zu erforschen. Statt dessen beschäftigt sich der Vf. nur mit allgemeinen Bemerkungen. Der *Herausgeber* stellt die neueren Untersuchungen über den Kaffee und eine in demselben gefundene besondere Substanz zusammen, und darauf folgt *Schraders Untersuchung der Kaffeebohnen*. Das Resultat ist, dass der Vf. von den vielen Surrogaten für den Kaffee kein einziges fand, welches in seinen Bestandtheilen dem Kaffee ähnlich war; keines hatte die besondere Kaffeesubstanz, oder *Paysse's* sogenannte Kaffeesäure, und keines das liebliche Aroma des gerösteten Kaffee's. Rec. ist geneigt, jene Kaffeesäure für eine der Gallussäure verwandte Substanz zu halten, mit der sie *Cadet*, doch nicht ganz richtig, vereinigen wollte. *Ritter* liefert ein interessantes Verzeichniss von vielen Mineralien in Rücksicht ihrer leitenden oder isolirenden Eigenschaften im Kreise der voltaischen Säule. Das letzte Heft dieses Bandes besteht fast ganz aus einigen Abhandlungen über die Sonderung der Licht- und Wärme-Strahlen, und zwar von *Wünsch*, *Ritter*, *von Goethe*, und *Pl. Heinrich*. Der erste sucht *Herschels* Behauptung zu widerlegen, *Ritter* streitet mit einiger Heftigkeit gegen *Wünsch*; die beiden letzteren liefern nur einige Bemerkungen. Am Ende eines jeden Stückes befinden sich meteorologische Bemer-

kungen über einen Monat von *Pl. Heinrich*. Von den übersetzten Abhandlungen nennen wir: *Avogadro's* über die Natur des elektrischen Ladungszustandes mit Bemerkungen von *Prechtl*; *Thomson* über Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff; *Berthollet* über Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff und Salzsäure; *Proust* über Pyrophore ohne Alaun; *de St. Real* und *Maistre* über Entzündung der Metalle mit dem Schwefel; *Gay-Lussac* über Temperaturveränderungen der Gasarten bey Änderungen der Dichtigkeit; *Proust* über das isländische Moos.

Siebenter Band. Versuch einer Geschichte der Schicksale der chemischen Theorie in den letzten Jahrhunderten, von *Ritter*. Eigentlich nur Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Chemie; denn der Geschichte wird nur kurz erwähnt. Aus welchem Gesichtspuncte der Vf. den Zustand der Chemie betrachte, werden diejenigen leicht errathen, welche seine Schriften kennen. Die antiphlogistische Chemie scheint ihm besonders flach und oberflächlich, und er drückt sich sogar hart dagegen aus. Es kommt sehr auf den Gesichtspunct an, woraus man eine Sache betrachtet, und es wäre daher wohl zu rathen, nicht zu strenge zu verfahren; das eine Zeitalter verwirft, was ein anderes lobt. Ist denn die Warscheinlichkeit so gross, dass es nur immer grösserer Säulen bedürfe, um endlich aus allen Körpern und ohne Ausnahme, nicht bloss Oxygen und Hydrogen zu erhalten, sondern sie alle selbst ganz darin aufzulösen, sie vor der Säule sämmtlich Wassernatur annehmen zu sehen? Sind einige wenige Inductionen hinreichend, um sich solche rasche Sprünge zu erlauben? Wie viel ist denn gewonnen, wenn es wirklich wahr wäre, dass alle chemische Verwandtschaft zur elektrischen würde? Niemand erkennt die Verdienste des Vfs. um die Physik lebhafter als Rec.; aber den Blick immer nach einer Seite gekehrt, wird dieser ihm getrübt und beengt. Die Natur ist grösser als die kleinlichen Systeme; es giebt mehr in ihr, als die vier aristotelischen Elemente, als Salz, Schwefel und Mercurius, oder als positive und negative Elektricität. Vorzüglich sind Rec. Seitenblicke auf Nationen unangenehm; gerade wo wir nicht Nation seyn sollten, sind wir es. Wie, wenn ein Ausländer die Geschichte des Galvanismus schriebe, und nun zeigte, dass, ungeachtet der anhaltendsten Bemühungen, die Deutschen doch nicht die grösten Entdeckungen machten, so nahe sie auch ihnen lagen? *Chemische Untersuchung des blättrigen Talks, des gemeinen Glimmers, des grossblättrigen Glimmers, und des schwarzen Glimmers*, von *Klaproth*. Der blättrige Talk vom Gotthard besteht aus 62 Kieselerde, 30,5 Bittererde, 2,5 Eisenoxyd, 2,75 Kali. Die Glimmerarten, welche der Vf. untersuchte, enthielten alle eine beträchtliche Menge Kali von 8—14 in Hundert, ausser Kieselerde viel Alaunerde, und entweder gar keine, oder doch weniger Bittererde als Alaunerde. *Untersuchung des chinesischen Reissteins*, von *Klaproth*. Der Reisstein ist ein Kunstproduct, welches aus 41 Bleyoxyd, 39 Kieselerde, und 7 Alaunerde besteht; die fehlenden Theile scheinen Kali oder Borax zu seyn. *Einige Worte über die Frage, ob der chemische Process durch den elektrischen bedingt werde*, von *Schweigger*, enthalten Vorschläge zu Versuchen über diese Frage. *Versuche über das Verhalten des todten Fleisches in verschiedenen Gasarten*, von *Hildebrandt*. Auch im achten Bande fortgesetzt. Fleisch wurde in verschiedenen Gasarten eingesperrt, über Wasser, Quecksilber und in einer leeren Flasche. Die Versuche sind nicht weit genug fortgesetzt, um die endlichen Producte der Fäulniss zu erforschen; auch ist die zurückgebliebene Luft in den wenigsten Fällen genau untersucht. *Theorie der Krystallisation*, von *Prechtl*. Mit ächt mathematischem Geiste sucht der Vf. der Krystallenbildung von dem flüssigen Zustande her nachzuspüren. Er geht von dem Satze aus, dass, sobald eine Portion eines Flüssigen sich dem Übergange zur Starrheit nähert, sie aus der Gestaltlosigkeit tritt, und eine Kugelform annimmt. Diese ursprünglichen Kügelchen, oder Formkügelchen, ziehen sich einander an, und nach der Zahl der zusammenkommenden Kügelchen werden Tetraëder, dreyseitige Prismen und Würfel gebildet. Diese Anziehung sucht er nun aus den Verwandtschaften herzuleiten. Von diesem Ursprunge an werden nun weiter die Krystalle gebildet, und durch abgesetzte decrescirende Schichten verändert. Unstreitig lässt sich durch dieses mathematische Verfahren Manches erklären. Aber einen Hauptumstand übersieht der Vf., der bey einer solchen Theorie durchaus einige Rücksicht verdient hätte, den verschiedenen Durchgang der Blätter im Krystall. Nach der Theorie der Starrheit, von welcher der Vf. ausgeht, entstehen zuerst Blättchen, und diese Blättchen können sich nur als solche in einem starren Zustande halten, wenn sie sich einander durchschneiden. Daher findet man überall Durchgang der Blätter, und selbst da, wo ihn die Mineralogen nicht annehmen, z. B. am Fraueneise, ist er doch vorhanden, wie die glatten Queerflächen beweisen; nur sind hier die durchgehenden Blättchen sehr klein. Eine wahrhafte Theorie der Krystallisation wird immer von dem Durchgange der Blätter ausgehen müssen, und alle bisher gegebenen sind aus dieser Ursache falsch. *Galvanische Combinationen zur Vervollkommnerung der Theorie des Galvanismus*, von *Schweigger* und *Ritter*, sind keines Auszugs fähig. *Versuche über das blausaure Kupfer*, von *Hildebrandt*. Im Ganzen genommen hat es mit dem blausauren Eisen analoge Eigenschaften. *Versuche zur Prüfung von Thenard's Angabe, die Darstellung eines weissen Eisenoxydes betreffend*, von *Bucholz*. Es ist kein Eisenoxyd, sondern ein neutrales schwefelsaures Eisenoxydul. Mit Übergehung mancher Notizen, führen wir von den übersetzten Abhandlungen noch kurz an: *Volta* über den Hagel nebst *Prechtls* Widerlegung, *v. Crell* über die Zerlegung der Boraxsäure, *Fourcroy* und *Vauquelin* über den thierischen Schleim, *Chevreul* über den Harn verschiedener Thiere, *Pepys* Beschreibung eines neuen Eudiometers, und die fortgesetzten Nachrichten über die Metalloide aus Alkalien.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie* — von Dr. *A. Fr. Gehlen* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Achter Band. Bemerkungen über die narkotischen Substanzen des Pflanzenreichs und ihr botanisches Verhältniss von *Köstlin*. Eine zu Tübingen unter Kielmeyers Vorsitz vertheidigte Inauguralschrift. Man findet hier keine chemische Untersuchung dieser Stoffe, sondern nur Betrachtungen über ihre Wirkungen auf die Organe, vorzüglich aber Betrachtungen über die Verbreitung derselben in den Pflanzen nach ihren natürlichen Ordnungen und ihrer äusseren Form. Viele sinnreiche Bemerkungen kommen hier vor; doch mangelt Schärfe der Bezeichnungen. *Beweis, dass die Form des Arragonits aus der Grundform des Kalkspaths abgeleitet werden können*, von *Bernhardi*. — *Analyse des rothen Schörls von Roschna in Mähren* von *Bucholz*. Er enthält 45,25 Thonerde, 39,25 Kieselerde, 2 Manganoxyd mit einer Spur von Eisen, 1 Kalk, 7,22 Natron, 4 Wasser. *Desselben Analyse des ächten Trippels.* Es ist der Kieseltrippel von Ronneburg. Er besteht aus 81 Kieselerde, 1,5 Thonerde, 8 schwarzem und rothem Eisenoxyd, 3,45 Schwefelsäure, 4,55 Wasser und eine Spur von Kalk. *Schultes* zeigt an, dass im Kalkofen zu Insbruck in einer Fütterung des Ofens sich Kubicite bildeten. Diese Fütterung bestand aus einem Schiefer, der ein Mittelding von Thon- und Glimmer-Schiefer war. *Derselbe* trägt einige Zweifel darüber vor, ob die Bilder auf der Netzhaut verkehrt stehen; aber Rec. sieht nicht ein, wie der gewöhnliche Versuch, wo man die Gegenstände in einem präparirten Auge sich abbilden lässt, einer anderen Erklärung fähig sey. Denn wenn auch das fremde präparirte Auge nur Linse für das beobachtende ist: so sieht dieses doch nur jenes Bild verkehrt, weil es in ihm selbst gerade steht. Es scheint, als ob der Vf. sich dieses nicht deutlich gemacht habe. Dass wir wegen der verschiedenen Öffnung der Pupille und des Kreuzens der Strahlen einen kleinen Gegenstand bald gerade, bald verkehrt sehen müssten, fällt weg, weil wir einen kleinen Gegenstand bey grosser Öffnung der Pupille gar nicht deutlich sehen. Endlich wird es Niemanden einfallen, die Krystallinse allein für das convexe Glas des Auges zu halten; das ganze Auge bildet vielmehr ein solches Glas, gleich den achromatischen aus mehreren Stücken zusammengesetzten Gläsern. *Versuche über die Klangfiguren* von *Oersted*. Der Vf. bediente sich der Metallscheiben statt Glasscheiben, auch nahm er nicht Sand, sondern Eisenfeile, Hexenmehl, gepulvertes Bley. Die Figuren, welche entstehen, haben nie gerade Linien zur Begrenzung, sondern krumme; am häufigsten bemerkt man die Hyperbel, doch lassen sich alle anderen Kegelschnitte herausbringen. Genaue Beobachtungen lehrten den Vf., dass nicht allein ganze Theile schwingen, wie die Neueren behaupten, sondern zugleich auch die einzelnen Theile, welchem die Älteren den Klang allein zuschrieben. Das Haften des Staubes an den Platten bey diesen Versuchen leitet er von einer elektrischen Wirkung her. Der Gedanke, welcher zuletzt geäussert wird, ob es nicht möglich sey, dass die Totalbewegung in eine durchdringende Bewegung der Theile verwandelt werde, zugleich von einer blossen mechanischen in eine Kraftbewegung übergehe, ist gewiss sehr treffend. *Newtons erster Beweis für die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen, wodurch die Verschiedenheit der Farben erzeugt werden soll, widerlegt von Oken.* Als Gegenversuch zu Prop. I. Th. 1. *Optic. Newt.* wird Folgendes angeführt: Man nehme eine weisse Karte, färbe sich darauf einen Streifen, roth und blau, und betrachte ihn durch den obern Winkel des Prisma. Der obere Rand hat einen bestimmten rothen und gelben Saum, der untere einen solchen blauen, und die Parallelogramme sind kaum merklich verrückt, doch so, dass das Blaue unverkennbar gesunken, das Rothe gestiegen ist, indem jenem unten das prismatische Blau, diesem ebendasselbe Roth sich zugesellt hat. Widerlegt ist Newton dadurch wohl nicht. Rec. hat den Versuch oft angestellt, und ihn im Ganzen richtig gefunden; nur muss man folgende Umstände nicht übergehen. Der Streifen erscheint vergrössert, ohne scharf abgeschnittene Ränder, und das Roth am oberen Rande des blauen Streifens verläuft sich durch ein deutliches Blauroth in das Blaue. Eben so erscheint der rothe Streifen besonders nach oben viel blasser, nach unten carmoisin. Offenbar werfen also die zerlegten weissen Strah-

len über und unter dem Streifen ihre farbigen Strahlen auf das Feld dieses Streifens, wo sie sichtbar werden müssen, weil dort nicht alle Strahlen vorhanden sind, um weisses Licht darzustellen. Dass sie sich auch über und unter dem Streifen zeigen, rührt von der Verrückung her, unter welcher jeder Strahl der Brechung zufolge erscheinen muss, wie eine leichte Zeichnung lehrt. Überhaupt müssen dort farbige Strahlen sichtbar werden, wo dunkle Stellen vorhanden sind, sogar wo die Weisse blasser ist, weil nicht genug weisse Strahlen durch eine ähnliche Zerlegung das farbige Licht compensiren und weisses Licht machen. Man nehme ein Stück Papier, benge ihm unten eine Falte, und stelle es angelehnt auf einen schwarzen oder auch farbigen Tisch, und man wird um die Gegend der dunklen Falte das ganze Farbenbild unterscheiden. Kurz alle solche Experimente lassen sich auch aus Newtons Theorie, selbst ohne Zwang, erklären. Übrigens hält Rec. Newtons Hypothese von einer ursprünglichen Verschiedenheit des Lichts für äusserst gezwungen, und selbst abentheuerlich. Es möchte nicht schwer seyn, die neueren Erklärungen mit Newtons Versuchen und Berechnungen zu vereinigen. *Theorie der elektrischen Meteore v. Prechtl.* Vorzüglich beschäftigt er sich mit der Theorie des Gewitters. Er geht von dem Satze aus, dass jeder in der Atmosphäre niedersinkende Körper negativ, jeder in derselben aufsteigende positiv elektrisch erscheine, und zwar um so mehr, je trockener die Luft sey. Aus einem solchen Niedersinken und Aufsteigen leitet er die Elektricität der Wolken ab. *Gedanken über Krystallogenie und Anordnung der Mineralien*; nebst einigen Beylagen über die Krystallisation verschiedener Substanzen (als Verfolg der Darstellung einer neuen Methode, Krystalle zu beschreiben) von *Bernhardi*, Eine Fortsetzung seiner Theorie der Krystallisation. Gegründete Erinnerungen gegen *Hauy's* Molaculen. Aber *H's* Theorie kann ohne diese bestehen. Was der Vf. gegen *Links* Theorie der Flüssigkeit und Starrheit sagt, läst sich wohl beantworten. Die Haut an der Oberfläche ist nicht von dem übrigen Flüssigen verschieden; aber da sie nur oben von einem heterogenen Körper umgeben wird, weniger starr, als eine getrennte Lamelle. Sie netzt nicht, sondern die Flüssigkeit unter ihr. Das Theilchen, wo sich die Blätter kreuzen, ist nach vier Seiten nur beweglich, nicht nach allen, und erst dann löst ein flüssiger Körper einen festen auf, wenn er zwischen *alle* Lamellen dringt, und mit diesen zu einem gleichen Grade der Dichtigkeit kommt. Im Ganzen giebt der Vf. der Hypothese des Hn. Dr. *Weiss* über die Entstehung des Starren aus dem Flüssigen seinen Beyfall, nach welcher die chemische Trennungstendenz durch die Vereinigungskraft beschränkt wird, und zwar so weit, bis diese jene hemmt, beschränkt und festhält. Wenn aus dem Worte festhalten Festigkeit entstünde: so möchte dieses wahr seyn. In Rücksicht der Anordnung der Mineralien komme es vorzüglich auf die formbestimmenden Bestandtheile an. *Über das, bey der Würdigung der Stoffsbeschaffenheit der Fossilien in Erwägung kommende Stufenverhältniss, welches in Hinsicht auf die Innigkeit des Bündnisses zwischen den Bestandtheilen Statt findet;* von *Storr.* Manche gute Erinnerungen. *Über den Steinregen bey Lissa* von *Reuss* und *Klaproth.* Die Steine fielen am 3 September 1808 bey heiterem Himmel mit einem Knalle nieder. Sie enthielten 29 Eisen, 0,5 Nickel, 0,25 Manganes, 43 Kieselerde, 22 Bittererde, 1,25 Alaunerde, 0,5 Kalkerde und 3,5 Schwefel. *Über die chemischen und dynamischen Momente bey der Bildung der Infusorien, mit einer Kritik der Versuche des Hn. Fray,* von Dr. *Gruithuisen.* Die Umstände und Bedingungen, worunter Infusionsthiere bestehen, werden hier sehr genau aus einander gesetzt. Zuletzt beleuchtet er *Fray's* Beobachtungen über die ursprüngliche Zusammensetzung der organischen Körper, und zeigt ihren Ungrund. *Über den Extractivstoff und Seifenstoff mit Hinsicht auf ähnliche Substanzen,* von *Schrader.* Er sucht durch mehrere Versuche darzuthun, dass beide Stoffe nicht wesentlich verschieden sind. Auch hält er Paysse's Kaffeesäure für nicht verschieden. *Bemerkungen über den Gehalt des Zuckers in verschiedenen bey uns einheimischen Pflanzenproducten, und die Verfahrungsart, denselben mit Vortheil daraus abzuscheiden;* von *S. F. Hermbstädt.* Versuche mit dem Safte aus verschiedenen Ahornarten lehrten, dass die Cultur dieser Bäume, um Zucker daraus zu gewinnen, Empfehlung verdiene, und dass schon jetzt Güterbesitzer, welche Ahornbäume in ihren Forsten haben, Vortheile daraus ziehen können. Runkelrüben, welche auf Brachland gebauet werden, enthalten mehr Zucker, als die von gedüngtem Boden, vorzüglich die weisse. Sie muss vom Ausgang Octobers bis Ausgang Januars verarbeitet werden, sonst liefert sie Schleimzucker. Birnen können sehr gut auf Syrup, Essig und Brantwein benutzt werden. *Mineralogische Untersuchungen über den Magnesit oder Werners natürliche Talkerde nebst Analyse verschiedener Abänderungen* von *Haberle* und *Bucholz.* Er findet sich bey Grubschitz in Mähren, und ist kohlensaure Bittererde. *Ritter* giebt Nachricht von einem neuen erdmagnetischen Phänomen, welches *Heller* beobachtete. Unter den ausländischen Abhandlungen führen wir nur an: *Wahlenberg* vom Sitze der unmittelbaren Pflanzenproducte, *Configliachi* und *Brugnatelli* über die sogenannten galvanischen Leiter, *Bostock* über die vegetabilischen Schleime, *Hauy* über den Arragonit nebst *Bernhardi's* Zusätzen. Eine so schlechte Hypothese, als die von *Chinninello* über das Fallen des Barometers bey Regenwetter, hätte nur einer ganz kurzen Erwähnung bedurft.

Der neunte Band, mit welchem dieses Journal geschlossen worden, enthält, ausser dem jeden Hefte angehängten Notizen, mehrere schätzbare Abhandlungen und Aufsätze von *Bernhardi, Kries, Braconnet, v. Crell, Bucholz, v. Grotthuss, Hauy, Tomellier, Gillet-Laumont, Haberle, Schweigger, Klaproth, Meinecke, Sigwart, Ruhland, Gay-Lussac, Davy, Curaudau, Hildebrand, Avogadro, Roloff, Chaptal, von Mons* u. dem Herausgeber. L. B.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, bey Steinacker: *Katechismus der Technologie für Bürger- und Land-Schulen*, von M. *Wilhelm Ludwig Steinbrenner*, Prediger zu Grossbodungen. 1804. 324 S. 8. (18 gr.)

Das Bestreben des Vfs., die Kinder in Bürger- und Land-Schulen frühzeitig mit den Arbeiten der Handwerker und Künstler bekannt zu machen, ist rühmlich; gewiss können Schullehrer einen Theil ihrer Zeit nicht nützlicher anwenden, als mit einem technologischen Unterricht. Auch die Absicht des Vfs., durch diesen Katechismus, den er als Leitfaden angesehen wissen will, zur Beförderung eines solchen Unterrichts das Seinige beyzutragen, ist nicht minder aller Ehren werth. Ob aber auch die Ausführung dieses Werks so gelungen sey, dass sie vollen Dank verdiene, ist eine andere Frage.

Dass der Vf. mannichfaltige Kenntnisse in der Technologie besitzt, liegt am Tage. Eben so klar ist es aber auch, dass sehr viele seiner Kenntnisse noch gänzlich unreif sind. Von vielen Sachen, die er lehrt, war er falsch unterrichtet; nicht immer ist er in gehöriger Ordnung vorwärts geschritten, die verschiedenen Arbeiten eines Gewerbes hat er oft nicht gut zu entwickeln und darzulegen gewusst, oft unrichtige Definitionen geliefert, manche Gegenstände zu kurz abgefertigt, da doch bisweilen Sachen, die eigentlich nicht in die Technologie gehören, mit hineingezogen sind; endlich stehen auch manche Erklärungen am unrechten Orte, und manche kommen doppelt vor. Als Belege für diesen Tadel werden folgende Bemerkungen dienen.

Nach S. 2 verarbeitet der Handwerker die Naturerzeugnisse zur Nothdurft und Bequemlichkeit. (Hier ist das *Vergnügen* ausgelassen worden.) Dass Kaiser *Heinrich der Vogler* der Stifter der Innungen gewesen sey, wie der Vf. mit vielen Anderen behauptet, ist falsch (s. *Poppe* Gesch. d. Technol. Bd. I. S. 10). — Nachdem der Vf. S. 4 schon angefangen hat, das Handwerk des *Fleischers* abzuhandeln: so kömmt er noch hintennach mit der Frage: „*was heisst wandern?*" Auf die Frage (S. 9): „*womit beschäftigt sich die Kochkunst?*" erfolgt die Antwort: Mit der Zubereitung des *Fleisches* (also bloss des Fleisches?) zum Genuss. — Nach S. 10 wird das thierische Fett nur gebraucht „*zur Speise und Arzney.*" (Warum führt Hr. *St.* nicht auch den Gebrauch desselben zum *Brennen* und *Schmieren* an, da er doch bald darauf von der Anwendung des Talgs zu Lichtern redet?) S. 12 kömmt: „Was hat der Seifensieder für ein Handwerk?" und weiterhin, nachdem er die verschiedenen Arten von Seifen, Fleckkugeln u. s. w. durchgegangen, folgt S. 14 noch die Frage: „Wer bereitet die Seife?" — Der *Gerber* thut (S. 19) weiter nichts, als *er schafft auswendig die Haare, inwendig das Fett, Blu und andere Unreinigkeiten von den Häuten hinweg.* (Der Hauptzweck des Gerbens, die *Zusammenziehung der Fasern*, die *Hervorbringung und Erhaltung der Geschmeidigkeit, selbst nach erfolgtem Durchnässen, die Verhütung des Verrottens und des Durchdringens der Feuchtigkeiten*, ist vergessen worden.) — S. 42 kömmt *die Feinheit des Kameelhaars* von dem Reinlichhalten her, und davon, dass die Haare nicht abgeschoren, sondern abgekämmt werden. (An das *Klima* ist nicht gedacht.) S. 55 ist als Auflockerungsmittel der Wolle bloss der *Wolf* genannt, nicht das einfachere (freylich nicht so wirksame) *Schlagen auf Horden.* S. 57. „Wem gleicht der Stuhl des Tuchmachers?" Antwort: „*Dem des Leinwebers.*" (Hier setzt also Hr. *St.* voraus, dass die Kinder den *Leinweberstuhl* schon kennen.) — „Wozu dienen *Sahlleisten* oder *Salbenden?*" Antwort: „*Dass man die Tücher, ohne sie zu verletzen, an den Kanten anhängen könne.*" (Warum nicht: *ausspannen* könne.) S. 59 müssen die Kinder glauben, *Pressspähne* wären nur gewöhnliche Pappdeckel. — Die Erklärung, was *Molton* sey, kömmt S. 59 und noch einmal S. 66 vor. — S. 60. „Was thut das *Kareyen* bey den Zeugen?" Antwort: „*Es macht sie glatt und steif.*" S. 64 ist das *Kareyen* noch einmal, etwas anders, aber nicht besser erklärt. Das *Kreppen* ist S. 61 und S. 68 beschrieben. S. 60. „Wodurch giebt man Zeugen den Glanz?" Antwort: „*Durch die kalte Presse und den K a l e n d e r.*" (Warum nicht lieber *Kalander*, da Kinder und unerfahrne Lehrer sonst leicht an dem Worte irre werden könnten, besonders da die Maschine nicht weiter beschrieben ist?) S. 71. „Wie werden die Strümpfe verfertigt?" Antw.: „*Ausgebreitet.*" (Nun weiss man genug!) S. 80. „Was macht der Kammmacher?" „*Kämme zum Reinigen der Kinderköpfe.*" (Was werden unsere Damen dazu sagen, die den Kamm zum Aufstecken und Putz ihrer Haare gebrauchen!) – Das *Bleichen* ist S. 101 und S. 180 (nicht sehr deutlich) erklärt worden. Beym Wachsbleichen S. 101 fragt der Vf., „was die *Kern-* oder *Bänder-Maschine* sey." Antw.: „*Eine hölzerne Walze, die im kalten Wasser läuft.*" (Da weiss man nun was Rechtes!) — Nach S. 129 *schmiert* man Uhren, Schlösser u. s. w. bloss deswegen, *damit der Rost verhindert wird.* (Also von dem Hauptzweck des Schmierens bey Maschinen, *zur Verringerung der Friction*, weiss der Vf. nichts.) S. 130. „Wodurch unterscheidet sich die *Graupenmühle* von der Mehlmühle?" Antw.: „*Sie hat nur Einen Stein.*" (Nun rathe man, wie durch Einen Stein die Graupen verfertigt werden!) S. 133 liegen die Fragen wieder alle durch einander, und die Antworten sind zum Theil ganz unrichtig, z. B. „Was sind unterschlächtige Räder?" Antw.: „*Wo das Wasser unter den Rädern hinwegfliesst.*" „Woraus besteht jedes Wasserrad?" Antw.: „*Aus grossen hölzernen Reifen.*" „Woraus bestehen die Reifen?" Antw.: „*Aus Falzen u. s. w.*" S. 134 ist dem Vf. *Lauft*, *Rumpf* und *Trichter* einerley (da doch *Lauft* die Einfassung der Mühlsteine, *Rumpf* oder *Trichter* das über dem Läufer befindliche Behältniss zum Einschütten des Getreides bedeutet. S. 145 heisst *Gas* so viel als *fixe Luft.* Nach S. 220 ist der *Arsenik* bey der Fayance-Bereitung der Gesundheit nicht schädlich. (Allerdings kann

er es den Arbeitern werden, wenn keine zweckmäsigen Vorkehrungen dagegen getroffen sind.) S. 237. „Was wird in England für Glas gemacht?" Antw. „*Flintglas.*" (Also weiter keins?) S. 240. „Womit fasst der Glaser das Glas ein?" Antw. „*Mit Bley.*" (Aber auch mit Holz.) Nach S. 241 macht der *optische Glasschleifer* Thermometer, Barometer, Ferngläser u. s. w. (Die Verfertigung jener meteorologischen Werkzeuge gehört keinesweges zur Glasschleiferey, obgleich es wohl bisweilen einen Opticus geben kann, der sie nebenher verfertiget.) — S. 241. „Woraus besteht der Thermometer"? Antw. „*Aus einer gläsernen Röhre, unten mit einer Kugel und mit Quecksilber angefüllt*". (Wie klar und richtig!!) S. 244 wird das *Wedgwood-Porcellan* mit unter den *geschnittenen Steinen* abgehandelt. Vielleicht weil es sogenanntes Steingut ist?) S. 245. „Wovon erhält man das Kochsalz?" Antw. „*Man gräbt es aus der Erde, oder scheidet es aus dem Meerwasser.* (Hernach kömmt Hr. *St.* aber auch auf die *Salzquellen* und die Gewinnung des Salzes daraus.) S. 246. „Was heisst eine *vierlöthige Salzquelle*"? Antw. „Die *4 Loth Salz enthält.* "(Also die ganze Quelle!) Das *Gradiren* wird ebenfalls ausserordentlich schlecht beschrieben. S. 280. „Wie werden die *Uhren* eingetheilt"? Antw. „*In Gewicht- oder Pendel- und in Feder-Uhren*". (Es giebt ja auch Federuhren, welche Pendeluhren sind, z. B. die Tafeluhren.) „Woraus werden die Räder und Wellen einer Thurmuhr geschmiedet?" Antw. „*Aus gutem Eisen mit der Theil- und Schneidescheibe.*" (Sollte man nicht glauben, das *Schmieden* würde mit der *Theilscheibe* verrichtet!!) S. 281. „Was setzt die *Unruhe* in Bewegung?" Antw. „*Die Spiralfeder.*" (Die in der Trommel eingeschlossene Hauptfeder wirkt vermöge des Räderwerks und der Unruhspindel bis zu der Unruhe hin, und setzt diese in Bewegung. Die *Spiralfeder* aber dient bloss *zur Regulirung des Ganges.* Es ist entsetzlich, was der Vf. in den Tag hineinschreibt!) Unter den genannten schweizerischen Künstlern kommen unrichtige Namen vor als *Derz, Recordon* (statt *Droz, Recorder*). — Die letzte Frage in dem Buche ist: „Was wird aus dem Gesellen?" Antw. „*Ein Meister.*"

Oft erklärt der Vf. Sachen, die nöthigeren Erklärungen hätten nachgesetzt werden sollen; z. B. S. 228 was *Delinquenten* sind; S. 251 wozu *Streitwagen* und *Elephanten* im Kriege dienten (bey Gelegenheit der Schiesspulverbereitung, wo er doch viel eher von den Schiessgewehren der Alten, den Katapulten und Ballisten, hätte reden sollen); warum die Juden kein Schweinefleisch essen; wozu das Hirschhornöl und der Hirschhorngeist in der Medicin gebraucht wird, u. s. w. Manche Fragen fallen auch gleichsam wie aus der Luft; z. B. S. 7 (nachdem er von Würsten aus Schweinefleisch geredet hat) „*nenne mir einen guten Wildpretsbraten;*" S. 9 (während er von einigen Arten Fleisch redet) fragt er auf einmal: „*woraus besteht denn eigentlich das Fleisch?*"

Rec. hätte noch weit mehr solcher Stellen ausheben können, wenn er nicht glaubte, schon genug gethan zu haben, um den Vf. auf die vielen Mängel seines Buchs aufmerksam zu machen, und Lehrer, die es bey ihrem Unterricht gebrauchen wollen, zu warnen, nicht geradezu diesem Leitfaden sich anzuvertrauen.

e. t.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Salzburg*, b. Duyle: *Der Mensch und seine physische Erhaltung im gesunden Zustande.* Von *D. B. P.* 1803. IV u. 95 S. 8. (4 gr.)

Der Zweck dieses Buchs ist, der salzburgischen Jugend eine Anweisung zur Erhaltung der Gesundheit in die Hände zu geben. Zu dem Ende hat der Vf. sein Werk in zwey Abschnitte getheilt, von welchen der erste einige zur Erhaltung der Gesundheit nothwendige Vorkenntnisse aus der Physiologie und Psychologie, der zweyte den Unterricht in der Erhaltung der Gesundheit des Körpers ertheilt. Der erste Abschnitt würde bey eben der Kürze richtiger und reichhaltiger ausgefallen seyn, wenn der Vf. etwa *Steeb über den Menschen*, oder *Ith's Versuch einer Anthropologie* bey seiner Arbeit benutzt hätte. Zwar scheint er im ersten Capitel bey der Beschreibung der Menschenrassen *Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte* vor Augen gehabt zu haben; allein er hat es zu flüchtig benutzt. Denn wenn wir auch das S. 5 vorkommende *Nordamerikaner* f. *Nordafrikaner* als einen Druckfehler ansehen, weil er kurz darauf von *dem übrigen Theil von Afrika* spricht, ohne auch nur Afrikas vorher mit einem Worte erwähnt zu haben: so sind doch seine Abweichungen in der Angabe der Farben der verschiedenen Menschenrassen von der blumenbachischen Angabe, und der Zug, dass er seiner fünften Classe, die offenbar auch Blumenbachs fünfte Classe ist, das Merkmal beylegt, dass sie *stark ausgedruckte*, (*Blumenb. ausgewirkte*) *Züge* hat, welches Blumenbach doch der vierten, nämlich der amerikanischen Rasse ertheilt, ein hinreichender Beweis von Flüchtigkeit. Noch schwächer ist das Wenige, was er von der Seelenlehre einmischt: z. B. S. 16 „Der Kopf ist der Sitz der Seele;" S. 17 „Die angeborne Neigung Hunger und Durst;" *Schwarz* nennt sie in seiner *Erziehungslehre* die thierischen oder Erhaltungs-Triebe. S. 24 „Zu den innern Sinnen gehört das Gedächtniss, die Vernunft, Beurtheilung- und Einbildungs-Kraft. Zu den äussern kann man auch noch die Gelüste oder das Verlangen rechnen, z. B. Verlangen nach Essen und Trinken, nach Wärme oder Kühle, nach frischer Luft u. d. gl." Der zweyte Abschnitt ist mit grösseren Fleisse bearbeitet, Manches darin ist der Jugend mit vieler Wärme und Lebhaftigkeit empfohlen oder widerrathen. So hat zum Beyspiele S. 48 die Schilderung eines Trunkenboldes theophrastische Züge. Des Vfs. Ausdruck und Stil aber haben noch viele Mängel; z. B. im Titel des Cap. 2. *Unterschied des Kindes zum erwachsenen Menschen*, besser *zwischen dem Kinde und dem e. M.* In der Vor- oder Anrede: *Diess kennet ihr*, f. *diess könnet ihr.* Ebend. *Weder durch das Schwermüthige der Fragen und Antworten.* Was will der Vf. damit sagen? Auf der folgenden Seite *lernen kennet*, f. l. *könnet.* S. 5. *Variäteten* durchgängig f. *Varietäten.* Ebend. *bestgebildetsten* f. *gebildetsten.* S. 11 *thörricht*, f. *thöricht.* S. 12 „Durchs Erhängen, Ertrinken, in Dünsten ersticken, vom Schlage getroffen, von Kälte erstarret, von Krämpfungen scheintodt u. d. gl. können die Menschen nach vielfältigen Beyspielen 2—4—6 und mehrere Tage todt scheinen u. s. w." Welch' ein Stil! Und wie sehr schadet er der Verständlichkeit! *Drüssen*, *Gekrösse*, f. *Drüsen*, *Gekröse; weiser Saft*, f. *weisser Saft; lympfatisch, Gloacken, Hemdter*, f. *lymphatisch, Cloaken, Hemden; nehme* f. *nimm; Gerüchte* f. *Gerichte; verschlingten*, f. *verschlangen; Wässer, Bunsch, Liquers*, f. *Wasser, Punsch, Liqueurs*, oder Liköre. S. 61 „*Durch den schwarzen Kaffee*" — wieder eine schlechte Periode. *Wegen den*, besser, *wegen der.* S. 57 *besser ist es, lieber aufzustehen*, anstatt *besser ist es, aufzustehen.* S. 60 *Man lüget*, f. *lieget.* S. 72 *Leinwasch*, f. *leinene Wäsche* u. s. w.

A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

STAATSKUNDE.

Mainz, b. Kupferberg: *S. Petersburg.* — Ein Beytrag zur Geschichte unserer Zeit in Briefen aus den Jahren 1810, 1811, 1812, von *D. Christian Müller*, mit einem illuminirten Plane von S. Petersburg. 1813. 514 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

(Im October 1813 eingesandt. Vgl. Intell. Blatt 1814. No. 30. S. 240.)

Theils Stadt-, theils Staats-Kunde; mehr diese, als jene; mehr aus äusserer Veranlassung, als innerem Berufe geschrieben; der Inhalt mehr vielseitig, als umfassend; mehr umfassend, als tief; mehr absichtliche Verläumdung, als Streben nach Wahrheit. I Brief. *Panorama von S. Petersburg und seine nächsten Umgebungen.* Der Vf. versucht hier den Plan Peters I bey Anlegung der Stadt, ihren Anwachs und ihre Verschönerungen in der nachfolgenden Zeit bis auf die Gegenwart zu verfolgen, um den Charakter der Stadt näher zu bestimmen; allein mit weit wenigerem Erfolge als von Reimers, und da, wo er den Charakter auffassen sollte, springt er ab, und geht bloss einzelne Theile, z. B. den Isaks-, Peters- und den Platz des Winterpalastes, das Mansfeld, den Neumarkt, die Prachtgebäude und Architektur, dann die bekannten nächsten Umgebungen flüchtig durch, ohne dass ihm auch nur das Charakteristische in der Darstellung gelingt. Von einem Panorama hat dieses Gemälde nichts, als das Schwanken zwischen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, zwischen Natur und Unnatur, zwischen Schein und Wahrheit; aber an der Genauigkeit der Perspective, an der Richtigkeit der Zeichnung, an der Wahrheit des Helldunkels und der Haltung fehlt es ganz. II Br. *Die Russen.* Licht- und Schatten-Seite ihres Charakters. Er lobt ihre Gutmüthigkeit, Fröhlichkeit, Gastfreyheit, Höflichkeit, Tapferkeit, religiöse Toleranz; ihren Religionssinn, ihre Anhänglichkeit an Vaterland, schnelle Auffassung, Geschicklichkeit, Gewandheit in Nachahmen, Anlagen zur Kunst und Kunstfertigkeit, Beredsamkeit und Schlauheit von jener, um ihnen auf der anderen Seite desto mehr wehe zu thun, und ohne zu überlegen, dass sich in einem Charakter, der sich so ausspricht, alle die Untugenden und Laster, als Nationaleigenschaften, zu einem solchen Grade vereinigt nicht finden können, als er sie entdeckt haben will. Wie kann der Vf. mit Religionssinn einen Hang zu stehlen, Lügensucht, Mangel am Worthalten, Treulosigkeit, wie mit Anhänglichkeit an Vaterland und mit Tapferkeit Mangel an Ehrgefühl und Nationalstolz, wie mit der französischen Lebendigkeit Faulheit und Schlafsucht einigen? Voltaire's Vergleich (dass die Russen die Franzosen des Nordens wären) verführt ihn noch zu einer langen Diatribe, um die Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen Russen und Franzosen weiter aus einander zu setzen. Das Resultat fällt dahin aus, dass der Russe fast auf der niedrigsten, der Franzose auf der höchsten Stufe der Cultur stehe — ein Resultat, dem sogar mehrere Bulletins von Napoleon widersprechen. III B. *Das Klima von S. Petersburg.* Das Gewöhnliche über Klima, Verschiedenheiten der Jahreszeiten, Krankheiten, Wohlthätigkeit des Winters für Gesellschaft, Sicherungsmittel gegen Kälte, besonders durch die nicht genug zu empfehlenden russischen Öfen. IV B. *Hospitalität und geselliges Leben*, oder über Gastfreundschaft und Leichtigkeit für einen Fremden, dort zu leben, über Cirkel verschiedener Stände, Theater, Concerte, Maskeraden, Aufenthalt auf dem Lande, Wasserfahrten. V B. Wahrscheinlich ist dieser Brief *wissenschaftliche Cultur* und *Kunst* überschrieben. Rec., dem der achte Bogen in seinem Exemplare fehlt, vermuthet dieses aus den Nachrichten über Akademie, Bibliotheken, Mangel an literärischen Hülfsmitteln, Armuth an literärischen Producten, Censurstrenge und über die hohe Stufe der bildenden Künste, über Akademie der Künste, über Privat- und öffentliche Kunstsammlungen. Der Vf. hat hier Altes und Neues unter einander geworfen, so dass man z. B. bey der Armuth an literärischen Producten und dem Mangel an Hülfsmitteln, wie bey der Censurstrenge, wohl an gewisse Perioden der Vergangenheit erinnert wird. VI B. *Das männliche Geschlecht plastisch betrachtet.* VII B. *Das weibliche Geschlecht plastisch betrachtet.* Dem männlichen Geschlechte eignet er einzelne schöne, mehr glatte als energische Formen zu; im weiblichen will er durchaus etwas Todtes in den Augen, wenig Charakter in den Formen, nirgends das Hinreissende, wie in den Polinnen, das Bezaubernde, wie in den Italiänerinnen, entdeckt haben. Den Grund davon sucht er in dem Klima und in den Landesgewohnheiten, z. B. den Schwitzbädern, auf; allein der Vf. hat hier offenbar die verschiedenen Stufen des weiblichen

Alters verwechfelt. VIII B. *Die jungen Männer.* Er unterfcheidet *drey* Claffen — die erfte ift die grofse Menge der Beamten und anderer Menfchen, die in den Bureaus der Minifter arbeiten — er nennt fie *Wiffenfchaftsmenfchen* — ein fteriles Gefchlecht, wie er fagt, und in ihnen wenig Erfreuliches, ohne Wiffenfchaftsfinn (?), ohne Mittel zur finnigen Mittheilung und geiftiger Cultur (?); — die zweyte Claffe das *Militär*, das er in den Garden fehr gebildet, übrigens roh findet; die dritte Claffe die *Kaufleute*, die fich durch eine feltene Humanität, entfernt von allem Krämerfinne und Krämerarroganz, unterfcheiden: man trifft, fagt er, unter den letzteren viele wiffenfchaftliche Cultur und Bildung, aber wie unter dem Militär eine Raferey im Spiele an, und es ift nichts Seltenes, in drey Stunden 15—20,000 Rubel verlieren zu fehen. — Sowohl im Tadel als im Lobe ift der Vf. nur zu abfprechend, und das, was er hie und da in Petersburg fah, dient ihm dazu, auf das überzutragen, was er nicht fah. IX B. *Weibliches Gefchlecht in feinen gefellfchaftlichen Beziehungen.* Auf eine eben fo unwahre, als unedle Art wird hier dem zweyten Gefchlechte mitgefpielt. Er fieht nur Lockfchein, der die erften flüchtigen Anfichten des Bildes befticht, aber bey fernerer Prüfung des Ganzen in feinen einzelnen Theilen verfchwindet, und als Sudeley dafteht (darf fich ein Mann, der auf guten Gefchmack überall Anfpruch macht, wohl einen folchen Ausdruck gegen ein Gefchlecht erlauben, das ihm in anderen Beziehungen fo werth erfcheint?); und doch find fie als *Hausfrauen* nach dem X B. alles Lobes werth. Sie find gründliche Sachkennerinnen und unermüdete Auffeherinnen; ihre Geduld mit den meiftens unerträglichen Domeftiken ift beyfpiellos. XI B. *Ruffifches Militär.* Faft alles Tadel, die Garden ausgenommen. Die Urfachen der mancherley Gebrechen fchreibt er geradehin dem Grofsfürften zu, der auf die Militärleitung den gröfsten Einflufs habe; und doch beurtheilten die Franzofen im Jahre 1808 und felbft Napoleon bey dem Fürftencongreffe zu Erfurt den Grofsfürften nicht nur fchonender, fondern fie liefsen auch feinem militärifchen Anordnungsgeifte mehr Gerechtigkeit widerfahren, als der Vf. Die Veruntreuungen, die in den Feldzügen 1806 und 1807 bey der Proviantverwaltung vorgekommen find — eine Erfcheinung, die auch in anderen Armeen nichts Seltenes ift — verdienen die harte Rüge gegen die Regierung nicht, die die Unterfuchung noch nicht geendigt haben foll, da der Vf. felbft gefteht, dafs dem ganzen Perfonale einftweilen verboten wurde, Uniform und Degen zu tragen. — Wenn auch 1,499,538 Truppen auf dem Papiere ftehen, und nur 400,000 — 450,000 in der Wirklichkeit angenommen werden können: fo hätte dem Vf. das *c'est tout comme chez des autres* nicht entfallen follen. XII B. *Theater* und *Maskeraden.* Das ruffifche und franzöfifche Nationaltheater unterfcheidet fich, fagt er, durch vorzügliche Talente, Decorationen, Garderoben, während die deutfche Bühne (auch die berliner, wiener, mannheimer, die weimarifche ?) nur den Charakter der höchften Mittelmäfsigkeit, einen Mangel an Kunftgefühle, eine handwerksmäfsige Behandlung des Geiftigen und eine theatralifche Unbehülflichkeit trägt. „Ich fchäme mich," fetzt er hinzu, „in die Seele fo vieler Deutfchen, die noch überdiefs über franzöfifche Darftellung, worin doch Kunftfinn und Kunftliebe und angeborne Theatralität, wie die Auswahl der Stücke, Klarheit, Wärme und Kunftwerth gewähren, fo pathetifch abfprechen." Unmöglich kann Hr. *M.* das Spiel eines Fleck, Iffland u. f. w. gefehen oder unbefangen verglichen haben! Die mitgetheilte Skizze von dem fämmtlichen Perfonale bey den ruffifchen Trauer-, Schau- und Luft-Spielen und bey der Oper — eine Skizze, die er durch einzelne gefpielte Stücke zu beleben fucht —, geht zwar von den Nachrichten in den Theateralmanachen, dem Journal des Luxus und der Moden, der Zeitung für die elegante Welt und dem Morgenblatte ab; fie bleibt aber dennoch ein fehr fchätzbarer Beytrag zur Individualität der Perfonen und des Theaters. XIII B. *Ethnographifche Merkwürdigkeiten.* Unter diefem etwas fonderbaren Titel findet man blofs einige unbedeutende flüchtige Nachrichten, theils von dem Typus, der Kleidung, Bewaffnung, dem Betragen und Verhalten mehrerer kabardinifcher oder tfcherkeffifcher Fürften, die nach Petersburg kamen, um dem Kaifer für die Abwendung einer Hungersnoth zu danken, oder um ihm ihr Land gegen eine verhältnifsmäfsige Penfion anzutragen, theils von der Kleidung und Bewaffnung des Pafchas von drey Rofsfchweifen, der in der letzten conftantinopolifchen Thronrevolution flüchtig werden mufste. XIV B. *Polizey in Rufsland.* Er geht die einzelnen Arten der Polizey in Rückficht des Umfanges (als Stadt-, Provincial- und Staats-Polizey) und des Inhalts, z. B. Sicherheits-, Gefinde-, Güter-, Brücken-, Kanal-, Strafsen-, Armen-Polizey, durch, doch nur oberflächlich, und ohne höhere Anfichten felbft da zu verrathen, wo von der Organifation und ihrem Reffort die Rede ift. Er lobt die Sicherheits-Anftalten, räth aber auch zugleich wegen der häufigen Morde in den Häufern (in 18 Monaten fieben) die Todesftrafe wieder einzuführen, da die Knute, das Brandmarken auf der Stirn, und das Aufritzen der Nafe nichts helfe (?). XIV B. *Perlen- und Juwelen-Luxus.* So reich der Brillanten- und Juwelen-Schmuck der kafanifchen Mutter Chrifti (angeblich 1,800,000, doch nach der Verficherung eines Kenners nur 300,000 Rubel werth) und der K. Elifabeth ift: fo darf man doch den Überflufs nicht unermefslich nennen. Denn der grofse Vorrath nach dem Ausbruche der franz. Revolution, wo viele Emigranten nach Rufsland flüchteten, hat fich nach dem tilfiter Frieden fehr vermindert, und ift nach Frankreich zurückgekehrt. XV B. *Ruffifche Juftizverwaltung* — einer der weitläuftigften Briefe, worin faft Alles getadelt wird, was auf die ruffifche Juftiz und ihre Verwaltung Beziehung hat. Die gefchichtliche Darftellung ift fehr unvollftändig, und der Darftellung der

Gegenwart mangelt es an Einsicht, Beurtheilung und Unparteylichkeit. Einzelne Thatsachen dienen ihm als Mittel, auf das Ganze einen düsteren Schatten zu werfen. Ohne Scheu nennt er die Richter unverschämt bestechlich, unwissend, und die meisten Fehler der Justizverwaltung sucht er in der Unentgeltlichkeit und in der schlechten Besoldung des Justizpersonals auf, während man jene als einen Vorzug betrachtet, und diese in neuerer Zeit bekanntlich sehr verbessert ist. Solche Fehler, wie der Vf. rügt, setzen eine gänzliche Verderblichkeit, oder sogar ein allgemeines Verderben der Nation voraus, und doch spricht er diese hievon in vielen Stellen frey. XVI B. *Feyerlichkeiten und Volksfeste.* Kein Volk, sagt er, ist so originell lustig, und braucht so wenig zu seinem Frohsinne, als das russische. Er macht die verschiedenen Festen und Lustbarkeiten der Russen namhaft. Mit diesem Briefe steht der XVIII, *das Prachtfest der Russen* überschrieben, oder das Fest des 12 Julius, in Verbindung, das der Vf. sehr weitläuftig beschreibt. — Veranlasst, eine Reise nach Esthland zu machen, theilt er im XIX B. *Reise nach Esthland* das, was ihm auf und bey dieser Reise interessant schien, fragmentarisch mit. Von dem Schlachtfelde bey Narva läst er mehr Gefühle, als Kenntnisse, von einzelnen Merkwürdigkeiten der Stadt Reval und ihren Umgebungen seine (unvollkommene) Selbstansicht, von dem Theater, dem Theaterpersonale und den gespielten Stücken seine eigenen Erfahrungen und seine Beurtheilung sprechen. Er sieht das Theater zu Reval als eins der besseren an im Vergleiche mit anderen deutschen Theatern; es entstand durch Actien. So schön die Decorationen, so freundlich ist das Local; die Scene hat gehörige Tiefe. Rec. läst es dahin gestellt seyn, ob es wahr ist, dass man den Hauptkronleuchter in einer französischen Fabrik gekauft, und vergessen habe, den französischen Adler aus dem Lampenringe herauszunehmen: so dass dieser jetzt noch über einem russischen Publicum schwebe! Jetzt wohl (Rec. schreibt sein Jetzt Anfangs Oct. 1813) gewiss nicht mehr! XX B. *K. Lustschlösser Gatschina* und *Pawlowsk*, in ihrem Inneren und Äusseren dargestellt mit dem, was dem Vf. hier begegnete; *v. Reimers* und *Storch* sind vollständiger. XXI B. *Etwas über russische Ministerial - Administration und Staatsbelohnungen* — das Gallsüchtigste, was je hierüber gesagt worden ist. Es scheint, der Vf. habe sich geflissentliche Mühe gegeben, Alles herabzuwürdigen, was die Staatsverwaltung des russischen Reichs betrifft. Obgleich die Einheit des Willens, behauptet er, und der erste organische Grundsatz der russischen Staatsverfassung — die unumschränkte (?) Autokratie es möglich machen, der Staatsverwaltung eine Einheit und Gleichförmigkeit zu geben, in der alle Administrationszweige, sich einigend und wechselwirkend, ein Ganzes darstellen: so wäre doch das Geistige in Behandlung der Geschäfte äusserst ungeistig; der Charakter aller Ministerien, das Kriegsministerium ausgenommen, sey Einseitigkeit und Mangel an Zusammenhange in der Geschäftsverwaltung, Kümmerlichkeit der Kenntniss und Unrechtlichkeit der Kanzleybeamten; von Seiten der Minister Mangel an Fachkenntniss, und Mangel am wahren Willen für das Gute und Zweckmässige; in den Ministerialmassregeln, wie in der Erziehung und Volksbildung, sey viel schöner Schein, viel Tiraden, viel Ostentation. — Nach dieser gehässigen grund- und principlosen Ansicht, die so weit geht, dass er einen Kanzleydirector nicht bloss einen höchst ungebildeten, unwissenden Menschen nennt, der förmlich Stellen an die Meistbietenden verkaufe, sondern den er sogar nach seinem Namen und sonstigen Charakter anführt, lässt er die sämmtlichen Ministerien die Musterung passiren, und selbst die Staatsbelohnungen nicht unangetastet.

Wir haben den Vf. frey aussprechen lassen; es ist jetzt an uns, über den Werth des Werks abzuurtheilen. Die äusseren Scheinseiten des Werks (eine nicht ganz ungeübte Diction, eine gewisse süssliche Empfindsamkeit, und eine Verwechselung edeler Freymüthigkeit mit Unverschämtheit) können ihm vielleicht hie und da Beyfall erwerben; aber der Vf. war seines ganzen Gegenstands nicht mächtig, und daher rühren die Gebrechen und Auswüchse, die Mängel und Sünden, die er sich zu Schulden kommen liess. Alles ist bey ihm auf Maschinerie angelegt, auf das, was Eindruck machen soll; ihr müssen die Journalform, worein die Mittheilungen eingekleidet sind, das Interesse der Gegenwart, die so verwickelt ist, die Angaben, die, alles Beweises beraubt, desto mehr Scheinwahrheit für sich haben, das Abweichen von allen anderen bekannten Nachrichten, und das taschenspielartige In- und Aufeinanderschieben von Materialien und Raisonnements zugleich zum Mittel und zur Stütze dienen. Zu geschweigen, dass der Vf. Kraft, Unbefangenheit und Reinheit genug zu besitzen glaubt, sich zu Petersburg von dem günstigen und ungünstigen Einflusse der Hauptstadt auf das Urtheil über Russland und die Russen unversucht zu erhalten: so ist er noch dreist genug, sich gegen jeden Verdruss, jede Klage, jede üble Auslegung, jede falsche Anwendung, gegen frostige Scherzbolde und übelgesinnte Leser (so lautet das aus La Bruyere seinem Werke vorgesetzte Motto) zu verwahren, und das Gesagte in jeder Beziehung zu verbürgen, während er Männer, die länger als 18 Monate, d. h. länger als er, an der Quelle waren, einen *Storch*, einen *von Reimers*, einen *von Faber* (letzteren in seinen *Bagatelles ou Promenades d'un desoeuvre dans la ville de S. Petersbourg* 1811) einer absichtlichen Verschweigung oder einer Bestechlichkeit beschuldigt, und über Dinge und Personen, deren Würde wenigstens Delicatesse oder äussere Achtung fodert, in dem Tone eines Pasquillanten oder doch eines Wekerlins, eines Kranz, eines Cramers, abspricht, und eben so gewagte, als schamlose Behauptungen, ja sogar Erdichtungen ohne irgend einen Beweis aufnimmt. Rec., von Schmeicheley eben so weit, als von unbeschei-

denem Tadel entfernt, hat diese sogenannten offenherzigen Nachrichten mit Indignation gelesen, und er ist überzeugt, dass selbst die Zeit des gegenwärtigen Kriegs den Vf. gegen eine verdiente Ahndung nicht schützen werde. — Gern hält man ihm die Vorliebe für Frankreich und die Franzosen zu gute, die beide er überall heraushebt, wo er, wie bey dem Militär, Theater, Charakter u. s. w., auf Vergleichungen geführt wird; aber gerade dadurch, dann durch den Druckort seines Werks, wie durch die von Paris aus datirte zweyte Vorrede, musste er die Wahrheit seiner unberufenen und zum Theil mit Gewalt herbeygezogenen Vergleichungen und aller seiner Angaben schwächen, und seine Absicht auch da verdächtig machen, wo die Sache für seine Behauptung spricht. Es ist dieses um so weniger verzeihlich, weil der Vf. als Jurist (S. 343 spricht er von seinen juristischen Collegen) zwischen Tadel und Verläumdung unterscheiden, und als Mensch, der Anspruch auf Bildung haben will, wissen konnte, dass selbst dem Fremdling, um so mehr einem Fremdling, der so viele Beweise von Gastfreundschaft empfing, die Achtung gegen Staatsbehörden heilig seyn muss.

Das Einzige, für dessen Wahrheit Rec. wohl einstehen möchte, ist die Versicherung des Vfs., dass dieses Werk die Erstlinge seiner schriftstellerischen Muse wären. — Das spricht wenigstens das ganze Werk überall aus, nicht bloss in dem Hange, selbst nicht einmal die Person des Kaisers von dem *dente Theonino* unverschont zu lassen, und das *indictum ore alieno* bis (wir gebrauchen sein Wort) bis zur Sudeley zu treiben, sondern auch die mehrfachen Wiederholungen einer und der nämlichen Sache (z. B. der gesellschaftliche Ton, die wenige Bildung des Militärs, der seltene Zugang der Officiere zu Familien u. s. w.); die Ostentation, fast Alles, was auf Russland Beziehung hat, gelesen und excerpirt zu haben, Stellen aus entlegenen Schriftstellern anzuführen; die mehrmalige Versicherung, Russisch gelernt zu haben; das Haschen nach und das blinde Vertrauen auf Gassen- und Wirthshäuser-Anekdoten; die Überzeugung, dass man Russland nur in Russland nach seiner Grundmacht und in der wahren Gestalt seiner nationalen und administrativen Verhältnisse kennen zu lernen vermöge, während er Petersburg nicht verläst, als um eine flüchtige Reise nach Reval zu machen; und dann die süsslichen Stellen folgender Art: „Wie oft liebäugelte ich mit dem schönen himmelblauen Wellen der Newa — jenem zart verschönenden weiblichen Wesen, das der Pracht von S. Petersburg einen süss einschmeichlenden Liebesreiz giebt." Hieher gehören ebenfalls Kraftsentenzen, z. B. wo er Schillern nachahmt: „Das weibliche Geschlecht bleibe das erste gesellschaftliche Wickelband, das innig und freundlich das Gleiche und Ungleiche an einander zu nähern und zu verknüpfen weiss." Auch sind Phrasen, wie folgende, nicht ungewöhnlich: „der Winter deckt die Natur mit diesem Leichentuche zu." Vergleicht man die weitläuftig skizzirten Rubriken mit dem mageren Inhalte; findet man die Grund-, Lager- und Hypotheken-Bücher unter der Rubrik: Polizey; stösst man auf Lücken der Gegenwart, die durch die angeklebte Geschichte der Vergangenheit ersetzt werden sollen, z. B. in dem XIV und XVI Briefe über Polizey und Justiz; sieht man, in mehreren Briefen Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gehäuft, um eine leichte Aufgabe, z. B. ob Männer über Männer urtheilen, ob das weibliche Geschlecht in Russland plastisch genau dargestellt werden könne u. s. w., zu lösen; oder wenn gar die *ampullae et sesquipedalia verba* („z. B. die gütige Natur stattete ihre Lieblingskinder (?) die sanguinischen Menschen, mit der schönsten Mitgift, mit Gutmüthigkeit und Frölichkeit aus; welche Basis, um ein System von Lebensglück und Lebensgenuss darauf zu gründen?") an der Anwendung ermagern (z. B. „in der Residenz äussert sie sich weniger, weil die Menschen, wie auch in andern Landen, immer eine fremdartige Mischung von egoistischem Speculationsschmutze in ihren Charakter aufnehmen"), oder wenn er den Leser zwischen Ernst und Scherz schwebend erhält, um den Eindruck, den er erregen wollte, durch ein *Quid pro quo* zu vernichten (z. B. „es liegt nun einmal in uns Männern, dass ein schönes weibliches Gesicht, elegante Formen, eine gratiöse Haltung ohne alle weiteren Beziehungen wohlthuend und erwärmend auf uns wirken, wie der Strahl der Frühlingssonne; wäre ich Philosoph, so würde ich über dieses Erwärmen einen Tractat schreiben, und unwiderleglich darthun, dass dieses Erwärmen der *reinste Kunstsinn* sey, der für unsere *männliche Geistigkeit* die stärksten Beweise abgiebt"): — so dient dieses Alles, und so vieles Andere dazu, für die Verwegenheit des jungen Vfs. die stärksten Beweise abzugeben. — Ob er wirklich aus Thüringen sey, wie aus der Stelle S. 427 *bey uns am Thüringer Walde* vermuthet werden kann, mag Rec. nicht weiter untersuchen; ein Thüringer kann nicht leicht so unwohlwollend seyn. Der beyliegende Plan ist nach dem grossen russischen von 1812 verjüngt gezeichnet.

H. P. E.

NEUE AUFLAGEN.

Duisburg und *Essen*, b. Bädeker u. Kürzel: *Festbüchlein.* Eine Schrift fürs Volk von *F. A. Krummacher.* Zweytes Bändchen. Zweyte verbesserte u. vermehrte rechtmässige Auflage. — Auch unter dem besonderen Titel: *Das Christ-Fest.* 1814. 198 S. 8. (12 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ZWEYTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1814.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

MEDICIN.

Kritik
der neueſten Schriften über den contagiöſen Typhus.

Zu den Übeln eines alles verheerenden Krieges geſellte ſich in den letzt verfloſſenen Jahren der traurigſte Begleiter deſſelben, das anſteckende Nervenfieber. Dieſe verderbliche Kriegspeſt erreichte in Deutſchland und den angrenzenden Ländern eine, ſeit vielen Decennien nicht erlebte Verbreitung und Bösartigkeit. Beſonders nach der verhängniſsvollen Kataſtrophe, welche die franzöſiſche Armee auf Ruſslands Eisfeldern ereilt hatte, entwickelte ſich dieſe Krankheit in ihrer ganzen Furchtbarkeit, und verbreitete ihre Schrecken vom Niemen bis zum Rhein, und noch jenſeits dieſes Stromes. Dieſe Epidemie, welche im Verfolg der kriegeriſchen Ereigniſſe das nördliche und ſüdliche Deutſchland mit faſt gleicher Heftigkeit umſtrickt hielt, hat der Bevölkerung unſeres Vaterlandes vielleicht einen gröſseren Abbruch gethan, als ſelbſt der Krieg. Am empfindlichſten war der Verluſt ſo vieler geachteter Staatsbürger, welche in der Blüthe der Jahre dem Kreiſe ihrer Familien, dem thätigſten, nützlichſten Leben entriſſen wurden. Unter ihnen haben wir vor allen den Tod einer ſehr bedeutenden Zahl von, zum Theil vortrefflichen Ärzten zu beklagen. Wenn ſich unter den von dieſer Seuche Dahingerafften Männer von ſolchen Verdienſten befinden, wie *Reil* und *Fichte*, welche noch ſo viel Groſses für die Wiſſenſchaft hätten leiſten können: wer möchte es da verkennen, daſs uns das Nervenfieber wahrhaft unheilbare Wunden geſchlagen habe!

Dieſe groſse Verbreitung des Typhus hat in unſeren Tagen zu den wichtigſten Unterſuchungen die Veranlaſſung gegeben. Der ungünſtige Erfolg der gewöhnlichen Heilmethode war für die deutſchen Ärzte eine dringende Auffoderung, die Therapeutik dieſer Krankheit einer neuen, ſtrengen Kritik zu unterwerfen, und die groſsen Erfahrungen der Gegenwart zur Aufhellung dieſes Gegenſtandes nicht unbenutzt zu laſſen. Mit welchem regem Eifer dieſe gewiſs höchſt nothwendige Reviſion betrieben wurde, davon zeugt die äuſserſt bedeutende Zahl der über das Nervenfieber erſchienenen Schriften. Es iſt zu hoffen, daſs ſo viele vereinte Beſtrebungen nicht ohne den glücklichſten Erfolg für die Wiſſenſchaft ſeyn werden. Zu beklagen iſt es allerdings, daſs ſich auch in dieſe, für die leidende Menſchheit ſo wichtigen Unterſuchungen ſo viel Leidenſchaftlichkeit eingemiſcht hat. Inzwiſchen ſcheint es zu den Charakterzügen unſeres Zeitalters zu gehören, daſs bedeutende Reſultate, ſowohl für das Leben als für die Wiſſenſchaft, nicht ohne gegenſeitiges Ankämpfen errungen werden können. In dieſem Sinne wollen wir auch das Gute und Nützliche, das die Polemik zur beſtimmteren Aufklärung dieſes Gegenſtandes geleiſtet, nicht verkennen, vielmehr als eine nothwendige Erſcheinung der Zeit anſehen. Um in der Lehre von dem anſteckenden Typhus tiefer einzudringen, bedurfte es vielleicht einer ſo groſsen, ſchmerzlichen Erfahrung, wie wir ſie in der neueſten Periode erlebten, und einer ſo leidenſchaftlichen Bekämpfung. Im Leben, wie in der Wiſſenſchaft, haben uns irrige Grundſätze von einem früheren beſſeren Wege abgeführt; nicht ohne Opfer vermögen wir dahin zurückzukehren. Die Zeit iſt vielleicht nicht mehr fern, wo man allgemein die Überzeugung gewinnen wird, daſs wir in der Typhuslehre offenbare Rückſchritte gemacht haben, indem die ältere Medicin eine beſſere Anſicht von dem Weſen dieſer Krankheit hatte, und ſie richtiger zu behandeln lehrte, als die neueren Ärzte. Was wir Typhus, anſteckendes Nervenfieber nennen, kommt bey den früheren Beobachtern unter der Bezeichnung: hitziges Fieber, oder Faulfieber, vor. Die höheren Grade des ſogenannten hitzigen Fiebers tragen alle Kriterien des von uns ſogenannten anſteckenden Typhus an ſich. Die älteren Ärzte ſahen dieſe Gattung des hitzigen Fiebers für eine entzündliche Krankheit an, und empfohlen dagegen allgemeine Blutentleerungen, antiphlogiſtiſche Mittel und ein kühles Regimen. Nur war bey ihnen die Form des Typhus nicht durch ſo beſtimmte Kriterien feſtgeſetzt, wie es ſpäterhin geſchah. — Die Nervenpathologen wurden dieſer Anſicht zuerſt ungetreu, indem ſie den nervöſen Charakter der Krankheit geltend zu machen ſuchten, und durch die Empfehlung der ſogenannten *Nervina* das reizende Verfahren vorbereiteten.

Der Brownianismus vertilgte vollends die ältere Vorſtellungsart über den Charakter und die Heilmethode des Nervenfiebers. Durch die Annahme, daſs der Krankheit jederzeit ein hoher Grad von Aſthenie zum

Grunde liege, würde eine ganz entgegengesetzte Denk- und Handlungs-Weise herbeygeführt. Manche Scheingründe rechtfertigten diese Ansicht, und verschafften ihr allgemeinen Eingang: einmal die nicht seltene Entstehung der Krankheit nach vorausgegangenen schwächenden Potenzen; dann mehrere charakteristische Zufälle derselben, vorzüglich das Gefühl der ausserordentlichen Schwäche, gleich im ersten Zeitraume. Diese und andere Momente standen in einer solchen scheinbaren Übereinstimmung mit den Grundsätzen des brownschen Systems, dass man es nicht befremdend finden wird, wie jene Vorstellungsart bald die allgemeine, und das reizende Verfahren das fast allein gültige im Typhus wurde.

Die Empfehlung der Salzsäure durch *Reich* und der *currieschen kalten Begiessungen* in typhösen Fiebern kann als der erste Abfall von der fast allgemein üblichen incitirenden Heilmethode angesehen werden. Späterhin trat Hr. *Marcus* mit seiner bekannten Idee über die Identität des Typhus und der Encephalitis, und der Nothwendigkeit des antiphlogistischen Verfahrens auf. Diese Lehre fand wegen ihrer Paradoxie Anfangs nur wenige Anhänger, und wurde von allen Seiten sehr lebhaft bestritten. — *Hildenbrandts* treffliche Monographie über den contagiösen Typhus erregte mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit. Dieser scharfsinnige Beobachter erwies mit unumstösslichen Gründen die entzündliche Beschaffenheit des ersten Stadium der Krankheit, und die Nothwendigkeit des entzündungswidrigen Verfahrens bey demselben. In den späteren Zeiträumen beurtheilte und behandelte er die Krankheit freylich von dem Gesichtspuncte einer asthenischen.

In diesem Widerstreit der Meinungen, wo jedoch die bey weitem grösste Zahl der deutschen Ärzte der brownschen Ansicht und Heilmethode ergeben war, überraschte uns die Fieberepidemie in den letztverflossenen Jahren. Die Krankheit, welche sich fast überall als contagiöser Typhus darstellte, wurde grösstentheils als eine asthenische angesehen, und mit reizenden Mitteln behandelt. Dieses Verfahren entsprach den gehegten Erwartungen nicht, und eine höchst bedeutende Anzahl von Kranken fiel als ein Opfer der Seuche. Die Unwirksamkeit der so sehr gepriesenen incitirenden Methode lenkte die Aufmerksamkeit erfahrener, über Vorurtheile erhabener Ärzte auf die sich immer mehr geltend machende Behauptung: der contagiöse Typhus sey kein Fieber von Schwäche, das reizende Verfahren dabey verderblich, und die entzündungswidrige Methode hier dringend angezeigt. Von mehreren Seiten fing man jetzt an, die lange betretene Bahn zu verlassen, und statt Baldrian, Serpentaria, Camphor und Moschus, wie es bisher gewöhnlich war, zu reichen, den Typhuskranken die Ader zu öffnen, Blutigel zu setzen, Salpetersäuren zu verordnen, kalte Waschungen, Fomentationen und Sturzbäder anzuwenden, und ein kühles Regimen beobachten zu lassen. Der glückliche Erfolg dieses Verfahrens, wobey ungleich mehrere Kranke gerettet wurden, wie bisher, übertraf alle Erwartungen. Die Erklärung von *Dzondi* in der *Hallischen A. L. Z.*, und die Erfahrungen der *berliner Ärzte* trugen nicht wenig dazu bey, diesen wichtigen Gegenstand immer mehr zur Sprache zu bringen. Zugleich fuhr Hr. *Marcus* fort, seine Ansicht und empfohlene Heilart durch genauere Erörterungen und wichtige Erfahrungsbelege immer mehr darzuthun, und sich desshalb sogar an das grössere Publicum zu wenden.

Nachdem die Sache einmal so weit gediehen ist, erachtet es Rec. für ein dringendes Bedürfniss, dass sich die Ärzte über diesen wichtigen Gegenstand allgemein verständigen. Es wäre unserer, durch wahrhaft wunderbare Ereignisse ausgezeichneten Zeitperiode unwürdig, in Angelegenheiten der Wissenschaft nach kleinlichen Rücksichten zu handeln, und eine grosse Wahrheit desshalb nicht anzuerkennen, weil sie mit unserer bisherigen Denk- und Handlungs-Weise in Widerspruch steht. Es muss demnach zur Gewissheit erhoben werden, ob der contagiöse Typhus kein asthenisches Fieber, im Sinne des Brownianismus, sey, das Wesen dieser Krankheit vielmehr auf etwas, der Asthenie geradezu Entgegengesetztem beruhe. Die Behauptung, das ansteckende Nervenfieber sey eine entzündliche Krankheit, und das Cerebralsystem der vorzüglichste Sitz dieser Entzündung, muss entweder durch unbestreitbare Thatsachen deutlich dargethan, oder ihre Unhaltbarkeit auf eine unzweydeutige Art bewiesen werden. Eben so müssen alle Zweifel darüber schwinden, ob die incitirende Methode bey dieser Krankheit im Ganzen verwerflich, und das kühlende Verfahren das eigentlich angemessene sey.

So viel möge als Vorerinnerung genügen, zu der folgenden Anzeige einer ganzen Reihe von Schriften über das Nervenfieber *), in welchen die angedeuteten Streitfragen zum Theil berührt sind. Wir wünschten durch dieses *Vorwort* den Lesern den wahren Gesichtspunct, aus welchem die neuesten Verhandlungen über den contagiösen Typhus beurtheilt werden müssen, näher vor das Auge zu bringen, um ihnen das eigene Urtheil in dieser Sache zu erleichtern.

Rec. wendet sich jetzt zu der Anzeige eines Theiles dieser, von dem Typhus handelnden Schriften selbst. Er ist dabey von der Idee ausgegangen, den Leser mit allem demjenigen in der Kürze bekannt zu machen, was als neue Eigenthümlichkeit einer jeden Schrift anzusehen ist, und entweder Bezug auf die Theorie oder die Behandlungsart dieser Krankheitsform hat. Da das Nervenfieber in mehreren Theilen von Deutschland fortwährend herrscht, und demnach auch in der Folge noch mehrere interessante Schriften über diese Krankheit zu erwarten sind: so gedenkt Rec. diese *kritische Übersicht* von Zeit zu Zeit fortzusetzen.

*) Von anderen Recensenten sind in unserer A. L. Z. bereits folgende Schriften über den Typhus beurtheilt: *v. Hildenbrandt* über den ansteckenden Typhus; Jahrg. 1813. No. 191. *Hortmann* die Theorie des ansteckenden Typhus und seiner Behandlung; Jahrg. 1813. No. 191. *Gooden* über die Natur und Behandlung des Typhus; Jahrg. 1813. No. 66. *Kieser* Vorbauungs- und Verhaltungs-Massregeln bey ansteckenden Faulfieberepidemieen; Jahrg. 1813. No. 192. *Die Kriegspest* oder das ansteckende Hospitalfieber; Jahrg. 1813. No. 192.

1) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Über den jetzt herrschenden ansteckenden Typhus nebst biographischen Notizen über den verstorbenen Hofrath Dr. J. P. Ritter, mit Krankheitsgeschichte und Leichenöffnung.* Von *Adelb. Fr. Marcus.* 1813. XVI u. 72 S. gr. 8. (8 gr.)

2) Bamberg, im Zeit. Comptoir: *Bemerkungen über die Schrift des Dr. Marcus, den herrschenden contagiösen Typhus betreffend.* Nach den Grundsätzen der Wissenschaft und der Erfahrung abgefasst, und mit einigen Krankheitsgeschichten bestätigt, von *Anton Dorn*, königl. bair. Medicinal-Kreis- und Comité-Rath u. s. w. Mit einer Beylage von dem königl. bair. Regiments-Arzte Dr. *Weintz.* 1813. VI u. 215 S. gr. 8.

3) Bamberg, im Zeitungs-Comptoir: *Berichtigung einiger Sätze in der so eben erschienenen Schrift des Hn. Medicinaldirector Marcus über den herrschenden contagiösen Typhus.* Nebst Übersicht des Krankenstandes vom 20 März bis letzten Juni der hiesigen Militairspitäler und zwey Krankheitsgeschichten mit eben so viel anderen Belegen vom k. b. Regimentsarzte, Dr. der Med. u. Chirurgie *P. J. Weintz.* 1813. 110 S. gr. 8.

4) Bamberg, auf Kosten des Vfs.: *Beleuchtung der Einwürfe gegen meine Ansichten über den herrschenden ansteckenden Typhus, mit besonderer Hinsicht auf die Bemerkungen des Medicinalraths Anton Dorn* über diesen Gegenstand. Von *Adelb. Friedr. Marcus.* 1813. VIII u. 177 S. gr. 8.

5) Landshut, b. Krüll: Dr. *Andreas Roeschlaub*, königl. bair. Hofrath, der medicin. Klinik an der Universität zu Landshut ord. Professor u. s. w., *an* Dr. *Adelb. Fr. Marcus*, Vorstand der königl. bair. Medicinalcomité zu Bamberg u. s. w., *über den Typhus.* 1814. X u. 167 S. gr. 8. (14 gr.)

6) Bamberg, b. Göbhardt: Dr. *Adalb. Fr. Marcus an* Dr. *Andreas Roeschlaub über den Typhus.* 1814. 56 S. gr. 8.

7) Bamberg, im Zeitungs-Comptoir: *Beyträge zur Erkenntniss und Cur des ansteckenden Typhus*, mit besonderer Rücksicht auf den Mainkreis. Von Dr. *M. W. Schneemann.* 1814. X u. 116 S. gr. 8.

8) Ohne Druckort: Dr. *Stranz an* Dr. *M. W. Schneemann über den ansteckenden Typhus.* 1814. 48 S. kl. 8.

9) Berlin, b. Hitzig: *Erfahrungen über die Heilung des ansteckenden Nerven- und Lazareth-Fiebers und über die Mittel, seine Entstehung und Verbreitung von den Lazarethen zu verhüten und sich vor Ansteckung zu sichern.* Von Dr. *Ernst Horn*, königl. preuss. Hofrathe, ord. Prof. der Klinik an der Königl. medicinisch-chirurg. Militairakademie u. s. w. Zum Besten der Militairlazarethe. 1814. VIII u. 140 S. gr. 8. (18 gr.)

10) Würzburg, b. Nitribitt: *Bemerkungen über den ansteckenden Typhus*, von Dr. *P. Reuss*, Stadt- und Landgerichts-Physikus zu Kitzingen. 1814. 38 S. gr. 8.

11) Würzburg, b. Stahel: Dr. *N. Friedreich*, Prof. an der Julius-Universität zu Würzburg, *über den Typhus und die entzündungswidrige Methode dagegen.* 1814. 28 S. gr. 8. (3 gr.)

12) Dresden, b. Arnold: *Kritische Blicke auf das Wesen des Nervenfiebers und seine Behandlung*, von *Karl August Weinhold*, der Philos., Med. und Chirurgie Dr., königl. preussischem Hofrathe, praktischem Arzte zu Dresden u. s. w. 1814. X u. 83 S. gr. 8. (12 gr.)

No. 1 enthält biographische Notizen über den, am Nervenfieber zu Bamberg verstorbenen verdienstvollen Arzt, Hn. Hofr. *Ritter.* Der Vf. theilt zugleich die Krankheitsgeschichte und die Leichenöffnung des Verstorbenen mit, und begleitet beides mit Bemerkungen über den Charakter und die Behandlungsart des Nervenfiebers. Er entwickelt dabey seine Ansichten über die Identität der Hirnentzündung und des contagiösen Typhus, und liefert Belege aus der Erfahrung. Man findet hier manche wichtige Behauptungen, welche der genauen Beleuchtung nicht unwerth sind.

Der Grund zu der im Frühling 1813 zu Bamberg herrschenden Typhusepidemie wurde, nach der Versicherung des Vfs., durch die aus dem Norden zurückkehrenden Militärpersonen gelegt, welche theils einquartiert, theils in die Militärhospitäler untergebracht wurden. Diese Zurükkehrenden konnten sämmtlich als kranke Personen angesehen werden. Entweder waren es nämlich wirkliche Reconvalescenten, welche aus Hospitälern kamen, und früher am Typhus und der epidemischen Diarrhöe gelitten hatten, oder solche, welche aus Mangel an Kleidungsstücken, besonders an Wäsche, eine sehr üble, mephitische Ausdünstung verbreiteten. (Auf ähnliche Weise wurde in vielen anderen Gegenden von Deutschland der Typhus epidemisch verbreitet.) Unter den zu Bamberg angewendeten polizeylichen Masregeln, um der Verbreitung dieser Krankheit Grenzen zu setzen, scheint vorzüglich das treffliche allgemeine Krankenhaus den grössten Nutzen gewährt zu haben. Hier fanden alle angesteckten Stadtbewohner Aufnahme und Verpflegung. Mit Recht rühmt Hr. *M.* das Wohlthätige dieser Einrichtung. Der Mangel gut organisirter Krankenhäuser in volkreichen Städten ist wohl niemals stärker, als in jener Epidemie, gefühlt worden. „In diesem Tempel der Gesundheit, heisst es S. XI, wird und muss jede ansteckende Krankheit absterben, da hier alle Bedingungen vorhanden sind, um den Ansteckungsstoff zu vernichten. Obgleich 30 bis 40 Typhuskranke daselbst zu gleicher Zeit vorhanden sind: so ist doch noch Niemand, weder ein Wärter, noch Ärzte und Gehülfen, angesteckt worden.“ — In den Militärhospitälern zu Bamberg war das Verhältniss nicht so günstig, indem drey Ärzte und mehrere Gehülfen daselbst angesteckt, und von der Krankheit hinweggerafft wurden. — Die Schilderung des verstorbenen Dr. *Ritter*, als Arzt und Mensch, können wir angehenden Ärzten um so mehr als eine gut geschriebene biographische Skizze empfehlen, da der Vf. viele treffende Bemerkungen über jene Eigenschaften eingeschaltet hat, wodurch sich der Arzt Vertrauen und Achtung bey dem Publicum verschafft. — Dass der Verstorbene wirklich am contagiösen Typhus

gelitten, darüber läſst der Gang und die Erscheinungen der Krankheit keinen Zweifel übrig. Die angeordneten Mittel waren wiederholte Aderläſse, Blutigel, kalte Umschläge und Begieſsungen, Minderers Geist, hallerisches Sauer, Camphor und Bisam. — Bey der Section fand man die Gefäſse und die sämmtlichen Bluthöhlen der harten Hirnhaut mit sehr schwarzem Blut angefüllt, die Spinnewebenhaut ungewöhnlich verdichtet, an mehreren Stellen membranenartige, verdichtete Lymphe, die Gefäſse der weichen Hirnhaut ungewöhnlich ausgedehnt und mit Blut überfüllt, die graue Substanz des Gehirns geröthet und mit deutlich erkennbaren Blutgefäſsen durchzogen, die Markſubstanz gleichfalls roth, mit vielen Blutgefäſsen durchwebt, die Adergeflechte strotzend von Blute, in der *basi cranii* ungefähr 3 bis 4 Unzen Wasser. — Die ungewöhnliche Überfüllung der Gefäſse des Gehirns mit Blut, die an mehreren Stellen ausgetretene Lymphe, die eigene Beschaffenheit der Substanz des Gehirns selbst, berechtigen allerdings zu dem Schluſse, daſs dieser Typhus, welchem *Ritter* unterlag, von einer heftigen Hirnentzündung begleitet war. Inzwischen darf doch auch die Waſſeransammlung im Gehirn nicht übersehen werden, sollte sie auch nur als ein Ausgang der hier gesetzten Entzündung beurtheilt werden. Hr. *M.* legt mit Recht viel Gewicht auf die Beweiskraft der Sectionen. Um jedoch die Behauptung gründlich und für alle Folgezeit darzuthun, daſs dem contagiösen Typhus *jedesmal* Hirnentzündung zum Grunde liege, bedarf es unstreitig einer ungleich gröſseren Reihe mit Sorgfalt angestellter Leichenöffnungen, und fortgesetzter genauer Forschungen am Krankenbette. In einer Erfahrungswiſſenschaft, wie die Medicin, dürfen wir uns durch ein, auch noch so sprechendes Factum nicht zu allgemeinen Behauptungen hinreiſsen laſſen, vorzüglich wenn sie einen wichtigen Einfluſs auf die Technik der Kunst haben. Deſshalb kann es Rec. noch nicht billigen, wenn Hr. *M.* sagt, mit dieser einzigen Leichenöffnung sey für jede Nachfolge das Factum begründet, daſs dem contagiösen Typhus Hirnentzündung zum Grunde liege. Hr. *M.* scheint das Gewagte dieser Behauptung selbst gefühlt zu haben, und sucht daher alle die Momente auf, welche die Hirnentzündung in dem vorliegenden Falle beweiſsen sollen. Die Entstehung und die Erscheinungen der Krankheit sprechen dieser Annahme allerdings das Wort. Dieses reicht aber um so weniger hin, jene Behauptung für alle Fälle geltend zu machen, da hier eine wichtige Cavität — der Unterleib — nicht geöffnet, und die Waſſeransammlung im Kopfe nicht hinlänglich berücksichtigt wurde.

So sinnreich auch die Behauptung S. 38 ist, daſs die Ansteckung bey dem Typhus durch die Geruchswerkzeuge geschehe, indem die schneiderische Haut zuerst durch den üblen Geruch afficirt werde, von wo aus sich die Ansteckung den Stirnhöhlen, den sämmtlichen Schleimgebilden und der *Pia mater* mittheile: so müſsen wir dieselbe doch für eine unerwiesene, wenig genügende Hypothese ansehen. Einmal erfolgt die Ansteckung nicht jedesmal durch das Medium der Mephitis, und dann ist jene Erklärung auch an und für sich gar zu materiell.

Die charakteristischen Zufälle der Krankheit, besonders die Schwere des Kopfes, die Hinfälligkeit der Kräfte, die Affection der Sinne, die Irregularität des Pulses, leitet der Vf. von der Entzündung des Gehirns, der Stockung des Blutes in demselben ab. Die Erscheinung, daſs Typhuskranke so schwer in Schweis gerathen, sucht Hr. *M.* daraus zu erklären, daſs sich auch die Schleimgebilde der Haut im Zustande der Entzündung befinden. Überhaupt ist Hr. *M.* geneigt, aus der allgemeinen Theilnahme der Schleimgebilde, aus ihrem Entzündungszustande, das Wesen des Typhus mit abzuleiten. Hierauf soll sich auch die Gefahr und Malignität der Krankheit zum Theil gründen. Diese Idee hat manches Analoge mit der *hildenbrandt*schen Ansicht des Typhus, als einer exanthematischen Krankheit. — Den rettungslosen Zustand des Hofr. *Ritter* setzt der Vf. darein, daſs der Hirnbrand schon weit vorgerückt gewesen sey, bevor sich der Kranke seinem thätigen Leben entzog, und das Krankenlager aufsuchte. Hr. *M.* hat eine sehr üble Bezeichnung für dasjenige gewählt, was er hier sagen wollte. Unstreitig geht seine Behauptung dahin, daſs die Hirnentzündung schon sehr ausgebildet gewesen, bevor sich der Kranke als solcher ansehen und behandeln lieſs. So ausgedrückt, enthält jene Behauptung viel Wahres, da viele Ärzte deſshalb ein Opfer der Krankheit werden, weil sie bey schon vorgerückter Krankheit noch immer ihren Berufsgeschäften obliegen.

Den Blutentleerungen spricht der Vf. S. 45 sehr bestimmt das Wort: „Den *Typhus contagiosus* ohne Blutentleerungen zu behandeln, ist nicht weniger gefahrvoll, als bey der Lungenentzündung die Aderläſse zu versäumen. Es sterben nicht alle *Peripneumonici*, wenn gleich die Aderlaſs unterbleibt; doch wird kein vernünftiger Arzt rathen, die Blutentleerung dabey zu unterlaſſen. Die Zeit wird gar nicht fern seyn, wo man diese Überzeugung auch bey dem *Typhus contagiosus* haben wird." Sollte auch die Ansicht des Vfs. durch unumstöſsliche Gründe dargethan werden, daſs den contagiösen Typhus stets eine Hirnentzündung begleitet: so müſsen doch die Kriterien noch ungleich fester bestimmt werden, wo, unter welchen Umständen, in welcher Menge, und wie oft die Blutentleerungen anzuwenden sind. Hierüber findet man weder in den vorausgegangenen, noch in der vorliegenden Schrift die nöthigen Aufschlüſse. — Daſs man in vielen Fällen des ansteckenden Typhus mit den antiphlogistischen Mitteln allein auslange, ohne zu den Blutentleerungen seine Zuflucht zu nehmen, kann man jener apodiktisch hingestellten Behauptung mit Recht entgegensetzen. Übrigens ist Rec. mit Hn. *M.* einverstanden, daſs man die Blutentleerungen bey dem contagiösen Typhus in der Regel nicht wohl entbehren könne. — Der übrige Theil dieser Schrift ist polemischen Inhalts, gegen Hn. *Dorn*, *Weinz*, u. *Schallern* gerichtet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

MEDICIN.

Kritik

der neuesten Schriften über den contagiösen Typhus.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In einem besonderen *Sendschreiben an die Nosocomial-Inspection zu München, über die Verhinderung der Ansteckung und das bessere Heilverfahren bey dem ansteckenden Typhus*, bringt der Vf. einige beherzigungswerthe Gegenstände öffentlich zur Sprache. Die grosse Mortalität in den Hospitälern, besonders die Ansteckung des ärztlichen Personales, leitet Hn. M. theils von der fehlerhaften Einrichtung der meisten dieser Anstalten, theils von der irrigen Behandlung ab, wodurch die Krankheit die höhere Stufe erreiche und sehr ansteckend werde. Um der Ansteckung und der Gefahr des Typhus in den Militärhospitälern Grenzen zu setzen, gebe es keine passenderen Mittel, als sich von dem Wesen und dem Sitze der Krankheit zu überzeugen, und ein zweckmässigeres Heilverfahren einzuführen. Von der bisher üblichen Heilmethode gegen den Typhus könne man nichts anderes sagen, als dass nicht alle Typhuskranken dabey gestorben seyen. Das Darreichen der Brechmittel, der Aufgüsse von einigen Wurzeln und Rinden, könne man für kein wirkliches Heilmittelverfahren, sondern nur für einen gemeinen Schlendrian ansehen. Statt dessen fodert der Vf. die Militärärzte auf, mit der von ihm empfohlenen Heilmethode Versuche anzustellen, und sich persönlich von dem auffallenden Erfolge seiner Heilart in dem allgemeinen Krankenhause zu Bamberg zu überzeugen. Rec. zweifelt, dass diese Auffoderung den gewünschten Erfolg haben werde.

Das *dornische* Werk (No. 2) ist eine Widerlegung der so eben angezeigten Schrift, mit heftigen Invectiven gegen Hn. *Marcus*. Die Einwürfe des Vfs. betreffen nicht bloss die biographischen Notizen über den verstorbenen Hofrath *Ritter*, dessen Krankheitsgeschichte, Behandlungsart und Leichenöffnung, sondern vorzüglich die Theorie des Hn. *Marcus* und das von ihm gegen den contagiösen Typhus empfohlene Heilverfahren. Hr. *Dorn* hat es auf nichts Geringeres angelegt, als die Irrigkeit dieser Theorie, ihre geringe Übereinstimmung mit der Wissenschaft und der Erfahrung darzuthun, und die Schädlichkeit der antiphlogistischen Methode bey dieser Krankheit in ein helles Licht zu setzen. Zu diesem Behuf hat er nicht bloss eigene Gründe und Erfahrungen jenen seines Gegners entgegengestellt, sondern auch die Aussprüche einer grossen Zahl früherer und gleichzeitiger Schriftsteller wörtlich angeführt. Diese Auszüge nehmen allein einen Raum von 4 Seiten ein. Überhaupt hat der Vf. seinen Gegenstand mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit behandelt, und die Geduld der Leser durch die breitgehaltenen Demonstrationen, die ungebührlich langen, zu häufig wiederkehrenden Noten und den schleppenden Vortrag auf keine geringe Probe gesetzt. Auch macht die oft in Gemeinheit ausartende Polemik des Vfs. einen sehr unangenehmen Eindruck. Dieses alles würde jedoch dem Inhalte dieser Schrift keinen Eintrag thun, wenn Hr. *Dorn* seine eigentliche Aufgabe, die Theorie des Hn. *M.* durch Gründe der Wissenschaft und der Erfahrung zu widerlegen, nur auf eine genügendere Weise gelöst hätte. Dieser Versuch aber ist ihm offenbar misslungen, und musste ihm misslingen, da er von einem ganz falschen Gesichtspuncte dabey ausging. Hr. *D.* unternimmt es nämlich, die Theorie des Hn. *M.* vom Standpuncte der Erregungstheorie zu bekämpfen; hiedurch hat er seinem Gegner die Waffen gegen sich selbst in die Hände gegeben. Der Vf. hat sich eine offenbare *Petitio principii* zu Schulden kommen lassen, indem er stillschweigend voraussetzt, die Erregungstheorie sey noch immer die geltende Theorie in der Medicin, und nach ihren Grundsätzen könne eine neue Erscheinung im Gebiet der Heilkunde beurtheilt werden. Hn. *M.* Ansicht über die Entzündung und Fieber, besonders des Nervenfieber, ist bekanntlich mit den Grundsätzen des Brownianismus in dem entschiedensten Widerspruche, und ihnen gerade entgegengesetzt. Richtet man Hn. *M.* nach diesen Grundsätzen, so ist nichts leichter, als die Irrigkeit seiner Theorie und Heilart darzuthun. Nach den Ansichten der Erregungstheorie ist nämlich der *Typhus* ein Fieber von einem hohen Grade von Asthenie, es ist widersinnig, dabey eine ächte Entzündung anzunehmen, und die Blutentleerungen für indicirt zu halten. Hr. *D.* scheint ganz vergessen zu haben, dass die Erregungstheorie, als solche, schon längst widerlegt ist, und es daher ganz anderer Beweisgründe bedurft hätte, um die von ihm bestrittene Theorie zu widerlegen. Dann würde

erfoderlich gewesen, die Unhaltbarkeit dieser Theorie an und für sich zu erweisen, und die Nichtigkeit der von Hn. *M.* angeführten Erfahrungsbelege darzuthun. Weder das Eine, noch das Andere ist von dem Vf. geschehen. — Was sich übrigens vom Standpuncte der Erregungstheorie gegen die Ansicht und Heilmethode des Hn. *M.* sagen läſst, hat der Vf. hier mit unermüdetem Eifer zusammengetragen. — Das Wesen des contagiösen Typhus besteht nach seiner Ansicht in einem hohen Grade von Schwäche des sensiblen Systems, in einem Hinsinken der organischen Thätigkeit in der Sensibilität; der *Typhus nervosus* ist ein asthenisches Ergriffenseyn der Sensibilität in ihrem Centralorgan, dem Gehirn. Die Asthenie geht hier von der Sensibilität aus, und der asthenische Zustand scheint auf directer Asthenie zu beruhen, welche durch unmittelbare Störung des organischen Processes, vermittelst gewisser einwirkender Schädlichkeiten, hervorgebracht wird. (Welch' ein buntscheckiges Durcheinanderwerfen brownischer und naturphilosophischer Begriffe!) Obige Behauptung sucht der Vf. dadurch zu erweisen, daſs das Typhuscontagium (gegen die Annahmen der besten praktischen Ärzte) als eine *schwächende Potenz* die Vitalität plötzlich danieder werfe, und daſs alle epidemischen Einflüsse, welche den Typhus erzeugen, asthenischer Natur seyen. (Sogar die Brownianer gaben die primäre Reizkraft des Typhuscontagium zu, und nahmen deſshalb häufig einen indirect asthenischen Zustand bey dieser Krankheit an.) Ferner: daſs alle Erscheinungen ein groſses Hinsinken der Vitalität, besonders in der Sensibilität unverkennbar darthäten, und die incitirende Methode die heilsamste gegen den Typhus sey. Eine ächte Hirnentzündung bey dieser Krankheit anzunehmen, streite gegen alle Grundsätze der Theorie, der zufolge der Typhus auf Asthenie beruhe; höchstens könne man eine asthenische Entzündung dabey annehmen, bey welcher allgemeine Blutentleerungen niemals zulässig seyn könnten. Es sey daher nicht zu begreifen, wie die Behauptung des Hn. *M.* bestehen könne, wenn er versichert, bey allen seinen Typhuskranken 2—3 Pfund Blut abgezapft, und dieselben dadurch gerettet zu haben. Der Vf. setzt sehr beziehungsvoll hinzu: Wenn diese Behauptung vollkommen gegründet ist: so muſs allerdings das ganze ärztliche Publicum darüber erstaunen, und die bisherige Theorie (d. i. Hn. *Dorn's* Erregungstheorie) darüber verstummen. — Der Vf. sucht ferner zu beweisen, daſs weder die Erscheinungen der Krankheit, noch die Leichenöffnungen dafür sprechen, daſs dem ansteckenden Nervenfieber eine Gehirnentzündung zum Grunde liege. Jene Erscheinungen, welche Hr. *M.* als charakteristische der Krankheit bezeichnet, betrachtet Hr. *D.* theils als Begleiter des nervösen Charakters der Krankheit, wie die Unordnung des Pulses, das schnelle Sinken der Lebenskräfte, theils als Folge der Congestion des Blutes zum Kopfe, wie die Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, das Klingen, Sausen, Läuten, Rauschen in den Ohren, die Schwerhörigkeit, die Stumpfheit der Sinne. Hr. *D.* glaubt, daſs, wenn diese Erscheinungen eine Hirnentzündung bewiesen, man in den meisten acuten Fiebern, die gewöhnlich mit einer starken Congestion des Blutes nach dem Kopfe verknüpft sind, eine Hirnentzündung annehmen müsse. (Sein Gegner könnte Hn. *D.* hierauf füglich erwiedern, daſs sich dieses bey vielen acuten Krankheiten wirklich so verhalte.) — Eben so wenig beweisen, nach der Behauptung des Vfs., die Leichenöffnungen für die Ansicht des Hn. *M.*, da die bemerkten Erscheinungen sowohl bey einer sthenischen als asthenischen Entzündung vorhanden seyn können. — Fernere Einwürfe gegen jene Lehre sind folgende: Die Erscheinungen, welche Hr. *M.* als Beweise für die Existenz einer wahren Encephalitis anführt, sind nicht constant, nicht bey jedem, am contagiösen Typhus leidenden Kranken vorhanden, weſshalb die Encephalitis das Wesen der Krankheit nicht bezeichnen könne. Die Hirnentzündung sey da, wo sie existirt, kein idiopathischer, kein primärer, sondern ein symptomatischer, secundärer Zustand, deſshalb nicht überall nothwendig vorhanden, und könne somit auch nicht das Wesen des Typhus bestimmen. Schon von den ältesten Zeiten der Medicin, bis auf die neueste Epoche, wurde von verschiedenen Ärzten die Idee von der Möglichkeit und Wirklichkeit einer wahren Entzündung beym Typhus überhaupt, und insbesondere die Idee einer Hirnentzündung bey dem contagiösen Typhus aufgefaſst, in die praktische Medicin eingeführt, und zur Grundlage der Behandlung angewendet. Allein diese Idee wurde weder allgemein angenommen, noch erhielt sie sich bey den einzelnen Vertheidigern in dem Werthe, welchen man Anfangs darauf gelegt hatte. — Den Gehalt dieser und ähnlicher Einwürfe überläſst Rec. der eigenen Beurtheilung der Leser.

Die von Hn. *Weintz* (No. 3) unternommene Berichtigung mehrerer Sätze in der No. 1 angezeigten Schrift des Hn. *Marcus* ist für das gröſsere Publicum ohne alles Interesse. Von eben so geringem Gehalte ist die hier entwickelte Ansicht über den herrschenden contagiösen Typhus, sowie die mitgetheilten Krankheitsgeschichten. Zur Begründung seiner Theorie des Typhus geht Hr. *Weintz* von den Gesetzen des Makrokosmus und Mikrokosmus aus, gelangt dann zu den Principien einer Organonomie, und kommt so, nach einem groſsen Umschweif, endlich auch zur Construction des Nervenfiebers. Er bedient sich bey dieser Auseinandersetzung einer solchen mystischen Sprache, wie man sie kaum bey den überspanntesten Anhängern der Naturphilosophie finden mag. Er ist hiebey zum Theil den Ansichten *Goedens* über den Typhus gefolgt, nur mit dem Unterschiede, daſs er dieses Vorbild in der Undeutlichkeit und Dunkelheit der Begriffe noch übertroffen hat. Als das dem Typhus entsprechende Organ bezeichnet der Vf. die *Leber*, was die gelbe Farbe des Kranken, der dunkelrothe trübe Urin, der bittere Geschmack im Munde, das nagende, schmerzhafte Gefühl im rechten Hypochondrio und dem Magen u. s. w. beweisen sollen. Unter allen Erklärungen über das Wesen und den Sitz des Typhus ist die angegebene offenbar die irrigste, und am meisten mit der Erfah-

rung im Widerspruch. Eben so abentheuerlich ist die Indication, welche Hr. *Weintz* S. 73 bey dem contagiösen Typhus festsetzt.

No. 4 ist eine kräftige Replik gegen die Schriften des Hn. *Horn* und *Weintz*. Hr. *Marcus* beleuchtet und widerlegt nicht nur die Einwürfe, welche von dieser Seite gegen seine Ansicht und Behandlungsart des contagiösen Typhus gemacht wurden, sondern sucht dieselben zugleich in ein lächerliches Licht zu stellen. Hierin scheint er hin und wieder etwas zu weit gegangen, und das Vergeltungsrecht auf eine zu leidenschaftliche Weise ausgeübt zu haben.

Ausser der polemischen, hat diese Schrift auch eine wissenschaftliche Seite, welche wir hier vor allem beherzigen müssen. Der Vf. sucht nämlich durch Thatsachen zu beweisen, dass der herrschende Typhus wirklich das ansteckende Nervenfieber sey, das Wesen, der Genius desselben auf Entzündung, und zwar auf primärer Entzündung des Gehirns beruhe, wogegen die Blutausleerungen und das antiphlogistische Heilverfahren einzig indicirt sind. — Um darzuthun, dass der herrschende Typhus, das Nervenfieber und die Gehirnentzündung identische Zustände sind, entwirft der Vf. zuerst das Bild des jetzt herrschenden Nervenfiebers, worauf er aus seinem *Entwurf einer speciellen Therapie* das Bild des *Typhus nervosus* und der Hirnentzündung mittheilt. Die Ähnlichkeit dieser Zustände ist unverkennbar; inzwischen wird es Hn. *M.* auf diesem Wege niemals gelingen, die Identität dieser Krankheiten darzuthun, da der Form und den Erscheinungen nach allerdings einige Differenzen zwischen ihnen obwalten. Dieses gilt vorzüglich von den Delirien, welche bey der Gehirnentzündung sich meistens früher und gewaltsamer darstellen, als bey den typhösen Fiebern. — Die Schilderung des jetzt herrschenden Nervenfiebers wird man nicht ohne Interesse lesen, da sie von vielen beobachteten Fällen abstrahirt zu seyn scheint. Besonders hat der Vf. die Erscheinungen, mit welchen die Krankheit beginnt, und welche nach der glücklichen Entscheidung noch einige Zeit zurückbleiben, sehr herausgehoben. Sie sprechen allerdings dafür, dass das Cerebralsystem gleich im Anfange bedeutend afficirt ist, und die Spuren dieses krankhaften Leidens noch lange zurückbleiben. — Die Mitleidenschaft der Respirationsorgane und des Unterleibes in der gegenwärtigen Epidemie wird von dem Vf. richtig angemerkt. Nach den Erfahrungen des Hn. *M.*, litten Kranke mit weisser Hautfarbe und blonden Haaren mehr an Brust-, jene mit schwarzen Haaren und dunklerer Haut mehr an Unterleibs-Beschwerden. — Rec. beobachtete, in einer bestimmten Epoche jener Epidemie, das Leiden der Brust bey fast allen Typhuskranken. — Auf die verschiedenen Stadien der Krankheit hat der Vf., bey der Zeichnung dieses Bildes, keine Rücksicht genommen, wodurch dasselbe sehr an Deutlichkeit verliert.

In dem Folgenden sucht Hr. *M.* durch viele wichtige Gründe darzuthun, dass dem contagiösen Typhus ein Kopfleiden zum Grunde liege, dessen Wesen auf einer ächten Entzündung des Gehirns beruhe. Es würde uns zu weit führen, alle von dem Vf. angeführten Gründe darzulegen. Vorzüglich stützt sich Hr. *M.* darauf, dass die pathognomonischen Erscheinungen der Krankheit, die Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, das klopfende Gefühl in demselben, die Affection der Sinne, besonders des Gesichts und des Gehörs, die Delirien u. s. w. die steten Begleiter der Krankheit sind, indem sich viele derselben gleich nach der Ansteckung einfinden, mit der wachsenden Krankheit an Ex- und Intensität zunehmen, und zum Theil mit in den Reconvalescenzzustand übergehen. Es ist nicht zu leugnen, dass der Vf. diese Behauptung durch die wichtigsten Belege dargethan hat, welche in der Schrift selbst nachgelesen werden müssen. Wir wollen nur bey dem verweilen, was Hr. *M.* über das *Fieber* erinnert hat. Er hält dasselbe für einen der sprechendsten Beweise des primären Kopfleidens bey dem contagiösen Typhus. Öfters sey der Typhus schon ganz ausgebildet, und das Fieber noch wenig merklich. Deshalb sey der Typhus eine so betrügerische Krankheit. Was man Vorboten nenne, sey nichts anderes, als das ausgebildete Kopfleiden, welches der Krankheit zum Grunde liege. Die Niedergeschlagenheit, der scheinbar grosse Verlust der Kräfte, die Schwäche schon in dem ersten Zeitraume, wo das Fieber noch kaum bemerkbar sey, deuteten darauf hin, dass das Fieber von der Kopfaffection abhange, und nicht umgekehrt. Daher verschwinde auch das Fieber früher, als das Kopfleiden. Der Vf. will daher, dass man den Typhus nicht zu den Fiebern, sondern zu den topischen Entzündungen zählen solle. Man habe überhaupt dem Fieber zu grosse Rechte in der Krankheitslehre eingeräumt, indem das Fieber in häufigen Fällen nur der Reflex, das Symptom, und nicht die Krankheit selbst sey. — Diese Behauptung gewinnt dadurch viel an Gewicht, dass wirklich schon mehrere Fieberformen, als selbstständige Krankheiten, aus unseren Handbüchern verschwunden sind, von denen eine genauere Forschung lehrte, dass die Entzündung eines wichtigen Organs dabey vor allem Berücksichtigung verdiene. Rec. erinnert in dieser Hinsicht an das sogenannte Kindbettfieber. Ob dieser Grundsatz auch auf den contagiösen Typhus in allen Stücken angewendet werden könne, will Rec. vor der Hand nicht entscheiden, obgleich viele Gründe dafür sprechen. Dieser wichtige Gegenstand kann nur durch fernere Untersuchungen und genaue Beobachtungen entschieden werden.

Die gastrischen Erscheinungen bey dem herrschenden Nervenfieber hält Hr. *M.* für secundär, und leitet sie von der entzündlichen Theilnahme des Darmkanals und der Leber ab. Auch den Petechialzustand, welcher in der gegenwärtigen Epidemie so häufig wahrgenommen wird, betrachtet der Vf. nur als Ausdruck der Entzündung in den Schleimgebilden der Haut. Dieser Petechialzustand hielt Hn. *M.* nicht ab, die reichlichsten Blutentleerungen vorzunehmen. — Dass man sich durch die Gegenwart der Petechien, in der letzten Typhusepidemie, nicht von der Anwendung der antiphlogistischen Mittel abschrecken lassen dürfe, darin stimmen viele ausgezeichnete neuere Be-

Angaben mit Hn. *M.* überein. Auch Rec. vielfache Erfahrungen sprechen dieser Behauptung das Wort. — Der von mehreren Seiten an ihn ergangenen Auffoderung gemäss, seine Ansicht über den contagiösen Typhus durch Leichenöffnungen zu belegen, theilt Hr. *M.* hier eilf sehr lehrreiche Sectionsberichte mit. Es zeigte sich hiebey eine ausserordentlich grosse Anfüllung des Gehirns und seiner Häute mit Blut; die Gefässe des Gehirns wie injicirt; die Bluthehälter und die Adergeflechte von Blute strotzend; die Cortical- und Medullar-Substanz voll kleiner, rother Puncte, aus denen beym Durchschneiden Blut sickerte; an vielen Stellen Verwachsungen der Häute und faserichte Concremente; das kleine Gehirn meistens mit einem lebhaften Gefässnetz überzogen; auf der Oberfläche des Gehirns öfters viele Lymphe ausgetreten, und wässerichtes Serum in dem Gehirn sich entwickelnd. — Die Existenz der Gehirnentzündung bey so sprechenden Erscheinungen ist wohl nicht abzuleugnen. Man kann desshalb dem Vf. die kräftige Sprache, welche er gegen die Zweifler und Leugner der Gehirnentzündung bey dem contagiösen Typhus führt, nicht wohl verübeln, obgleich durch eine solche, in Bitterkeit ausartende Sprache für die Sache nichts gewonnen wird. Würden aber auch, durch die Beweiskraft dieser Thatsachen überzeugt, die Gegner des Vfs. gezwungen, die Existenz der Gehirnentzündung bey dem contagiösen Typhus einzuräumen: so könnten sie doch immer noch einwerfen, hieraus folge noch keinesweges, dass bey *jedem Typhus* eine Hirnentzündung Statt finde, noch vielweniger, dass so starke Blutausleerungen dabey erfoderlich seyen. Rec. wünschte daher, dass es Hn. *M.* gefallen möchte, durch fortgesetzte Sectionen und genau geführte Krankheitsgeschichten diesen wichtigen Gegenstand in ein helles Licht zu setzen, um so alle ferneren Zweifel zu heben. Auch wäre es sehr zu wünschen, dass der Vf. in Zukunft der Untersuchung der Brust und des Unterleibes mehr Aufmerksamkeit schenkte.

Über den *zweyten Abschnitt* dieser Schrift, in welchem der Vf. die Einwürfe seiner beiden Gegner, des Hn. *Dörn* und *Weintz*, bestreitet, enthält sich Rec. aller Bemerkungen. Die Widerlegung der Einwürfe des Hn. *Dörn* konnte Hn. *M.* nicht schwer fallen, da dieselben schon in ihrem Princip verwerflich sind. Wie wenig die aus der Erregungstheorie entnommenen Einwürfe gegen die Ansicht des Hn. *M.* etwas vermögen, ist hier auf eine deutliche Weise dargethan worden. — Die Fehde mit Hn. *Weintz* hat gar kein Interesse für das grössere Publicum, da sich Alles um persönliche und Local-Verhältnisse herumdreht. — Am Schlusse theilt Hr. *M.* ein namentliches Verzeichniss der von der Mitte des Februars bis zur Mitte des Septembers 1813 in dem allgemeinen Krankenhause zu Bamberg behandelten Typhuskranken mit. Von den 113 Kranken starben nur *zwölf*, was für das angewendete Heilverfahren allerdings sehr sprechend ist.

No. 5. Die neuesten wichtigen Verhandlungen über den Typhus haben auch Hn. *Röschlaub* vermocht, sein langjähriges Stillschweigen zu brechen, und wieder öffentlich vor dem Publicum aufzutreten. Was ihn dazu bestimmte, das Nervenfieber zum Gegenstand seiner Untersuchung zu wählen, und dieses Sendschreiben an Hn. *Marcus* zu erlassen, darüber finden sich in der Schrift selbst die näheren Andeutungen. Das Nervenfieber hat, wie wir in der Vorrede erfahren, die Aufmerksamkeit des Vfs. seit 20 Jahren in einem hohen Grade auf sich gezogen. Um der Entstehung, Bildung und Natur dieser Krankheit, ihrem Verlaufe nachzuforschen, und dadurch zu genauer, richtiger und vollständiger diagnostischer, prognostischer und therapeutischer Einsicht in dieselbe zu gelangen, sammelte der Vf. die merkwürdigsten, von ihm behandelten Krankheitsfälle, und studirte dabey eifrig die Lehrmeinungen berühmter Ärzte verschiedener Zeiten über diese Krankheit. Ein eigener, schwerer Anfall des Typhus, welchen Hr. *R.* im Jahre 1793 erlitt, scheint ihm ein so vorzügliches Interesse für diese Krankheitsform eingeflösst zu haben. Mit desto grösserer Begierde sieht daher Rec. der baldigen Erscheinung des *Tractatus de Typho* entgegen, auf welchen uns der Vf. hier schon vorläufig aufmerksam macht, in welchem er das Resultat seiner langjährigen Forschung niederzulegen verspricht. Überhaupt haben wir viele wichtige Schriften von Hn. *R.* zu erwarten, da er beschäftigt ist, *Adversaria medico-theoretica practica*, ein *System der gesammten medicinischen Theorieen und ihrer Propädeutik*, endlich eine *Darstellung der Medicina Hippocratica* zu schreiben, und zwar grösstentheils in lateinischer Sprache. So sehr sich auch Rec. über diese literarische Thätigkeit des Vfs. freut, welche bey seinem vieljährigen Stillschweigen kaum zu erwarten war: so kann er doch die Besorgniss nicht unterdrücken, die Erwartungen des Publicums möchten auch diessmal vergebens erregt werden, da ähnliche Versprechungen bisher unerfüllt geblieben sind.

Hr. *R.* scheint sich seit längeren Jahren vorzugsweise mit dem Studium der älteren medicinischen Werke zu beschäftigen, und den wichtigen Erscheinungen der neueren Literatur wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Sonst wäre es unbegreiflich, wie ihm die classische Schrift des Hn. v. *Hildenbrandt* über den Typhus erst vier Jahre nach ihrer Erscheinung zu Gesicht kommen konnte. Eine angenehmere Überraschung hat dem Vf. seit langer Zeit keine Schrift gemacht wie diese. Gar viele Stellen in derselben, vorzüglich solche, welche von dem Begriffe des Typhus, von der charakteristisch-historischen Beschreibung und von der Aetiologie handeln, fand Hr. *R.* mit den Resultaten seiner Beobachtungen und mit seiner Ansicht ungemein übereinstimmend. Dieses verhält sich aber gerade umgekehrt mit dem, was Hr. *Marcus* über den Typhus geäussert hat. In den meisten seiner Behauptungen findet Hr. *R.* Einwürfe gegen die in seinem *Tractatus* niedergelegten Annahmen. Dieses bestimmte ihn, diese Einwürfe nicht unbeantwortet zu lassen, und dieselben in einem eigenen Sendschreiben abzuhandeln.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

MEDICIN.

Kritik
der neuesten Schriften über den contagiösen Typhus.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Ton der Ironie, in welchem Hn. *Röschlaub's* Sendschreiben abgefasst ist, lässt inzwischen keinen Zweifel übrig, dass es dem Vf. nicht bloss darum zu thun war, jene Einwürfe zu widerlegen, sondern ein Vergeltungsrecht an Hn. *M.* zu üben. Obgleich Rec. kein Streit zwischen unserem Vf. und Hn. *M.* bekannt ist: so spielt Hr. *R.* doch in mehreren Stellen dieser Schrift darauf an, und nennt Hn. *M.* seinen entschiedensten literarischen Gegner S. 13. Ausserdem wäre es unbegreiflich, was Hn. *R.* dazu bestimmen konnte, einen Gelehrten wie Hn. *M.*, mit dem er früher in vertrauten, ja freundschaftlichen Verhältnissen stand, auf eine so schonungslose Weise zu behandeln. Man wird durch den Ton dieser Schrift, sowie durch die Art der Kritik selbst, auf eine unangenehme Weise an die früheren polemischen Schriften des Vfs. erinnert. Nur verfährt Hr. *R.* hier auf eine noch inhumanere Weise gegen Hn. *M.*, wie früher gegen die Gegner des Brownianismus. Nachdem Hr. *R.* in der neuesten Zeit so oft versicherte, von vielen früheren Irrthümern zurückgekommen zu seyn, hätte man einen solchen Rückfall kaum erwarten sollen. Aber nicht bloss der Ton, auch die Weise seiner Kritik erinnert an jene frühere polemische Laufbahn. Hr. *R.* sucht nämlich die einst bewunderten Talente einer spitzfindigen Dialektik auch gegen diesen Gegner geltend zu machen, überall Widersprüche aufzusuchen und sich an Worte zu hängen. Vergebens haben wir dagegen gehofft, dass es ihm gefallen hätte, durch vollgültige Beweise die Theorie seines Gegners selbst zu widerlegen, oder die Irrigkeit seines empfohlenen Heilverfahrens durch unleugbare Erfahrungen darzuthun. Eine solche ernste Kritik wäre aber in dieser, für die leidende Menschheit so wichtigen Angelegenheit vor allem wünschenswerth gewesen. Auch hat es der Vf. unterlassen, seine eigene Ansicht über den Typhus zu entwickeln, und uns mit der Heilmethode bekannt zu machen, welche er für die zweckmässigste gegen diese Krankheit ansieht.

In diesem Sendschreiben wird die oben angezeigte Schrift des Hn. *Marcus: Biographische Notizen über den verlebten Hofrath Ritter*, der Kritik unterworfen. In der Einleitung berührt der Vf. die früheren Verhältnisse, in welchen er mit Hn. *Marcus* gestanden. Die Einwürfe gegen jene Schrift selbst sind in vier und zwanzig Paragraphen abgefasst. Die hiebey gewählte Methode — die der Inversion — die Breite, mit der das Ganze behandelt ist, die gesuchten Witzeleyen, endlich die wörtliche Wiederholung der ganzen beurtheilten Schrift machen die Durchlesung dieses Sendschreibens sehr ermüdend. Einzelne, von Hn. *M.* begangene Widersprüche, sowie einige hypothetische Behauptungen desselben, werden richtig und mit Strenge beleuchtet. Dagegen hat Rec. eine scharfsinnige Widerlegung des Princips, von welchem Hr. *M.* bey seiner Theorie des ansteckenden Typhus ausgeht, durchaus vermisst. — Es würde die Grenzen dieser Blätter übersteigen, wenn wir die einzelnen Einwürfe, welche hier sehr weitläuftig erörtert sind, mittheilen wollten. Sie beziehen sich im Wesentlichen auf folgende Rügen: Der Vf. macht es Hn. *M.* zum Vorwurf, sich in einer rein wissenschaftlichen Sache in politischen Blättern an das grössere Publicum gewendet zu haben; er sucht zu beweisen, dass nicht überall heftige Delirien und Kopfschmerzen auf Entzündung des Gehirns hindeuten, der Typhus des Hofrath *Ritter* noch problematisch sey, und die Erscheinungen bey der Leichenöffnung keineswegs zu diesem Schluss berechtigen. Überhaupt widerstreitet der Vf. der Ansicht des Hn. *M.*, dass in die Hirnentzündung das Wesen des contagiösen Typhus zu setzen, und die Blutentleerungen, die kalten Waschungen und Begiessungen dagegen nützliche Mittel seyen. Gegen die Statthaftigkeit dieser Mittel erklärt sich der Vf. vielmehr auf das bestimmteste, sowie überhaupt gegen die antiphlogistische Methode bey dieser Krankheit. Wo diese Mittel angewendet wurden, und keinen entschiedenen Nachtheil verursacht hätten, habe es Hr. *M.* nicht mit dem Typhus, sondern mit einem gewöhnlichen entzündlichen Fieber zu thun gehabt. Besonders verwirft Hr. *R.* die allgemeinen Blutentleerungen, und macht Hn. *M.* die heftigsten Vorwürfe über deren Empfehlung bey dieser Krankheitsform. Hn. *R's.* Kritik steigert sich bey dieser Gelegenheit zu den bittersten Invectiven und beleidigendsten, dem Pasquill sich nähernden Parodieen,

besonders in dem, dieser Schrift angehängten *Postscriptum*.

Es war zu erwarten, dass diese so leidenschaftlich abgefasste Schrift nicht unbeantwortet bleiben, und auf ähnliche Weise erwiedert werden würde. Wirklich gehört das unter No. 6 angeführte Antwortsschreiben des Hn. *Marcus* zu dem Stärksten, was sich Rec. in polemischer Hinsicht erinnert seit langer Zeit gelesen zu haben. Hr. *M.* hat nicht bloss Gleiches mit Gleichem vergolten, sondern Hn. *Röschlaub* im Tone sogar überboten. Er hat sich nicht damit begnügt, die gegen seine Theorie und empfohlene Heilmethode vorgebrachten Einwürfe zu beantworten, und ihre Unhaltbarkeit darzuthun, sondern Hn. *Röschlaub* selbst mit einer Lauge des beissendsten Witzes übergossen, und alle seine Blössen schonungslos aufgedeckt. Ist gleich Hr. *M.* der angegriffene Theil: so wäre es seiner doch ungleich würdiger gewesen, den Angriffen seines Gegners mit Ruhe zu begegnen, und nicht auf solche Weise das Vergeltungsrecht zu üben. Was soll aus unserer Literatur werden, wenn die Gelehrten sich auf solche Weise befehden, und alle gegenseitigen Mängel öffentlich zur Schau ausstellen? Über die näheren Verhältnisse zwischen Hn. *M.* und *R.*, sowie über den Grund ihrer Entzweyung, giebt der Vf. die näheren Erläuterungen. „Was unsere Harmonie trübte," heisst es S. 6, „war und konnte Ihr Ruf nach Landshut nicht seyn. Bergen kann ich Ihnen aber dennoch nicht, dass mich diese Ihre Vocation als *Lehrer der praktischen Heilkunde und Vorstand einer klinischen Lehranstalt* unangenehm angeregt hatte. So sehr ich mich überzeugt hielt, dass, wenn Sie im Gebiete der theoretischen Medicin auf einem guten Wege fortgeschritten, Sie ein sehr brauchbarer Lehrer geworden wären: so vollkommen hatte mich ein längerer Umgang mit Ihnen überzeugt, dass Ihnen alles Talent für die Technik abgehe. Der Probierstein eines guten Technikers, die Krankheitserforschung, missglückte Ihnen fast immer. So konnten Sie auch nie ein glücklicher, gesuchter, praktischer Arzt werden." Ferner S. 7: „Ich dachte, und gewiss nicht ohne Grund, dass die Curatoren der Universität Landshut, durch Ihre Anstellung als Arzt in dem allgemeinen Krankenhause, bestimmt worden sind, Sie in gleicher Qualität nach Landshut zu versetzen. Ich konnte voraussehen, dass Sie auf diesem Felde weder für das Vaterland, noch für die Wissenschaft etwas Erspriessliches leisten würden. Dieses war inzwischen nicht dazu geeignet, unsere Eintracht zu stören, Sie folgten einem ehrenvollen Rufe, wobey Niemand, am wenigsten mir, Abbruch geschah." —

Den Anlass zu dieser Entzweyung gab vielmehr die feindselige Art, mit der sich Hr. *R.* gegen *Schelling* und die Anhänger der Naturphilosophie benahm. S. 10: „Sie traten öffentlich gegen die Naturphilosophie und ihren Stifter auf, suchten Sache und Person, welche Sie kurz vorher bis zum Himmel erhoben hatten, tief herabzuwürdigen. Wie wenig Ihnen beides gelungen sey, oder auch gelingen konnte, wissen Sie selbst. Sie nahmen von nun an eine solche rückgängige Tendenz, dass sie Freunden und Feinden bedaurungswürdig vorkommen. Sie scheinen sich nicht zu erinnern, wie entrüstet Sie sich gegen die Naturphilosophie, besonders seit jenem Zeitpuncte benahmen, wo ich mit *Schelling* die *Jahrbücher der Medicin* herauszugeben begann. Die Naturphilosophie ward Ihnen auf einmal eine Donquixotiade, welche gegen Windmühlen kämpfe. Man musste Ihnen freylich schon damals zurufen, dass es auffallend bleibe, da sie kaum von der *Rosinante* herabgestiegen, schon den Reuter und das Ross schimpften, und so vom Pferde u. s. w."

Auch in diesem Sendschreiben spricht Hr. *M.* dem ausgezeichneten Nutzen des von ihm, gegen den contagiösen Typhus empfohlenen antiphlogistischen Heilverfahrens, besonders der Blutentleerungen, der kalten Überschläge, Waschungen und Begiessungen auf das dringendste das Wort.

„Wenn sich die sämmtlichen lebenden Ärzte", heisst es S. 36, „wie eine eherne Mauer gegen die Blutentleerungen im ansteckenden Typhus zusammenschliessen sollten: so werden sie vor der Gewalt der Wahrheit in Kurzem, wie die Mauern von Jericho bey dem Trompetenschall, zusammenstürzen." „Hätte ich früher ahnden können, dass man eine so unglaubliche Menge Bluts entziehen müsse, wenn man die am *Typhus contagiosus* Leidenden retten will: so würde *Ritter*, wie so viele Andere, sicher gerettet worden seyn. Vernehmen Sie, stehen Sie fest, um nicht in Ohnmacht zu sinken: ich entziehe den Typhuskranken in der gegenwärtigen Epidemie, welche seit der Mitte des Monats November in hiesiger Stadt durch die Anwesenheit französischer Gefangenen wieder ausgebrochen ist, *vier* bis *sechs*, ja in manchen Fällen *zehn* bis *zwölf Pfund Blut in acht und vierzig Stunden*. (?) Und diese Kranken werden fast sämmtlich unfehlbar gerettet." — Von der Nothwendigkeit, eine so ausserordentliche Menge von Blut den typhosen Kranken zu entziehen, werden sich, mit dem Rec., wohl wenige Ärzte überzeugen können. Dass Hr. *M.* in der Berechnung des Gewichts sich öfters getäuscht habe, ist wenigstens Rec. anzunehmen geneigt, da die Entziehung von *zehn* bis *zwölf* Pfund Blut, innerhalb acht und vierzig Stunden, wirklich zu den unerhörten, schwer zu glaubenden Dingen gehört. Dieser Zweifel vermag auch folgende erläuternde Stelle nicht zu lösen.

S. 36: „Die *Encephalitis* ist unter allen topischen Entzündungen die *heftigste*. Der ansteckende Typhus ist eine Hirnentzündung, wobey das Blut schnell einen hohen Grad von Gerinnung annimmt. Diese Entzündung zu heben, das Blut schnell dünnflüssiger zu machen, giebt es kein grösseres Mittel, als starke Blutentleerungen, in Verbindung des rein antiphlogistischen Heilverfahrens."

Wie sehr es übrigens Hn. *M.* mit dieser Behauptung Ernst sey, beweist vorzüglich folgende kräftige Stelle in dem *Postscriptum*, woraus zugleich der Ton, in welchem dasselbe abgefasst, entnommen werden kann. S. 54: „Am Schlusse berichtigen Sie eine Stelle

Ihres Sendschreibens, zu der ich eine weitere Berichtigung, gewiss zu Ihrem grössten Erstaunen, beyfügen muss. Sie sagen: Merke es, du ärztlicher Zeitgenosse, und lerne es, Nachwelt: *sechzig, siebenzig* und noch mehr *Unzen* Blutes müssen dem Typhuskranken abgezapft werden, wenn er gehörig curirt werden soll! — Meine Berichtigung lautet also: Höre, staune, *ehrwürdiger Röschlaub*, und vernimm es, du Nachwelt: nicht *sechzig, siebenzig*, sondern *hundert und vierzig* bis *hundert und sechzig Unzen* Blut müssen dem Typhuskranken nicht selten abgezapft werden, wenn man ihn retten will." — *Qui capere potest, capiat!*

No. 7. Der uns unbekannte Vf. hat mit diesen Beyträgen zur Erkenntniss und Cur des ansteckenden Nervenfiebers wahrscheinlich seinen ersten schriftstellerischen Versuch gewagt. Die Schrift trägt in jeder Hinsicht das Gepräge des noch wenig gebildeten Schülers an sich, und ist in wissenschaftlicher Hinsicht ohne alles Interesse. Der Vf. bemüht sich vor allem darzuthun, dass es nicht der Typhus, sondern das Scharlach- und rheumatische Fieber gewesen sind, welche im Jahr 1813 in den Landgerichten Lichtenfels und Banz (im Mainkreise des Königreichs Baiern) herrschten. Den Beweis für diese Behauptung ist Hr. *Schneemann* schuldig geblieben, da die vorgebrachten Gründe diese Annahme keineswegs rechtfertigen. Man sieht überhaupt aus Allem, dass es dem Vf. ganz an der Erfahrung über den Typhus fehlt, und er wohl noch wenige solcher Kranken unter seiner Behandlung gehabt habe. In sofern verdient auch Alles dasjenige seinen Werth, was der Vf. gegen die Theorie und Heilmethode des Hn. *Marcus* vorgebracht hat. — Rec. möchte Hn. *S.* überhaupt rathen, im Fall er ferner etwas über den Typhus zu schreiben gedenkt, sich zuvor am Krankenbette über die Natur dieses Übels zu belehren, gegen verdienstvolle Männer mehr Bescheidenheit anzunehmen, und sich mit den Regeln der deutschen Sprache vertraut zu machen, um grobe Sprachfehler, wie man sie in dieser Schrift so häufig findet, z. B. *Burganzen* statt *Purganzen*, u. s. w. zu vermeiden.

No. 8 ist eine witzige Parodie der so eben angezeigten Schrift, in welcher der Versuch des Hn. *Schneemann*, die Existenz des Typhus in den Landgerichten Banz und Lichtenfels zu leugnen, und für Scharlach- und rheumatisches Fieber zu erklären, in das lächerlichste Licht gestellt wird. Der anonyme Vf. führt für die Gegenwart jenes Typhus sehr sprechende Facta an, beweist, dass von Scharlachfieber damals gar nicht die Rede war, und es eine fixe Idee des Vfs. sey, in dem Typhus nichts als ein rheumatisches Fieber zu erblicken. Auch bestätigt der Vf. die geäusserte Vermuthung des Rec., dass es Hn. *S.* ganz an der Erfahrung über den Typhus fehle, indem er eine grosse Scheu vor allen Typhuskranken gezeigt, und ausser einem Syphilitischen gar keine Kranken in Lichtenfels behandelt habe. So gerecht unter diesen Umständen eine derbe Zurechtweisung des Hn. *S.* erscheint: so findet es Rec. doch etwas stark, ihn gerade zu für *mente captus* zu erklären.

No. 9. Unter den vielen Schriften, welche in der neuesten Zeit über das Nervenfieber erschienen sind, behauptet die vorliegende eine der ersten Stellen. Der berühmte Vf., Hr. Hofr. *Horn*, hat sich dadurch neue, grosse Verdienste um die Heilkunde erworben. Er hat nicht allein höchst wichtige Beyträge zur besseren Erkenntniss und Behandlung des ansteckenden Nervenfiebers geliefert, sondern zugleich die Kenntniss der Mittel sehr bereichert, durch welche die Ansteckung in den Militärhospitälern abgewendet werden kann. — Aber auch davon abgesehen: so ist diese Schrift eine der interessantesten Erscheinungen der Zeit, da hier von einem unserer trefflichsten klinischen Ärzte, dessen Unbefangenheit und Forschungsgeist allgemein geschätzt ist, die Nothwendigkeit des antiphlogistischen Heilverfahrens in dem contagiösen Typhus auf das eindringendste gelehrt wird. Wie wir im Verfolg dieser Anzeige sehen werden: so stimmt zwar Hr. *H.* in vielen wesentlichen Puncten nicht mit Hn. *Marcus* überein, nähert sich jedoch dessen Vorstellungsart so sehr, dass eine gänzliche Vereinigung beider Gelehrten bald zu erwarten ist. Gleich Hn. *M.* rühmt auch unser Vf. die treffliche Wirkung der Blutigel, der Säuren, der kalten Umschläge und Begiessungen. Als ein eigenthümliches Verdienst des Hn. *H.*, bey der Entwickelung dieses antiphlogistischen Heilverfahrens, muss dasjenige angesehen werden, was er über die heilsame Wirkung der warmen Bäder und des kühlen Regimen bey dieser Krankheit erinnert hat. Die allgemeinen Blutentleerungen, auf welche Hr. *M.* ein so grosses Gewicht legt, wurden nur selten von Hn. *H.* angewendet. Inzwischen verwirft sie der Vf. nicht geradezu, und wird sich vielleicht auch in dieser Hinsicht, bey fortgesetzten Beobachtungen, mit Hn. *M.* verständigen. Das Gleiche ist in Absicht der Sectionen zu erwarten, in Absicht welcher Hr. *H.* am meisten von Hn. *M.* abweicht, da er die Zeichen einer Statt gefundenen Entzündung des Gehirns meistens vermisste. Desshalb bestreitet Hr. *H.* auch fortwährend die Identität der Hirnentzündung und des contagiösen Typhus, betrachtet diese Krankheit jedoch durchaus als eine entzündliche, wobey die ausgezeichnete Affection des Gehirns eine besondere Aufmerksamkeit verdiene.

Rec. beschränkt sich darauf, nur das Wichtigste aus dieser gehaltreichen Schrift mitzutheilen.

Die meisten Kranken, welche in den Monaten Februar, März und April des Jahres 1813 im Charité-Krankenhause aufgenommen wurden, litten an nervösen Fiebern. Die sämmtlichen Erscheinungen, welche von einem prävalirenden Leiden des Gehirns ausgehen, fehlten dabey nicht. Ihr Steigen und Fallen bezeichnete jederzeit den Grad der Gefahr, und so lange diese Zufälle fortdauerten, war man nicht sicher vor lebensgefährlichen Steigerungen. Junge, blühende Individuen von 20 bis 40 Jahren litten am häufigsten an dieser Krankheit, obgleich auch Kinder und Greise nicht ganz frey blieben. Bey vielen Kranken gingen Vorboten vorher, welche bey einigen 5 bis 8 Tage

dauerten, ehe die Krankheit ausbrach; derbere, unempfindliche Constitutionen empfanden diesen leisen Anfang der Krankheit wenig, und behaupteten, das Fieber habe sich plötzlich mit Frost angefangen, nachdem sie sich vorher wohl befunden hätten. Bey mehreren wurde der Zeitraum der Vorläufer mit katarrhalisch-rheumatischen Zufällen bezeichnet; gemeiniglich waren jedoch nur wenige Tage nothwendig, um den Arzt von der Wichtigkeit der Krankheit zu überzeugen. (Nach den häufigen Erfahrungen des Rec. in der letzten Epidemie, maskirt sich das Nervenfieber sehr häufig unter der Form eines rheumatisch-katarrhalischen Fiebers, oder der *Pleuritis*, und vermag den Arzt, welcher mit den pathognomonischen Erscheinungen der Krankheit nicht wohl vertraut ist, leicht irre zu leiten.) Wenn das Fieber seine Vollendung erreicht hatte: so klagten die Kranken meistens über ein Gefühl von Schwere des Kopfes, Betäubung, Schwindel, Kopfschmerz, Brausen vor den Ohren, Brennen der Augen und Schwerhörigkeit. Bey den meisten zeigte sich eine grosse Neigung zum Phantasiren, dessen Formen und Grade sehr verschieden waren. Manche liessen nur stille *Deliria* bemerken, bey anderen stieg das Übel bis zur völligen Raserey und *Phrenitis*. Dieses Phantasiren dauerte bey manchen 8 bis 10 Tage in Einem fort, und so lange es fortdauerte, befand sich der Kranke noch nicht ausser Gefahr. Im Anfange der Krankheit, wo noch keine völligen Phantasieen eintraten, lagen die Kranken still vor sich hin, wie in grosser Betäubung, klagten über nichts, foderten auch nichts, nicht einmal das Getränk, obgleich ihre Haut brennend heiss, die Zunge und Lippen trocken und aufgesprungen waren. Andere stöhnten und ächzten laut, warfen sich unruhig hin und her, ohne die unangenehme Verletzung ihres Gemeingefühls näher bezeichnen zu können. Das Gesicht war bey den Meisten roth und aufgetrieben, die Augen starr, gläsern und entzündet. Bey Vielen waren die Zunge und die Lippen wie gewöhnlich roth, aber oft rein und feucht, obgleich die Krankheit sehr bedenklich war. Bey Anderen (gewiss den meisten) war die Oberfläche dieser Organe trocken, dunkelbraun, fast schwarz und borkig, die Zunge stammlend und in convulsivischer Bewegung beym Herausstrecken (schwarz, borkig, stammlend und convulsivisch beym Herausstrecken fand Rec. die Zunge immer erst in den späteren Zeiträumen der Krankheit, wo die passende Methode versäumt war). Bey Mehreren zeigte sich die Zunge mit einem weissgelblichen Flore bedeckt, der Geschmack im Munde sehr unangenehm, faulicht; es fand sich eine grosse Neigung zum Brechen ein, freywilliges Erbrechen und krampfhaftes Würgen, welches die Kranken sehr quälte. Bey Einigen entstand während des letzten tödtlichen Stadiums der Krankheit eine Lähmung der Werkzeuge des Schlingens, eine stete Ausschwitzung von zähem Schleim, eine Unfähigkeit zum Schlingen, und ein Unvermögen, die ausgeschwitzten Stoffe auszuwerfen. Bey den Meisten bemerkte man Flechsenspringen, Flockenlesen, eine besondere grosse Muscularschwäche und eine ausserordentliche Gleichgültigkeit und Stupor; bey Vielen ein Zittern und Schwanken des ganzen Körpers, rothe Flecken, welche den grössten Theil des Körpers einnahmen, meistens ins Violette spielten, bey Vielen keine scharfe Grenze bemerken liessen, sondern allmählich in das Colorit der übrigen Haut übergingen. Bey Vielen fand sich *Nasenbluten* ein, meistens mit so gutem Erfolge, dass das Gefühl der Betäubung, das heftige Irrereden, der gläserne Blick danach merklich abnahmen. Bey Einigen kehrte diese Ausleerung zum zweyten und dritten Male zurück, und meistens mit Erleichterung des Kopfes, mit Verminderung der Schwere und Betäubung desselben, sowie der allgemeinen Krankheit. — In einigen Fällen entstanden vollständige *Entzündungen der Lungen* und der *Brusthaut*, welche den Gebrauch der antiphlogistischen Methode foderten. Im Anfange der Epidemie bemerkte man die gastrische Verwickelung selten; doch wurde sie häufiger in den folgenden Monaten wahrgenommen u. s. w. — Rec. hat sich nicht enthalten können, dieses trefflich gezeichnete Bild der Krankheit umständlicher mitzutheilen, als es eigentlich die Grenzen dieser Blätter gestatten. Die nächste Veranlassung zu dieser Krankheit setzt der Vf. in den schnellen Wechsel der Witterung, welche nach einer anhaltenden Kälte beträchtlich milder wurde. Die Krankheit war bald ansteckend, bald nicht ansteckend. Bey jenem Typhus, welcher den Witterungseinflüssen seine Entstehung verdankte, fehlte der contagiöse Charakter. Dieses wurde aber besonders bey dem Nervenfieber im Monat May wahrgenommen; diese contagiösen Fieber schienen durch französische und russische Kranke erzeugt worden zu seyn. Hier hatte nämlich die Krankheit, wegen gänzlich versäumter Reinlichkeit und Pflege, und durch die Vereinigung zu vieler Kranken in ein zu kleines Locale, einen hohen Grad von Intensität erlangt.

Bey der Cur ging Hr. *Horn* von dem Gesichtspuncte aus, dass das Gehirn und Rückenmark, sowie das System des grossen sympathischen Nerven zunächst und unmittelbar ergriffen seyen. Entziehung der in den Bedeckungen des Gehirns und seinem Inneren in Menge frey werdenden Wärme, Verminderung der Blutcongestionen zu denselben, Kühlung und Reinigung der ganzen Hautoberfläche und unmittelbare Belebung ihrer Thätigkeit schien die Gewalt der Krankheit am sichersten zu brechen, die meisten Nervenfieberkranken bald zu heilen, viele Lebensgefährliche zu retten, die Production des Typhuscontagium zu beschränken, und so auf eine doppelte Weise, sowohl für den Kranken, wie für den Gesunden, die mit ihm in Berührung kommen mussten, wohlthätig zu werden.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

MEDICIN.

Kritik
der neuesten Schriften über den contagiösen Typhus.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Demnach wurden (nach S. 13 der *hornischen* Schrift) 1) alle Nervenfieberkranken, gleich bey ihrer Aufnahme in die Anstalt, in ein besonderes Reinigungszimmer gebracht, ganz entkleidet, in einem warmen Bad über den ganzen Körper gereinigt, mit Seife abgerieben, mit reiner Wäsche versehen, und so gereinigt in die für sie bestimmten hohen hellen Zimmer gebracht. 2) Diese Bäder in lauem Wasser wurden bey allen Fieberkranken täglich zweymal wiederholt, und während der ganzen Cur, bis zur Entscheidung, fortgesetzt. Dieses Mittel verbesserte das Gemeingefühl, verminderte die heftigen Kopfschmerzen, die Schwere und Betäubung, die Hitze der Haut, und verschaffte den Kranken einige Stunden Schlaf und Erquickung. 3) In allen Fällen, wo die Eingenommenheit und Schwere des Kopfes gross, und die Phänomene der Betäubung, des Ohrensausens, des Phantasirens in Verbindung mit einer trockenen heissen Haut anhaltend war, wo das Auge starr, glanzlos, die Bindehaut derselben entzündet war, wurde der Kranke in eine trockene Badewanne gesetzt, und die *eiskalten Sturzbäder* und Übergiessungen täglich 2 bis 3mal wiederholt. Die erschütternde Gewalt dieser Sturzbäder brachte die meisten Kranken zu sich; ihr Blick wurde freyer, sie reflectirten auf die Umgebungen, und die brennende Hitze der Haut verminderte sich. 4) Da wo das Gehirnleiden einen noch höheren Grad erreicht hatte, wo die Kranken heftig rasten, das Gesicht roth und aufgetrieben, Lippen und Zunge trocken, und Flockenlesen und Flechsenspringen bemerkt wurden, wiederholte man die kalten Sturzbäder täglich dreymal, und suchte ihre Wirkung durch den Gebrauch des kalten Touchebades, dessen Strahlen auf den Scheitel des Kopfes geleitet wurden, noch zu erhöhen. 5) Nahm die Hitze der Haut ab, dauerte aber die Betäubung und Schwere des Kopfes fort: so wurde der Kranke am zweckmässigsten in ein lauwarmes Bad gesetzt, und sein Kopf mit eiskaltem Wasser übergossen. 6) Bey allen Nervenfieberkranken wurden *eiskalte Fomentationen* Tag und Nacht übergeschlagen, und wenn Schnee und Eis zu bekommen war, dieses zwischen die Tücher gelegt, und der Kopf des Kranken damit bedeckt. 7) Bey Kranken, welche eine sehr trockene, heisse Haut hatten, es möchten nun Petechien vorhanden seyn oder nicht, liess der Vf. die heissesten Gegenden der Oberfläche mehrmal des Tages, selbst in der Nacht, bey trockener Hitze, Unruhe und Schlaflosigkeit mit *eiskaltem Wasser waschen*, wodurch dieselben sehr gekühlt und beruhigt wurden. 8) Bey anhaltend heftigem Leiden des Kopfes, beständiger Betäubung, abwechselndem Sopor, Irrereden und heftigem Gefässfieber wurden *Blutigel* an die Stirn und die Schläfe gesetzt, bey mehreren 2 bis 3mal wiederholt, und die Nachblutung lange unterhalten. Bey mehreren Kranken wurden nach und nach 30 bis 40 Blutigel gesetzt. 9) Mehrere erfahrene Ärzte wendeten im ersten Entstehen des Typhus, bey jungen blühenden Constitutionen, *allgemeine Aderlässe* mit entschiedenem Nutzen an. Der Vf. bediente sich dieses Mittels nicht, weil die Kranken meistens den 5ten, 6ten bis 8ten Tag in seine Behandlung kamen. (Nach den vielfachen Erfahrungen des Rec. in der letzten Epidemie, sind die Aderlässe auch in dieser späteren Periode der Krankheit öfters dringend angezeigt, und von dem entschiedensten Nutzen.) Dass aber bey ansteckenden Nervenfiebern, zumal bey sthenisirtem Habitus, dieses entscheidende Mittel im Anfange der Krankheit indicirt sey, und dann sehr wohlthätig wirken könne, bezweifelt Hr. *H.* nicht, weiss es vielmehr bestimmt aus eigener Erfahrung. (Obgleich die allgemeinen Blutentleerungen im Anfange des contagiösen Typhus, und bey s. g. sthenisirtem Habitus der Kranken vorzüglich heilsam sind: so hat Rec. doch die Überzeugung gewonnen, dass es nicht immer sehr starker, kräftiger Constitutionen bedürfe, um dieses grosse Mittel mit entscheidendem Nutzen in dem contagiösen Typhus anzuwenden, noch des ersten Stadiums der Krankheit. Auch bey schwächlichen, mageren Personen, und nachdem der erste Zeitraum der Krankheit schon vorübergegangen ist, macht Rec. von dem Aderlässe Gebrauch, wenn die Erscheinungen der Krankheit ihn dazu auffodern. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, dass Hr. *H.* in Absicht der Blutentleerungen noch in einigen Vorurtheilen befangen

ist; Rec. ist geneigt, den Grund hievon in der dem Vf. noch mangelnden Einsicht in den wahren Grund der Krankheit zu suchen.) 10) Waren nach dieser Behandlung jene Erscheinungen, welche auf das Leiden des Gehirns hindeuten, gehoben, und zeigten sich die Kranken gegen die Wirkungen des Übergiessens mit kaltem Wasser empfindlich: so wurden bloss einfache warme Bäder angewendet, welche den Kranken sehr erleichterten, und das Durchliegen verhüteten. 11) Alle Kranken mussten häufig kaltes Getränke, entweder Weissbier oder Wasser trinken. 12) Ein Hauptmittel zur Cur war die *reine kalte Luft*, welche den Kranken stets umgab. Die hellsten und höchsten Zimmer wurden zur Aufnahme der Kranken bestimmt, die Öfen nie geheizt, mehrere Fenster bey Tag und Nacht offen erhalten. Der Vf. glaubt, dass hiedurch die Erzeugung des Contagiums und seine Verbreitung selbst mächtig verhindert werde. 13) Die Nervenfieberkranken wurden in der Regel leicht und dünn bedeckt, und nach eingetretener Reconvalescenz in besondere Reconvalescentenzimmer gebracht. 14) In der Regel erhielten die Kranken gar keine Arzneyen; wenn sie sehr danach Verlangen trugen: so bekamen sie verdünnte Schwefelsäure, Fenchelwasser, hinlänglich verdünnte übersaure Salzsäure; bey übermässigen Durchfällen *Mucilaginosa* und *Aromatica*. Nach der Erzählung der Begleiter, welche viele wichtige Kranke aus der Stadt in die Anstalt brachten, schien es, dass der Gebrauch stark reizender Arzneyen, als der *Valeriana*, *Serpentaria*, des Camphers, Bisams, der Naphtha und des Weins, welche sie früher bekommen hatten, eher geschadet als genutzt haben. Die Erfahrung mehrerer sehr beschäftigter Ärzte in Berlin stimmte damit überein, dass die *Excitantia* bey dem contagiösen Typhus nicht vertragen wurden. Die im Anfange der Krankheit angewendeten *Brechmittel* verhüteten den Ausbruch der Krankheit keineswegs, verschlimmerten das Übel vielmehr offenbar, indem sie copiöse Darmausleerungen erzeugten. 15) Wo das Nervenfieber mit besonderen Verwickelungen, als Pneumonie, Katarrhalbeschwerden, Durchfällen, heftigen Gliederschmerzen, Parotidengeschwülsten zusammengesetzt war, wurden, bey fortgesetztem Gebrauche der warmen Bäder, verschiedene innere und äussere Arzneymittel, besonders das kohlensaure Gas, die Arnica, das Opium, warme Essigfomentationen, ätherischer Schwefelgeist, Schwefeläther, die *Mixtura oleoso-balsamica*, Senfteige, Blasenpflaster und Klystiere beygezogen. 16) Eine eigentlich stärkende Nachcur war in der Regel nicht erfoderlich. 17) Wiedergenesene, die mit Gewalt zu früh entlassen zu werden verlangten, die Geist und Körper zu früh anstrengten, oder zu viele und zu schwere Speisen genossen, sich einer kalten Luft aussetzten, bekamen Rückfälle, in denen die zuerst wirksam gewesenen Mittel meistens wieder halfen.

Zur *Verhütung* der *Verbreitung der Krankheit* durch *Ansteckung* ergriff der Vf. folgende zweckmässige Maassregeln. Das *Locale* der Nervenfieberkranken wurde von dem der übrigen sorgfältig getrennt. Dieses geschah durch eine *verschliessbare Gittersperrung* des ganzen zweyten Stocks der Krankenanstalt, welche zur Aufnahme der Typhösen bestimmt war. Die Eingänge wurden mit Thürhütern versehen, welche den Befehl hatten, Niemanden ohne eine Einlasscharte hinein oder herauszulassen. Hiedurch wurde aller Besuch aus der Stadt abgeschnitten, und das nachtheilige Hinausgehen der Wärterinnen und Reconvalescenten verhütet. Die *Krankenzimmer* selbst wurden in solche abgetheilt, in welchen die neu Aufzunehmenden entkleidet, gebadet und gereinigt wurden, und in solche, wo die gefährlichsten Kranken, welche heftig rasten, behandelt wurden; ferner in Zimmer, wo man die Sterbenden isolirte, in solche, wohin die der Reconvalescenz sich annähernden Kranken gebracht wurden, endlich in die eigentlichen Reconvalescentenzimmer. Alle Kleidungsstücke, welche die Kranken mitbrachten, wurden von besonderen Personen übernommen, den salzsauren Räucherungen ausgesetzt, besonders gelüftet, mit kochendem Wasser und Lauge gereinigt, und die werthlosen Kleider sogleich verbrannt. Um die Entwickelung und Verbreitung des Contagium in den Krankenzimmern und Fluren zu verhüten, wurden die Fenster in den Zimmern und Gängen stets offen erhalten, öfters ein Luftzug bewirkt, die Fussböden, Bettstellen u. s. w. täglich gescheuert und gereinigt, alle in den Kopfkissen befindlichen Federn entfernt, und alles Stroh verbrannt, auf denen die Kranken lagen. Die Leib- und Bett-Wäsche, die Decken, Überzüge der Nervenfieberkranken, sowie der mit ihnen beschäftigten Wärterinnen, wurden von besonderen Wäscherinnen mit scharfer Lauge gewaschen. Die Todten wurden sogleich nach ihrem Absterben in einen weitentfernten Keller gebracht, und nach 24 Stunden begraben. Die Krankenwärterinnen erhielten eine bessere und kräftigere Kost, mussten öfters Reinigungsbäder nehmen, und einigemal in der Woche, nachdem sie sich umgekleidet, die Anstalt verlassen, und sich in freyer Luft erholen. Zugleich wurde ihr Lohn erhöht, und ihr Eifer durch besondere Geschenke ermuntert. — Sämmtliche Kranken- und Reconvalescenten-Zimmer wurden täglich zweymal, bey verschlossenen Thüren und Fenstern, mit salzsauren Räucherungen stark durchräuchert. Das ärztliche Personale, der Inspector, der Hausvater, welche verpflichtet sind, sich täglich mehrere Stunden in der Nähe der Kranken aufzuhalten, legten bey solchen Besuchen Mäntel von schwarzer Glanzleinewand an.

Hr. Dr. *Reuss*, Vf. von No. 10, beobachtete im April und May des J. 1813 eine Typhusepidemie zu Kitzingen im Grossherzogthum Würzburg, welche durch Ansteckung von den aus dem Norden zu Land und zu Wasser transportirten französischen Soldaten entstanden war. Bey der Beurtheilung des Charakters der Krankheit geht der Vf. überall von der Idee aus, dass dem Typhus eine Gehirnentzündung zum Grunde liege. Ob sich diese Ansicht früher bey dem Vf. entwickelte, als ihm die Schrift des Hn. *Marcus* über den ansteckenden Typhus zu Gesicht kam, wie er versichert, will Rec.

dahin gestellt seyn lassen. Übrigens ist diese Schrift die stärkste Apologie für die Theorie und empfohlene Heilmethode des Hn. *Marcus*. — Der Vf. ist ein warmer Lobredner der antiphlogistischen Methode bey dem Nervenfieber. Hiezu bestimmte ihn die Analogie des Typhus mit anderen contagiösen, entzündlichen Krankheiten, die auffallenden Entzündungszufälle in den ersten zwey Stadien der Krankheit, wobey vorzüglich die blühendsten Menschen ergriffen werden. Bey keinem seiner Kranken, deren Zahl sich auf 200 belief, beobachtete Hr. *Reuss* das Hervortreten der Hirnwuth, und er hält sich für überzeugt, dieses sowohl, als den günstigen Ausgang der Krankheit überhaupt, seiner Behandlung zuschreiben zu müssen. Das Verhältniss der Genesenen zu denen der Verstorbenen verhielt sich wie 15 : 1. — Der Vf. nimmt 4 Stadien bey dieser Krankheit an: das Stadium der Ansteckung, der Entzündung, das entzündlich-nervöse, endlich das der Krise. — Das Eintreten eines anhaltenden Schweisses hält der Vf. für eine nothwendige Bedingung des glücklichen Ausganges der Krankheit. Die Entscheidung erfolge beynahe einzig durch diesen Schweiss, sey es nun, dass er schon am 7ten, 9ten, 13ten oder 21ten Tage sich einfinde. (Rec. vermisste in mehreren Fällen des Typhus den Schweiss, und sah dagegen ein starkes Nasenbluten als kritische Erscheinung.) Bey einigen stellten sich häufige Stühle mit Erleichterung ein; ein junger Mensch genas unter einem bedeutenden Speichelfluss. Der Tod scheint durch Brand oder Ausschwitzung und eine Art Eiterungsprocess, wodurch die Verrichtung des Gehirns gehemmt und aufgehoben wird, zu erfolgen. (Der Ausgang der bey dem Typhus gesetzten Entzündung in Eiterung ist nach Rec. Erfahrung einer der seltensten, der durch Wasserbildung in den Gehirnhöhlen dagegen ziemlich häufig.) Bey zweyen am Typhus, unter allen Zufällen der Hirnwuth Verstorbenen, wo sich die Krankheit fast bis zu Ende überlassen blieb, fand der Vf. in dem einen Fall die Blutbehälter des Gehirns mit vielem Blute angefüllt, die Blutgefässe derselben von schwarzem Blute strotzend, in den Seitenhöhlen eine ungewöhnlich geformte, membranöse, zähe, nicht leicht zerreibliche Masse; in dem anderen Fall starke Verwachsung der festen Hirnhaut mit der inneren Fläche des Schädels, die Blutbehälter voll Blut, zwischen der festen Hirn - und der Gefäss-Haut mehrere mit Wasser angefüllte Bläschen von der Grösse einer Erbse, auf den Windungen des Gehirns eine dem Eiter ähnliche Feuchtigkeit (unstreitig ausgeschwitzte Lymphe), die Gefässe des grossen Gehirns mit schwarzem, stockendem Blute angefüllt.

Die Gefährlichkeit des Typhus setzt der Vf. darein, dass es nur einen glücklichen Ausgang der Entzündung hier gebe, die Zertheilung. (Rec. ist zwar hiemit einverstanden, glaubt jedoch, dass auch bey der Wasserbildung, wenn sie nur nicht zu bedeutend, ein glücklicher Ausgang, durch die erfolgende Resorption, zu hoffen ist. Die lange Stupidität mancher Typhuskranken, nach gehobenem Übel, scheint darauf hinanzudeuten.) Mit Recht dringt der Vf. darauf, dass der Arzt vorzüglich in den zwey ersten Stadien der Krankheit sehr thätig seyn müsse, und dass, wenn diese übersehen würden, und das Heer der Nervenzufälle eingetreten ist, die Kunsthülfe sehr zweifelhaft sey. Als das erste und vorzüglichste Mittel rühmt der Vf. das Aderlassen; im Anfange entzieht er 8 bis 10 Unzen Blut. Durch die auch öfters erfolgende Zunahme der krankhaften Erscheinungen nach dieser Operation lässt sich Hr. *R.* nicht abschrecken, und schreitet zu einer zweyten Venaesection von 10 bis 12 Unzen. Die Menge des zu entleerenden Blutes wird nach den Zufällen der Krankheit, dem Alter und Geschlecht des Subjects, überhaupt nach jenen Umständen bestimmt, welche den Arzt bey anderen Entzündungskrankheiten zum Aderlass und dessen Wiederholung auffodern. Bey dieser Berücksichtigung hat der Vf. in geeigneten Fällen 4, ja 5 mal die Ader öffnen lassen, und zwey bis dritthalb Pfund Blut entzogen, ohne den geringsten Nachtheil weder für die Gegenwart, noch für die Folge je wahrzunehmen. Es folgte vielmehr beynahe bey allen Kranken Verminderung der Entzündungszufälle, Abnahme des Fiebers, Vorboten der beabsichtigten Zertheilung. Nächst der Venaesection setzt der Vf. auf die Blutigel grosses Vertrauen, welche er für ein wahres Specificum im Typhus erklärt. Nebst dem empfiehlt er kalte Umschläge, innerlich Salpeter, *Liquor ammonii acetici*, kühlende Getränke, Vesicatorien an die Waden. Wo die Schweisse zu profus eintreten, wurde *Infus. Serpentar.* mit *Elix. acid. Hal.* gereicht, und bey fortdaurender Eingenommenheit des Kopfes Bisam empfohlen. — Mit grösseren Schwierigkeiten sey die Behandlung da verbunden, wo sich die Krankheit mehrere Tage überlassen blieb, oder gar erhitzende Getränke und Arzneyen gereicht, und dadurch die Entzündung gesteigert und unterhalten wurde. Hier gehe das zweyte Stadium schnell in das dritte über, wo sich dann entzündliche Nervenzufälle zugesellen. Die meisten Ärzte lassen sich durch die vorhandene Schlummersucht, das Irrereden, Sehnenhüpfen, das Zittern des ganzen Körpers, den kleinen schnellen Puls, den Petechialausschlag, die trockene Haut, oder die profusen Schweisse zur Anwendung des Moschus, Camphers, Baldrians, der Schlangenwurzel, der Ambra verleiten. In den meisten Fällen verstärken sich hierauf alle krankhaften Erscheinungen, und der Tod erfolgt. Der Vf. liess sich durch diese nervösen Zufälle nicht irre machen. Ist in diesem dritten Zeitraume der Krankheit der Kopf sehr schwer, die Augen und das Gesicht roth, das Subject jung, kräftig, und die antiphlogistische Methode versäumt: so machte der Vf. sogleich von Blutentleerungen Gebrauch. Gewöhnlich bediente er sich der Blutigel; bey deren Mangel ward eine starke Aderlass vorgenommen. „Ich habe, sagt er S. 50, „unter diesen Umständen 20 und mehrere Stücke Blutigel an die Stirn- und die Schlaf-Gegend anlegen, und die Blutung möglichst unterhalten lassen. Zu bewundern war der Erfolg; die gefahrvollesten Zufälle verminderten sich

schon während der Operation, und verloren sich binnen 24 Stunden so auffallend, dass unter Eintretung eines entscheidenden Schweisses die froheste Aussicht zur Genesung sich öffnete."

Da die Mehrzahl der Ärzte über die zweckmässigste Behandlung des eigentlich nervösen Zustandes bey dem Typhus bisher so schwankend und zweifelhaft war: so glaubt Rec., dass die mitgetheilten Beobachtungen des Vfs. die grösste Aufmerksamkeit verdienen.

Die Schrift des Hn. *Friedreich* (No. 11) enthält Zweifel und Einwürfe gegen die Theorie des Hn. *Marcus* über den Typhus, deren Beantwortung demselben nicht schwer fallen dürfte, da der Vf. den entzündlichen Charakter der Krankheit eingesteht, aber nur jene Encephalitis gelten lassen will, welche sich als Phrenitis darstellt. Er scheint nicht bedacht zu haben, dass eine Krankheit deshalb nicht aufhört eine inflammatorische zu seyn, weil sich die Zufälle der Entzündung nicht jedesmal in ihrer grössten Stärke einfinden. Um jene Annahme zu rechtfertigen, genügt es schon, dass in den meisten Fällen die Erscheinungen, im Leben und nach dem Tode, die Gegenwart der Entzündung beweisen. Auch gesteht der Vf. ein, dass die Zufälle des Typhus manchmal denen der wahren Phrenitis ganz ähnlich sind, dass die jüngsten und stärksten Constitutionen am ersten und heftigsten ergriffen werden, Blutungen aus der Nase oft schnell Besinnung und Genesung herbeyführen, und in den Köpfen der Verstorbenen zuweilen grosse Blutanhäufungen gefunden werden. Diese Erfahrungen bestimmten den Vf. schon lange dazu, mit den Reizmitteln sehr behutsam zu seyn, und sogar Blutentleerungen bey dieser Krankheit vorzunehmen. Er glaubt jedoch, dass der Typhus nur unter besonderen Umständen einen solchen Charakter besitze, und die antiphlogistische Behandlung vertrage. Oft nehme nämlich die Krankheit einen schleichenden Gang an, und von einer Blutcongestion zum Kopfe sey keine Spur vorhanden. Bey einer anderen Art des Typhus bemerke man oft gleich im Anfange die auffallendsten Zeichen der Entmischung. Offenbar hat der Vf. den gewöhnlichen Synochus und das Faulfieber mit dem contagiösen Typhus verwechselt. Dass bey diesen Fieberformen von einer Hirnentzündung nicht die Rede sey, ist hinlänglich bekannt. — Die mitgetheilten Resultate der Leichenöffnungen sprechen eher für als gegen die Ansicht des bestrittenen Gegners. In mehreren Fällen fand Hr. *F.* das Hirn und dessen Membrane eben so wie bey denjenigen, welche an einer, durch heftige Leidenschaften und durch die Wirkung der Sonnenstrahlen entstandenen heftigen Phrenitis gestorben sind, und wie bey Kindern, welche am *hydrops acutus* litten. Alle Blutgefässe strotzten von Blut, und es sah alles wie eingespritzt aus. Auf dem Hirn war mehr oder weniger ausgebreitete sulzige Lymphe sichtbar, der *Plexus choroideus* strotzend, und in den Hirnhöhlen befand sich Wasser; aus der durchschnittenen Substanz des Gehirns quollen unendlich viele Bluttropfen. — Häufig fand Hr. *F.* die Blutgefässe der Membranen des Gehirns von Blute strotzend, aber keine Spur von ausgetretener Lymphe, oder Ergiessungen in den Hirnhöhlen. Trotz dieser sprechenden Erscheinungen erklärt der Vf. den entzündlichen Zustand des Hirns nur für etwas Secundäres, und setzt die Wesenheit des Typhus in einen *besonderen gereizten Zustand* jenes Organs. Hiemit ist aber, wie mit der Annahme eines *besonderen Hirnleidens*, gar nichts erklärt, da die Art und der Grund dieser Reizung, dieses besonderen Hirnleidens, nicht eingesehen wird. Auch ist die Parallele des Typhus und der Masern sehr unglücklich gewählt, da hier ganz verschiedenartige Gebilde ergriffen sind. — Die Blutentleerungen hält der Vf. im Typhus indicirt: bey jungen, vollblütigen, starken Individuen, bey dem mitgetheilten Typhus, bey einer raschen Entwickelung der Krankheit, und dem Hervortreten entzündlicher Erscheinungen. — Die kalten Fomentationen will Hr. *F.* nur nach vorausgegangenen Blutentleerungen angewendet wissen. Die Wirksamkeit der künstlichen Geschwüre oder Fontanellen, als Präservativmittel gegen die Typhusansteckung, bezweifelt der Vf.

Hn. *Weinhold's* Schrift (No. 12) enthält einen schätzbaren Beytrag zur Geschichte des während der Belagerung von Dresden herrschenden Nervenfiebers. Wir berühren nur Einiges über den Charakter dieser furchtbaren Epidemie. Die Krankheit hielt sich lange im Standpuncte des Synochus, ehe sie gänzlich in den Typhus überging. Anfangs zeigten sich gastrische und gallichte Zufälle dabey, von Gram und Sorgen entstanden. Der Krankheitsstand durchlief aber mehrentheils den ganzen Cirkel, jedoch mit der Abweichung, dass die Gutgenährten und miasmatisch-Inficirten mehr zur Synoche hinneigten, die Dürftigen und ihn aus sich selbst Entwickelnden aber, vom Synochus aus, gänzlich in Typhus übergingen. — „Die Schlachten von Bautzen, von Hochkirchen und Dresden," heisst es S. 54, „eine Menge Militair-Hospitäler innerhalb der Ringmauern, die mehrsten Bürgerhäuser voll kranker und blessirter Officiere, der Schrecken eines Bombardements, Feuersgefahr, Hungersnoth, die Quälereyen der Einquartierten, der angehäufte Dünger auf den Strassen, Sterbende und Todte neben crepirten Pferden in allen Winkeln, schlechte Aussichten für den künftigen Erwerb und Haushalt, ein unglückliches Vaterland — alles dieses zusammengenommen musste wohl das festeste Nervensystem erschüttern, und Hand in Hand mit dem bösartigen Miasma viele krank und elend danieder werfen. Nur die Gewohnheit an diese schrecklichen Einflüsse, und die Möglichkeit, an einem Orte, wo es bey ungefähr 54000 Einwohnern über 64 praktische Ärzte giebt, ohne das Heer von Chirurgen, welche sich die *licentiam practicandi in arte medica* selbst anmassten, leicht ärztliche Hülfe zu erhalten, machte die Gefahr, in welcher die Residenz sechs Monate schwebte, etwas geringer." — Welch ein schauderhaftes Bild dieser für die Stadt Dresden so unglücklichen Periode!

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 1 4.

MEDICIN.

Kritik

der neuesten Schriften über den contagiösen Typhus.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ausser der Schilderung der dresdener Epidemie, erhalten wir hier zugleich eine neue Theorie des Typhus, deren Basis auf einer Reihe von Untersuchungen beruht, welche mit den Nerven der am Typhus Verstorbenen angestellt wurden. Seit acht Jahren war es nämlich ein Lieblingsgeschäft des Hn. *Weinhold*, die Nerven in verschiedenen Leichnamen rücksichtlich ihres Entzündungszustandes zu untersuchen, wozu besonders der ischiadische Nerv gewählt wurde. Hiebey ergab sich, dass die gesunden Nervenstücke jederzeit ein zähes, gallertartiges, in Wasser unauflösbares, mit Zellstoff vermischtes, wenig flüssiges Mark hervortrieben. Das Neurilem zeigte noch einige Elasticität und grössere Festigkeit. Bey den Typhösen fehlte diese Elasticität und Festigkeit des Neurilems, es war schlaff und fast breyicht anzufühlen; zusammengedrückt gab das Nervenstück nicht jene gallertartige Masse, sondern eine wahre Pulpe, welche sich, auf einer Glasplatte mit destillirtem Wasser gerieben, zu einer milchähnlichen Flüssigkeit zerreiben liess. Diese Nervenstücke diagonal zerschnitten, unter ein Sonnen-Mikroskop gebracht, gaben in Hinsicht der Stellung und Figur der Markkörperchen einen noch bedeutenderen Unterschied. In gesunden Nerven stehen diese Körperchen, welche die Grundfieber des Nervenmarks ausmachen, als kleine, sphärische Molecülen dicht neben einander; im typhösen Nervenstück sind sie grösser, fast elliptisch, und haben zur Grundlage ihrer Fiber gerechnet eine andere Stellung angenommen; noch zwölf Stunden nach dem Tode trieben sich zwischen diesen Körperchen kleine Glasbläschen hervor. — Aus diesen Untersuchungen zieht der Vf. den Schluss, dass Aufhebung der normalen Cohäsion des Nervenmarks bey der Entzündung und dem Typhus gesetzt sey, welche bey der ersteren durch Weigerung, bey dem letzteren durch wahren Zurücktritt des Lebens herbeygeführt werde. Beide Zustände fliessen aber, nach der Behauptung des Vfs., eben so gewiss, wie sie aus einem Puncte des Lebenszustandes entstehen, wieder zusammen. Dieses sucht Hr. *Weinhold* durch das Schema des Cirkels anschaulich zu machen, indem er normale Cohäsion — Gesundheit, Steigerung derselben — Entzündung, Zurücktritt derselben — Typhus, und ihr Zusammenfallen — Synochus nennt. Bey dem Typhus soll jener Cirkel oft eintreten, indem die Steigerung der normalen Cohäsion, die Entzündung, leicht in den entgegengesetzten Zustand — ihren Zurücktritt übergehen, was sich unter der Form des Typhus offenbare. —

Sollten sich auch die angegebenen Veränderungen in dem Baue der Nerven, was Rec. jedoch bezweifelt, jedesmal bey dem Typhus ergeben: so berechtigt uns dieses doch keineswegs, darein das Wesen der Krankheit zu setzen, da dieselben füglich mehr als Folgen denn als die Ursache anzusehen sind. Will man aus der veränderten Beschaffenheit der Organe so viel folgern: so hätte man weit mehr Recht, die Krankheit von den wichtigen Metamorphosen abzuleiten, welche das Gehirn und das Rückenmark so oft darbieten. Auch streitet es gegen alle Gesetze der Stetigkeit des Organismus, einen so schnellen Wechsel entgegengesetzter Zustände anzunehmen. Wir müssen daher die hier entwickelte neue Typhustheorie für eine zwar sinnreich erdachte, aber ganz ungenügende Hypothese erklären, aus welcher sich weder das Wesen der Krankheit begreifen, noch viel weniger eine sichere Heilmethode ableiten lässt. Inzwischen verdienen die mitgetheilten Beobachtungen, über den veränderten Bau der Nerven bey der Entzündung und dem Typhus, unsere volle Aufmerksamkeit. Sie sind sehr sprechende Beweise, dass das ursprüngliche Leiden bey dem Typhus oft eine solche Intensität erlange, welche eine Störung in allen, der Sensibilität unterworfenen, Gebilden zur Folge hat.

Seiner Theorie zufolge, verwirft Hr. *W.* sowohl die erregende als die antiphlogistische Methode bey dem Typhus. Das von ihm empfohlene, und in der dresdener Epidemie angewendete Heilverfahren schwebt zwischen beiden in der Mitte. Der Vf. erklärt sich hierüber S. 56 auf eine sehr bestimmte Weise. „Ist gleich das Hervortreten einer reinen Synocha durch Typhusgift oder nach zerstörter Einwirkung desselben etwas Seltenes, verhält sie sich vielleicht wie eins zu zehen: so existirt der Fall doch in der

Wirklichkeit; und wie könnte ſonſt den 15 Tag des Nervenfiebers eine Aderlaſs von ſo glücklichem Erfolg ſeyn, und den allgemein plaſtiſchen Orgasmus des Blutes beruhigen? Iſt gleich ein reines Verharren der Krankheit im Typhus bey manchen Indiduen nicht abzuleugnen, und eine ſtarke Erregung von vorn herein von gutem Erfolg: ſo verhält ſich dieſes etwa wie zwey zu zehn, und es wäre unbedingt die gröſste Einſeitigkeit, aus einigen glücklichen Fällen auf das Ganze ſchlieſsen zu wollen. In der Mehrheit iſt die Krankheit ein Schwanken von einem Extrem zum anderen, von einem Zuſtand zum anderen, ein regelmäſsiges oder unregelmäſsiges Verlaufen in angegebener Kriſe."

Mit dieſen Worten hat der Vf. den Geiſt ſeiner empfohlenen Heilmethode ſo richtig bezeichnet, daſs uns wenig zuzuſetzen übrig bleibt. Bey ſolchen Prämiſſen iſt es ſehr begreiflich, daſs auch das Verfahren des Vfs. ein Schwanken von einem Extrem zum anderen iſt, und ſeine kliniſchen Vorſchriften aller Sicherheit und Feſtigkeit entbehren. Die von dem Vf. empfohlenen Mittel ſind im Anfange Brechmittel, Queckſilber, um die entzündliche Tendenz der Krankheit zu heben, Salmiak, Mineralſäuren, die verſüſsten Säuren und Naphten, Camphor, Canthariden, Wein, Moſchus in groſsen Gaben. Vor dem Mohnſaft, den Blaſenpflaſtern und Senfumſchlägen warnt Hr. *W.*, und theilt ein abſchreckendes Beyſpiel von der ſchädlichen Wirkung der Sinapismen bey einem jungen Menſchen mit, wo ihre Anwendung heftige Krämpfe und den Tod verurſachte. — Mehrerer ſehr wirkſamer Mittel, wie der kalten Waſchungen, Begieſsungen, der kalten Überſchläge, erwähnt der Vf. mit keiner Sylbe. Die Anwendung der Blutigel und der Aderläſſe will der Vf. nur ausnahmsweiſe gelten laſſen, da wo ſich zu der krankhaften Accumulation des Lebensprincips eine erhöhte Plaſticität des Blutes geſellt. So erlebte Hr. *W.* in der dresdener Epidemie mehrere Fälle, wo er bey Kranken, welche 16 bis 21 Tage mit unterdrückten Kräften an einer *Febris nervoſa ſtupida* mit anhaltendem *Sopor* daniedergelegen, ſchnell wegen ſynochöſer Wendung der Erſcheinungen eine Aderlaſs verordnete, und zum Erſtaunen aller Anweſenden einen feſten Blutkuchen mit einer wahren *Cruſta inflammatoria* erhielt. — Es iſt zu bewundern, daſs dieſe Erfahrung Hn. *Weinhold* in ſeiner Theorie und Heilart des contagiöſen Typhus nicht auf andere Gedanken brachte.

G G . . . R.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Pathologiſche Unterſuchungen* von Dr. *Ernſt Dan. Aug. Bartels*, ord. Prof. der Medic. und Director des anatom. Inſtituts zu Marburg u. ſ. w. Erſter Band, enthaltend die *allgemeine Theorie der Entzündung und des Fiebers, nebſt Bemerkungen über die Natur der Anſteckungsſtoffe.* 1812. 270 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Es iſt ſehr löblich, bey Erforſchung der Natur organiſcher Körper ſich ſcharf an die in der Erſcheinung gegebenen Thatſachen zu halten, dieſe in ihrer tiefſten Beſonderheit, wie ſie ſich aus einer Mannichfaltigkeit innerer Thätigkeiten gleichförmig hervorbilden, feſt ins Auge zu faſſen, und dann, vorſichtig rückwärts gehend, die Quellen, aus denen ſie entſprangen, in ihrem unmittelbarſten, erfahrungsgemäſseſten Zuſammenhange aufzudecken. Dieſen Zweck kündigt Hr. *B.* in der vorliegenden Schrift ſo ausdrücklich und wörtlich an, daſs wir nichts Beſſeres thun können, als uns geradezu in den Mittelpunct ſeines Buchs, in die *Theorie der Entzündung*, wo er ſich ſelbſt erfahrungsmäſsig offenbaret, zu verſetzen; wobey wir uns jedoch vorbehalten müſſen, wieder auf die *Aphorismen über Krankheits-Entſtehung*, von S. 1.—73, nöthigenfalls zurückzugehen, und, wenn es der Raum geſtattet, auch die *Betrachtungen über Fieber im Allgemeinen*, von S. 153 bis zu Ende, etwas näher zu beleuchten.

Entzündung iſt unregelmäſsig erhöhete Action der feinen, urſprünglich nur ungefärbte Lymphe enthaltenden Haargefäſse, vermöge deren ſie nicht nur gefärbtes Blut in ſich aufnehmen, ſondern auch Blut bereitend auf daſſelbe zurückwircken. Das Syſtem der Haargefäſse iſt in der Entzündung aus einem Organe der Nutrition zu einem Organe der Circulation geſteigert, oder die Entzündung iſt örtlich erhöhte Lebensthätigkeit. Mit dieſem Zuſtande des Gefäſsſyſtems iſt die entgegengeſetzte Richtung der Nervenaction des leidenden Theils unmittelbar verbunden. Denn da die Natur des Nerven, in Bezug auf das Nutritionsſyſtem, darin beſteht, dieſes zu beherrſchen und zu regeln (S. 78): ſo wird dieſe nach Auſsen gehende Thätigkeit, bey überwiegender Action des Gefäſsſyſtems, regreſſiv, und mit einer — der Senſibilität des angegriffenen Theils angemeſſenen Intenſität in ſich ſelbſt und zum Bewuſstſeyn, als Schmerz, zurückgelenkt. Dieſes Verhältniſs der Nervenaction zu der des Gefäſsſyſtems iſt dem Vf. das Weſentliche aller Entzündung. Zugleich mit dem Nervenſyſtem ſinkt die Activität der Saugadern und des Zellgewebes, nach der bekannten Anſicht von dem gleichen Verhältniſſe beider Syſteme, welche der Vf. ſchon früher in ſeinen Schriften dargelegt hat. Der Unterſchied zwiſchen Entzündung und Congeſtion beſteht ſonach vorzüglich in dem activen Verhältniſſe der Haargefäſse, als Circulationsorgane, zu dem Blute; da hingegen bey der Congeſtion dieſe ſich nur leidend verhalten, und daher das Product des vermehrten Zufluſſes als Stagnation erſcheint, ſtatt daſs in der Entzündung nur die Circulation eines beſtimmten Theils erhöht, und vielleicht nach S. 81 die Möglichkeit einer Stagnation in dieſem Falle ganz zu bezweifeln ſeyn dürfte. (Eine Behauptung, welche in dem Folgenden, wo von den Ausgängen der Entzündung die Rede iſt, lehrreiche Einſchränkungen erfährt.) Sieht man auf den Charakter des in der Entzundung gegebenen Proceſſes, welcher ſich zunächſt in der Beſchaffenheit des Blutes kund giebt: ſo finden wir, als das charakteriſtiſche Merkmal deſſelben, geſteigerte Oxydation, und die Entzündung läſst ſich in dieſer Hinſicht nicht unpaſſend einer regelwidrigen örtlichen Reſpiration vergleichen. Das Entzundungsblut iſt oxydirter, als es

im natürlichen Zustande seyn sollte. Hier aber muss der Unterschied der sthenischen und asthenischen Entzündung berücksichtigt werden. In beiden Fällen ist erhöhte Action — und übermäsige Oxydation. Bey jener aber ist zugleich mit der gesteigerten Oxydation die Blutbildung selbst, die Erzeugung des blutlamen Stoffs, gesteigert, statt dass dieselbe bey der asthenischen Entzündung dem Oxydationsprocess untergeordnet wird. Es giebt auch eine uneigentliche Entzündung, welche sich mehr der Congestion nähert, und (S. 131) sogar eine solche, wo bey einem Grade der Sanguification, „der dem gesunden Zustand eben entspräche, dennoch diejenige örtlich regelwidrige Thätigkeit Statt finden kann, worin die Entzündung besteht, und wo diese also weder sthenisch noch asthenisch ist." Besteht der Charakter der Entzündungsaction in erhöhter Oxydation: so ergiebt sich daraus, welche Art der Einwirkung als ursächliches Moment der Entzündung ins Auge gefasst werden müsse. Der wesentlichste Reiz ist der Sauerstoff; ferner die Wärme, Miasmen, mechanische Ursachen u. s. w. Übrigens kann die Wirkung des Entzündungsreizes bald zunächst auf die Nerven, bald auf die Gefäse, bald auf beide zugleich gerichtet seyn. (Wird von S. 97—99 ausgeführt.) Die Ausgänge der Entzündung sind Zertheilung, Eiterung, Verhärtung, Brand. Bey der Zertheilung wird das Gleichgewicht zwischen Nerven- und Gefäss System ohne dazwischen tretende Zerstörung eines Theils der Capillargefäse wieder hergestellt. Eiterung ist die der Entzündung eigenthümliche Secretion, in welcher, nachdem die Saugadern die durch erhöhte Activität gleichsam verlebten Enden der Haargefäse in ihrem wiedererwachenden Conflicte aufgelöst haben, das Blut bey zurückkehrender vermittelnder Action der Nervenkraft, wieder entfärbt, und auf eine niedere Stufe herabgebracht wird. Der Frost beym Eintritt der Eiterung wird aus der plötzlich veränderten Thätigkeit der Nerven, in welcher sie zur Reaction nach Aussen zurückkehren, treffend erklärt, und überhaupt ist diese ganze Seite der Entzündungslehre hier mit Scharfsinn entwickelt, und Gruithuisens Ansichten in soweit benutzt, dass man nur wünschen muss, Hr. B. möge noch einen Schritt weiter gegangen seyn, und auch die Idee von der Einheit der Action und Secretion, nach Gruithuisens Vorgange, der Geschichte des Eiterungs- und Granulations-Processes zum Grunde gelegt haben. In der Verhärtung sinkt Nerven- und Gefäss-Thätigkeit gleichförmig, und erliegt einer tieferstehenden Productivität, als die ursprüngliche des angegriffenen Theils war. Im Brande ruft der Oxydationsprocess, auf seiner höchsten Stufe, bey der erliegenden Vitalität des Organs den Wasserstoff, als activen Factor, und als das Causalmoment der Fäulniss organischer Körper hervor.

Die Entzündungslehre des Hn. *B.* charakterisirt sich hinlänglich in den ausgehobenen Sätzen, und wir dürfen den letzten Abschnitt derselben, in welchem, nach der aufgestellten Theorie, von der Wirkungsweise der bekannten Heilmittel der Entzündung gehandelt wird, übergehen. Die Lehre vom Elektrochemismus, auf die purificirte Erregungstheorie aufgesetzt, springt in die Augen. Soll aber durch eine spätere Bearbeitung die frühere Ansicht eines wissenschaftlichen Gegenstandes wahrhaft gefördert werden: so kann dieses nur dadurch geschehen, dass sie die frühere nicht etwa bloss bestreitet, oder auf sie, wie auf einen Fussschemel, hinaufsteigt, um von da aus einige, etwas höher gesteckte Ansichten bequemer herabzulangen; sondern sie muss jene erst wahrhaft *begreiflich machen* und zur Selbsterkenntniss bringen, welches nimmermehr durch die Zusammenschmelzung des Chemismus mit der Erregungtheorie gewonnen werden kann; Letztere bleibt immer als *caput mortuum* liegen, und der Chemismus sublimirt sich, seiner Gewohnheit gemäss, bis dahin, wo er in der Imponderabilität untergeht. Diess bewahrheitet selbst der geistreiche Vorgänger des Vfs., dem er mit löblicher Bescheidenheit nachtritt, und überhaupt ist auf der Bahn der Wissenschaft jeder Schritt, der von einer, wenn auch nur die dämmerndste Aussicht eröffnenden Idee zur Hypothese führt, ein Rückschritt.

Hier müssen wir nun, auf die hinter uns gelassene aphoristische Einleitung des Buchs zurückblicken, um das Ziel dieser pathologischen Arbeiten unmittelbar neben dem Princip derselben zu erkennen. Es mag zugegeben werden, dass, ob wir gleich „die genauere Berücksichtigung des Wesentlichen und Reellsten in den Erscheinungen, den Muth, uns durch die blosse Oberfläche der Dinge tiefer hineinzuarbeiten, der neueren Naturphilosophie verdanken," — dennoch das Allgemeine derselben, „in sofern es nicht physikalisch oder physiologisch, sondern eigentlich philosophisch ist," nur in „kosmischen Träumereyen" besteht, der Gedanke aber, „alle Theorieen des Besonderen und Individuellen aus universellen, das Ganze der Natur umfassenden Ansichten herzuleiten, ein Unheil bringender Trugschluss" sey. — Wir geben Viel zu, indem wir dieses zugeben, obwohl wir es nicht *einräumen* können. Es bleibt also die Erfahrung als einzige Führerin, und verworfen muss werden, was sie nicht aussagt. Die Erfahrung aber bestätigt des Vfs. Entzündungslehre vollkommen, und sie genügt folglich ihrer Bestimmung so sehr, dass wir nur an den theoretischen Principien derselben einige Ausstellungen machen, und höchstens ihre aufhellende Kraft bey Anwendung auf das Besondere bezweifeln dürfen. Das Wesentliche der Entzündung besteht in einem örtlichen Missverhältnisse zwischen der Nerven- und Gefäss-Thätigkeit eines Organs. Fragen wir, worin das Wesen der Nerventhätigkeit eigentlich bestehe: so erfahren wir S. 37, dass das Nervenmark die ponderable thierische Materie sey, welche mit Electricum vorzugsweise gleichsam sich anschwängert. Dieses Electricum ist eine imponderable Materie, und die Action des Nerven besteht, nach dem Vf., erstens in der Erzeugung von Electricum, zweytens als Trennung oder Einung des Positiven und Negativen in diesem Electricum, und drittens als eigentliches Polarisiren der verschiedenen Nervenmark-Kügelchen, oder der verschiedenen Zweige, Stämme, peripherischen Theile und Centraltheile gegen einander (S. 39). Dieses Electricum schöpft

nun das Nervensystem vorzugsweise aus dem Blute, vielleicht auch noch auf directem Wege aus den zur Assimilation gelangenden ponderableren Stoffen. An ihrer Spitze steht der Weingeist, aus welchem, wenn er bey überhandnehmendem Habitus die Qualität der Nahrung erlangt, das Nervensystem sich dergestalt mit Electricum überladen kann, dass es sich bey der Annäherung einer geringen *Flamme* zur Selbstverbrennung *entzündet*. Von den übrigen Arzneyen, deren Wesen überhaupt darin besteht, das Electricum locker an ihre Basis gebunden zu enthalten, liefern einige, die reizenden (ätherischen), die entgegengesetzten Qualitäten schon in halber Freyheit, und richten darum, *wegen* der physiologischen Verschiedenheit des Centralsystems, und des sympathischen Nervensystems, ihre Wirkung vorzüglich auf ersteres, — die narkotischen hingegen, welche die entgegengesetzten Qualitäten noch mehr indifferenzirt entlassen, wenden sich aus demselben einleuchtenden Grunde mehr dem letzteren zu. Fragen wir bey dieser tiefsinnigen Erklärung der Nervenaction die Erfahrung: so scheint es, als müsse Manches als Hypothese liegen bleiben. Nehmen wir das Electrum als specifische Materie: so bleibt das Gesetz der Ausscheidung im thierischen Organismus in der Gefäsform ausgedrückt, und die, Immaterielles um sich versammelnde Kraft des Nervensystems ist *qualitas occulta*. Wir würden es weit lieber sehen, wenn es hiesse, das Nervenmark sey das thierische Electrum selbst: denn damit dürfte wohl Etwas gesagt seyn. Nicht anders, als mit der Erzeugung des thierischen Electrum, verhält es sich auch mit der Differenzirung und polarischen Vertheilung desselben. Die Erfahrung giebt nicht in sich differente Action des Nerven, als solches, sondern nur Verschiedenheit des Ausdrucks derselben nach Verschiedenheit der Gebilde, in die er ein- oder übergeht, und wer erfahrungsmäsig consequent seyn wollte, dürfte eigentlich nicht sagen, der Nerv sey nach Aussen activ, und nach Innen reflectiv, sondern er müsste sich mit der Aussage begnügen, dass, weil der Muskel ein Anderes, ein Anderes aber das Gehirn sey, das dritte sich selbst Gleiche zu jedem von Beiden sich verschieden verhalten müsse. Dass der Nerv das Electricum aus dem Blute ziehe, ist, wenn es ein Electricum giebt, der Analogie gemäss. Wie aber kommt es ins Blut? Die Nahrungs- und Arzney-Mittel weisen in der Erfahrung nichts dem Ähnliches auf, und die Ansicht des Vfs. von der Wirkungsweise der sogenannten ätherischen und narkotischen Arzneymittel ist fast mehr als hypothetisch. Könnten sie nicht auch als Gegensätze gegen das Electrum qualitätsbestimmend wirken? oder dieses theilweise durch Affinität binden? oder durch Bindung eines anderen Stoffes, von welchem jenes festgehalten würde, seine freyere Action befördern? Wie vieles läst sich nicht auf diesem Wege ausdenken! Ganz erfahrungswidrig endlich ist ein Electricum, das durch die Flamme Entzündung verursacht. Noch eins aber müssen wir hier beherzigen: Hr. *B.* giebt selbst der Vermuthung Raum, dass der Sauerstoff dem einen elektrischen Pol, den er den positiven nennt, zur Basis dienen könne, und nennt in der Folge, S. 248, das Oxygen des arteriösen Cruor seinem Wesen nach ein an der Mischung nur lose haftendes Electricum. Derselbe Sauerstoff aber ist es, welcher, als thierisch chemisches Moment vorherrschend, die Entzündung charakterisirt. Ist nun das Zurücktreten der Nervenaction eines Organs Bildungsmoment der Entzündung: so muss vor allen Dingen das organische Verhältniss des Electricum im Nerven zum Sauerstoff des Gefäses nachgewiesen werden, welches geradezu auf die verruchte Idee des Makrokosmus und Mikrokosmus hinaus laufen würde. Die Erfahrung begreift demnach den Entzündungsschmerz nicht aus der durch Unterdrückung reflectirten Nervenaction. Eben so wenig läst sich die erhöhte Erregung in ihrer Fortdauer aus dem *Reize* des Bluts auf die Gefäse erfahrungsmäsig herleiten: denn wir bemerken bloss die Bewegung des Bluts in den Gefäsen, und nehmen eine lebendige Action derselben wahr, wissen aber nicht, ob sie sich contrahiren, weil das Blut sie reizt, oder ob das Blut nur fort bewegt wird, weil sich die Gefäse contrahiren. Ja, es läst sich kaum als ausgemacht behaupten, dass die Contraction mechanisches Moment der Blutbewegung sey. Wir wissen, dass das völlig entleerte Herz, nach Unterbindung der Hohlvenen, sich noch zusammenzieht; — aus blosser Gewohnheit, wie es scheint. Ob das Blut im Entzündungsprocesse sich oxydire, ist ebenfalls noch nicht erwiesen, theils weil man noch zweifeln könnte, ob sich das Blut überhaupt durch die Respiration oxydire, theils weil man bey dem gleichen Oxydationszustande desselben entweder an der Möglichkeit einer sthenischen, oder an der einer asthenischen Entzündung, im Sinne des Vfs., zweifeln müsste. Dieser Zweifel wird nun vollends noch mehr gerechtfertigt, wenn wir erwägen, dass nach S. 71 die Nutrition für den reinsten thierisch-chemischen Vorgang, die Irritabilität für einen elektrisch-chemischen-organischen Process, die Sensibilität aber für das reinste Elektrische, das überhaupt im thierischen Organismus Statt finden kann, erklärt wird. Hier schwanken nämlich, wie der Vf. selbst bemerkt, die Grenzen der drey wesentlichsten thierischen Actionen auf fast unbestimmbare Weise, und auch da, wo Hr. *B.* eine scharfgezogene Grenzlinie sieht — zwischen dem elektrisch-chemischen Processe nämlich, und dem rein-chemischen, wohin er die Krystallisation und Lösung rechnet, — da war schon, als er seine Aussprüche niederschrieb, die Scheidewand bereits durch die experimentirende Chemie selbst untergraben, und ist seitdem so weit eingestürzt, dass sie die chemisch-elektrische Theorie des Lebens unter ihrem Schutte völlig zu begraben droht. Man sehe hierüber die neuesten Jahrgänge von *Schweiggers* Journal fast auf jeder Seite. Nach *Spalanzani's* neuesten Versuchen zieht selbst die todte thierische Faser Sauerstoff an sich. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

MEDICIN.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Pathologische Untersuchungen* von Dr. *Ernst Dan. Aug. Bartels.* — I Band, enthaltend die *allgemeine Theorie der Entzündung und des Fiebers, nebst Bemerkungen über die Natur der Ansteckungsstoffe* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die hier vorgebrachten Ausstellungen beziehen sich lediglich auf die theoretischen Principien, welche dieser Entzündungslehre zum Grunde liegen, und sollen dieser letzteren um so weniger Eintrag thun, da ja bekanntlich aus solchen Voraussetzungen um so viel klarer und deutlicher gefolgert werden kann, je mehr sie selbst aus der Luft gegriffen sind. Kaum wagten wir auch von dieser Seite einen Zweifel aufzuwerfen, wie das Blut, dessen active Gegenwart in den Capillar-Gefäſsen einen Hauptpunct der Entzündung ausmacht, theoretisch hineinkomme. Dass es factisch darin sey, sehen wir freylich wohl. Durch den Reiz sollen die Capillar-Gefäſse aus Werkzeugen der Nutrition Werkzeuge der Circulation werden (S. 76). Der Reiz kann aber auch, nach Hn. *B.*, sowohl topisch, als durch Einfluss auf andere Stellen des Circulationssystems wirken. Nun ist aber der Reiz seiner Qualität nach verschieden: das Product seiner Einwirkung also müſste, wenn wir nicht wieder auf die nackte Erregungstheorie zurückkommen wollen, nothwendig auch ein Verschiedenes seyn. Es ist aber, nach dem Vf., in allen Fällen, bey der sthenischen wie bey der asthenischen Entzündung, wesentlich dasselbe, — nämlich erhöhte Action der feinsten Gefäſse. Vermöge dieser können sie nur dem Eindringen des Blutes um so kräftiger widerstehen, oder ihr eigenes Contentum thätiger bewegen, auch wohl bearbeiten, aber nicht letzteres zu Blut erheben: denn dazu würde erfodert, dass wir, nach einer chemisch-dynamischen Lebenstheorie, die Art ihrer nun veränderten Einwirkung auf das enthaltene Serum als chemische Qualität nachweisen könnten. Hätten wir dann einmal das rothe Blut in den Capillar-Gefäſsen: so dürften wir dann wohl anders woher den nicht unwahrscheinlichen Satz borgen, *dass diese zwey Eins* seyen, und die Entzündung könnte hierauf *in infinitum* weiter gehen. Wie aber aufhören? Man sollte denken, nothwendig im Brande. Allerdings ist die Eiterung die charakteristische Auflösung der eigentlichen Entzündung, und wir haben schon oben der Entwickelung dieses Vorgangs im Verlaufe der Entzündung rühmend erwähnt. Eine noch vollkommenere Auflösung kann sogar die Lebenskraft durch die Zertheilung bewirken. Soll es aber dazu kommen: so müssen die Nerven, „die selbst während der regelwidrigen Gefühlsaction, worin sie bey der Entzündung sich befanden, zu der entgegengesetzten Richtung ihrer Thätigkeit wieder Kräfte zu sammeln *scheinen*," „*so zu sagen* durch die Taktik des übrigen Nervensystems zu stärkerem und steigendem Widerstande angefrischt werden," um die „exaltirten, durch ihre übermäſsige Thätigkeit gleichsam *ermüdeten*" Haargefäſse geradezu, oder wenn das Übel schon zu weit gediehen mit Hülfe der Saugadern, wieder zur Ordnung zurück zu bringen (S. 128); worauf denn allerdings die gutartige Eiterung den schönsten Fortgang haben kann.

Bey den *Betrachtungen über Fieber im Allgemeinen* können wir nun uns kurz fassen, weil sie, nur in gröſserer Ausdehnung, den Gang der Entzündungstheorie wiederholen. Im Ganzen bricht hier sichtbar, und wie es scheint wider den Willen des Vfs., die unterdrückte Erregungstheorie wieder hervor, z. B. S. 162 bey der physiologischen Erklärung des beschleunigten Pulses, wo nicht nur die Qualität des Blutes, als Reiz, ausschlieſslich berücksichtigt wird, sondern auch die Bedenklichkeit sich verräth, „wie kärglich und schlecht genährte Menschen, wegen des unkräftigen Bluts, einen trägen und seltenen Puls haben, ungeachtet die Reizbarkeit ihrer geschwächten Adern eher gröſser als geringer seyn möchte." Nach der vorläufigen, nicht ohne Grund geäuſserten Bedenklichkeit, dass es schwer seyn dürfte, über das Fieber im Allgemeinen, ohne Berücksichtigung seiner speciellesten Formen, gründlich zu reden, ergiebt sich doch bald durch eine leichte Untersuchung, dass dasselbe „als eine innerlich abweichende und in Missverhältniss gesetzte Thätigkeit nicht einzelner Nerven und Gefäſse, sondern des ganzen Gefäſssystems und Nervensystems," zu betrachten sey, deren Wesentliches, als noch verschieden von dem Wesen, in der Folge wieder auf den regelwidrigen, in dem arteriellen Systeme und den ihm zunächst correspondirenden Nerven hervortretenden, elektrischen Process reducirt

wird. Um den Fieberstoff physiologisch zu erklären, genügt schon dieses, dass „die relative Übermacht der Gefäfse die Nerven zu einer *tumultuarischen* Gegenwirkung reizt, wobey sie eine Zeitlang wenigstens den Gefäßen *Gewalt anthun*, und von ihrer Seite das Übergewicht bekommen." Hiebey fällt, obwohl nur zur Erläuterung beygebracht, etwas wirklich Treffendes und Gutes über den Unterschied zwischen Fieber und Krampf ab. Über das Gesetzliche in dem typischen Wechsel zwischen Frost und Hitze bescheidet man sich wohl gern, hier keine näheren Aufschlüsse zu erhalten; doch ist die Vermuthung in Hinsicht des dreytägigen Typus beherzigungswerth, dass, weil diese Form in denselben Systemen liegen müsse, die den Grund der Ab- und Zunahme des Fiebers enthalten, (im Nerven- und Arterien-System nämlich), diese Systeme sich in einem Zeitraum von zwey Tagen der menschlichen Lebensthätigkeit so getheilt hätten, dass an dem einen das Nervensystem, an dem anderen (dem der Exacerbation) das Gefässsystem überwiege. S. 217. — Die physiologischen Erklärungen mancher anderen Fiebersymptome, z. B. des Durstes, des gestörten Appetits, der unterdrückten Hautausdünstung, reichen nicht so weit, als die der subjectiven und objectiven Temperaturveränderung, wo *Buntzens* Ansichten gut benutzt und erweitert worden sind. Aus dem Abschnitte von der *Entstehung des Fiebers* werden die Wege, auf welchen die ursächlichen Momente des Fiebers einwirken, nach drey Hauptansichten, als Hautorgan, Lunge und Nahrungscanal, und Gehirn, in Hinsicht der Qualität und der Wirkungsweise der durch sie einwirkenden Potenzen, ausführlich betrachtet. Die Haut spielt hiebey mit Recht eine bedeutende Rolle; nur mischt sich das System etwas zu sehr ein, wenn bey der Zusammensetzung der Atmosphäre nicht nur aus ponderablen, sondern auch aus imponderablen Bestandtheilen, versichert wird, dass sie in beiden „noch weit veränderlicher sey, als man durch die bisherigen Untersuchungen es entdecken konnte." Durch die unterdrückte Transpiration, so wie umgekehrt durch die unvollkommene Assimilation, werden theils ausscheidungsfähige, zersetzte thierische Stoffe, z. B. freyerer Wasserstoff, ein Übermass von mehr entwickelter Kohle, oder auch von beträchtlich zersetztem Stickstoffe, in den Säften zurückgehalten, — theils auch zu wenig verarbeitete, nicht genug gemischte Stoffe in die Blutmasse aufgenommen. Von Seiten der Gehirnthätigkeit ist ein doppelter, nämlich ein positiver oder negativer Einfluss der Seelenaction zu berücksichtigen. „Die Übertreibung des Denkens bringt im Gehirne, und mittelbar im ganzen Nervensysteme, eine regelwidrige Spannung hervor, eine bleibende *Tendenz*, unverhältnissmässig zu den Kräften der Reproduction *gleichsam* mehr Stoff der Erregbarkeit mobil und disponibel zu machen, als der regelmässige Gang der organischen Thätigkeit liefern kann, wodurch Schwäche mit erhöhter Receptivität entsteht." — Bey dem Acte der Heilung spielt die durch eine ursprünglichere Unordnung in anderen Functionen verursachte, regelwidrige Reaction des Gefässsystems fast ausschliesslich eine Rolle, indem eben diese regelwidrige Reaction „die fernere Einwirkung jener Abnormitäten auf das Gefässsystem erschwert, und zugleich diesem einen grösseren bestimmenden Einfluss auf jene zuerst gestörten Functionen giebt." Natürlich lasst sie selbst nach, sobald sie diese Störungen auf einen gewissen, geringeren Grad herabgebracht hat, worauf dann die Genesung unter angemessenen Verhältnissen weiter fortschreiten kann. Den Krisen ist der Vf. vermöge einer leisen Neigung zur Erregungstheorie, wie man deutlich sieht, nicht ganz gewogen, obwohl er ihnen von dem Standpuncte des elektrochemischen Lebensprocesses aus den Zutritt unmöglich versagen kann. Abnorme Mischungen im Blute müssen während des Verlaufs des Fiebers allerdings vorzugsweise Statt finden. Diese Mischungen aber „bestehen, nach S. 222, hier (in dem Fieber) hauptsächlich aus *verbrennlichen*, oder vielmehr *richtiger* (?) aus in gewissem, zu hohem Grade *schon verbrannten* Stoffen; und gerade die innigeren Verbindungen von combustiblen Grundlagen mit reichlichem Oxygen scheint der Organismus am wenigsten sich wieder aneignen zu können."

Wir erwähnen noch in der Kürze der *Betrachtungen über die Natur und Materialität der Contagien*, die einen Theil des letzten Abschnitts: *Über das Wesentliche des Fiebers*, ausmachen, vorzüglich aus dem Grunde, weil der Vf. selbst in der Vorrede auf diese ihm eigenen Ansichten hinweist. Schon *Steffens* erinnerte im ersten Theile seiner *Beyträge zur inneren Naturgeschichte der Erde*, dass manchen Giften, wie z. B. dem Schlangengift, eine Verflüchtigung des Stickstoffs durch den Wasserstoff zum Grunde liegen möge. Auf ähnliche Weise erklärt sich nun Hr. *B.* auch die Natur der Contagien, nicht ohne Einmischung seines hypothetischen Princips. Ihm scheinen die Contagien aus einer Verflüchtigung nicht des Stickstoffs, als solches, sondern vielmehr des *Princips* des Stickstoffs theils durch das Princip des Wasserstoffs, wohin die meisten Contagien zu rechnen seyn dürften, — theils, wie vielleicht das Contagium des Scharlachs, durch eine Verflüchtigung vermittelst des *Princips* des Sauerstoffs, oder durch die beiden Elektricitäts*principien*, gebildet zu werden. Nur die gröberen Miasmen, dergleichen z. B. das Sumpfmiasma ist, mögen, nach ihm, aus der Verbindung eines ponderablen Stoffs mit dem Wasserstoffe hergeleitet werden. Die Contagien selbst aber seyen die Producte relativ imponderabler Stoffe, in welchen sich die ponderablen hier, wie an der Grenze der Materienbildung, gleichsam aufzulösen scheinen. Endlich kann es, nach Hn. *B.*, auch noch eine *dritte* Classe von Contagien geben, in welchen das Princip des Stickstoffs durch das indifferente Elektricum selbst gebunden wird, und welche, „wenn sie auf das Nervensystem primär einwirken, in welchem ohnehin schon der negative Pol überwiegt, doch hintenher wenigstens vorzugsweise die Hydrogenisation im Organismus, gleichsam durch Addition, verstärken würden." — Ausser dieser etwas dunklen Stelle sind die hinzugefügten Winke über

die eigenthümliche Wirkungsweise und über die locale Richtung, die jeder der drey angenommenen Contagienarten, ihrer eigenthümlichen Natur nach, zukommen dürften, zu loben. Wir aber glauben hiemit genug gethan zu haben, um dem Vf. unsere Aufmerksamkeit zu bezeugen, und der *Sache* ihr Recht wiederfahren zu lassen. — Druck und Papier empfehlen das Buch. * * s.

MATHEMATIK.

POTSDAM, in Commiss. b. Horvath: *Über die allgemeine Entwickelung aller möglichen Wurzeln der numerischen algebraischen Gleichungen jedes Grades, nach einer neuen Formel.* Von *Heinrich Bauer*, Dr. der Philos., Conrector am königlichen Lyceum in Potsdam u. s. w. 1810. XII und 100 S. 4. (1 Rthlr.)

Wir haben Hn. *B.* bereits früher in der Jen. A. L. Z. 1809. No. 267 u. 1813. No. 237 als einen empfehlungswerthen Schriftsteller kennen gelernt. Dort wandelte er aber in dem Gebiete der mathematischen Elementarlehrer, worin man sich mehr durch die Form als den Stoff der Darstellung auszeichnen kann. Hier erblicken wir ihn in einer höheren Sphäre. Es ist ihm nicht darum zu thun, das bereits Vorhandene nur darzulegen, sondern die Wissenschaft soll um einen Schritt weiter gebracht werden. Er stellt eine Formel auf, welche den Schlüssel zur Auflösung *aller* numerischen Gleichungen enthält, und nach seiner Überzeugung den theils besonderen, theils allgemeinen Methoden *Vieta's, Cardan's, Bombelli's, Newton's* und Anderer vorzuziehen ist. Da der Vf. hiedurch grosse Erwartungen erregt: so wollen wir zuerst kürzlich seine neue Formel darstellen, und sodann unsere Bemerkungen nachfolgen lassen.

Um auch Anfängern verständlich zu seyn, schickt Hr. *B.* in 24 kurzen Sätzen allgemeine Bemerkungen über die Gleichungen voraus, in welchen die wichtigsten Vorbegriffe und Vordersätze kurz und bündig entwickelt werden; dann tritt er der Sache näher durch die Bemerkung, dass es eine grosse Erleichterung zur Bestimmung des ungefähren Werths des Unbekannten wäre, wenn man auf eine leichte Art alle Gleichungen unter eine der folgenden Formen bringen könnte:

$$x^n + ax^{n-1} + bx^{n-2} \ldots\ldots = \pm k, \text{ und}$$
$$x^n - ax^{n-1} - bx^{n-2} \ldots\ldots = \pm k.$$

Da diess nun nicht ist: so wird die allgemeine Formel aufgestellt:

$$x^n \pm ax^{n-1} \pm bx^{n-2} \ldots \pm kx = \pm g,$$

und bewiesen, dass x, als rational betrachtet, nie mehr als $\frac{\alpha}{n}$ Ziffer haben könne, wenn α die Zahl der Ziffer von g bedeutet. Diess vorausgesetzt, besteht das Auszeichnende der neuen Formel des Vfs. darin, dass man die ganze gegebene Grösse g jedesmal als eine einfache Potenz, und x als die zu suchende Wurzel derselben betrachtet, wodurch die ganze Auflösung in Form einer Wurzelausziehung dargestellt wird. Betrachtet man nämlich die Theile der allgemeinen Form:

$$x^n + ax^{n-1} + bx^{n-2} + cx^{n-3} \ldots + kx$$

zuerst absolut, weder positiv noch negativ, und setzt man dabey $x = p + q$: so wird:

$$x^n = (p+q)^n = p^n + np^{n-1}.q + \frac{n.\overline{n-1}}{1.2}p^{n-2}q^2 + \frac{n.\overline{n-1}.\overline{n-2}}{1.2.3}p^{n-3}.q^3 + \ldots$$

$$ax^{n-1} = a(p+q)^{n-1} = ap^{n-1} + a(n-1)p^{n-2}.q + a.\frac{\overline{n-1}.\overline{n-2}}{1.2}.p^{n-3}.q^2 + \ldots\ldots$$

$$bx^{n-2} = b(p+q)^{n-2} = bp^{n-2} + b(n-2)p^{n-3}.q + b\frac{\overline{n-2}.\overline{n-3}}{1.2}p^{n-4}.q^2 + \ldots.$$

$$cx^{n-3} = c(p+q)^{n-3}cp^{n-3} = + c.\overline{n-3}p^{n-4}q. + c.\frac{\overline{n-3}.\overline{n-4}}{1.2}.p^{n-5}.q^2 + \ldots.$$

Werden nun diese Reihen nach den Potenzen von q addirt: so ergiebt sich für alle numerischen Gleichungen folgende Auflösungsformel, wovon wir nur die ersten Anfänge hersetzen, da sie sehr leicht weiter verlängert werden kann:

1) $p^n + ap^{n-1} + bp^{n-2} + cp^{n-3} + dp^{n-4} + ep^{n-5} + \ldots +$

2) $n.p^{n-1} + a.\overline{n-1}.p^{n-2} + b\overline{n-2}pn^{n-3} + c\overline{n-3}p^{n-4} + d.\overline{n-4}p^{n-5} + \ldots)q +$

3) $\frac{n.\overline{n-1}}{1.2}.p^{n-2} + a.\frac{\overline{n-1}.\overline{n-2}}{1.2}.p^{n-3} + b\frac{\overline{n-2}.\overline{n-3}}{1.2}p^{n-4} + \ldots)q^2 +$

4) $\frac{n.\overline{n-1}.\overline{n-2}}{1.2.3}.p^{n-3} + a.\frac{\overline{n-1}.\overline{n-2}.\overline{n-3}}{1.2.3}.p^{n-4} + b\frac{\overline{n-2}.\overline{n-3}.\overline{n-4}}{1.2.3}.p^{n-5} + \ldots)q^3 +$

und so ferner.

Für die wirkliche Anwendung dieser Formel bemerke man nun Folgendes: 1) Bey Ansicht der gegebenen Gleichung überdenke man, wie viele mögliche, positive und negative Werthe x darin habe, und zwischen welchen Grenzen diese liegen; 2) wenn man so die Grenzen *eines* Werthes bestimmt und danach den ersten Wurzeltheil p genommen hat, und nun die Reihe berechnet: so kann ihre Summe sowohl > g als < g werden, und sowohl dasselbe Zeichen als das entgegengesetzte bekommen; 3) immer ergeben sich alle Theile der Wurzel gleichnamig, d. h. alle positiv oder alle negativ; 4) der erste Rest kann mit der gegebenen Grösse einerley oder das entgegengesetzte Zeichen haben, alle folgenden Reste aber müssen mit dem ersten Reste gleiche Zeichen bekommen.

Nun wendet Hr. *B.* seine Formel zuerst auf die Auflösung der quadratischen und cubischen Gleichungen an. Für jene wird die Formel in

$$p^2 + ap + (2p + a)q + q^2,$$

und für diese in

$$p^3 + ap^2 + bp + (3p^2 + 2ap + b)q + (3p + a)q^2 + q^3$$

verwandelt. Er geht hier alle möglichen Fälle durch, welche bey diesen zweyerley Arten der Gleichungen eintreten können, deren es für die quadratischen bekanntlich 6, für die cubischen aber 18 giebt. Über jeden einzelnen Fall werden wohlgewählte erläuternde Beyspiele entwickelt, wobey ausser der Hauptrechnung auch noch die Nebenrechnungen dargelegt sind.

Um nun unseren Lesern die wirkliche Berech-

nung anschaulich zu machen, heben wir folgende einfache Beyspiele aus.

1) Für *quadratische Gleichungen.*

Wenn die Gleichung die Form $x^2 - a x = + g$ hat: so muss $x > a$ seyn, wenn es positiv ist; negativ genommen, kann es im Allgemeinen jeden Werth haben. Wäre nun die aufzulösende numerische Gleichung $x^2 - 2x = 483$ gegeben: so ist x, als positiv, > 20 und < 30; negativ hat es dieselben Grenzen. Die Formel wird hier: $p^2 - ap + (2p - a) q + q^2$, und die Rechnung ist diese:

$$\begin{array}{rl} & 4|83 \;(+\overset{p}{20} + \overset{q}{3} \\ p^2 = & 400 \\ -ap = & -40 \\ \hline \text{Rest} = & +123 \\ 2p - a = & (38) \text{ Divisor} \\ (2p - a) q = & 114 \\ q^2 = & 9 \\ \hline & 000 \end{array}$$

Da nun jede quadratische Gleichung zwey Werthe hat, und der zweyte immer gefunden wird, wenn man den ersten zu x addirt, und die Summe entgegengesetzt nimmt: so ist dieser zweyte Werth hier $= -(23 - 2) = -21$. Auch findet man ihn nach der Formel:

$$\begin{array}{r} 4|83 \;(-20 \\ 400 \;(-1 \\ 40 \\ \hline 43 \\ 42 \\ 1 \\ \hline 00 \end{array}$$

2) *Für die cubischen Gleichungen.*

Wenn $x^3 + a x = + g$: so sind immer 2 Werthe unmöglich (No. 19 d. Bemerk.), und der dritte ist positiv. Die numerische Gleichung sey folgende:

$x^3 + 10x = 1000$; so ist $x > 9$ und < 10,

und findet sich nach der Formel

$p^3 + bp + (3p^2 + b) q + (3p) q^2 + q^3$ genauer so:

$$\begin{array}{l} 1000|\,9{,}66 \\ \;\;819 \\ \hline 181{,}000 \\ \;\;51{,}8 \\ \;\;\;9{,}72 \\ \;\;\;\;216 \\ \hline 19{,}264000 \\ 17{,}1888 \\ \;\;10368 \\ \;\;\;\;\;216 \\ \hline 1{,}971304 \text{ u. s. w.} \end{array}$$

Schon diese Beyspiele zeigen, wie viele Ähnlichkeit die Operation nach des Vfs. Formel mit dem gewöhnlichen Ausziehen der Wurzeln habe, sowie sich denn auch die bekannten Ausdrücke für $(p + q)^2$, $(p + q)^3$, $(p + q)^4$ u. s. fort sehr bequem aus derselben ableiten lassen. Er behandelt nun nach ihr noch mehrere Gleichungen des 4ten Grades, und dann folgen Anwendungen auf einige Fälle vom 5ten und 6ten Grade, womit er, da die Formel sich auf *alle* höheren Gleichungen ausdehnen läfst, seine Schrift endiget.

Sollen wir über Hn. *B's.* Verdienst, bey Aufstellung dieser Formel, ein entscheidendes Urtheil fällen: so müssen wir es dahin aussprechen, dass derselbe nicht als der erste Erfinder dieser Auflösungsart der numerischen Gleichungen auftreten, wohl aber gegründeten Anspruch auf das Verdienst machen könne, zu dieser, schon bekannten, Methode die so interessante als richtige allgemeine Formel zuerst entdeckt zu haben. Bekanntlich war *Vieta* der erste, welcher die Auflösung der numerischen Gleichungen von jedem Grade gründlich behandelte. Er zeigte in seinem Werke: *De numerosa potestatum adfectarum resolutione*, die Methode, solche Gleichungen durch Operationen aufzulösen, welche dem arithmetischen Ausziehen der Wurzeln ähnlich sind. Wir glauben auch Hn. *B.*, als gerade Deutsche, aufs Wort, dass er vor Verfertigung seiner Schrift *Vieta's* Werke nie gelesen habe, und in dieser Hinsicht müssen wir ihm zu seiner Erfindung Glück wünschen, obgleich er sich, als *zweyter Erfinder*, kein äusserliches Recht auf die Entdeckung erworben hat. Davon abgesehen, bleibt Hn. *B.* immer das schöne Verdienst, dasjenige in eine nette und brauchbare Formel zusammengefasst zu haben, was *Vieta* zwar in sehr vielen Beyspielen, jedoch ohne Beweise und allgemeine Übersicht, dargelegt hat. Der Vf. hat in seinem Vorberichte zwey Gutachten über seine Schrift beygefügt; eines von der mathematischen Classe der berliner Akademie der Wissenschaften, das andere von dem russischen Staatsrathe Hn. von *Fuss*, und wir können es demselben nicht übel deuten, dass er in mehreren beygesetzten Anmerkungen seine bescheidene Empfindlichkeit darüber äussert. Sollten wir auch unserer Seits, was wir an seiner Abhandlung vermissen, aussprechen: so wäre es eine *leichte* und *sichere* Methode, wie man schon *vor* der wirklichen Rechnung die Grenzen des Werthes vom Unbekannten bestimmen kann; eine Bestimmung, welche ein *wesentliches* Erfodernifs zur Anwendung der neuen Formel ist. Dass dabey eine Art von Rathen Statt habe, kann nicht geleugnet werden. Möge übrigens Hr. *B.* sein Talent noch ferner zur Bearbeitung mathematischer Lehren benutzen!

Δ

F O R T S E T Z U N G.

Gmünd, b. Ritter: *Predigten über die Geschichte und Schriften der Apostel*, Gehalten in der Stadtpfarrkirche zu Schwäbisch-Gmünd von *Joh. Thomas Vogt.* Dritter Band. 1813. XVI u. 462 S. 8. (S. die Rec. J. A. L. Z. 1813. No. 220.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., in Commiss. b. Mohr u. Zimmer: *Die Kirche in dieser Zeit.* Worte der Ermahnung zunächst an die Geistlichen, von einem erfahrenen protestantischen Theologen, zu Anfang des Jahrs 1814 geschrieben. 1814. 45 S. 8. (6 gr.)

Einen lang genährten Wunsch glaubte Rec. bey Erblickung dieser Blätter erfüllt zu sehen. Es ist der Wunsch, dass in unserer von Gott gesegneten, an so viel Edlem und Grossem, der Menschheit wahrhaft Frommendem so überaus fruchtbaren Zeit — von den Würdigen des Volks mehr daran gedacht werde, *den Grund* zu sichern und zu erhalten, aus welchem jenes Edle in seinen herrlichsten Blüthen, aus welchem der allererfreulichste Enthusiasmus hervorging, dessen man unser Weltalter kaum für empfänglich halten mochte. Am erfreulichsten ist doch sicherlich jener Enthusiasmus unseres aufblühenden Geschlechts für Vaterland und Befreyung von Knechtschaft, wenn er *durch religiöses Leben*, durch den Glauben und die Hoffnung ächter, selbsterrungener religiöser Überzeugung eben sowohl fest begründet als unbesieglich gesteigert wird. Dass *unsere* glückliche Zeit die Früchte eines solchen Enthusiasmus gesehen, dass zuerst unter der wackeren preussischen Jugend und dann unter den Schaaren der ihr verbrüderten deutschen Jünglinge sich, *wenigstens bey sehr Vielen*, etwas ganz Anderes als ein bloss flüchtiger Reiz für das Höchste und Würdigste gebildet und gezeigt habe, und dass ihr Sinn vorzüglich von der religiösen Idee Leben und Gestalt und Ausdauer empfing: wer möchte das leugnen, und hätte sich dessen nicht inniglich gefreuet? Auf gleiche Weise — wer möchte bey der Masse des Volks, Hohen und Niederen, den *religiösen* Einfluss der begeisternden Zeit verkennen auf die vielfachen Regungen, Äusserungen, Thathandlungen des reinsten Patriotismus und der unverdrossensten Menschenfreundlichkeit, die sich überall auf eine so erquickliche Weise hervorgethan?

Wenn, wie Alles, was der Leidenschaft verwandt, auch der Enthusiasmus vergänglich ist: so bleibt desto mehr zu wünschen, dass von dem, was durch ihn in die Seelen gekommen, recht viel *festgehalten* werde. Wenn schon hie und da die kalte Bedenklichkeit und hypochondrische Befürchtung, als werde man doch zu rechter Zeit in das alte Geleise wieder einlenken, sich vernehmen lassen: der Gläubige läst sich dadurch nicht irren. Er sieht den edelsten Samen durch die Zeit ausgestreut, und er hofft zuversichtlich, das freudig Aufgegangene wird reifen und Segen bringen. Das prachtvolle Gewitter mit seinen zermalmenden Schlägen ist vorüber; die erfrischte Luft, der Odem neues Lebens in ihr und der aufgelockerte, hoffnungsreiche Boden sind uns geblieben. Unsere vormals so satte, erschlaffte, an der Idee verarmte Jugend hat das leere Geschwätz aufgeben gelernt, und sich durch die Idee geläutert und erhoben zur That. Was aber könnte so sichere Bürgschaft geben, dass jeder Gewinn, den die Zeit durch ihre gewaltigen Motive gewährte, nachwirken, und das jetzige Geschlecht wesentlich erstarken und veredlen werde, als — wenn *die Religion* mit ihrem heiligenden und beseligenden Einfluss wieder überall den Menschen als himmlische Freundin, die zugleich Vertrauen und Liebe empfängt, nahe wird? Wer die Nothwendigkeit davon erkennt, wird freudig zu diesem Zwecke mitwirken, was irgend seine beste Kraft ihm darbietet.

Als Mitwirkung und Anregung im vorzüglichen Sinne erscheint uns die gegenwärtige Schrift, wenn sie auch an Andeutungen, Übersichten und Winken reicher wäre und ihrem Zwecke nach seyn muss, als an einer nicht minder wünschenswerthen Ausführung, sehr dankenswürdig. Sie wird eben so interessant als lehrreich durch die Fruchtbarkeit der aufgestellten Gedanken, durch die Schärfe in Bestimmung der Hauptmomente, durch den Reichthum an Beobachtung und Erfahrung, der sich darin ausspricht, grösstentheils auch durch hinreichende Klarheit in Entwickelung und Darstellung, überall aber und durchgängig durch das Redliche, Gemüthliche und Unverfälschte ihrer Sprache. Was darin über *die Freyheit der kirchlichen Formen*, über *die gegenseitige Hülfleistung des Staats und der Kirche* vorkommt, was vornehmlich über ein wesentliches *Erfoderniss des geistlichen Standes* gesagt wird, verdient — würde es hier auch nicht zum ersten Mal vorgetragen — die ernstlichste Erwägung. Uns scheint der letztere Punct der wichtigste, weil die Folgen so nahe liegen. Soll, was wir gewonnen haben, Sinn, Ernst, Liebe für die Religion, soll wieder erwachende Frömmigkeit, und religiöse Zucht erhalten und bewahrt werden: so sind es würdige, gewissenhafte Geistliche vornehmlich, welche

hier als die Repräsentanten des religiösen Lebens und Wirkens, als die Augenpuncte der öffentlichen Meinung darüber — sowohl activ als passiv am wirksamsten eingreifen können. Viel *können* sie thun, wenn sie bedacht sind, ihr Licht immer rein leuchten zu lassen, und ihr Salz frisch und ohne Fehl zu erhalten. Die Zeit erwartet es.

Doch es verdient eine Schrift dieser Art, um ihr die gebührende Aufmerksamkeit zu erregen, dass wir ihr in dem Hauptgedankengang nachgehen.

Für Alles — damit beginnt sie — hofft jetzt die halbe Welt einen besseren Zustand; auch *die Kirche* sehnt sich danach. Zwar werden alle Dinge menschlich bleiben, und kein goldenes Zeitalter wird die Menschen auf Erden in selige Geister umwandeln: aber doch wohnt Gott unter den Völkern und in einer jeden Brust, und zu Zeiten wird seine Stimme deutlicher gehört. Jetzt hätten *die* vornehmlich auf diesen Ruf zu merken, die zum Dienst der Kirche verpflichtet sind. Denn wenn das Christenthum das Göttliche in der Menschheit im hellesten Lichte zeigt, und sich dieses Licht, um bleibend auf der Erde zu seyn, einen Körper, nämlich *die Kirche*, angebildet hat: so muss man auf den irdischen Stoff in diesem Körper desto achtsamer seyn, und von dem Dünkel zurückkommen, als sey das alles gut und vortrefflich, was in neuer Zeit bisher an und in der Kirche geschehen, und gegen den Lügengeist kämpfen, der selbst in unserem innersten Heiligthum sich eine Veste zu erhalten sucht. — Der Zustand der Gleichgültigkeit gegen Kirche, Religion und Glauben findet sich unter den Katholiken, wie unter den Protestanten. Es ist nicht etwa bloss Mangel in dem Äusseren der Religiosität; sie hat auch im Innern wenigstens nicht zugenommen. Auffallend ist die allgemein gewordene Klage über den Mangel an Seelennahrung und frommer Erweckung in der protestantischen Kirche; man wünscht von allen Seiten Verbesserung.

Der Mensch *macht* die Zeit, wenn er da thätig eingreift, wohin ihm die Vorsehung winkt. Die Verbesserung der Kirche ist zunächst ihren Dienern von Gott in die Hände gelegt. Was die ewige Weisheit beschlossen hat, wird geschehen auch ohne unsere Armseligkeit: aber es gebührt uns, in Gottes Werke zu arbeiten. Wir haben noch wenig gethan. Die vielfältigen Verordnungen über Lehrbegriff, Kirchenzucht u. dgl. haben bisher wenig gefrommt; man sollte daher denken, dass es der Kirche noch nicht recht Ernst gewesen. Man kann doch nur, wenn man will. Steifes ängstliches Halten auf die hergebrachten Lehrformen und Orthodoxie führt so wenig zum Heil der Kirche, als der moderne Mysticismus oder die sich so nennende Gefühlsreligion. Es ist kein anderer Weg zum Heil, als der von Anfang es war, und der es bleibt: *Glaube* und immer nur *Glaube*. Wollen wir die christliche Kirche im Leben erhalten: so müssen wir selbst an Christum glauben, und andere hierin stärken. Zu jeder Zeit bedürfen wir der kirchlichen Anstalten; diejenigen aber sind die heilsamsten, welche dem Triebe der Religion *eine ganz freye Entwickelung* gestatten, ihm nichts Fremdartiges geben, nichts von Aussen aufdringen, und durchaus die Heiligkeit des Glaubens anerkennen. Jene Anstalten müssen sich nach den Umständen richten und mit den Zeiten verändern, um Schaden zu verhüten und das Beste zuzuführen. Die christliche Religion hat mehr Störungen von Freunden als von Feinden erfahren; am meisten durch die Einheit der Formen, welche die Pfleger der Kirche in ihrem bequemen Wahn ersannen, und worein sie alle nöthigten, da sich doch Menschenwerk nimmermehr mit Gottesgeist verträgt. *Jede Nation* bedarf vielmehr *ihrer eigenen Kirchenform*.

Schon die Natur bezeichnet uns dieses Gesetz: denn sie individualisirt, und nur der Verstand verallgemeinert; was er aber bildet, sind abgezogene wesenlose Begriffe, die nicht ins Leben zu dringen vermögen. In der Mannichfaltigkeit der Sprache zeigt sich *die Verschiedenheit der kirchlichen Formen* als nothwendig. In beiden, der Sprache und der Religion, hat das Gemüth sein wahres Seyn und Wesen, in der Anbetung Gottes und in dem Verkehr der Gedanken. Alles andere betrifft nur das leibliche Leben, das nur die Sclavenseele höher als jenes anschlägt, und das doch nicht einmal ohne jenes bestehen kann. — Wie für den katholischen ist für den protestantischen Kirchenverein ein fester Bau nöthig, auf einem positiven Fundamente des Glaubens, und wir hoffen es ebenfalls darin zu finden, dass die Kirchenform der Nationalität angemessen sey. Die Schwierigkeiten hiebey lösen sich von selbst. Nicht reden wir von einer einzelnen Kirche, welche über die anderen herrschen oder sie höchstens dulden soll: denn die allgemeine Kirche soll in der besonderen bestehen. England bietet ein Beyspiel davon dar. Es kommt das Streben in der menschlichen Vernunft nach Einheit zu Hülfe, welches in der Vielfachheit der Formen zu einer Grundform hinführt, der man sich dunkel oder klar bewusst wird. Zunächst verkörpert sich diese Idee durch das Nationale, und sucht Alles, was die Individuen eines Volkes von einander trennt, zu vernichten, um die Einheit im Volksthume mehr und mehr aufzustellen. Parteygeist ist nicht Religion; Factionen in der Kirche sind nicht verschiedene Kirchenformen. Der letzteren bedürfen wir, weil die Menschen verschieden sind; die ersteren verwerfen wir, weil wir Christen sind.

Die Zeit zeigt uns nicht bloss Gefahren, auch grosse *Begünstigungen für die Kirche*. Erloschen ist bey den Gebildeteren der Religionshass; auch ist es nicht mehr Volksstimme, dass christliche Parteyen einander verfolgen. Einzig und herrlich ist auch in dieser Hinsicht der jetzige Bund der Staaten. Die mächtigsten Regenten und Völker sind vereinigt, und es sind die Hauptmächte der griechisch-katholischen, der römisch-katholischen und der verschiedenen protestantischen Kirchen — Alle zu *Einem* Zweck, zu einem heiligen: denn es gilt die Sache der Menschheit. Wo stellt die Geschichte sonst ein Beyspiel von einem Kriege christlicher Völker auf, worin so gar nichts von

Religionspartey, und doch so viel Religion wäre? Alles nimmt einen kräftigen Aufschwung. Der Staat wird die Kirche mehr und mehr begünstigen: denn auch an ihn ist Gottes Wort ernstlich ergangen, und er hat es tief empfunden, zu welcher Elendigkeit er herabsinkt, wenn ihm die Herzenskraft fehlt; er hat einsehen gelernt, dass diese in ihrem tiefsten Leben und Weben nichts anderes ist als die Religion. Der geistliche Stand wird mehr gehoben werden als bisher, weil er sonst auszugehen drohte. Die kirchlichen Anstalten wird der Staat freyer lassen, nachdem die Erfahrung so vieler Länder gelehrt, dass nicht viel Gutes durch die bestimmenden Einrichtungen herausgekommen. Nur in der Freyheit erwächst Gottes Tempel. Zunächst dürfen wir von der Thätigkeit des Staats für die Kirche — eine innigere Freundschaft zwischen beiden hoffen. Er leihe ihr *seinen* Schutz und Schirm, wo sie dessen bedarf; er nehme aber auch *ihre* Hülfe an, weil er ihrer bedarf. Wir hoffen solche Gesetze, wodurch die Staatsbeamten für ihre Person sowohl, als in ihren Geschäften, kirchliche Gebräuche ehren. Für Staat und Kirche zugleich würde dann das Herz des Volks schlagen. Man hat erfahren, wie wenig die sogenannten Organisationen den Wünschen entsprochen. Bedenken wird man daher, dass *nicht von Aussen und mit Gewalt* auf einmal das Bessere angestaltet und am wenigsten in das Volksleben gebracht werden kann, und dass das Heil — ganz allein von Innen kommt.

Innerhalb der Kirche muss die Hauptsache geschehen. Es wird geschehn durch Wahrheit und ernsten Willen. Vorerst muss die Kirche darauf sehen, dass ihre Mitglieder ihr wirklich angehören, dass sie also nicht in Täuschung mit sich selbst sey. Die Kirche kann den nicht als den Ihrigen ansehen, der sich nicht fortwährend zu ihrem Symbol bekennt. Auf dem Wege der Nachsicht löst sich die Kirche selbst auf. Ohne ein strengeres Verfahren, das sie durch Disciplin und Excommunication auszuüben hat, kann sie nicht bestehen. Wer den Zweck will, muss die Mittel wollen. (Doch *diese* Mittel der Strenge gebraucht sie nur mit der unbefangensten Weisheit und mit sanftmüthiger Behutsamkeit. Sie *vereint* weit lieber, als dass sie *aussondert*.) Die evangelische Lehre werde den Gemeinden in ihrer Einfalt vorgetragen; der allgemeinen Gesetze für den Cultus seyen wenige; und die Sorge, die von den Oberen ausgeht, zwecke dahin ab, dass die Landesgegend und der einzelne Ort seine Volkssitte aus sich selbst unter dem Einfluss des Christenthums verbessere, dass sich die Gemeinden und somit die Kirche aus ihrem Innern veredle.

Das Wesentliche wird immer für das Innere der Kirche bleiben, dass die Verkündigung des göttlichen Worts, wie sie *von den Geistlichen* geschieht, in *Lehre* und *Vorbild* auf den Quell alles religiösen und kirchlichen Lebens, den Glauben, hinführe. Durch die Geistlichen besteht die Kirche, und sie ist, sind diese was sie seyn sollen, unüberwindlich. Die grosse Frage ist: wie versichert sich die Kirche solcher Männer und eines fortdauernden heiligen Lebensgeistes unter ihnen? Dass dazu mehr erfodert werde, als das theologische Studium, haben wir in den vergangenen Zeiten deutlich genug erkannt. Der Theolog muss vor allen Dingen ein Christ seyn, und als Geistlicher muss er eine solche Glaubenskraft besitzen, dass er auch Anderen den Glauben zu stärken vermag. Die Vorbereitung zum Geistlichen muss noch etwas Höheres haben, als die Wissenschaft. Weder das akademische Studium, noch das theologische Examen, hat der Kirche die christlichen Lehrer gegeben, die sie in den Zeiten des Unglaubens bedurfte. Gleichwohl soll der künftige Lehrer sein theologisches Studium recht ernstlich und gründlich betreiben, und hierauf streng geprüft werden. Aber nicht bloss von der Wissenschaft, sondern auch von dem, was mehr ist als alles Wissen, von der Religion dessen, der eine kirchliche Stelle erhalten soll, muss man sich überzeugen. Davon können sich die Oberen überzeugen *vor* seinem Amt und während desselben aus seinem Leben. Wie der geübte Blick nach sicheren Regeln schon in dem Knaben den künftigen Mann entdeckt: so und noch leichter zeigt sich in dem Leben des reifen Jünglings sein Sinn und Beruf. Das grösste Hinderniss ist, dass die Kirche für jetzt keine Wahl hat, und darum ists dringende Noth, zum theologischen Studium aufzumuntern. Statt eines unsittlichen oder ungläubigen Studirten könnte man lieber irgend einen Nichttheologen wählen, der sich als Christ und zugleich durch Lehrerkraft auszeichnet. (Wohlbedächtig setzt der Vf. hinzu, dass er nicht gemeint sey, diess *zur Regel* zu machen. Es möchte am wenigsten ein *unserer Zeit* angemessenes Mittel seyn, dem Lehrerstande zu helfen.)

Über die Lösung der wichtigen Aufgabe, wie die Kirche würdige Geistliche bekommen könne, erklärt sich der Vf. nicht näher, weil diess, so sagt er, ausführlich geschehen müsse, und er sich erst berufen fühlte, an das zu erinnern, was der Kirche Noth ist. Wie das akademische Studium in Übungen für den künftigen Lehrerberuf übergehen, wie die Zwischenzeit bis zum Amte verwendet werden, wie die Aufsicht beschaffen seyn müsse, welche Einrichtung die Kirchenregierung jetzt zu fodern scheine, und wie das Schulwesen damit zusammenhänge, alles diess bleibt an seinen Ort gestellt. Doch wünschen wir sehnlich, dass der Vf. den abgebrochenen Faden seiner Untersuchung bald wieder aufnehmen möge. Die Erfahrenen und die Redlichen, je mehr sie das Hochwichtige dieser Angelegenheit erkennen, müssen gerade in dieser Zeit nicht säumen, ihren Rath und ihre Vorschläge kund zu machen, da sie gewiss mehr als je darauf rechnen dürfen, dass sich die Ohren und Herzen der edlen Machthaber, wie der Untergeordneten, ihnen bereitwillig öffnen. Eine gemüthvolle und kräftige Anrede an die, welche zum geistlichen Stande gehören, über das Thema: „*Seyd wahr und eifrig, und dabey von Herzen demüthig!*" — schliesst auf das würdigste und ergreifendste diese Bogen, denen wir von ganzer inniger Seele viele solcher Leser wünschen, die ihre Ansichten und Winke treu aufnehmen, sie im eigenen

Herzen bewegen und — jeder in seinem Kreise und in seiner Art — mit Gott sich zur Benutzung und Anwendung für Amt und Leben anschicken. Vor Allen meinen wir diess von *den Geistlichen*: denn bey der Einfalt und Kraft der Entwickelungen, wie der Sprache in dieser Schrift, wird sie ihnen in das Gewissen reden, ohne sie darum (wie es wohl sonst geschehen ist) mehr zu demüthigen, als aufzurichten. Keiner wähne (sagt der ehrwürdige Vf. S. 43, und es diene diese Stelle zur Probe seines herzlichen und energischen Tons), dass die Prediger noch jetzt, wie ehedem, in behaglicher Ruhe bleiben werden, wenn ihnen andere Dinge mehr an dem Herzen liegen als Gottes Wort. So kann die Kirche ferner nicht bestehen, auch will das der Ernst der Zeit nicht mehr ertragen. Oder meint ihr, dass der Krieger, der das Leben ganz anders kennen lernte, und dem Tode unter manchem Elend ins Auge schaute, wenn er nun heimkehrt, das matte Geschwätz in einer Predigtform werde anhören, oder die gottesdienstlichen Verrichtungen des kraftlosen Mannes, der nicht kalt und nicht warm ist, werde ansehen mögen? Oder wird der Hausvater, wird die Wittwe, werden alle die Tausende, denen die Noth der Zeit ins Herz gegriffen, und die von Seuchen und anderem Elend noch übrig sind, werden diese die Kirchen besuchen mögen, worin sie nicht Gottes Kraft erfahren? Werden sie ihre Kinder armen Sündern übergeben, dass diese sie ins Heiligthum einführen? O täuscht euch nicht, irre geleitete Jünglinge. Es hat eine Zeit begonnen, wo Gottes Gerichte über die Lügenhaftigkeit der Menschen auf Erden ergehen; und wird die Kirche nicht bessere Geistliche haben, als die Schwachen, die das Werk der Lüge trieben: so wird sie Trennungen erfahren, an die man kaum zu denken wagt. Doch wird Gott seine Kirche auch alsdann schützen, und das Gericht wird nur ihre sogenannten Diener treffen. Die edlen Herrscher und ihre Völker stehen gross im Kampfe; Deutschland erhebt sich herrlich aus seiner Schmach: und zurückbleiben sollten die Lehrer der Religion? sie, denen in dem heiligen Kriege der heiligste Kampf übertragen ist, sie allein sollten es an sich fehlen lassen? Wir, meine Brüder, sollten diese Schande in der Geschichte der grossen Zeit auf uns laden? diesen Fluch vom Staat und der Kirche? Nein, mit heiligem Eifer, mit Wahrheit und Ernst bereitet euch vor, die Sprecher der neuauflebenden Religion zu werden, und hiedurch erst recht der neuen Zeit das Heil zuzuwenden u. s. w. Rec. setzt hinzu: „*bittet den Herrn der Ärndte, dass er Arbeiter in seine Ärndte sende.*“ NA.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Giessen*, b. Schröder: *Observationes in Pindari carmen olympicum primum.* Prolusio scholastica, qua ad Paedagogii academici solemnia verna celebranda fautores et amicos literarum invitat Dr. *Theoph. Frid. Welcker.* 1806. 25 S. 4.

In dieser Schrift werden folgende Stellen behandelt. V. 1—4 construirt Hr. *W.* ὁ δὲ χρυσὸς, ἅτε πῦρ αἰθόμενον, ἔξοχα διαπρέπει νυκτὶ μεγάνορος πλούτου, neu und sinnreich; nur zweifeln wir, ob diese Fügung mit der Stellung des ἔξοχα bestehen kann. — V. 14. ὅθεν ὁ πολύφατος ὕμνος ἀμφιβάλλεται σοφῶν μητίεσσι. Die Erklärungen von *Schmid, Benedict, Heyne, Ast, Süvern* werden mit Recht und aus guten Gründen verworfen. Ob *Gedike* richtig verstanden ist, lassen wir auf sich beruhen, da uns bloss seine deutsche Übersetzung zu Gebote steht. Hr. *W.* selbst erklärt: *hymnus cingitur sapientia, sententiis poëtarum.* Da hätten wir den Hymnos *velut vatem, vigoris plenum Olympiae se accingentem armis suis, indeque proficiscentem et prodeuntem.* Ein schönes Bild! Soll aber Pindar sein eigener Erklärer seyn: so führt *Pyth.* 5, 24: ἀμφέβαλε κόμαις γέρας auf eine ganz andere Erklärung, die *Gedike* und *Bothe* schon ahndeten, und jener nur zu stark, dieser zu dürftig aussprach. Statt des prosaischen Satzes: *von Olympia aus kommt Stoff zu Gesängen*, lässt der Dichter, um den Moment der Begeisterung recht anschaulich zu machen, den Hymnos selbst die Geister der Sänger von allen Seiten umströmen, damit sie den Zeus verherrlichen. So brauchen wir weder zu *Gedike's Flügeln*, noch zu *Bothe's* alles Bildliche zerstörender Bemerkung, ἀμφὶ sey nichts weiter als ἐν, unsere Zuflucht zu nehmen. V. 16 ist das von *Bothe* gut vertheidigte ἱκόμενοι beybehalten, was wir nicht missbilligen, wenn wir gleich wissen, dass *Böckh* anderer Meinung ist. — V. 43 Aus dem accentlosen Drucke sieht man nicht, ob Hr. *W.* θαύματα liest, oder θαυματά, welches wir als das einzig richtige erkennen. — V. 80. 81. Die Anmerkung zu diesen Versen hätte der Vf. schwerlich geschrieben, wäre ihm *Böckh* mit dem vier Jahre später erschienenen kritischen Commentar zu dieser Hymne vorangegangen. Wir übergehen sie. — V. 90: κόρῳ δ' ἕλεν ἄταν ὑπέροπλον, τάν οἱ πατὴρ ὑπερκρέμασε, καρτερὸν αὐτῷ λίθον. Dass sowohl οἱ als αὐτῷ zum Verbum gehöre, ist gut gezeigt: *Jupiter damnum ei imminere jussit, lapidem super eum suspendens.* Der übrige Theil der Anm., in der wir nur die Freude über das Fragment der Klytämnestra (das eher dem zehnten Saec. als dem Sophokles angehört) nicht billigen, erlaubt keinen Auszug. — V. 97. μετὰ τριῶν τέταρτον πόνον. *Heyne's* Interpret. wird gut widerlegt. — 145. Ἀρεταῖσι μεμαλότας υἱούς. Passend wird verglichen ein Fragment des *Ibycus* bey Athen. XIII, 564. Aesch. Theb. 189 und Eum. 75. — V. 167. καλῶν τε ἴδριν ἄλλον. Hr. *W.* vergleicht gut Tac. Annal. 1, 57: *quanto quis audacia promtus, tanto magis fidus, rebusque motis potior.* — S. 18 macht der gelehrte Vf. Hoffnung zu einer vollständigen Sammlung der griech. Lyriker. Da diese noch nicht erschienen ist, möchten wir ihn an sein Versprechen erinnern.

M. D. K.

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Auf Chemie und Erfahrung gegründete praktische Anleitung zu Erziehung schmackhafter, gesunder und haltbarer Weine durch zweckmässige Anwendung einer verbesserten Weinlese, Kelterung, Gährung und Behandlung des Weins von dem Herbst an bis zum ersten Ablass.* Von C. F. *Erhardt*, weil. markgräflich badischem Bergrath. Zweyte Ausgabe. Mit 4 Kupfertafeln. 1814. XVI und 168 S. 8. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

PHILOSOPHIE.

Jena, b. Mauke: *Philosophische Rechtslehre und Kritik aller positiven Gesetzgebung.* Mit Beleuchtung der gewöhnlichen Fehler in der Bearbeitung des Naturrechts von *Jakob Fries*, Dr. d. W. und Privatdocent in Jena (nunmehr ord. Prof. in Heidelberg). 1803. XX und 179 S. 8. (16 gr.)

Wir holen die Anzeige eines Werks nach, welches durch viele originelle und scharfsinnige Urtheile unter den vorhandenen philosophischen Rechtslehren eine ehrenvolle Stelle behauptet. Rec. hält es noch nicht für zu spät, dasselbe gründlich zu prüfen und dem Vf. seine Achtung auf eine Art zu beweisen, welche dem wahren Philosophen und dem Schriftsteller, der nützlich seyn will, immer die angenehmste ist.

In der Einleitung wird zwischen Rechtspflicht und Tugendpflicht auf folgende Art unterschieden. „Die Pflichten, in Rücksicht deren ich nur meiner eigenen Gesetzgebung unterworfen bin, heissen Tugendpflichten; diejenigen hingegen, in Rücksicht deren ich auch unter der Gesetzgebung eines Anderen stehen kann, heissen Rechtspflichten. — Die Gesetzgebung der Tugend geht also nur auf die Gesinnung und die Moralität der Handlungen; die Gesetzgebung der Rechtspflichten geht hingegen auch auf äussere Thaten und auf Legalität der Handlungen." Rec. hält diese Unterscheidung weder für klar noch für richtig. Dass eine Handlung unter dem Gesetz des Gewissens (der inneren Gesetzgebung) steht, das macht sie zur Pflicht überhaupt. Dieser Begriff ist also der Geschlechtsbegriff, und kann nicht zur Unterscheidung der Arten dienen. Auch läst sich an der blossen Tugendpflicht, die keine Rechtspflicht ist, eben sowohl als an der letzten die Legalität von der Moralität unterscheiden. Die Übung einer Tugendpflicht ist nicht immer ein Beweis von der Tugend des handelnden Subjects. Bestimmter und richtiger ist die gleich darauf folgende Unterscheidung: „Die ethische Gesetzgebung der Tugend und die juridische Gesetzgebung für das Recht stehen sich so entgegen, dass die erste nicht äusserlich seyn, hingegen die letztere *auch durch Gewalt* Statt finden kann." Aber auch diese Unterscheidung geht nicht auf die Gesetzgebung als Quelle der Gesetze, sondern auf die zwiefache Art, wie moralische Gesetze geltend gemacht werden können. Die Form des Vernunftschlusses dient dem Vf. zum Eintheilungsgrund der philosophischen Rechtslehre. Der Obersatz giebt die Antwort auf die Frage: Was ist recht? was wird nach der Idee eines Reichs der Zwecke für die äussere Gesetzgebung geboten? Der Untersatz beantwortet die Frage: Wenn wir wissen, was recht sey, wie ist es zu machen, dass dies in der menschlichen Gesellschaft Rechtens werde? „Die erste Frage enthält die Aufgabe des ersten Theils der Wissenschaft als die Wissenschaft des Obersatzes oder der Idee; diesen nenne ich *die allgemeine Gesetzgebung*. Die zweyte Frage enthält die Aufgabe des anderen Theils der Wissenschaft, die Wissenschaft des Untersatzes, welche ich die *Politik* nenne. Aus beiden wird sich in die Stelle des Schlusssatzes eine *Kritik aller positiven Gesetzgebung* ableiten lassen." Den Werth dieser Analogie läst Rec. auf sich beruhen, und bemerkt bloss, dass Ideen, nach welchen positive Gesetzgebungen zu beurtheilen sind, mit der Kritik derselben doch nicht einerley sind. Bloss diese Ideen anzugeben, ist der Gegenstand des dritten Theils dieses Werks.

Die allgemeine Gesetzgebung begreift folgende Materien, welchen der Vf. ebenfalls die Form des Vernunftschlusses unterlegt. Der Obersatz lautet: Wenn Menschen in Gemeinschaft kommen: so soll ein jeder den anderen als seines Gleichen behandeln. Die oberste Subsumtionsformel unter dieses Rechtsgesetz ist: Die Menschen sollen sich in ihrer Wechselwirkung als vernünftig anerkennen. Der Schlussatz begreift folgende fünf Gesetze: Versprechen sollen gehalten werden; das Eigenthum soll nach dem Grundsatz der Gleichheit in der Gesellschaft vertheilt werden; jede Gesellschaft soll zu einer bürgerlichen Verfassung unter öffentlichen Gesetzen und öffentlichen Gerichtshöfen zusammentreten; das öffentliche Gesetz soll einen Codex des bürgerlichen Rechts enthalten, dessen Principien die gesetzliche Übereinkunft über die Vertheilung des Eigenthums und die Gültigkeit der Verträge sind; das öffentliche Gesetz soll einen Codex des peinlichen Rechts enthalten, dessen Princip die Bestrafung nach dem Rechte der Wiedervergeltung ist. Die Wirkung der Vernunft, wenn Menschen in Gemeinschaft kommen, äussert sich nach dem Vf. in dem Gebrauch der Sachen, und weiter darin, dass, um eine Sache zu gebrauchen, einer den anderen vom Gebrauch derselben ausschliesst. Aber (bemerkt Rec.) nicht bloss Sachen, sondern auch eine Person selbst

kann der Gegenstand des Willens einer anderen Person seyn. Beide Fragen: Welchen Regeln ist der Gebrauch der Sachen zu unterwerfen, wenn Menschen dem Rechtsbegriff entsprechen wollen? und: Nach welchen Regeln muss sich der Gebrauch der Person richten, wenn dieser Gebrauch nicht Unrecht seyn soll? sind einander nicht subordinirt. Die wechselseitige Anerkennung der Menschen als vernünftige Wesen kann schwerlich als Pflicht vorgestellt werden: denn sie ist eine Äusserung der Urtheilskraft, die von Erkenntnissgründen, und nicht vom Willen abhängt. Wird aber darunter die Achtung des Menschenwerthes verstanden: so hat ja schon der Obersatz dieselbe ausgedrückt. „Die fünf Gesetze des Schlussatzes sollen die Bedingungen seyn, unter welchen eine Anwendung des Rechtsgesetzes unter Menschen möglich ist. Unter dem ersten: Versprechen sollen gehalten werden, versteht der Vf. überhaupt die Pflicht der Wahrhaftigkeit, welche nach ihm eine Rechtspflicht, und keine blosse Tugendpflicht ist. „In rechtlicher Hinsicht ist jede Unwahrheit in der Gedankenmittheilung eine Lüge, sie ist von Rechtswegen verboten. Denn wenn ich jemanden, mit dem ich nur in rechtlichen Verhältnissen stehe, eine Unwahrheit sage, so beleidige ich ihn nicht nur, sondern ich hebe sogar das ganze Rechtsverhältniss, alle vernünftige Gemeinschaft zwischen uns auf, und vernichte dadurch eigentlich jede rechtliche Verpflichtung, die er gegen mich haben kann." Verbindlichkeiten gegen einen Lügner (am meisten im Naturzustande) vernichten sich durch seine Lüge. Denn man kann seinen Worten nicht trauen, dass er sich gegen uns verbunden achten will. In den Augen anderer Menschen steht er daher mit Sachen unter einerley Begriff. Man wird also von der Lüge doch nie mehr sagen können, als dass sie eine Übertretung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst ist, als welcher sich durch sie in den Augen anderer Menschen zur Sache herabwürdigt. Das Eigenthumsrecht ist nach dem Vf. auf Vertrag gegründet, und er verwirft die Lehre der Erwerbung durch die erste Besitzergreifung. Aber ist denn die Frage: Warum soll ich mein Versprechen halten? leichter zu beantworten, als die: Warum soll ich vom Gebrauch eines Bodens abstehen, an dem ich wahrnehme, dass ein Anderer ihn schon zum Gegenstande seines Willens gemacht hat? Auch wird der Vf. bemerken, dass derjenige, der sein Versprechen bricht, nicht immer lügenhaft versprochen hat. Rec. will nur noch in Ansehung des fünften Gesetzes, welches das Princip des peinlichen Rechts ausspricht, die Ideen des Vfs. bemerken. Die Folgen des Eingriffs in das Eigenthum eines Andern sind durch Schadenersatz zu vernichten. Das verlangt das Recht in Ansehung des Verhältnisses des Verbrechers zum Beleidigten. Nun aber bleibt noch das Verhältniss des Verbrechers zum Gesetz selbst übrig. „Das Unrecht zwischen dem Verbrecher und dem Beleidigten ist aufgehoben, aber nicht die rechtliche Ungleichheit des Bescholtenen und Unbescholtenen; welche vor dem Gesetz zwischen dem Verbrecher und denen, die nichts verbrochen haben, Statt findet. Der Verbrecher hebt dadurch, dass er das Rechtsgesetz nicht anerkannt hat, sein Rechtsverhältniss mit der Gesellschaft eigentlich ganz auf (so dass jede Bestrafung desselben unter der Todesstrafe oder dem Verkaufe desselben zum Sclaven eigentlich noch Begnadigung ist.)" Wenn nun das peinliche Recht in seinen Strafgesetzen die Idee der Wiedervergeltung Gleiches mit Gleichem ausführt: so wird, nach dem Vf., auch das Verhältniss des Verbrechers zum Gesetz wieder hergestellt. Rec. begreift nicht, wie das *blosse* Verhältniss des Bescholtenen zum Unbescholtenen die Nothwendigkeit der Strafe mit sich führen könne; dagegen ist die allgemeine Versicherung von dem Übel, das dem Verbrechen folgt, für jede Vernunft der Grund, an den sie hält, wenn sie ausspricht, dass jedes Verbrechen bestraft werden müsse, welchen Grund auch Jedermann anführt, der seinen Unwillen zu erkennen giebt, wenn ein Verbrechen der Strafe entgangen ist. Wie gerade die Wiedervergeltung Gleiches mit Gleichem nothwendig sey, um die Ungleichheit des Bescholtenen und Unbescholtenen aufzuheben, ist schwer zu begreifen. Der Vf. unterscheidet zwischen der juridischen und der moralischen Freyheit; die erste ist die Causalität der Handlung durch den Entschluss, die zweyte die Causalität der Willkühr zum Entschluss. Der Vf. hat die zwiefache Zurechnung des äusseren Richters und des Gewissens im Auge. Aber diese gegründete Unterscheidung lässt noch keinen Unterschied an dem Urheber der That erkennen. Der Vf. sagt: „Einige deutsche Philosophen glaubten vor einiger Zeit damit eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, dass sie die ganze Strafgesetzgebung nur als ein politisches Institut ansahen, ohne irgend ein ideelles Rechtsprincip. Diese Meinung beruht aber nur auf der zwar richtigen Bemerkung, dass der peinliche Richter mit der moralischen Zurechnung der Thaten nichts zu thun habe, wobey aber diese moralische Zurechnung mit der juridischen verwechselt wurde, ohne welche auch nicht einmal ein politisches Strafgesetz angewandt werden kann. *Feuerbach* hat dieser Theorie vielleicht alle Consequenz gegeben, deren sie fähig war; aber *Thibaut* zeigte ihm sehr gut, dass es ihm selbst nicht Ernst sey, seine Theorie mit wahrer Consequenz anzuwenden." Rec. kann diesem Vorwurfe nicht beystimmen. Wenn unter Politik und politischem Institut Gesetze und Einrichtungen verstanden werden, durch welche Machthaber im Staate ihre Privat- und egoistischen Zwecke ausführen: dann würden freylich sich diejenigen irren, welche in diesem Sinn die Strafgesetzgebung für ein politisches Institut ansehen. Schwerlich ist dieser Gedanke einem Criminalisten eingefallen, und gewiss ist Hn. *Feuerbach's* Theorie von diesem Vorwurf frey zu sprechen. Wenn aber darunter (mit unserem Vf.) Alles verstanden wird, was zur Ausführung der Gesetze des allgemeinen Willens erfoderlich ist: dann sind Strafgesetze selbst Gegenstände des allgemeinen Willens. Die Strafgesetzgebung hat ein ideelles Rechtsprincip, und ist zugleich ein politisches Institut.

Aus der Politik des Vfs. will Rec. die Hauptidee hervorheben. Sie ist im folgenden Urtheil ausge-

drückt: „Die einzig mögliche rechtliche Organisation eines Staats ist die eines wechselseitigen Zwanges zwischen dem Regenten und dem Volke. Der Regent zwingt durch die oberste Gewalt jeden Einzelnen unter das Gesetz; das Volk zwingt durch die Furcht vor der aufgeklärten öffentlichen Meinung den Regenten unter das Gesetz." Die Fruchtbarkeit und Wichtigkeit dieses Urtheils fällt in die Augen. Diese Entwickelung des Begriffs der höchsten Gewalt muss dem Vf. zum Verdienst gerechnet werden, und Rec. wünscht ihr die öffentliche Aufmerksamkeit, die sie ihm zu verdienen scheint. Indem Rec. diesem Princip seinen Beyfall giebt, so ist er doch so glücklich nicht, auch in anderen Behauptungen des Vfs., die er damit in Verbindung bringt, ihm beystimmen zu können. Er sagt: „Von Rechtswegen gilt eine Constitution soviel als die andere, und keine hat den Vorzug. Ob der Regent Monarch oder eine aristokratische Corporation, oder das Volk selbst sey, ob er durch das Erbrecht oder durch die Wahl des Volkes bestimmt werde, ist rechtlich gleichgültig; welches hier das Bessere sey, kann nur die Erfahrung entscheiden." Aber wenn die Furcht vor der öffentlichen Meinung auf die Beschaffenheit der Regierung Einfluss hat: so ist es doch wohl die Beschaffenheit der Verfassung, welche diese Abhängigkeit der Regierung von der *guten* öffentlichen Meinung von ihr möglich macht. Rec. würde die Verfassung militärisch heissen, nach welcher der Regent sehr wenige Rücksicht auf die Beschaffenheit der öffentlichen Meinung zu nehmen hat. In dem Grade ist eine Verfassung republicanisch, in welchem der Regent durch sie genöthigt ist, sich um die *gute* öffentliche Meinung zu bemühen, wenn er die öffentliche Meinung von seiner höchsten Gewalt behalten will. Bey allen Mängeln der englischen Verfassung ist und bleibt sie ein Beyspiel einer im hohen Grade republicanischen Verfassung. Lediglich in diese Abhängigkeit des Regenten von der *guten* öffentlichen Meinung von ihm ist die politische Freyheit seines Volkes zu setzen. Dass Gesetzgebung und Gerichtshöfe nur *durch* den Regenten, nur *durch* die öffentliche Meinung von der Stelle der höchsten Gewalt existiren, das ist ein sehr wahrer Satz. (Man kann denselben gar dahin ausdehnen, dass selbst in Wahlreichen die gesetzgebende That, die einen Regenten wählt, nie anders als *unter der schon vorhandenen* öffentlichen Meinung von der Stelle der höchsten Gewalt vollbracht werden kann.) Aber nimmermehr kann Rec. dem Vf. Beyfall geben, der behaupten will, dass der Regent auch Gesetzgeber und höchster Richter seyn müsse, und es auch stets sey. Es mag immerhin viel Falsches und Sonderbares über die Vertheilung der höchsten Gewalten auch in unseren Tagen gesagt seyn (schon dünkt uns ist der Name Gewalt für die Gesetzgebung und den Gerichtshof eine Andeutung dieser Missgriffe), so wird sich doch zu allen Zeiten das Urtheil behaupten, dass Gesetzgebung und Gerichtshöfe von dem Einflusse der Regierung frey seyn müssen, wofern der rechtliche Zustand, den die Regierung erhält, seiner Idee entsprechen soll. Was aber den Regenten von diesem Einfluss abhalten kann, wird allerdings nichts Anderes seyn, als die Besorgniss, durch Handlungen dieser Art um die *gute* öffentliche Meinung, und so in Gefahr zu kommen, die öffentliche Meinung selbst von seiner höchsten Gewalt zu verlieren.

In der Kritik der Gesetzgebung handelt der Vf. von der Vertheilung des Eigenthums, und sucht die Grundsätze für das bürgerliche und peinliche Gesetzbuch zu entwickeln. Nach dem Gesetz der persönlichen Gleichheit soll das Eigenthum in der Gesellschaft vertheilt werden. Rec. vermag nicht diesen hier ausgedruckten Begriff sich zu verdeutlichen, und noch weniger sich Rechenschaft zu geben, wie der Vf. zwey davon sehr verschiedene Begriffe, nämlich die Bildung und den Wohlstand des Volks, damit in Verbindung bringen kann. „Die politische Idee des Staatszwecks enthält für die Regierung die drey Aufgaben: das Eigenthum nach der Idee der persönlichen Gleichheit zu vertheilen, die Bildung des Volks zu erhöhen, und seinen Wohlstand zu erhalten und zu befördern." Die erste Idee erhält nachher folgende Erläuterung: „Das erste politische Regulativ für die Vertheilung des Eigenthums wird seyn: die grösstmögliche Gleichheit des Genusses und der Befriedigung der Bedürfnisse zu bewirken, und die grösstmögliche Freyheit herzustellen für jeden in der Art, wie er leben und geniessen will." Vielleicht würde der Grundsatz, dass Belästigungen des Verkehrs, welche aus falschen Besteuerungsarten, aus falschen Polizeygesetzen und aus einem fehlerhaften Civilrecht entspringen, den Fortschritt der Nationalwohlfahrt verzögern, und eben daher ungerecht sind, den Vf. in diesem Theile seiner Abhandlung besser geführt haben. Jene beiden Aufgaben für die Regierung, die Bildung des Volks zu erhöhen und seinen Wohlstand zu vergrössern, sind nach diesem Grundsatz so aufzulösen: Die Regierung hat beide Gegenstände ganz den Kräften der Gesellschaft zu überlassen; was sie hierin positiv thut, läuft auf eine Hemmung des freyen Verkehrs der Menschen mit ihrem persönlichen und mit ihrem Real-Vermögen hinaus. In der Abtheilung von der bürgerlichen Gesetzgebung sagt der Vf.: „Eine beständige Commission der Gesetzgebung, welche zugleich Oberappellationsgericht seyn kann, und deren Gesetze das einzige Gesetzbuch im Lande ausmachen, wird ein nothwendiger Theil einer guten Regierung seyn." Eine beständige *Censur der Gesetze* ist freylich ein w.. res Bedürfniss. Wenn aber ein Gesetz gegeben ist: so ist es, wie es auch immer beschaffen seyn mag, dem Verstande und der Urtheilskraft des Volks und dem Gerichtshof, der dieselben vertritt, anheim gefallen. Wenn die Gesetzgebung den Sinn ihres Gesetzes für den einzelnen Fall aussprechen soll: so ist das Gesetz eine *lex ex post facto*. Den grossen Verzögerungen bey unseren alten hergebrachten Formen des Processes spricht der Vf. das Wort, indem er meint, dass weniger von dieser Langsamkeit als von Übereilungen bey zu schneller Entscheidung zu befürchten sey. Rec. glaubt, dass dasjenige, was von Abgaben mit gutem Grunde gesagt wird, dass nämlich Jedermann eine gewisse Ungleich-

heit in der Vertheilung der öffentlichen Lasten und selbst eine drückende Auflage sich gern gefallen lasse, wenn er nur gewiss weiss, wenn und wieviel ihm werde abgefodert werden, und dass hier die Ungewissheit für das grösste Unglück gehalten werde, auch von den Processen gelte. Besser ein schnell gegebenes Unrecht, als ein Rechtsgang, dessen Ausgang viele Jahre durch ungewiss ist. Der Vf. scheint das bekannte *jus personarum* des römischen Civilrechts mit dem auf dingliche Art persönlichen Recht der kantischen Rechtslehre für einerley zu halten. Das ist es nicht. Denn jenes ist die Lehre von den Bedingungen des Subjects, Rechte zu haben; das letzte aber ist das Recht des Gebrauches einer Person gleich als einer Sache. Auch will er kein anderes auf dingliche Art persönliches Recht gelten lassen, als das der Ältern gegen ihre Kinder. Wenn ich aber ein Recht des Gebrauchs einer Person, und nicht ein Recht auf eine blosse That habe: so habe ich ein Recht *contra quemlibet possessorem*, und es ist ein *jus in re* und zugleich auch gegen diese bestimmte Person (die sich mir auch durch Vertrag so übergeben haben kann), ein persönliches Recht. In der Abtheilung von der peinlichen Gesetzgebung findet Rec. eine etwas sonderbar scheinende Erklärung eines Polizeystrafgesetzes: „Ein Strafgesetz, wodurch eine Handlung nicht als widerrechtlich, sondern nur weil sie den Zwecken der Regierung zuwider ist, verboten und mit willkührlicher Strafe bedroht wird, heisst ein Polizeystrafgesetz. Dergleichen Verordnungen qualificiren sich nicht für einen Codex des peinlichen Rechts, denn sie sind immer dem jedesmaligen Gutbefinden der Regierung und beständigen Veränderungen unterworfen." Polizeygesetze sind wohl stets Strafgesetze. Der Vf. hätte in den Begriff der Polizey als der Ausführung der Staatsidee eingehen sollen, um diese Gesetze von anderen zu unterscheiden. Ganz verwerflich ist aber die Behauptung, dass die Gesetzgebung dem Gutbefinden der Regierung die Bestimmung der Strafe zu überlassen habe.

Mit der Gesetzgebung im Staatenverein beschliesst der Vf. seine Abhandlung. Dem Recht zum Kriege und im Kriege spricht der Vf. in einer philosophischen Rechtslehre alle Realität ab. „Recht und Krieg sind sich einander hier gerade entgegengesetzt; Krieg ist ein blosses Verhältniss der Gewalt, und Friede die erste Bedingung, um nur vom Rechte sprechen zu können." Im Naturzustande ist freylich kein anderes Mittel vorhanden, seines Rechts theilhaftig zu werden, als Privatmacht. Diese Überlegenheit an Macht wird allerdings nicht immer in den Grenzen des Rechts bleiben, und nichts ist da, das den Gezwungenen dagegen sicher stellt. Indessen ist doch nicht abzusehen, wie dieses Verhältniss der Privatkräfte die Frage nach dem Recht, das im Naturzustande Einer gegen den Andern hat, vernichten soll.

Za.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Berlin*, in der Realschul-Buchhandlung: *XII deutsche und italiänische romantische Gesänge mit Begleitung des Piano-Forte u. s. w.* von *Louise Reichardt.* 21 S. gr. 4. (1 Rthlr.)

2) *Halle*, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lieder verschiedenen Inhalts für das Clavier oder das Pianoforte* von *Christiane Päsler*, geb. *Böttcher.* 39 S. Fol. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) *Dresden*, b. Arnold: *Gesänge mit Begleitung des Pianoforte u. s. w.* von *J. T. Lehmann.* 19 S. in 4. (12 gr.)

4) *Ebend. Gesänge mit Begleitung der Guitarre u. s. w.* von *J. T. Lehmann.* 1stes Heft. 19 S. in 4. (10 gr.)

Dass die Verfasserin von No. 1 viel natürliche Anlage zur Liedercomponistin besitze, ist schon aus den wenigen Compositionen derselben bekannt, die ihr Herr Vater in einigen seiner Liedersammlungen aufgenommen hat. In diesen zwölf deutschen und italiänischen Gesängen hat sie noch einen bündigeren Beweis niedergelegt, dass sie nicht allein den Inhalt der von ihr zur musikalischen Einkleidung gewählten Gedichte richtig empfinde, sondern auch das Empfundene in ihrer Musik treffend wieder zu geben wisse. Besonders gelingt ihr das Zarte und Sentimentale, wie die Gesänge S. 2, 7, 10 und 21 beweisen.

Es ist zwar in der Regel, dass es Frauenzimmer mit der Befolgung der grammatischen Regeln des Satzes nicht allzugenau nehmen; bey Dem. R. aber erwartet man allerdings hievon eine Ausnahme, weil ihr die Gelegenheit, auch das Schulgerechte des Satzes in ihre Gewalt zu bekommen, von Kindheit an so nahe gelegen hat. Daher vermuthet man in diesem Werke um so weniger solche harmonische Fortschreitungen, deren sich die Verfasserin sehr oft, wie z. B. gleich in dem ersten Liede vom dritten und vierten Takte, bedient hat.

Das unter No. 2 angezeigte Werk enthält 20 Lieder, die, ob sich gleich in denselben Manier und Geschmack hin und wieder nach dem Veralteten hinneigen, sich dennoch durch fliessende Melodie und durch richtige Declamation empfehlen, und sich dadurch von manchen Sammlungen dieser Art zu ihrem Vortheile auszeichnen. Nur Schade, dass die Verfasserin die harmonische Begleitung dieser Lieder nicht von einem des Satzes mächtigen Freunde hat verbessern, und von den auf einander gehäuften fehlerhaften Fortschritten reinigen lassen, die eine zu nachtheilige Wirkung hervorbringen. Denn wer empfindet nicht das Anstössige, wenn es, so wie z. B. auf dem dritten, vierten und fünften Liniensysteme der zehnten Seite, eine fast ununterbrochene Folge von regellosen Fortgängen bildet? Auch sind verschiedene der diesen Liedern angehängten Ritornelle von zu geringer Bedeutung, wie z. B. bey dem Liede S. 22.

Die Sammlung No. 4 enthält grösstentheils die nämlichen Gesänge, die No. 3 in sich fasst; nur mit dem Unterschiede, dass in No. 4 die Begleitung für die Guitarre eingerichtet ist. Dem Vf. dieser beiden Sammlungen fehlt es keinesweges an Anlage zum Liedercomponisten, wohl aber an der dazu nöthigen Kenntniss von der rhythmischen Einrichtung der Melodie. Dieses beweisen vorzüglich das erste und dritte Lied, bey welchen der Vf. die Melodie, die in dem Sechsachteltakte dargestellt seyn sollte, in den Dreyachteltakt gesetzt hat. Durch diese Verwechselung der Taktarten sind nicht allein die Vorhalte, wodurch die Cäsurnoten der Absätze in die schwache Taktzeit hinüber gedrängt werden, durch einen Taktstrich von der eigentlichen Cäsurnote getrennt worden, sondern dieser Missgriff hat den Vf. auch gleich in den sechs letzten Takten des ersten Liedes verleitet, ein rhythmisches Glied von drey Achteln auszulassen, und dadurch den Gang der Melodie holpericht zu machen. Auch zeigt der Fortschritt der Stimmen von dem zweyten und dritten, und vom zehnten zum elften Takte des dritten Gesanges, dass es dem Vf. noch an Kenntniss der ersten Regeln der Harmonie mangelt.

— o —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

ERDBESCHREIBUNG.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Briefe auf einer Reise durch die Schweiz im Jahre 1810.* Von *J. F. Benzenberg.* 1811. I Th. 296 S. II. Th. 514 S. 8. mit Kupfern. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. machte die Reise durch die Schweiz in der Richtung vom Rhein zur Rhone, und von der Rhone zum Rhein, von da nach Frankfurt. Er hielt sich seit dem August 1810 vier Monate in der Schweiz auf. Sein Vorhaben, nach Mailand zu gehen, gab er veranlasst durch äussere Umstände auf. Die Hauptorte, woraus er die Briefe datirt, Basel, Schaffhausen, Zürch, Reichenau, an der Matt in Ursern Thale, Hospitium auf dem Gotthardt, Altdorf, Schwiz, Rigi, Luzern, Meyeringen, Grindelwald, Bern, Buchsee, Bern, Freyburg, Chamouny, Genf, Lausanne, Iverdün, Neufschatel, Zürch, Schaffhausen, Heidelberg, Frankfurt am Main, enthalten theils eine Recapitulation vorhergegangener Excursionen, theils Mittheilungen über Lieblingsideen. Sie verbreiten sich über geographische, historische, statistische, philosophische, politische, und am meisten über Gegenstände der Geometrie und Physik. Daraus, dass die Briefe an verschiedene Personen geschrieben sind, die theils wissenschaftlich belehrt, theils durch freye Herzensergiessungen unterhalten seyn wollten, wozu die verschiedenen Gegenstände der Reise Veranlassung gaben, erklärt sich auch die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit des Inhalts. Als Belehrungen sind sie ernsthaft, schluss- und schulgerecht; da aber, wo sie den Strömungen eines regen Herzens folgen, ungebunden, wohl munter oder schwermüthig, und im Ausdruck und in Folge mehr von den momentanen Eindrücken und aufgeregten Gefühlen, als von der Sache, abhängig. Die Vorliebe des Vfs. für gewisse Zweige der Geometrie und Physik liess Rec. schon zum Voraus, ehe er das Werk zur Hand nahm, erwarten, dass sich diese besonders in einem so classischen Lande, das als das Vaterland der Höhenmessungen betrachtet werden kann, hierauf besonders beziehen würde. An diese Ideen, die in formeller und materieller Hinsicht fast jeden Brief berühren, schliessen sich dann die am Ende des zweyten Theils angehängten, ausserhalb der Schweiz geschriebenen Briefe an, die die Darstellung der daltonschen Theorie von den verschiedenen Atmosphären, ihren Einfluss auf die Höhenmessungen der Berge, auf das Messen der Luftgüte und des Schalls, die Tob. Meyers Verdienste um die praktische Geometrie, zum Theil auch Goethe's Farbenlehre betreffen. Alles dieses muss man als Abhandlungen ansehen, von denen die in den fortlaufenden Briefen während der Reise vorgetragenen ähnlichen Gegenstände unterschieden, und die theils als Wiederholungen oder Erläuterungen, weil der Vf. von seiner berührbarsten Seite überall mit ihnen in Berührung steht, oder Berührung sucht und findet, theils aber als Ansichten über verwandte Dinge zu betrachten sind. Desswegen haben sie auch einen verschiedenen Grad der Breite und Höhe. Der Ordnung der Briefe folgend zeichnet Rec., von obigen weggesehen, nur diese besonders aus: Auffahrt der Madame Blanchard zu Strassburg; Beschreibung des aus der Luft gefallenen Steins zu Ensisheim; verschiedene Meinungen Chladny's und Kramps über das Entstehen derselben; Ähnlichkeit zwischen Sternschnuppen und Feuerkugeln; Ansicht des verschütteten goldauer Thals; Staublawinen; Vergleichung zwischen Kreuzers Panmelodion und Chladny's Claviercylinder; das Chaumounythal; der Montblanc; Saussure's Reise dahin; das Eismeer des Montanvers; kleine runde Löcher darin; der Saleve; de Luc; das grosse Kataster von Frankreich; Besuch der mathematischen Lehrstunden in dem pestalozzischen Institute; die darin gegebene Aufgabe Hero's, wenn drey Seiten eines Dreyecks gegeben sind, den Halbmesser des Kreises zu finden, der sich ins Dreyeck beschreiben läst, und die Halbmesser der Kreise zu finden, welche die drey Seiten des Dreyecks ausserhalb berühren; Pestalozzi's Methode in Anwendung auf Rechenkunst und Geometrie; Schmids Geometrie; Osterwalds Charte von Neufschatel; grosse Uhrenfabriken von Locle; Krusensterns Reise um die Welt; Vervollkommnung der Schiffahrtskunde durch die Mondstafeln; Anson; Entstehung der Erde; tübinger Sternwarte; Bohnenbergers Bildung und Verdienste, seine Schwungmaschine; Pfleiderers Vorlesungen, Rechenkunst der Alten im Grossen ohne unsere Zahlzeichen und Zahlenzählungsweise; Lambre's unbekannte Abhandlung hierüber in Payards Übersetzung des Archimedes; Tobias Meyer; Tertienuhren vom Mechanikus Buzengeiger; Schallversuche; der grosse Rechner Joa. Erichinger; Baumanns Wiederholungskreise; Olof Römers *Rota meridiana;* vortheilhafte Einrichtung einer Sternwarte; ungünstige Lage der Mannheimer; das physikalische Cabinet in Heidelberg. — Die

Theorie des Vfs. über die Höhenmessungen ist bereits aus einer, besonders abgedruckten, hier grösstentheils wiederholten, theoretisch und praktisch mehr erläuterten Schrift bekannt. Zu den Verdiensten, die er sich durch Herausgabe dieser Schrift erwarb, hat er noch die hinzu gesetzt, dass er den Misscredit mehr verscheuchte, worein die Höhenmessungen mit Barometer gesunken waren, und woran ihre fehlerhafte Construction, der Gebrauch fehlerhafter Rechnungsregeln und die Beobachtungen derselben in von hohen Bergen fern getrennten Thälern eben so viel Theil hatte, als die pedantische Foderung einer übertriebenen und unerreichbaren Genauigkeit. Fern, sich so weit von Vorliebe blenden zu lassen, und ihnen eine grössere Genauigkeit zuzuschreiben, als sie unter der ungleichen Atmosphäre bey grösseren Entfernungen, unter örtlichen Erwärmungen und bey den Schlüssen von der wenig Zoll grossen Quecksilbersäule auf die mehrere 1000 Fuss lange Luftsäule haben können, gesteht er diese Mängel zu. Die höchste Genauigkeit, die sich mit guten Barometern und genauen Berechnungen erreichen lässt, setzt er auf $\frac{1}{150}$ des Ganzen bey einzelnen, und auf $\frac{1}{1000}$ bey einem Mittel aus mehreren Beobachtungen. Demnächst hat der Vf. durch seine Anleitung für mechanischen Apparat und durch seine Reductionsmethode, die Barometermessungen kurz und bequem zu machen, durch seine Tafeln, um sich selbst ohne grosse Vorkenntniss zu helfen, nicht nur viel zur Verallgemeinerung derselben beygetragen, sondern auch *Saussure's* Barometermessungen, die in der *monatlichen Correspondenz* 1805 und in dem *Memorial topographique* von Druck- und Rechnungs-Fehlern entstellt waren, gereinigt und wahrhaft erst durch Rectification begreiflich gemacht. Es gereicht ihm auch das zum besonderen Vorzuge, dass man keine Spur von Anmassung und schiefem Seitenblicke auf Laplace, Raimund, Prony, Biot, Daubuisson und besonders auf Lindenau findet. Ob aber, wie er Th. I. S. 95 behauptet, die Höhenmessungen mit dem Barometer als vollendet angesehen werden können, wollen wir der peremtorischen Vereinigung mit seinem grossen Gegner vorbehalten. Der daltonschen Theorie, wonach unsere Atmosphäre keine chemische, sondern eine mechanische Mischung ist, und wonach die vier von ihrem Urheber angenommenen Luftarten, Sauerstoff, Stickstoff, kohlensaure und Wasserdampfs-Luft, von einander unabhängig sind, hat er sich bey allen Zweifeln, die ihm dabey vorschwebten, zu sehr hingegeben, und aus ihr sehr mühsame Resultate und Schallberechnungen construirt, die mit der Hypothese stehen und fallen. Der Kranz, den er Tobias Meyern windet, macht seinem Herzen Ehre; aber dass er Goethe's Farbenlehre aus dem Gesichtspuncte der Selbstbekenntnisse, worin Goethe mit liebenswürdiger Bescheidenheit von sich sagt, er sey immer zu demjenigen am meisten getrieben worden, zu dem er am wenigsten Talent gehabt habe, und zugleich aus seiner Vermenschlichung in der Leidenschaftlichkeit, womit er seine Meinung vertheidigte, auffasst, heisst einen Mann zur Schule bannen, der ausser der Schule so gross ist, und seinen Weg, den bisher noch nicht so glänzend betretenen Weg der physischen Erklärung von Entstehung der Farben ging. — Dass der Vf. den angezeigten physischen und geometrischen Gegenständen wohl eine neue Seite abgewinnen, dass er von diesen Gegenständen nur das weniger Bekannte und Interessante aufnehmen würde, war von seinem Talente und seinem Organe zu erwarten. — Jenes erstreckt sich wohl auf Kleinigkeiten. Z. B. als er den $\frac{1}{4}$ Stunde oder 650 Fuss langen, 3 — 4 Fuss über dem Wasserspiegel hinlaufenden, mit einem schmalen Geländer versehenen schmalen Steg, der das Eiland Meinau mit dem festen Lande verbindet, so wenig begangen antrifft, sagt er: Wäre er 10 bis 20 Schritte lang, so würde jeder über ihn hingehen. Aber mit der Länge vermehrt sich die eingebildete Wahrscheinlichkeit der Gefahr, und eine Gefahr, die bey 10 Schritten auch noch so klein scheint, ist bey 650 Schritt 65 mal grösser. Ging ein solcher Weg von Calais bis Dower: so würde sich kein Mensch hinüber wagen. Alle kleinen Grössen werden durch Anhäufen bedeutend. Eine Uhr, die in jeder Secunde einen kleinen unmerklichen Fehler macht, macht in 24 Stunden einen grossen. In Hinsicht des weniger Bekannten verdient unter mehreren physisch-mathematischen Gegenständen die Nachricht von dem Kataster Frankreichs, und die Bemerkung, wie die Alten grosse Zahlen mit ihren stellunverrücklichen Zeichen schreiben konnten, bemerkt zu werden. Da der Vf. bey den Katasterarbeiten mit zugezogen ward: so sind seine Bemerkungen praktisch brauchbar. Er geht die ganze Geschichte der Katasteranlage durch, und trägt bescheiden und mit Sachkenntniss die Mängel vor, die ihm die gegenwärtige Arpentage zu haben scheint, und welche und wie die dazu nöthigen Charten entworfen und ausgeführt werden müssen. Übrigens gehört die erste Idee hiezu nicht Colbert, sondern Sully, und die Grundsteuer Frankreichs ist nicht $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ des reinen Ertrags, sondern $\frac{1}{7}$, wodurch also der so sehr motivirte Vergleich von der Geringfügigkeit der Grundabgabe an seinem inneren Gehalte verliert. Was die Rechenkunst der Alten betrifft: so möchte das Werk, das Lambre auf Veranlassung des Kaisers Napoleon, der vergebens darüber das Bureau der Meereslänge befragte, herausgab, und der payardischen Übersetzung des Archimedes anfügte, ausser dem Veteranen Pfleiderer in Tübingen wohl wenigen Mathematikern und Philologen bekannt seyn. Allein wenn man auch weiss, dass D bey den Alten 500 bedeutet, es mag vorn, in der Mitte oder hinten stehen, da hingegen bey uns die 5 dann 500 ausdrückt, wenn diese Zahl auf der dritten Stelle von der Linken zur Rechten steht; wenn man weiss, dass wir so wenig Ziffern brauchen, weil wir mit der Stelle jedes Mal den zehnfach grösseren oder geringeren Werth nach Links und Rechts meistern, dergestalt, dass wir, um 9,819398 zu schreiben, nur 7, die Römer 109 Zahlen, und um die Zahl noch 10 Mal grösser zu machen, wir nur eine Ziffer, die Römer 40 — 50 zusetzen müssen: so ist zwar die Schwierigkeit, wie die Römer so grosse Zahlen ausdrücken konnten, begreiflich, und wir sind damit

einverstanden, dass sie lieber eine Heerstrasse gebauet, als *Vlaq's Canon logarithmorum* berechnet hätten. Allein damit ist noch die Aufgabe nicht gelöst, wie sie im Grossen gerechnet haben, und es bleibt noch immer unbekannt, wer das *Genie supérieur* war, das unsere Schreib- und Rechnungs-Weise erfand.

Diejenigen Gegenstände, die nicht zur Geometrie und Physik gehören, betreffen Ansichten und Nachrichten von verschiedenem Gehalte. Sie alle namhaft zu machen, würde zu viel Raum einnehmen. Wir wollen einige davon ausheben, wie sie die Ordnung und das *bona mixta malis* giebt. I Th. S. 14 behauptet der Vf., dass 1438 die schönste Blüthe der gothischen Baukunst gewesen sey. Hätte er *von Rühls Reise mit der Armee* gekannt: so würde er diese Behauptung nicht gewagt haben. Nach S. 17 gehört die Luftschifferey doch immer zu den kühnsten und den schönsten Erfindungen. Zu den kühnsten gehört sie nicht: denn das Steigen und das unverletzte Herabfallen des Ballons sicherte erst den Weg; kühnere Erfindungen und Entdeckungen giebt es in der Medicin an gefährlichen Selbstversuchen, und mit der Schönheit hat die Erfindung wenig Berührung. Was er S. 60 über das Mädchen mit Ottern im Leibe, und über die romanische Sprache S. 101 sagt, ist gründlicher in den *Miscellen für die neueste Weltkunde* ausgeführt; und was soll das heissen: die romanische Sprache ist sehr alt, und wahrscheinlich älter als unser Latein? So schätzbar auch die von Placidus à Specha im Kloster zu Dissentis angestellten geschichtlichen Untersuchungen sind: so hätte es des Auszugs nicht bedurft; und wie soll eine Behauptung, dass die Rhätier schon 700 Jahre vor Chr. G. am Fusse der Alpen im nördlichen Italien gewohnt hätten, historisch erwiesen werden können? Im neunten Brief aus Schwitz ist die Geschichte von dem Entstehen des Schweizer-Bundes so erzählt, wie sie die Fabeln und Mythen darstellen; und wie sehr sticht dagegen die nackte und beziehungslose Darstellung in der Geschichte Nic. von der Flühe ab S. 199, deren Eindruck er durch den Nachsatz schwächt! „Er ist, sagt er, von dem Papste seelig gesprochen worden, und man hätte ihn auch heilig sprechen lassen, wenn dieses in Rom nicht so *schrecklich* viel Geld gekostet hätte, dass kaum die Bettelmönche selbst so viel in ganz Europa zusammen betteln konnten, als nothwendig ist, um aus einem Ordensbruder einen Heiligen zu machen" — ein Nachsatz, der eben so übertrieben als im Ganzen, wie die Heiligsprechungen des Franciscus Assisi und in neuerer Zeit des Labre beweisen, obwohl nicht im Einzelnen, unwahr ist. Die statistischen Angaben von Uri, dem er S. 204 nur 20 statt 24 □ M., 12000 statt 15000 Einwohner, von Schwitz, dem er 22 statt 21 □ M., 30,000 statt 29000 Einw., Bern, dem er auf 150 □ M. 227,000 Einw., statt auf 140 □ M. 230,000 Einw. giebt, sind alltäglich und überflüssig, und dennoch wiederholt er S. 214 dieselben von Bern. Über Fellenbergs Hofwyl, das er treu beschreibt, und das er mit Sachkenntniss lobt und tadelt, hätten doch *Zschokke* in den Miscellen für die neueste Weltkunde, und *Pictet* in seinem Briefe an den französischen Gesandten Vial und an die Herausgeber der *Bibliothèque brittanique* verglichen werden sollen, um einigen Nachrichten mehr Rundung und Gründlichkeit, mehr Vollständigkeit und Umfang zu geben. Sehr gut hat der Vf. II Th. von S. 1 an den Abstand zwischen dem regen protestantischen Bern und dem todten katholischen Freyburg geschildert. Letzteres hat, sagt er, 5 Nonnen- und 2 Manns-Klöster und ein Dutzend Kirchen. Dieses ist unrichtig: denn es hat 8 Klöster und 4 Kirchen. Für die grösste Merkwürdigkeit hält er die Einsiedeley S. Madaleina, weil die grösste Merkwürdigkeit in einer geistlichen Stadt geistlich seyn muss. Warum der Vf. die Burg mit der Haupt- und Stifts-Kirche und ihrem Thurm, warum er das vormalige Jesuiten-Collegium mit dem Gymnasium, der Bibliothek und der prächtigen Kirche, warum er den schönen Spatziergang bey dem Schiessplatze so unberücksichtigt lässt, kann Rec., wenn er auch dem Geistlichen in geistlichen Städten in der ernsten und ersten Bedeutung den Vorzug geben wollte, nicht begreifen. Da er die Geschichte von 2 schlesischen Handwerksburschen, die man als Juden bekehrt hat, erzählt: so setzt er hinzu: „In diesem Proselytenmachen liegt etwas Unbegreifliches; was sind so ein paar Tröpfchen, die bekehrt werden, gegen den grossen Ocean von Chinesen, Indiern, Muhamedanern, die alle verloren gehen! Wenn man dieses bedenkt: so kann man sich nicht so recht freuen." Das Humoristische, worauf der Vf. die Folgerung angelegt hat, und selbst das Wahre, geht durch diese Wendung verloren. Wie hat dagegen dieses *Lichtenberg* in seiner Judenbekehrung herausgehoben? und ist bey dem Bekehren es nicht auf das scheinbare und mystische Rechthaben, das einen so unendlichen Reiz für den Ehrgeiz hat, abgesehen? — S. 11 theilt er einige Nachrichten von Buonaparte's Zug über den S. Bernhard mit, die wir sehr gern erweitert gesehen hätten, da er der Quelle nahe war. Die zweyte grosse Seeebene, wo Saussure ausruhete, war nicht 12,000, sondern 11,970 Fuss über der See. Jacques Bolma, der mit dem D. Paccard den Montblanc bestieg, hiess Jacques Balmat, wie auch S. 43 aus Saussure angegeben worden ist. In der Reise nach und um das Chamounythal finden wir weit mehr Genauigkeit in *Gottschalks* Chamounythal (Halle 1811), der in dem nämlichen Jahre daselbst war. Ferney veranlasst ihn, von Voltairen ein *quid pro quo* mitzutheilen. Als er dem Kamine gegenüber ein schlecht gemachtes hölzernes Tombeau mit der Inschrift findet: *son esprit est partout, et son coeur ici*, glaubt er, dass dieses Tombeau bloss gemacht sey, um die gemeine (witzig ist sie nicht mehr) Inschrift anzubringen, und setzt hinzu: „Voltaire's Herz scheint zu hölzernen Theater-Monumenten praedestinirt zu seyn. Im Pantheon kam er wieder in einen Sarkophag von hölzernem Granit. Der bescheidene Rousseau, der zwar in einem ähnlichen ist, wird sich leichter darein finden, als der eitele Seigneur von Ferney, der zwey Millionen hinterliess." Was hiemit gesagt werden soll, wissen wir so wenig, als

was der Vf. mit folgender Stelle ausdrücken will: „Voltaire sein Andenken ist, genau genommen, nur durch das geehrt worden, was die Leute von seinem Besitzthume entwendet haben. In manchen Stücken begegnet einem zu Ferney das voltairische Theaterwesen, wie z. B. in den Säulen an der Thür, die von Stukk gemacht sind, und weder rund noch gerade sind." In der Lobrede, die er dem damaligen Zustande der Dinge hält, und wobey er die Summe des Wohlstandes und der Freyheit weit gröser, als in den vorigen Zeiten, die der Revolution vorhergingen, ansieht, möchten, was die angegebene Gleichheit der Abgaben anlangt, die Domainen und Dotationen wohl eine Ausnahme machen; und dann ist der Satz: die Städte gehörten bis jetzt zu den privilegirten Ständen, die wenig oder gar nichts bezahlen, bloss in Ansehung einiger Steuern und Abgaben wahr, im Ganzen übertrieben. In seinem Bekenntnisse über Bevölkerung, ihren Nutzen und Schaden S. 140 — 142 findet man keine Stetigkeit der Begriffe; er ist bald mit bald gegen Malthus, und wie gefährlich kann eine Missdeutung folgender Behauptung werden: „Je mehr Bedürfnisse die Menschen haben, desto schwerer wird es ihnen, sich zu ernähren." Es heisst alle Geschichte verkennen, wenn man die Wohlthätigkeit eines bedürfnissleeren Zustandes einräumen und leugnen will, dass durch Bedürfnisse allein der Mensch Mensch geworden ist; und gesetzt auch, dass ost- und westindische Producte der Bevölkerung und den Ehen mehr geschadet hätten, wie er glaubt, als die Conscription: so sind doch auch diese Producte das Bindemittel der Völker, das Austauschemittel der Begriffe, und das Vehikel für Erweiterung der Industrie, des Kunst- und Erwerb-Fleisses u. s. w. geworden. Die Kartoffeln gehören eben so, wie der Kaffee und Zucker, in diese Kategorie. Über Pestalozzi und sein Institut findet man mehrere interessante Notizen. Dass Pestalozzi aber in seinem *Linhard und Gertrude* zeigen wollte, wie der Arme die Beute des Mächtigen wird, scheint desswegen irrig, weil P. mehr für das Tutel- als Emancipations-System eingenommen ist. Eben so ungerecht ist der schiefe Seitenblick auf Akademieen S. 194 (dass der Wahrheiten nicht viele seyn mögen, die durch das Hebezeug der Preisaufgaben aus den tiefen Schachten des Verborgenen sind zu Tage gefördert worden), als der auf Bertuch S. 207, dass es sein Vortheil sey, dass die Natur und sein Bilderbuch so gross wären. Die entschiedene Abneigung des Vfs. gegen die neue Philosophie seit Kant, die wohl aus der wenigen Bekanntschaft mit der neuen Sprache mehr, als aus der Sache selbst entspringt, (ich glaube, sagt er S. 213, dass die Sachen, die sie vorzutragen hatten, selbst, wenn sie auch noch so sublim waren, in unserer Muttersprache vorgetragen werden konnten, ohne ein neues Wort zu gebrauchen) möchte ihm vielleicht von dieser Seite am wenigsten zum Vorwurf gereichen! — Aber rechtfertigen wird sich der Vf. von dieser Seite auch nicht können, da er Goethen den Vorwurf macht, nicht Newtons, Laplace's etc. Sprache zu sprechen. Über Aarau (Lederfabrik, Verfassung, groser und kleiner Rath, Verwaltung, öffentliche Einkünfte, Forstwesen, Strassen, Brücken, Schulwesen, Ärzte, Handel, Armeeanstalten, Polizey, Justiz, Sittengericht) ist er weitläuftiger, als über irgend einen anderen hieher gehörigen Gegenstand. Ob mehrere Stellen aus Schillers Geschichte der Schweiz, ob sein Geständniss (dass es angenehm ist, einen kleinen Freystaat zu sehen, wo Alles wohl eingerichtet ist, und jeder Bürger Antheil an der öffentlichen Verwaltung nimmt) mit seinen übrigen Vorträgen in Einklang stehen, überlassen wir seiner eigenen Beurtheilung.

Dem ganzen Werk fehlt es, bey allen Vorzügen, an Correctheit und Reife. Der Vf. wiederholt sich oft, und kehrt häufig in sich zurück. Sein ganzes Werk hätte ohne Wiederholungen ein Drittel kürzer werden können. Aus späterer Lectüre knüpft er auch wohl noch an, was ihm diese an Ausbeute giebt. So findet er z. B. II Th. S. 35 die gewöhnliche Erklärung der kleinen runden Löcher, die sich im Eismeer des Montanvers 1 Fuss im Durchmesser und 10 — 15 Fuss tief gebildet haben sollen, dass ein Stein auf dem Eise mit seiner Wärme das Eis abwärts nach und nach geschmolzen hat, *heute* sehr schwierig, und erst S. 331 trägt er die bessere rumfordische Erklärung nach. Ausser einer Menge Druckfehler, die nicht auf seine Rechnung kommen, finden wir den Stil sehr vernachlässigt. So ist es auffallend, dass ein Mann, der so weit Purist ist, dass er *Frontispice* nach Campe mit *Ziergiebel* übersetzt, dem Stellen aus den besten deutschen Dichtern zu Gebote stehen, sich ausdrückt: Voltaire sein Andenken, Le Luc seine Berechnung, ein Unternehmen, das ist unternommen worden, was einen zu Hause schiert und ärgert, Colbert starb 4 Jahre nachher, ehe das Kataster ausgeführt ward, etwas derb auf das Fell bekommen u. s. w. Wenn er vorgiebt, absichtlich vor eigener Ansicht nichts über die Schweiz gelesen zu haben, um erst mit eigenen Augen selbst zu sehen: so vergisst er, dass er statistische Angaben eben so wenig, wie Auszüge aus *Ebel* ohne Lectüre mittheilen konnte. Die Meinung, die er von Joh. Müller hegt, ist desswegen nicht so gross als die Meinung des Zeitalters, weil seine Geschichte der Schweizer, wie er sie nennt, mehr eine gut geschriebene Chronik zu seyn scheine, und er auch nicht begreifen kann, warum Müller sie so schrieb, dass kein Frauenzimmer sie lesen kann, und warum er aus Urkunden zu beweisen suchte, dass die Menschen in vorigen Zeiten auch lüderlich gewesen wären, und das auf eine Weise, von der kein gesitteter Mensch spräche. Wir gestehen offenherzig, dass wir nicht begreifen, wie Urkunden und Chronik zusammen passen, und wie der Vf. I Th. S. 97—112, während er bedauert, dass M. auf Auszüge aus Chroniken bauet, bedauern kann, dass die Chroniken von Dissentis aus dem VII und VIII Jahrhundert, besonders die alte Chronik der Landesgeschichte seit der Stiftung der Abtey, eine Chronik, die ebenfalls kein Frauenzimmer lesen könnte, verloren gegangen ist. Es thut wehe, wenn ein Mann über Müllern so urtheilt, dem ein ästhetisches Gemüth nicht abzusprechen ist.

H. P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

LITERATURGESCHICHTE.

Hamburg, in der bohnischen Buchhandlung: *Über D. Martin Luthers Verdienst um den Kirchengesang, oder Darstellung desjenigen, was er als Liturg, als Liederdichter und Tonsetzer zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes geleistet hat.* Nebst einem aus den Originalen genommenen Abdrucke sämmtlicher Lieder und Melodien Luthers, wie auch der Vorreden zu seinem Gesangbuche. Von *August Jakob Rambach*, Prediger bey St. Jakob in Hamburg. 1813. XVI, 256 u. 92 S. Anhang. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Bey so vielen Schriften über Luthers vielseitige Verdienste, die seit beynahe 300 Jahren erschienen sind, und eine nicht unbedeutende Bibliothek bilden, sollte man glauben, dass kaum noch ein ihn betreffender Gegenstand übrig seyn könnte, der nicht, mit gänzlicher Erschöpfung der vorhandenen Quellen, ausführlich behandelt worden wäre. Auch die grossen Verdienste des unsterblichen Mannes um die Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes und eines so wesentlichen Theils desselben, als der kirchliche Gesang ist, sind nicht übersehen worden. Alle, die sich mit Aufklärung der zuvor ganz im Dunkel liegenden Geschichte der Liederdichter beschäftigten, *Olearius*, *Schamelius*, *Wetzel*, *Heerwagen* und *Richter* in seinem bekannten Lexikon und viele Andere, haben zwar nur beyläufig, weil der Umfang ihrer Werke keine erschöpfende Darstellung gestattete, doch mit gerechter Würdigung, Luthers Verdienste um den Kirchengesang überhaupt, und um den musikalischen Theil desselben besonders gepriesen. Einige haben diesem nicht unwichtigen Gegenstande besondere Abtheilungen gewidmet. Dahin gehören vor Anderen: *Joh. Wilh. Berger*, dessen dahin sich beziehende Programmen in der Sammlung seiner kleinen akadem. Schriften, unter dem Titel: *Eloquentia publica*, S. 209 — 301 zusammen gedruckt sind, *Schöbers* erster und zweyter Beytrag zur Liederhistorie, *Riederer* von Einführung des deutschen Gesanges in der evangelisch-lutherischen Kirche, *Wilh. Abr. Teliers* kurze Geschichte der ältesten deutschen Kirchengesänge, besonders von D. M. Luther, Berlin 1781, auch in *Schmieders* Hymnologie abgedruckt, wozu der bekannte Literator *Kinderling* eine nöthige Berichtigung, Dessau 1782, in Druck ausgehen liess, *Götz* Beytrag zur Geschichte der Kirchenlieder, Stuttgardt 1784, *Joh. Adolph Liebner* (Vf. einer dreymal aufgelegten Reformationsgeschichte) über Luthers Lieder und Dichtkunst, Wittenb. 1791. Man darf aber alle diese Schriften, unter welchen *Riederers* bey weitem den Vorzug verdient, nur flüchtig mit des Vfs. Arbeit vergleichen, um dieser einen überwiegenden Werth zuzugestehen. Hier ist Alles vereinigt, was man nur über Luthers Verdienste um den gottesdienstlichen Gesang zu wissen wünscht. Die sorgfältigste Benutzung der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel, die bey einer näheren, von Vielen unbeachteten Ansicht reichhaltigen Stoff zu lehrreichen Bemerkungen und neuen Aufklärungen gaben, kritische Sichtung entgegengesetzter Meinungen, mit billiger Schonung der Männer, die sie vortrugen, gründliche Vertheidigung des Reformators gegen unverdiente Vorwürfe, die strengste Ordnung, die man allen Schriftstellern als Muster empfehlen kann, verbunden mit einer lebhaften Darstellung — diess sind Vorzüge, die diesem mit sichtbarem Fleiss bearbeiteten Werke, nach dem Urtheil sachkundiger Leser, zur Empfehlung gereichen. Der Vf. zeigt eine sehr vertraute, in unseren Tagen seltene Bekanntschaft mit den Schriften Luthers, und führt zu Bekräftigung seiner Angaben gemeiniglich die eigenen Worte desselben an. Ausser einigen älteren Liedersammlungen und mehreren Schriften aus den Zeiten der Reformation, die er selbst besitzt, benutzte er zugleich die neueren Bearbeitungen der Geschichte des kirchlichen Gesanges und der Musik, wie sie zu Luthers Zeiten beschaffen war; und nicht leicht ist seiner Aufmerksamkeit ein nur einigermassen wichtiges Buch entgangen, das zur Erläuterug dieser Gegenstände mehr oder weniger beyträgt. Überhaupt ist diese, allen Verehrern Luthers und seiner unsterblichen Verdienste sehr schätzbare Arbeit, wie man auf jeder Seite mit Wohlgefallen bemerkt, das Werk einer vieljährigen Vorbereitung und einer sehr genauen Beobachtung der besonders dem Literator und Geschichtschreiber nie genug zu empfehlenden Regel: *Nonum prematur in annum!* — Um den Leser in den Stand zu setzen, den Gang der Untersuchungen des Vfs. und den so wohl geordneten Entwurf mit einem Blicke zu übersehen, hält es Rec. für zweck-

mäſsig, die Inhaltsanzeige in gedrängter Kürze mitzutheilen. I Abſchnitt: *Luther als Liturg.* Einfluſs der Reformation auf die Veränderung der Liturgie überhaupt, Luthers vorzügliche Geſchicklichkeit zur Verbeſſerung derſelben, ſeine Anſicht von dem Werthe der gottesdienſtlichen Ceremonien, ſein weiſes Benehmen bey der Verbeſſerung der Liturgie, die in dieſer Abſicht herausgegebenen Schriften, verbeſſerte Liturgie bey der Meſſe, bey dem täglichen Gottesdienſte, bey Ordinationen und Begräbniſſen, Einführung des deutſchen Geſanges, die älteren und ſpäteren Ausgaben der Geſänge Luthers. Rechtfertigung Luthers wegen Beybehaltung des lateiniſchen Kirchengeſanges. Auch *Melanthon*, der alle deutſchen Knaben gern zu fertigen Lateinern umgebildet hätte, billigt den Gebrauch dieſer Sprache bey dem öffentlichen Gottesdienſte, und wünſcht, daſs lateiniſche Geſänge an feſtlichen Tagen zur Abwechſelung geſungen werden möchten. S. Apologie der augsburg. Confeſſion und Viſitationsartikel S. 62 nach Strobels Ausgabe. Hier verdienen *Wernsdorf Historia latinae linguae in ſacris publicis*, Lipſ. 1756, und des 1801 verſtorbenen Conſiſt. Raths *Lang* in Baireuth Abhandlung: *De lingua latina ad cultum divinum non inepta*, nachgeleſen zu werden. — II Abſchnitt: *Luther als Liederdichter.* Chronologiſches Verzeichniſs der von Luther verfertigten Lieder, alte deutſche verbeſſerte, aus dem Latein. und aus bibliſchen Abſchnitten überſetzte Geſänge, über die Wahl der Materien zu denſelben, Vorzüge der lutheriſchen Kirchenlieder in Abſicht auf Geiſt und Sprache, über den Beyfall, mit welchem ſie aufgenommen wurden, über die in neueren Zeiten mit ihnen vorgenommenen Veränderungen. Der Vf. giebt zu, daſs mehrere Lieder Luthers, die dem Bedürfniſs und der Bildung unſerer Zeit nicht mehr entſprechen, z. B. *Ach Gott vom Himmel ſich darein*, *Es ſpricht der Unweiſen Mund wohl* und andere, in einigen Stellen abgeändert, oder auch ganz von den öffentlichen Liederſammlungen ausgeſchloſſen werden können; tadelt aber freymüthig und mit Recht eine zu weit getriebene Verbeſſerungsſucht, und legt verſchiedenen Liedern Luthers einen gröſseren Werth bey, „als manchen hochpoetiſchen oder wäſſerigen Liedern neuer Verfaſſer," denen man es anſieht, daſs ſie nicht ächt religiöſe Begeiſterung erzeugt hat. Luther änderte zwar ſelbſt die damals vorhandenen alten Geſänge, und ſuchte ſie dem Bedürfniſs ſeines Zeitalters anzupaſſen; allein er ging in ſeinem Verbeſſerungseifer nie zu weit, duldete, was unanſtöſsig war, und wagte es nicht, durch gänzliche Umgeſtaltung des Originals den Geiſt deſſelben unkenntlich zu machen. Wie willkührlich in dieſer Hinſicht neuere Dichter verfuhren, beweiſet der Vf. aus Luthers Weihnachts-Liede: *Gelobet ſeyſt du, Jeſu Chriſt!* von welchem er die Verbeſſerungen, oder eigentlich Umarbeitungen *Klopſtocks*, *Zollikofers* und eine dritte, die er dem Kanzler *Cramer* zuſchreibt, abdrucken lieſs. Letztere empfiehlt er als Muſter einer zweckmäſsigen Bearbeitung. — III Abſchnitt: *Luther als Tonſetzer.* Sein muſikaliſcher Sinn und Liebe zur Tonkunſt, ſeine muſikaliſchen Fertigkeiten, Kenntniſs der muſikaliſchen Theorie, Beweis, daſs er die Melodieen zu ſeinen Kirchenliedern ſelbſt componiret habe. Eine hier abgedruckte Compoſition der Worte: *Non moriar, ſed vivam, et narrabo opera Domini*, welche Luther zu Coburg im J. 1530 an die Wand ſeiner Stube geſchrieben hatte, und das S. 211 u. f. mitgetheilte Zeugniſs des ſächſ. Kapellmeiſters, *Johann Walthers*, laſſen keinen Zweifel übrig, daſs Luther die Singweiſen zu ſeinen Liedern ſelbſt gefertigt habe. Von S. 221 werden die von Luther componirten Melodieen der Epiſtel, des Evangelium, der Einſetzungsworte und 20 zu ſeinen Liedern namentlich aufgeführt, und die Vorzüge derſelben S. 239 mit *Burmanns* Worten geprieſen: „Es kommt mir faſt vor, als ob ihm ein Engel ſeine Melodieen dictirt hätte; jede hat einen Schwung, eine Salbung, welche nach meiner Empfindung ſehr nahe an die Inſpiration grenzt" — ein Lobſpruch, den *Hiller* im Nachtrage zum allgem. Choral-Melodieenbuche, in einer Anmerkung zu S. 12, lächerlich zu machen ſucht. Bemerkungen über die zu Luthers Zeiten üblichen Kirchen-Tonarten S. 242 ff. und ein Urtheil *Herders* über den Werth des älteren Chorgeſangs S. 255 beſchlieſsen dieſes mit dem mühſamſten Fleiſse bearbeitete lehrreiche Werk. — Rec. glaubte hin und wieder einige nöthige Zuſätze anbringen zu können, fand ſich aber mehrmals in ſeinen Erwartungen getäuſcht, weil ihm der in den hieher gehörigen Schriften ſehr beleſene Vf. ſchon zuvorgekommen war. Es bleibt ihm alſo nur Folgendes zu bemerken übrig: S. 26 wird behauptet, daſs die vor Luthers Zeiten gedichteten Geſänge noch jetzt durch die Arbeiten unſerer beſten Liederdichter nicht übertroffen worden ſind. Bey der, ſeit *Paul Gerhard* und *Gellert* ſo hoch geſtiegenen geiſtlichen Dichtkunſt dürfte dieſes Urtheil nicht allgemein geltend, vielweniger auf die veralteten Geſänge: *Gott ſey gelobet und gebenedeyet*, *Menſche, willſt du ſeelig werden*, anwendbar ſeyn. Mit *Gellerts*: *Auf Gott und nicht auf meinen Rath*, *Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht*, *Meine Lebens-Zeit verſtreicht*; kommen dieſe, und ſelbſt das beſſere: *Mitten wir im Leben ſind*, in keinen Vergleich. S. 59 iſt D. *Joh. Dolz*, Profeſſor und Cuſtos der Stiftskirche zu Wittenberg, nach *Spalatins* Angabe (*Annal. ap. Menk.* S. R. G. II, 626) im Monat Jul. 1523 geſtorben; ſo beſtätigt ſich die Meinung des Vfs., daſs der kurſächſ. Marſchall, *Joh. von Dolzig*, der Liederdichter ſey, von welchem Luther in einem Briefe an Spalatin redet. Indeſſen führt *Schöber*, welcher der entgegengeſetzten Meinung iſt, im zweyten Beytrage zur Liederhiſtorie S. 23 f. noch Schriften von 1526 und 1528 an, die den wittenbergiſchen *Dolz* zum Verfaſſer haben. Kaum kann man Spalatins Nachricht in Zweifel ziehen. Die angeführten Schriften müſſen alſo entweder neue Auflagen oder aus des Verſtorbenen Nachlaſs im Druck erſchienen ſeyn. *Dolzens* Schriften würden hierüber nähere Auskunft geben, wenn ſie nicht ſo äuſserſt ſelten wären. —

S. 108. Dass Luther den Heldengesang: *Eine feste Burg ist unser Gott*, im Jahr 1530 während des Reichstages in Augsburg, zu Coburg verfertigt habe, bestätigt, ausser den angeführten Zeugen, ein wittenbergischer akademischer Lehrer und Schüler Melanthons, mit dem Zusatz: *Numeros addidit et modulos, argumento valde convenientes et ad excitandum animum idoneos.* (*Balth. Mencii Historica narratio de septem Electoribus Saxoniae* p. 64 f.) — S. 124. Das Luthern zugeschriebene Lied: *Mensch, willst du leben seliglich*, war allerdings, doch in einer unvollkommenen Gestalt und gleichsam nur in den Grundlinien, im Jahr 1481 vorhanden, wie Rec. (Jen. A. L. Z. 1805 No. 283) bemerkt hat. Die erste Strophe lautet hier: *Mensche, wiltu selig werden, so halt die zehn Gebot hier auf Erden, die Gott den Jungen und den Alten wahrhaftig hat gebotn zu halten.* Die zehn Gebote selbst sind in wenig Worten ausgedrückt, daher man die übrigen vier Verse für Luthers Arbeit halten muss. (*Eckhard Cod. Ms. Quedlinb.* p. 30.) Von einigen anderen bisher bekannten alten deutschen Liedern behielt Luther, wie der Vf. erwiesen hat, den ersten Vers mehr oder weniger verändert bey, wahrscheinlich um der Schwachen willen. — S. 131. Die deutsche Litaney, wie sie Luther im März 1529 seinem Freunde, Nic. Hausmann in Zwickau, übersendete, war zwar schon zuvor in den wittenbergischen Kirchen, doch mit Beybehaltung der lateinischen, welche abwechselnd mit der deutschen, besonders bey dem Sonnabends-Gottesdienste gesungen ward, eingeführt. Unter den 13 Febr. 1529 schrieb Luther an Hausmann: *Litanias nos in templo canimus latine et vernacule.* Luthers Briefe von Schütze, II, 97. — Der S. 196 als ein guter Sänger gepriesene Abt von der Naumburg zu St. Georg (eigentlich des Benedictinerklosters zu St. Georg vor der Stadt Naumburg an der Saale) war *Thomas Hebenstreit*, ein eifriger Beförderer der Reformation und des durch Luthers Bemühungen verbesserten Schulunterrichts. — Der S. 211 und mehrmals bemerkte kursächs. Kapellmeister, *Joh. Walther*, ein sehr berühmter Componist und Herausgeber des ersten evangelischen Choralbuchs, verdiente schon wegen seines rühmlichen Eifers, den Kirchengesang zu verbessern, dass sein Andenken erneuert würde. Wie sehr seine musikalischen Talente geschätzt wurden, beweiset die Inschrift seines Grabmals in Torgau: *Non tam dulce caneres, Walthere, magister, ni tecum caneret simul et spirabile numen.* Er hat, ausser seinem wittenbergischen deutschen Gesangbuche in vier Bänden, auch einzelne Compositionen herausgegeben, z. B. von den Zeichen des jüngsten Tages, ein schön Lied 1548. *Magnificat octo tonorum, quatuor, quinque et sex vocibus.* Jen. 1557. Ein auf Kurfürst Joh. Friedrichs zu Sachsen Befehl aufgesetztes Choralbuch, unter der Aufschrift: *Liber cantionum sacrarum latinarum et germanicarum, cum notis musicis quatuor vocum*, befindet sich in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. S. 235 f. sagt der Vf.: „Man gehe die besseren Compositionen neuerer Tonsetzer der Reihe nach durch: es werden sich nicht wenige darunter finden, die den lutherischen an die Seite gesetzt zu werden verdienen, aber sicher nicht eine einzige, die nach unbefangener und gründlicher Beurtheilung ihnen den Vorzug streitig macht," und führt zur Bestätigung dieses Urtheils S. 240 *Burmanns* Worte an: „Heil uns, wenn Männer aufstehen, welche sich mit *Bach* und *Rolle* um eine gute Kirchenmelodie verdient machen! Aber beleidigt man solche Männer, wenn man ihnen nun auch gerade unters Gesicht sagt, *dass die ganz alten Kirchenmelodieen die ihrigen übertreffen?*" — Rec. glaubt, dass Luther, der von seinen Verdiensten so bescheiden urtheilte, und alle seine Arbeiten für einst zu verbessernde Versuche ausgab, auch bey seinen Bemühungen, den musikalischen Theil der Liturgie zu verbessern, die grössten Tonkünstler, einen Bach und Rolle ihrer Zeiten, die Kapellmeister *Walther* und *Senfli* zu Rathe zog, diesen Lobspruch von sich ablehnen und einigen neuen Kirchenmelodieen, wo nicht den Vorzug, doch gewiss einen sehr grossen Werth beylegen würde. Sollten nicht, um nur einige Beyspiele anzuführen, die sanft rührenden: *Schicke dich, erlöste Seele*, und: *Wie wohl ist mir, o Freund der Seele!* der lutherischen: *Ach Gott vom Himmel, sieh darein*, die in den sächsischen Kirchen beynahe ganz ausser Gebrauch gesetzt ist, vorzuziehen seyn? Wird man wohl die treffliche Melodie: *Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!* mit Luthers: *Christ, unser Herr, zum Jordan kam*, die auch in vielen Gemeinden nicht mehr gesungen wird, vertauschen? — Den prachtvollsten und feyerlichsten unserer kirchlichen Singweisen: *Wachet auf!* und: *Wie schön leuchtet*, kann keine ältere an die Seite gesetzt werden. Die leipziger Melodie: *Meinen Jesum lass ich nicht* — wie tief rührend und geisterhebend in dem schönen Gesange: *Jesus meine Zuversicht*, und dem starkischen Communionliede: *Naht mit Andacht im Gemüth!* — übertrifft bey weitem Luthers: *Sie ist mir lieb, die werthe Magd!* und ähnliche Compositionen. Die schönsten und singbarsten unter Luthers Melodieen sind unstreitig: *Eine feste Burg*, *Vom Himmel hoch*, *Nun freut Euch, lieben Christen*, *Es woll uns Gott gnädig seyn.* Die erstere passt aber nur auf heroische Gesänge. Diess fühlte *Gellert*, und legte die Melodie zum Grunde seines bekannten Liedes: *Wenn Christus seine Kirche schützt, so mag die Hölle wüthen.* *Wir glauben all an einen Gott*, nach Luthers Melodie, wird von Vielen ungern gesungen. Erhebender ist, nach dem Urtheil der Kenner, eine neue Melodie dieses Gesanges (des sogenannten *Glaubens*), die, so viel Rec. weiss, in der Universitätskirche zu Leipzig eingeführt ist. Doch in Sachen des Geschmacks wird immer das Urtheil verschieden bleiben. *Hiller* am angef. O. findet in den alten Melodieen, besonders der dorischen Tonart, z. B. *Mit Fried und Freud*, *Christ ist erstanden*, eine gewisse Härte, Rauhigkeit und Steifheit, und giebt S. 13 mehreren neuen Kirchenmelodieen den Vorzug vor den älteren. S. 250 bemerkt der Vf., dass die Festmelodie: *Vom Himmel hoch*, ihrer Bestimmung nach, nur am

Weihnachtsfeste gebraucht werden sollte, und tadelt mit Recht die Herausgeber neuer Gesangbücher, dass sie diese Melodie zu allen Lob- und Dank-Liedern von gleicher Versart gewählt haben. Vorzüglich trifft dieser Vorwurf das neue leipziger Gesangbuch, wo man auch anderen Gesängen, z. B. dem Liede: *Wenn Menschenhülfe dir gebricht*, das ehemals allgemein nach der passenderen: *Wenn wir in höchsten Nöthen seyn*, gesungen ward, diese feyerliche Festmelodie vorgeschrieben hat. Viele Vorsänger binden sich entweder zu sclavisch an die vorgezeichneten Melodieen, oder widerstreben, sich weiser dünkend, besseren Belehrungen, und singen daher Lieder nach: *Vom Himmel hoch*, selbst in der Fastenzeit. Rec. hörte einst in einer Stadtgemeinde diese erfreuende Melodie in Verbindung mit: *Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen*, singen, und ward auf eine höchst unangenehme Art an die längst vorüber gegangene Weihnachts- und Fasten-Zeit zugleich erinnert. — S. 251. *Sethi Calvisii Harmonia cantionum ecclesiasticarum* oder *Kirchengesänge, vierstimmig gesetzt*, erschienen bey Jac. Apel in Leipzig, 1597, 1605, 1612, die 5te Auflage 1622. *Joh. Hermann Schein* hat, ausser dem 4, 5 und 6stimmig gesetzten Gesangbuche, auch *Cymbalum Sionium, sive cantiones sacrae, sex, octo, decem et duodecim vocum*, Leipz. bey Abr. Lamberg, 1616, 4. herausgegeben; eine im Messkatalog d. J. bemerkte, jetzt unbekannte Liedersammlung. Die vom kursächs. Kapellmeister *Heinrich Schütz* componirten Psalmen sind eigentlich die von *Cornelius Becker* metrisch übersetzten. Auch der genannte berühmte Chronolog und Tonsetzer *Calvisius* hat diese Psalmen, Leipz. 1611 und 1616, vierstimmig herausgegeben. — Den angeführten Choralbüchern verdienen noch beygefügt zu werden: Choralbuch auf vier Stimmen, zum Gebrauch bey dem öffentlichen und Privat-Gottesdienste, von *J. G. Vierling*, Cassel 1789, und: Allgemeines Choralbuch für die protestantische Kirche, vierstimmig ausgesetzt, mit einer Einleitung über den Kirchengesang und dessen Begleitung durch die Orgel, von *Carl Gottlieb Umbreit*, herausgegeben von *Rudolph Zacharias Becker*, Gotha 1811., angezeigt und beurtheilt in *Löfflers* Magazin für Prediger, B. 6 St. 2 S. 92—101. *Joh. Adam Hillers* allgemeines Choral-Melodienbuch, für Kirchen und Schulen, auch zum Privatgebrauch in 4 Stimmen gesetzt, Leipz. 1793 und 1803, hat in Sachsen, wo ein landesherrlicher Befehl die Einführung in allen Kirchen gebot, den erwarteten allgemeinen Beyfall nicht erhalten. Dagegen wird das Choralbuch von *Joh. Friedr. Doles*, Leipz. 1784, wie dessen Vorspiele und übrige Compositionen, noch sehr geschätzt. — Der *Anhang* enthält S. 1—10 drey Vorreden von Luther zu verschiedenen Ausgaben seiner geistlichen Lieder, und die Vorrede zu den von ihm im J. 1542 herausgegebenen Begräbnissgesängen. S. 11 folgen Luthers Lieder in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit den Singnoten im Discant und einigen Varianten abgedruckt. Man bemerkt hier die in späteren Zeiten mit verschiedenen Melodieen, z. B. *Gott der Vater wohn uns bey; Es woll uns Gott gnädig seyn; Nun freut euch, lieben Christen g'mein*, in einigen Stellen vorgenommenen Veränderungen. Die Melodie S. 54 *Wohl dem, der in Gottesfurcht steht*, ist die noch in Sachsen gewöhnlich mit den Anfangsworten des sehr oft und gern gesungenen Liedes: *Mein Gott, ich danke herzlich dir*, bezeichnete. Dass Luther Componist derselben ist, möchte vielleicht nicht allen Freunden des kirchlichen Gesanges bekannt seyn. Die Melodie S. 55 *Aus tiefer Noth schrey ich zu dir*, so charakteristisch sie auch die Stimme des Klagenden bezeichnet, konnte Rec. — ein Feind aller, traurige Gefühle erregenden Melodieen — nie singen hören. Er glaubt überhaupt, dass es eine der vorzüglichsten Absichten unserer öffentlichen Gottesverehrungen sey, die Bekümmerten und Trauernden in eine frohere und heitere Stimmung zu versetzen, statt durch widrige Klagetöne ihren sinkenden Muth und ihre wankende Hoffnung noch mehr herabzustimmen. Man hat daher in mehreren Gemeinden die traurigen Melodieen, wo es nur einigermassen der Charakter des Liedes zulässt, und eine annehmlichere Melodie vorhanden ist, mit erfreulicheren vertauscht, und singt *Aus tiefer Noth*, nach *Herr wie du willst, so schicks mit mir*. S. 84 liest man Luthers Lobrede auf die Musik, und ein Gedicht zum Lobe dieser edeln Kunst macht S. 91 den Beschluss. — Noch verdient der fehlerfreye Abdruck als ein Vorzug dieses Werks gerühmt zu werden. Der S. VIII der Vorrede versprochenen *Geschichte der Kirchenmelodieen* werden Freunde religiöser Erbauung durch Gesang und Musik mit desto grösserer Erwartung entgegen sehen, je weniger bisher dieser Gegenstand ausführlich und gründlich bearbeitet worden ist.

F. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Giessen*, b. Heyer: *Der Kinderfreund.* Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen. Nach Friedrich Eberhardt von Rochow von *Johann Ferdinand Schlez*, grossherzogl. hessischem Kirchenrath und Inspector. 1813. XII u. 196 S. 8. (6 gr.)

Diesem Kinderfreund liegt der Kinderfreund des Hn. von Rochow zum Grunde. Es sind aber hier die Sachen anders geordnet als in jenem Buche. Mehreres ist weggelassen, und andere Stücke sind neu hinzugefügt. Das Capitel von Mond und Sternen ist für Kinder in Landschulen zu schwer. In Volksschulen ist der Unterricht nicht zu weit auszudehnen, damit nicht das durchaus Nothwendige dadurch verkürzt werde.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Barth: *Kritik der praktischen christlichen Religionslehre* von *G. Ch. Cannabich*, Kirchenrathe und Superintendenten in Sondershausen. *Zweyter Theil.* 1811. XXVIII u. 403 S. *Dritter Theil.* 1813. XVI u. 261 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

2) Leipzig, b. Barth: *Rechtfertigung des ersten Theils der Kritik der praktischen christlichen Religionslehre gegen die Beschuldigungen des Recensenten in der Leipziger Literaturzeitung* (No. 100 und 101) *und Aufdeckung der Blössen desselben zu seiner Beschämung und zur Beförderung der Wahrheit* von *G. Ch. Cannabich.* 1811. 77 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat von allen Seiten her seine Noth mit den Recensenten seiner Kritik, da zwischen beiden ein gewaltiges Missverständniss obwaltet. Die Recensenten nämlich können sich durchaus nicht von der Gründlichkeit und Consequenz dieses Werkes und von der Sicherheit und Bestimmtheit der in demselben aufgestellten Begriffe, und der Vf. kann sich hinwiederum nicht von der Gründlichkeit ihrer Ausstellungen überzeugen. Kein Wunder! Beide Theile stehen auf entgegengesetzten Polen. Die Rec. auf wissenschaftlichem, rein moralischem Boden, und wollen das Leben nach der Moral und nach Ideen gestaltet wissen; der Vf. hingegen behauptet seinen empirischen Standpunct, zieht die ewigen Ideen zu zeitlichen Begriffen jene entadelnd herab, hält seine losen und unbestimmten Begriffe für die bestimmtesten und zusammenhängendsten von der Welt, gestaltet die Moral nach dem Leben, wie man es eben treibt oder treiben möchte, und ganz befangen auf seinem popularen Standpuncte hat derselbe keinen Sinn für wissenschaftliche Deutlichkeit und Bündigkeit; und wenn er es vor Ärger zum Lachen bringen könnte, denn seine Eitelkeit fühlt sich gekränkt: so würde er über den philosophischen Unsinn laut auflachen. Ausser dem leipziger Rec. hat auch unser Vorgänger, der uns unbekannte Rec. des ersten Theils dieser Kritik den Zorn des Vfs. erfahren. (J. A. L. Z. 1810. No. 202): die ganze Vorrede zum zweyten Theile preiset sein Lob. Dieser (ein blos für seine Philosophie und Theologie eingenommener Mann, S. III) tadelt es, dass der Vf. von den Formeln des Sittengesetzes: handele vernünftig, mit dir übereinstimmig! ohne ein verbindendes Mittelglied zu den identisch seyn sollenden Formeln überspringt: handele gemeinnützig! suche das Beste der Menschheit! Ja, der Rec., der, wie man sieht, einen Begriff vom Unterschiede formaler und materialer Principien hatte, der dem Vf. fehlet, wie er denn überall von Unterscheidungen nicht viel hält, sondern gern Alles untereinander mischt, liess sogar ein Wörtchen von Verwirrung fallen. Dagegen spricht der Vf.: „Es ist ja Alles so übereinstimmend, so deutlich und richtig ausgedrückt, dass es nicht übereinstimmender, deutlicher und richtiger ausgedrückt werden kann." Wie gründlich! Der Vf., der formale und materiale Principien unter einander wirft, beide für identisch hält, folglich keine Brücke von den einen zu den anderen nöthig hat, weiss offenbar nicht, wovon Rec. redet. — *Unbedingtes* Lob will der Vf. Darum tadelt er es, „dass unser Vorgänger sein Lob sogleich durch Einschränkungen wieder zurücknehme, gleich als ob es ihm nicht möglich sey, etwas zu loben, ohne es zu tadeln." S. III. Sehr offenherzig! Ja, S. XV lässt der Vf. den von seiner Vielwisserey aufgeblasenen Rec. *Unsinn* sprechen, ist dessen lieblosem Herzen und feindlichen Absichten auf die Spur gekommen u. s. w. An eitelen, aufbrausenden Jünglingen, deren Ideenkreis zugleich auch die Grenze der Welt und aller Wissenschaften ist, ist man solcher Entladungen gewohnt. Allein hier spricht ein Alter, und ein Prediger der Liebe. — Solche geschleuderte Blitze, die aber nur kalte Schläge mit vielem Wortdonner sind, sollten billig alle Recensenten der folgenden Theile dieser Kritik abschrecken, und sie zu dem Bekenntnisse zwingen, es könne ja gar nichts übereinstimmender, deutlicher und richtiger seyn, als dieses Werk. Allein Rec. ist ehrlich, dabey leider nicht furchtsam, und wird daher seine Meinung sagen, unbekümmert darum, ob Andere des Vfs. Eigenliebe geschmeichelt oder beleidigt haben, unbekümmert darum, wie der Vf. auch uns anfahren möge. In letzterem Falle werden wir uns mit Petro trösten, dass solche Leiden nichts Seltsames und schon über unsere Brüder in der Welt ergangen sind.

Unter allen, dem Rec. bekannten, angewandten Moralen kann keine sich mit der gegenwärtigen in Ansehung des Reichthums, der Vollständigkeit der Materien und des Details, wo und wie Pflichten erfüllt oder übertreten werden können, vergleichen. Für Prediger, die sich bey Empfehlung einer Tugend noch zu sehr im Allgemeinen verlieren, und die ver-

schiedenen Handlungsweisen der Tugend und ihre Anwendung auf das Leben nicht anzugeben wissen, ist daher dieses Werk in dieser Hinsicht sehr zu empfehlen. Jeder kann sich hievon überzeugen, wenn er auch nur das Inhaltsverzeichniss dieser beiden Theile durchgehen will, wovon der *zweyte* Theil die allgemeinen Selbst- und Nächsten-Pflichten, und der *dritte* die *besonderen* Pflichten in bestimmten Verhältnissen des Lebens beschreibt, nebst den Religions- und Tugend-Mitteln, in welcher letzteren Hinsicht wohl *Reinhard* den Vorzug verdient. Hier wird also die Anschauung und der Blick auf das wirkliche Leben mit der Idee der Pflicht verbunden, und die intelligible und sensible Welt einander näher gebracht. Die Rechts- Tugend- und Liebes-Pflichten sind zwar einzeln, aber nicht unter dieser Eintheilung aufgeführt. Recht, Tugend und Glückseligkeit sind aber die drey allgemeinen Objecte aller Nächsten-Pflichten, und die genannte Eintheilung daher wohl begründet. Auf den moralischen Bestimmungsgrund kann keine Eintheilung gegründet werden: denn dieser ist überall derselbe. Dieses hat der Vf. z. B. in der Exposition der Gerechtigkeit übersehen, die er nicht als eine ethische, sondern bloss als Zwangs-Pflicht ansieht. Allein das ist nur der juridische, nicht der ethische Gesichtspunct. Die Moral muss auch die Rechts-Pflichten als freye ethische behandeln, deren Triebfeder die heilige Achtung für Recht und Menschheit ist. Der Zwang ist, wie schon der Apostel Paulus lehrt, nur für die Übertreter, nicht für den moralisch Guten. Nur mit diesem aber hat es die Moral, mit dem Übertreter der Staat zu thun. Auch die Rechtspflichten, inwiefern sie von dem Tugendhaften als ethische erfüllt werden, sind daher einer göttlichen Belohnung fähig. Wie schön lehret dieses Paulus Eph. VI in Ansehung der dienenden Classe!

Wahrhaft freuen würde sich Rec., wenn er diesem Buche auch dasselbe Lob in Ansehung des *ethischen Gehalts* ertheilen könnte. Allein das kann er nicht. Der Vf. ist mit sich selbst in Ansehung des wahren Ethischen, seiner Principien, seiner Realität, noch gar nicht im Klaren. Sein Blick ruht nur auf den Erscheinungen des Ethischen, wir meinen die Handlungen, in welchen sich nur Legalität aussprechen kann. Die Moralität hat einen tieferen Sitz, und ist, wie alles Göttliche, unsichtbar. Daher kommt nun das Schwankende und Unbestimmte in den Tugenden und in den Begriffen derselben; daher die vielen Widersprüche und selbst unmoralische Entscheidungen einzelner Fälle. Wir wollen dieses aus dem Buche nachweisen, damit der Vf. nicht wieder sage, dass man nur ins Allgemeine und Blaue hin über ihn ein Urtheil fälle.

Kritik nennt der Vf. sein Buch. Ohne Zweifel sollte es ein Product, nicht ein Object derselben seyn. Von einer Kritik, meint er, könne man nicht mehr verlangen, als dass unparteyisch nach Wahrheit geforscht, die Begriffe genau entwickelt, rein aufgefasst, fasslich und freymüthig dargestellt werden. Nur der erste Punct deutet auf eine Kritik hin; die anderen Puncte gehören für die Logik und die Darstellung. Nach dieser Erklärung müsste jedes mit Ernst geschriebene Buch „Kritik" heissen. Gerade das eigentlich Kritische, die Sicherstellung und Festhaltung der Principien, als der Seele des Ganzen und als der leuchtenden Sterne der Untersuchung, die Ableitung des Besonderen aus seinem Princip, die genaue Bestimmung der ethischen Realität einer Tugend aus ihrem Princip, ohne sich durch das irren zu lassen, was im Leben sich noch Sinnliches, Sympathetisches, Eudämonisches u. dergl. an das Ethische hängen mag, indem der moralische Mensch nur zu der moralischen, der wirklich in der Sinnenwelt handelnde aber auch zur Naturordnung gehört; die strenge Scheidung beider Reiche im Begriffe, die daraus hervorgehende Reinigkeit und Klarheit des wahrhaft Ethischen, und so die Gestaltung des Lebens nach ethischen Principien, nicht die Verunreinigung und Umbeugung dieser nach dem Leben — vermisste Rec.

Darum, weil der Vf. sich das Absolute und Unbedingte des moralischen Gesetzes nicht klar genug gemacht hat, ist seine Lehre von Freyheit und reiner Tugend so schwankend. Ein unbedingtes *Sollen* setzt ein unbedingtes *Können* voraus, und ohne Letzteres verliert das Erstere alle Bedeutung. Allein weil der Vf. sich die unbedingte Foderung des moralischen Gesetzes nicht rein und klar genug dachte, auf dem rein moralischen Standpuncte sich nicht fest genug orientirte, das Ethische in seiner von aller Erfahrung, vom Thun und Treiben der Menschen unabhängigen Realität sich nicht scharf genug dachte, darum konnte er sich nicht zum wahren Begriffe der Freyheit erheben. Er ist befangen im Endlichen und Bedingten. Beschränkt ist ihm die Freyheit, S. 17 des 2 Ths. Allein eine Freyheit, die beschränkt, ein Unbedingtes, das durch fremde Ursachen bedingt ist, ist ein Widerspruch. Im Folgenden determinirt auch der Vf. die Freyheit ins Unendliche, und hebt dadurch alle Freyheit, alle Tugend und Verpflichtung auf. Denn es ist lächerlich, von einem Sollen zu reden, dem kein Können entspricht. Des Vfs. durchgängiger Fehler ist, dass er psychologisch den Menschen nur unter dem Mechanismus der Naturordnung erblickt, wo freylich die bestimmte Kette ins Unendliche fortläuft, aber nicht als Unterthanen der moralischen Ordnung, wo er alsbald den Menschen in seiner Freyheit erblicken würde. Das letzte Glied der Verirrung und der Unbestimmtheiten des Vfs. ist, dass er das unbedingte, auf keine Einwendungen der Erfahrung beschränkte Sollen des Sittengesetzes nicht rein aufgefasst hat. Wie ganz anders würde es um die Moral des Vfs. stehen, wenn er sich zuvor eine Metaphysik der Sitten gebildet, und sich es klar gemacht hätte, wie die moralischen Begriffe ihren *ethischen Gehalt* nicht aus der Erfahrung, sondern einzig und allein *a priori* aus dem Sittengesetze erhalten, wie dieses constituirend für das Leben, nicht dieses die Norm für jenes sey. So aber blickt der Vf. alsbald auf das sinnliche Leben hin, verliert sich im Endlichen, ohne den Fusssteig zum Unendlichen und Absoluten der Tugend finden zu können, weil er jenes metaphysische Geschäft vernachlässigte, das aller Anwendung

der moralischen Begriffe aufs Leben, und die man vor ihrer Anwendung haben muss, vorhergeht. Das unerbauliche, lose, inconsequente Hin- und Herreden über reine Tugend, und ob sie möglich sey, wäre dann ganz weggefallen. *Reine* Tugend ist schon ein Pleonasmus, und findet nur Statt im Gegensatze eines *Simulacri*, eines Gespenstes der Tugend, die keine ist. Reine Tugend ist eine tugendhafte Tugend. Zwar fragt der Vf., ob Wein in Wasser nicht auch Wein sey. Zu geschweigen, dass hier etwas Sinnliches mit etwas Übersinnlichem verglichen wird: so kann man dreist mit Voss antworten: es ist ein Getränk, sieht aus wie Wein, ists aber nicht; man kann dabey nicht singen, dabey nicht fröhlich seyn. Reine Tugend hat vor allem praktische Realität vor der gesetzgebenden Vernunft; sie *ist*. In Beziehung auf den empirisch bedingten und unter Naturgesetzen des Begehrens und Fühlens stehenden Menschen *soll* sie seyn. Und wenn es auch noch nie ein Beyspiel reiner Tugend in der Erfahrung gegeben hätte, welches jedoch der Vf. nicht behaupten und sich dem Allwissenden gleichsetzen wird: so behielte doch diese Idee ihre ewige, auf keine Zeitbedingungen eingeschränkte Realität vor der Vernunft, und ihre unbedingte Anfoderung an den Menschen, diese Idee in seinem Wollen und Thun *in der Erfahrung* zu realisiren und darzustellen. Für den unter Zeitbedingungen stehenden Menschen ist reine Tugend eine Idee, der er sich ewig zu nähern sucht, und als empirisches Wesen kann er sich derselben nur *nähern*, wenn er sie als intelligibles und freyes Wesen *hat*. Zürnen möchte aber Rec. auf den Vf., dass er durch sein Ansehn seine Leser noch mehr im Materialismus des Lebens verstrickt, die moralischen Begriffe verwirrt, und das moralische Gefühl und die sittliche Beurtheilung verdunkelt.

Wie unbestimmt, schwankend und widersprechend ist nicht, was der Vf. vom guten und bösen Willen sagt! Dass, um uns kurz auszudrücken, der gute und böse Wille in der Formalität, nicht in der Materialität des Begehrens bestehe, also in der Maxime, welche der Mensch sich zum höchsten Princip macht, das ignorirt der Vf. gänzlich. Ein Mensch nun, dem die Befriedigung seiner Lust das Höchste ist, dem er die Befolgung der Pflicht unterordnet, das moralische Gesetz aber nur dann, und unter der Bedingung erfüllt, wenn es die Sanction der Lust erhalten hat, und folglich der absolute Charakter der Pflicht verschwunden ist — ein solcher hat einen bösen, moralisch verkehrten Willen, in dem die Wurzel alles Bösen liegt, und selbst, was ein solcher Mensch scheinbar Gutes thut, ist es nicht wirklich, darum, weil er die Erfüllung seiner Pflicht auf die Übereinstimmung mit seiner Neigung restringirt. Was kann für den, der feste moralische Begriffe hat, widerlicher seyn, als das Gerede: „der Mensch ist durch seine Natur gewissermassen (?) genöthigt, das Gute zu lieben, und wenn die Hindernisse nicht zu gross sind (das heisst doch, wenn es mit seinen Neigungen übereinstimmt?), es auszuüben.“ (Wie aber, wenn die Hindernisse zu gross sind? Dann verliert das Gute seine Verpflichtung, seine Realität? Und wann sind sie zu gross?) „Und wenn das Gute ihm so reizend (?) wäre, als das Böse: so würde er viel lieber jenes wählen u. s. w.“ Hier sitzt die sinnliche Begier auf dem Throne, als Gesetz und oberste Maxime; hier ist die Restriction des unbedingt Guten auf die Bedingung, dass es mit der Lust und dem Reizenden übereinstimme; hier ist die Verleugnung des absoluten Charakters der Pflicht und der ethischen Realität. Das nennt nun der Vf. (materialistisch, in der Erscheinung, wo nicht auf die Maxime des Handelns gesehen wird) gut; wir aber nennen es böse und die Wurzel alles Bösen. Wenn wir nun aber dem Vf. alle seine Unbestimmtheiten und Verwirrungen aufdecken sollten, müssten wir so dicke Bücher schreiben, wie er selbst. Ja, wenn er sich in seinen Behauptungen nur gleich bliebe! So aber nennt er S. 15 den bösen Willen unmöglich, und giebt ihn S. 17 zu, nennt aber solche Menschen Ungeheuer und Missgeburten, vermuthlich physische, und behauptet also abermals das Übergewicht der Naturordnung über die moralische. Was der Vf. vom eigentlich bösen — und bloss bösen Willen sagt, und daraus folgert, kann keinen nach moralischen Principien Denkenden überzeugen. Wie schnell folgen aber die Widersprüche auf einander, indem S. 20 der Irrthum als Grund des bösen Willens angegeben und S. 23 wieder geleugnet wird.

Genaue Entwickelung der Begriffe fodert der Vf. selbst von einer Kritik. Allein diese wird gerade in diesem Werke von Allen vermisst, die ein Urtheil über dasselbe abgegeben haben. Mit Unrecht tadelt der Vf. es an Kant, dass er den Begriff der Glückseligkeit idealisire. Denn er stellt nicht die Glückseligkeit des Cajus oder Sempronius auf, sondern die *Idee* der Glückseligkeit. Eher trifft Kant der Vorwurf, dass er die Glückseligkeit bloss sensualisirte, so wie der Vf. S. 52 dieselbe ganz vergeistigt. Sie ist auch nach dem Vf. eine durch das Glück bedingte und eingeschränkte Seligkeit. Allein wenn der Vf. die Glückseligkeit zu einem Theil des Wohlseyns macht, dieses in das sinnliche und geistige, und letzteres wieder in intellectuelles, ästhetisches und moralisches eintheilt, welches geistige Wohlseyn der Antheil der Glückseligkeit seyn soll: so entzieht er diese wieder dem Glücke, und hebt die Vereinigung des Sinnlichen mit dem Geistigen auf, und macht sie ganz zur Folge der Selbstthätigkeit des Menschen. Wenn der Vf. das moralische Gefühl als die *unmittelbare Empfindung* des Wahren (?), Guten und Edlen erklärt, und S. 34 das Schönheitsgefühl, oder das Vermögen, mit Vergnügen das Reizende, Gefällige und Harmonische zu empfinden, zur Grundlage des sittlichen Gefühls macht: so sieht man nicht nur, dass er, mit der Theorie des Schönen fremd, es mit den Bezeichnungen der Begriffe nicht streng nehme, sondern auch von dem aus dem Schönheitsgefühle hervorgehenden moralischen Gefühle sonderbare Begriffe habe, und durch diese Genesis die Unmittelbarkeit desselben wieder aufhebe. — Welche Bestimmtheit ist es, wenn der Vf. S. 75 die Religionsfreyheit als die Erlaubniss (!) erklärt, Gott *nach seinem Gefallen* zu verehren! Was ist es gesagt, wenn es S. 166 heisst: die *Furcht* hat Grade; ein geringer Grad heisst *Besorgniss*; ein

höherer *Bangigkeit;* ein noch höherer *Angst!* Warum nahm der Vf. nicht Anderer Erklärungen, z. B. *Platners*, zur Hand? Nur den Zehnten von unserer Ärnte geben wir, so wie die Beyspiele uns ungesucht in die Augen fallen.

Den Geist jedes Moralisten und jeder Moral kann man erkennen an dem moralischen Urtheil über die *Nothlüge.* Der Vf. sagt: Den Moralisten möchte ich sehen, der so aufrichtig wäre, einem Räuber zu sagen, wo er sein Geld habe, und sich aus Liebe zur Aufrichtigkeit plündern liesse u. s. w. Zugegeben, dass es Fälle gebe, wo die Liebe zur Zurückhaltung der Wahrheit rathe: muss es denn da gleich zum Gegentheil der Wahrheit, zur Lüge, kommen? Die Wahrheitsliebe als Selbstpflicht, als Erfüllung des Gebotes: handle mit dir selbst übereinstimmig, scheint der Vf. nicht zu kennen. Offenbar aber kennt er nicht, was *Fichte* in seiner Sittenlehre über die Nothlüge sagt, und wie dieser allem und jedem philanthropischen Geplauder über dieselbe ein Ende gemacht hat. Wäre der Vf. in seinen moralischen Begriffen fester: so würden wir ihn auffodern, sich die Noth, eine Pflicht zu übertreten, und eine Selbst- oder Nächsten-Pflicht zu erfüllen, dadurch, dass man eine andere verletzt, weiter zu analysiren. Alle moralischen Materialisten, welche die letzten sittlichen Entscheidungsgründe im Effect und in der Materie der Handlung, nicht in der Form der Gesetzmässigkeit, suchen, entscheiden für die Erlaubtheit der Nothlüge, und rathen zum Klughandeln auf Kosten der Sittlichkeit. Da kommt aber die Taubeneinfalt, welcher die Schlangenklugheit untergeordnet ist, zu kurz. Die Aufgabe für die Klugheit aber ist, einen Ausweg zu finden, welcher weder der Wahrheit noch der Liebe gegen einen Anderen zuwider ist, und eine Klugheit, die sich nur auf Kosten der Sittlichkeit zu helfen weiss, ist nicht weit her. — Viel hätten wir über des Vfs. Theorie von der Ehe, Ehescheidungen u. s. w. zu erinnern. Allein alle zu rügenden Fehler fliessen aus den schon genannten. Warnen hingegen müssen wir noch vor ganz unmoralischen und verführerischen Aussprüchen, wodurch besonders die Jugend leichtsinnig gemacht und verdorben werden muss. S. 182 wirft der Vf. die Frage auf: *Ist der Genuss der sinnlichen Liebe auch ausser der Ehe erlaubt?* Darauf antwortet er S. 183: „Der Genuss sinnlicher Liebe ausser der Ehe ist so wenig unmoralisch, als der in der Ehe, denn es ist der Sache nach Ein Genuss, und was unmoralisch ist, ist es unter allen Umständen." Welche mischende Verwirrung! Welche verderbliche Resultate des moralischen Materialismus! Wie stimmt diese Rechtfertigung der Hurerey mit der Achtung für die weibliche Würde, wie mit der Liebe zu dessen Wohl! Wie stimmt das Ganze auch nur mit der Idee der Gerechtigkeit zusammen! Geniessen magst du, was *dein* ist. Willst du nun einen Menschen geniessen: so musst du ihn erwerben. Eine Person kannst du aber nur erwerben, indem du deine Persönlichkeit dagegen giebst, Person gegen Person. So entspringt der Begriff und das Gesetz der Ehe. Ausser der Ehe aber würde das weibliche Geschlecht nur wie eine Sache genossen, nicht als Person geachtet und behandelt, und weibliche Würde und weibliches Wohl wären der männlichen Lust geopfert. Wenn der Vf. den ewigen a priorischen Grund der Ehe in der Vernunft erkannt, wenn er es bis zur Einsicht dessen, was vor der Vernunft reell ist, im Gegensatz der betastbaren Realität, gebracht hätte; wenn er das Institut der Ehe nicht für ein Statut einer angeblichen Offenbarung hielte: so würde er anders urtheilen. S. 186 wirft er die ähnliche Frage auf, *ob Jemand bey einer ausschweifenden Liebe, sey es in oder ausser der Ehe, ein moralisch guter Mensch seyn könne*, und antwortet keck: er kann es. „Denn so lange er die Tugend noch liebt, so lange ist auch die Achtung gegen das Sittengesetz noch möglich. Und eine Untugend (das wäre also doch die ausschweifende Liebe bey unverletzter Moralität?) kann so wenig alle Tugenden vertilgen, als Eine Tugend den Mangel der übrigen ersetzen kann." Wie viel Schutt gäbe es hier aufzuräumen, ehe man nur freyen Boden gewänne! Abermals spricht hier der Vf. von Tugenden materialistisch, als von guten Gewohnheiten und Fertigkeiten, nicht von einer, in fester Gesinnung unverändert ruhenden Maxime des Willens, kein erkanntes moralisches Gesetz um irgend eines Preises willen zu verletzen. Das sieht er nicht ein, wie in diesem Einem Act des Willens, in dieser Einen Tugend alle anderen enthalten sind; wie in der Einen Verkehrtheit, wo die sinnliche Lust über das moralische Gesetz erhoben wird, alle anderen Verkehrtheiten und Laster stecken, und dass nur die Gelegenheit und die Reizung kommen dürfe, um das Grundlaster in Lastern aller Art erscheinen zu lassen. Als ein Mann in geistlichen Würden, und als Vf. einer Kritik der praktisch-*christlichen* Religionslehre, muss doch der Vf. wenigstens den Ausspruch des Jacobus 2, 10 wissen: *so Jemand das ganze Gesetz hält, und sündiget an einem, der ists ganz schuldig.* Doch wir erinnern uns so eben, dass der Vf. diesen Ausspruch sehr gut wisse, aber nicht mit dem Apostel übereinstimmig denke, der freylich das Wesen der Tugend höher und tiefer erfasst hatte, als er. Hr. C. aber kann sich aus jeder Moralphilosophie, z. B. *Schmid's*, von der Wahrheit des apostolischen Ausspruchs überzeugen. Welcher Vortheil für dieses Werk, wenn der Vf. sich zu der Philosophie erhoben hätte, die diesem Ausspruche zum Grunde liegt, wenn er wenigstens die Unschuld und Sittenreinheit, die das Christenthum athmet, und den Abscheu vor aller Unreinigkeit, den es so kräftig ausspricht, ohne Philosophie im gläubigen Herzen aufgenommen hätte! Doch Rec. ist es müde, mit dem Vf., der theoretisch nichts von reiner Tugend wissen mag, sich länger zu unterhalten, und mit so unsauberen Ideen sich länger zu befassen. Die Leser mögen selbst entscheiden, ob sie sich angezogen oder gewarnt fühlen.

No. 2 bedarf keiner besonderen Würdigung. Der Vf. antwortet einzeln auf jede einzelne Rüge, ohne den in unserer Anzeige nachgewiesenen Grund aller seiner Verirrungen zu ahnden. Derjenige Rec., dessen Blössen zu seiner Beschämung hier aufgedeckt werden sollen, wird, wenn er es anders der Mühe werth findet, sich schon selber zu rechtfertigen wissen.

— l —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Neustadt an d. Orla, b. Wagner: *Handbuch für Schul- und Hauslehrer, oder diejenigen, die es werden wollen.* Ohne Jahrzahl. I Band. XII u. 293 S. II Band. 328 S, III Band. 432 S. IV Band. 450 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausgeber dieses Handbuchs sagt in der Vorrede, dass er bey Aufnahme des Katalogs zur Bibliothek seines Vaters unter dessen Papieren sechzig von ihm völlig ausgearbeitete Reden gefunden habe, denen jener die ausdrückliche Bitte beygefügt habe, sie nach seinem Tode ins Publicum zu bringen. Schon bey flüchtigem Durchblättern bemerkte er in denselben dringende Ermahnungen, die wohl einer Beherzigung, dreiste Behauptungen, die wohl einer Erwägung, bedeutende Winke, die wohl einer weiteren Verfolgung würdig seyn dürften. Er wünschte der Schrift um so mehr einen Verleger, da es an einem für den achtungswürdigen Schulstand besonders bestimmten und den Zeitumständen angemessenen Erbauungsbuche noch zu fehlen schien. Die Verhältnisse, unter welchen diese Reden ausgearbeitet und wirklich gehalten wurden, waren folgende. Bey dem alten Vater des Herausgebers pflegten sich Mittwochs und Sonntags mehrere junge Leute zu versammeln, die entweder sich dem Schulstande widmen wollten, oder auch schon kleine Stellen angenommen hatten, durch deren Verwaltung sie sich zu grösseren Schuldiensten vorbereiteten. Diesen hielt der ehrwürdige Greis Vorlesungen über Glaubens- und Sitten-Lehren, über Natur und Bibel, über Erd- und Menschen-Kunde, über Erziehungswissenschaft und Methodik u. s. w. Diese Reden sind es, welche dem Publicum hier mitgetheilt werden. Über ihre Bestimmung erklärt sich der Vf. in der zweyten Vorrede, und giebt die Gesichtspuncte an, aus denen er sein Unternehmen selbst ansah, und von Anderen angesehen wünscht. Er glaubt, ein Buch dieser Art könnte 1) ein nicht unnützes Erbauungsbuch für etwas gebildete Schullehrer werden. 2) Vorsteher von Schullehrer-Seminarien könnten vielleicht ein Werk dieser Art als Material bey Declamirübungen gebrauchen; und endlich glaubt der Vf., mit Recht, Manches gesagt zu haben, was selbst seinen jüngeren Amtsbrüdern heilsam seyn dürfte.

Rec. hat die vier Bändchen dieser Reden mit Beyfall und Vergnügen durchgelesen. Der Vf. hat seinen Gegenstand meist eben so richtig aufgefasst, als angenehm dargestellt. Glückliche Anwendung der evangelischen Perikopen da, wo sie benutzt wurden, zwanglose Übergänge, leichte und folgerechte Dispositionen, eine oft zu bewundernde, ja zu beneidende Darstellungsgabe, edle Anwendung der Geschichte, ein festgehaltener religiöser Charakter — das möchten die Hauptvorzüge dieser gehaltreichen Schulmeister-Postille seyn. Indem wir aus sämmtlichen Bändchen den Hauptinhalt der wichtigsten Reden bemerken, werden wir unser Urtheil zu belegen suchen. Am 2ten Adventsonntage: *Fürchtet euch nicht vor den Feinden, mit denen die Wahrheit in unseren Tagen zu kämpfen hat; sie wird darum nicht untergehen.* Zur Probe der Darstellung folgende Stelle, S. 23: „Seitdem das Menschengeschlecht, seiner ersten Rohheit entrissen, Sehnsucht nach Wahrheit empfand, ist sie, die Göttliche, nie ohne Feinde, nie ohne heftige und gewaltige Feinde gewesen, hat sie nie unangetastet ihre Strasse fortwandern dürfen. Und doch, was hat man gegen sie ausgerichtet? Einzelne Bekenner mussten von Zeit zu Zeit den Streichen der Verfolgung unterliegen, mussten Glück, Freyheit, Leben aufopfern im Dienste der Tochter Gottes. Aber sie selbst ging still und hehr wie Gottes Sonne ihren majestätischen Gang. Sokrates sank; aber die Wahrheit, für die er gelebt hatte, sank nicht mit ihm. Jesus starb am Kreuze. Aber was gewannen dadurch die Feinde der Wahrheit? Sein Tod war Quelle eines neuen Enthusiasmus für seine Verehrer. An die Stelle der jüdischen Opfer gesetzt, musste er selbst die Vernichtung des Ceremoniendienstes befördern, für deren Dauer man durch Jesu Ermordung gesorgt zu haben wähnte. Juden und Heiden, Fürsten und Priester waren einverstanden, man müsse die Lehre Jesu, durch seine Schüler verkündigt, unterdrücken. Aber nicht der Blutdurst eines Nero, nicht die Arglist eines Julian vermochte die Wahrheit zu dämpfen. Gefährlicher schien ihr nichts zu seyn, als jene Zerrüttung aller Reiche der Welt, die man unter dem Namen der Völkerwanderung begreift. Und gerade sie ward Bildnerin der Barbarey, ward Quell des Lichts, das jetzt noch unser Vaterland erleuchtet. Man verfolgte die Waldenser, man brachte den edlen Wiklef zum Schweigen, heilige Einfalt und unheilige Herrsch-

sucht verbrannten den kühnen Hufs, und nur durch eine Verbindung von tausendfachen günstigen Umständen entging Luther der Blutgier seiner Feinde. Aber die Wahrheit ging unter allen Kämpfen still und hehr ihren majestätischen Gang. Kein Treffen bey Mühlberg, kein jesuitischer Ferdinand konnte sie ganz unterjochen. Wenn sie am tiefsten gesunken schien, dann war gewifs der Zeitpunct nahe, wo sie mit übernatürlicher Kraft sich aufrichtete, und ihre mächtigsten Feinde zu Boden schlug, u. s. w." Und nun der schöne Schluss S. 36: „Und so gehe sie denn hin in dieser Entschlossenheit und Kraft! Gott sey mit ihrem Wirken! Ihre Bestimmung ist grofs. Sind die Volkslehrer eins, vom Geiste der Wahrheit durchströmt: so kann kein Mensch und kein Teufel ächte Religiosität zu Boden schlagen, kein Mensch und kein Teufel dem Volke das Licht entreifsen, das ihm gebührt, kein Mensch Schwärmerey für Christusreligion verkaufen. Geht hin, Lieblinge meines Herzens! Gott ist mit euch! Fürchtet nichts! Wahrheit ist Gottes Sache! Wahrheit behält den Sieg, und die Macht der Hölle überwältigt sie nicht." Am 3ten Advent: *Lassen Sie sich dadurch, dafs Sie mit Kindern der ärmsten Volksclassen zu thun haben, nicht zur Verachtung ihres Werks hinreifsen.* Eine Rede voll Kraft und Wahrheit! Am 4ten Advent: *Das richtige Verhältnifs des Schullehrers zum Prediger.* Hier wird ganz richtig bemerkt, dafs die Geschäfte beider unzertrennlich verbunden und von völlig gleicher Wichtigkeit sind, aber dafs der Staat den Schullehrer aus weisen Gründen dem Prediger untergeordnet hat, ohne dafs dadurch der erste an seinem Werthe verliert. Am Weihnachtsfeste: *Es soll, es kann und wird durch uns besser werden.* Diese und die an den anderen Festen gehaltenen Reden erheben sich zur feyerlichen Beredsamkeit, besonders am Anfange und am Schlusse. Am 2ten Sonnt. n. Epiph.: *Wie ungemein wichtig für den Schullehrer die Wahl einer Gattin sey.* Eine Trauungsrede, als ein Mitglied des Instituts in Gegenwart seiner ehemaligen Mitschüler zur Ehe eingesegnet wurde. Eine Rede voll Verstand und Herzlichkeit, welche gewifs die Braut selbst nicht langweilig gefunden haben wird. *Von der Pflicht, den Verbesserungstrieb in uns rege zu erhalten, und in uns weislich zu mäfsigen.* Zwey treffliche Reden, die erste gehalten, als ein Mitglied aus dem Institute entlassen wurde, um ein Amt anzutreten. *Über reine Moral und Glückseligkeitslehre.* Der Vf. entscheidet nicht über das, worüber *Kant* und *Garve*, *Reinhold* und *Eberhard* nicht einverstanden waren, sondern sucht die Anhänger der reinen Moral und des Glückseligkeits-Systems durch einen Vergleich zu vereinigen. Als Mozart eine seiner Opern-Arien beym Hochamte hörte, seufzte er: Lieber Gott, vergiebs! für dich hatte ich sie nicht gemacht. Und so mag Kants Religion innerhalb den Grenzen der Vernunft für Dorfschulmeister auch nicht gemacht worden seyn. *Ernste Selbstprüfung der Schullehrer am Confirmationstage seiner Kinder.* Ein heller Schulmeister-Spiegel! *Man hüte sich, die Freymüthigkeit der Kinder zu unterdrücken.* Viele pädagogische Heterodoxieen für den gemeinen Schullehrer, aber treffliche Wahrheiten über Schulzwang. *Was kann der Schullehrer beytragen, um das Ansehen der öffentlichen Gottesverehrungen aufrecht zu erhalten?* Der Verfall der öffentlichen Gottesverehrungen möchte denn doch weder durch die Schullehrer veranlafst worden seyn, noch allein durch sie beseitigt werden können. Das Übel liegt höher oder tiefer, wie man will. Zu jenen Zeiten, wo die Schulen schlecht genug bestellt waren, wurden die Kirchen am fleifsigsten besucht. Was der Vf. über Gesang und Orgelspiel sagt, ist sehr beherzigungswerth. *Etwas zur Beruhigung für Schullehrer, denen es scheint, als arbeiteten sie vergeblich.* Goldene Sprüche der Weisheit und des Trostes für klagende Schulmänner. Der Schlufs der schönen Rede im biblischen Tone gewährt eine eigene Erhebung und Rührung. *Was sind wir den Kindern schuldig, bey denen wir einen hohen Grad von sittlichem Verderben zu bemerken glauben?* Eine Rede voll psychologischer Weisheit. *Ein Blick auf den Zustand des Volkes in unseren Tagen.* Der Zustand des Volkes in Hinsicht auf Sittlichkeit und Aufklärung scheint denn doch mit zu grellen Farben aufgetragen zu seyn. Der Vf. scheint das selbst einigermafsen zu fühlen, und fährt daher fort: „Guter Gott, möchte mein Alter mich täuschen! Möchte es wahr seyn, dafs ich den Zustand unseres Volks durch ein schwarz gefärbtes Glas betrachte! Aber ich fürchte, ich täusche mich nicht." Und doch, lieber Alter! Ist denn diese Geduld in unseren drangvollen Zeiten, dieses ewige Geben ohne Widerspenstigkeit, dieser leidende Gehorsam, diese freywillige Aufopferung, dieses gemäfsigte Urtheil, selbst dieses kluge Festhalten am Alten, dieses glückliche Mifstrauen in die windige Neuigkeitskrämerey für gar nichts zu achten? — *Ist Natur-Religion auch fähig, Bildnerin unseres Volkes zu seyn?* Der Vf. scheint der Natur-Religion einen zu grofsen Vorzug einzuräumen, wenn er sagt: Ihr Antlitz ist das Antlitz der Sonne, vor dem die dienstfertige Offenbarung vielleicht die verdeckenden Wolken entfernen mufste, das aber nun strahlet und allen Menschen strahlen soll, die nicht ein ganz verderbtes Auge haben. Doch der Vf. hat sich nur etwas zu stark ausgedrückt; aus dem Ganzen erhellt, dafs er nicht die Vernunft-Religion auf Kosten der Offenbarung erheben wollte, und am Schlusse zeigt er, wie glücklich er beide zu verbinden wisse. *Was mufs ich thun, dafs ich selig werde?* Wenn der Vf. über die freye Gnade Gottes in Christo philosophirt: so meint man, er hätte den Umweg ersparen können, wenn er sich näher an die Wahrheit gehalten hätte: Ohne Besserung keine Vergebung, und keine Vergebung ohne Besserung. Bey dem Mittleramte, das er hier übernimmt, verderbt man es gewöhnlich mit beiden Parteyen, welches auch der Vf. selbst gefühlt zu haben scheint. — Der würdige Alte giebt wegen Krankheit die Fortbildungsanstalt auf, und schliefst diese seine letzte Rede mit den kräftigen Worten: „Gelobt es Gott und euch selbst

und der Menschheit, nie stille zu stehen, sondern rastlos empor zu streben nach jedem Lichte der Erkenntniss, und aufzusteigen vom Lichte der Erkenntniss zur Reinheit des Wollens, und von der Reinheit des Wollens zur göttlichen Liebe, und von der göttlichen Liebe zur Kraft des Wirkens, zur Seligkeit der Erde und des Himmels, und zu mir, ihr meine Kinder, hinauf in der Vollendung freundliches Land."

Übrigens ist zu bedauern, dass nur die Titelblätter gutes Papier haben, und dass das Buch für die grösstentheils armen Schul- und Haus-Lehrer zu theuer ist. Indessen hofft Rec. durch diese unparteyische Beurtheilung etwas dazu beyzutragen, dass dieses Buch, von dem er noch in keinem kritischen Blatte eine Anzeige fand, in Fortbildungsanstalten und Lesecirkeln angeschafft werde.

V. Pf.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Predigten* von *H. W. Bommer*, Hof-Diakonus zu Bruchsal. 1813. 445 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Es ist nicht zu verkennen, dass diese Predigten der Erguss eines religiösen, frommen Gemüthes sind, und viel treffende Bemerkungen enthalten, die von tiefer Kenntniss des menschlichen Herzens und reifer Erfahrung zeugen. Auch fehlt es dem Vf. nicht an lebendiger Darstellungsgabe und an Kraft zu ergreifen und zu rühren, und wir glauben, dass, wenn er mit seinen Arbeiten äusserliche Beredsamkeit verbindet, sie sich recht gut anhören lassen. Dessen ungeachtet findet sich manches Tadelswürdige. An logischer Form fehlt es diesen Predigten fast ganz. Der Vf. handelt an mehreren Orten in einem Hauptsatze zwey ganz verschiedene Gegenstände ab. So will er gleich in der ersten Predigt (am Neujahrs-Feste 1807 über Jacobi IV, 14 — 17) darthun, dass Gott, scheint er es auch oft nicht, doch unser grösster Wohlthäter ist, und dass die Zeit in ihrer schnellen Flucht bleibenden Werth nur durch gute Thaten erhält. Rec. hat sich sorgfältig bemüht, überall eine kleine Disposition aufzufinden, und einzelne Theile und Unterabtheilungen zu entdecken, ist aber nur selten befriedigt worden. Bey der Gedankenfülle, die sichtbar ist, wäre zu wünschen, dass der Vf. seine Gedanken mehr ordnete, und Rec. gesteht, dass es ihm äusserst schwer werden würde, eine Predigt des Hn. *B.* wörtlich zu memoriren. Auch muss es Rec. rügen, dass der Text meist bloss als Motto angeführt, aber nicht erklärt und angewendet ist. Nicht immer führt der Eingang natürlich zum Hauptsatz. Die Gebete sind voll Declamation, aber deshalb nicht allemal vielsagend. Die Sprache des Vfs. ist sehr bilderreich, aber oft sind die Bilder zu gehäuft und nicht passend gewählt, und der Vf. wird undeutlich und dunkel. Zum Beweis des letzteren führt Rec. nur ein paar Stellen an. S. 49 heisst es: Bey Anderen ist ihr Äusseres abgeglättet, sie besitzen die Kunst zu gefallen, die Gabe, sich schön darzustellen. Diese Gabe pflegt meistens sehr geschätzt zu werden, und sie verdient es auch, wenn sie nur Wiederschein des Gemüthes, wenn ein Diamant abgeschliffen ist und nicht ein schlechter Kiesel, wenn man in der Tiefe die Schätze wirklich findet, welche die Oberfläche versprechen will. Aber ach, wie oft ist dieser Glanz einer Seifenblase gleich, die in bunten Farben spielet, inwendig aber hohl und leer ist! wie oft verbirgt diese äussere Gewandheit bittere Armuth des Herzens! wie verwildert ist oft das Innere! welch ein übertünchtes Todtengrab u. s. w. — S. 54: Du bist gewandt, schön in der Darstellung, du liebst das Schöne selbst: ist dein Herz dem Schönsten geweiht? Denn das Schönste ist das Trefflichste zugleich; beide sind verschmolzen in Eine Glorie, von welcher alle Schönheit, irdisch gestaltet, nur Strahl ist Einer vollen herrlichen Sonne, nur Bild des Urbildes, aus der Tiefe und Klarheit allein des religiösen Sinnes leuchtet selig diese Gestalt; aber schön, unaussprechlich schön, wenn um das Höchste, was die Welt von dem Vergänglichen giebt und schätzt, der Religion unvergänglicher Sternenglanz schimmert; wenn Gemüth und Darstellung Eines sind in unbewusstem, um so reinerem Einklange. Dass indessen der Vf. auch treffend und anschaulich zeichnen kann, davon mag noch folgende Stelle zum Beweis dienen. S. 144: So zieht ein furchtbares Gewitter am schwülen Mittage auf: eine bange Stille liegt drückend auf der Natur, kein Lüftchen regt sich und kein Blatt, in mitternächtliche Schwärze hüllt sich der Himmel. Jetzt zücken die flammenden Blitze, jetzt rollen die krachenden Donner, jetzt brausen die heulenden Stürme: aber mild senkt sich auch ein befruchtender Regen herab; begierig trinkt ihn die durstige Erde, die Blumen öffnen ihm ihre welken Kelche, die Bäume erheben vor ihm ihre matten Häupter, schon zertheilt sich das Gewölke, schon tritt die Sonne wieder hervor in ihrem allerfreuenden Lichte, und bald, während die letzten Tropfen noch fallen, zeichnet die Hand des Allmächtigen den herrlichen Friedensbogen am hohen, blauen Gewölbe. Siehe hier, frommer Leidender, ein Bild, an dem du dich erheben und trösten kannst u. s. w.

7. 4. 5.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Predigten über Episteltexte* von *Ernst Zimmermann*, Pfarrer zu Büttelborn und Diaconus zu Grossgerau im Grossherzogthum Hessen. 1813. X und 190 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. dieser zehn Predigten äussert in der Vorrede, dass, da Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten sehr selten Gelegenheit hätten, ein gründliches und kunstverständiges Urtheil über ihre Vorträge zu hören, er mit dieser kleinen Sammlung vor dem Publicum auftrete, um sich öffentlich und unparteyisch auf die Fehler und Mängel seiner Predigten aufmerksam machen zu lassen; daher habe er sie auch wörtlich so abdrucken lassen, wie sie von ihm gehalten worden seyen. Es ist nicht zu verkennen, dass Hr. Z. sich rühmlich bemüht, durch seine Predigten nützlich

zu werden, und Rec. glaubt auch, dass er diesen Zweck erreichen wird. Die Hauptsätze sind praktisch und mit Deutlichkeit ausgedrückt, dabey fast immer aus dem Texte richtig hergeleitet und durch passende Eingänge vorbereitet. Die logische Anordnung ist auch meistentheils richtig und gründlich, und musterhaft ist in dieser Hinsicht die fünfte Predigt wegen der so richtig aufgefassten Antithesen. Die Ausführung ist kurz, jedoch verständlich und zweckmässig, und der ganze Vortrag edel populär. Auch sind zum öftern auf eine passende Weise biblische Stellen eingewebt und angewendet. Endlich hat er auch in mehreren Stellen bewiesen, dass er seinen Vorträgen Wärme und Lebhaftigkeit zu geben weiss. Was nun aber Rec. an diesen Predigten auszustellen hätte, wäre etwa Folgendes: Zuerst kann er nicht immer mit der Disposition ganz zufrieden seyn. Gleich in der ersten Predigt hätte wohl der Vf., wenn er zeigen wollte, *dass wir den ersten Tag des Jahres nicht besser heiligen können, als durch ein fruchtbares Andenken an unsere Christenwürde*, vorher zeigen sollen, was er unter dieser Christenwürde verstehe. Bisweilen vereiniget er mehrere Unterabtheilungen in Eins, wobey denn die Eine Abtheilung etwas kurz abgefertiget wird. Rec. verweiset den Vf. auf No. 3 Th. 2 Unterabth. 2 und No. 7 Th. 2 U. 2. Hie und da scheinen die Unterabtheilungen zusammenzufallen, z. B. in No. 4 Th. 2 U. 1 und 2, und Th. 3 U. 1 und 2. Auch scheint der Vf. in dieser Predigt bey weitem nicht den Hauptsatz erschöpft zu haben. Der Hauptsatz ist: *Die trostvolle Lehre von der Allwissenheit Gottes.* Im zweyten Theile zeigt er das Tröstliche dieser Lehre, wenn die Reinheit unserer Gesinnungen und Absichten verkannt wird — wenn wir unschuldig leiden, — und am ernsten Tage des Gerichts. Aber sollte es nicht z. B. auch dann tröstlich seyn, Gottes Allwissenheit zu kennen, wenn man verdient leidet — wenn uns unsere guten Absichten nicht gelingen wollen — wenn alle menschliche Hülfe uns verläfst — wenn der Gang der Weltbegebenheiten uns beunruhigt? — In der letzten Predigt liegt der angehängte zweyte Theil gar nicht im Hauptsatze, dessen Ableitung aus dem Texte wohl nicht anders als gezwungen erscheinen muss. Der Vf. redet über das Evangelium am 2 Epiphan. (alle übrigen Predigten sind über Episteltexte ausgearbeitet) *von dem Werthe der Religiosität bey der Dunkelheit der Zukunft*, und leitet diesen Satz auf folgende Weise aus dem Texte ab: Dunkel war für die Neuvermählten die Zukunft, und schon dieses hätte Bedenklichkeiten in ihnen erregen können. Sie gehörten aber auch zu einer armen Familie, das beweiset der Mangel am Hochzeittage. Und doch finden wir an ihnen keine Spur von banger Besorgniss wegen der Zukunft, sie bleiben vielmehr getrost — das lehrt der Zusammenhang der Erzählung — weil sie religiöse und tugendhafte Menschen waren. — Im ganzen Abschnitt ist ja gar nicht von dem Benehmen der Neuvermählten die Rede, und Rec. könnte auf eben die Weise folgendes Thema aus dem Evangelio herleiten: Von dem Schaden des Mangels an Religiosität bey der Dunkelheit der Zukunft — wenn er sagte: mit grösster Bangigkeit gingen die neuen Eheleute der Zukunft entgegen, denn es findet sich keine Spur von Muth und Frohsinn im Evangelio; und warum fehlte es ihnen daran? — weil sie vermuthlich nicht religiös und tugendhaft waren. Übrigens ist diese Predigt mit allem Fleisse ausgearbeitet, und gehört zu den besten in der kleinen Sammlung. — Endlich findet Rec., dass der Vf. die Hauptbegriffe hie und da zu eng fasst, und beruft sich z. B. auf die dritte Predigt, wo der Vf. den hohen Muth, welcher einem frommen Sinne eigen ist, so bestimmt: er besteht darin, dass sich der Fromme weder durch die Hindernisse und Schwierigkeiten, welche in der Natur der Tugend und in seinem Innern liegen, noch durch die Leiden, die ihn von aussen her treffen, von der Ausübung seiner Pflichten abhalten oder zurückschrecken lässt. — Zeigt sich denn aber der Muth des Frommen *bloss* in der *Pflichtübung?* Besteht er nicht auch in einer gewissen Freudigkeit des Herzens, in einer getrosten Stimmung, welche drohende Gefahren zwar aufmerksam betrachtet und beurtheilt, aber doch nicht verzweifelt? Das fühlt auch der Vf. selbst, indem er sich auf Jesum, auf die Apostel und auf Luthern beruft. In der neunten Predigt handelt der Vf. *von dem edlen Zutrauen des Christen zu sich selbst.* Nach der Ausführung zu urtheilen, hätte er lieber sagen sollen von dem edlen Zutrauen des Christen *zu seinen sittlichen Kräften.* Denn das Zutrauen zu uns selbst kann sich auch auf Verstandesfähigkeiten, auf körperliche Geschicklichkeiten u. s. w. beziehen.

7. 4. 5.

REGENSBURG, in d. montag-weissischen Buchhandlung: *Andachtsbuch zur Feyer des heiligen Abendmahls* von *Joh. Jak. Hartner*, evangelischem Prediger zu Regensburg. 1808. 206 S. 8. (8 gr.)

Dieses Andachtsbuch ist nach der Absicht des Vfs. für Leser von mittleren Ständen bestimmt, und in dieser Hinsicht möchte die Weitläuftigkeit des Vortrags zu entschuldigen seyn, wiewohl auch diese die Kürze lieben, wenn sie nur mit Klarheit und Deutlichkeit verbunden ist. Übrigens ist das Buch für Geist und Herz geschrieben, und es herrschen darin geläuterte theologische Begriffe. Es enthält Betrachtungen, Gebete und Beichten, und giebt mancherley Stoff zur Andacht.

Q.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Würzburg, b. Vf. und in Commiss. in allen Buchhandlungen zu Würzburg, b. Göbhardt in Bamberg, und Felsecker in Nürnberg: *Versuch einer Korographie der Erz- und Großherzogl. Haupt- und Residenzstadt Würzburg* — oder historische Entwickelung ihrer Erbauung und Cultur mittelst einer *rationellen Topographie*, — dann ihrer merkwürdigsten Ereignisse in *pragmatischen Annalen* — zum Behufe des Studiums der vaterländischen Geschichte und Diplomatik in zwoen Hauptabtheilungen bearbeitet und herausgegeben von *Jos. Ant. Oegg*, vormaligem Domstifts-Archivar. — Erster Band — der rationellen Topographie erste Periode vor und von dem VIII bis ins X Jahrhundert. Vorrede sammt allgemeiner und besonderer Einleitung. 1808. XXXII und 829 S. gr. 8. (Subscript. Pr. 4 fl. 30 kr. — Ladenpr. 6 fl.)

Der Vf. dieses in mancher Hinsicht interessanten Werkes, der dem Publicum bereits durch seine *Theorie der Archivwissenschaft* (Gotha, b. Ettinger 1804) von einer vortheilhaften Seite bekannt ist, hat durch vorliegende durchaus gründliche Arbeit den erworbenen guten Ruf zu erhalten gewusst. Nach dem Titel scheint zwar dieses Werk zur Erläuterung der Geschichte des vormaligen Bisthums, nunmehrigen Grosherzogthums, Würzburg zunächst bestimmt zu seyn, folglich nur locales Interesse zu haben; allein nach der deutlicheren Erklärung des Vfs. (Vorr. S. III) soll dasselbe ein praktisches Handbuch für den Freund des Geschichtstudiums und den angehenden Diplomatiker werden, in welchem derselbe gleichsam in einem synchronistischen Spiegel alles dasjenige mit einem Blicke übersehen kann, was in jedem Zeitalter Interesse für die Geschichte hat; hiedurch erhebt er dasselbe über die Sphäre der Localität in jene der Gemeinnützigkeit empor. Diesen Zweck hat der Vf. nicht verfehlt, obwohl der Titel dasjenige nicht erwarten läst, was man wirklich findet. Der Vf. hätte in der Einleitung nicht versäumen sollen, deutlich zu erklären, in welchem Sinne er das zum Haupttitel gewählte Wort *Korographie* (sollte heissen *Chorographie*) genommen. Hiedurch würde er theils das Missverständniss beseitiget, theils den Leser auf den höheren Zweck seiner Arbeit mit Vortheil aufmerksam gemacht haben. — Den Hauptplan des Werkes giebt er in der Vorrede (S. IV) nur mit wenigen Worten an: das Ganze soll in zwey Hauptabtheilungen zerfallen, von welchen die erste eine *rationelle Topographie* der Stadt Würzburg, die andere aber *pragmatische Annalen* derselben enthalten wird. In der *ersteren* soll Alles für die Geschichte Interessante aufgenommen werden, was nur als Resultat verschiedener successiver Einwirkungen der zusammentreffenden Verhältnisse periodenweis dargestellt werden kann; in den *pragmatischen Annalen* dagegen sollen wichtige Ereignisse nach der Zeit ihrer Erscheinung gesammelt werden, welche aus vorhandenen *Urkunden*, *urkundlichen* Nachrichten und *bewährten* Geschichtschreibern bewiesen werden können. Es liegt also in dem Plane des Vfs., *Topographie* und *Geschichte* neben einander zu behandeln, und erstere zur Erläuterung der Geschichte zu benutzen, um durch das Zusammengreifen beider Theile ein vollständiges Ganzes zu liefern. Rec. verkennt das Gute dieser Hauptanlage nicht, kann aber auch die Bemerkung nicht übergehen, dass der grössere Theil der bey diesem Fach interessirten Gelehrten gewünscht haben möchte, die nach ihrer Natur verschiedenen und eine eigene Behandlung fodernden Gegenstände in zwey getrennten Werken vor sich zu sehen. Übrigens wird diese Schrift jedem Freunde der Geschichte willkommen seyn. Eine *rationelle Topographie*, oder eine Topographie in *allgemeiner* Beziehung, ist zur Zeit, so viel Rec. bekannt, noch von keinem Gelehrten bearbeitet worden. Die bisher erschienenen brauchbaren topographischen Werke haben grösstentheils nur eine besondere Beziehung; die meisten anderen sind gehaltlose Arbeiten, welche in keiner Hinsicht die Foderungen des gelehrten Publicums befriedigen können. Dieser erste Versuch verdient also aufmunternden Beyfall, auch wenn derselbe nicht so viel, als er wirklich that, geleistet hätte. — *Pragmatische Annalen*, in welchen, nach dem Versprechen des Vfs., nur *urkundliche* und aus *bewährten* Geschichtschreibern geschöpfte Nachrichten Platz finden sollen, sind eine eben so seltene, wo nicht ganz vermisste Erscheinung, und werden von jedem wahren Geschichtforscher gern aufgenommen werden. Der Vf. hat sich zwar nicht bestimmt erklärt, ob die Annalen ihre Pragmatie durch beygefügte Urkunden erhalten werden; allein wir wünschen, dass er sein Versprechen

lichen Monumente in der Stadt Würzburg, als schätzbare Beyträge zur vaterländischen Geschichte, aufgezählt; — in dem letzten endlich von den Privatgebäuden oder vielmehr von der in diesem Zeitalter üblichen Bauart gehandelt.

Das III Buch (S. 745 u. ff.) beschäftigt sich mit denjenigen *Umgebungen* der Stadt, aus welchen in der Folge Vorstädte entstanden sind. Die erste Periode ist arm an Merkwürdigkeiten für dieses Terrain; einzig verdient hier das von dem h. Burchard erbaute St. Andreas-Kloster als der erste bischöfliche Sitz, und die dabey errichtete berühmte Schule angemerkt zu werden. — Den Beschluss machen im IV Buche allgemeine topographische Bemerkungen. Diese Rubrik scheint von dem Vf. hauptsächlich zur Bearbeitung der allgemeinen und vaterländischen Kunstgeschichte aufgenommen worden zu seyn, und in dieser Hinsicht wird dieselbe in der Folge mehr Interesse gewinnen, als sie dermalen wegen Dürftigkeit der Materialien wirklich hat.

Zum Schlusse nur noch einige allgemeine Bemerkungen. a) Der Vf. hat sich bemüht durchgehends pragmatisch zu arbeiten, oder alle Hauptsätze entweder aus Urkunden, oder bewährten Geschichtschreibern zu beweisen. b) Derselbe hat in der geschichtlichen Bearbeitung der vorkommenden Gegenstände immer allgemeine Geschichte vorausgeschickt, und hernach die Specialgeschichte von Würzburg nur subsumirt, und dadurch entweder die Übereinstimmung oder Abweichung von der Reichs-Verfassung genau angezeigt. c) Der verdienstlichste Hauptcharakter dieses Bandes zeigt sich in dem unverkennbaren, mit gutem Erfolge begleiteten Bestreben des Vfs., im topographischen Gewande alle Hauptmomente aufzuzählen, durch deren historische Entwickelung die Materialien zu einer vollständigen Geschichte der würzburgischen Verfassung in jeder Beziehung von ihrem Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten geliefert werden sollen. Wir wünschen nur, dass die *pragmatischen Annalen*, welche nach des Vfs. Äusserung schon zum Drucke bereit liegen, durch theilnehmende Unterstützung aller Freunde der Geschichte und Diplomatik, bald dem Publicum mitgetheilt werden mögen. A. Z.

KLAGENFURT, b. Leon: *Beleuchtung der neuesten Reise durch Oesterreich ob und unter der Ens, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steiermark*, in statistischer, geographischer, naturhistorischer, ökonomischer, geschichtlicher und pittoresker Hinsicht, unternommen von *Sartori*. Wien, bey Anton Doll. 1811. 5 Bände. — *Ein wesentlicher Nachtrag zu dieser Reisebeschreibung mit einziger Hinsicht auf Kärnthen.* 1812. 104 S. 8.

An dem dem Werkchen vorangesetzten beträchtlichen *Verzeichnisse sämmtlicher auf dieses Werkchen unterzeichnet habenden Freunden Kärnthens in alphabetischer Ordnung* (so ist das Subscribenten-Verzeichniss überschrieben) liest man schon die Entstehung desselben aus gekränkten National-Ehrgefühl, und an der Dedication erkennt man dieses noch mehr, da der Erzherzog Johann Baptist, dem die Weihe gilt, und der Kärnthen als Feldherr, Staatsmann, Naturforscher, Ökonom und Menschenkenner oft sah, dem Verfasser in einem eigenen Schreiben das Zeugniss giebt, sich streng an reine Wahrheit haltend, dennoch die Schranken jener Mässigung nicht überschritten zu haben, aus welchen bey Schriften dieser Art zu treten selbst dem Unbefangensten immer schwer fällt. Der Verfasser unterschreibt sich am Ende der Dedication *Franz* Graf *von Enzenberg*, k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Commandeur des St. Stephans Orden, Präses des i österreichischen Appellations- und Criminal-Gerichts und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Er hat es am meisten mit den allgem. geographischen Ephemeriden Junius 1811 zu thun, wo die Reise *Sartoris* mit vielem Lobe angezeigt war. Er glaubt, dass die Recension von Hn. Sartori selbst eingeschickt sey, oder „dass der papierne Luftballon in Wien selbst gemacht und gefüllt worden, seinen raschen Schwung aber durch Winde getrieben gegen Gotha genommen (soll heissen Weimar), dort sich niedergelassen, und im Intelligenzblatte (?) gastfreye Aufnahme gefunden habe." Der Verfasser ist dessen so gewiss, dass er fragt: welcher nur ein Bischen gehetzte Hase lässt sich durch solche Hunde fangen? Obgleich er sich vorsetzt, „jede bittere Ironie, jede Striemenmachende Geiselhiebe, beissende Ausfälle des Witzes und unwürdige Persiflage zu vermeiden, dagegen einige derbe mit allem Anstande und mit all der literärischen Urbanität, die in der literärischen Welt gang und gäbe ist, gesagte Wahrheiten schlicht und bombastlos" darzulegen: so nennt er doch Sartoris Werk ein Fingerproduct, eine der ärmlichsten von allen Reisebeschreibungen, womit seit einem Jahrzehend Europa, wie mit einer ägyptischen Plage, heimgesucht worden, Sartori selbst einen übergalanten, einen mit Machtsprüchen um sich werfenden, von unzeitigem Eifer hingerissenen, seinen Gegenstand nicht überblickenden, nicht durchgesehen habenden Redner, der sich des Katheders bemeistert. Das Alles gehört wahrscheinlich nur zu den derben, mit allem Anstande und Urbanität gesagten Wahrheiten! Sartoris Reise scheint Rec. der Ausflug eines von dem *pruritu inclarescendi* ergriffenen jungen Schriftstellers zu seyn, der dadurch, dass er bestehende Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Meinungen, mit dem gewöhnlichen Raisonnement bestreitet, und das tausendmal Erzählte nach seiner Manier, die weder gebildet noch unterhaltend ist, mittheilt, eine Stufe zum Tempel des Ruhms sich bereitet zu haben irrig wähnt. Hr. *von Enzenberg* widerspricht mehr, als er widerlegt. Dieses hätte ihm eben so leicht, als jenes seyn können, wenn er sich mehr in das Detail hätte einlassen wollen. Sartori giebt auch dazu Blössen genug. Vielleicht wird eine zweyte Schrift, die hier unter dem Titel *Joh. Gottfried Kämpfs* (eines geborenen Klagenfurters und praktischen Arztes) *kritische Andeutungen* angekündigt ist, sich hierüber verbreiten. H. P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *F. M. Klingers Werke. Achter* Band: *Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit.* 382 S. — *Neunter* Band: *Der Weltmann und der Dichter.* 290 S. — *Eilfter* und *Zwölfter* Band: *Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände.* 1 Theil. 338 S. 2 Theil. 303 S. 1809. 8. (Drckpp: 7 Rthlr. 12 gr. Schrbp. 10 Rthlr.)

Rec. weiss nicht, ob *äussere Ursachen* mitgewirkt haben, dass von der, ihm sehr willkommenen, neuen Ausgabe der *klingerischen* Werke die angezeigten Bände zuerst erscheinen. *Innere Gründe* aber rechtfertigen dieses ὕστερον πρότερον vollkommen, indem diese Schriften (besonders wenn uns auch der zehnte Band, und in diesem *Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt*, zugleich mitgegeben werden) die klarste Vorrede und Einleitung zu des berühmten Mannes Werken, die wahre *Clavis Klingeriana*, sind. Denn wenn gleich jede einzelne Schrift eines Mannes von bestimmter, wahrhaft eigener Individualität sich denen, so im Verständnisse sind, für sich selbst aufschliesst: so eröffnen doch diese Bände mit besonderer Deutlichkeit und, zum Theil, mit klarem Vorbedacht, was der, den Deutschen achtende, und von diesem hinwiederum geachtete Verfasser, als dichtender Darsteller, als denkender Betrachter und Beurtheiler der Wirklichkeit, und als Geschäftsmann in höheren Wirkungskreisen, zu seyn für recht und natürlich hält, und wozu er Andere, dass sie es werden, erregen und reizen, mitunter mahnend und drohend und strafend auffodern will.

Wir machen den Anfang mit dem *neunten* Bande, weil wir *den Weltmann und Dichter* als die Theorie des Vfs. betrachten, und zwar als seine vollendete Theorie, welche von einer scharf trennenden Antithesis ausgeht, und mit der vollkommensten, nicht bloss freundlichen, sondern freundschaftlichen, Synthesis endigt. Der Weltmann und der Dichter sind Schulfreunde gewesen, aber zwanzig folgende, sehr divergirende Lebens-Jahre haben die Freunde, die sich in diesem Zeitraum nicht gesehen, einander etwas fremd gemacht. Ein äusseres Bedürfniss treibt denn endlich wieder den Dichter, den Weltmann anzusprechen. Dieser, als Minister an der Spitze der Landesregierung stehend, muss zwar den angemeldeten Dichter etwas warten lassen; aber als derselbe eintritt, wird er mit dem alten Du empfangen, und im Sinne des alten Du behandelt. Der Dichter dagegen nimmt die Sprache des Sie an, weil ihn, wie er sagt, „der Mann zu Du zu vornehm ist", spricht übrigens in seiner Sie-Sprache sehr cordat, und zeigt sich, wenn wir auf inneres Wesen sehen, viel vornehmer noch, als der Weltmann, und hält sich auch, sein äusseres Benehmen mit dem Licht der Wahrheit beleuchtet, für viel vorzüglicher. Der vielvermögende Weltmann äussert mit Unbefangenheit, dass er für seinen Jugendfreund etwas, dem Genius desselben erspriessliches, zu thun wünsche: aber der Dichter will durchaus nichts für sich, nur etwas für einen Anderen, und nur Gerechtigkeit: Gerechtigkeit für Franz von L., der mit seiner jungen Frau (die der Dichter liebte, und als seine Braut, jedoch ihr unbewusst, feyerte) und einem Kinde, und noch zwey anderen Waisen, Geschwistern der Frau von L., bey dem Dichter im einsamen Hause im Wäldchen lebt, und auf Kosten des Genius zehrt. Als der Weltmann die Sache des von L. für gut und gerecht erklärt, aber hinzufügt, er werde sich ihrer dennoch jetzt nicht, unmittelbar und sichtbar, annehmen, weil sie nicht durchzusetzen sey, fängt der Dichter an, dem Weltmann die Moral zu lesen, so eifrig, dass der, welchem das Du für den Mann im Singularis zu vornehm ist, den Pluralis Ihr und Euch häufig gebraucht. Auf die Frage des Weltmanns, wie der arme Dichter es denn angefangen, in einer Lage, wo ihm seine eigene Ernährung schon schwer fiel, noch Andere zu ernähren, sagt dieser: Ich drang und schmeichelte meinem Genius die Mittel ab, mit mir noch mehrere Waisen zu ernähren, und nun erfuhr ich erst, was wahre Dichterey seyn und sagen will. „Alle Verhältnisse sorgfältig zu vermeiden, wodurch die innere, moralische Kraft Gefahr liefe, und diese moralische Kraft in meinem Busen in voller Reinheit zu erhalten. Davon überzeugt, fühlte ich mich plötzlich mit schönen, kühnen und erhabenen Gesinnungen ausgestattet, auf denen ich so sicher ruhen konnte, wie die Geister auf ihren Fittichen, wenn sie, im Äther schwebend, der Welten Pracht und Herrlichkeit anstaunen. Sie geniessen dieses erhabenen Schauspiels, als Geister: und ich, der als Sterblicher noch bedarf, vertraue meine Genüsse und Empfindungen dem Papiere, gebe

ſie für irdiſches Gold hin, trage dieſen und jenen mit mir über dieſe ſchmutzige Erde, und ernähre mich ſammt den mir anvertrauten Waiſen." So iſt der Dichter, aber von dem Weltmanne, den er jetzt nur um Gerechtigkeit angeſprochen, ſagt das öffentliche Urtheil: „Man kann eben nicht ſagen, daſs der Miniſter von . . . ein laſterhafter Mann ſey, gewiſs nicht: aber der ſoll noch auftreten, der beweiſen könnte, er beſitze nur eine einzige Tugend." Der eifrigen Predigt des Dichters, der dieſes öffentliche Urtheil für recht erkennt, und zu dem ſeinigen macht, ſetzt der Weltmann entgegen, er wünſche das zuletzt gegebene, öffentliche Urtheil zu ſeiner Grabſchrift: „Keine Laſter, Freund, keine Laſter! Wahrlich! es gehört nicht wenig dazu, ich möchte beynahe ſagen, es gehört nicht wenig Tugend dazu, es ohne Laſter ſo weit zu bringen, als ich es gebracht habe, und ſich ohne Laſter da zu erhalten, wo ich mich erhalte." „Die Tugend, von der Du träumſt, mag wohl Dich einzelnen glücklich machen, aber nie kann ſie die Händel der Welt leiten und beordern." Nachdem der Weltmann mit Beſtimmtheit hinzugefügt, er werde in der angeſprochenen Sache helfen, wiſſe aber nicht, wann, und nachdem er mit gleicher Beſtimmtheit vorhergeſagt: „Ich werde Dir mit der Zeit ſchon gefallen," ſchlieſst ſich die *erſte* Unterhaltung. Denn in dem Dichter ſchüttelt ſich „der Genius *oder der Dämon*," und der Weltmann entläſst ihn mit den Worten: „Jeder nach ſeiner Weiſe" — Und der Weltmann kann dieſen Spruch, nach dieſer erſten Unterhaltung, ganz getroſt ausſprechen, denn er hat ſich als einen ſehr gefaſsten und humanen Mann bewieſen: dagegen der Dichter von *Humor* ſehr wenig, aber viel *humeur* geäuſsert. Dieſelbe *humeur* bringt der Dichter auch zur *zweyten* Unterhaltung mit. Er, dem es das erſte Mal nicht recht war, warten zu müſſen, findet jetzt darin, daſs er ſogleich eingeführt wird, wieder etwas, das ihm nicht recht dünkt, und entgegnet auf die freundliche Frage, „Ich hoffe, man hat Dich dieſsmal nicht warten laſſen?" dieſes: „Im Gegentheil, man führte mich ſo gerade, ſo geſchwind ein, wie der heimliche Horcher oder Angeber in des Miniſters Cabinet geführt wird." Der Miniſter aber nimmt ſich weder den Horcher noch den Angeber zu Gemüth, ſondern nimmt den bittern Freund nach ſeiner Weiſe, und äuſsert nur im Laufe des Geſprächs mit vieler Gemüthlichkeit, „daſs es ihm ſonderbar vorkomme, wie ſo viele deutſche Dichter mit Elephanten-Füſsen aufträten, da doch, nach Platon, die Dichter ein leichtes und geflügeltes Volk ſeyen." Er fängt ſodann die intereſſante Geſchichte ſeiner Laufbahn an, und geht dabey zurück bis auf den fürchterlichen Schul-Rector und die ſchreckliche Ohrfeige, die ihm der Wüthende im letzten Schuljahre ſo unverdient gegeben. Der Dichter glüht vor Zorn, und noch jetzt ſteht der „häſsliche, feindſelige" Mann lebendig vor ihm: dem Weltmanne erſcheint er aber gegenwärtig in freundlichem Lichte, und er ſegnet heute die ſchwere Hand des Rectors, „denn ſie war die erſte Veranlaſſung zu ſeiner jetzigen Denkungsart, der erſte Grund zu ſeinem jetzigen Glücke." „Nur wünſchte ich, er hätte die *Galle* in dem Dichter nicht erweckt, die, wie ich höre, in ſeinen Schriften ziemlich bitter ſtrömen ſoll." Davon ſpricht indeſs der Dichter den Rector los, und ſagt, das hätten „ganz andere Leute gethan," wundert ſich aber höchlich, und, hie und da im Laufe des Geſprächs, mit Ironie und Bitterkeit, über den guten Glauben ſeines Freundes an den Zufall, der ſich jedoch in ſeinem Glauben nicht wankend machen läſst, feſtiglich überzeugt, der Zufall ſey der wahre Gott der politiſchen Welt, „wenn der Menſch an ſeinen Winken nur das bemerkt, was er ihm zu verſtehen geben will." Der Weltmann entwickelt nun mit vieler Klarheit, wie die, ganz unverdiente, Ohrfeige auf ſeine Denk- und Handels-Weiſe gewirkt, wie ſie beygetragen zur Bildung ſeiner weltmänniſchen Anſicht des Menſchen und der Wiſſenſchaften, und ihn gelehrt, das Herz früh an die Unterordung unter den kalten Verſtand zu gewöhnen; und erzählt, wie er, ſchon auf der Schule und der Univerſität bis zu ſeiner erſten Anſtellung, als Secretär des Grafen B., den Zufall zu benutzen gewuſst. Der Dichter, nachdem er dieſs alles angehört, erklärt am Ende: „Meine Einbildungskraft wird von dem froſtigen Geſpenſt bald eiskalt, bald ängſtlich heiſs, und mein Herz kann an ihm auch keine Seite aufſpüren, wodurch ihm ſein Schickſal näher träte. Es ſchwimmt zwar ein Ganzes vor meinen Augen, doch ſo los, ſo undichteriſch, ſo anſteckend froſtig, ſo lähmend, wie ein Kunſtwerk, das zwar mit allem Fleiſse, aber ohne alles Gefühl, gemacht, und *nur* gemacht ward." Indeſs, da der Dichter nun einmal ſo iſt, daſs er gern alles ſich zu einem Ganzen bilden ſieht: ſo will er wiederkommen, ſobald er ſich wieder an ſeinen Göttern erwärmt hat, und der Weltmann meint: „Gedulde Dich nur. Es wird Dir Alles klar und leicht werden."

Für die *dritte* Unterredung läſst der Dichter ziemlich lange auf ſich warten. Endlich überwindet aber doch die Neugier den Schauder ſeines Gemüths; auch hat er für Franz von L. etwas zu bitten. Er wünſcht nämlich, der Miniſter möge ſich verwenden, daſs Franz von L. bey den Truppen angeſtellt werde. Der Weltmann ſchlägt die Bitte ab: denn wie möchte er ſich für einen Mann, deſſen Vater bey dem Fürſten in Ungnade gefallen, und noch dazu in unverdiente, verwenden? Er wagt es nicht einmal, einen ſolchen Namen nur laut zu nennen. Überdieſs iſt das Verlangen gegen die Maxime des Weltmanns: nie einen ſeines Gleichen zum Beſten eines Anderen zu bitten (weil er ihn durch eine Gegenbitte in Verlegenheit ſetzen kann, oder vielmehr, es zu thun, gewiſs nicht unterläſst); wohl aber jedem ſeines Gleichen ſo viele kleine Gefälligkeiten, als möglich, zu erzeigen, um zu rechter Zeit auf gröſsere Anſpruch zu haben, oder ſich doch einen Schuldner mehr zu machen. Und glaube mir, fügt der Miniſter hinzu, „ſelten bittet unſer einer um etwas Billiges, Gerechtes: dennent-

weder hat man eine zweydeutige, verdorbene Sache, oder eine untaugliche Person, zu empfehlen, und davor suche ich mich, wegen der Folgen, auch in dem für mich bedenklichsten Falle, zu hüten. Früh oder Spät ernten wir auf diesem Felde reichlich ein, was wir in einer unbedachtsamen Stunde ausgesäet haben." Es läfst sich erwarten, dafs der Dichter über solche Äusserungen, und den Rath, Franz v. L. solle noch eine Zeitlang mit Übersetzen etwas verdienen und auf den Zufall rechnen, böse und bitter wird. Indefs der Weltmann räth ihm, nur fernerhin zu bitten und vorzutragen, weil die Umstände schon einmal glücklich zusammentreffen werden, und thut ihm mit wahrer Freundes Offenheit den Vorschlag zur Dedication eines Buches. Aber „Ich dedicire nichts" entgegnet der Dichter. Nach diesem fährt der Weltmann ruhig in seiner Geschichte fort, und rühmt insonderheit den Nutzen einer gesellschaftlichen Verbindung mit einem gewandten Advocaten, einigen Ärzten und Predigern, deren Bestimmung war, das innere Leben aller Personen von Bedeutung, nach ihrem Absterben; in Standreden, aufs genaueste zu anatomiren, und Alles sorgfältig anzumerken, wodurch sie geworden, was sie gewesen waren, ja auch sich selbst, nach der Reihe, zum Gegenstand ihrer psychologisch-politischen Anatomie zu machen. Er erzählt ferner, wie ihm die eigenliebige Wohlgefälligkeit an seinen Arbeiten zu ein paar *Pas de clerc* verleitet, die ihm die Feindschaft seines Grafen zugezogen, wie schlau er es aber angefangen, die Folgen seiner Schülerstreiche so zu benutzen, dafs sie ihn auf die erste Stufe seiner weiteren Beförderung hinführten. Als der Dichter, dem so Manches in der Erzählung widrig, ja (besonders die anatomirende Gesellschaft) empörend ist, zu seinen Kindern gehen will, heisst der Weltmann ihm, doch zuvor auf die Rentkammer zu gehen, und sich beym Zahlmeister zu melden. Der Dichter äussert, man wolle wohl die Dedication im Voraus bezahlen, aber „er mache keine." Sein Freund antwortet: „Deine Waisen haben ein Jahrgehalt bekommen, und Du kannst heute gleich das erste Vierteljahr abholen." Und da wird es dem Dichter doch warm ums Herz, und er wünscht, zu danken; sein Freund versichert ihm jedoch: „Mir hast Du gar nichts zu danken. Ein Frauenzimmer, das aber unbekannt bleiben will, hat der Fürstin Deine Gedichte und Deine Geschichte bekannt gemacht, und Sie für Dich interessirt. Komme nur bald wieder. Ich hoffe, wir werden uns *in* einander — nicht *aus* einander reden." Zur *vierten* Unterredung kommt der Dichter bald, und weniger vornehm und zurückstofsend, als sonst. Es hat ihn diefsmal recht ernstlich getrieben: denn er hat die fröhliche Wirkung gesehen, die das Jahrgehalt auf Alt und Jung in seiner Hütte gemacht hat. Er ist so warm, dafs auch der Weltmann mit Wärme zu ihm sagt, als eines Nutzens der Dichtkunst erwähnt worden: „Jeder muss das ganz seyn, was er ist, was er sich, zu seyn, einmal zum Zweck gemacht hat. Nur halbe Menschen taugen nichts: nur ihnen gelingt nichts. Bey mir würde ein wenig Dichterey den Weltmann verderben, bey Dir etwas vom Weltmann den Dichter. Was sollte mir diese Wärme? diese Begeisterung? die hohen Aussichten? dieser, alles ins Grosse, ins Edle fassende Sinn, unter diesen Menschen, bey den Geschäften mit diesen Menschen? Sie und ihr Wesen mir noch kleiner, lächerlicher und verhasster zu machen, als sie es schon wirklich sind? — Und was Dir mein Ton, meine Kälte, mein Zurückhalten, mein Abwägen, meine Meinungen, mein Glaube? Die Geschöpfe Deiner Einbildungskraft von dem Schmucke zu entkleiden, womit sie dieselben zu umgeben weifs? sie Dir in kalten, vernünftigen Stunden, in einem lächerlichen Lichte zu zeigen? — Deine Schöpfung, Dein Geist und Dein Glaube müssen grenzenlos seyn, Du musst alles Hohe, Herrliche und Erhabene, nicht allein für möglich, sondern ganz für wirklich halten, und nur das Kleine, das Kalte, das allzu Wahre, als Deinen gröfsten Feind vermeiden." „Und eben darum, weil auch Du ganz bist, was Du bist, kann ich Dir meine Geschichte erzählen, und erzähle sie Dir." In dieser gegenseitigen Stimmung kann der Weltmann Umstände und Anekdoten, die mit seinem ferneren Fortschreiten zusammenhängen, erzählen, welche der Dichter in seiner früheren Laune für mehr, als zweydeutig, erklärt haben würde, jetzt aber mit ziemlicher Toleranz anhört. Als der Weltmann zuletzt noch sagt: „Dringe bey mir nicht allzusehr auf poëtische Gerechtigkeit. Wir spielen keine ganz regelmäfsige Komödie: die unsrige gleicht so etwas der spanischen, mit welcher es der Kritiker nicht allzu genau nehmen muss. Oft vergifst da der Autor, weil er gar zu viel zu thun und zu entwickeln hat, diesen oder jenen nach Verdienst zu strafen und zu belohnen — und doch klatscht alles" —: erwiedert der Dichter: „Ich klatsche nicht, und überhaupt, ich liebe die spanische Komödie nicht." Dem Spanier gefällt sie doch, sagt der Weltmann, und der Dichter geht. Bey der *folgenden* Unterredung muss der Dichter hören, dafs sein Schulfreund durch den Sturz des Vaters Franzens von L. gewonnen, und sogar die Stelle desselben im Cabinet des Fürsten ersetzt habe; aber er hört es doch mit ziemlicher Fassung, theils weil er fühlt, der Weltmann habe den alten von L. nicht böslicherweise gestürzt, theils weil ihn die Genesung der Kleinen, in die er, wie er sich ausdrückt, nicht verliebt ist, die er aber liebt, in eine gute Stimmung versetzt. Zur *sechsten* Unterhaltung kömmt er gleichfalls in der besten Stimmung. Sein Franz von L. ist zu einem ansehnlichen Posten befördert worden. Der Minister soll es durchaus gethan, wenigstens eingeleitet haben; aber, was der Dichter auch vorbringen mag, er weist alles Verdienst von sich ab, und verweist auf seine Regeln, und auf seinen Zweck, „die Sache zwischen diesem Dichter und sich einmal auf das Reine zu bringen." Und nun erzählt er diesem Dichter ein Wagestück, das er zur Rettung des alten von L. verübt. Er hat seinem Fürsten mit überlegter Klugheit ein Papier zur Unterschrift untergeschoben, und es

in von L's. Hände gespielt. Auf die Frage: „Du verzeihst mir doch, dass ich dem Fürsten das Blatt unterschob?" antwortet der Dichter, der während dieser ganzen Unterredung so viel Angst, als Interesse gezeigt: „Und verletzte auch Ihre That die strenge Moral, so rechtfertigt sie der Bewegungsgrund, und der Zweck derer, die die Moral zuerst so schrecklich verletzten, und Sie zu diesem Rettungsmittel zwangen. Selbst die Gefahr, der Sie sich aussetzten, spricht laut für Sie. Wahrlich! Sie konnten für den Freund nicht mehr thun, und was man für den thut, entschuldiget der Weise und der Dichter: wie viel mehr das, was man für einen Mann thut, der keine andere Fürsprache bey uns hat, als das Unrecht, wodurch die Bosheit ihn zermalmen will." Der Weltmann bezeugt, es sey ihm lieb, dass sie beide heute so einverstanden scheinen, erinnert jedoch den Dichter wiederholt: „Lass Dich vom Schimmer der Thaten nicht blenden!" Bey der *siebenten* Unterhaltung geht der Weltmann schon so weit, dem, gegen allen Soldaten-Verkauf und gegen die bloss kaufmännischen Engländer aufs äusserste ergrimmten Dichter unverholen zu sagen, dass sein alter Schulfreund selbst dem Fürsten diesen Handel, in Finanz-Nöthen, angerathen und ihn in London selbst abgeschlossen habe. Der Dichter wehklagt, oder zürnt vielmehr über Verletzung der Menschheit, und der Weltmann erwiedert: „Ich achte die Menschheit, und preise den höchst glücklich, der zur Bekräftigung dieses schönen Worts wirken kann. Ich selbst strebe danach: aber nur gar zu oft sitzt eben da die Menschlichkeit oder die Menschheit zu Gerichte, wo Ihr nur die Unmenschlichkeit zu sehen glaubt! Zum Beyspiel: Nach der geraden Regel, welcher auch Du beyzupflichten scheinst, hätten wir einige tausend Müssiggänger hier umsonst ernährt, vielleicht eben so viele, um diese zu ernähren, als Bettler in die weite Welt geschickt; denn was liegt daran, wenn auch einige hundert Familien durch allzudrückende Auflagen zu Grunde gerichtet werden, wenn die Leute nur hübsch in unserem Welttheile beysammen bleiben, wenn wir guten Patrioten sie hier nur hübsch vor unsern Augen darben sehn! Es ist wahr, unser Adel geht rechts und links, bald in österreichische, bald in preussische, bald in französische Dienste: unser Volk läst sich rechts und links anwerben, geht nach Amerika — arbeitet dort, als selbstverkaufter Sclav, und stirbt gewöhnlich unter der harten Arbeit, bevor es die Ketten bricht, in die es sein Herr für die Auslage eingeschmiedet hat; und da schweigt Ihr alle! Hat doch jeder seinen Willen! Aber sobald man einige Tausende zu einem Zwecke dahin sendet: so jammert Ihr, als bestände alles Heil nur darin, die Menschen hier zusammenzuhäufen, und sollten sie sich am Ende noch selbst verzehren, um nur die Überzahl ins Gleichgewicht zu bringen." — Bey dem Dichter verschlagen alle diese Argumente nichts: er will beym Weggehn die Hand nicht drücken, die den Blut-Tractat unterschrieben hat. Doch denkt er wieder an das, was der Mann für seinen von L. gethan, und so nimmt er auch heute wieder mit Händedruck Abschied. In den beiden letzten Unterhaltungen erzählt der Minister, wie er weiter zu der hohen Würde gelangt, die er, zu erlangen, sich fest vorgesetzt: aber er verschweigt dem Freunde auch nicht, dass er sein öffentliches Glück auf Unkosten der häuslichen Glückseligkeit erlangt habe, ob er gleich gewiss gewesen, auch ohne dieses herzzerreissende Opfer zu werden, was er geworden. Er beweist dem Dichter, dass er als Gatte und Vater tiefes Leiden empfunden, und nicht herz- und gefühllos sey, dass er aber auch im eigensten, innersten Leiden das Herz unter der Botmässigkeit des Verstandes erhalten, und sich so, wie im inneren Charakter, also auch sich und die Seinigen, selbst die Ursachen und Gegenstände seines häuslichen Unglücks, im äusseren bis hieher behauptet habe. Was die Erzählung vom Glücke des Weltmannes nur von ferne einleiten konnte, bewirkt die Geschichte seines Unglücks in vollkommenem Masse. Selbst der Dichter erkennt, dass auch ein Weltmann mit Herz seyn könne und mit Gefühl, dass sein Weltmann sich, wie er, gebildet habe aus sich selbst, und die alten Schulfreunde schliessen den neuen Freundschaftsbund, als Männer, die sich ganz mit einander verstehen. Die sorgenfreye Lage, die der Weltmann dem Dichter anbietet, lehnt dieser ab, aber erkennt, dass es unter den Dichtern des Welt- und Kaufmännischen eben so viel giebt, als bey anderen, und nimmt mit dem Ausruf „Schön! Vortrefflich!" an, was der Freund spricht: „Ich denke jetzt, dass sich alles, was ich Dir anvertraut habe, recht schön und ordentlich in Deinem warmen Kopf zu einem Ganzen ausgebildet hat. Den Sinn für jedes Einzelne, wie für jedes Ganze, muss doch der Dichter vorzüglich besitzen, wenn er diesen Namen in seiner hohen Bedeutung verdienen will, wenn sein eigenes Ganzes uns Anderen einen brauchbaren, bedeutenden Sinn darstellen soll. Man merkt diese Beschränktheit an den meisten Deiner Mitbrüder nur allzusehr. Wie böse sind die guten Leute nicht auf uns! Welche falsche, schiefe Seitenblicke werfen sie nicht bald auf diesen, bald auf jenen Stand! Und doch zeigen sie uns hiemit nichts weiter, als die Stumpfheit und Armuth ihres Geistes. Es steht sehr schlecht mit dem Dichter, wenn das Herz nur ein eingebildetes, vollkommenes Gutes will, das der Verstand nirgends finden kann. Erwachen muss der Träumer zu Zeiten doch, er muss doch um sich her sehen, dem Herzen neuen Stoff herbeyzuführen. Und was macht er aus dem Stoff? Wie anders sieht es aus, wenn er ihm klare Begriffe, helle Blicke zum Erwärmen übergiebt!" —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Königsberg, b. Nicolovius: *F. M. Klingers Werke. Achter, Neunter, Eilfter* u. *Zwölfter* Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einen solchen Welt- und Geschäfts-Mann, als der im neunten Bande dargestellte ist, finden wir nicht in Ernst von Falkenburg, dem Helden der *Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit.* Die Geschichte soll durch sich selbst reden: der Schriftsteller will sich zurückziehen. Jedoch thut er dieses nicht, ohne seine Meinung von Ernst gleich im Anfang sehr bestimmt zu erkennen zu geben, und zu gestehen, seine Schrift, wie Ernstens Leben, sey nicht für den Haufen, sondern nur für einige Edle des deutschen Volks. Der Vf. führt uns zuerst in den Schauplatz der Jugend seines Helden: denn dieser hat, sagt er sehr wahr, „auf Menschen der Art, wie der Mann ist, dessen Seele ich Euch nun zu enthüllen beginne, nicht minderen Einfluss, als die Felsenklippen in der Einöde, zwischen welchen der Adler nistet, und der Myrtenbusch im geselligen Rosengarten, auf welchem die Nachtigall den jungen Sänger der Liebe erzieht, auf die Brut des Königs der Luft, und die Brut des Sängers der zärtlichen Gefühle."

Ernst, aus dem altadelichen Geschlecht der Herren von Falkenburg, dem ein biederer, treuer, deutscher Sinn angestammt war, erblickte das Licht der Welt auf dem Bergschlosse seiner Väter, an den Ufern eines Flusses sehr romantisch gelegen. „Ein dichter Eichenwald empfing den Knaben in seinem kühlen, feyerlichen Dunkel. Felsen, mit der Erde geboren, lockten ihn auf ihre Höhe, dass er von ihren Spitzen, die Anmuth, den Reichthum, die Herrlichkeit und Macht, womit die Natur die Gegend ausgestattet hatte, in einem Überblicke genösse. Eine Höhle in dem nahen Gebirge, zu deren düsterem, weitklaffendem Schlunde man durch Felsenkrümmungen mühsam gelangte, in deren Mitte die Natur ein kühnes Werk gebildet hatte, indem sie einen grossen Raum zu einem Riesensaale wölbte, und die ganze Masse des Gebirges auf ungeheure, wild und regellos geformte und geordnete Säulen stellte, die verschlungen in labyrinthischen Gängen endlich zu einem Abgrunde führten, welcher sich, der Sage nach, weit unter dem Flusse weg verlor, lud die Seele des Jünglings zum Nachsinnen über die dunkeln Geheimnisse der Ober- und Unterwelt, und ihre mächtigen, unfasslichen Kräfte ein. Fleiss und Kunst hatten die wilden Striche der Gegend mit Wiesen, Feldern und anmuthigen Gärten durchschnitten. Betriebsame, gesunde und ruhige Bewohner belebten diesen grossen und lieblichen Schauplatz, und prägten dem heranwachsenden Jünglinge früh ein reines, sanftes, durch die glückliche Beschränktheit einfaches und leicht zu fassendes Bild des menschlichen Lebens in das zarte Herz." Ernstens Vater hatte im siebenjährigen Kriege gedient, und erwählte, nach seiner Genesung von einer Wunde, an der er Jahre lang danieder lag, einen ruhigeren Militärdienst im Reiche, um als unmittelbarer Reichsritter und Herr vortrefflicher Unterthanen für Deutschlands alte Verfassung, die er mit patriotischer Wärme liebte, zu thun, was er noch vermochte. Seinem Ernst gesellte er Ferdinand von ... zu, den ihm sein Jugendfreund nach der blutigen Schlacht bey Zorndorf als Erbschaft hinterlassen, und den er als seinen eigenen Sohn liebte. Beiden Jünglingen gab er den Feldprediger seines ehemaligen Regiments, Hadem, zum Führer. Hadem war ein braver Mann, schlecht und recht, nicht unbekannt mit der Welt, seinem Stande gemäss zum Moralisiren geneigt, und von Rousseaus Ideen begeistert. Er wollte seine Zöglinge zu nichts anderem, als zu *Menschen* erziehen. Ferdinands Sinn und Wesen war nach Aussen hingewendet; aber „in tiefer Stille betrat Ernstens Geist jenes Land der reinen, erhabenen Tugend, das die Menschen idealisch nennen, weil sie, versunken im Schlamme des Eigennutzes und der niedrigen Begierden, das Gefühl bis zur Ahndung verloren haben, dass der Mensch sich nur als Bewohner dieses Landes von den Thieren unterscheidet. Wer es erreicht hat, ist über das Schicksal erhaben. Es eröffnet sich den Geistern der Geweihten in dem Augenblicke, da die moralische Kraft ihres Herzens die Wolken durchdringt, und dort ihr Daseyn mit höheren Zwecken verknüpft. Die dieses Land betreten, werden von den Beherrschern desselben mit hohen Gesinnungen, mit unüberwindlichen Waffen zum Kampfe ausgerüstet, und ihre Thaten, Gedanken und Empfindungen tragen das unnachahmliche Merkzeichen ihres wiedererrungenen Vaterlands an sich. So sind alle grossen und edlen Menschen, die von dem Wege des Haufens abtraten, und Gute,

Wahres, Edles denken, thun und laut ſagen, die Bewohner jenes unſichtbaren Landes, das die Menge nicht ahndet. Daher entſpringt das Eigenthümliche, Kräftige, Feſte und Sichere jener Dichter, thätiger Menſchen und Helden: und umſonſt bemühen ſich alle Anderen, die ſich über die Erde, ihre Verhältniſſe und die Vortheile, die ſie gewährt, nicht erheben, den ſicheren Schwung, die feſte Haltung in Wort und That nachzuſchweben und nachzuahmen; ihre Handlungen, wie ihre Darſtellung, ſind nur Abdrücke ihres eigenen, um ſich beſorgten, Selbſts. Ihre kalte, berechnende Vernunft, die über That und Darſtellung wuchernd und künſtelnd daſitzt, entfernt den Geiſt jener Geweihten. Ernſt drang in die Mitte dieſes Heiligthums, und ward da *zum Dichter für dieſes Leben* eingeweiht." Davon überzeugte ſich Hadem ganz durch eine ſehr romantiſche, von ihm beobachtete, Scene in der abentheuerlichen Höhle, wo Ernſt ſeinen Ferdinand, durch That und Worte, ſeine unſichtbare Göttin kennen lehrte, beide einander ſchwuren, ihr und ſich lebenslänglich getreu zu ſeyn, und, wo ſpäterhin Ernſt der Tugend zu Ehren und beiden zu ſteter Erinnerung einen Kranz befeſtigte, der unberührbar ſeyn ſollte, wie der idealiſche Sinn, der ſie erhöhte. Unterdeſſen, daſs Ernſtens Vater ſich in den Bädern aufhalten muſs, geht Hadem mit ſeinen beiden Zöglingen in die Reſidenz zu Ernſtens Oheim, Präſidenten der Kammer. Die Jünglinge ſehen hier nun auch die groſse Welt, und fügen ſich in dieſes Leben, jeder nach ſeiner Weiſe. Hadem hält für gut, ſie auf ein benachbartes Dorf zu einem vormaligen Kammerrath zu führen, den Land und Leute preiſen, den aber der Präſident einen Narren heiſst, weil er ſich dem, nun einmal angenommenen, *Syſtem* nicht fügen will, und den die Kammer verabſchiedet hat, weil er, ohne Autoriſation, eine Summe aus der Caſſe genommen, um ſie einer Gemeinde, die durch Brandſchaden gelitten, nebſt ſeinem eigenen Geldvorrath zu leihen. Die jungen Leute bewundern die nützlichen Anlagen, die auf dieſes Mannes Rath zu Stande gekommen, und gewinnen ihn für ſeine Perſon ſo lieb, daſs ſie ſich, beſonders Ernſt, bey dem Präſidenten mit vieler Wärme verwenden. Als dieſer ſie abweiſt und ſie unter ſich hierüber reden, kömmt Ferdinand auf den Einfall, ſie wollten ſelbſt an den Fürſten ſchreiben, und für den Kammerrath bitten, aber Hadem müſſe nichts davon wiſſen. Ernſt willigt hierein, und ehe Ferdinand am andern Morgen noch aufgeſtanden, ſchreibt er den Brief, und legt ihn in eine Laube, wo der Fürſt ihn findet. Dieſer nimmt das Schreiben wohlwollend auf, und ſpricht darüber mit dem Präſidenten, welcher, über die Sache entrüſtet, ſeinem Neffen ſagt, er habe ſich durch den Knabenſtreich bey dem Fürſten lächerlich gemacht, und Hadem, den er für den Anſtifter und einen Aufwiegler Ernſtens gegen einen Oheim anſieht, aus dem Hauſe ſchafft. Ernſt ſagt dem Präſidenten, ſeinem Oheim, bey Gelegenheit dieſer Ereigniſſe bittere Wahrheiten; und zieht ſich auf ſein Zimmer zurück. Hadem hat ihn verlaſſen müſſen, aber er hat dem Zögling ein Buch zurückgelaſſen, welches ihm von nun an Führer ſeyn ſoll. Auf die Gegenſeite des Titels hat Hadem folgende Worte geſchrieben: „Der Jüngling, der keinen Führer hat, wähle dieſen! Er wird ihn ſicher durch das Labyrinth des Lebens leiten, ihn mit Stärke ausrüſten, den Kampf mit dem Schickſal und den Menſchen zu beſtehen. Dieſe Bücher ſind unter der Eingebung der lauterſten Tugend, der reinſten Wahrheit geſchrieben, ſie enthalten eine neue Offenbarung der Natur, die ihrem Lieblinge ihre heiligſten Geheimniſſe zu einer Zeit entſchleyerte, da die Menſchen ſie bis auf die Ahndung verloren zu haben ſchienen." Und dieſs Buch war: *Rouſſeaus Emil.* „Es war, ſagt der Vf. in Hadems Geiſte, das erſte Buch der neueren Zeit. Der Mann, der es ſchrieb, faſste den erhabenen Gedanken, die durch Üppigkeit, Selbſtigkeit, Witz, überfeinerte Ausbildung, durch eine Philoſophie voller Sophismen, eine alles zerſtörende, ſich ſelbſt dadurch endlich auflöſende Regierung erwürgte moraliſche Kraft in ſeinen Zeitgenoſſen wieder zu erwecken. Dieſes that er ſo wahr und kühn, als er es fühlte, und mit der Stärke der Beredſamkeit, deren nur derjenige fähig iſt, in deſſen Bruſt und Geiſt dieſe moraliſche Kraft in ihrer ganzen Fülle wohnt. So tief, wie Er, ſah Keiner die Gebrechen der Geſellſchaft, ſo tief, wie Er, fühlte Keiner, daſs *wahre* Menſchen in derſelben keine Stelle mehr finden können, auf welcher ſie es ohne Gefahr verbleiben dürfen. Sein ſcharfes Auge, ſein forſchender Geiſt, ſein zartes, verwundetes Herz entdeckten die Wurzeln des Übels, und mit kühner Hand riſs der Begeiſterte die, ſich im Dunkel windenden Gänge auf, in denen ſie vergraben lagen, und verjagte die Geſpenſter, welche Stolz, Wahn, Eigenliebe und Gewalt zu ihren ſchreckenden Wächtern beſtellt hatten. Offen legte er das Gift dar, welches das Edle und Wahre im Menſchen zernagt, und nichts konnte ihn beſtechen, nichts ihn zurückhalten. Je mächtiger, je glänzender, je höher diejenigen da ſtanden, welche dieſes Gift erzeugten und unterhielten: deſto ſchonungsloſer, deſto kühner griff er ſie an. In weiſſagendem Geiſte ſagte er den Vergiftern, was ihnen bevorſtände, und wie eben das Gift, das ſie ausſtreuten, ſie ſelbſt verzehren würde. Sie verſchloſſen ihm ihre Ohren. Er empfing von ſeinen Zeitgenoſſen den Lohn, der jeden erwartet, welcher den Menſchen die Wahrheit ſagt: aber eben dadurch legten ſie bey der Nachwelt das Zeugniſs ab, daſs er der einzige Mann ſeines verderbten Zeitalters war, der ihnen den Spiegel der Wahrheit treu vorhielt, und ſie vor dem Abgrunde warnte, den ſie in ihrem Taumel und Wahn ſelbſt aufgruben. Nach vielen Leiden und Verfolgungen iſt er in das idealiſche Land zurückgekehrt, in welchem er hier im Geiſte wohnte, über welches der Witzling ſpottet, an das der Eigennützige nicht glaubt, und deſſen Ahndung, deſſen Anerkennen, unſeren Urſprung

und unsere Bestimmung allein beweisen. Und trügen uns die Flügel des Geistes nicht dahin, wenn der Druck der Gewalt, das Hohnlachen der Spötter, das Schauspiel der Thorheit und Bosheit uns drängt, verfolgt und empört: wo sollten wir Zuflucht vor ihnen finden? wie die marternden Zweifel, die bitteren Empfindungen, die aufrührerischen Gedanken heilen? In jenem Lande ist unsere Zuflucht: dieser Mann sprengte die Pforten unseres Vaterlandes auf, und vor dem Eingange rollte die Finsterniss weg, welche die Menschen davor gezogen hatten."

Wie Ernst, auf solche Empfehlung, ein solches Buch an sich gedrückt, ist leicht zu begreifen. Emil und Hadem erfüllen allein seine ganze Seele, und darf er gleich an Hadem nicht schreiben: so schreibt er für und an ihn auf, was in und um ihn geschieht. Um Emils und Hadems willen lernt Ernst das ihm sonst widernde Französische gern, nimmt, um des Französischen willen, Renot nicht übel auf, den ihm sein Oheim zum Hofmeister giebt, um ihn auf die wirkliche Welt hinzuleiten, und ist, in der rousseauischen Bitterkeit selbst, schon so sehr eingeweiht, dass er zu Ferdinand sagen kann: Wäre Renot meinem Hadem gleich, wie könnte *er meinem Oheim gefallen?* — Renot geht mit seinen beiden Schülern, nachdem Ernstens Vater aus dem Bade zurückgekehrt ist, auf das falkenburgische Bergschloss. Er wünscht, seinem Zwecke gemäss, Ernsten mit *Helvetius von dem Geiste* bekannt zu machen. Bey dieser Gelegenheit tritt der Schriftsteller, der sich zurückziehen wollte, an Hadems Stelle hervor, und weiss Renot mit nichts, als der Unwissenheit von seiner Sünde, zu entschuldigen, weil er sonst als der *Leviathan* im *Faust* und *Giafar* dastehen würde. Denn über Helvetius und sein Buch wird folgendes Urtheil gesprochen: „Dieses Buch ist durch vielerley Beziehungen merkwürdig. Der Verfasser stellt uns in demselben ein treues, aufrichtiges Gemälde der Denkungsart seines Zeitalters, seines ganz in Sinnlichkeit versunkenen Volkes dar, und so systematisch geordnet, dass, wenn die Zeit es allein dem Vergessen entrisse, es den späten Nachkommen zu einem sicheren Leitfaden dienen könnte, die Ursachen der, bald darauf erfolgten, schrecklichen Ereignisse aufzufinden. Ohne alle Scheu und Rücksicht entschleyert uns dieser Mann, in dem dogmatischen Tone der Überzeugung, alle Triebe seiner Zeitgenossen, des Eigennutzes, der Selbstigkeit, Sinnlichkeit und aller ihrer zahllosen Gefährten, als wären nur sie die einzigen, nothwendigen Gesetze der menschlichen Natur. Kühn zerreisst er das Band, welches uns an eine höhere Welt bindet, und beweist uns, dass wir nur, ausgerüstet mit diesen Trieben und Begierden, in das Leben gestossen werden, und nur durch sie unsere Bestimmung erfüllen, dass alles Andere Täuschung und erkünstelter Zusatz des Stolzes und einer aufgedunsenen Einbildungskraft sey, das zu weiter nichts diene, als uns zu blenden, oder Dornen auf einen Weg zu streuen, den wir so leicht und froh hinwandeln könnten. Sein Werk zeigt uns von Anfang bis zu Ende, durch das ganze, glänzende, witzige, metaphysisch und moralisch seyn sollende Gewinde hindurch, dass er und seine aufgeklärten Zeitgenossen, sammt allen Machthabern jedes Standes, nicht allein an die Tugend nicht mehr glaubten, sondern so weit gekommen waren, dass sie es gerne hörten, wenn man ihren Unglauben, durch sogenannte philosophische Beweise, systematisch erhärtete. Und so legte er in diesem seinem Werke der Nachkommenschaft das Bekenntniss ab, dass nicht allein bey ihm und dem Volke, für welches er schrieb, alle wahre moralische Kraft aufgetrocknet sey, sondern dass es derselben entbehren konnte und wollte."

Rec. hat diese, so interessante als rührende, Geschichte Ernstens oft gelesen: aber dieses Urtheil über Helvetius thut ihm weh, so oft er es liest. Helvetius war ein edler Mensch, und machte glücklich und war glücklich. In seinen öffentlichen Ämtern, die dem Eigennutz so viele Gelegenheit gaben, war er uneigennützig; seiner Gattin weihte er mit seiner Hand sein ganzes Herz, und konnte sagen, was Lord Bolingbroke an Swift schrieb: *Je n'ai plus que pour ma femme l'amour, que j'avois autre fois pour tout son sexe.* Gegen seine Untergebenen war er liebevoll, und seine Liebe erhielt sich, auch wenn sie ihn nicht mit Liebe behandelten. Baudot, einer seiner Secretaire, den er beybehalten, ob er seiner gleich nicht mehr bedurfte, tadelte oft die Handlungsweise und die Schriften seines Ernährers. Und dieser liess ihn gewähren, und sagte seiner Gattin: *„Mais est-il possible que j'aye tous les defauts et tous les torts, que me trouve Baudot? non: sans doute; mais enfin j'en ai un peu, et qui est-ce, qui m'en parleroit, si je ne garde pas Baudot?"* Seinen Guts-Unterthanen war er ein freundlicher Schutzherr und Wohlthäter, und selbst (wie sein und seiner Gattin Benehmen gegen die Wilddiebe allein schon beweist) selbst die verbrecherischen behandelte er menschlich, und erleichterte ihnen das Unglück, das sie durch ihr Unrecht sich zugezogen. (S. *Essai sur la vie et les ouvrages de Mr. Helvetius* vor dem *ersten* Band der zweybrücker Ausgabe.) Als Mensch im Leben hält Rousseau die Vergleichung mit Helvetius nicht aus. Und eben darum, weil Helvetius ein besserer Mensch war, als Rousseau, hat er auch das Wohl der Menschheit besser erkannt, als dieser, und, zwar nicht so beredt, genialisch und romantisch, aber viel wahrer vom Menschen geschrieben, als der, gegen welchen er so sehr herabgewürdigt wird. Lass es uns nicht irre machen, dass Helvetius die *sensibilité physique* für das α und ω des menschlichen Seyns erklärt. Sie ist es, und H. hat den Menschen in *seiner ganzen Wirklichkeit*, nicht einseitig imaginirend aufgefasst, und redet nie der gemeinen Begier, der Brutalität, aber stets der Humanität das Wort. Rousseau dagegen hat keine Anschauung von dem Menschen in seiner Totalität: der *wirklichen* Menschheit ist er böse, und betrachtet sie daher auch aus dem Standpunct des

Bösen; nur sein imaginirter Mensch ist ihm ein Mensch und gut, und für ihn selbst doch nur ein imaginirter, denn der *wirkliche* Rousseau hält nicht für nöthig, sich den Gesetzen, die er seinem Menschen giebt, zu fügen. Wenn Helvetius alle Tugend und alles Laster in Beziehung auf das Gemeinwohl, auf die reelle Wechselwirkung des Menschen in der Gesellschaft bestimmt: so muss Rousseau dagegen die Gesellschaft vernichten, um seine aussergesellschaftliche Tugend zu begründen. Helvetius will nichts weniger seyn, als Moralist, und man thut ihm sehr Unrecht, wenn man ihn aus dem Standpuncte der Moral, und nicht aus dem der Menschen- und Welt-Kenntniss beurtheilt: aber, ohne Moral predigen zu wollen, wirkt er für reelle Moralität, d. h. für das Gutseyn und Gutbefinden der Menschen in der Gesellschaft. Rousseau dünkt sich in seiner Imagination besser, als die Anderen, die er nicht leiden kann, und tritt mit dem Ton des Moralisten und Weltverbesserers auf: allein er selbst fühlt und gesteht, besonders in der Vorrede zum Emil (welcher überhaupt nur für Lehrer und Führer, nicht für Zöglinge geschrieben ist), dass er nur Unvollkommenes lehre, und ja nur seine gute Absicht erkannt, nicht jede einzelne Lehre überall angewandt werden müsse, und Rec. ist überzeugt, dass man dieses immer mehr beherzigen werde: denn Rousseaus übel angewandter Emil hat für deutsche Solidität nachtheiliger gewirkt, als Helvetius Bücher vom Geist und vom Menschen, und man hat schon angefangen und wird fortfahren, von dem freyeren, rousseauischen Philanthropinismus zu der strengeren Zucht und dem ernsten Studium der Alten zurückzukehren. Wenn es wirklich dahin gekommen, dass die menschliche Art und Gesellschaft so böse ist, wie sie Rousseau sich eingebildet hat: so ist es Zeit und Recht, seine Lehren pünctlich auszuüben. So lange dieses Unglück aber noch nicht eingetreten, sey Helvetius auch der Aufmerksamkeit werth geachtet, dessen Schriften insonderheit von guten, reinen Menschen ohne alle Gefahr, ja mit grossem Nutzen gelesen werden können. Möchte der ursprünglich gute und für die Menschheit warme Ernst sie gelesen haben! Er würde mehr Glück befördert und selbst genossen haben. Renot wäre ihm ein zweyter Hadem geworden, Ernst hätte den Ersten zu dem Sinn des Zweyten hinleiten können, und sich selbst ergänzt, so dass die goldene Zeit seiner Imagination für ihn und Andere in dem, ihm gegebenen Wirkungskreise sich fröhlich realisirt hätte.

Ernst, der sich trefflich ausgebildet und seinen Hofmeister, zu dessen Hofmeister er sich selbst macht, in Sprachen und Wissenschaften gut benutzt; Ernst, der Alles hat, nur nicht den frohen und freundlichen Sinn, den doch Rousseau selbst für seinen Emil so hoch anschlägt, geht auf die Universität, und Ferdinand in französche Militärdienste. Nach den Universitätsjahren reist der Erste in England und Frankreich, und schildert in Briefen an Hadem, den er in Amerika glaubt, die beiden Länder im Ganzen ganz im Geiste des Dichters im Weltmann und Dichter. Insonderheit zürnt er, wie dieser, darüber, dass das edle deutsche Blut an England für Geld verhandelt wird. Von seinen Reisen kehrt er auf das väterliche Schloss zurück, wo er eine Zeitlang sich und dem Vater zu leben wünscht. Aber dieser hält es für Pflicht, dass Ernst in die Residenz gehe, um auch den Oheim wiederzusehen, und sich dem Fürsten vorstellen zu lassen. Jener empfängt ihn freundlich und mit Hoffnung; der Fürst mit ausgezeichneter Huld, ihn sogleich an den Brief, den er ihm als Knabe geschrieben, erinnernd, und mit Liebe und Zutrauen fodernd, der Mann solle die Verbindlichkeit erfüllen, die der Knabe durch jenen Brief übernommen. Ernst willigt, nach einigen Entgegnungen der Bescheidenheit, ein und wird Ober-Kammerrath der Grafschaft .... Eine herrliche Laufbahn ist ihm eröffnet. Aber bange Ahndungen erfüllen das Gemüth des Lesers gleich im Anfange. Der von Natur zur Menschenliebe gestimmte Mann hält nur die Menschen seiner Imagination, die freylich edel sind, wie diese selbst, lieb und werth. Einen Hadem, den verabschiedeten Kammerherrn (den er, auf Erinnerung des Fürsten, sogleich wieder in Thätigkeit bringt), einen Franklin (den er in Paris kennen gelernt) vergöttert er: aber die Anderen behandelt er schonungslos, und vergisst bey dem Präsidenten ganz das Amt desselben und den Oheim, bey Renot (der im Cabinet des Fürsten angestellt ist) den fürstlichen Secretär und den ehemaligen Lehrer. Nicht dass er diese und Andere unglücklich zu machen sucht, er hätte ihnen vielmehr alles Glück gewähren mögen, wenn sie sich nicht in öffentliche Geschäfte gemischt: aber er quält sie mit seiner Moralistik, drückt sie durch seine Superiorität, die er ihnen fühlbar macht, schreckt sie durch seine determinirte und rücksichtslose Handlungsweise, empört sie durch seine Bitterkeit. O! du edler, seltener Mensch! hättest du den frohen und freundlichen Sinn des von dir verkannten Helvetius gehabt, hättest du deine seltenen Tugenden liebenswürdig gemacht durch die Humanität, die dieser gelehrt und geübt hat: du hättest das Gute, das du wolltest, realisirt, und die Menschen, die deinen Planen entgegen waren, gewonnen und gebessert! —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Königsberg, b. Nicolovius: *F. M. Klingers Werke. Achter, Neunter, Eilfter* u. *Zwölfter* Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ernst wirkt auf seinem Posten von Anfang an, wie ein solcher Mann wirkt, und Manches gelingt, was er zu seines Fürsten und des Landes Besten unternimmt. Aber seine Feinde sind gereizt und geweckt: sie wirken auch, und sie erreichen ihr Ziel. Den bitteren Mann wissen sie darzustellen als einen Bösen, den Verbesserer als einen Neuerer, den mit durchgreifender Kraft für das Gute Wirkenden als einen Revolutionär. Dem Adel, den Bürgern, selbst den guten Landleuten, unter denen seine edlen Väter und er so glücklich lebten, ist er ein Abscheu: nur die Huld seines Fürsten, der ihn begreift, bleibt ihm, aber kann ihn nicht schützen. Der Edle muss den Feinden weichen! Doch diess zu tragen, wird dem innerlich Starken ein Leichtes! Allein, wohin das Wirken der Feinde nicht reichen kann, reicht das feindselige Schicksal. Das vorzüglichste Werkzeug seines Sturzes wird Renot, der erbitterte, so tief von ihm gedemüthigte, sein ehemaliger Lehrer! Sein Vater fällt im Kampfe für Deutschlands Ehre und Freyheit! Sein einziger Sohn wird das Todes-Opfer eines häuslichen Verbrechens, seine geliebte Gattin ist die Verbrecherin, und der Verbrecher — Ferdinand, sein Jugendfreund, sein zweytes Ich, sein Bruder im Bunde der Tugend! So vernichtet das Schicksal auch das innere Leben des Herrlichen. Er reisst den Kranz, den er in der Höhle befestigt, herunter, und wirft ihn in den Abgrund: der Kammerrath, sein einziger Freund, der ihm in die Einsamkeit gefolgt ist, wartet seiner, aber kann dem Zerstörten nicht aufhelfen. In dieser Lage findet der wiederkehrende Hadem seinen Zögling: aber auch Hadems Gegenwart kann den Unglücklichen nicht zu sich selbst wieder zurückrufen. Doch als der weise Lehrer von dem, in den Abgrund geworfenen Kranz hört, steigt er, seinen Zögling kennend, mit eigener Gefahr in die Höhle, und befestigt den wiedergefundenen Kranz an der Stelle, wo er vormals gehangen, und führt Ernst an den, ihm sonst so heiligen Ort. Und als Ernst den Kranz wieder erblickt, kehrt sein Bewusstseyn wieder, und die innere Kraft, hier in der Einsamkeit, mit seinem Hadem, im Geiste Rousseaus zu leben.

Dem Deutschen wird diese interessante Schrift noch besonders lieb durch die hohe Ansicht der Deutschheit und den deutschen Patriotismus, unter deren Eingebung sie geschrieben worden.

Wenn der Held der Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit bloss Dichter für dieses Leben, und zwar in Rousseaus Geist romantisirender Dichter ist: so ist dagegen in den *„Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände“* die Synthesis des Weltmanns und Dichters vernehmlich und erfreulich. Sie ist den Deutschen zugeeignet: „Diese Schrift, wie alle in der Sammlung enthaltenen, widme ich den Deutschen, meinen Landsleuten, für die ich sie geschrieben — als dem Volke, das so hoch in der Cultur steht, dass man mit Kraft und Wahrheit, im biedern deutschen Sinn, zu seinem Nutzen und seiner Unterhaltung schreiben kann.“

Die *Betrachtungen und Gedanken* betreffen die Weltgeschichte, Politik, Moral, Literatur. Wer sie noch nicht gelesen, lese sie. Das Folgende möge dazu anreizen.

Aus den Jahren 1801 und 1802 zuerst Nr. 20. „Wenn etwas Sonderbares und Bedeutendes im deutschen Charakter ist, und ihm Ehre macht: so ist es dieses, dass die Gelehrten dieses Volks noch im achten Jahre der französischen Revolution untersuchten, ob die Franzosen auch ein Recht dazu haben. Hätten sie dieses ausfinden können: so hätten sie sich wahrscheinlich über ihre Leiden getröstet. Und dieses Gefühl für Recht ist das Gefühl des ganzen Volks. Haben Deutschlands Völker diesen Sinn für Recht nicht in den gefährlichsten Zeiten aufs kräftigste bewiesen? ihren Fürsten, trotz dem von ihnen so laut, durch so auffallende Massregeln gezeigten, Misstrauen, so bewiesen, dass man kein Dorf auf dem deutschen Boden (des *rechten* Rheinufers) zu nennen weiss, das seine Bürgerpflichten verletzt hätte? Ich hoffe, Deutschlands Fürsten werden es erkennen, werden erkennen, dass, wenn die Welt-Geschichte kein Ereigniss aufgezeichnet hat, das der französischen Revolution gleicht, sie auch kein Volk nennt, das bey solchem Unglück, in solcher Noth und solchen Versuchungen, es so mit Recht und Pflicht und seinen Fürsten gehalten hat. Und da ich aus vielen moralischen Ursachen stolz bin, ein Deutscher zu seyn:

ſo bin ich es aus dieſer vorzüglich.“ 23. „Wie ſehr bedauert man nicht, wenn man Garves vortreffliche Verſuche, voller Weisheit, politiſcher Klugheit und ſchöner Moral lieſt, daſs der edle Mann ſo ſchwer einherzieht, ſo gar dogmatiſch iſt und uns gar ſo ſehr den Profeſſor zeigt! Wann werden die Grazien die Sohlen unſerer Proſaiſten beflügeln, wie ſie es den franzöſiſchen Proſaiſten ſo gefällig thun? — Und die Weitſchweifigkeit — die uns nichts erläſst — die uns alles auskramt — die uns für gar zu dumm hält!“ 29. Über Kaiſer Alexander den Erſten. „Ich danke dem ſchönen Genius, der jetzt ſo menſchlich gut über Ruſsland herrſcht — oder beſſer und wahrer, der es zu edlen Zwecken leitet — den reinſten Genuſs meines Geiſtes, im ſtillen Beſchauen ſeines Wirkens — und Er iſt der einzige Regent, deſſen Geſchichtſchreiber ich ſeyn will, wenn ich ſo lange lebe, bis das Werk, das Er begonnen, etwas vollendeter da ſteht. Mein Glaube an ſeinen Geiſt und ſein Herz iſt ſo feſt, daſs ich überzeugt bin, ich werde dann nur nöthig haben, alles oben Geſagte durch eine Reihe ſchöner, weiſer und zweckmäſsiger Thaten zu belegen.“ 91. „Die franzöſiſche Revolution hat unter vielen neuen Dingen eins hervorgebracht, das man vorher nicht kannte; ich meine, die Deſpotomanie. Ihre Mutter war wahrſcheinlich die Demokratomanie, und hoffentlich iſt die erſte jetzt todt, da ihre Ernährerin abgefahren iſt“. Aus den Jahren 1802 und 1803. 234. „Jedes edle Gemüth hat etwas von einem überſinnlichen Myſticismus, der es mit einer höhern Welt in Verbindung ſetzt, und darin erhält. Dieſer Myſticismus iſt aber vom Aſcetismus eben ſo verſchieden, wie dieſer von der wahren Religion.“ 241. „Wer immer lächeln und heiter ſeyn kann, der muſs ein Affenſpiel mit dem Leben getrieben haben.“ 246. „Warum ſind die meiſten Werke über die Moral ſo unbefriedigend? Weil ihre Verfertiger den phyſiſchen Menſchen überſpringen, mit dem moraliſchen anfangen, mit welchem ſie doch endigen ſollten, ohne jenen aus den Augen zu verlieren. Sie ſollten bedenken, daſs ſie ſich ſelbſt nur durch Spannung und Täuſchung von unſerer Ernährerin und Lehrerin, der Natur, trennen können.“ 261. „Wie? ſollten die Fürſten von der Philoſophie, wie von der Dichtkunſt, ausgeſchloſſen ſeyn? Giebt es gar keine brauchbare Philoſophie für ſie? — Ach ja, es giebt eine; aber ich ſchäme mich, ſie vor den erhabenen deutſchen Philoſophen unſerer Zeit zu nennen: ſie werden mich einen verdorbenen, ſinnlichen Menſchen, einen Barbaren, was weiſs ich alles? nennen. Und gleichwohl muſs ich es ſagen — muſs etwas ganz Altes, ganz Gemeines, von ihnen Verachtetes, Beſchimpftes ſagen. — Die Glückſeligkeitslehre für uns und dadurch für ſie, — auf unſeren Nutzen und dadurch auf den ihrigen gebaut. — Es iſt heraus, und ich ſtehe vor den erhabenen Meiſtern in meiner ganzen Erniedrigung, aber nicht beſchämt, da.“ 444. „Nehmt aus der Sprache zwey Wörter, die wir beide nicht begreifen, und auch dem Menſchen die Erinnerung daran — Gott und Natur —: ſo ſtürzt Alles zuſammen, was wir begreifen; unſer Wachen ſelbſt wird zum Träumen. Die Schöpfer dieſer Wörter haben erſt die Träumenden zum wirklichen Erwachen gebracht, da ſie denſelben zwey Laute zuriefen, welche die Seele, ohne ſie zu erkennen, zu Weſen ſchuf, an die ſich die Phantaſie der Träumenden knüpfen lieſs.“ 485. „Ich hätte ehemals wohl den Tacitus in Verdacht, er übertreibe ein wenig aus tiefem Gefühl und Haſs gegen gewiſſe Dinge, was einem Geiſte, wie der ſeinige, leicht widerfahren konnte, und auch wohl verzeihlich wäre. Seitdem aber das Schickſal gewollt hat, daſs ich die Commentare zu ſeinen Werken lebendig aufführen und vor meinem Geiſt vorüber gehen ſehen ſollte, finde ich ſeine düſteren Farben zu Zeiten ſelbſt nicht düſter genug. Wohl dem, der nur von ſolchen Dingen lieſt, und den Römer als Antiquar und Philolog commentirt!“ 1803 und 1805. 589. „Ich habe (wer ſein Ich nicht zu übertünchen ſucht, darf von ſich in der erſten Perſon reden) — Ich habe Alles, was Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzoſen und Deutſche Gutes, Wahres, Schönes, Kühnes, Sonderbares, Schwärmeriſches und Erhabenes gedacht, gefaſelt und gedichtet haben, geleſen, habe wohl mehr dabey gethan. Ich habe alle, groſse und kleine, thörichte und vernünftige, Weltbegebenheiten bemerkt, die Menſchheit und ihren Geiſt, durch ſeine Höhe und Tiefe, ſo weit ich vermochte, und mich Lage und Zufall begünſtigten, beobachtet und verfolgt. Ich habe, was und wie ich bin, aus mir ſelbſt gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieſes ſo ernſtlich als ehrlich that, ſo kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von ſelbſt. Mich ſelbſt habe ich ſchärfer und ſchonungsloſer beobachtet und behandelt, als Andere. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niederen und mittleren Stände, ihre Noth, ihre Verhältniſſe, ihr Glück — durch meine Lage die höheren und die höchſten Stände, ihre Täuſchungen, ihre Schuld und ihre Unſchuld kennen. Ich habe nie eine Rolle geſpielt, nie die Neigung dazu in mir empfunden, und immer den erworbenen und feſtgehaltenen Charakter ohne Furcht dargeſtellt, und ſo, daſs ich die Möglichkeit gar nicht mehr fürchte, anders ſeyn oder handeln zu können. Vor der Verſuchung Anderer iſt man dann nur ganz ſicher, wenn man ſich ſelbſt zu verſuchen nicht mehr wagen darf. Ich habe in einem ſehr groſsen Reiche von der Zeit an gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegentrat: viele Geſchäfte ſind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr ſetzten — aber nach ihrer täglichen Beendigung verbrachte ich die, mir gewonnene Zeit in der tiefſten Einſamkeit, der möglichſten Beſchränktheit. Ich war Zeitgenoſſe Friedrichs des Zweyten — die franzöſiſche Revolution iſt an meinem Geiſt vor-

übergegangen (wäre sie nur an dem Geist allein vorübergegangen!) — ich lebe unter Alexander dem Ersten, — dem Edelsten der Menschen — Höheres weiss ich nicht zu sagen — und das zu der Zeit, da meine Tage sich gegen den Abend des Lebens neigen — und diesem — dem glücklichsten Zeitpunct meines Lebens, im moralischen Sinn, verdanke ich den milderen Anstrich, der das düstere Gemälde voriger Erfahrung an der Welt und ihren Bewohnern aufheitert. — Wer es nun der Mühe werth hält, das eben Gesagte, und das ich nur aus diesem Grunde sage, mit dieser Schrift und meinen übrigen Schriften zu vergleichen, der wird hierin den Schlüssel zu Vielem oder Allem finden, es betrübe oder erfreue ihn. Ein Schriftsteller, der sich selber malt, ist eine solche Mittheilung dem Leser schuldig." 651. „Was ich mit allen diesen Betrachtungen und Gedanken, in deutscher Sprache, zu dieser Zeit, will? — *Kraft erwecken!* Gelänge mir dieses: so wirkte ich ein grösseres Wunder, als Moses, da er Wasser aus dem Felsen schlug: doch die Juden waren durstig! Indessen erhalte ich durch diese Gedanken meine Kraft wach und muthig, und so ist hier der Autor selbst Zweck seines Buchs. Ich schreibe also hier nur Bündnisse mit meinem eigenen Geiste nieder, und er selbst drückt den Talisman darauf." 717. „Auch ich würde schon weise geworden seyn, und ganz, als ein weiser Mann, geschrieben haben, wenn ich nur nicht zur jetzigen Zeit von so schrecklichen Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Gewaltstreichen und Grausamkeiten hörte, oder sie mit der Gleichgültigkeit vernehmen könnte, mit welcher man sie begeht. Wahrscheinlich aber macht der Egoismus solche Weisen zum Gott für Andere, zum Menschen nur für sich selbst." 777. „Auf dem grossen Weltmarkte muss freylich alles Grosse, Edle, Kühne und Heroische als romanhaft erscheinen — aber man bedenke doch, was für ein scheusliches Schauspiel dieser Markt darstellen würde, wenn es nie aufträte!" 779. „Es giebt, ausser den vielen, grossen Qualen, welche doch den Menschenverderber und Geistes-Unterdrücker martern, eine der peinlichsten, an die man kaum denkt, und an die ich darum hier erinnern will. Wenn nämlich ein benachbarter Regent aus hohem moralischem Gefühl und aus Achtung für Menschenwerth mit aller Kraft seines Geistes und Herzens strebt, sein Volk zu veredeln, und der ächten, gesetzlichen, bürgerlichen Freyheit durch Aufklärung und Geistes-Entwickelung würdig zu machen. Und trieben auch Erstere die dicke Finsterniss des Mittelalters zusammen: so können sie doch nicht hindern, dass die Menschen, mit denen sie dieses versuchen, nach dem Lichte blickten, nach welchem sie seufzen — und leuchtete es auch im fernen Norden." —

Die neue Ausgabe dieser Werke, die wir, wie ihren ehrwürdigen Vf., durch sich selbst zu charakterisiren uns beeifert haben, ist mit lateinischer Schrift, klar und nicht angreifend für das Auge des Lesers gedruckt, und der Druck, wie die Correctheit, die selbst in der Interpunction ersichtlich ist, ehrt die Verlagshandlung. Wir wünschen eine baldige Erscheinung der noch fehlenden Bände.

GL.

KÖNIGSLUTTER, b. Hahn; in Comm. HANNOVER, b. Gebr. Hahn: *Zaphnath-paneach, oder Sammlung moralischer Lehren, Sprüche, Erzählungen und Gedichte, aus dem Talmud und aus andern heiligen Schriften.* Ein Lesebuch für Kinder jüdischer Nation; vorzüglich zum Gebrauch der von dem Hn. Kammeragenten *Israel Jacobsohn* zu Seesan errichteten Erziehungsanstalt für arme Kinder seiner Nation. Herausgegeben von *B. Schottländer.* Erstes Bändchen. 1804. VI u. 256 S. 8. (16 gr.)

Wenn es nun einmal Sitte ist, dass dem angehenden Menschen die Welt überhaupt und seine Religion insbesondere bloss von der schönen Seite gezeigt werden soll: so hat Hr. *S.* den Ansprüchen dieser Sitte in vollem Masse Genüge geleistet. Zu tadeln ist diese Methode nicht, da ihr der gutgemeinte Gedanke zum Grunde liegt: man müsse die wenigen Idyllen-Jahre des Menschen nicht durch die traurige Wirklichkeit trüben. Allein die Sache hat doch auch ihr sehr Bedenkliches. Kommt der Mensch in reiferen Jahren zu einer wahren Ansicht der Dinge: so schüttet er, wie man zu sagen pflegt, vorzüglich in Religionssachen, das Kind mit dem Bade aus; und bey den Juden neuerer Zeit hat wohl leider die Erfahrung hinreichend diesen Satz bestätigt. In ihrer Jugend haben sie gewöhnlich *ihre* Religion zu hoch gewürdigt, und nun, da sie solche herabwürdigen, ist auch bey den meisten sogenannten Aufgeklärten jede Spur von Menschen-Religion vertilgt! Wir wissen nun freylich nicht, wie weit Hr. *S.* freye Hand hatte; aber lieb wäre es uns gewesen, wenn derselbe hie und da hätte durchschimmern lassen wollen, dass nicht Alles Gold ist, was glänzt. Dazu hätte sich ihm S. 10 gleich Gelegenheit dargeboten. In dem 9 Artikel der Grundlehren des Judenthums nach Maimonides heisst es: Ich nehme mit vollkommenem Glauben an, dass dieses Gesetz *unveränderlich* ist, und dass der Schöpfer auch *in Ewigkeit kein anderes Gesetz geben* wird. Wäre es nicht räthlich gewesen, den Juden hier zu zeigen, dass dieses nur ein Dogma des neueren Judenthums sey, von dem Moses nichts wusste, und dass dieser gerade mit dürren Worten auf die Perfectibilität seiner Religion drang? (5 Mos. XVII, 8 ff.) Rec. weiss recht gut, dass die Juden diese Verse nur auf blosse Rechtsfälle beziehen, hingegen keine Perfectibilität in Bezug auf Ceremonial-Gesetze zugeben. Allein er weiss auch, dass sie es dabey vergessen haben, worauf sich die *in allen Stücken* ihren Thalmudisten eingeräumte Autorität gründe: wahrlich bloss auf diese Stelle; und doch haben die Thalmudisten viele, selbst

Ceremonial-Gesetze abgeschafft und ganz neue an deren Stelle verordnet. Eben so zu wünschen wäre es gewesen, dass Hr. S., der mit vorsichtiger Hand so Manches aus der biblischen Geschichte weggehoben hat, das die Einbildungskraft seiner Zöglinge verderben könnte, auch die häufigen Traumgeschichten mit Stillschweigen übergangen hätte. Ihr Wegbleiben schadet nicht, da sie selten, oder fast gar nie, eine Thatsache begründeten; aber die Erzählung derselben, vorzüglich wenn ihnen gleichsam der Stempel der Wahrheit durch die Göttlichkeit des Geschichtschreibers aufgedrückt wird, muss in dem noch harmlosen Gemüthe des angehenden Menschen eine Wunde schlagen, die schwer zu heilen ist. Das Spiel mit schlüpferigen Bildern der Einbildungskraft kennt das Kind noch nicht, weil ihm die Erfahrung dazu fehlt; Träume aber hat es bereits erfahren, und seine Einbildungskraft spielt auch frühzeitig mit ihnen, und verdirbt seinen Verstand. Wozu endlich, fragen wir, war es nöthig, von dem letzten Vers des Pentateuchs zu sagen, dass auch er von Mosen geschrieben, und zwar mit Thränen geschrieben worden sey? Was heisst das: mit Thränen? Bediente sich Moses der Thränen statt der Dinte, oder weinte er dabey, als er jenen Vers niederschrieb? Wenn auch Hr. *S.*, wie wir vermuthen müssen, nicht freye Hand hatte, Alles herauszusagen: so wäre es doch wohl möglich gewesen, bey dieser Gelegenheit den Zweifel anzudeuten, ob auch das 5 Buch Mosis von dem nämlichen Verfasser wie die übrigen 4 Bücher herrühre. Es wird durch Wahrheit, oder, wo dieses nicht angeht, durch Erregung von Zweifeln weit besser auf den Verstand und selbst auf das Herz der Kinder gewirkt, als durch das Verstecken dessen, was sie doch am Ende finden müssen, und wodurch sie gegen den misstrauisch werden, der es ihnen absichtlich versteckte. Daher glauben wir, dass ein Kind von äusserst eingeschränktem Verstande seyn müsse, das in einer so eng zusammengezogenen Geschichte nicht sofort einen auffallenden Widerspruch entdecken, und daher ihre Glaubwürdigkeit bezweifeln sollte. Wenn nämlich die Israeliten in der Wüste nur von Manna lebten, und nur Ein Mal, durch das Wunder mit den Wachteln, Fleisch zu essen bekamen: woher nahmen sie dann die vielen Thiere, von denen es bald darauf heisst, dass sie solche dem Jehova opferten? Hr. S. finde sich durch diese Anmerkungen nicht beleidigt; sie sollen ihn bloss aufmerksam machen, in einem zweyten Bändchen, oder bey einer neuen Auflage des ersten Bändchens, welche es gewiss erleben wird, das zu verbessern, was der Vollkommenheit seines gewiss sehr guten Büchleins noch abgeht, und uns dem Zwecke der Anstalt mehr zu entsprechen scheint. Denn wie aus der S. 101 ff. mitgetheilten Beschreibung dieser Anstalt hervorgeht, ist ihr Zweck so edel, so einfach, und macht dem Herzen ihres Stifters und der dabey angestellten christlichen und jüdischen Lehrer so viele Ehre, dass es wirklich Schade wäre, wenn nicht ganz reiner Waizen auf diesem guten Boden wüchse. Über die Ordnung der Materien in dem Lesebuche sagen wir daher nichts, da diese etwas Willkührliches ist, obgleich nicht ganz ohne Nutzen angewandt werden kann. Hr. *S.* hat folgende gewählt: Die 13 Glaubensartikel des Maimonides (sollte wohl heissen: der Juden nach Maimonides); Denksprüche der Väter; Geschichte der hebr. Sprache (haben die Masoreten wirklich schon im vierten Jahrhundert gelebt?); Rede bey der Einweihung der Wilhelmsschule zu Breslau; jüdische Dichtungen und Fabeln; moralische Lehren und Erzählungen aus dem Thalmud; Mosis Geburt und seine wunderbare Errettung (eine prosaische Übersetzung des zweyten Gesangs des durch Hufnagels Bemühungen bekannten Epos, die Mosaide, von Hartwig Wessely); die Geschichte der Anstalt; Geschichte der Juden von Erschaffung der Welt bis auf die Zerstörung Jerusalems. Hr. *S.* würde vielleicht gut gethan haben, wenn er bey jeder Rubrik angezeigt hätte, woher er den Aufsatz nahm, oder von wem er abgefasst ward. Denn dass sie nicht alle von seiner Hand sind, und er auch nicht für den Vf. derselben gehalten seyn will, ist gewiss: wir haben bereits viele Artikel anderswo gelesen, und er nennt sich auch bloss Herausgeber. Allein das Jedem das Seine! erfodert es, und man kann auch dann besser sehen, ob wirklich alle Theilnehmer an der Arbeit nach Einem Geiste arbeiten. Bedeutende Druckfehler haben wir nur zwey gefunden, von denen wir den S. 119 anmerken wollen. In der Stammtafel lies *Ismael* statt *Israel*. S. 231 wird in der Anmerk. von Tabellen gesprochen, die aber bey unserem Exemplar fehlen.

V — b.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. *Stendal*, b. Franzen u. Grosse: *Vollständiges und erklärendes Wörterbuch zu Eutrop's kurzem Abrisse der römischen Geschichte.* In zwey Abtheilungen. Für Anfänger und Geübtere. Von *Georg Friedrich Wilhelm Grosse*, Subrector der Districts-Schule zu Stendal. 1811. 251 S. 8. (12 gr.)

Die Veranlassung zur Verfertigung dieses Wörterbuchs gaben dem Vf. nicht der Mangel an einem solchen überhaupt, sondern die Mängel und Fehler der früher erschienenen von Meineke und einem Anonymus. Berl. 1809. Wie bedachtsam und fleissig Hr. *Gr.* gegen seine Vorgänger gearbeitet habe, ergiebt sich schon bey einer flüchtigen Vergleichung auf jeder Seite. Auch las er, um für Vollständigkeit möglichst zu sorgen, „Behufs eines jeden Buchstabens, seinen Schriftsteller zweymal sorgfältig durch." Die erste Abtheilung enthält das Wortregister, und die zweyte das Sachregister. Bey dem Wortregister ist überall auf die Etymologie Rücksicht genommen worden, und auch bey den aus der griechischen Sprache stammenden Wörtern das griechische Stammwort angeführt. Es gereicht diess dem Wörterbuche zur ganz besonderen Empfehlung, da, wie der Vf. ganz richtig bemerkt, die Etymologie eines der vorzüglichsten Mittel zur gründlichen und verständigen Erlernung einer Sprache ist. Auch ist die Quantität der Sylben bezeichnet, mit einem Worte, Alles gethan, wodurch eine solche Arbeit an Brauchbarkeit und Nutzbarkeit gewinnen konnte.

— mm —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Volmer: *C. F. Vollneys*, Mitglieds des Senats und des National-Instituts von Frankreich, *Reisen durch die vereinigten Staaten von Nordamerika, mit vorzüglicher Hinsicht auf Klima, Cultur und Boden nebst Bemerkungen über Florida, die französische Kolonie am Scioto, einige kanadische Kolonieen und die Wilden.* I u. II Th. 1804. 554 S. 8. mit einem Kupfer und Charte über den Fall des Niagara.

Dieses Werk des berühmten Verfassers, dessen Anzeige wir gern nachholen, ist die Frucht einer dreyjährigen Reise in den vereinigten Staaten. Im J. 1795, heisst es in der Vorrede, „schiffte ich mich zu Havre mit einem Widerwillen und einer Gleichgültigkeit ein, welche in mir die Ungerechtigkeit und die Verfolgung hervorbrachten, die ich selbst erfahren hatte (Hr. *Vollney* war 10 Monate bis zum 9 Thermidor, wo Robespierre gestürzt wurde, im Gefängniss). Traurig über die Vergangenheit und besorgt für die Zukunft ging ich misstrauisch zu einem *freyen* Volke, um zu sehen, ob ein aufrichtiger Freund dieser gemissbrauchten Freyheit für sein Alter einen Zufluchtsort finden würde; wozu Europa ihm keine Hoffnung machte." Ein im J. 1798 allgemein ansteckender Hass gegen die Franzosen und die Drohung eines unmittelbaren Bruches zwangen Hn. *Vollney*, seinen Entschluss, in Amerika zu bleiben, zu ändern und nach Europa zurückzukehren. Das vorliegende Werk enthält nur einen Theil aller der Bemerkungen, die der Vf. über die Nordamerikaner in politischer, bürgerlicher und Handels-Rücksicht bearbeiten wollte; allein von der Vollendung seines entworfenen Plans wurde er durch Privat- und öffentliche Angelegenheiten und durch Unpäslichkeit abgehalten.

I Cap. Geographische Lage und Oberfläche des Gebiets der vereinigten Staaten. Von N. nach S. enthält es 16 Grade der Breite, von O. nach W. 25 Grade der Länge, und nach Hutchins im J. 1783 angestellter Berechnung im Ganzen 112,000 französische Quadrat-Meilen, also viermal grösser als Frankreich vom J. 1789. Doch hat Hutchins in Betreff der westlichen Länder an den Quellen des Mississipi und am Ohio grosse Irrthümer begangen, wie er in einem Briefe an Hn. Jefferson selbst gesteht. Auf dieser ungeheueren Fläche lebten im J. 1801 nicht mehr als 5,214,801 Menschen, unter denen 880,000 Negersclaven waren. *II Cap. Ansicht des Landes.* Der Boden von Amerika gewährt von den Küsten nach dem Innern hinein den wilden Anblick eines immer fortlaufenden Waldes. Auf der Reise durch Pensylvanien, Maryland, Virginien und Kentuky, von da durch das Nordwestland bis zum Fort Detroit, nach dem See Eric, an dem Niagara, nach Albanien, und von Boston nach Richmond in Virginien ist der Vf. nie 3 franz. Meilen hinter einander auf einem von Bäumen entblössten Boden gereist. Dieser ungeheuere Wald zerfällt in drey grosse verschiedene Cantons in Hinsicht auf die Gattungen und den Anblick der Bäume, und die Arten dieser Bäume bestimmen die Natur und Beschaffenheit des Bodens. Nur in Westen sind grosse Auen. Gegen Norden 5 grosse Seen, an den südlichen Gestaden des Meeres Moräste von 100 Stunden, in der Mitte eine Bergkette, die 20—50 Stunden von der atlantischen Meerküste mit derselben parallel läuft, aus welcher nach O. und W. eine Menge Flüsse strömen, von denen die meisten Wasserfälle von 20—140 Fuss Höhe haben. In den nördlichen Theilen liegt der Schnee 4—5 Monate, in den südlichen Theilen friert es gar nicht. An der atlantischen Küste von 300 Stunden Länge liegen 10—12 Städte, von Mais-, Korn- und Tabak-Feldern umgeben, welche noch meistens mit emporstehenden, halbverbrannten und abgeschälten Baumstämmen bedeckt sind. *III Cap. Abbildung im Allgemeinen.* Will man den Umriss und die Geographie eines Landes kennen lernen: so muss eine genaue Beschreibung und Kenntniss seiner Bergketten vorausgehen, welches in unseren Erdbeschreibungen, selbst von Deutschland, noch so sehr vernachlässigt wird. Hr. *Vollney* fällt nicht in diesen Fehler, sondern er giebt hier eine sehr deutliche Schilderung der langen Bergkette, welche die vereinigten Staaten durchzieht, und das Gebiet derselben in drey lange Cantone theilt, nämlich in den östlichen Strich zwischen dem Ocean und den Gebirgen; in den westlichen Strich zwischen dem Mississipi und den Gebirgen und in den Strich der Gebirgskette selbst. Jeder dieser drey Landesstriche hat Eigenheiten des Clima's, des Bodens und seiner inneren Beschaffenheit, welche Hr. *Vollney* einer genaueren Untersuchung würdigt, und weitläuftig entwickelt. Diese Auseinandersetzung ist reich an

den interessantesten Thatsachen. Die Erfahrung bestätigt hier, heisst es, dass das Abschlagen der Wälder auf den Höhen die Menge des Regens und der Quellen vermindert. *Kentuky*, so wie alle anderen Staaten von Amerika, geben davon den Beweis; schon führt man in Kentuky eine Menge Bäche an, die vor 15 Jahren nicht trocken wurden, und denen jetzt in jedem Sommer Wasser fehlt; und schon beklagt man sich in dieser so fruchtbaren Provinz über Dürre, welche im Verhältniss des zunehmenden Ausrottens der Bäume zunimmt, und die Versprechungen romanhafter Reisenden auf eine unangenehme Weise vernichtet. — Das *nordwestliche Land* zwischen dem Ohio und den Seen des Lorenzflusses, dem Mississipi und dem Alleguenygebirge enthält zum Theil unermessliche Auen, die alle Charaktere der asiatischen Steppen haben; im 48 Grade ist hier 10 Monate lang Eis, und in dem südlichen Theile grosse Hitze; und zum Theil Wälder und Sümpfe, wo der Vf. auf einem Wege von 40 Stunden keine Hütte antraf, und nicht den Laut eines Vogels vernahm; da, wo der Boden etwas höher wird, zeigt sich ausserordentliche Fruchtbarkeit; zwischen dem *Missouri* und dem See *Cedre* haben sich 10 — 12 Stämme *Nihiçaone* festgesetzt, welche seit 25 Jahren die spanischen Pferde in den Savannen von Nordmexico wegstahlen, sich beritten machten, und als amerikanische Tartarn erscheinen. — *Der Gebirgsstrich.* Die Gebirgskette erstreckt sich 400 Stunden in die Länge und 30 — 50 Stunden in die Breite, und hat eine Höhe von 2 — 2400 Fuss. Der Vf. beschreibt sehr ausführlich dieses lange Gebirge, und sucht die Verwirrung zu heben, die in den Geographieen durch die verschiedenen Namen derselben entstanden sind. *IV Cap. Innere Structur des Bodens.* Hr. *Vollney* sammelte überall, wo er reiste, Bruchstücke von den Fels- und Stein-Schichten der Gebirge, welche ihm dazu dienten, zu Paris mit Hülfe einiger Mineralogen die Art und die Benennungen ihrer Muttergrundlagen bestimmen zu können. Diesem Unterricht zufolge glaubt der Vf. mit ziemlicher Bestimmtheit festsetzen zu können, dass das Land zwischen dem Ocean und dem Mississipi in die *Granit-*, *Sandstein-*, *Kalkstein-*, *Meersand-* und *Flussschlamm-Gegend* getheilt werden muss. Jede dieser Gegenden wird weitläuftig in ihrer Ausdehnung beschrieben, und enthält äusserst interessante Thatsachen für die Geologie. In der Schilderung der Flussschlamm-Gegenden führt der Vf. Folgendes an: Von dem J. 1720 — 1800 hat der Mississipi an seiner Mündung 15 englische Meilen Land angesetzt; die ganze Gegend, wo die Stadt *Neu-Orleans*, 35 Stunden von der Mündung, liegt, ist gleichfalls angespült worden: denn in einer gewissen Tiefe findet man nichts als Flussschlamm und übereinandergehäufte Baumstämme; was noch mehr ist, die beiden Ufer des Mississipi bestehen in einer Ausdehnung von 300 Stunden aus Schlamm und Baumstämmen, und sind so erhöht, dass sie einen Damm von 12 — 16 Fuss Höhe über dem anliegenden Boden bilden, der nur Sumpf und Morast ist. *V Cap. Alte Seen, die verschwunden sind.* Zuverlässig ist es, dass in allen Ländern, welche grosse Gebirgsketten enthalten, die Spuren alter grosser Seen angetroffen werden, welche die genaueste Untersuchung verdienen, wenn man von der ehemaligen Beschaffenheit der Erdoberfläche richtige Kenntnisse erhalten will. Hr. *Vollney* bemüht sich, in diesem Capitel zu erweisen, dass ehemals zwischen den Bergketten der Allegueny, ehe dessen östliche Kette durchbrochen war, und in dem District zwischen dem Ohio und See Erie grosse Seen Statt gehabt haben. Seine Erklärung über das Entstehen der Steinkohlen, die in diesen Gegenden, wo er ehemalige Seen vermuthet, gefunden werden, möchte wohl manche Einwendung leiden. *VI Cap. Von dem Wasserfall bey Niagara und einigen anderen merkwürdigen Wasserfällen.* Mehrere Reisende und besonders *Weld* haben das fürchterlich grosse Schauspiel des Niagarafalles beschrieben; Hr. *Vollney* schildert hauptsächlich die topographischen Umstände, von denen derselbe doch nur Wirkung ist. Der *Niagara* stürzt in einer Breite von 1200 F. 144 Fuss tief, der *Genesie* am südlichen Ufer des Ontariosees in drey Fällen 160 F. tief, der *Montmorenci* unterhalb Quebek in einer Breite von 46 — 50 F. 220 Fuss tief, der *Chaudiere* oberhalb Quebek in einer Breite von 230 F. 100 F. tief, der *Mohauk* 3 Meilen vor seiner Mündung in den Hudson in einer Breite von 800 F. 50 — 60 F. tief, der *Potomak* 6 engl. Meilen oberhalb Georgetown in einer Breite von 900 F. 72 F. tief, der *Fallingspring* in Virginien in einer Breite von 15 F. 200 F. tief, der *Passeik* in Neu-Jersey in einer Breite von 110 F. 66 — 70 F. tief herab. *VII Cap. Von den Erdbeben und Vulcanen.* Die Erdbeben sind der Hauptgrund der Umwälzungen, von denen man an der atlantischen Küste noch sehr deutliche Spuren findet. Hr. Williams hat vom J. 1628 — 1782 die Beobachtungen über 45 Erdbeben gesammelt; ihre Richtung ging von Nordost nach Südwest, sie erstreckten sich nördlich durch den Lorenzfluss, besonders in der Richtung des Sees Ontario, südlich bis zu Potomak. Hr. *Vollney* vermuthet, dass der See Ontario in dem Crater eines erloschenen Vulcanes liegt. In den westlichen Ländern Nordamerika's giebt es keine Spuren von Erdbeben und Vulcanen: denn die Wilden haben gar keine Namen dafür. *VIII Cap. Über das Klima.* Das Klima oder die Temperatur wird nicht allein durch die *Breite*, sondern auch durch verschiedene andere Umstände, hauptsächlich durch die Art und Beschaffenheit der *Winde* bestimmt. Das Klima der atlantischen Küste ist im Winter kälter, und im Sommer heisser als dieselben Parallelen in Europa. An der Hudsonsbay im 59 Grade sinkt die Kälte auf 32 — 37°, die Hitze steigt auf 28 — 31°, in Canada zwischen dem 46 — 47 Grade eine Kälte von 20 — 24, bisweilen 38 — 40°, in den Staaten zwischen dem 42 — 45 Grade eine Kälte von 10 — 19½° und eine Hitze von 21 — 26 — 31°, zu Philadelphia im 40 Grade weniger 5 Minuten eine Kälte von 8 — 14 — 18°, und eine Hitze von 25 — 28°, in Virginien im 32 Grade bisweilen eine Kälte von 4°, und eine Hitze von 24 — 33°,

auf den *antillischen Inseln* steigt die Hitze nicht über 28°, und die Kälte sinkt nicht tiefer als 16° unter Null; zu *Surinam* eine Hitze von 17 — 27°; alle Reisenden, welche von diesen Gegenden im Sommer kommen, klagen, dass die Hitze unerträglicher würde, je mehr sie nach Norden fortrücken. Hr. *Vollney* selbst zieht die Hitze von *Cairo* der zu *Philadephia* vor. Eben so sind die täglichen Veränderungen der Temperatur an der atlantischen Küste grösser und auffallender als in Europa. Während des Winters entstehen in Pensylvanien in weniger als 18 Stunden Veränderungen von 6 — 14°. Im Sommer, je höher das Thermometer am Tage steigt, desto tiefer fällt es des Morgens; wenn es z. B. um 2 Uhr Nachmittags auf 22° gestiegen ist: so steht es beym Anbruch des Tages auf 15 oder 16°; es vergehen in Philadephia wenige Abende im July und August, wo man nicht das Feuer angenehm findet. In den südlichen und nördlichen Staaten sind die Veränderungen eben so schnell — das Klima des Bassins des Ohio und des Mississipi ist um 3 Grade Breite weniger kalt, als das Klima der atlantischen Küste. Beobachtungen der Botaniker haben diese Thatsache ganz unleugbar bewiesen. In ganz Kentuky und im Bassin des Ohio dauert der Schnee nur 8 — 10 Tage, und selbst im Januar hat man Tage von 15 — 18° Wärme; während der 2½ Sommermonate bleibt die Hitze immer 26 — 27 — 29°. Selbst auf der Höhe des Niagara, auf dem höchsten Puncte der grossen Ebene, ist die Temperatur so mässig, dass der Frost nicht länger als 2 Monate dauert. Zu *Montreal* unter 45° 20′ liegt der Schnee 2 Monate kürzer als in *Quebek*, obgleich letztere Stadt niedriger am Flusse liegt. Diese Verschiedenheit des Klima's in Osten und Westen der Alleguenys hört im 35 — 36° südlicher Breite und oberhalb 43 — 45° nördlicher Breite auf, woraus sich bestimmt ergiebt, dass die Gebirgskette der Alleguenys eine der Hauptursachen dieser Erscheinung ist. *IX Cap. System der Winde in den vereinigten Staaten.* Hr. *Vollney* sah während 3 Jahren einen und denselben Wind nicht 30 Stunden hinter einander streichen. Unaufhörlich verändern sich die Luftströme, und die Winde sind dort weit allgemeiner als in Europa. Die Nordwest-, Südwest- und Nordost-Winde theilen sich fast allein in das Luftgebiet. Der Vf. setzt die eigenthümlichen Umstände dieser herrschenden Winde und ihre Wirkungen weitläuftig aus einander. Dieses Capitel enthält eine grosse Menge meteorologischer Thatsachen, die zwar von Amerikanern und Anderen beobachtet wurden, aber von dem Vf. mit dem grössten Scharfsinn zusammengestellt, und zu einer lichtvollen Theorie über alle Witterungserscheinungen sowohl an der atlantischen Küste, als westlich der Alleguenys in den ungeheuren Thälern des Ohio und Mississipi, so wie auch in dem ganzen Meerbusen von Mexiko benutzt werden. Der Vf. erscheint hier in seiner ganzen Stärke. Man findet zugleich darin noch einen Abschnitt über die Entstehungsart, Eigenthümlichkeiten und Wirkungen des Stroms des mexikanischen Meerbusens, welcher von dem Canal von Bahama längs der ganzen atlantischen Küste bis nach Neufoundland, in einer Breite von 15 — 16 Stunden, mitten durchs Meer mit veränderter Farbe, Temperatur und mit einer Schnelligkeit von 4 — 5 Meilen in einer Stunde fliesst, merkwürdige Thatsachen und Erklärungen. *X Cap. Vergleichung des Klima's der vereinigten Staaten mit dem Klima Europa's in Hinsicht auf die Winde, die Menge des Regens, die Ausdünstung und die Elektricität.* Ist eine Fortsetzung der meteorologischen Auseinandersetzungen des vorigen Capitels in Beziehung auf Europa. — Die jährliche mittelmässige Regenmenge ist in Nordamerika grösser als in Frankreich, England und Deutschland zusammengenommen, die Ausdünstung heftiger, die Winde stärker, Gewitter und Stürme häufiger als in Europa, wovon der Vf. die Ursachen in drey Abschnitten entwickelt. Die Donnerschläge bey den Gewittern haben eine Heftigkeit und die Blitze eine Breite und Ausdehnung, wovon Hr. *Vollney* vorher keinen Begriff gehabt hatte; im Sommer 1797 zählte man vom Juny bis Ende August in den Zeitungen 80 vom Blitz erschlagener Personen. *XI Cap. Hat der Mond auf die Winde Einfluss? Wirkung der Sonne auf ihr ganzes System und auf den Lauf der Jahreszeiten. Veränderungen, welche in dem Klima durch das Urbarmachen hervorgebracht werden.* Hr. *Vollney* hält das allgemeine System der Winde von dem Monde ganz unabhängig, und beweist, dass die Sonne unaufhörlich der oberste, wenn nicht der einzige Befehlshaber aller Windsysteme theils in ihrem Entstehen, theils in ihren Bewegungen sey. — Nach einer seit langer Zeit von den Europäern gemachten Bemerkung giebt es in den vereinigten Staaten keinen Frühling, sondern eine strenge Kälte geht mit einem Male in grosse Hitze über. In dem Klima von Nordamerika gehen in Verhältniss des Niederschlagens der Wälder bemerkbare Veränderungen vor, worüber der Vf. eine Menge Zeugnisse und Erfahrungen und eine Tabelle von Beobachtungen über den Wärmegrad eines bebauten und bewaldeten Bodens anführt. Diese drey Capitel möchten wegen der Summe meteorologischer Thatsachen und trefflicher Winke für Physiker in Betreff der noch so unvollkommenen Wissenschaft der Meteorologie wohl die wichtigsten von allen seyn. *XII Cap. Von den herrschenden Krankheiten.* Die vier herrschenden Krankheiten sind: 1) *Schnupfen*, *Katarrhe* und alle die Krankheiten, welche von unterdrückter Ausdünstung herrühren; in einem Winter bekommen die Menschen 4 — 5 Rückfälle; hieraus entstehen die häufigen Lungensuchten, welche so viele Personen wegraffen. — 2) *Die häufigen Flüsse im Zahnfleisch* zerstören die Zähne der Amerikaner so allgemein, dass man unter 100 Personen vor dem 30 Jahre nicht zehn findet, welche noch alle ihre Zähne haben. Die Ärzte sind über die Ursache eines so allgemeinen Übels in ihren Meinungen getheilt. Der schwe-

dische Arzt *Peter Kalm* schreibt es den zu warmen Getränken zu, worin ohne Widerrede die Hauptursache der verderbten Zähne fast aller Europäer, besonders der nördlichen Europäer, zu suchen ist. Die Wilden in Amerika haben nie schadhafte Zähne, nur diejenigen, welche im Gebiet der vereinigten Staaten leben, und den Gebrauch des Thees annahmen, bekamen nach Verlauf von 5 Jahren schwarze und angefressene Zähne wie die Weissen. 3) *Wechselfieber.* Im Jahr 1796 fand Hr. *Vollney* auf einem Wege von 300 französischen Meilen nicht 20 Häuser, deren Bewohner vom Fieber frey gewesen wären; von 25 Reisenden zwischen dem Pass Cincinnati und Fort Detroit (100 Meilen) langten nur 3 ohne Fieber an, und den folgenden Tag befiel 2 von diesen ein bösartiges Fieber. Zu Greeville wurden von 370 Soldaten 300 vom Wechselfieber befallen. Diese Herbst-Wechselfieber sind nicht tödtlich, dauern aber den ganzen Winter, und schwächen so sehr, dass im Allgemeinen ein Mensch von 50 Jahren in Amerika so alt als ein Mensch von 65—70 Jahren in England und Schottland ist. 4) *Das gelbe Fieber.* Zuerst eine Schilderung der Symptome. Seit langer Zeit kannte man dieses Fieber in den Antillen, an den beiden Küsten des mexikanischen Meerbusens bis nach Virginien und Georgien; der Potomak schien die Grenze desselben zu seyn. Nur in den Jahren 1740 und 1762 zeigte es sich auf der nördlichen Seite dieses Flusses, erst zu Neu-York und dann zu Philadelphia; aber seit 1790 fand es sich so oft ein, dass es hier einheimisch wie im Süden zu werden scheint. Unglücklicherweise glaubten die meisten amerikanischen Ärzte die rechte Heilmethode dieser schrecklichen Krankheit in den theoretischen Grundsätzen *Browns*, dessen Weisheit sie mit scholastischem Vorurtheil aufgenommen hatten, gefunden zu haben. Diese Heilmethode wurde in dem fürchterlichen Jahr 1793 zu Philadelphia angewandt, und die Folgen waren eine schreckliche Sterblichkeit: denn wenige Kranke überlebten den dritten Tag, und von 50 wurden nicht 2 gerettet. Der Zufall wollte, dass einige französische Ärzte aus der verbrannten Capstadt von Domingo nach Amerika sich retteten, und einer von ihnen, Johann de Veze, gegen das Übel die Methode der französischen Schule anwandte. Er hatte so viel Glück, dass die Regierung ihn an die Spitze des Hospitals von Bush-hill stellte. Durch seine, den folgenden Winter durch den Druck bekannt gemachte Heilart wurden zuerst neue und richtige Ideen in Nordamerika über diese Krankheit verbreitet, und Praxis und Theorie erlitt grosse Veränderungen. Im Anfange der Krankheit lässt er den vollblütigen Personen zur Ader. Das Opium, welches die amerikanischen Ärzte so sehr anpriesen, und gegen dieses asthenische Fieber, wie sie es nannten, brauchten, hat nie eine gute Wirkung hervorgebracht. (Die deutschen Brownianer missbrauchen das Opium nicht weniger als die amerikanischen Ärzte. Wir kennen einen bekannten Brownianer zu Wien, der eine Reihe von Jahren in den meisten Krankheiten, weil die mehresten ihren Grund in Schwäche oder Asthenie haben sollen, nichts als Opium gab, seit Kurzem aber das Opium dergestalt verflucht, dass er es auch da, wo es treffliche Dienste leisten würde, in der geringsten Dosis nicht mehr anwendet. Welch ein Unwesen entsteht, wo Systeme, Meinungen, Autoritäten, und nicht scharfer Beobachtungsgeist, vielseitige Kenntnisse der Natur und die höchste Bescheidenheit bey Behandlung organischer Wesen den Arzt begleiten!) Was den Ursprung des gelben Fiebers betrifft: so wird der in Philadelphia allgemeinen Meinung, dass die Krankheit durch das Schiff Hankey von Boulam an der afrikanischen Küste gebracht worden sey, hier widersprochen. Die grösste Zahl der Ärzte, das Collegium zu Philadelphia ausgenommen, haben vereint erklärt, dass das gelbe Fieber in den vereinigten Staaten entstehe, wo sich die Wirkungen der Ausdünstung von Sümpfen, Unflath, Unreinigkeiten, enggebauter Stadtviertel, trockener Sommerhitze, ruhiger Luft vereinigen. Eben so entsteht das gelbe Fieber auf den antillischen Inseln, Grenada, Martinique, Domingo und Jamaica nur da, wo sich jene Ursachen vereinigen; wo es keine Sümpfe und Unflath giebt, wie zu St. Kits, St. Vincent, Tabago, Barbados, da zeigt sich das gelbe Fieber nicht.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Schule der Weisheit und Tugend.* Eine Auswahl vorzüglich schöner Parabeln und anderer moralischer Erzählungen. Ein Geschenk für die Jugend. Mit einer Vorrede von Hrn. Dr. *Joh. Ludwig Ewald*, grossherzogl. badischem Ministerial- und Kirchen-Rath. *Erster Theil.* Zweyte stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. Nebst einem Titelkupfer und einer Erklärung der im Buche vorkommenden fremden Wörter. XVIII u. 216 S. *Zweyter Theil.* 1813. XX u. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

An einen Sammler von Erzählungen für die Jugend macht man mit Recht die Foderung, dass er bey seiner Auswahl einen bestimmten Zweck im Auge haben soll. Die Unterhaltung, Belehrung und Ausbildung sittlicher Anlagen überhaupt werden durch die Erfindung der Erzählungen berücksichtiget. Der Sammler von schon vorhandenen Erzählungen muss darauf sehen, dass er durch eine besondere Zusammenstellung derselben und andere Mittel eine leichtere Erreichung jener Zwecke der Erzählungen befördere. Der Sammler der gegenwärtigen Parabeln und Erzählungen hat nun eine Auswahl von solchen Erzählungen getroffen, die für Kinder von 8 bis 12 Jahren bestimmt sind; den anderen Theil der Erzählungen hingegen wünscht der Herausgeber in den Händen solcher jungen Leute, die in ihrer Bildung schon weiter vorgerückt sind. Er hat ferner, wie er auf dem Titel bemerkt, nur vorzüglich schöne Parabeln und moralische Erzählungen aufgenommen. — Obgleich die hier gesammelten Erzählungen und Parabeln nicht zu den schlechten gehören: so verdienen sie doch überhaupt genommen nicht das ihnen von dem Sammler auf dem Titel beygelegte Prädicat. Auch hat Rec. keine besondere Stufenfolge vom Leichten zum Schweren bemerken können.

a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Volmer: *C. F. Vollneys Reisen durch die vereinigten Staaten von Nordamerika*, u. s. w. I u. II Th.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Anhang: Über die Winde in Schweden. Enthält einige von dänischen und schwedischen Naturforschern beobachtete Thatsachen über die Winde in Norwegen und Schweden. *Über Florida und über das Werk Bernhard Romans, die Natur- und Sitten-Geschichte Ost- und West-Florida's betreffend.* Dieses Werk empfiehlt der Vf. wegen der richtigen Thatsachen und Beobachtungen, welche es über die Natur-Geschichte, Sitten der Wilden und Eingebornen, ihre Krankheiten enthält, zur Übersetzung, ob es gleich schon 1776 erschienen ist. *Über die Geschichte von Neu-Hamshire von Belknap und über Vermonts Geschichte von Samuel Williams.* Die beiden ersten Bände des ersten Werkes geben sehr interessante moralische Aufschlüsse über mancherley Gewohnheiten der Amerikaner, welche Abkömmlinge von eingewanderten Engländern sind; der dritte Band enthält eine Schilderung der Naturgeschichte und des Handels. Das ganze Werk ist ein Resultat von 22jähriger Beobachtung. Die Schrift von *Williams* preist der Vf. gleichfalls so wie *Jeffersons* über Virginien sehr an. *Galliopolis oder die Kolonie der Franzosen am Ohio.* Im J. 1790 eröffnete zu Paris eine Gesellschaft einen Länder-Verkauf (den Acker zu 2½ Gulden) in dem schönsten Canton der vereinigten Staaten am Scioto, und pries ihn als ein Paradies an. Viele Personen aus der mittlern und gesitteten Classe verkauften Alles, und schifften 500—600 an der Zahl in den J. 1791 und 92 nach Amerika. Von den Häfenplätzen gelangten sie nach grossem Zeit- und Kosten-Aufwand und mancherley Irrwegen endlich am Ohio an. Der Acker Land war hier nach den damaligen Preisen nicht mehr als 6—7 Sols werth, die Gesellschaft am Scioto machte bald nach der Ankunft der Kolonisten Bankerot, und diese geriethen dadurch ins tiefste Elend. Hr. *Vollney* besuchte diese Kolonie Galliopolis im Jahr 1795, und giebt eine Schilderung dieser Unglücklichen. *Von der Kolonie Post-Vincennes am Missisippi und am See Eric.* Von Galliopolis nach Louisville in Kentuky sind es 550 französische Meilen, und in diesem Raume fand Hr. *Vollney* kaum 5 angehende Dörfer und 8 Meiereyen, und von Louisville nach Vincennes am Wabäsch, 40 Meilen, nicht eine einzige Hütte. Auch in dieser Kolonie traf der Vf. die Franzosen in den elendesten, und die Amerikaner in den wohlhabendsten Umständen an. Die Ursachen, welche die da wohnenden Amerikaner und Holländer davon angaben, schildern den französischen Charakter mit den allertreffendsten Farben. Die Franzosen, hiess es, haben von häuslichen, bürgerlichen und politischen Verhältnissen keinen Begriff, und nun folgte eine umständliche Auseinandersetzung ihres häuslichen und bürgerlichen Lebens; in Betreff ihrer politischen Unwissenheit, hiess es, sey das ein Beweis, dass, als diese Kolonie im J. 1783 aus Unterthanen des Königs von Spanien Bürger der vereinigten Staaten wurden, ihre erste Bitte dahin ging, einen Officier-Commandanten zu erhalten, und eine Municipalverwaltung, welche sie aus ihrer Mitte wählen sollten, ihnen unbegreiflich war. Dasselbe Elend herrscht unter den Franzosen der Niederlassungen in Ober-Louisiana, wo alle zusammen im J. 1791 nicht mehr als 150 Familien betrugen. Hr. *Vollney* wurde durch alle diese Beobachtungen zu tiefem Nachdenken über diese Erscheinungen veranlasst, und setzt die wahren Grundursachen derselben, die in dem National-Charakter und den Gewohnheiten des französischen Volkes liegen, mit einer für einen Franzosen ausserordentlich seltenen Freymüthigkeit aus einander; sie nehmen, sagt der Vf., Eindrücke auf, ohne darüber nachzudenken, ihr ewiges Sprechen und Geschwätz verhindert ihren Geist, tief in die Gegenstände einzudringen u. s. w. Das häusliche Schweigen der Amerikaner und Deutschen ist eine der vorzüglichsten Ursachen ihrer Industrie und Thätigkeit. Bey diesem Schweigen sammeln sie ihre Gedanken, und haben Musse, sie zu verbinden; sie erlangen dadurch eine Besonnenheit und Deutlichkeit im Denken, und mehr Bestimmtheit und Gewicht in der Art, sich ausser dem Hause und in demselben zu benehmen u. s. w. Das Bedürfniss des steten Plauderns ist nichts als das possenhafte Product der Gewohnheit und Meinung. Bey den Türken und Amerikanern ist das viele Sprechen eine Eigenschaft der niederen Volksclasse, und ein Beweis von schlechter Erziehung. (Gewiss sehr richtig, denn wer schwatzt und plaudert unaufhörlicher, als junge Mädchen, Dienstmägde, ungebildete Frauen

und alle Flach- und Hohl-Köpfe unter den Männern?) Als *Vollney* an mehreren Orten französische Kolonisten fragte, wie weit der entfernteste Kolonist von hier wohne, erhielt er zur Antwort: er wohnt in der Wüste bey den Bären, eine Meile von hier, und hat keinen Menschen, mit dem er plaudern kann. *Allgemeine Beobachtungen über die amerikanischen Wilden des nördlichen Amerika, nebst einem Wörterbuche, die Sprache der Miamis, ein Stamm am Wabasch wohnend, betreffend.* Zu Vincennes sah der Vf. 4 — 500 Wilde von verschiedenen Stämmen. Vom Morgen an sieht man Männer und Weiber in den Strassen schwärmen, um sich Brantwein zu verschaffen; sie verkaufen Alles, und betteln hernach, und hören nicht auf zu trinken, bis sie Alles durchgebracht haben. Sie halten das Glas wie die Affen in beiden Händen, um daraus zu trinken, sie richten dann den Kopf in die Höhe, brechen in ein schallendes Gelächter aus, und gurgeln den schädlichen Trank hinab. Das Glas wandert von Einem zum Andern, aus vollem Halse rufen sie sich zu, wenn sie auch nur drey Schritte von einander sind, ihre Weiber fassen sie beym Kopf, und giessen ihnen mit unartigen Liebkosungen den Brantwein in die Kehle. (Wer erkennt an diesem Gemälde nicht die wilden Trunkenbolde auch unter uns?) Wann sie besoffen sind, fallen viele Mordthaten selbst gegen die Ihrigen vor. Hr. *Vollney* sah im Winter 1797 — 98 zu Philadelphia den Anführer der Miamis, Michikinakoua genannt, mit dem Amerikaner Wels, der 13 Jahre unter den Wilden gelebt und sehr viele Dialekte derselben verstand. Diese Gelegenheit benutzte der Vf., um viele Nachrichten zu sammeln, und das Wörterbuch der Miami-Sprache aufzusetzen. Es ist eine Nasen-Sprache, und der Vf. glaubte türkisch zu hören. Die Miamis wohnen an dem nördlichen Arme des Wabasch, und ihre Sprache wird von allen Völkerschaften bis am See Michipan gesprochen. Der Miami-Anführer war wie ein Amerikaner gekleidet. Seine Haut war sehr weiss, und fühlte sich so weich wie die einer Pariserin an. Die Wilden sind in ihrer Jugend ganz weiss, und werden nur durch Sonne, Fett und Kräutersäfte braunroth; die bedeckten Theile bleiben stets ganz weiss, bey jedem Volke ist diese rothe Farbe verschieden, und diess ist ihnen ein Mittel, sich zu erkennen. Hr. *Vollney* hält die Hautfarben, und selbst die ganz schwarze, für blosse Wirkungen des Sonnenlichtes, und führt einen Congoneger von der dritten Generation, Heinrich Moss in Virginien, an, welcher in 6 — 7 Jahren ein Weisser mit langem, glattem, kastanienfarbenem Haar geworden ist. (So merkwürdig diese Beobachtung auch seyn mag, im Fall sie ganz richtig ist: so würde dieser einzige Fall gegen so viele tausende, wo der Schwarze unter allen Klimaten seine Hautfarbe und Wolle behält, und immer Schwarze zeugt, wenn er sich mit einer Negerin verheirathet, nichts beweisen. Nach allen angestellten Untersuchungen über diesen Gegenstand müssen wir überzeugt seyn, dass der schwarze Afrikaner ein *ursprünglicher Menschenstamm* ist, und keinesweges aus dem weissen Menschenstamm durch das afrikanische Klima entstanden ist.) Jedermann fiel die Ähnlichkeit auf, welche man zwischen den Wilden Amerika's und 5 Tartaren fand, die im Gefolge des holländischen Vanbraam in Philadelphia waren. Das Haupt der Miamis antwortete Hn. *Vollney* bey einer Unterredung hierüber: Können die Tartaren, die uns so sehr gleichen, nicht ebenfalls von Amerika gekommen seyn? Kann man das Gegentheil beweisen? Aber unsere Schwarzröcke, denn so nennen die Wilden alle Missionärs, räumen diess nicht ein, erwiederte der Vf. Mir scheints, sagte der Miami lächelnd, dass alles diess für die Schwarzröcke so dunkel wie für uns ist. — Die Sitte der Chactaws, der Hirnschaale der neugeborenen Kinder die Form einer abgestumpften Pyramide mittelst Breter zu geben, wird hier bestätigt; dieses Verfahren hat einen solchen Erfolg, dass man die ganze Nation am *platten Kopfe* erkennt, und sie führt den Beynamen plattköpfig. — Es ist falsch, dass die wilden Völker alle einander ähnlich seyn sollen. Das Haupt der Miamis versicherte: eine Nation erkennt die andere auf den ersten Blick, der Fusstapfe sogar sagt uns sogleich, nicht nur ob es ein Mann, Frau, Kind war, sondern auch zu welcher Nation der gehörte, welcher ihn dem Boden eindrückte. Zuverlässig ist es, dass die Wilden Barthaare haben, sie aber alle ausrupfen; die Ursache dieser Gewohnheit, welche Hr. *Vollney* angiebt, ist scharfsinnig. Bey dieser Gelegenheit nennt der Vf. das Werk über die Amerikaner von *Paw* ein Gebäude von Träumereyen. — Auf der ganzen Grenze der vereinigten Staaten ist es bekannt, dass zwey Wilde, die hungrig sind, bey einem einzigen Mahle mit leichter Mühe einen Dammhirsch aufzehren, ohne dass sie ganz satt werden. — Notorische Thatsache ist es, dass jeder Europäer, der sich einer Lebensart, die der der Wilden gleicht, naht, stärker wird, als die Wilden selbst; das Übergewicht solcher Europäer sieht man in den Kriegen Mann für Mann. — Des Dollmetscher Wels lebhafte Schilderung der Sitten und des Zustandes und Geistes der Wilden, und zwey sehr interressante Unterredungen mit dem Anführer der Miamis theilt der Vf. mit. — Der Selbstmord ist bey ihnen keine Seltenheit. — Die Miamis und andere Völker am Wabasch haben angefangen, mit der Hacke Mais, Erdäpfel, Kohl, Turneps, Obst, Pfirsiche zu bauen, und Federvieh, Schweine und Kühe aufzuziehen. — Die Volkszahl der Wilden ist in Verhältniss des ungeheuren Landes, das sie bewohnen, ausserordentlich gering. Die 8 Stämme der Sioux oder Mandowessi-Indianer in den Ebenen des Missouri, einem Lande 4—5mal grösser als ganz Pensylvanien, betrugen im J. 1768 nicht mehr als 6000 Personen. Der Vf. giebt eine nach Wahrscheinlichkeit berechnete Bevölkerungsliste von ganz Nord- und Süd-Amerika, die Antillen miteinbegriffen, zufolge welcher in diesem ungeheuren Erdtheil nur 20 Millionen Menschen überhaupt leben, unter denen 1,639,000 eingeborene Wilde und gegen 3 Millionen Neger sind. Hr. *Vollney* zieht eine Parallele zwischen den ameri-

kanischen Wilden, den herumziehenden Arabern und den *Korsikanern*, welche letzteren er an mehreren Stellen immer mit den Wilden fast auf gleiche Linie setzt. — Weitläuftig entwickelt der Vf. die steten Ursachen zum Kriege unter den Wilden, die fürchterliche Grausamkeit der Sieger und die unerhörte Standhaftigkeit der Gefangenen bey den schrecklichsten Qualen und Martern. — Hn. *Vollney* fiel die Sitten- und Charakter-Ähnlichkeit zwischen diesen Wilden und den alten so gerühmten Völkern Griechenlands und Italiens auf. Bey den Griechen nach Homers Schilderung findet er die Gebräuche, Sitten und Reden wieder, wie sie den Irokesen, Miamis eigen sind. Sophokles und Euripides Trauerspiele enthalten fast buchstäblich die Meinungen der Wilden über die Nothwendigkeit, das Schicksal, Elend der Menschheit und die Härte des blinden Zufalls. Um diess zu bestätigen, fügt der Vf. ein Bruchstück aus dem ersten Buch der Geschichte des Thucydides bey. — Zuletzt spricht er noch von dem Werke des Dr. *Barton über die Sprache der Wilden*, aus dessen Vergleichungen manche für die Wissenschaft interessante Schlüsse hervorgegangen sind. Das Wörterbuch der Miamisprache beträgt nicht mehr als 8 Seiten.

Die Original-Ausgabe enthält viele Charten, welche bey dieser Übersetzung weggelassen sind; auch hat sich der Übersetzer beygehen lassen, den Abschnitt über das gelbe Fieber nicht vollständig zu liefern. Sowohl die Willkühr des Übersetzers als die elende Kärglichkeit des Verlegers, einem solchen Werke die beygefügten Charten zu entziehen, verdient die schärfste Rüge.



1) 's Gravenhage, b. van Dalen: *Eenige Berichten omtrent het Noorden en Noordoosten van Europa;* door Mr. *Johan Meerman*, Heer van Dalen en Vuren. I Deel. 1804. XII und 450 S. — II Deel. 1805. XII und 419 S. gr. 8. (7 fl. holl. oder 3 Rthlr. 20 gr. sächsisch.)

2) Amsterdam, b. Schalekamp: *Noord en Oost-Tartaryen: Behelzende eene Beschryving van verscheidene Tatersche en natuurige Gewesten, in de noorder en oostelyke Deelen van Azien en Europa;* door Mr. *Nicolaas Witsen*, in zyn Leven Burgemeester te Amsterdam etc. etc. *Tweede Druk, Nieuwe uitgaaf.* Eerste Deel. 1805. 5 Bog. Vorr. XXV S. Einleit. und 503 S. Tweede Deel. Mit fortlaufenden Seitenzahlen: S. 504—968, nebst 4½ Bogen Regist. Fol. auf Schreibpap. nebst 92 Charten und Kupfern in Fol. (11 fl. holl. oder 6 Rthlr. sächsisch.)

3) Amsterdam, b. Allart: *Reize in Opper en Neder-Egipte, geduurende den Veldtogt van Bonaparte*, door *Vivant Denon*, uit het Fransch, door *Herman Bosscha.* Eerste Deel. 1804. 412 S. Tweede Deel. 1805. 456 S. gr. 8. (5 fl. 10 Str. oder 3 Rthlr.)

No. 1 hat bisher im Auslande, zumal bey uns Deutschen, noch wenig Leser gefunden, ungeachtet der Vf. schon längst als ein trefflicher Gelehrter, scharfsinniger Beobachter und überhaupt als ein solcher Schriftsteller bekannt ist, auf dessen Unparteylichkeit, Mässigkeit und Wahrheitsliebe man sich verlassen kann. Davon zeugen seine bisherigen Schriften, wovon einige schon früher in der alten A. L. Z. 1789. 3 Th. No. 109. 4 Th. No. 265 von uns angezeigt worden sind, ohne auf die *Reisen durch Deutschland*, die der Vf. in neueren Zeiten unternahm, und die auch aus dem Holländischen in's Deutsche übersetzt worden, — auf dessen *Hugonis Grotii, Batavi, parallelon rerumpublicarum liber tertius* etc. 4 Deelen. Haarl. 1801—1805, gr. 8. und andere Schriften der Art, die wir ihm verdanken, Rücksicht zu nehmen, welche von deutschen und ausländischen Kritikern mit gebührendem Ruhme dem Publicum empfohlen worden sind.

Das vorliegende Werk ist eigentlich eine *Reisebeschreibung* durch mehrere europäische Nordländer, die sich in mehreren Hinsichten vor ihren Brüdern von einer vortheilhaften Seite auszeichnet. Was daher den Vf. veranlasst haben mag, dem Werke den bescheidenen, im eigentlichen Sinne richtig getroffenen Titel: *Einige Nachrichten über den Norden und Nordosten von Europa*, zu geben, wird nicht gemeldet; vielleicht hat er die Menge seiner, hier mitgetheilten Beobachtungen nicht in das gewöhnliche Gewand der Reisebeschreibungen einkleiden, sondern aus seinem Tagebuche die merkwürdigsten Ansichten von dem, was er sah, prüfte und beobachtete, zum wahren Nutzen und Frommen seiner Leser, besonders derjenigen ausheben und mittheilen wollen, die über das hundertmal Gesagte und Wiederholte der gewöhnlichen Reisebeschreiber, wo nicht Ekel, doch gemeiniglich Langeweile empfinden, weil diese selten etwas anderes, als was sie an der Landstrasse oder beyläufig sahen und hörten, aufzuzeichnen pflegen. Das ist aber Hn. *v. M.* Sache nicht; er ist über alles Wissenswürdige und Schöne, über Länder und Menschen, über Sitten und Gewohnheiten, Handel und Gewerbe, Tugend und Laster, Politik und Staatswirthschaft u. d. gl. so belehrend, dass ihn auch jeder gebildete Mensch verstehen kann. Sind seine Bemerkungen auch nicht immer neu, und nach dem Geschmacke unserer jetzigen Zeiten, stets eingreifend und schneidend: so sind sie doch überall mit Treue und Wahrheit angefüllt, eine Eigenschaft, die einem jeden Reisebeschreiber, der oft windige Erzählungen Anderer für baare Münze ausgiebt, nicht genug empfohlen werden kann. Zudem besitzt Hr. *v. M.* einen Schatz gelehrter Kenntnisse, der sich sowohl in allen seinen Schriften, als auch vorzüglich in dem vorliegenden Werke, das er überall mit den trefflichsten Erfahrungen ausrüstet, von der rühmlichsten Seite auszeichnet.

Die hier vorgetragenen Nachrichten hat Hr. *v. M.* auf einer dreyjährigen Reise gesammelt, die er durch das nördliche Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Russland unternommen, und in den

vorliegenden Bänden beschrieben hat. Der Vf. reisete zuvörderst aus Holland und Gelderland, durch einen Theil von Westphalen und Niedersachsen, nach Bremen, Hamburg und Lübeck, worüber er, sowohl in Absicht der Länder und Provinzen, die er sah, als über einzelne Orte, Bewohner, Industrie und Eigenheiten der Menschen, nicht nur schätzbare Bemerkungen mittheilt, sondern in den Geist der beobachteten Ansichten dringt, und daraus Resultate vorlegt, die gewiss Vielen willkommen seyn werden. In den Hansestädten hielt er sich am längsten in Bremen auf. Von Lübeck aus reisete er durch Holstein nach Dänemark, wo er in Kopenhagen lange verweilte, um von da aus die Insel Seeland nach allen Richtungen zu bereisen, und eine Excursion nach den Inseln Moen und Amager zu machen, um auf der letzteren seine, daselbst angesiedelten Landsleute zu besuchen. Auch hier stösst man auf mancherley interessante Nachrichten, die, da sie belehrend sind, mehrmals gelesen zu werden verdienen. Von Kopenhagen nimmt er seinen Weg über Helsingör nach Helsingburg, und durchreiset die schwedischen Provinzen Blekingen, Halland, Bähus und Westgothland, wo er, durch den südlichen Theil von Norwegen, über Christiania, und nachdem er die Kupferbergwerke bey Falm, Gefle besucht, über Elfkarleby, nach Schweden zurückkehrt, zugleich die Eisengruben und Fabriken in Upland besieht, sich eine Zeitlang in Upsala aufhält, und sodann sich nach Stockholm wendet. Gewöhnliche Reisenden halten die Heerstrase; ganz anders handelt der philosophische Kopf. Hr. *v. M.* unternahm daher eine Reise durch das südliche Schweden, besah einen Theil der Küste der Ostsee, kehrte nach Stockholm zurück, um über den bothnischen Meerbusen und durch Finnland nach Russland zu gehen. Gern würden wir eine Menge Thatsachen ausheben, wenn uns dazu der Raum verstattet wäre: wir wollen uns die nähere Auswahl dieser oder jener Materien, bis auf die Anzeige des dritten und vierten Bandes, die wir bald folgen lassen wollen, vorbehalten, und nur dieses erinnern, dass auch der Stil des Vfs. nicht nur fliesend und schön, sondern mitunter blühend und bilderreich ist, wiewohl einige seiner Landsleute ihn bisweilen einiger Germanismen beschuldigen, die er mitunter der holländischen Sprache aus Adoption aufbürdet, welches die neueren holländischen Grammatiker, aus richtigen Gründen der Sprachwissenschaft, *nicht immer* gelten lassen wollen.

No. 2 ist an sich ein altes Werk, das gerade vor 100 Jahren von seinem gelehrten Vf. im Jahre 1705 bey *François Halma* in Amsterdam zum ersten Mal an's Licht trat. Die gegenwärtige neue Ausgabe ist die mit der *Einleitung* des berühmten *P. Boddaert*, die im Jahre 1785 erschien, und die auch mit einer Charte vom ganzen russischen Reiche in Europa und Asien begleitet ist, worauf alle Entdeckungen bis zum Jahre 1784 verzeichnet stehen. Übrigens gehört diess Werk, ungeachtet es alt ist, noch immer zu den classischen Schriften, die über das nördliche und östliche Mittel-Asien ganz brauchbare und schätzbare Nachrichten liefert, welchen Vorzug ihm selbst *Pallas* nicht abspricht. —

No. 3 ist im Original bereits zu bekannt, als dass die gegenwärtige Übersetzung einer ausführlichen Anzeige bedürfte. Der gelehrte Übersetzer hat sich alle Mühe gegeben, sein französisches Original schön in seine Muttersprache überzutragen. Auch dem Verleger sey Dank, dass er es an typographischer Schönheit nirgends hat mangeln lassen. B — s.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Campe: *Zwey Predigten, bey seiner Amtsveränderung zu Erlangen und Dresden* gehalten von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, kön. sächs. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistorialassessor. Aus der neuesten Predigtsammlung des Verfassers besonders abgedruckt. 1813. 46 S. 8. (6 gr.)

Abschieds- und Anzugs-Predigten haben (wie Jeder, der sich dazu veranlasst sah, eingesehen haben wird) schon an sich ihre eigenen Schwierigkeiten. Diese werden aber für Geistliche, welche auf höheren Stufen stehen, noch schwieriger, da sie sich selten in den mancherley Berührungspuncten mit ihren Kirchkindern befinden, welche bey anderen Geistlichen die Mittheilung herzlicher schafft, und da für solche die Kanzel oft der einzige Ort ist, von wo aus sie sich mittheilen. Daher müssen sie auch bey solchen Predigten mehrentheils bey dem Allgemeinen verweilen, und sich auf die allgemeinen Verhältnisse beziehen. Die einzigen Ansprüche an sie, welche hier der Kritik übrig bleiben, sind Würde und Innigkeit. Beides zeichnet die hier vorliegenden Predigten aus, deren ächt homiletischen Werth nur der Uneingeweihte und Befangene verkennen kann. Ja oft zeichnen sie sich noch durch etwas mehr, durch liebenswürdige Herzlichkeit aus, z. B. in der Abzugspredigt die Stelle S. 6: „Ja Geliebte, was ich euch in dem vollen Bewusstseyn meiner Pflicht gestehe, ist nicht die gewöhnliche Sprache des Umgangs, die oft eine zweydeutige Handlung in schöne Worte einhüllt; es ist nicht die Entschuldigung des Leichtsinns, oder des gekränkten Ehrgeizes, der aus gereizter Empfindlichkeit dem Vaterlande kein neues Opfer bringen wollte (kurz vorher hatte der Vf. gesagt, dass er vor acht Jahren aus den glücklichsten Verhältnissen in das Vaterland mit der Aussicht, es nie wieder zu verlassen, zurückgekehrt war); nein, es ist die Frucht einer reifen Beobachtung der Zeit, die uns ermuntert und die uns niederschlägt" u. s. w. Und in der Anzugspredigt S. 41: „Ja, du glückliche Gemeinde, — *aus dem Munde eines Lehrers, um den du oft beneidet, in dessen Besitz du längst glücklich gepriesen wurdest, hast du fast zwey Jahrzehende hindurch Worte des Lichts, der Rührung, des Trostes vernommen, wie sie die Weisheit des Himmels nur in den Mund ihrer geweihten Freunde und Lieblinge leget* — O bey der Erinnerung an das, was du hattest und nie mehr haben wirst, können heute nur Thränen der Rührung, der Dankbarkeit und Liebe deinen Kummer lindern, und deine geheime Sehnsucht stillen. Eure Hand, Geliebte," u. s. w. Rec. erinnerte sich bey dieser Stelle des mächtigen Eindrucks, den einst die reinhardische Anzugspredigt auf ihn als Jüngling machte, und des noch mächtigeren der in ihrer Art einzigen Predigt nach einer zehnjährigen Amtsführung. Möchte einst die spätere Nachkommenschaft bey der Jubelpredigt des würdigen Vfs. sich ähnlicher Empfindungen bewusst werden! — An Kleinigkeiten, welche der kleinliche Krittler in diesen trefflichen Reden auffinden könnte, z. B. die überflüssigen Negationen in Sätzen wie S. 39: aber wie schwer ist und bleibt es *nicht* dennoch u. s. w.; S. 9 der näheren Bestimmung des Begriffs *gebildet*, wo gesagt wird, dass Jesus den *Gebildeten* (eigentlich Verbildeten, Überbildeten) ein Ärgerniss sey, und dem Anfange des Gebets S. 5, an solchen Kleinigkeiten Anstoss zu nehmen, würde der Würde des Mannes und der Sache selbst entgegen seyn. — rf —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

NATURWISSENSCHAFTEN.

Nürnberg, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik*, in Verbindung mit Bernhardi, Berzelius, Bucholz, L. v. Crell, Gehlen, v. Grotthuss, Heinrich, Hermbstädt, Hildebrandt, Klaproth, Oersted, Pfaff, Seebeck, Weiss herausgegeben von Dr. *J. S. C. Schweigger*, Prof. der Chemie und Physik am physikotechnischen Institut zu Nürnberg u. s. w. IV Bd. 1—4 Heft. 1812. Mit 2 Kupfert. 460 S. V Bd. 1—4 Hft. Mit 2 Kupfert. 444 S. VI Bd. 1—4 Hft. Mit 2 Kupfert. 467 S. VII Bd. 1—4 Hft. Mit 1 Steindruck und 2 Kupfert. 1813. 516 S. VIII Bd. 1—4 Hft. Mit 2 gedruckten und 1 in Kupfer gestochenen Tafel. 468 S. IX Bd. 1—4 Hft. Mit 2 Kupfert. 486 S. 8. (Jeder Jahrgang 6 Rthlr.)

Der Plan dieses Journals ist unseren Lesern schon aus der, von einem anderen Recensenten (J. A. L. Z. 1812. No. 77 u. 78) gegebenen Anzeige der ersten drey Bände bekannt. Ohne den Beyfall seines Publicums würde es unter Zeitverhältnissen, die, wie die bisherigen, allen literarischen Unternehmungen höchst ungünstig waren, schwerlich bis zum vierten Jahrgange gediehen seyn. — Für den Zweck gegenwärtiger Anzeige haben zwey Recensenten es für dienlich gehalten, die verschiedenen Bestandtheile dieser Zeitschrift zu sondern. Wir machen mit den Aufsätzen chemischen Inhalts, dem, der Absicht des Herausgebers und der That nach, Hauptsächlichen, den Anfang.

Vierter Band. Heft 1. *Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der Ameisensäure*, von *A. F. Gehlen* — eine der phys. mathem. Classe der königl. Akad. der Wiss. am 30 Dec. 1809 vorgelegte Abhandlung. *Fourcroy* wollte im J. 1803 durch von ihm und *Vauquelin* angestellte Versuche darthun, dass die Säure der Ameisen nicht eine *eigenthümliche*, wofür dieselbe schon 1749 von *Marggraf* und 1777 von *Oehrn*, *Arvidson* u. A. erkannt ward, sondern ein Gemisch von Essigsäure mit wenig Äpfelsäure sey, und er hielt es für wahrscheinlich, dass die Chemiker, welche vor ihm die Säure der Ameisen bearbeitet, durch die Äpfelsäure hintergangen worden seyen. — Gegen diese Meinung des franz. Chemikers machte *Suersen* 1804 sehr wichtige Einwendungen, und Hr. *G.* widerlegt dieselbe hier vollends durch eine Reihe höchst genauer, vergleichender, stöchyometrischer und anderer Versuche, welche zeigen, dass die Ameisensäure in Hinsicht ihrer physischen und chemischen Eigenschaften, die Hr. *G.* genauer als alle seine Vorgänger erforscht und hier beschrieben hat, sich von jeder anderen und besonders von der Essigsäure, für welche *Fourcroy* die destillirte hielt, unterscheidet, und folglich fortan den Rang der Eigenthümlichkeit behauptet. Die ganze Untersuchung ist musterhaft; nur müssen wir wünschen, dass Hr. *G.* die Quantität der wirklichen Säuremasse seiner concentrirtesten Ameisensäure und das Verhältniss der sie bildenden Grundstoffe durch Versuche ausgemittelt, und so den Gegenstand so weit, als es der jetzige Zustand der Wissenschaft erlaubt, erschöpft hätte. *Versuche und Ansichten über die vegetabilische und thierische Kohle, zur Begründung einer Theorie ihrer Farbe, Geruch und Geschmack zerstörenden Wirkungen*, von *F. C. Vogel*, Apotheker zu Bayreuth. Hr. *V.* nahm sich vor, den Grund der von *Lowitz* entdeckten, Farbe, Geruch und Geschmack zerstörenden Wirkung der (Pflanzen- und thierischen) Kohle auszumitteln, weil alle von anderen Physikern vor ihm versuchten Erklärungsarten dieser wunderbaren Wirkung ihn nicht befriedigten, und er legt uns hier in einer sehr schön geschriebenen und ächt wissenschaftlich gebauten, aber keines Auszugs fähigen Abhandlung die Reihe seiner ganz neuen, höchst interessanten und mit unübertrefflicher Genauigkeit angestellten Versuche über das Verhalten der gewöhnlichen und frischausgeglühten Holzkohle und der thierischen Kohle gegen die atmosphärische Luft und das Wasser unter verschiedenen Umständen, und dann 1) der frischgeglühten luftvollen Weinsteinkohle, 2) der eben so beschaffenen Holzkohle, 3) der reinen mit Wasser ausgekochten, 4) der oxydirten, 5) der dehydrogenirten und 6) der hydrogenirten Holzkohle, 7) der Beinkohle, 8) der Stickstoffholzkohle, 9) der kohlensauren, 10) der reinen luftleeren, 11) der gewöhnlichen und 12) der gewöhnlichen oxydirten Holzkohle, 13) der luftleeren Beinkohle, 14) der Holzkohle von der hygrometrischen Probe (eine Sauerstoffkohle, die durch Anziehen der Feuchtigkeit aus der Atmosphäre ihren Stickstoff grösstentheils entbunden hat) und 15) der (mit Ätzkali) ausgekochten (und gut ausgelaugten) gewöhnlichen Kohle, gegen verschiedene gefärbte Flüssigkeiten (ofner Wein von leb-

haft rother Farbe, wässerige, durch etwas Schwefelsäure in der Farbe erhöhte. Infusionen von Rosenblättern, wässerigen Absud von der Gilbwurzel, wässerige Lakmus-Infusion, mit vielem Wasser verdünnte Auflösung des Indigs in Schwefelsäure), und die zum Theil höchst merkwürdigen Resultate aller dieser Versuche vor; indess hält er sie zur Begründung einer Theorie über die angeführte Wirkungsart der Kohle noch nicht für hinreichend, und verspricht daher, seine Untersuchungen über diesen Gegenstand in der Folge fortzusetzen. Leider aber hat die Seuche der Nervenfieber den als Mensch und als Chemiker vortrefflichen *Vogel* aus unserer Mitte gerafft, und es müssen nun Andere, auf dem von ihm betretenen Wege, jene Untersuchungen, die einen so grossen Gewinn für die Wissenschaft versprechen, mit Rücksicht auf die neuen Beobachtungen *Döbereiner's*, fortsetzen; nur sey derjenige, der dieses will, eben so geschickt, genau und gewissenhaft, wie es der Verewigte war. *Über die neue von Kirchhof entdeckte Zuckergewinnung*, von *J. C. C. Schrader*. *Auszug eines Schreibens des Hn. Akademikers Nasse zu Petersburg an Hn. Prof. John über Kirchhof's neue Zuckerbereitung und über Essigbildung ohne Gährung.* Hr. *Schrader* giebt Nachricht von dem Gelingen der Zuckerbereitung nach *Kirchhof's* Entdeckung (deren in unserer A. L. Z. schon mehrmals ausführlich Erwähnung geschah), und beschreibt einige Eigenschaften des nach dieser Methode erzeugten Zuckers. Hr. *Nasse* giebt von Versuchen über denselben Gegenstand Nachricht, und zeigt dabey an, dass er und *Kirchhof* sich viele Mühe gegeben, den neuen (Stärkmehl-) Zucker direct aus Getreide zu bereiten, dass dieses aber auf keine Weise ausführbar gewesen, selbst wenn das Getreide durch einen schwachen Gährungsprocess aufgeschlossen ward. (Rec. hat ebenfalls dieses nicht bloss mit Getreide, sondern auch mit Kartoffeln, welche nach *Einhof* fast ganz aus Stärkmehl bestehen, versucht, aber ebenfalls ohne Erfolg; man sieht hieraus, wie leicht die Gegenwart einer dritten Materie die wechselseitige chemische Wirkung zweyer anderen abändern und hindern kann.) Auch theilt Hr. *Nasse* die für die Theorie der Wissenschaft höchst wichtige Neuigkeit mit, dass, nach seiner Beobachtung, sich Essigsäure (ohne Gährung) bilde, wenn man gleiche Theile Kohlensäuregas und atmosphärische Luft in einer Flasche, deren Boden mit wenig Wasser benetzt ist, mehrere Monate lang an einem kalten Orte uud unter öfterem Schütteln der Flasche, mit einander in Berührung lässt, und dass, was besonders Aufmerksamkeit verdient, diese Essigsäurebildung schneller vor sich gehe, wenn man dem Wasser (womit nämlich der Boden der Flasche, welche die beiden Luftarten enthält, benetzt wird) einen geringen Antheil kohlensaures Natron zusetzt. Hier hätte sich also bloss durch die Länge der Zeit aus Wasser, Kohlensäure und atmosphärischer Luft die Essigsäure gebildet. Da diese aber ausser Sauerstoff und Kohlenstoff, welche beide Materien in der atmosphärischen Luft und der Kohlensäure sich finden, auch Wasserstoff als bildende Bestandtheile enthält, und letzter im ebenerzählten Versuche nicht *frey*, sondern in gesättigter Verbindung mit Sauerstoff als Wasser vorhanden war: so muss dieses denselben zur Bildung der Essigsäure hergegeben haben, und Hr. *Nasse* meint daher, dass das Wasser hiebey, so wie bey den Gährungsprocessen überhaupt zersetzt werde. Dieser Meinung werden gewiss die meisten Chemiker beytreten; allein Rec. glaubt, dass man eben so gut annehmen könne, nur die Kohlensäure werde zersetzt, und gebe ihren Kohlenstoff an das Wasser ab, welches dann mit demselben Essigsäure darstellt, weil, nach *Berzelius* neuester Untersuchung, in der Essigsäure gerade soviel Theile Sauerstoff und Wasserstoff vorhanden sind, wie im Wasser, und man dieselbe hienach als eine Auflösung von Kohlenstoff (nicht Kohle) in Wasser ansehen könnte. Das Bestandtheil-Verhältniss der Essigsäure ist nämlich nach *Berzelius* 46,734 Sauerstoff, 46,871 Kohlenstoff und 6,195 Wasserstoff, und nach früheren Versuchen desselben Chemikers das des Wassers 11,75 Wasserstoff und 88,25 Sauerstoff oder nahe 1 und 7,5, mithin fände sich in der Essigsäure, da $6{,}195 \times 7{,}5 = 46{,}962$, genau soviel des ersten und des letzten, als im Wasser selbst. Wir müssen abwarten, was fernere Versuche über die Bildung der Essigsäure nach *Nasse's* Methode lehren, bey welchen man aber ja nicht unterlassen möge, das Gas, welches von dieser Essigsäure-Bildung zurückbleibt, einer genauen eudiometrischen Prüfung zu unterwerfen.

Heft 2. *Versuche und Ansichten über die Natur der rauchenden Schwefelsäure, und über das Verhalten dieser Säure zum Schwefel und Phosphor*, von *F. C. Vogel*, Apotheker zu Bayreuth. Der Experimentator zeigt, dass das rauchende Wesen der Vitriolsäure nicht aus Schwefelsäure und schwefeliger Säure bestehe, wie mehrere Chemiker annahmen, weil dasselbe, wie genauer angestellte Versuche ihn lehrten, sich weder aus ersten beiden noch durch Destillation der nicht rauchenden Schwefelsäure mit Schwefel darstellen lasse; er ist vielmehr geneigt (jedoch aus nicht zureichenden Gründen), es für eine *eigene*, nämlich für eine mit einem grossen Antheil von *Winterl's* (geistigem) Säureprincip begabte Schwefelsäure zu halten, die, mit Wasser zusammengebracht, einen Theil ihres Säureprincips frey werden lasse, welches sich mit dem Basenprincip des Wassers zu *Wärme*, sich selbst aber mit dem entbasirten Wasser zur gewöhnlichen Schwefelsäure verbände, wobey sie weder das Wasser noch die atmosphärische Luft zersetze, noch einen wägbaren Stoff verliere. — Es hat uns gefallen, dass Hr. *V.* Gelegenheit genommen hat, auf *Winterl's* geistreiche Ansichten, die von so Wenigen gefasst oder beachtet worden sind, aufmerksam zu machen, und so unseren Chemikern das Studium der Schriften dieses originellen Naturforschers zu empfehlen; aber noch angenehmer wäre es uns gewesen, wenn Hr. *V.* versucht hätte, nicht rauchende Schwefelsäure durch Beladung derselben mit „*Winterl's* Säureprincip“ (etwa am positiven Pole einer mächtigen

galvanischen Batterie) in rauchende umzuwandeln, und so uns die Wahrheit seiner und *Winterl's* Ansicht auf experimentalem Wege gezeigt hätte. Wir haben Grund, zu glauben, dass das rauchende Wesen der Vitriolsäure Schwefelsäure, der basisches Wasser mangelt, oder vielmehr eine Verbindung von absolut wasserfreyer Schwefelsäure mit mit basischem Wasser gesättigter, also eine schwefelsaure Schwefelsäure sey, wie dieses *Döbereiner* in seiner Abhandlung über das Verhalten der Vitriol- und Schwefel-Säure gegen die Salpetersäure mehr als wahrscheinlich gemacht hat. — Die anderweiten Versuche, welche Hr. *V.* über das chemische Verhalten des rauchenden vitriolsauren Wesens angestellt hat, gaben sehr interessante Resultate, besonders einer, in welchem das Verhalten dieser Säure gegen den Schwefel untersucht wurde, und welcher lehrte, dass das rauchende Wesen der Vitriolsäure mit dem Schwefel eigene, theils feste, theils flüssige Verbindungen von brauner, grüner und blauer Farbe eingehe, die viel Ähnliches haben mit dem Schwefelhaloide, und vermittelst der gewöhnlichen nicht rauchenden Schwefelsäure und Schwefel *nicht* erzeugt werden können (weil letzte bereits mit einer anderen Materie — mit basischem Wasser — verbunden ist). *Über Gold- und Silber-Scheidung*, vom Prof. *Schnaubert* zu Moskau (aus einem Schreiben des Akad. *Gehlen* an den Herausgeber). Hr. *Schnaubert* theilte der königl. Akad. d. W. eine Abhandlung: *Versuche über die Gold- und Silber-Scheidung und einige neue Methoden, selbige auszuführen*, mit, in welcher er zeigt, dass man sich zur Scheidung nicht bloss des Kupfers vom Silber, sondern auch des Silbers vom Golde, statt der Salpetersäure, der viel wohlfeileren Schwefelsäure (die schon *Bucholz* hiezu anwendbar gefunden hat), und zur Scheidung des Kupfers vom Golde des bis zur anfangenden Röthe gebrannten Eisenvitriols bedienen könne. Hr. *Gehlen*, welcher über *Schnaubert's* Abhandlung der mathemat. physikal. Classe Bericht erstattete, meint, dass mancherley Umstände, die bey Operationen dieser Art im Grossen eintreten, die angeführten Scheidungsarten des Silbers und Kupfers vom Golde schwierig machen, und die Vortheile derselben nicht gar gross seyn möchten, worüber jedoch weitere, vergleichend berechnete Versuche entscheiden müssten. *Über das Gas aus den aachner Schwefelquellen* (als Nachtrag zu Bd. 2. S. 165—189 dieses Journ.). Aus einem Schreiben des Hn. Akad. *Gehlen* an den Herausgeber. Kritische Bemerkungen über *Monheim's* Untersuchung des aus den Bädern zu Burdscheid und denen zu Aachen sich entwickelnden Gases, welche, wie wir in der Folge sehen werden, zur Erforschung und Erkennung der wahren Natur und der Bestandtheile dieses Gases, welches mehrere Chemiker für ein Schwefelstickgas, *Gehlen* aber für ein Gemisch von Schwefelwasserstoffgas und Stickgas hält, beygetragen haben. *Analyse eines ungewöhnlichen Harns*, vom Prof. *Wurzer*. *Eine neue Art Harnstein unter dem Namen Blasenoxyd (oxyde cystique)*, beschrieben von *William Hyde Wollaston*. (Beide Abhandlungen, welche interessante Beyträge zur pathologischen Chemie enthalten, sind im Auszuge übersetzt, erstere aus *Wurzer's* Prorectoratsprogramm, Marburg 1810, und letzte aus den *Annales de chimie* LXXVI S. 21, von *Hildebrandt*.) *Darstellung der Versuche des Apothekers Robiquet über die Canthariden*, von *W. L. Bachmann*, Apotheker zu Culmbach. Hr. *Robiquet* unternahm eine neue Analyse der Canthariden, weil die früheren Untersuchungen *Thouvenel's* und *Beaupoil's* ihn, ob sie schon einiges Licht über die chemische Natur und die merkwürdigen Eigenschaften dieser Insecten verbreitet haben, nicht befriedigten, und fand, 1) dass das grüne Öl, so der Alkohol aus den mit Wasser extrahirten Canthariden in sich nimmt, nicht, wohl aber der vom Alkohol aus dem zur Consistenz eines weichen Extracts verdunsteten wässerigen Auszug aufgenommene gelbe Theil blasenziehend sey, während die rückständige schwarze Materie diese Eigenschaft nicht mehr besitze; 2) dass durch Äther sich aus jener durch Alkohol ausgezogenen gelben Substanz das blasenziehende Princip rein ausziehen, und durch Verdunsten des ätherischen Auszugs in kleinen glimmerartigen Blättchen darstellen lasse. Letzte zeigten sich im Wasser unauflöslich, auflöslich hingegen im kochenden Alkohol, woraus sie sich aber beym Erkalten in krystallinischer Gestalt wieder absonderten. Atomen dieser Substanz, für sich oder in Mandelöl aufgelöst, auf die Lippen und auf die Haut des Arms gebracht, bewirkten in kurzer Zeit Blasen. Nach der Entdeckung des eigentlichen blasenziehenden Princips (welche Entdeckung Hr. *Bachmann*, der *Robiquet's* Abhandlung aus den *Annales de chimie* LXXVII S. 302 ff. im Auszuge übersetzt hat, in einem Nachschreiben bestätigt), und nachdem er sich überzeugt hatte, dass sonst kein anderer Stoff in den Canthariden blasenziehende Eigenschaften besitzt, setzte Hr. *Robiquet* seine Untersuchung der Canthariden fort, und entdeckte in denselben noch eine kleine Menge Essigsäure und — Harnsäure, mit ein wenig phosphorsaurer Talkerde und thierischer Materie verbunden, und endlich ein im Alkohol unauflösliches und nicht blasenziehend wirkendes fixes Öl. Bey Erzählung von der Entdeckung der Harnsäure sagt Hr. *R.*: „Es ist interessant, dass diese Insecten, welche eine so ausgezeichnete Wirkung auf die Urinwege haben, in ihrer Zusammensetzung sich dem Urin analog zeigen" — eine Bemerkung, die, so wie die ganze Arbeit, uns recht sehr gefallen hat. *Resultate der Versuche über den Phosphor*, von *Thenard*. (Übersetzt aus den *Annal. de chem.* 1812. S. 109 f.) Jeder, der rothe und der wasserklare, Phosphor enthalte Kohle, nur erster mehr als letzter. — Es gebe kein rothes, sondern nur ein einziges und zwar weisses Phosphoroxyd (?); das, was die Chemiker als rothes Phosphoroxyd betrachten, sey Phosphorkohle. Wenn Schwefel und Phosphor sich mit einander verbinden, bilde sich immer Schwefelwasserstoffgas (was nach Rec. Erfahrung richtig ist). Werden gleiche Theile Phosphor und Schwefel zusammen erhitzt: so veranlasse

ihre Verbindung eine gewaltſame Verpuffung (was Rec. ebenfalls erfahren hat). Phosphor, langſam an der Luft verbrannt, gebe, neben phosphoriger Säure, auch Kohlenſäure; beym raſchen Verbrennen des Phosphors bilde ſich aber keine Kohlenſäure. In einem Nachſchreiben macht Hr. Prof. *Schweigger* auf die neueſten Verſuche über den Phosphor von *Heinrich* und auf des letzten intereſſantes Werk: *über Phosphoreſcenz der Körper* aufmerkſam.

Heft 3. *Analyſe der ſogenannten natürlichen Bleyglätte*, vom Prof. *John*. *Chemiſche Unterſuchung der ſogenannten rothen Bleyerde aus Kall im Roerdepartement*, vom Prof. *John*: Nach den Unterſuchungen des Hn. *John* beſteht die natürliche Bleyglätte, deren Vorhandenſeyn durch ſeine Analyſe erwieſen wird, faſt ganz aus Bleyoxyd, und dieſes aus 82,6923 Bley und 10,5768 Sauerſtoff. Dieſe letzte Beſtimmung kann unmöglich richtig ſeyn: denn nach *Berzelius* enthält das gelbe Bleyoxyd in 100 nur 7,15, und das rothe, welches in Säuren nicht mehr ganz auflöslich iſt, nur 10 Sauerſtoff. — Die rothe Bleyerde aus Kall fand Hr. *John* zuſammengeſetzt aus Bleyoxyd 48,25, Kohlenſäure 10,00, Waſſer 4,00, Kalk und Eiſenoxyd 0,50, unauflöslichem braunrothem Rückſtande (welcher aus Kieſelerde 29, Alaunerde 5,25 und Eiſenoxyd 3,00 beſtand) 37,25. *Über ein dunkel olivengrünes Foſſil aus Gökum unweit Dannemora*, von *J. v. Lobo*, königl. portug. Geſandten zu Stockholm. Das neue Foſſil, das Hr. *v. Lobo* hier ſehr genau mineralogiſch beſchreibt, findet ſich nierenweiſe in einem Kalkbruche bey Dannemora. Daſſelbe wurde früher für Veſuvian gehalten; allein aus Hn. *v. Lobo's* höchſt genauer oryktognoſtiſcher und *Berzelius's* chemiſcher Unterſuchung, nach welcher letzten es aus 37,65 Kalk, 36,00 Kieſelerde, 17,50 Thonerde, 2,52 Talkerde, 5,25 Eiſenoxyd, 0,36 flüchtigen Theilen, und einer Spur Manganoxyd zuſammengeſetzt iſt, geht hervor, daſs es kein Veſuvian ſey, ſondern vielmehr einer ganz neuen Gattung von Mineralien angehöre. Hr. *v. L.* wünſcht, daſs man es zur Ehre des verdienten Gahn *Gahnit* nennen, und es im Syſtem zwiſchen dem Stangenſtein und Schörl (wohin es jedoch *in chemiſcher Hinſicht* ſchwerlich gehört) aufnehmen möchte. *Nachtrag zu den Verſuchen über die Grenzen der Verbrennlichkeit gasförmiger Flüſſigkeiten*, von *Theod. v. Grotthuſs*. Aus einer Reihe höchſt intereſſanter Verſuche, welche Hr. *v. Grotthuſs* zur Beantwortung der Frage: Welches ſind die Grenzen der Verbrennlichkeit der brennfähigen Gasarten? angeſtellt hat, leitet derſelbe die in Betreff der Theorie des Brennens u. ſ. w. wichtige Folgerung ab, „daſs die Grenze der Entzündlichkeit einer brennfähigen Gasquantität, bey allmählich ſteigender Diffuſion derſelben, nicht bloſs von der Gröſse des Raums abhängt, worin es diffundirt wird, ſondern auch von der Natur dieſes Raums, und daſs jene Grenze um ſo weiter hinaus liegt, je geringer die Dichtigkeit des gegebenen Mediums iſt, worin die Diffuſion geſchieht". So hat Hr. *v. G.* gefunden, daſs ein und daſſelbe Gasgemenge bey allmählich wachſender Diffuſion im leeren Raume (oder im Wärmeſtoff, deſſen Dichtigkeit = 0 iſt) am ſpäteſten, weniger langſam im Hydrogengas, ſchneller im Sauerſtoffgas und am ſchnelleſten im Kohlenſäuregas entzündlich zu ſeyn aufhöre. Wir werden einer kleinen Erinnerung wegen, die einen mathematiſch-phyſikaliſchen Satz betrifft, auf dieſe Abhandlung weiter unten noch einmal kommen. *Erfahrungen und Bemerkungen über die Verfahrungsarten der Hnn. Deyeux, Barruel, Isnard, Drappiez, Hermbſtädt und Achard, den Zucker aus Runkelrüben darzuſtellen*, von *K. A. Neumann*, Prof. d. Chem. und Technolog. in Prag. Eine, ſowohl in chemiſcher als in techniſcher Hinſicht intereſſante und gehaltvolle Abhandlung, deren Fortſetzung oder Schluſs im nächſten Hefte folgt. Hr. *N.* unterwirft mit Hülfe der ihm vom Runkelzuckerfabricanten, Hn. *Fiſcher* zu Ziak in Böhmen, mitgetheilten vielſeitigen Erfahrungen über die Darſtellung des Zuckers aus Runkelrüben die von den genannten Chemikern bekannt gemachten Verfahrensarten einer genauen unparteyiſchen Prüfung, und zeigt auf eine ſehr gründliche Art und mit Rückſicht auf alle von mehreren Chemikern gegen die Verfahrungsart *Achard's* aufgeſtellten Einwendungen, die er ganz entkräftet, daſs des letzten Verfahren, Runkelrübenzucker darzuſtellen, das ſicherſte und ergiebigſte ſey. Rec. hat früher über dieſen Gegenſtand ſelbſt viele Verſuche angeſtellt, die Zuckerfabrik des Hn. *v. Lorenz* bey Wurzen beſucht, und ſich hier wie dort ebenfalls von der Vorzüglichkeit der *achard'ſchen* Verfahrungsart überzeugt, jedoch immer gewünſcht, man möchte zur Abſonderung des Schleims und der färbenden Subſtanzen aus dem Safte der Runkelrüben ſich wohlfeilerer und ſchneller wirkender Mittel, als die achard'ſchen ſind, bedienen, und ſo das ganze Geſchäft der Zuckergewinnung mehr vereinfachen oder vervollkommnen können. Ein Mittel, von dem er ſich in dieſer Hinſicht mehr als von allen bis jetzt verſuchten verſpricht, iſt das rothe ſchwefelſaure Eiſenoxyd, mit dem er nächſtens ſelbſt Verſuche anzuſtellen gedenkt, deren Reſultate er bekannt machen wird. *Einige Notizen über Zuckerbereitung aus Stärkmehl*. Auszüge aus Briefen von *Bachmann* und *Döbereiner* über dieſen Gegenſtand. Hr. *Döbereiner* macht vorzüglich auf die Bedingungen aufmerkſam, unter welchen die Production des Zuckers aus Stärkmehl durch die Kunſt und in den ſtärkehaltigen Samen durch die Natur (den Keimungsproceſs) am ſicherſten und ſchnelleſten erfolgt.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

NATURWISSENSCHAFTEN.

Nürnberg, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik* u. s. w. IV—IX Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Versuche über den Stickstoff, über das Ammoniak und das Ammoniumamalgam, von *Humphry Davy* (übers. aus den *Annal. d. Chimie* Bd. 65 S. 62 f. und dem *Journal de Chimie* Bd. 71 S. 85 ff.). Eine Fortsetzung der Bd. 3 S. 334 des *schweigger'schen* Journals angefangenen Übersetzung einer Vorlesung *Davy's*. Es sind hier die vielen zum Theil sehr interessanten und höchst feinen Versuche mitgetheilt, die *Davy* in der Absicht angestellt hat, um Aufklärung über die Entstehung des Stickstoffs, den er für eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff zu halten geneigt ist, und über die wahre Natur dieses und der übrigen genannten Körper zu erhalten. Die Hauptresultate derselben sind folgende: 1) Bey der Zersetzung und Wiedererzeugung des Wassers durch Elektricität wird kein Stickstoff gebildet; 2) Wasserdämpfe, durch in einer glasurten Porcellanröhre rothglühendes Braunsteinoxyd getrieben, veranlassten die Bildung von Salpetersäure; 3) das Stickstoffgas wird weder durch Kalimetall und gleichzeitige Einwirkung eines mächtigen Stroms galvanischer Elektricität, noch durch Behandlung mit dem durch letzte Potenz weissglühend gemachten Phosphorkalk, noch durch Behandlung mit oxydirtsalzsaurem Gas in der Glühhitze zerlegt; 4) das Ammoniak wird durch die Elektricität bloss in Hydrogen und Azot zerlegt, und es lässt sich die Gegenwart des Sauerstoffs in demselben durch letzte nicht darthun. — Rec. muss sich wundern, wie *Davy* und alle anderen Chemiker, welche die Natur und Erzeugungsweise des Stickstoffs zu erforschen sich so sehr angelegen seyn lassen, noch nicht versucht haben, mit *einfacheren* Mitteln und auf einem *mehr natürlichen* Wege zur näheren Kenntniss dieses Körpers zu gelangen. Fange man doch an, erst genau *die Bedingungen* zu studiren, unter welchen die Verbindung des Azots mit Oxygen zu Salpetersäure und wieder das Zerfallen dieser in erste erfolgt, nämlich *wie* und *warum* beides durch die Elektricität bedingt werde; frage man durch genaue, wenn auch Jahre lang dauernde, Versuche einmal bey der Natur an, wo die Quelle sich finde, welche den Dunstkreis unaufhörlich mit Sauerstoffgas speiset; — was sie aus der ungeheuer grossen Menge Kohlensäure werden lasse, welche alltäglich auf unserem Erdballe durch das Athmen der Thiere, durch die Vegetation der Pflanzen, durch das Verbrennen der kohlenstoffhaltigen Körper und andere Processe mehr erzeugt wird; was sie aus dem Wasser werden lasse, welches unserer Erde entgeht, und ob sie vielleicht dieses allein zur Erzeugung der (ganzen) atmosphärischen Luft (des Oxygens und des Azots) gebrauche: und man wird, wenn auch nicht auf jede dieser Fragen eine Antwort erfolgt, doch von ihr viel Interessantes, unser Wissen Bereicherndes und insbesondere von der Natur und der Erzeugungsweise des Stickstoffs mehr erfahren, als wir jetzt davon wissen. Zu jenen fragenden Versuchen fodern wir die Chemiker Deutschlands auf, welche die grosse Kunst verstehen, ohne so grosse Mittel, wie dem oben genannten brittischen Chemiker zu Gebote stehen, mit Erfolg an die Natur Fragen zu stellen, und diese in ihren Verrichtungen zu belauschen, und wir erinnern sie, in letzter Hinsicht, an den uns unvergesslichen *Franklin*. — *Vermischte chemische Bemerkungen über den Sauerstoffgehalt des Ammoniaks, über Zerlegung des Schwerspaths und über hydrothionsauren Kalk*, vom Prof. *Döbereiner*. Der Vf. stellt den philosophisch-chemischen Satz auf, „dass brennbare Körper sich nur mit brennbaren, und sauerstoffhaltige (oxydirte) sich nur mit sauerstoffhaltigen (oxydirten oder gesäuerten) Körpern, nicht aber ein brennbarer (sauerstoffleerer) Körper mit einem sauerstoffhaltigen (oxydirten oder gesäuerten) (*chemisch*) verbinden könne," und gründet hierauf die Behauptung, „dass das Ammoniak, welches sich mit Oxyden und Säuren verbindet, und das Schwefelwasserstoffgas, welches sich mit den Alkalimetalloxyden und mehreren Metalloxyden mischt, Sauerstoff enthalten müssen." Die übrigen Bemerkungen sind pharmaceutisch-chemischen Inhalts. *Blausäure in Baumrinden*, beobachtet vom Apotheker *G. W. Bergemann* in Berlin. Hr. *B.* hat gefunden, dass die Rinde des Vogelkirschenbaumes (*Prunus Padus*) eine so grosse Menge Blausäure enthalte, dass Wasser, über dieselbe abgezogen, eben so stark riecht und auf verschiedene Thiere eben so tödlich wirkt, wie das von Kirschlorbeerblättern, Hr. Dr. *Bremer* habe mit dem Wasser, dem Aufguss und dem Pulver der Rinde, glückliche Erfolge bey Gichtkranken und in anderen Fällen bewirkt; letzte

verdient alſo, nach Rec. Meinung, in den Arzeneyſchatz aufgenommen zu werden.

Heft 4. *Chemiſche und phyſiologiſche Bemerkungen über den Saft der Ahornbäume und insbeſondere des Feldahorns (acer campeſtre L.)*, vom Prof. *J. A. v. Scherer* in Wien. Dieſe Bemerkungen, welche uns von der natürlichen Beſchaffenheit und chemiſchen Miſchung des Ahornſaftes eine nähere Kenntniſs geben, ſind aus einer Abhandlung in den mediciniſchen Jahrbüchern des öſterreich. Staates, 1811. S. 204 f. *Über die Scheidung des Mangans vom Eiſen und das Verhältniſs des Mangans gegen einige Reagentien*, vom Prof. *C. H. Pfaff* in Kiel. Hr. *Pfaff* ſtellt in dieſer Abhandlung die verſchiedenen Methoden der Chemiker (*Bergmann*, *Vauquelin*, *Richter*, *Gehlen*, *Berzelius*, *Klaproth* und *John*), das Mangan vom Eiſen zu ſcheiden, hiſtoriſch zuſammen, theilt dann die Verſuche, welche er in der Abſicht anſtellte, um zu entſcheiden, welche von jenen Scheidungsmethoden die vorzüglichſte, den Anfoderungen der Chemiker entſprechendſte ſey, und endlich die Reſultate derſelben mit. Nach Letzten iſt allerdings *Bergmann's* Methode anwendbar; aber ſchneller zum Zweck führend ſind *Richter's* (eigentlich *Gehlen's*) und *Berzelius's* Methoden, was mit unſeren Erfahrungen übereinſtimmt. *Das atmoſphäriſche Gas iſt keine chemiſche Verbindung, ſondern ein zur chemiſchen Verbindung ſtrebendes Gemenge von Stickſtoff- und Sauerſtoffgas*, vom Prof. *Döbereiner*. „Bald erklärte man die atmoſphäriſche Luft für ein Gemeng, bald für eine chemiſche Verbindung (von Stickſtoff und Sauerſtoff), ohne ſowohl für die eine als die andere Annahme rechtfertigende und zureichende Gründe beyzubringen." Der Vf. zeigt, „daſs die Beſtandtheile des atmoſphäriſchen Gaſes nicht chemiſch mit einander noch verbunden, ſondern gemengt, in einander aufgelöſt ſind, und nur ein nach chemiſcher Vereinigung ſtrebendes, folglich nur eine chemiſche Verbindung werden wollendes Gemeng ausmachen," und „wie nothwendig es ſey, mechaniſche Zuſammenſetzung oder Verbindungen von mechaniſcher, chemiſch werden wollender Verbindung (Auflöſung) und dieſe von vollendeter (ganzer) chemiſcher Verbindung zu unterſcheiden, wenn wir unſeren chemiſchen Schülern *Berthollet's* Lehrſätze klar machen wollen." *Verſuche über die Wirkung verſchiedener Gasarten (und Dünſte) auf das Queckſilber ohne Temperatur-Erhöhung*, von *A. Vogel* in Paris. — Dieſe in mancher Hinſicht intereſſanten Verſuche lehren uns, 1) daſs das Queckſilber, mit den einfachen Gasarten, mit gemeiner Luft, mit Kohlenſäuregas, mit Salpetergas, mit oxydirtem Stickgas und mit Kohlenoxydgas geſchüttelt, keine Veränderung erleidet; 2) daſs es ſich mit Waſſer zu einer grauen und zu einer ſchwarzen pulverigen Subſtanz (alſo zu einem wahren Metallhydrat) verbinden könne; 3) daſs es das Schwefel- und Phosphor-Waſſerſtoffgas nur zum Theil, aber nicht ganz zerlege; 4) daſs es vom dunſtförmigen und auch flüſſigen Äther durch Schütteln in eine ſchwarze Maſſe verwandelt, und endlich 5) vom Terpentinöl in feine Kügelchen zertheilt werde. — Wir bedauern, daſs Hr. *V.* durch ſeine Beobachtung über die Verbindung des Waſſers mit Queckſilber ſich nicht aufgefodert gefühlt hat, zu unterſuchen, ob Queckſilber, mit vielem Waſſer gekocht (was die Ärzte ſo oft thun laſſen, um letztem wurmtreibende Wirkung, die nie ausbleibt, mitzutheilen), etwas von ſich an dieſes abgebe oder nicht. Rec. hat *einmal* in mit Queckſilber gekochtem ganz klarem Waſſer durch Schwefelwaſſerſtoff wirklich etwas aufgelöſtes Queckſilber entdeckt, aber auch *viele Male* es darin vergebens geſucht; auch konnte er keine Auflöſung des Queckſilbers im Waſſer bewirken, wenn er erſtes mit einem leicht oxydirbaren Metall in Contact geſetzt, und ſo eine galvaniſche Kette bildend mit dieſem eine kurze oder lange Zeit behandelte; es ſcheint daher die Auflöslichkeit des Queckſilbers im Waſſer, ſo wie das Gegentheil, von beſonderen noch auszumittelnden Umſtänden abzuhangen. *Beytrag zur Kenntniſs des Gerbeſtoffs und der Galläpfelſäure*, von *F. Seetürner*, Apotheker in Eimbeck. Der Vf. zeigt durch Verſuche, daſs die Gallusſäure keinen Stickſtoff enthält, und daſs dieſelbe im flüſſigen, mit Alkalien neutraliſirten Zuſtande an der Luft, unter Abſorption von Sauerſtoffgas, in Kohlenſäure und Extractivſtoff (oder vielmehr eine dieſem ähnliche Materie) zerfällt, und macht endlich, ebenfalls durch Verſuche, die Entſtehung der Galläpfelſäure aus dem Gerbeſtoffe wahrſcheinlich. Es wäre intereſſant, wenn dieſe Umwandlung von Anderen beſtätigt würde. Hn. *Seetürner's* Verſuche machen dieſelbe nur wahrſcheinlich, ja kaum dieſes, ſobald man unterſucht, wie der Gerbeſtoff, mit dem derſelbe experimentirt hat, beſchaffen war. Es ſind indeſſen andere als chemiſche Gründe vorhanden, welche die Umbildung des Gerbeſtoffs in Gallusſäure, und ſo auch umgekehrt dieſer in jenen mehr als wahrſcheinlich machen. *Chemiſche Unterſuchung des Campechenholzes und über die Natur des Pigments in demſelben*, von *Chevreul*. Überſ. von *F. John* aus den *Annal. d. mus. d'hist. nat.* T. XVII p. 280 ff. — Eine wirklich muſterhafte Unterſuchung, welche uns bey weitem weniger als ſo manche von anderen Chemikern unternommene Analyſen der Pflanzenkörper zu wünſchen übrig läſst. *Chevreul* thut hier unter anderen merkwürdigen Thatſachen dar, daſs das Campechenholz-Extract zwey eigenthümliche färbende Subſtanzen enthält, die *chemiſch* mit einander verbunden ſind (was, nach Rec. Meinung, wohl mit allen in den anderen Pflanzenkörpern vorhandenen heterogenen Subſtanzen der Fall ſeyn mag). Die eine derſelben iſt im Alkohol, Äther und Waſſer auflöslich, kryſtalliſirt in kleinen Schuppen und glänzenden Kügelchen, iſt von blaſsroſenrother Farbe, wird durch Säuren und Zinnoxyd gelb und roth, und durch Alkalien, Erden und (baſiſche) Metalloxyde violblau gefärbt, und iſt für dieſe Potenzen bey weitem empfindlicher, als ſelbſt die Lakmustinctur und der Violenſaft: Hr. *Ch.* nennt ſie *Haematina* (von αἷμα Blut, welches bekanntlich die

Wurzel des Wortes *haematoxylum* ist, wodurch man die Gattung bezeichnet, zu der das Campechenholz gehört). Die andere Substanz ist von brauner Farbe, für sich im Wasser und Äther unauflöslich, mittelst der ersten (der *haematina*) aber im Wasser auflöslich.

Fünfter Band. Chemische Untersuchung zweyer Gediegen-Eisen-Massen, von *Klaproth*. Es wird hier chemisch dargethan, dass die unter der seltsamen Benennung: *verwünschter Burggraf*, auf dem Rathhause zu Ellbogen seit undenklichen Jahren aufbewahrte, 130 Pf. schwere Metallmasse und die vor mehreren Jahren auf der *Collina di Brianza* bey *Villa* im Mayländischen gefundene, ungefähr 300 Pf. schwere Gediegen-Eisen-Masse meteorischen Ursprungs sind: erste besteht aus 97,50 gediegenem Eisen und 2,50 Nickelmetall, und letzte bloss aus gediegenem Eisen. *Über das bey der Verpuffung des Salpeters mit Kohle erhaltene Gas*, von *Hildebrandt*. Dieses Gas ist salpetrigsaures Stickgas. *Vermischte chemische Bemerkungen*, von *Lampadius*. — *Chemische Analyse des Conits*, vom Prof. *John*. Dieses Fossil besteht aus 67,50 kohlens. Talkerde, 28 kohlens. Kalk, 3,50 kohlens. Eisenoxyd und 1 Wasser, ist mithin als eine selbstständige Gattung fernerhin im Mineralsystem aufzuführen, und dürfte nach dem Magnesit folgen. *Vergleichende Untersuchung des Schierlings und des Kohls*, von Ap. *Schrader*. — Die Abhandlungen *über Stärkmehlzucker*, von *Gehlen*, *Vogel* (in Paris), *Pfaff* (in Kiel) und *Döbereiner*, enthalten interessante Beobachtungen und Bemerkungen. Nach *V's*. Beobachtung ist auch der Milchzucker fähig, durch Behandlung mit Schwefelsäure u. s. w. ganz zuckerig und gährungsfähig zu werden. — Nach *D's*. Beobachtung ist bey dieser merkwürdigen chemischen Zuckererzeugung ausser der Schwefelsäure (über deren Wirkung die genannten Experimentatoren uns jedoch noch keine genügende Aufklärung geben) auch das atmosphärische Sauerstoffgas thätig. — *Über einige noch unerklärte chemische Erscheinungen*, vom Herausgeber. (Als Einleitung einer ausführlichen Untersuchung über Krystallelektricität.) — Ein höchst wichtiger Beytrag zur Begründung einer elektrochemischen Theorie über Krystallbildung u. s. w. *Mittel, das gewöhnliche Trinkwasser vor dem Verderben zu schützen, und Leichname den ägyptischen Mumien gleich zu machen*, von *F. Seeturner*. Diese Mittel sind Kalk für das Wasser, und geistige mit Schwefelsäure gesäuerte Gallustinctur für die thierischen Körper. Wir glauben, dass sie allerdings für den angeführten Zweck passend seyn mögen. *Beylage I. Zur Geschichte der Erfindung des Stärkmehlzuckers.* Gegen die französischen Chemiker, namentlich gegen *Gassicourt*, welche sich die Erfindung des Stärkmehlzuckers anmassen wollten. *Beschreibung eines neuen Apparats zur Darstellung des brenzlich kohlensauren Ammoniaks*, vom Dr. *E. A. Gaitner* zu Lösnitz. Ist für Salmiakfabricanten wichtig. *Beschreibung eines Apparats, vermittelst dessen man allen üblen Geruch bey Verfertigung des Berlinerblau's vermeiden kann.* Von *D'Arcet* (aus den *Annal. d. Chimie* 1812. May. p. 165 f.). *Bemerkungen über natürliches und angebliches künstliches Blut*, vom Dr. *Schübler* zu Stuttgardt. Hr. *S.* zeigt, 1) dass *Grindel's* „künstliches Blut" durch desoxydirtes Gold gefärbtes Eyerweiss sey (wofür es auch Dr. *Seebeck* viel früher erkannte), und 2) dass Venenblut am *negativen* Pole der galvanischen Säule eine hochrothe Farbe annehme — ein wahrhaft organochemisches Paradoxon (für uns *jetzt*, aber vielleicht nicht mehr *später*). *Über den Urinstoff*, von Prof. *Pfaff* in Kiel. *Über die rosige Säure im Harn*, aus *Delametherie's Journ. d. Phys.* J. 73 p. 75 übers. von *Hildebrandt*. *Über den Harn des Strausses* (aus demselben Journ. übers. von demselben). *Fourcroy* und *Vauquelin* haben nicht nur in dem Harn des Strausses, sondern auch in dem der Hühner, dann im Koth der Turteltauben und in dem mehrerer fleischfressender Vögel (der Geier und der Adler) *Harnsäure* angetroffen. *Zerlegung der Eyerschalen* von *Vauquelin* (aus den *Annal. d. Chimie*, März. 1812. p. 304 f.). *V.* suchte in den Eyerschalen Harnsäure, fand diese aber nicht, entdeckte jedoch, dass die Eyerschalen ausser kohlensaurem Kalk, ihrer Hauptmasse, auch kohlensaure Talkerde, phosphorsauren Kalk, Eisen und Schwefel enthalten. *Vergleichung der Urinarten verschiedener Thiere*, von *Vauquelin* (aus den *Annal. d. Chimie*, May. 1812. p. 197 ff.). *Über die Nichtexistenz des Schwefelstickgas in den Schwefelquellen zu Aachen*, von *Monheim*. Das Gas in den Schwefelquellen zu Aachen, welches *Gimbernat* und *Monheim* für ein Schwefelstickgas hielten, erwies sich endlich als ein Gemisch von Stickgas und Schwefelwasserstoffgas. Wir freuen uns dieser Entdeckung, wünschen aber, dass die Chemiker mit dieser nicht den Glauben an die Möglichkeit einer Verbindung des Schwefels mit Stickstoff aufgeben, sondern vielmehr letzte auf verschiedene Weise zu bewirken versuchen mögen. Kann ja der Schwefel sich mit Sauerstoff, Wasserstoff, Metallen und Kohle verbinden: warum sollt' er diess nicht mit dem Stickstoff können? *Über den Waidindig* (oder vielmehr *über von Resch* „*Sieg des Waidindigs über den ausländischen Indig*") vom Akad. *Gehlen*. Treffliche Urtheile und Bemerkungen über von *Resch's* „Sieg u. s. w." und Waidindiggewinnung überhaupt. *Über die Verfertigung und Anwendung der Orseille* von *Cocq* (aus den *Annal. d. Chimie*, 1811. März. p. 258 f. übers.) *Betrachtungen über die Art, wie das Licht bey chemischen Erscheinungen wirkt*, von *Gay-Lussac* und *Thenard* (aus den *Recherches physico-chimiques* Th. II. p. 186 f. übers.). Genannte Chemiker haben eine Reihe vergleichender Versuche über die chemische Wirkung des Lichts und der Wärme angestellt, und wollen durch dieselben darthun, „dass die Wirkung des ersten ganz dieselbe als die der letzten bey chemischen Erscheinungen sey". Leider haben sie aber nicht mit wärmefreyem Licht und nicht mit lichtfreyer Wärme experimentirt, und daher so viel wie nichts entschieden. Wir sind geneigt, und zwar aus Gründen, die wir an einem anderen Orte mittheilen werden, Wär-

me und Licht als zwey Dinge zu betrachten, die in Hinsicht ihrer Natur und ihrer chemischen Eigenschaften etwa so von einander verschieden sind, wie + und — Elektricität; und wir sind daher weit entfernt, zu glauben, dass die Wirkung der Wärme und des Lichtes auf die Körper ganz dieselbe sey. — *Zusätze zu der vorgehenden Abhandlung* vom Herausgeber. — Diese enthalten eine geistreiche Zusammenstellung mehrerer gegen die Hypothese der Gleichartigkeit in den Wirkungen des Lichtes und der Wärme streitender Thatsachen; an welche sich jedoch noch viele andere und sehr lebendige hätten anreihen lassen. *Über einige Gummiharze* von *Pelletier* übers. (aus den *Annal. d. Chimie* T. 80. p. 38 ff.) von *W. B. Bachmann*. — Analysen des Bdelliums, der Myrrhe und des Opopanax. — *Vereinfachung des volta'schen Eudiometers, Angabe einiger Vorsichtsmassregeln bey dessen Gebrauch und über das wahre Verhältniss der Bestandtheile des Luftkreises*, von *F. C. Vogel* zu Bayreuth. Höchst interessant und belehrend. *Vermischte chemische Anmerkungen* vom Prof. *Döbereiner*. *Neues und ökonomisches Verfahren, rothes Quecksilberoxyd zu bereiten*, von *Brugnatelli* (aus dem *Journ. d. Phys.* Jun. 1812. p. 461). Ökonomisch ist dieses Verfahren gar nicht, wohl aber interessant der Erfolg desselben in wissenschaftlicher Hinsicht. *Versuche mit dem Indig, Waid und Anil*, von *Chevreul*. Bearbeitet (nach den Aufsätzen in den *Annal. d. Chim.* T. LXVI p. 5—55 und T. LXVIII p. 254—312) von *A. F. Gehlen*. Eine schöne Arbeit, welche unsere Kenntniss vom Indig und der chemischen Mischung des Waids und Anils um Vieles erweitert. *Vermischte chemische Bemerkungen*, vom Ap. *Gruner* in Hannover. *Bemerkungen über Mineralwasser*, vom Prof. *Döbereiner*. Die Entstehung und medicinische Wirkung der Mineralwasser aus elektrochemischem Gesichtspuncte betrachtet. *Beylage II. Auswärtige Literatur. Über den Salzburger Vitriol*, vom Akad. *Gehlen*. Dieses Vitriol besteht aus Eisen-, Kupfer-, Zink-Oxyd und Schwefelsäure. Durch Auflösung im Wasser und langsames Verdunsten der Auflösung zerfalle er in mehrere einfache Verbindungen (Vitriole). *Über Metallvegetationen*, vom Dr. *Wilh. Zimmermann* (aus dessen Einladungsschrift „über einige die Metallvegetation begleitende Phänomene" Giessen 1811.). *Über Tellurhydroid* und *I) theoretische Betrachtungen*, von *Humphry Davy*. (Ist der Schluss von einer grossen Vorlesung *D's.*, welche in diesem Journal theilweise (Bd. 3 S. 534—552 und Bd. 4 S. 509—545) mitgetheilt wurde. *II) Theoretische Bemerkung zur Einleitung weiterer Forschungen*, vom Prof. *Döbereiner*. *Untersuchungen über die gegenseitige Zersetzung der unauflöslichen und der auflöslichen Salze*, von *Dulong* (übers. aus den *Annal. de Chim.* T. 82 p. 273 f.). Ein Beytrag zu *Berthollet's* Theorie der chemischen Verwandtschaften. *Über Zersägung des Gusseisens bey Rothglühhitze.*

Sechster Band. Über die Gewinnung des Indigs aus Waid, vom Akad. *Gehlen*. — Eine Abhandlung voll wichtiger Erfahrungen und Beobachtungen, die nicht bloss dem wissenschaftlichen Chemiker, sondern insbesondere denjenigen höchst willkommen seyn müssen, welche sich mit der Gewinnung des Waidindigs im Grossen beschäftigen. — Es ist Schade, dass Hr. *Gehlen* unterlassen hat, Versuche über das Verhalten des Waidauszugs im Kreise der elektrischen Säule anzustellen. Wir glauben, dass diese mehr als alle anderen fähig seyn möchten, uns nicht nur über die eigentliche Natur des Indigs, sondern auch über die Natur und Beschaffenheit des Stoffes, mit welchem der Indig im Waide verbunden ist, zu belehren, und so zugleich die zweckmässigsten Mittel und Wege (wenn es deren noch zweckmässigere, als die die jetzt bekannt sind, giebt) zur Gewinnung desselben anzuzeigen. *Über die chemische Ausmittelung des Arseniks in medicinisch-gerichtlicher Hinsicht*, von Dr. *N. W. Fischer* zu Breslau. Eine sehr gute Zusammenstellung und Prüfung der längst bekannten und einiger neuer Momente, um das Daseyn des Arseniks zu beweisen. *Analytische Versuche über die Meerzwiebel*, von *Vogel* in Paris. Durch diese Versuche wird dargethan, dass die Meerzwiebel eine eigene Substanz (*Scillitina*) enthalte, welche die vorzüglichsten Heilkräfte derselben in sich zu vereinigen scheint. *Über die Veränderung des Milchzuckers durch Schwefelsäure*, von *Gehlen*. Hr. *G.* machte die höchst wichtige Beobachtung, dass der (sehr süsse) Milchzuckersyrup bey der Krystallisation Krystallen bilde, die „noch unschmackhafter als der Milchzucker selbst sind." *Über die nasse Vergoldung auf Stahl* (von *Gehlen*). *Versuch, die chemischen Ansichten, welche die systematische Aufstellung der Körper, in meinem Versuch einer Verbesserung der chemischen Nomenclatur* (welche sich im *Journ. de phys., de chim. et d'hist. nat.* Oct. 1811 befindet), *begründen, zu rechtfertigen*, von *Jac. Berzelius*. Eine höchst wichtige Abhandlung, in welcher der berühmte Forscher 1) die Grundzüge einer elektrochemischen Theorie, 2) seine neuen Untersuchungen und Entdeckungen über die Oxyde des Antimons, des Zinns und ihr chemisches Verhalten und über andere Gegenstände darlegt. *Vermischte chemische Bemerkungen*, vom Prof. *Döbereiner*. *Einige Erfahrungen über die Darstellung des Sauerstoffgases aus oxyhalogenirtem Kali*, von *Ch. Fr. Bucholz* — nicht unwichtig. *Einige Versuche über die Unschädlichkeit der mit Bley versetzten zinnenern Gefässe*, vom Ap. *Gummi* zu Culmbach. — Sehr beruhigend für Alle, welche Bleyvergiftung vom Gebrauche bleyhaltiger zinnener Gefässe befürchten.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

NATURWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik* u. s. w. IV — IX Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Auflöslichkeit des weissen Arseniks im Wasser quantitativ bestimmt, von *Klaproth*. — Über denselben Gegenstand, von Dr. *N. W. Fischer*. — Zwey in chemischer, pharmaceutischer und medicinisch-gerichtlicher Hinsicht höchst wichtige Abhandlungen, denen der Herausgeber in einem Nachschreiben recht schöne Bemerkungen und Ansichten über die hier erzählte Verschiedenheit der Auflöslichkeit des Arseniks beygefügt hat. *Tantalit in Bayern* (von *Gehlen*). *Chemische Untersuchung der aus dem Unterleibe einer am Kindbettfieber gestorbenen Kranken genommenen Absatz-Materie*, vom Prof. *Kastner*. *Über die Mischung der Meteorsteine*, vom Akad. *Gehlen*. — Einzelne (kleine) Bemerkungen über Natron-, Talk- und Chrom-Gehalt mehrerer Aërolithen. *Über die Existenz des Schwefels in der Galle*, von *A. Vogel* in Paris. Hr. *V.* thut dar, dass die Ochsengalle auch Schwefel oder Schwefelwasserstoff enthalte. *Beylage III. Über die thonerdigen Verbindungen und deren Anwendung in den Druckereyen und Färbereyen*, von *W. H. Kurrer*. Es sind interessante Erfahrungen und Versuche über die Anwendung der verschiedenen Thonsalze, als Vorbereitungsmittel zur Erzielung schöner Farben in der Färberey und Zeugdruckerey, welche der als wissenschaftlich-technischer Chemiker bekannte Hr. *Kurrer* uns hier mittheilt. *Vergiftungs- und Entgiftungs-Geschichte*, aus einem Briefe des Hn. Geh. Raths *v. Goethe*, mitgetheilt vom Prof. *Döbereiner*. — Nicht bloss für den Chemiker und Arzt, sondern auch für den Philologen und Rechtsgelehrten interessant. *Kleiner Beytrag zur Geschichte des Goldes*, vom Prof. *Hildebrandt*. *Über Parrot's Affinitäts-Apparat*, vom Prof. *Pfaff* in Nürnberg. Insgesammt kleine, aber gehaltreiche Aufsätze. Das angehängte *Register* zu dem zweyten Jahrgange dieses Journals ist dreyfach, d. h. abgetheilt 1) in ein Verzeichniss der in diesem Jahrgange enthaltenen Abhandlungen nach den Namen der Verfasser, 2) in ein Sachregister und 3) in ein Namenregister. Das Sachregister ist mit einem Fleisse bearbeitet, welcher in der That Bewunderung erregt: dasselbe gewährt den leichtesten Überblick der jährlichen Fortschritte der Chemie in jedem einzelnen Zweige.

Der *VII*, *VIII und IX Band* ist eben so reich an interessanten (Original- und von ausländischen Journalen entlehnten) Abhandlungen über chemische Gegenstände, wie die vorhergehenden. Wir zeigen den Inhalt derselben nur kurz an. Im 7 Bande finden sich wieder höchst wichtige *Beyträge zu der Lehre von den bestimmten chemischen Mischungsverhältnissen*, von Dr. *F. C. Vogel* und *Jac. Berzelius*; dann Abhandlungen: *über die Bildung und Grundmischung der Blausäure*, von *G. F. Hänke*; *über den bey Erxleben gefallenen Aërolithen*, von *Roloff* und *Bucholz*; *über ein neues von Hn. Leithner in Wien entdecktes Verfahren, Platin zu verarbeiten*, von *Gehlen*; *über die Mischung des isländischen Mooses und seine Anwendung als Nahrungsmittel*, von *Berzelius*; *über Auflöslichkeit des Arseniks, und Darstellung desselben aus den damit vergifteten Körpern*, vom Prof. *Bucholz* und Dr. *C. H. Roloff*. Im 8 Bande *über Strassenbeleuchtung mit Steinkohlen durch die Thermolampe*, von *Lampadius*; *über einen Harnstein aus einem Pferde*, vom Prof. *Wurzer*; *über Boraciten und Bernstein im segeberger Gypse*, von *Pfaff* in Kiel; *zur Phytochemie*, von *Döbereiner*; *über die Bunt-Bleiche*, von *Kurrer*; *über den Unterschied der Vitriol- und Schwefelsäure*, *über Analysirmethode der Schwefelwässer*, *über die Entstehung des Schwefelschlamms an Schwefelwasserquellen* und andere Gegenstände, von *Döbereiner*; *über Werner's Zeolith, Hauy's Mesotype und Stilbite*, von *Gehlen*; *über die Mischung der Elster-, Brombacher- und Schönberger- Mineralwasser*, von *Lampadius*. Im 9 Bande *über Gegenstände der Chemie der Metalle* und *über halogenirte Alkalien*, von *Döbereiner*; *über das Gediegen-Eisen von der Collina di Brianza*, von *Gehlen*; *über Gegenstände der Phytochemie*, von *Schrader* und *Döbereiner*; *über die Mischung des warmen Badewassers zu Baden*, von *C. F. Salzer*; *über den Schwefelkohlenstoff*, von *Berzelius*; *über das Brennen*, *über die elektrische Leitungsfähigkeit verschiedener Gasarten*, *über Acidität und Alkalinität* u. s. w. von *Th. v. Grotthuss*; *über die chemische Mischung der Arakatscha*, von *Lampadius*; *über die Zusammensetzung der thierischen Flüssigkeiten*, von Ber-

zelius, und viele andere gehaltreiche Auffätze vom Herausgeber und anderen deutfchen Chemikern (*Fifcher*, *Gärtner*, *John*, *Hildebrandt*, *Jordan*, *Körte*, *A. Vogel* u. f. w.), fo wie mehrere, von ausländifchen Journalen entlehnte, höcft wichtige Abhandlungen, deren Gegenftände zu nennen uns der beengte Raum nicht geftattet.

Man fieht aus diefer gedrängten Darftellung des chemifchen Inhalts, wie reich Hr. Prof. *Schweigger* den 2 und 3 Jahrgang feines Journals ausgeftattet, und wie thätig er fich dadurch für die Cultur der Chemie in Deutfchland aufs Neue gezeigt hat. Möge er in diefer fruchtbringenden Thätigkeit beharren, und fortfahren, durch fein Journal, welches fich bereits nicht blofs den Chemikern und Phyfikern, fondern auch allen wiffenfchaftlich gebildeten Technikern, Pharmaceuten, Agronomen u. f. w. unentbehrlich gemacht hat, die Producte des Fleifses und die Refultate des Forfchens in- und ausländifcher Chemiker immer fchnell zu verbreiten, und fo unter unferen Landesleuten immer mehr das Streben nach höherer Ausbildung und nach Unübertrefflichkeit in diefem grofsen und fchön bebauten Felde menfchliches Wiffens zu wecken.

D — r.

Wir laffen nun die Abhandlungen phyfikalifchen Inhalts nach der Ordnung der Bände und Hefte folgen.

IV Bd. Heft 1, S. 116. *Über Gediegen-Eifen und befonders über eine noch nicht bekannte, im Mayländifchen gefundene Gediegen-Eifen-Maffe*, von *Chladni*. — Beylage S. 1. *Chronologifches Verzeichnifs der herabgefallenen Stein- und Eifen-Maffen*, von demfelben Vf. — S. 20 Nachfchreiben des Herausgebers *über einige von Hn. Chladni erwähnte neuere Steinfälle*. — Heft 2, S. 177. *Einige Bemerkungen über Hn. Configliachi's Prüfung meiner Theorie der elektrifchen Meteore*, von *Prechtl*. Ein Streit, der grofsentheils über Begriffe, die nur unter Vorausfetzungen Bedeutung haben können, geführt wird. Beylage S. 1. *Bemerkungen zu Chladni's chronologifchem Verzeichnifs der vom Himmel gefallenen Steine*, von *Kanne*; in phyfikalifcher Hinficht nicht bedeutend. — Heft 3, S. 238. *Nachtrag zu den Verfuchen über die Grenzen der Verbrennlichkeit gasförmiger Flüffigkeiten*, von *Theod. v. Grotthufs*. Wir haben diefes Auffatzes fchon unter den chemifchen Abhandlungen gedacht; hier müffen wir Erinnerungen nachtragen, die von Seiten der mathematifchen Phyfik gegen einige in demfelben vorkommende Sätze zu machen find. Der Vf. findet nämlich S. 245 die bewegenden und chemifchen Kräfte rückfichtlich auf die Zeit, darin fie exiftiren (das heifst doch wohl, in welcher fie wirken), mit einander im Gegenfatz. Es fey, meint er, genugfam aus den Sätzen der Mechanik bekannt, dafs die phyfifche Wirkung einer Kraft, die *Wirkung auf Maffen*, dergeftalt vom Element der Zeit beftimmt werde, dafs jene Wirkung $= \frac{1}{\infty}$ (d. h. $= 0$) fey, wenn die Zeit derfelben unendlich klein ift. Ganz anders verhalte es fich dagegen mit der chemifchen Attraction, mit der *Wirkung* der Kraft *auf die Elemente* der Körper, bey welcher die *Zeit der Wirkung allemal ein Infinitefimum fey*. Niemand habe bis jetzt zwey fich chemifch anziehende Körper unter Umftänden, wo nichts ihrer Wirkung hinderlich war, auch nur 0,000001 einer Secunde in Berührung gebracht, ohne dafs nicht fogleich eine Wirkung erfolgt wäre, welche der Anzahl der in der Affinitätsfphäre befindlichen Berührungspuncte entfprochen hätte. Wenn alfo (!?), fchliefst unfer Vf., in der chemifchen Attraction das Element der Zeit ein endliches wird: fo fchwindet die Wirkung der Kraft, und wird ein Minimum $= 0$; fchwindet hingegen das Element der Zeit, und wird ein Unendlichkleines: fo fteigt die Wirkung der Kraft, und erreicht ihr Maximum; *das man für jeden befonderen Fall als ein Unendlichgrofses anfehen kann*. — Hier ift faft jeder Satz zu berichtigen. Zuerft unterfcheidet der Vf. fchon ohne Grund die mechanifchen Kräfte von den chemifchen, indem er jene als *wirkend auf Maffen*, diefe als *wirkend auf Elemente* charakterifirt. Wirkt nicht die Schwerkraft, wie jede durchdringende, auf jedes Element der fallenden Körper? Zweytens aber ift es auch nichtig, dafs die phyfifche Wirkung einer Kraft in unendlichkleiner Zeit $= 0$ fey. Der Vf. fcheint hier die *ganze Wirkung* mit der *Wirkung überhaupt* verwechfelt zu haben. Jene, die ganze Wirkung, füllt die Zeit aus, die von dem Augenblick an, in welchem der Beharrungsftand der Körper, die fie betrifft, geftört wurde, bis zu demjenigen verfliefst, in welchem eben diefe Körper wiederum in Beharrungsftand kommen; fie würde nicht Statt finden, wenn nicht in jedem, noch fo kleinen, Augenblick ihrer Dauer *Wirkung überhaupt* vorhanden gewefen wäre. Das vom Vf. für feine Meinung S. 246 angeführte Beyfpiel zweyer fehr ungleicher Gewichte, die an den beiden Enden eines, über eine Rolle geführten, Seidenfadens aufgehängt find, bey welchen, wenn man das gröfsere aus einer gewiffen Höhe plötzlich fallen läfst, der Seidenfaden reifst, ohne dafs das kleinere auch nur um ein Merkliches bewegt werden foll, beweifet vielmehr gegen den Vf. Denn ohne noch manche Umftände diefes Verfuchs, wie doch nöthig wäre, befonders zu berückfichtigen, fragen wir den Vf. nur, ob das Dehnen und Zerreifsen des Seidenfadens keine Wirkung feyn foll, oder ob er verlange, dafs das gröfsere Gewicht auf das kleinere wirken folle, ohne diefs zuerft auf den, feine Wirkung vermittelnden, Seidenfaden zu thun. Um fich endlich aber ganz von der Unrichtigkeit feines Satzes zu überzeugen, erinnere fich der Vf. nur an das, was beym Stofse harter Körper auf einander erfolgen mufs; hier ift die Wirkungszeit ein Unendlichkleines, die Wirkung aber keinesweges $= 0$, fondern ein veränderter Bewegungszuftand des geftofsenen Körpers. Die Art, wie der Vf. die phyfifchen Wirkungen der Kräfte charakterifirt, ift alfo ungegründet, und fchon hiemit fiele der von demfel-

ben zwischen jenen und den chemischen Wirkungen aufgestellte Gegensatz weg. Aber auch seine Charakterisirung dieser chemischen Wirkungen kann unmöglich zutreffen, wenn anders diese Wirkungen von endlicher Grösse seyn sollen. Denn nach unserem Vf. ist *die Zeit der chemischen Wirkung allemal ein Infinitesimum*, womit unstreitig nach dem ganzen Zusammenhange ein Unendlichkleines gemeint ist; in unendlichkleiner Zeit soll aber eben diese Wirkung auch in ihrem Maximo sich befinden, welches nach dem Vf. in jedem besonderen Falle als ein Unendlichgrosses anzusehen ist: also ist die chemische Wirkung der Kraft *allemal* ein Unendlichgrosses. Was würde diess aber anderes heissen, als: jedes chemische Element ist im Stande, jedes andere, durch dasselbe anziehbare, aus jeder Verbindung zu lösen; ein Satz, den schon wegen des in ihm liegenden Widerspruches unser Vf. schwerlich unterschreiben würde.

Bd. V. Heft 1, S. 8 der Beylagen. *Schreiben des Hn. Prof. Parrot zu Dorpat an den Hn. Prof. Heinrich zu Regensburg.* Hr. *Parrot* hatte gegen Hn. *Carradori* behauptet, dass die Öle *bloss durch Erhitzung* verdampfbar seyen. Hr. Prof. *Heinrich* war auf *Carradori's* Seite getreten, und hatte das Betragen des Hn. *Parrot* eine Arroganz genannt; diess entschuldigt den, wie uns scheint, etwas zu heftigen Ton, mit welchem Letzterer im vorliegenden Aufsatze sich vertheidigt. Die Wahrheit liegt übrigens, unserem Bedünken nach, nicht, wie Hr. *Heinrich* in seiner S. 17 folgenden Antwort sagt, in der Mitte; sondern selbst nach den von Letzterem angeführten Stellen seiner Abhandlung über die Posphorescenz der Körper u. s. w. ganz auf Hn. *Parrots* Seite. Denn bey gehöriger Erhitzung der fetten Öle steigen unter starkem Aufwallen in der Flüssigkeit Luftblasen auf (welches, das Aufwallen nämlich und Kochen, Hr. *Carradori* insonderheit auch geleugnet hatte); es entwickelt sich zugleich ein Dampf, der durch Erkältung wiederum zu einer ölartigen Flüssigkeit wird. Wollte man aus dem Umstande, dass diese ölartige Flüssigkeit nicht mit dem gekochten Öle identisch ist, einen Einwurf gegen Hn. *Parrot* hernehmen: so würde man auch leugnen müssen, dass der Wein durch Erhitzung verdampfbar sey, weil der erkältete Weindampf nicht wiederum Wein darstellt. Heft 2, S. 215: *Über die Lichterscheinung bey Abschiessung einer geladenen Windbüchse*, von *Theod. v. Grotthuss.* Eigentlich nur Zweifel gegen Hn. *Charles* Behauptungen über die Unfähigkeit jener Lichterscheinung zu zünden, und Vorschläge zu neuen entscheidenden Versuchen. Heft 4, S. 398. *Oersteds Ansicht der chemischen Naturgesetze durch die neueren Entdeckungen gewonnen*; als Einleitung zur folgenden S. 401 anfangenden Abhandlung desselben Verfassers, *über die Hervorbringung der Wärme und daraus abgeleitete Gesetze derselben.* Da diese Abhandlung im Zusammenhange mit einem grösseren Werke des Hn. *Oersted* steht, welches uns noch nicht zu Gesichte gekommen: so müssen wir zuvörderst erwarten, ob dieser Zusammenhang manche Erinnerungen erledigen werde, die gegen einige von Hn. *Oersted* hier aufgestellte Sätze wohl zu machen wären. In Rücksicht der Darstellungsart dieses Aufsatzes dürfen wir inzwischen nicht unbemerkt lassen, dass wir wünschten, Hr. *Oersted* hätte im Ausdruck seiner Sätze sich näher den Erfahrungen angeschlossen. Unserer gesammten Naturwissenschaft liegt die Absicht zum Grunde, die Chiffernsprache der Natur in die Sprache der Gedanken zu übersetzen, von welcher der schriftliche Ausdruck dann ein äusserer Wiederschein ist: es liegt also ausserordentlich viel daran, jene Gedankenzeichen so zu wählen, dass sie der Art und den Verhältnissen der Naturchiffern möglichst genau entsprechen; nur dann erst lässt sich hoffen, das Gedankenzeichen werde allen Verbindungen widerstreben, die dem Naturzeichen nicht gemäss sind.

Bd. VI. Heft 1, S. 14. *Über den Ursprung der Meteorsteine*, von *R. L. Ruhland.* Vermuthungen, wie es der Gegenstand nicht anders erlaubt. Hr. *Ruhland* ist für den atmosphärischen Ursprung. Bey der Aufzählung der Verhältnisse, unter welchen Meteorsteine gefallen sind, war zu erinnern, dass man aus Mangel einer hinlänglichen Zahl *genauer* Beobachtungen nicht erwarten dürfe, aus den aufgezählten Verhältnissen das Gesetzmässige in denselben, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, herauszufinden. Übrigens macht sich Hr. *Ruhland* die Widerlegung des kosmischen Ursprungs der Meteorsteine etwas zu leicht. Aus der schiefen Richtung ihres Falls gegen den Horizont, ihrer (nach dem Ausdruck des Vfs.) geringen Fallkraft, und der langen und ungleichen Dauer ihrer Erscheinung ist gar kein Grund gegen jene Hypothese herzunehmen. Denn wenn man dem Mathematiker erlaubt, für den Augenblick, in welchem sich die Kraft der Erde des Steins mit Übergewicht bemächtigt, einen, für diesen Fall möglichen Ort desselben nebst der Richtung und Geschwindigkeit seiner Bewegung nach Willkühr zu setzen: so wird er jedes beobachtete Bewegungsverhältniss der Erscheinung vor und bey dem Zusammentreffen des Steins mit der Erdfläche völlig genau darstellen können. Benutzen nun ausserdem noch die Vertheidiger des kosmischen Ursprungs der Meteorsteine die Möglichkeit eines in höheren Räumen Entzündung gebärenden chemischen Processes, den ja auch die gegenseitige Meinung zu Hülfe rufen muss: so erhalten sie Mittel genug, die begleitenden Dunstwolken, die Ungleichheit der Bahn und das Wiederaufhüpfen der Meteorsteine beym Auffallen hinreichend zu erklären. Sie würden natürlich nicht behaupten wollen, dass *alle* anderen, mit den Steinregen in *einigen* Stücken ähnlich erscheinenden Meteore desselben Ursprungs seyen. Dann bliebe von allen Gegengründen des Hn. *Ruhland* nur der einzige von Bedeutung, dass man die Wolke, aus welcher Steine niederstürzten, in einigen Fällen lange Zeit vor dem Steinregen will gesehen haben. Waren diess aber Fälle, bey welchen eine genaue Beobachtung Statt fand? und lässt nicht vielmehr der heitere Himmel, der bey den meisten die-

ser Meteore vor und während ihrer Erscheinung als etwas Sonderbares ausdrücklich bemerkt wird, vermuthen, die Wolken seyen in jenen Fällen nicht wesentlich mit dem Steinregen verbunden gewesen? — Endlich waren bey der Widerlegung der von Hn. *Ruhland* bestrittenen Meinung auch nicht die negativen Gründe für dieselbe zu übersehen, von welchen wir hier nur den von den Folgen der plötzlichen Consumtion eines in den oberen dünnluftigen Räumen der Atmosphäre sehr grossen Volumens Materie namhaft zu machen brauchen. Man würde uns inzwischen missverstehen, wenn man aus diesen unseren Erinnerungen gegen Hn. *Ruhland* schlösse, dass wir der Meinung, die er bestreitet, selbst zugethan wären; vielmehr hängen wir keiner bisherigen Hypothese über die Steinregen auf eine Weise an, die uns verhinderte, uns dem leichtesten Ausschlage auf die eine oder die andere Seite hinzugeben. — Heft 2, S. 177. *Über die farbigen Säume der Nebenbilder des Doppelspaths mit besonderer Rücksicht auf Hn. v. Goethe's Erklärung der Farbenentstehung durch Nebenbilder*, vom Hn. Prof. *Pfaff* in Kiel. Die in diesem Aufsatze besprochene Erscheinung soll nach einer, später Bd. 7, S. 254 vorkommenden, Notiz des Hn. Prof. *v. Münchow* zu Jena vom Vf. nicht vollständig aufgefasst seyn. Hr. *v. Münchow* hat die Erscheinung, auf welche, seiner Meinung nach, die in diesem Aufsatze mitgetheilten Wahrnehmungen sich beziehen, seitdem in *Gilberts* Annalen Jahrgang 1813 ausführlich beschrieben, so dass Hr. *Pfaff* jetzt leicht wird entscheiden können, ob jener in seinen Behauptungen das Rechte getroffen habe. Alsdann würde die in Rede stehende Erscheinung mit einer, von dem verstorbenen *Malus* S. 194 seines Werks von der doppelten Brechung aufgeführten, zusammenhängen, die, wie auch Hr. *Pfaff* selbst erwähnt, *Martin* früher schon wahrgenommen hatte. Auf jeden Fall wäre eine fernere Erklärung des Vfs. hierüber wünschenswerth. Beyläufig werden in diesem Aufsatz die Doppelbilder des isländischen Krystalls zur Widerlegung einiger Sätze der Farbenlehre des Hn. *v. Goethe* angewandt, wobey der Herausgeber des Journals die Bemerkung macht, dass Hr. *v. Goethe* in dem Sinne, in welchem beym Doppelspath Nebenbilder vorkommen, die von ihm, zur Erklärung der dioptrischen Farben gebrauchten Nebenbilder nicht nehmen könne, und dass daher durch Hn. *Pfaffs*, von jenen hergenommene Einwürfe die *v. goethesche* Ansicht dieser Farben nicht widerlegt werde. Wenn Hr. *Schweigger* sich erinnert, dass Hr. *v. Goethe* im §. 229 des ersten Bandes seiner Farbenlehre die Doppelbilder des Kalkspaths selbst als eine mit seinen Nebenbildern verwandte Erscheinung zu ihrer näheren Bezeichnung aufführt; dass er ferner ebendaselbst §. 226 die Nebenbilder Arten von Doppelbildern nennt, und dass endlich die Gleichnissreden des §. 232, nach welchen allein es möglich wird, von einem dunkeln durch getrübte Helle gesehenen Grunde und umgekehrt, wie in §. 208, zu reden, auch bey den Doppelbildern des isländischen Krystalls ihre Anwendung finden: so wird er wenigstens geneigt seyn, zuzugeben, dass die *goethesche* Lehre von den Nebenbildern noch näherer Bestimmungen bedürfe, wenn sie von Hn. *Pfaffs*, aus den mehrfach erwähnten Doppelbildern hergenommenen Gründen nicht getroffen werden solle. Übrigens macht allerdings die Lehre von den Nebenbildern in der Farbenlehre des Hn. *v. Goethe* nur eine Hülfshypothese aus, um zu zeigen, *wie* auch die dioptrischen Farben aus dem Gegensatz des Lichts und der Finsterniss geboren werden, in dieser Hinsicht ist sie aber keinesweges in jener Farbenlehre nur Nebensache. S. 205. *Über das doppelte Grau, aus welchem das weisse Licht besteht, und die bloss negative Wirksamkeit der schwarzen Bilder in optischen Versuchen.* Ein Nachtrag zum vorigen Aufsatz von demselben Vf. Heft 3, S. 527. *Magnetismus durch die violetten Strahlen des Prisma erregt*; aus einem Briefe des Hn. Dr. *Schönberg*. Eine Nachricht von Hn. *Morichini's* Versuchen, in welchen er gefunden haben will, dass der äussere Rand des violetten Sonnenstrahls Eisennadeln magnetisire. Der Herausgeber äussert in einem Nachschreiben sehr gegründete Zweifel, welche durch die neueren in Italien und Frankreich angestellten Versuche über diesen Gegenstand eine grosse Bestätigung erhalten haben. Hr. *Morichini* scheint durch die Luft zu finden, und andere, bey so delicaten Versuchen sich leicht einschleichende Nebenumstände getäuscht worden zu seyn.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin* u. *Stettin*, b. Nicolai: *Der Gesandte oder die Vermählung durch Procuration.* Ein Roman aus der Fürstenwelt von *Julius v. Voss*. 1812. 299 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist zu hoffen, dass dieser Roman sein Glück bey der Lesewelt machen werde, aus mehreren Gründen. Schon die Fürstenwelt mit ihren Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten, die von dem Vf. nicht unbeachtet geblieben sind, hat für Viele, und wäre es auch nur der Neuheit wegen, einen eigenen Reiz; dann aber ist auch dem Vf. die Verwickelung seiner Begebenheiten ungemein wohl gelungen, so dass man, indem sich das Abentheuer schon zu seiner Auflösung hinneigt, die Art der Auflösung nicht einmal von Ferne ahndet. Würden sich mit diesen materiellen Vorzügen noch die eines durchaus correcten und ausgebildeten Vortrags vereinigen: so könnte man diesen Roman unbedenklich den vorzüglicheren beyzählen. Aber leider stösst man fast auf jeder Seite auf Stellen wie diese: „Ihre Widersetzlichkeit, sagte der Thronfolger, ist bey Weitem schmeichelhafter für die Prinzessin, als es *ein Begegnen ihres Verlangens* seyn würde.“ Oder: „das afrikanische Ungethüm, in den Menagerie, hinter festen Gittern, wohl gern von Neugierigen betrachtet, *lüftete tausend Haarlocken*, da man es, von allen Banden frey, umhertoben sah.“ — Schliesslich erinnert der Vf., dass ihm die Vermählung eines Herzogs von Braunschweig mit einer Prinzessin von Dänemark, im *sechszehnten Jahrhundert*, den Gedanken an diesen Roman erweckt habe.

F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

NATURWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik* u. s. w. IV — IX Bd.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Band VII. Heft 1, S. 79. *Über die vier magnetischen Pole der Erde, Perioden ihrer Bewegung, Magnetismus der Himmelskörper und Nordlichter; aus einem Briefe des Hn. Dr. Hansen an den Hn. Prof. Oersted.* Blosse Resultate, denen diejenigen kein grosses Zutrauen schenken werden, die da wissen, welchen Irrthümern die Beobachtungen der Abweichung und Steigung der Magnetnadel unterworfen sind. Zudem hat Hr. *Hansen* weder die Methode, nach welcher er die Beobachtungen in Rechnung nahm, noch auch diese Beobachtungen selbst näher bezeichnet. Um die Lage der magnetischen Actionspuncte der Erde mit einiger Sicherheit zu bestimmen, können streng genommen nur neuere Beobachtungen gebraucht werden, und unter diesen wiederum nur solche, die an Orten angestellt wurden, wo man bey hinlänglich genau ausgemittelter Lage des Meridians wenigstens einen grossen Theil des Jahres hinter einander beobachtete. Einzelne, auf dem Meere, selbst mit sehr guten Instrumenten und aller möglichen Sorgfalt und Geschicklichkeit, angestellte Beobachtungen können, wie sich aus *Krusensterns* Reise um die Welt zeigen lässt, bis auf 5° fehlerhaft seyn. Hieraus lässt sich leicht ermessen, welchen Grad des Zutrauens die Beobachtungen der älteren Seefahrer verdienen, die, mit schlechteren Instrumenten sowohl zur Bestimmung des Magnetismus als auch der Azimuthe (eine Bestimmung, die noch immer zu den delicatesten gehört) versehen, solche und noch grössere Fehler vielleicht nur selten vermeiden konnten. Wenn sich nun aber für die Lage der magnetischen Pole in früheren Zeiten wenig mit Sicherheit ausmachen lässt: so fällt die Bestimmung ihrer Veränderungen natürlich noch weit unsicherer aus, so dass man noch nicht einmal mit Gewissheit sagen kann, ob die Bewegungen jener Pole gleichförmig oder, wie neuere Beobachtungen anzudeuten scheinen, ungleichförmig erfolgen. Unter solchen Umständen glaubt Hr. *Hansen* dennoch in den Bewegungen der magnetischen Pole eine Beziehung auf das sogenannte platonische Jahr (d. h. auf die Restitutionsperiode der Äquinoctien) aufzeigen zu können. Wir möchten uns fast anheischig machen, aus den, von Hn. *Hansen* bearbeiteten Beobachtungen Beziehungen auf jede *beliebige* Periode zu finden, wenn uns verstattet wird, was der Vf. des vorliegenden Aufsatzes sich erlaubt hat, statt der Rechnungsresultate ihnen nahekommende Zahlen zu setzen, und wenn wir uns zuweilen derjenigen Beweisart bedienen dürfen, nach welcher Hr. *Hansen* S. 90 aus den unter Nro. 3 und 4 aufgeführten Wahrnehmungen *beweiset*, dass die Südlichter in den Gegenden erscheinen, wo er die beiden magnetischen Actionspuncte der südlichen Halbkugel unserer Erde findet. Auf der Nebelbank der Resultate dieses Aufsatzes sucht der Herausgeber des Journals eine weitere Aussicht in einem Nachschreiben zu gewinnen; wer zum Fussen des festen Grundes bedarf, wird zurückbleiben müssen. Heft 2, S. 254. *Schreiben des Hn. Prof. v. Münchow an den Hn. Prof. Döbereiner über eine Erscheinung am Doppelspath.* Eine blosse Notiz, die, wie schon oben bemerkt wurde, in Beziehung zu Hn. *Pfaff's* im 6 Bande S. 177 vorkommenden Aufsatze steht. — Heft 3, S. 259. *Einige neue Versuche und Beobachtungen über Spiegelung und Brechung des Licht*, vom Dr. *Seebeck*. Dieser Aufsatz ist in Ansehung der darin mitgetheilten Wahrnehmungen unstreitig der interessanteste unter allen physikalischen des Journals. Vorzüglich wichtig ist eine vom Vf. zuerst bemerkte Farbenerscheinung, die beym Durchgange solcher Lichtstrahlen, die *Malus* polarisirt nannte, durch Glaskörper in diesen sich zeigen. Die Art aber, wie Hr. *Seebeck* aus seinen Versuchen folgert, möchte wohl schwerlich die Billigung der Physiker davon tragen. Die meisten seiner, als Resultate aufgestellten Sätze lassen sich in den mitgetheilten Versuchen ungefähr mit eben dem Rechte finden, mit welchem die Scholastiker ehemals aus den ihnen bekannten Erfahrungen behaupteten: die Bedingungen zur Erhebung des Wassers im luftleeren Raume lägen *allein* eben in dieser Leere, die auszufüllen die Natur überall bestrebt sey. Fast auf eine ähnliche Weise glaubt der Vf., die Veränderungen, welchen die Erscheinung der Lichtstrahlen bey ihrem Zusammentreffen mit verschiedenen Körpern unterworfen ist, wären ganz allein durch Beschaffenheiten dieser Körper, keinesweges aber durch Eigenthümlichkeiten des Lichts bedingt. Was insbeson-

dere die, von dem verstorbenen *Malus* behauptete Polarität des Lichts (das heisst in diesem Falle: das verschiedene Verhalten der verschiedenen Seiten eines Lichtstrahls in Beziehung auf seinen Fortgang) betrifft, welche Hr. *Seebeck* bestreitet: so ist darauf schon hinlänglich durch die bekannte Erscheinung hingedeutet, dass die, durch ein Kalkspathprisma gegangenen Lichtstrahlen bey denselben Einfallswinkeln, unter welchen sie die erste brechende Fläche durchschnitten, an einer dritten Brechungsebene derselben Materie nicht allein nicht durchweg dieselben Affectionen zeigen, sondern auch sogar bey einer *blossen* Drehung der brechenden Fläche um 90°, während welcher die Einfallswinkel dieselben bleiben, diese Affectionen verändern und gewissermaßen entgegengesetzte gegen einander vertauschen. Die Versuche des Hn. *Seebeck* können demnach nicht zur Widerlegung jener, von ihnen unabhängig bestehenden, Verschiedenseitigkeit der Lichtstrahlen, wohl aber zu ihrer näheren Bestimmung dienen. In dieser Hinsicht müssen wir aber wünschen, dass auch andere, vorzüglich aber mathematische, Physiker die von unserem Vf. gemachten Versuche mit Sorgfalt auf die *bestimmenden* Bedingungen wieder vornehmen möchten. Übrigens irrt Hr. *Seebeck*, wenn er glaubt, *Malus* Polaritätslehre beruhe auf der Annahme von viereckigen einfachen Lichtstrahlen, und oktaedrisch geformten Lichtmoleculen. Diess ist so wenig der Fall, dass in *Malus Théorie de la double Refraction* von solchen Annahmen, so viel wir uns wenigstens erinnern, durchaus nichts vorkommt. Wohl aber überträgt *Malus* S. 236 des angeführten Werkes die drey rechtwinkligen Axen, die bis dahin der geometrische Betrachtung seiner Phänomene dienten, auf die Lichtstrahlen selber, um ein Schema zu einem allgemeinen Gesetze zu erhalten, womit noch keinesweges diese Axen als physisch vorhanden vorausgesetzt werden. Wiewohl wir auch in einer solchen Voraussetzung wenigstens nichts Beyspielloses finden würden, da ja Krystallisationsformen und Magnet die Möglichkeit bestimmter Wirkungslinien auch in den kleinsten Theilchen genugsam andeuten. — Schliesslich müssen wir diejenigen, die mit Hn. *Seebecks* Wahrnehmungen sich etwa von Neuem beschäftigen sollten, noch auf die neuesten Beobachtungen des Hn. *Biot* über das polarisirte Licht (von welchen wir in unserem Intelligenzblatt 1813. No. 26. aus der *Analyse des travaux de la Classe des sciences mathématiques et physiques de l'institut pendant l'année* 1812 Nachricht gegeben haben) aufmerksam machen, weil wir einen Zusammenhang zwischen diesen und den Wahrnehmungen des eben recensirten Aufsatzes vermuthen. — S. 382. *Einige Nachträge zu den* (im vorgenannten Aufsatze mitgetheilten) *Versuchen und Beobachtungen über Brechung und Spiegelung des Lichts*, vom Dr. *Seebeck*. — Heft 4, S. 432. *Darstellung eines neuen Wärmegesetzes, die Temperatur der Körper an der Oberfläche betreffend*, von *Ruhland*. Versuche und Behauptungen, die Aufmerksamkeit verdienen. S. 479. *Über die neue elektrische Säule des Hn. J. A. de Luc und ihre Anwendung als ein meteorologisches Instrument*, vom Dr. *Schübler*.

Bd. VIII Heft 1, S. 21. *Resultate einer Reihe von Untersuchungen über die atmosphärische Elektricität* vom Dr. *Schübler*. — S. 70. *Dessaignes über die Phosphorescenz der Körper durch den Stoss*, im Auszuge übersetzt von *Ruhland*. Von den, am Schlusse dieser interessanten Abhandlung gezogenen Resultaten scheinen einige doch etwas zu sehr behauptend ausgedrückt. — S. 115. *Dessaignes über das Leuchten der Körper durch Compression*. — S. 125. *Nachschreiben des Herausgebers zum vorgenannten Aufsatz.* Heft 2, S. 202. *Beschreibung des rumfordschen neuen Calorimeters.* Heft 3, S. 352. *Über Erregung des Magnetismus durch den prismatischen violetten Lichtstrahl. Auszug eines Briefes von Moscati an Odier*, eine Nachricht von *Configliachi's* Untersuchungen über den genannten Gegenstand, die gegen *Morichini* ausgefallen sind.

Bd. IX. Heft 1, S. 106. *Nachricht von einigen Erderschütterungen, welche seit dem Monat December* 1811 *in den vereinigten Staaten von Nordamerika Statt fanden.* — Heft 2, S. 111. *Dessaignes über den Ursprung und die Erzeugung der Elektricität*; im Auszuge übersetzt von *Ruhland*. S. 215. *Babini von der magnetisirenden Kraft des violetten Lichts.* Hn. *Morichini's* Wahrnehmungen bestätigend. S. 226. *Über einen zu Lahr bey Strasburg bemerkten Lärm in der Luft*, vom Dr. *Hänle*. Ein gehörter Steinfall. — Heft 3, S. 229. *Über den Einfluss des Lichts auf die Erde* von *Ruhland*. Der S. 232 vom Vf. aufgestellte Satz, dass die Tendenz des Lichts sey, die Cohäsion der Körper aufzuheben, hängt nicht sonderlich mit den angeführten Erfahrungen zusammen, und möchte sich schwerlich durchgängig rechtfertigen lassen. S. 236. *Vogel über denselben Gegenstand.* S. 240. *Über die Quelle des Lichts bey der Verbrennung*, vom Grafen *von Rumford*. Der Vf. zieht aus seinen, für künstliche Beleuchtung folgereichen, Versuchen den Schluss, dass das Licht kein von den leuchtenden Körpern ausgehender Stoff und *überhaupt nicht materiell sey*, weil eine gleiche Menge Brennmaterial derselben Art nicht immer eine gleiche Menge Licht (sollte richtiger heissen Erleuchtung) liefere. Wie, wenn nun aber das Licht bey der Verbrennung aus den umgebenden Körpern nahe an der Oberfläche des leuchtenden Dampfes abgeschieden würde? Dann hinge die Menge des erscheinenden Lichtes stets auch von der Grösse dieser Oberflächen, mithin von dem Verhältniss der Grösse des Dochtes zur Grösse des auf einmal verbrennenden Materials ab. — Heft 4, S. 347. *Untersuchungen über einige Erscheinungen der atmosphärischen Elektricität in den Alpen*, vom Dr. *Schübler*.

Bey jedem Hefte des Journals ist als Beylage ein Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen von Hr. Prof. *Heinrich* zu Regensburg abgedruckt worden. Beym 3 und 4 Heft des 8 Bandes befindet sich von eben demselben eine Untersuchung über die Temperatur von St. Petersburg aus einer Reihe zwanzigjäh-

riger Beobachtungen. Wenn diese Beylagen schon in diesem Journal nicht an ihrer rechten Stelle sind: so ist es doch immer mit Dank aufzunehmen, dass der Herausgeber solche Acten zu künftigen Untersuchungen mit abdrucken lässt.

Was nun im Allgemeinen den Inhalt des physikalischen Theils unseres Journals betrifft: so hat streng genommen der Herausgeber sich dabey nicht in denjenigen Grenzen gehalten, die er jenem Zweige der Naturlehre nach seinem anfänglichen Plane bestimmte, nach welchem er sich allein auf den, in die Chemie näher eingreifenden Theil der Physik beschränken wollte. Mehrere der angezeigten Aufsätze gehören nämlich als Vorarbeiten wenigstens, also ihrer Richtung nach, wenn auch nicht durch die Art ihrer Bearbeitung, offenbar zur mathematischen Physik. Wir wollen inzwischen den Herausgeber desshalb nicht tadeln. Muss nicht durch die Natur der Sache Alles, was unmittelbar nicht bloss das Wissen, sondern auch die Wissenschaft in der Naturlehre fördern soll, jene Richtung haben, da es auf Gesetze über die Veränderungen in den Beziehungen der Dinge, d. h. über äussere, mithin auch räumliche Verhältnisse geht? Wenn nun aber schon aus diesem Gesichtspunct ein Tadel des Herausgebers wegen kleiner Untreuen an seinem ersten Plane ungerecht seyn würde: so kann man nach unseren obigen Ausstellungen es doch nicht ungerecht finden, wenn wir mehrere der recensirten physikalischen Aufsätze von Seiten des Mathemathischen etwas zu mangelhaft nennen. Es giebt allerdings Zweige der Physik, an deren Bearbeitung Freunde der Naturwissenschaft auch ohne die, jedem eigentlichen Physiker durchaus nöthigen mathematischen Vorbereitungsstudien fördernd Theil nehmen können; es mag ferner selbst in anderen Feldern jener Wissenschaft, um neue Erscheinungen zur Sprache und zunächst auch auf Begriffe zu bringen, schon die Kenntniss einiger mathematischer Elementarformen hinreichend, ja vielleicht mehr als hinreichend seyn: nur hüte sich Jeder, ohne Kenntniss der höheren Mathematik streitend oder behauptend Gegenstände zu berühren, die schon auf irgend eine Weise einer tiefer gehenden mathematischen Bearbeitung unterlegen haben; er wird sonst, wie sehr auch ein reines Streben nach Wahrheit ihn leiten möge, wunderliche Irrthümer kaum vermeiden können, und dem Kundigen wenigstens stets auf eben die Weise erscheinen wie Jemand, der sich einbildet eine Sprache zu reden, die er nur eben stammeln gelernt hat.

Es ist nun noch übrig, zwey Aufsätze vermischten Inhalts namhaft zu machen. Der eine findet sich Bd. V, Heft 2, S. 99. Er ist überschrieben: *Über die murrhinischen Gefäße der Alten nebst Bemerkungen über den Stein Yu der Chinesen*, von *Roloff*. Grösstentheils ein Auszug aus einem, über denselben Gegenstand von dem Vf. im Museum der Alterthumswissenschaft mitgetheilten Aufsatze. Nach einer sorgfältigen Zusammenstellung aller, über die genannten Gefäße vorhandenen, Stellen der Alten macht der Vf. es, gegen die Meinung einiger Neueren, höchst wahrscheinlich, dass jene Gefässe aus einer erdigen Masse gebrannt wurden und porzellanartig waren. Der zweyte Aufsatz dieser Art: *über die Krystallisation und die wesentlichen Bestandtheile des Turmalins und Chabasins* vom Prof. *Bernhardi*, findet sich Bd. VI, Heft 4, S. 343.

Zum Schlusse unserer Anzeige wiederholen wir die Wünsche des Rec. vom 1 Jahrgange dieses Journals für das fernere Gedeihen desselben.

a, s, a

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Wiesbaden*, gedr. b. Frey: *Was können und sollen öffentliche Schulen thun, um die studirende Jugend gegen gewisse Modethorheiten unserer Zeit zu verwahren?* u. s. w. 1802. 22 S. 4.

2) Ebend.: *Woher rührt die bey vielen jungen Leuten so gewöhnliche Vorliebe für das Neue?* u. s. w. 1803. 20 S. 4.

3) Ebend.: *Einige Worte an das Publicum über die von gnädigster Herrschaft resolvirte Einführung eines römisch-katholischen Gottesdienstes in hiesiger Stadt* u. s. w. 1804. 16 S. 4.

Drey Einladungsschriften, worin Hr. *Christian Wilh. Snell*, Prof. und Rector des Gymnasiums zu Idstein, die öffentlichen Prüfungen der Schule bekannt macht. Der gelehrte Vf. versteht die Kunst, für solche Einladungsschriften Materien zu wählen, die schon an und für sich selbst in mancher Hinsicht Interesse haben, und dieses weiss er noch, als vertrauter Kenner der neuesten Literatur, durch die Behandlung zu erhöhen. Eine nähere Inhaltsanzeige der drey vorliegenden Progr. wird unser Urtheil bestätigen.

No. 1. Jedes Zeitalter hat seine ihm eigenthümlichen Vorzüge, Fehler und Gebrechen. Die Jugend frühzeitig gegen die letzten zu verwahren, ist Pflicht der Lehrer! — Originelle Köpfe gewannen seit 20 Jahren verschiedenen Wissenschaften, besonders den philosophischen, ganz neue Ansichten ab, und führten sogar neue Systeme auf. Das viele Gute derselben wurde aber durch Verdrehungen, Missdeutungen und falsche Anwendungen, die man von ihren Lehrsätzen machte, theils sehr vermindert, theils völlig vereitelt. Es folgten nämlich Nachbeter-Schwärme, die sich aber dabey so selbstgefällig geberdeten, als wären sie die Erfinder der verkündigten Lehren. Einige von ihnen dünkten sich mit der Zeit zum blossen Nachbeten zu gut; sie wollten als Schöpfer glänzen; gaben vor, Fehler an den Lehrgebäuden ihrer Lehrer entdeckt zu haben, und nahmen sich sogar heraus, die noch unbegründeten Systeme erst zu begründen. Das Geschäft des Ausbesserns trieben sie gewöhnlich so weit, dass von den Behauptungen ihrer Vorgänger wenig mehr übrig blieb. Daher die vielen neuen speculativen Systeme der neueren Zeit! Die Liebe zur Abwechselung ging so weit, dass einer und derselbe sein spec. Glaubensbekenntniss, worin er *jedesmal* die möglichste Befriedigung aller Vernunftbedürfnisse zu finden verkündigte, in 12 Jahren fünfmal abänderte u. s. w. Auftritte dieser Art waren nicht geeignet, der neueren Art zu philosophiren bey Manchen Credit zu verschaffen. — Manche wollen sich dadurch unsterblich machen, dass sie vermittelst der Speculation andere Wissenschaften ganz umzuschaffen suchen. Dabey wird oft viel Scharfsinn ohne sonderlichen Nutzen verschwendet; oft fällt auch dieses Umformungsgeschäft so erbärmlich aus, dass das Gezwungene u. s. w. Jeden davon zurückschrecken würde, wenn nicht das Neue, und das, was Mode ist, so viel Gewalt über viele Men-

ſchen hätte. Dazu kommt noch, daſs die Urheber ſolcher Syſteme mit einem ſo entſcheidenden Tone, ſelbſt unter eidlichen Betheuerungen, davon ſprechen, daſs der Unerfahrene mit dahingeriſſen wird. Man wird kein Beyſpiel von einem Zeitalter oder einer Secte finden, wo man ſich ganz allein *untrügliches Wiſſen* anmaſste, allen Andersdenkenden aber Unwiſſenheit und Irrthum Schuld gab u. ſ. w. Was kann unerfahrenen, aber von ſich ſelbſt eingenommenen jungen Leuten bey ihrem Eintritte in die akademiſche Welt erwünſchter ſeyn, als wenn ſie ein geprieſener Lehrer mit der Verſicherung empfängt: „Wenn ihr die Lehre, die ich euch verkündige, annehmet: ſo ſtehet ihr höher, als alle Weſen, die vor euch gelebt haben; ihr ſeyd dann die Leute, die den Zeitgeiſt machen; von denen das Schickſal der Nationen, ja des ganzen menſchlichen Geſchlechtes abhängt; ihr ſeyd dann berufen, nicht nur die Welt zu belehren, zu erleuchten, und alle Wiſſenſchaften umzuformen, ſondern auch die Völker zu regieren. ... Und was das Allergröſseſte iſt, ihr ſehet dann in der Natur ſelbſt, vor deren fälſchlich vermeinter Allgewalt der groſse Pöbel der Menſchen ohne Unterlaſs zittert, euer eigenes Werk; ihr ſeyd dann frey, unabhängig in der höchſten Bedeutung des Wortes; euere Selbſtthätigkeit iſt durch nichts auſser euch Exiſtirendes, durch nichts Gegebenes eingeſchränkt; die ganze ſogenannte Auſsenwelt iſt eigentlich in euch und durch euch vorhanden; ihr ſelbſt ſeyd die Urheber der Geſetze, nach welchen ihre Veränderungen vor ſich gehen u. ſ. w." Je weniger der Jüngling weiſs, und je ſchlechter er auf die Diſciplinen, die er auf der Univerſität treiben ſoll, vorbereitet iſt: deſto eher wird er dem unſinnigſten aller Gedanken Eingang bey ſich verſtatten, „daſs einige ſublim klingende ſpeculative Sätze hinreichen, eine allgemeine, wohlthätige Revolution im ganzen Gebiete der Wiſſenſchaften zu bewirken; und je weniger er an Geiſtesanſtrengungen gewöhnt iſt, und an Mühe koſtenden Kopfarbeiten Luſt hat: deſto williger wird er das ihm hier verkündigte tröſtliche Evangelium annehmen, daſs der, welcher die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften recht inne habe, Alles, was ſonſt wiſſenswürdig ſey, leicht aus jener herauswickeln könne, mithin gar Vieles, was man ſonſt für nöthig achtete, keinesweges zu lernen brauche u. ſ. w." Der Vf. führt einige betrübte Beyſpiele an. Hier kehrt ein Theolog zurück, und bringt nichts weiter mit, als einen ungeordneten Wuſt von gehaltloſen Spitzfindigkeiten. Glück genug, wenn er nicht die Lehre von dem Ich, das ſich ſelbſt als Subject und Object zugleich ſetzt, und das Evangelium von einer Weltordnung, die ſich ſelbſt macht, auf die Kanzel u. ſ. w. bringt. Lächerlicher iſt aber wohl nichts, als ein Schöngeiſt nach dem neueſten Zuſchnitte. Zu einem ſolchen Weſen wird erfodert: ein Vorrath von erhaben klingenden Paradoxieen, womit gewiſſe Virtuoſen und Tongeber in dieſem Fache das geduldige Publicum zum Beſten zu haben ſcheinen; ... eine Paradoxieenſucht, der keine Ungerechtigkeit zu groſs iſt, die ſogar Geburten einer befleckten Phantaſie zu unſterblichen Meiſterwerken ſtempelt, und die Stirn hat, einen *Hans Sachs* und *J. Böhm*, als die erhabenſten Genies, weit über Dichter wie W. und K. — hinauszuſetzen u. ſ. w. Traurig, daſs mancher ſonſt gute Kopf durch dieſen Taranteltanz für wahre Wiſſenſchaft auf immer verloren geht! u. ſ. w. Öffentliche Schulen können hier viel thun, um ſolchen Mode-Übeln zu ſteuern, und man kann es auch von ihnen fodern. Das kräftigſte Verwahrungsmittel iſt, „daſs die jungen Leute von ihrer Kindheit an *wohl* erzogen und *wohl* unterrichtet; d. h. daſs alle ihre Seelenkräfte, von den zarten Jahren an, auf eine ihrem jedesmaligen Alter angemeſſene Art entwickelt, geübt und in Thätigkeit geſetzt, und ſie in allen zur Nährung und Stärkung des jugendlichen Geiſtes, wie auch zur Bildung und Veredlung des Herzens nützlichen Kenntniſſen, nach einer gründlichen und zweckmäſsigen Methode, unterwieſen werden." Jetzt geht der Vf. näher ins Detail, wo wir ihm nicht weiter folgen können.

No. 2 hängt mit No. 1 genau zuſammen. Wir heben daher nur eines und das andere aus. — Man hat Unrecht, ſowohl die Liebe zum Alten, als zum Neuen, bloſs als Quellen mannichfaltiger Vorurtheile, Verirrungen und Fehler zu betrachten. Wer wird wohl das Verlangen, immer etwas Neues zu lernen, die Liebe zu alten bewährten Freunden, zum Vaterlande u. ſ. w. tadelnswürdig finden? — Der Hauptgrund der Liebe zum Neuen iſt der Trieb des Gemüthes nach einer *gemäſsigten* Beſchäftigung, welcher bey jungen Leuten durch die warme lebhafte und oft ausſchweifende Einbildungskraft verſtärkt wird. Dazu geſellt ſich die gutmüthige Leicht- und Blindglaubigkeit junger Leute; die Gewalt der Sympathie; Unerfahrenheit, und dann beſonders die viel vermögende Eitelkeit. Auf

No. 3 waren wir beſonders aufmerkſam. Wir geben einige Proben. Die Zeit iſt noch nicht lange vorüber, wo der Stolz auf die Aufklärung des Jahrhunderts ſo weit ging, daſs man behauptete: „Die Religion, wenigſtens die poſitive, ſey dem menſchlichen Geſchlechte entbehrlich und unnützlich, wo nicht gar ſchädlich. Aber das Experiment, welches man ſeitdem in einem allbekannten Lande mit dieſer neuen Weisheit angeſtellt hat, iſt in ſeinen Reſultaten ſo ſchrecklich ausgefallen, daſs jetzt der Welt vor dieſem Schierlingsbecher ekelt, womit die Afterphiloſophie des 18 Jahrhunderts das menſchliche Geſchlecht zu vergiften ſuchte." Über die Unempfänglichkeit des groſsen Haufens, durch bloſse Vernunft in den Schranken der Menſchlichkeit gehalten zu werden, hat man ſo ziemlich allgemein entſchieden. „Der wahre Triumph der Vernunft iſt nicht Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt, oder geiſt- und herzloſer Indifferentismus, ſondern ächte Religioſität und feſte Anhänglichkeit an der Kirchengeſellſchaft, zu der man ſich bekennt, im Bunde mit unverſtellter Achtung aller anderen Religionen, in ſofern ſie, was die Hauptſache betrifft, alle eben dieſelbe Tendenz haben — und mit wahrhaft kosmopolitiſchem Wohlwollen gegen Alles, was Menſch heiſst, ohne Rückſicht auf Abſtammung, Volk und Glauben."

Während ſeines Rectorats ſchrieb der Vf. noch vier Schulſchriften, unter dem Titel:

1) *Wiesbaden*, gedr. b. Frey: *Hiſtoriſche Ausführung des Satzes, daſs durch den beſtändigen Wechſel zwiſchen Krieg und Frieden Cultur und Aufklärung des menſchlichen Geſchlechtes von jeher ſehr befördert und immer weiter auf Erden ſind verbreitet worden.* 1798. 32 S. 4.

2) Ebend.: *Einige Worte über den Schulunterricht überhaupt und über die gegenwärtige Lage und Verfaſſung des Gymnaſiums zu Idſtein insbeſondere.* 1799. 16 S. 4.

3) Ebend.: *Kurze Überſicht der gegenwärtigen Einrichtung des Gymnaſiums zu Idſtein.* 1800. 27 S. 4.

4) Ebend.: *De ſeculo romano et ludis ſecularibus Romae olim celebratis.* 1801. 19 S. 4.

Dieſe vier Schriftchen liegen zu weit jenſeits der Zeit der Entſtehung dieſer Zeitung, als daſs wir ſie hier näher berückſichtigen können. P. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

THEOLOGIE.

Ägypten (Kopenhagen, b. Schubothe): *Jesus der Auferstandene.* Nachtrag zur natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth. 1802. 324 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Anhang zur natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth.

Zwey sehr merkwürdige Puncte in der Geschichte Jesu sind der Tod und die Auferstehung desselben. Diejenigen, welche sichs angelegen seyn lassen, Alles in der Geschichte Jesu natürlich zu erklären, kommen bey der Auflösung derselben am meisten in Verlegenheit. Vorliegende Schrift unterrichtet uns auf der einen Seite, wie weit man in der Erörterung dieser Puncte bis jetzt vorgeschritten, und auf der anderen, was noch zu thun übrig gelassen ist.

Die Frage: „Ist die Auferstehung Jesu als eine historische Thatsache zu behandeln, oder in das weitläuftige Gebiet der Geistererscheinungen u. s. w. zu verweisen?" beantwortet der Vf. auf folgende Art. Eine Sinnentäuschung durch Visionen setzt voraus, dass der Geisterseher etwas Ausserordentliches der Art wirklich erwarte. [Wir fragen: immer?] Ihren justizmörderisch (?) hingerichteten Freund wieder unter den Lebendigen zu erblicken, erwarteten aber Jesu Anhänger — *schlechterdings nicht.* Die Frauen, welche in der Morgendämmerung zum Grabe kommen, erwarten so wenig etwas Ausserordentliches, dass sie vielmehr wegen der Wegwälzung des Steines in Verlegenheit sind; und als sie das Grab leer finden, denken sie nicht an das wirklich Geschehene, sondern an ein Entwandtseyn des Leichnames Jesu. Der Auferstandene erscheint zuerst der Maria Magdalena, aber keinesweges geistermässig, sondern in Gärtner-Kleidung. Der Bericht der Frauen däucht den Jüngern wie Mährchen. Die am Abend desselben Tages nach Emmaus wandernden Jünger haben zwar von dem wunderbaren Ereignisse gehört, sie bauen aber *nichts* darauf. Thomas ist ein hartnäckiger Skeptiker. Von einer für Phantasie-Spiele empfänglichen Gemüthsstimmung kann also hier keinesweges die Rede seyn. Auch die Evangelisten erzählen die Sache auf eine solche Art, wodurch sie dem Gebiete der Phantasie entzogen wird. *Alle* stimmen darin überein, dass Jesus aus dem Grabe erstanden sey. Eine solche unvorbereitete Übereinstimmung Vieler auf eine Erfahrung [ist *das* gerade desswegen eine *Erfahrung*, weil es *Alle* erzählen?] kann unmöglich (?) Täuschung seyn. Jesus lässt sich zu essen geben, isst wirklich, und lässt sich betasten. Wäre er auch nur einmal mehreren Jüngern an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit erschienen: so würde dadurch der Verdacht eines Phantasie-Spieles u. s. w. bedeutend unterstützt werden. Diess ist aber so wenig der Fall, dass man von dem Momente, wo er der Maria erscheint, ihn verfolgen, und die verschiedenen Zusammenkünfte mit seinen Jüngern nach ihren Zwischenräumen chronologisch bestimmen kann. [Freylich *kann* — ob aber auch befriedigend? Bloss vermuthen lässt sich nach den Datis, die wir vor uns haben, eine Chronologie, aber wahrlich nicht begründen. Was will man z. B. einwenden, wenn der Gegner sagt: die Weiber kamen zum Grabe, und sahen hierauf, *in Gegenwart* der Maria Magdalena, den wiederauferstandenen Jesus? Matth. XXVIII, 1. 9. Oder auch: Maria Magdalena und die anderen Weiber, so wie Simon und die zwey nach Emmaus gehenden Jünger sahen Jesus an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit? Vgl. Matth. XXVIII, 9 mit Joh. XX, 11 fg. und Luc. XXIV, 13 fg. und 34.] „Wird nun mit Beherzigung aller dieser Umstände in Erwägung gezogen, dass die Berichte der Evangelisten in keinem bedeutenden Widerspruche stehen, dass vielmehr die Art, wie jeder Einzelne seine nächsten Aussager benutzt, und den wundersamen Hergang des Ereignisses nach Massgabe jener Aussagen darstellt, durchaus natürlich ist: so wird auch klar, dass eben durch diese verschiedene Ansicht und Darstellungsweise die Berichte aller vier Evangelisten ein verstärktes Zeugniss der Wahrhaftigkeit und historischen Glaubwürdigkeit erhalten." Hier hüllt sich ja der Vf. in eine Art von Hieroglyphen ordentlich ein! Er wird doch seine Leser nicht betäubt mit sich fortreissen, sondern mit offenen Augen in den Tempel der klar enthüllten Mysterien einführen wollen?! Aber freylich, nach Markus, Lukas und Johannes finden die Weiber das Grab bloss offen, nach Matth. aber wird dasselbe vor ihren Augen durch ein Erdbeben geöffnet; nach Joh. kommt Maria Magd. allein zum Grabe, nach den anderen Evangelisten sind noch mehrere Weiber bey ihr; bald

ist nur *ein Jüngling* im Grabe gegenwärtig, bald sind es *zwey Männer*; bald verwandelt sich jener in einen vom Himmel kommenden *Engel*, und mit diesen geht dieselbe Umwandlung vor u. s. w. Hier ist eine eigene Kunstsprache nöthig, um, *bey allen* Künsteleyen und *Unnatürlichkeiten*, gleichwohl den Nachruhm davon zu tragen, man habe die Geschichte des Propheten von Nazareth *sehr natürlich* erklärt, und viele scharf begründete Facta für's Urchristenthum zu Tage gefördert. Dass Jesus wirklich auferstanden seyn müsse, wird, wie der Vf. meint, psychologisch daraus ganz vorzüglich einleuchtend, dass in so kurzer Zeit eine so *durchaus unbegreifliche Veränderung* mit seinen Anhängern vorging; dass in *derselben* Stadt, wo bey seiner Hinrichtung nicht eine *laute* Stimme aus Furcht vor den Priestern zu seiner Vertheidigung erschallte, sich die Zahl seiner *laut* erklärten Verehrer binnen wenigen Wochen auf mehrere tausend Personen belief; dass Pharisäer, seine erbittertsten Feinde, nach seiner von den Aposteln *laut* verkündigten körperlichen Auferstehung — sogar Befreyer und Vertheidiger der Christen werden, weil nämlich eben eine solche Todten-Auferstehung mit *Fleisch* und *Bein* zu ihren Haupt-Lehrsätzen gehörte, und dass dagegen die Sadducäer eben wegen ihrer Secten-Meinung in desto peinlicherer Verlegenheit sind. „Zur grösseren Bestätigung dieser äusserst wichtigen Ansicht der Sache" bezieht sich der Vf. noch auf „die bestimmtesten Erklärungen des gewesenen Pharisäers Paulus" 1 Cor. XV. Röm. VIII, 11. Sollte wohl der Gegner gegen diese so *zuversichtlich* vorgetragenen Gründe — vielleicht weil der Vf. die Quelle derselben für ganz rein evangelisch hielt! — gar nichts einzuwenden haben? Wir fürchten: nur gar zu viel! Dass bey dem Benehmen der Anhänger Jesu nach seinem Tode, bey ihrem festen Glauben an ihn, irgend eine Thatsache müsse vorausgesetzt werden, leidet keinen Zweifel; aber welche? ob gerade die einer wirklichen Auferstehung Jesu? — diess ist der Knoten, an den der Vf. nicht dachte, und der daher unaufgelöst blieb. Dass die Pharisäer eine Todten-Auferstehung mit *Fleisch* und *Bein* erwarteten, ist eine Behauptung, wofür eine Nachweisung nöthig gewesen wäre. Dass aber gar diese Pharisäer, etwa aus Liebe zu ihrem Lehrsatze, das Factum der Auferstehung Jesu sollten eingestanden haben, wie der Vf. zu insinuiren scheint — ist eine Vermuthung —, die wir bloss *kühn* nennen wollen. Gestanden sie es nicht ein: was wollten sie denn damit für ihre Meinung gegen die Sadducäer beweisen?! — Die peinliche Verlegenheit dieser, an welcher sich, wie der Vf. weiter sagt, ihre pharisäischen Gegner *belustigten* (!), ist daher ebenfalls nichts weiter, als eine Ausmalung der Scene, die gar nicht Statt findet.

Die zweyte Frage: „Darf jenes Ereigniss (die Auferstehung Jesu) als historisch erwiesene Thatsache betrachtet, natürlich erklärt werden, ohne dem über allen Verdacht (eines) absichtlichen Betruges erhabenen Charakter Jesu zu nahe zu treten?", wird so beantwortet. Von einem beabsichtigten Scheintode kann (wenn Jesus gegen den Vorwurf betrüglicher Täuschung gesichert werden soll) gar nicht die Rede seyn. Es lässt sich aus der evangelischen Geschichte beweisen, 1) dass Jesus nie seine körperliche Auferstehung aus dem Grabe vorausgesagt habe. Denn a) die Reden Jesu überhaupt, und die hieher gehörigen Aussprüche insbesondere, sind uns nicht wörtlich, sondern abgekürzt überliefert worden, so wie man sie mehrere Jahre nach seiner Auferstehung verstand. b) Jesu Worte wurden oftmals von seinen Jüngern missverstanden, und diese Missverständnisse durch eingeschobene Auslegungen beygefügt. Es lässt sich 2) beweisen, dass ihm selbst seine Auferstehung etwas Unerwartetes war. Nun wollen wir auch die merkwürdigen Beweise für das eben Gesagte hören. Jesus kann keineswegs von einem bevorstehenden körperlichen Auferstehen am dritten Tage geredet haben; nicht einmal von einem Gemordetwerden konnte er bestimmt sprechen, weil das Sanhedrin noch keinen Schritt gethan hatte, ihn justizmörderisch (?) hinzurichten. [Das Synedrium lasse der Vf. nur hier ganz aus dem Spiele! Und so fragen wir: warum sollte der Erlöser jenes nicht gekonnt haben? Lag denn sein Leiden und Sterben nicht im Plane desselben? Alles, was man bisher dagegen vorgebracht hat, sind blosse Machtsprüche. Der Kürze wegen beziehen wir uns auf *Schmidts Biblioth. für Kritik* u. s. w. B. II S. 442 f. über Joh. III, 14 f. Dass man Hos. VI, 2 auf die Auferstehung des Messias am dritten Tage bezog, erhellet unwidersprechlich aus *Bereschith Rabba* zu Genes. XXII, 4. u. s. w.] Warum bediente sich Jesus in den letzten Tischgesprächen mit seinen Schülern ganz anderer Gründe, um ihren Muth zu stärken, als solcher von einem Auferstehen am dritten Tage? [Ob er es nicht that, das kann der Vf. nicht wissen, weil er ja selbst sagt, die Reden Jesu wären uns bloss *abgekürzt* überliefert worden. Aber wie? wenn nun seine Biographen so sehr bereit waren, ihre Auslegungen seinen Reden einzuschieben, wie z. B. aus Matth. XVI, 21 erhellen soll, warum erweiterten sie nicht eben diese letzten Tischgespräche durch solche Zusätze? — Vermuthlich thaten sie es desswegen nicht, weil Jesus gerade damals über diesen Punct unbestimmt und figürlich sprach, und sie *überall* seine Reden so getreu als möglich wiederzugeben suchten. Ihre Anmerkungen legten sie nicht Jesu selbst in den Mund, wie bey Matth. XVI, 21, sondern sie theilten sie in Parenthesen mit, wie bey Joh. XII, 33. Sollten sich indess keine hinlänglichen Gründe uns darbieten, warum Jesus überhaupt diese Begebenheit seines Lebens etwas flüchtig berührte, und besonders in den letzten Tagen vor derselben bloss figürlich davon redete? — Dieser Gesichtspunct ist unseres Wissens bis jetzt noch ganz unberücksichtigt geblieben.] Wenn man die Versicherung: Ich komme zu euch; euer Schmerz wird zur Freude werden u. s. w., von der Auferstehung nehmen will: wie lässt sich der Zusatz Joh. XVI, 23 damit vereinigen? [Wir glauben, sehr gut. Muss denn gerade ἐμὲ auf Alles bezogen werden? Diess wäre wohl in keinem Falle passend!

Fragen, wie Joh. XVI, 17 vorkommen, fanden nach der Auferstehung nicht mehr Statt. Hiebey muss man stehen bleiben.] Bey dem Tode Jesu glimmte in der Seele seiner Freunde ganz und gar kein Funke der Rückerinnerung einer Prophezeihung von der nach dreyen Tagen zu erfolgenden Auferstehung. [Diess beweist nichts weiter als das, was wir schon oben bemerkten, und dass die Jünger die mehr oder weniger deutlichen Äusserungen Jesu mit ihren messianischen Vorstellungen nicht reimen konnten.] „Die nach Emmaus gehenden Jünger sprechen sogar von dem wichtigen dritten Tage [wir denken, weil es gerade der dritte war!], und doch fällt ihnen Jesu Versprechung nicht ein!!" [Diese zwey Ausrufungszeichen sollen uns wohl daran erinnern, dass der Vf. ein grosses Gewicht auf diesen Grund lege; uns scheint er weit hergeholt zu seyn.] „Ja, was noch mehr, — sie haben schon vom leeren Grabe u. s. w. gehört, — und doch kein Gedanke an Jesu Prophezeihung? —" Nun ja! was soll das?] „Die Evangelisten sind aufrichtig genug, zu gestehen, dass die Deutung solcher Reden Jesu [also hatte doch Jesus *von seiner Auferstehung am dritten Tage* gesprochen?!] erst nach dem wunderbaren Ereigniss geschehen; — — dass vorher die Schrift [von was?] von ihnen nicht verstanden sey. Was will man mehr [wie?], um gewiss zu seyn, dass solche Aussprüche, wie Matth. XII, 39, 40, erst lange nach der Auferstehung geformt wurden?" Waren die Aussprüche vorhanden: so bekamen die für die Jünger leeren Töne natürlich erst dann eine gehörige Form, als sie aufhörten, leere Töne zu seyn, und in Geist übergingen. Vgl. Joh. XIV, 26.] Joh. II, 19 konnten die Pharis. nicht auf seine körp. Auferstehung deuten, und desswegen die Wache beym Grabe anordnen, da selbst die Jünger diese Stelle damals noch nicht so auslegten. [Diess gehört im Grunde gar nicht hieher. Die Jünger und Pharis. mochten diesen Ausspruch deuten, wie sie wollten, daran liegt nichts. Genug, Jesus sprach diese Worte aus, und dachte dabey an seine Auferstehung am dritten Tage! — Schwerlich wird auch auf *diesem* Wege die Wache am Grabe weggeschafft werden können. Oder waren vielleicht Jesu Jünger bessere Interpreten als die Schriftgelehrten?! —] Warum keine Spur in dem Verhöre und in den Spottreden von dieser Aussage? [Matth. XXVI, 61. XXVII, 40. Marc. XIV, 58. XV, 29 kommt sie allerdings vor, aber entstellt, wie schon die Evangelisten bemerken. Begriffen die Gelehrten dieselbe im Sinne Jesu: so hüteten sie sich gewiss, eine richtige Auslegung öffentlich davon zu geben. Die Zeugen sprachen wohl nicht anders, als sie gelehrt worden waren. Wie? wenn man nun dafür Gründe hatte, dass sie gerade so reden mussten, wie sie redeten? u. s. w.] Der Beweis, dass die Auferstehung dem Erlöser selbst etwas ganz Unerwartetes gewesen sey, wird bloss auf Joh. XX, 17 gestützt, wo Jesu zur Maria sagt: „Berühre mich nicht! Ich bin noch nicht zu meinem Vater aufgestiegen." Allein schon *Bolten* bemerkt hier, dass μή μου ἅπτου heisse „*Lass mich los*"; „*halt mich nicht fest*" u. s. w. Es scheint indessen, dass ἅπτεσθαι in unserer Stelle weder *berühren*, noch *loslassen* bedeute. Denn was ist das z. B., wenn Jesus sagt: Berühre mich nicht; *denn* ich bin noch nicht aufgefahren? Freylich unser Vf. weiss sich zu helfen. Er commentirt unsere Stelle S. 129 auf folgende Weise: „Berühre mich noch nicht! Ach, dieser gemarterte Leib blieb für Schmerz empfänglich! Die Wunden, welche die Ruchlosen mir schlugen, schmerzen noch! — Du siehst deinen Freund mit einem schwachen, hinfälligen Körper bekleidet! Noch ist er nicht aufgestiegen zu seinem Gott, und den Leiden des Erdenlebens entzogen!" Hätte das Jesus sagen wollen: so würde er sich wohl so ausgedrückt haben: „Berühre mich nicht; denn meine Wunden schmerzen mich noch." Aber gewiss nicht: „Berühre mich nicht; denn ich bin noch kein Geist!!" Oder: „Lass mich los; denn u. s. w." Gleichwohl sagt der Vf.: „Wem nach allen diesen, nicht gesuchten, (?) sondern in der Geschichts-Erzählung der Evangelisten klar (?) vor Augen liegenden Gründen, die bisher gültige dogmatische Ansicht der Sache — natürlicher dünkt, als der Gesichtspunct, aus welchem in dieser Schrift das wunderbare Ereigniss dargestellt wird, bescheide sich wenigstens, den Vf. keiner *absichtlichen* Verdrehung der Wahrheit zu bezüchtigen." Davon ist Rec. weit entfernt. Er wollte nur zeigen, dass der Weg, den der Vf., an der Hand Anderer, hier eingeschlagen habe, um die letzten Ereignisse in der Geschichte Jesu zu erklären, bisweilen gesucht, dann verfehlt, und am Ende wohl gar der unrichtige sey, so dass ein neuer eröffnet werden müsse.

Die dritte Frage: „Wird nicht durch eine natürliche Erklärung jenes wunderbaren Ereignisses das Wesentliche der Religion gefährdet u. s. w.?" übergehen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, obgleich noch eines und das andere einer Einschränkung bedürftig wäre.

In der vierten und letzten Frage: „Wie lässt sich der Versuch einer natürlichen Erklärung des Wunderbaren und Geheimnissvollen jener Geschichte am zweckmässigsten einleiten?" kommt der Vf. auf die Enthüllung des grossen Räthsels. „Selbst nach dem Ausspruche kunsterfahrener Ärzte, heisst es hier, ist der Augenblick des Todes Jesu, mithin sein wahres Verscheiden, historisch unbestimmbar!" Die Knochen werden ihm nicht zerschmettert; von zwey ihm ergebenen Freunden wird er *behutsam* vom Kreuze abgenommen, und in Zeuge, die reichlich mit flüssigen Spezereyen bestrichen waren, gehüllt. Zu diesen geruchvollen, und stärkenden Spezereyen kam noch die Grabhöhle, welche, im palästinensischen Klima, im Monat *Nisan* gerade diejenige Temperatur des Luftkreises haben musste, welche zur Auflösung flüchtiger Reizmittel am zweckmässigsten ist. Kurz, die weise Vorsehung wusste bey ihrem Lieblinge die gänzliche Zerstörung des Lebens-Princips zu verhüten, und nachher im Verborgenen (in Gemässheit ewig gültiger Naturgesetze) durch treffliche Reanimations-Mittel den Entschlummerten wieder zu beleben. Er stärkt den wankenden Glauben seiner Anhänger;

wirkt so lange es ihm vergönnt ist, und entschwindet den Blicken seiner Jünger, da das Gefühl körperlicher Schwäche baldige Auflösung der irdischen Hülle ankündigt. Zwischen durch wird vermuthet, dass Joseph von Arimathia und Nikodemus, wenn sie die geringste Ahndung der Wiederherstellung des Gemarterten hegten, noch in derselben Nacht die Grabhöhle besuchten, um gleich zur Unterstützung bey der Hand zu seyn. Doch hätte sie auch bloss zärtliche Liebe zum Grabe führen können; die Römer-Wache habe sie für Geister gehalten, und wäre entflohen, (?) und so seyen sie durch Gottes weise Schickung zur Pflege des Wiedererwachten bereit gewesen. Auch sey es gar nicht unmöglich, dass er durch das Erdbeben, oder durch den auf der Grabhöhle niederfahrenden elektrischen Feuerstrahl aus dem Todesschlummer erweckt worden wäre. Hiemit endigt sich die Einleitung. Diesen Stoff, welchen wir im Obigen kürzlich berücksichtigten, sucht nun der Vf. in der Schrift selbst zu verarbeiten. Er weiss Alles so geschickt anzulegen, dass man ihm nicht selten zugestehen muss, die Geschichte habe sich auf diese Art zutragen *können*. Als Dichtung betrachtet, lässt sich daher diese dramatisirte Erzählung ganz angenehm lesen. Begehrt aber der Vf., wie aus Allem ersichtlich ist, dass wir diese Arbeit für etwas mehr als Poesie ansehen sollen: so thut es uns Leid, dass wir nicht beystimmen können. Einige Provincialismen, wie *beschwichtigt* und *Gehöfte*, und Ausdrücke, wie *Beschwörungsformeln plärren*, hätten vermieden werden sollen.

P. W.

Kopenhagen, auf Kosten des Verfassers: *Spicilegium enchiridii exegetici in N. T. seu talis deinceps edendi specimina.* Scripsit *Jo. Lund*, ad coetum Taarnbye V. D. M. 1804. V u. 145 S. 8.

Den hermeneutischen Grundsätzen, welche Hr. *L.* in der Vorrede äussert, kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen. Er dringt auf eine ächte Interpretation, will durchaus nur darauf gesehen wissen, wie die n. t. Verfasser dachten, wie sie überhaupt sich auszudrücken pflegten, und wie sie namentlich für die Personen, denen ihre Schriften bestimmt waren, sprechen mussten. Für zwey Classen von Lesern will er durch das versprochene Handbuch sorgen, für solche, die einige Übung im Interpretiren zur Anhörung akademischer Vorlesungen mitbringen wollen, und für Prediger, die mit der Exegese sich zu beschäftigen fortfahren. (Fodert aber nicht das Bedürfniss der Ersteren ein Hülfsmittel von anderer Art, als das der Letzteren, die nicht mehr Anfänger seyn sollen, und zum Theil auch wirklich es nicht mehr sind?) Der Vf. will in dem Handbuche nicht mehrere Meinungen der Ausleger aufzählen (von welcher Regel doch bey gewissen besonders wichtigen oder sehr schwierigen Stellen eine Ausnahme gemacht werden müsste). Vorstellungen und Sachen, die im N. T. oft vorkommen, und nur durch Zusammenhaltung mehrerer Stellen gehörig zu erläutern sind, will er in Excursen behandeln. Diese, auf Anrathen seines Lehrers, des Dr. *Moldenhawer* in Kopenhagen, übernommene Arbeit glaubt er in drey mässigen Bänden liefern zu können, da er sich kürzer, als Hr. *Rosenmüller* in den Scholien über das N. T., fassen werde. Als Proben sind hier Erläuterungen von Matth. III. XII, 22—45. XIII, 1—23. Joh. III, 1—21. XII, 20—36. Röm. V. 1 Kor. I—III. Hebr. I. II. 1 Petr. I, 22—II, 10, und drey Excurse, über βασιλεία τῶν οὐρανῶν, τοῦ θεοῦ, wie Jesus den Ausdruck gebrauchte, über ἐκπορεύεσθαι und andere damit verwandte Ausdrücke, und über die Parabeln Jesu vorgelegt.

Noch ist, soviel Rec. weiss, von dem Handbuche nichts erschienen. Indess muss man auch, dieser Proben zufolge, wünschen, dass der Vf. mit der Herausgabe noch einige Jahre warten, oder lieber das Werk völlig aufgeben möchte, da eine ächt gründliche und dabey kurzgefasste Erklärung des ganzen N. T. zu geben, ein schweres Unternehmen ist, dem wenige Gelehrte gewachsen seyn werden. Der Vf. zeigt schätzbare Kenntnisse und an manchen Orten eine gute Beurtheilungskraft. Aber nicht überall zeigt sich dieser richtige Blick, so wie man auch die genauere Kenntniss der Sprache mehrmals vermisst. Beyspiele, aus einem einzigen Capitel, dem dritten des Matthäus, genommen, werden schon diess zeigen können. Von mehreren Worten und Redensarten ist hier die Bedeutung zu schwankend, von anderen ist sie unrichtig angegeben; namentlich sind, welches denn freylich eine Sünde vieler Ausleger ist, unstatthafte Emphasen und Erweiterungen der Begriffe angebracht. Das παραγίνεσθαι V. 1 soll, und so auch ἔρχεσθαι an anderen Orten, besonders von dem, der ein Lehramt übernimmt, gebraucht seyn. Ἐξομολογεῖσθαι, das V. 6 vorkommt, drücke, wie הודה, oft *quorumvis sensuum e cogitatione Dei s. nostrae ad Deum relationis ortorum declarationem* aus. Die V. 7 erwähnten Pharisäer und Sadducäer sollen, wegen der Stelle Luc. III, 7. 21, hier soviel seyn, als Menschen aus allerley Ständen, weil die niedrigeren Stände den Ersteren, die höheren den Letzteren anhingen. Bey dem βαπτίσει ὑμᾶς ἐν πνεύματι ἁγίῳ καὶ πυρί V. 11 wird behauptet, das Zeitwort enthalte *notionem abundantiae, tropo ex aquis baptismalibus petito*, πν. ἁγ. bezeichne *potentiam humano modulo majorem*, das Ganze enthalte den Gedanken: *Hunc longe potentissimum esse, vobis constabit, dum poenis gravissimis ab illo adficiemini.* In Joh. III, 11, welche Stelle bey V. 6 herührt wird, soll das Wir auf Jesus und den Täufer gehen. Bey dem εἶδε τὸ πνεῦμα θεοῦ καταβαῖνον ὡσεὶ περιστερὰν ist der Vf. mit sich uneins, oder drückt sich wenigstens unglücklich aus: τὸ καταβαῖνον, meint er S. 10, könne *lumen coruscum per fulgura raptim diffusum* seyn, nachher aber (S. 12) sagt er, in dem τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ ἐρχόμενον ἐπ' αὐτὸν liege diess, *divinitus confirmatos esse certos sensus, persuasiones, consilia.* Eine unnöthige oder vielmehr unrichtige Vervielfältigung der Bedeutungen trifft man nicht selten an, unter anderen in dem Excurs über βασ. τ. οὐρ. oder τοῦ θεοῦ, welchem Ausdrucke Eine Grundbedeutung und sechs daraus abgeleitete beygelegt werden.

P. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 4.

ERDBESCHREIBUNG.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs*, von *F. J. L. Meyer*, Dr. u. s. w. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1803. Erster Band. 342 S. Zweyter Band. 370 S. (2 Rthlr. 12 gr.)

Hn. *M's.* Schriften über Frankreich zeichnen sich alle zu sehr durch mannichfaltige Nachrichten von öffentlichen Anstalten für den Unterricht in Wissenschaften und Künsten, obgleich oft nur aus den wenig genauen Jahrbüchern und Beschreibungen der pariser Speculanten gezogen, und durch allerley Notizen über lebende Gelehrte und Künstler, und auch über die machthabenden und glänzenden Personen der dortigen neuen Welt aus, als dass sie nicht in Deutschland, wo dergleichen gerade vorzugsweise geliebt wird, viele Leser und Freunde hätten finden sollen. Dieses beweist auch die so bald erfolgte zweyte Auflage der vor uns liegenden Briefe, welche mit einzelnen Zusätzen und Erweiterungen vermehrt worden ist. Wäre sie doch auch durch Beschneidung des Überflüssigen und Affectirten verbessert worden! Dieses hätten wir besonders für den schwülstigen, oft gesuchten, dem Gegenstande gar nicht anpassenden und ermüdend breiten Ausdruck gewünscht. Aber leider hat auch dieser seine neuen Zusätze und Erweiterungen erhalten. So setzt Hr. *M.* S. 6 der schon sehr unschicklich angebrachten, göttlichen Grobheit der Herren Athenäer noch die attische Urbanität zu, und S. 53 dem schon sehr ausgemalten Gemälde von der verödeten Stadt Brüssel Folgendes: „Wohlthätig war der Eindruck nicht. Er harmonirte nur mit den Umgebungen in dieser verlassenen Stadt, wie die Begleitung der Harfe zu einem klagenden Adagio." Wahre gefühlvolle Freunde der Tonkunst kennen fast nichts Wohlthätigeres als diese Zusammenstimmung. Aus den kürzeren Worten der ersten Ausgabe Th. I S. 56: Der Schmutz nistet in den engen und finsteren Gassen der Stadt (Valenciennes) und in ihren Häusern mehr, als wie in anderen französischen Städten, — sind in der neuen Ausgabe Th. I S. 51 folgende drey erweiterte Sätze geworden: „Der Schmutz nistet noch in den engen und finsteren Gassen der Stadt und in ihren Häusern. Doch ist die Unreinlichkeit aller Art das Erbtheil dieser Stadt mehr als das vieler anderen französischen Städte; wozu noch die finstere und enge Bauart von Valenciennes kommt; um das Unbehagliche zu vermehren." Der zweyte Satz ist nur der unnöthig erweiterte Schluss des obigen alten Satzes, und der dritte ist eine fast wörtliche Wiederholung seines Anfanges. Gleich darauf S. 54 wird, in einer neu eingeschalteten langen Stelle, die finstere und enge Bauart von Valenciennes noch einmal und noch weit umständlicher ausgemalt, mit dem sehr naiven Zusatze: „damit ich's noch einmal wiederhole." S. 78 der neuen Ausg. hat Hr. *M.* aus dem *bekannten Mamelucken* der ersten Ausg. den Mamelucken-*Knaben* Rustan, und S. 98 den holbeinischen Todtentanz zu einem *albernen* holb. Todtentanz gemacht. S. 106 erweitert Hr. *M.* den kurzen Satz von S. 82 der alten Ausg.: „Einer der interessantesten Gegenstände im Umkreise des Tribunatspallastes ist das Kaffeehaus der Blinden," folgendergestalt: „Einer der interessantesten Gegenstände im Umkreise des Tribunatspallastes, der alle Arten körperlicher und geistiger Genüsse in tausend Auf- und Abstufen in sich schliesst, und sie dem rechtlichen Manne wie dem Gauner, dem Nüchternen wie dem Lüstling, jedem zu Seinem Theil darbietet, ist das Kaffeehaus der Blinden." Was hat der Leser dadurch nun wohl gewonnen? Denn wie oft und wie hundertfältig ist das nicht schon seit *Schützens Beschreibung des Palais royale* gesagt worden? S. 144 der neuen Ausg., wo Hr. *M.* vom Louvre spricht, verändert er „die Wohnung von Künstlern" in „Wohnung von Priestern der Musen und Grazien." „Zu der Scheusslichkeit des Haupteinganges hinter den Zimmern" setzt er noch hinzu: „zu welchen diese Katakombentreppe führt," und weiter hin macht er aus Katakombennacht „*Grabesnacht.*" Was hat der Leser dadurch nun wohl gewonnen? Solche unbedeutende kleine Wortänderungen giebt es fast auf allen Blättern. Der zweyte Band enthält indess auch einige bedeutende Zusätze, wie z. B. S. 97 *über die Handlungs-Akademie in Bordeaux* und S. 107 die Übersicht der Bürgerspitäler daselbst. Da Hr. *M.* einen angesehenen Bürger dieser Handelstadt zum Bruder hat: so konnte er leichter als mancher Andere zu sicheren Notizen der Art gelangen. Mancherley Zusätze, die Diligencen und Wirthshäuser betreffend, werden Manchem Leser auch nicht unwillkommen seyn; wäre nur so manches nicht durch den gesehrobenen kleinlich wichtigen Ausdruck entstellt, wie

z. B. die Täuschung mit der Gastwirthin, der Madame Bertrand in Angoulême. „Der muthwillige Prisen-Capitain (ein Reisegefährte in der Diligence) hatte sich den Tag über angestrengt, uns das Bild dieser Dame mit kühnen Pinselstrichen zu entwerfen. Seiner Beschreibung nach stand in ihr, eine zweyte Madame Very aus den Tuillerien — eine Juno von Angoulême, vor uns. Er hatte unsere Erwartung gespannt durch tragische Erzählungen ihrer Siege über stolze Männerherzen. — Wir kamen an: schon schwebte der Huldigungsgruss auf unseren Lippen: und — ach! ..... gute Matrone von Angoulême! — nie werde ich aufhören — diess schmackhafte Abendessen, die reinlichen Schlafzimmer, die köstlichen Betten deines Hauses zu rühmen, und den Kaper — in die Thürme von Portsmouth zu verwünschen." — Jedoch dieses falsche Pathos und diese poetisch-prosaische Ziererey, die der Gedankenstriche und der Empfindungspünctchen nicht genug haben kann, sind wir an Hn. *M.* gewohnt, und ihm selbst ist beides wahrscheinlich viel zu sehr zur anderen Natur geworden, als dass er noch davon lassen könnte! Stempelt er doch auch die Gardemusikanten in Paris, wie die Blinden in ihrem Kaffée-Keller, zu Virtuosen, und *alle* seine *Freunde* unter den Gelehrten, Künstlern, Staatsräthen und Ministern zu grossen Männern. Doch wer weiss? Die Lobpreisung und Vergötterung der obersten Machthaber und deren Veranstaltungen schien ihm ja auch zur Natur geworden zu seyn, und doch hat er über sie sehr rühmlich den Ton in dieser zweyten Ausgabe bey den meisten Veranlassungen merklich herabgestimmt. Man sehe im ersten Bande S. 101—103, 111, 129, 149, 168, 174 und an noch mehreren Stellen des zweyten Bandes. Die Decke der Verblendung musste endlich wohl von Aller Augen fallen, da die beharrlichsten Lobredner ihre ehemaligen Reden herabstimmen mussten. Dass aber Hr. *M.* dafür nur nicht das bisher genossene Vorrecht einbüsst, von pariser literarischen Speichelleckern seinen freyer urtheilenden Landsleuten als ein Muster der Mässigkeit und Feinheit empfohlen zu werden!

n.

ERLANGEN, auf Kosten des Vfs. u. in Commission b. Gredy u. Breuning: *Meine neueste Reise zu Wasser und zu Land, oder ein Bruchstück aus der Geschichte meines Lebens*, von Dr. *Johann Christian Fick.* Mit 2 Kupfern. 1807. 308 S. 8. (2 fl.)

Die auf 22 Blättern enthaltene Liste von Subscribenten für 1433 Exemplare giebt wohl für den Vf. als Selbstverleger die erbaulichste Lectüre. Eine solche Subscribenten-Liste ist eine wahre Lese-Brandassecuranz; die Habe ist gedeckt und gerettet, wenn auch das ganze papierne Haus durch den Brander irgend eines Recensenten in Staub und Asche verwandelt wird.

Der Vf. nennt seine Vorrede seinen Reisepass, ganz uneingedenk, dass ein selbst verfertigter Pass immer ein *falscher* Pass bleibt. Er macht an alle Recensenten die Auffoderung, das Büchlein überall frey passiren zu lassen. Allerdings wollen wir Hn. *F.* auf seiner Reise ganz frey passiren lassen; nur muss er uns erlauben, ihn zu begleiten, und unsere Bemerkungen über seine Bemerkungen machen zu dürfen. — Als Hauptzweck des Buches giebt der Vf. an, es solle ein Denkmal für vieles genossene Gute während der unglücklichsten Periode seines Lebens seyn. Dieser Zweck ist für des Vfs. Familie, Freunde und Gönner, und für zartfühlende Menschenfreunde gewiss interessant.

Reise von Erlangen nach Hof. Die Abreise geschah am 27 Sept. 1806. Die Aussicht vom Ehrenberge aus, und der dortige Jahrmarkt, werden malerisch beschrieben. Zu Ebermannstadt trifft Hr. *F.* die ersten französischen und baierischen Truppen in Cantonirung an, und er behauptet bey dieser Gelegenheit, dass unter den damaligen verschiedenen europäischen Truppen wohl der baierische Soldat am besten gekleidet und bewaffnet sey. Streitberg, Wüstenstein, das Aufseesthal, Dondorf, Bayreuth und Berneck werden nicht geschildert, sondern nur durchgewandert. *Aufenthalt in Hof.* Allgemeiner Kaffeegebrauch, der wohl auch ausser Hof zu Hause ist. Gesellschaften, und Hauptquartier des Generals Tauenzien. Stellung des Armeecorps. Der Vf. meint, ob man bey der preussisch-sächsischen Armee nicht besser gethan haben würde, über die Gebirgspässe des thüringer Waldes mit der rechten Flanke gegen Königshofen im Grabfelde, mit dem Centrum über Coburg gegen den Mayn, und mit dem linken Flügel bis vor die Schluchten von Berneck zu marschiren. Rec. glaubt, dass die preussische Armee am besten gethan haben würde, wenn sie *gar nicht* marschirt wäre. Eine der sonderbaren Behauptungen des Vfs. ist, dass unsere deutschen Fabriken, wie sie jetzt stehen, das Grab der deutschen Mannheit (?) und die Hauptursache des so allgemein verbreiteten Sittenverderbnisses (?) seyen. Er wünscht sogar, dass das Fabrikwesen in vielen deutschen Provinzen, wie es dermalen besteht, ganz vernichtet werde, damit die dabey an Seele und Körper verkrüppelten Menschen genöthiget werden, sich auf die höhere, die Nation mehr in ihrer Kraft erhaltende Cultur ihres Bodens zu legen. Diese Ansicht ist unrichtig: denn sie verschüttet das Kind mit dem Bade. Das Arbeiten auf dem Felde ist freylich für Geist und Leib gesünder, und im Individuellen einträglicher, als das Arbeiten in Fabriken; im Kriege wird ein Getreideland, wie wir an Schwaben und Baiern sahen, für Ein Jahr zu Grunde gerichtet, und hat sich im darauffolgenden bereits wieder ganz erholt, während ein Fabrikenland, das eben so lange den Krieg auszuhalten hat, für ein Decennium ruinirt ist. Die Cultur des Bodens ist allerdings die erste, und soll keineswegs durch das Fabrikenwesen versäumt werden: aber dieses befördert im Schoosse des Friedens mächtig den Nationalreichthum, und weckt das Genie. Auch begann damals für das deutsche Fabrikenwesen die günstigste Epoche.

Reise über Plauen und Weida nach Gera. Mehr die Beschreibung eines in manche Verlegenheiten,

des ihn umgebenden Kriegsgetümmels wegen, kommenden Begleiters der Armee-Bagage, als eines Reisenden, und jener Gegenden. Hr. *F.* reiset von *Gera* nach *Leipzig* in Gesellschaft des verwundeten Obersten v. Schauroth, und schildert die während der Messe in Leipzig herrschende Verwirrung bey der Annäherung der französischen Heere. Er geht von *Leipzig* über *Düben* nach *Wittenberg* und von da nach *Berlin*. An dem wichtigen 14 Oct. hört er auf dem Wege nach Treuenbriezen unaufhörlich den fernen Kanonendonner. Geselligkeit zu Treuenbriezen und Dialekt. Grosse Zechen für geringe Bewirthung im Gasthofe zum Prinzen von Preussen zu Potsdam. Stimmung, Verfassung und Gerüchte in *Berlin*, welches besonders am 16 Oct. in einem höchst gespannten Zustande des Hoffens und Erwartens war. Der 17 war ein Tag des Schreckens, da den Berlinern officiell verkündet ward, dass der König am 14 eine — Alles entscheidende! — Schlacht verloren habe. Anstalten, welche verrathen, dass das Gouvernement die Hauptstadt in Gefahr glaube. Muthlosigkeit, Flüchten der Habseligkeiten und Verwirrung. Lob des Gasthofes zum goldenen Adler. Sittenverderbniss der grossen Städte. Am 19 Oct. verliess Hr. *F.* Berlin, um über die Oder nach *Stargard* zu gehn. Beschreibung des Finower-Kanals, der Gegend um *Schwedt*, von *Pyritz* und *Stargard*, mit interessanten Bemerkungen. Das Städtchen *Treptow* an der Rega. *Colberg* und dessen Umgebungen. Der Vf. ist der ganz richtigen Meinung, dass die drückenden Frohndienste in Pommern, welche die Bauern den königlichen Domänen-Pächtern oder den adelichen Besitzern leisten müssen, sowohl der Cultur des Bodens als der moralischen Cultur des Menschen äusserst nachtheilig seyen. Doch diess ändert sich nun.

Reise von Lassehne durch das Cassubenland nach der Weichsel. Der Gollenberg. Die seit 1749 eine halbe Meile von Cöslin angelegte Colonie Meyeringen. Das Schloss Hohenfeld. Vor der Stadt *Zanow* kam Hr. *F.* über den Ressbach, der das Gebiet des Fürstenthums Camin von dem schlaweschen Kreise scheidet. Das erste besteht aus den Städten Cöslin, Colberg, Bubliz, den 5 königlichen Ämtern Colberg, Cöslin, Casimirsburg, Bubliz und Coerlin, dann aus 139 Rittersitzen und adelichen Gütern. Wahrscheinlich findet man in Deutschland wenige so kleine Districte, welche der Himmel, wie diese Gegend, mit so vielen adelichen Familien beschenkt hat. Die Städte *Schlawe* und *Stolpe*. Sitten und Gebräuche der Cassuben. Stadt *Lauenburg*. Oliva. Der Karlsberg. Bemerkungen über die Verminderung des Meeres. Wer nur mit einiger Beobachtungsgabe Pommern durchreiset, muss aus mehr als einem Grunde überzeugt werden, dass der grösste Theil des Landes ehemals vom Meere überschwemmt gewesen sey. Der Vf. beweiset diess aus der Ansicht der Oberfläche der Landes. Überall findet man Reihen von Hügeln, von Westen nach Osten, ganz so geformt, wie die See ihre Dünen oder ihren Sanddamm gegen ihre eigene Gewalt bildet; man darf nur an das Ufer des Meeres gehen, die Form der Dünen, wie sie Wellen und Winde bilden, genau betrachten, und die jetzt meistentheils mit Holz überwachsenen, Meilen weit vom Strande entfernten, Hügel damit vergleichen, um die genaueste Ähnlichkeit zu finden. Hr. *F.* hält selbst den Gollenberg bey Cöslin, den höchsten Berg in Hinterpommern, für weiter nichts als eine hohe Düne, wegen des von Westen her ehemals ziemlich ebenen Meeresgrundes so hoch aufgethürmt.

Beschreibung der Stadt *Danzig*, und ihrer Festungswerke. Weder der Reisende noch die Einwohner ahndeten damals das bereits nahe Schicksal der Stadt. Ersterer ging am 19 Nov. über Rostau, Mönchengrebin, Herrengrebin, Woschitz, Stieblau, durch den danziger Werder nach der Weichselfähre bey Pahlschau, wo im Gewühle preussischer Soldaten, Fuhrwerk und Pferde das jenseitige, noch sicherere Ufer des Stromes erreicht ward. Überfährt über die Nogat, und Stadt *Elbingen* und derselben Nahrungszweige und Umgebungen. *Frauenburg*, wo *Copernicus* starb, dessen Leben hier kurz erzählt wird. Stadt *Braunsberg*. Ankunft zu *Königsberg*, einem damals sehr bevölkerten Orte. Man konnte annehmen, dass sich mehr als 25,000 Personen, und zwar meistens die ersten Familien der preussischen Monarchie, dahin geflüchtet hatten. Der König und die Königin befanden sich zwar zu Wehlau; aber das Ministerium und die meisten übrigen höheren Behörden, welche sich von Berlin und anderen Städten entfernt hatten, die königlichen Kinder, und die meisten zur königlichen Familie gehörigen Personen waren zu Königsberg, wo sich auch mehrere Tausend von der Armee Geflüchtete wieder sammelten, wo viele Depots, und viele Recruten zu sehen, und wo, im Vertrauen auf die Russen, trostvolle, freylich in der Folge bald vereitelte, Vorhersagungen zu hören waren. Der Vf. behauptet, dass es kaum eine andere Stadt in Europa giebt, wo sich so grosse Niederlagen von allen Weinsorten, besonders aber französischen Weinen, befinden, als hier, und dass wenige Städte für Frankreichs Handel und Ausfuhrartikel so gewinnreich sind, als Königsberg. An der Universität waren gegen 300 Studirende fast alle aus dem Königreich Preussen und Polen, einige Russen ausgenommen. Unter den höheren Ständen, und unter der besseren Bürger-Classe findet man viele Bildung, eine seltene Gastfreyheit und Urbanität; der niedere Pöbel aber soll einer der schlechtesten seyn, welchen man in irgend einer Stadt finden kann. Reise nach *Pillau*. Ein beträchtlicher Theil der Landzunge zwischen Königsberg und Pillau ist mit dem schönsten Eichen- und Buchen-Wald besetzt, in welchem sich viele Elendthiere aufhalten, jetzt die westlichsten von diesem Thiergeschlecht in Europa. Interessante Beschreibung von Pillau und dem Hafen. Auf dem ganzen baltischen Meere soll es keine so gefährliche Rhede, und keine so gefährliche Einfahrt in einen Hafen geben als hier. Pillau war damals das Depot von einem grossen Theil der

aus den preussischen Provinzen geflüchteten öffentlichen Effecten, besonders aber des königlichen Schatzes, und der meisten öffentlichen Cassen. Nachricht vom Bernstein und von den Bernsteingräbern.

Am 9 Dec. segelte Hr. *F.* aus Pillau auf einem Kauffahrer, einem Zweymaster, ab. Das Schiff war von *Rostock*, hatte ausgeladen, nahm bloss Ballast ein, und war nun im Begriffe, nach seiner Heimath, wie Hr. *F.* nach der seinigen, zurückzukehren. Ein fürchterlicher, mehrere Tage anhaltender Sturm treibt nach *Christians-Oe*, wo das Schiff mit Hülfe der Lootsen glücklich in den Norderhafen kömmt. Es sind hier unter dem 55°, 13' nördl. Breite, und unter dem 32° 27' der Länge von Ferroe, 2 Meilen östlich vom nördlichen Theile von Bornholm, ausser kleineren Klippen, drey Felsen, von den Seefahrern die Ertholms (Erdinseln) genannt, die aber in der dänischen Kanzleysprache von dem grösseren Felsen den allgemeinen Namen Christians-Oe führen. Dieser ist, ausser dem Castell, mit 5 Batterieen, und der von Friedrichsholm, ausser dem Thurme, mit 2 Batterieen befestigt. Für die einlaufenden Schiffe sind alle möglichen Sicherheitsmassregeln aufgeboten. Sobald sich ein Schiff besonders in stürmischer Witterung zeigt, so ist auch gleich der Lootsen-Aldermann mit seinen Leuten und selbst der Commandant aufs thätigste bereit, demselben allen Beystand zu leisten. Es werden die von den Seefahrenden bey stürmischem Wetter und bey dem Einlaufen zu beobachtenden Regeln, das Leuchtfeuer auf dem Thurme, und die hier von der kön. dänischen Regierung zum Vortheil der Bewohner und der Schiffahrt getroffenen Massregeln beschrieben. Man kann im Durchschnitt annehmen, dass jährlich über 300 Schiffe in Christians-Oe Zuflucht suchen, oder ein- und auslaufen. Der Dorsch-, Hering- und Seehunde-Fang ist nicht unbeträchtlich. Von Vögeln sieht man auf diesen Felsen nur Eidervögel, Meven, und kleine Wasservögel. Nachricht von der Insel *Bornholm*, in älteren Zeiten Borndingholm genannt, welche von Colberg 15, und von der äussersten Spitze von Seeland 16 deutsche Meilen entfernt ist, eine länglichtrunde, 5 Meilen lange, und bis dritthalb Meilen breite Figur, und 24,000 Einwohner hat.

Mit Ende Dec. konnte endlich Hr. *F.* bey günstigem Winde abfahren; das Schiff kam glücklich auf die Rhede von *Warnemünde*, und dann die Warnow hinauf in den Hafen von *Rostock*, welches kurz, aber genau geschildert wird.

Nun ging die Reise zu Lande nach *Schwerin*. Auf dem Wege dahin und noch in den Vorstädten waren die traurigen Spuren des unlängst daselbst geführten Krieges zu sehen. Unangenehme Vorfälle auf den Postwagen in Norddeutschland, Grobheit und Ungenügsamkeit der Postknechte und Schaffner, unbequeme Reisewagen, und schlechte Wege. Die Städte *Lauenburg* an der Elbe, und *Lüneburg*. Die lüneburger Haide. Stadt *Celle*. *Hannover* und dessen Umgebungen. Die prächtigen Schlossgebäude von Herrenhausen und Montbrillant mit ihren Gärten. In Betreff des herrschenden Tons zu Hannover sagt der Vf.: Eine Anglomanie hatte alle höheren Volksclassen ergriffen, und man wollte lieber für einen Britten als Deutschen gehalten seyn: Alles dieses hat sich seit der französischen Besitznahme geändert; der ehemalige steife Ton ist ziemlich verschwunden, und hat einem leichteren freyeren Platz gemacht; der sonst so stolze hohe Adel ist umgänglicher geworden, und hat von seinem Kastengeiste Vieles aufgegeben.

Ankunft zu *Eimbeck*, der Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen an der Ilme, und zu *Nordheim* am Zusammenflusse der Rume und Leine, dann zu *Göttingen*, wo Studirende und Einwohner mit Dank die von den Franzosen erfahrene Schonung und Schutz rühmten. In Deutschland giebt es, nach Hn. *F.*'s Urtheil, wohl wenige Gegenden, die einen so traurigen Anblick gewähren, als die Gegend um *Heiligenstadt*, der Hauptstadt des Eichsfeldes. Um *Mühlhausen* bemerkt man mehr Fruchtbarkeit und Wohlstand, aber die Strassen machen der Landespolizey wahrlich Unehre. Durchreise durch *Gotha*, *Schmalkalden*, *Meinungen*, *Hildburghausen*, *Coburg* und *Bamberg*, und Ankunft zu *Erlangen*, zu welcher wir Hn. *F.* herzlich Glück wünschen.

Die zwey Kupfer enthalten eine genaue Zeichnung von Christians-Oe und die Ansicht des Hafens.

Die Lectüre dieser Reisebeschreibung gewährt Unterhaltung, Theilnahme und zum Theil Belehrung. Das Interesse wird dadurch sehr erhöht, dass die Reise durch so viele Städte und Gegenden geht, welchen der Krieg von einigen Wochen eine Celebrität für Jahrhunderte gab, eine freylich theuer bezahlte Celebrität!

LMN.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Leo: *Neue Morgen- und Abend-Opfer in Gesängen nach Herrn Witschel*. Herausgegeben von M. *Heinrich Gottlieb Kreussler*. 1813. 158 S. 8. (12 gr.)

Es sind recht fromme, zuweilen herzliche, aber durchaus prosaische Gedanken, nur in das Gewand von Jamben gekleidet, die uns der Vf. giebt. Man findet hier solche Gedanken für die Morgen und Abende auf alle Wochentage, auf die vorzüglichsten Feste, auf Beichte, Confirmation und Abendmahl, auf die Jahreszeiten u. s. w. Das Vater Unser giebt der Vf. auf verschiedene Art, auch in gereimten Versen, worin es unter andern heisst S. 154:

Unser Flehen sinkt zur Erde!
Ach! was ist der Mensch, dein Kind?
Gieb uns Nahrung, sonder Streite
Guter Vater, nur für heute.

Könnte nicht Mancher davon die boshafte Auslegung machen, der liebe Gott solle nur gutwillig, ohne langen Streit, uns Nahrung geben?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1814.

THEOLOGIE.

1) HALLE, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Judicium criticum de H. E. G. Pauli, Prof. Jen., commentario philologico-critico-historico in N. T.* Libellus, quem amplissimo Philosophorum Halensium ordini pro summis in philosophia honoribus rite capessendis obtulerat *Joannes Samuel Kaulfuss*, Phil. D. LL. AA. Mag. 1803. 63 S. gr. 8. (6 gr.)

2) JENA, in d. akad. Buchhandl.: *Kritik des Commentar's über das neue Testament von Herrn Dr. Paulus.* 1804. IV u. 190 S. gr. 8. (20 gr.)

Der berühmte Commentar des Hn. Dr. *Paulus* über das Neue Test. hat von einem anderen Mitarbeiter eine weitläuftige und gründliche Kritik in der Jen. A. L. Z. 1805. No. 1. 2. 3 erhalten. Wir holen nun hier die Anzeige einiger Schriften nach, welche über jenen Commentar erschienen sind.

Die Urtheile des Hn. Dr. *Kaulfuss* (No. 1) sind ziemlich schneidend, welches an einem jungen Gelehrten um so mehr Tadel verdient, wenn er, wie wir das von dem Vf. rühmen müssen, hervorstechende Talente besitzt. Fast jede Seite dieser Schrift liefert Beweise, wie wenig der Vf. die Tugend der Bescheidenheit zu üben versteht. Wir verweisen nur auf S. 8 u. 17.

Der erste Theil handelt: „*De consilio, quo scripsit hunc comment. auctor.*" Dass ihn Hr. D. *Paulus* blofs für diejenigen bestimmt habe, „*qui ad studia Theologiae accedunt, ita ut praelectiones in academia repetant duce hoc libro*, und für die, „*qui remoti a literatura munere funguntur ecclesiastico*," dafür sprechen zwar auf der einen Seite die vielen Noten und Erläuterungen „*ad modum Minellii*," wie sich Hr. *K.* S. 22 auszudrücken beliebt; aber auf der andern Seite kommen auch wieder nicht wenige Untersuchungen und Hinweisungen vor, die gewiss nicht für die obigen zwey Classen von Lesern allein berechnet seyn können. Auf jenen Gesichtspunct hingesehen, sucht nun Hr. K. S. 12 ff. darzuthun, dass der *paulusische* Commentar nicht nur *überflüssig*, sondern selbst schädlich sey. Aus seiner Beleuchtung desselben, womit sich der zweyte Theil seiner Schrift beschäftigt, soll sogar hervorgehen, „*doctrinam ipsam hoc libro non multum profecisse.*"

Sollen wir unser Urtheil unverhohlen ablegen: so hat Hr. *K.* allerdings manches Treffende gesagt; aber nicht selten übertreibt er auch die Sache, und macht sich dadurch, wenigstens scheinbar, der Parteylichkeit und Undankbarkeit gegen die Verdienste eines Mannes schuldig, der bey vielem Unhaltbaren, Gesuchten und Erzwungenen, doch gewiss auch viel Schätzbares, und manches Vortreffliche in seinem Commentar geliefert hat. Zur Begründung des Ersteren geben wir einige Proben. Καθεξῆς nimmt Hr. K. nicht in der Bedeutung „*nachher, in Folgendem*," sondern *deinceps*, der Reihe nach. „*Deinceps tibi scribam* (Luc. I, 3), *ut facta esse mihi narrarunt.*" — S. 29 wird zwar getadelt, dass Hr. *P.*, um ἄνωθεν zu erläutern, sich auf Joh. III, 3 beziehe, auch bleiben in der Verbesserung die nicht passenden Worte „*bis von der Zeit vor der Geburt Jesu her*" hinweg, indem Hr. *K.* mit Act. 26, 5 (nicht 3) schliesst; aber für diese Auslassung hätten die Worte „*von der Stiftung des Christenthums an*" gesetzt, und gesagt werden sollen, dass ἄνωθεν mit ἀπ' ἀρχῆς V. 2 gleichbedeutend sey. — Bey διέμενε κωφός V. 22 wird mit Recht bemerkt, dass der Vf. habe sagen wollen, „*eum re vera mutum fuisse.*" Vgl. V. 63—65. — Die Worte γινώσκ. ἄνδρα V. 34 heissen auch gewiss nichts anders, als „*einem Manne ehelich beywohnen*," nach 1 Mos. 4, 1. — Über den *Ursprung* der drey ersten Evangelien (S. 33 ff.) lässt der Commentar gewiss sehr viel zu wünschen übrig, und das ist unstreitig der schwächste Theil der drey ersten Bände desselben. S. 39 ff. wird mit Recht in Anspruch genommen, was S. 166 ff. des Commentars zur Vereinigung der beiden Geschlechtsregister Matth. I und Luc. II gesagt worden ist. Das chronologische Datum Luc. II, 2 erklärt Hr. *K.* S. 42 ff. wie billig für falsch. S. 43 kommt derselbe auf die Art, wie man heut zu Tage die Wunder der Bibel zu erklären pfleget: „*ut nostri Neo-theologi miracula explicant, ex omnibus omnia explicari seu potius extorqueri, ut ita dicam, facile poterunt. Haec ratio explicandi prorsus est arbitraria; id enim agunt interpretes, ut miracula illa rationi nostrae cogitandi adaptent, itaque explicent, ut omnia facile ad naturae leges perspici possint. Quae igitur mira videantur, omnia industria expellunt, locosque torquent, ut, quem volunt, sensus extricetur.*" S. 46 erklärt sich der Vf. gegen *P.* Erklärung der *Taufe* und *Versuchung Jesu* mit Einsicht. Es braucht aber bey der Versuchung nicht gerade angenommen zu werden, dass sich Jesus wirklich, wie Johannes und andere Propheten, in die einsame Wüste begeben habe. S. *Schmidts ex. get.*

Beyträge Th. 1 und *Ziegler* in *Gablers Journal für theol. Lit.* B. 5. — Auch über die Erläuterung, die Auferweckung des Jünglings zu Nain und die des Lazarus betreffend, urtheilt der Vf. richtig. S. 50 heisst es: „*At summum sane explicandi artificium auctor noster exhibuit in miraculo de 5000 illis, quos satiavit Christus.*" Die Erklärung von Jesu Wandeln auf (ἐπί) dem Meere ist Hn. *K.* S. 90 ff. vorzüglich anstössig.

Die Sprache des Vfs. von No. 2 unterscheidet sich sehr von der des Hn. *Kaulfuss*. Ohne der Wahrheit im Mindesten etwas zu vergeben, bleibt er jederzeit innerhalb der Grenzen der Bescheidenheit. Unstreitig ist er ein gelehrter, scharfsinniger und origineller Mann. Was er an dem *paulusischen* Commentar als fehlerhaft ausstellt, ist meistens gegründet, und in sofern verdient seine Kritik neben jenem fleissig gebraucht und mit ihm verglichen zu werden; was er aber selbst als das Bessere mittheilt, ist zwar, wie das Ausgestellte, neu und scharfsinnig, allein nicht selten wie dieses verwerflich. Das Kämpfen und Ringen zweyer so origineller Männer nach Wahrheit ist interessant, und giebt oftmals zu fruchtbaren Bemerkungen und Vorsichtsregeln Veranlassung. Eine nähere Darlegung des Inhalts dieser Kritik wird unser Urtheil rechtfertigen.

Der Evangelist (besser der Vf. von Luc. I, 1—25) will ein Factum erzählen. Schloss auch das Volk aus Zacharias Stillschweigen auf eine ὀπτασία: so hielt doch (Pseudo-) Lucas seine Erscheinung für keine Vision. In dem Falle müsste auch Maria den Gabriel in einer Ekstase gesehen und mit ihm gesprochen haben! Und wie kämen dann die grossen Erwartungen in die Seele dieser und jenes? Wie käme Zach. zu einem so langen Stillschweigen? u. s. w. Der Vf. will daher das Erzählte lieber nach dem Schicksal mündlicher Überlieferungen beurtheilen, in welchen oft aus späteren Erfahrungen die frühere geformt wird. Hier wird ja bestimmt angegeben, dass Zacharias Sohn vor dem Messias hergehen solle im Geist eines Elias. Mehrerer Details bedurfte es nicht, um den Vorläufer zu bezeichnen. Die damaligen allgemeinen Erwartungen der nahen Ankunft des Messias dürften den Grund zu dem, was Luc. I. II erzählt wird, gelegt haben. Die Gerüchte davon hatten sich selbst ausserhalb Palästina verbreitet. (Hier hätte sich der Vf. nicht auf die Magier beziehen sollen.) Das Geschäft, diese Zeit auszuspähen, gehörte für die Priester, zu welchen sich auch Zacharias zählte. Dieser Kinderlose that, nach jüdischer Sitte, ein Gelübde, wenn ihm Gott einen Sohn schenke, so wolle er ihn seinem Dienste weihen. Im Tempel, wo er einmal diese seine Wünsche und Entschlüsse dem Herrn vortrug, bestärkte ihn der Hohepriester in seiner Hoffnung. Er machte ihn näher mit jenen Erwartungen bekannt (der Priester den Priester?); stellte ihm vor, dass der Messias nächstens (?) erscheinen werde, und dass wohl gar seine Frau, bey jenem Gelübde, die Mutter des Vorläufers werden könne. „Wärst du und deine Gemahlin aus Davids Stamme: so könnte sie wohl gar das Glück haben, Mutter des Messias zu werden. Diess Glück scheint aber bloss der Maria vorbehalten zu seyn; diese ist, meines Wissens, die einzige (?) Weibsperson, die aus Davids Stamm ist (einer Tradition zufolge soll sie aus dem Stamme Levi herkommen!), und da sie mit Joseph verlobt ist, der ebenfalls sein Geschlecht von David (?) ableitet: so ist sie wahrscheinlich (?) die glücklichste aller Mütter." (Sollte hier nicht Manches gegen den obigen Satz verstossen, dass oft das Frühere nach dem Spätern geformt wird? Und dachte sich wohl Pseudo-Lucas unter Zacharias Erscheinung den Hohenpriester?) Z. äussert Zweifel. Erwarte ruhig, erwiedert der Hohepr., die Erfüllung meiner Zusagen; behalte sie bey dir; beobachte strenges Schweigen (weil er ihm nichts als gewiss angekündigt hatte!). Z. gehorcht; er redet nichts von dem, was im Tempel gesprochen worden war, zum Volke, οὐκ ἠδύνατο λαλῆσαι αὐτοῖς. (Er konnte und durfte doch von anderen Dingen reden. Er war aber nach I, 20. 22 ganz — stumm! Des Vfs. Übersetzung von V. 20 lässt sich nicht rechtfertigen.) Er winkte den im Tempel versammelten Leuten, ἦν διανεύων αὐτοῖς, oder auch: er wich ihnen (ihren Fragen) aus; διέμεινε κωφός, er blieb schweigend (?). Seinem Weibe mochte er den Vorfall erzählt haben. (Das konnte der Stumme nicht. Der Kürze wegen verweisen wir den Vf. an *Schmidts Repertorium.*) Elisab. gebiert einen Sohn; Zach. bricht nun jenes Schweigen; er darf nicht mehr fürchten, wegen getäuschter Erwartungen verlacht zu werden. Die eingetroffene Schwangerschaft der Elisab. macht den Hohenpriester kühn. Er glaubt fest, dass nun auch Maria den Messias gebären werde, und macht sie mit diesen Erwartungen bekannt. Ein Mann Gottes איש האלהים hatte das gethan, und daraus wurde nachher ein Gabriel. Über die Bemerkung zu V. 45, S. 11, kann das angef. Buch verglichen werden. — C. II, 29 übersetzt der Vf.: „Ich kann nun froh diesen Tempel (?) verlassen, denn u. s. w." Wie lässt sich hiemit das Orakel V. 26 vereinigen? Angenommen das, was S. 13 über 4 Mos. 20, 29 gesagt wird: so lässt ja μὴ ἰδεῖν θάνατον auch darüber keinen Zweifel übrig, was man sich bey ἀπολύειν denken soll.

Matth. II, 6 bemerkt der Vf. gegen *Paulus*: die ganze Auslegung sey nicht Sache des Synedriums, sondern des Evangelisten (Referenten). Die Worte wären zwar den Schriftgelehrten in den Mund gelegt: woher aber dem Referenten die so genaue Nachricht, dass jene sie so citirt hätten? Auch will er diese Worte, wie billig, nicht fragweise nehmen. Luc. II, 48 wird mit Recht ὀδυνώμενοι auf γονεῖς bezogen. — Bey den Geschlechtsregistern Matth. I und Luk. III kommt es dem Vf. wahrscheinlicher vor, dass hier Josephs und dort die Genealogie der Maria zu finden sey. (Rec. findet an beiden Orten die des Joseph.) Wolle man υἱὸς Ἰωσὴφ τοῦ Ἡλί durch *Tochtermann* des Eli geben: so sey auch Eli ein Tochtermann des Matthah u. s. w. Weil nach Matth. I, 17 von Abraham bis David, und von David bis aufs babylonische Exil und von da bis auf Jesus jedesmal 14 Glieder vorhanden seyn sollen: so will der Vf., um das fehlende Glied zu ergänzen, unter andern dadurch helfen, dass die dritte Tessaradekade am Schluss folgende Namen enthalte: Ἐλεάζαρ Ματθὰν Ἰακὼβ Ἰωσὴφ Ἄνδρα [illegible]

[illegible]) [illegible] Der Abschreiber hielt ἀνδρί für ἄνδρα, und so machte er aus Andreas, dem Vater der Maria, ihren Mann. Auf diese Art bringt zwar der Vf. die 42 Glieder heraus, aber wahrscheinlicher dürfte auf folgende Weise zu helfen seyn, dass man nach Josias den El- oder Jojakim (S. *Griesbach*) einschiebt, und auf Joseph (den Mann der M.) Jesus folgen lässt. — S. 21 heisst es: „Eifersüchtig konnte Joseph auf die Maria nicht gewesen seyn, denn sie war schwanger erfunden ἐκ πνεύματος" (Rec. fragt, wann? Joseph erfährt das erst vom Engel, nachdem er schon eifersüchtig war. V. 19 ff. wird erzählt, wie ihre Schwangerschaft durch das πνεῦμα ἁγ. V. 18 kund geworden sey.) Da sie nun den Messias gebären sollte: so wollte sie Joseph nicht beschimpfen. Denn wie hätte man die Abstammung des Messias von einem armen Zimmermanne glaublich finden sollen? (Referent lässt ja den Messias vom π. ἁγ. erzeugt werden. Was weiter oben aus *Maimonid.* erwiesen werden soll, ist eine blosse Voraussetzung, wovon der Text nicht das Mindeste weiss, ja die dem τὸ γὰρ κ. τ. λ. V. 20 widerspricht.) S. 26 ff. werden der Hypothese, dass Jesus in einer *traumartigen Vision* oder *Ekstase* versucht worden sey, ganz gute Gründe entgegen gesetzt; aber nun schlägt sich der Vf. selbst auf die Seite derer, die an einen *menschlichen Versucher* denken. Das Synedrium liess den Täufer fragen, ob er der Messias sey. Dieser verneinte es, sagte aber, er sey schon da, aber noch ungekannt. Man war nun auf diesen noch Ungekannten sehr aufmerksam. Der Ruf verbreitete sich, dass eine Stimme vom Himmel einen Mann für den Messias bey der Taufe am Jordan erklärt habe. Einer von den Rathsgliedern und selbst zuweilen der Hohepriester musste diesem Manne nachgehen. War der Urtext hebräisch: so dürfte dieser Nachschleicher der berühmte *Hillel* הילל = Lucifer = διαβολος gewesen seyn u. s. f. Weiterhin versteht der Vf. unter den *Engeln*, die Jesum bedienten, die Johannis-Jünger. — Matth. VIII, 22 versteht der Vf. unter den *Todten* keine *geistig* Todten, sondern *Vergessene*, solche, die für den Jüngling, der dem Begräbnisse seines Vaters mit beywohnen wollte, vergessen seyn sollten. Vgl. Luc. 16, 32. Matth. 19, 29. Eine Interpretation, die alle Aufmerksamkeit verdient. — V. 26 wird die Bedeutung von ἐπιτιμᾶν, *hart über etwas reden*, mit Recht verworfen, weil sich unter andern der Vf. nicht recht vorstellen kann, was Jesus beym Anblicke eines stürmischen Wetters Hartes sollte ausgesprochen haben. Nach ihm will der Evangelist sagen: er bedrohte die Wellen, that einen Machtspruch, welches auch dem V. 27 entspreche. — Matth. V, 3 heisst es: „dass πτωχοὶ auf τῷ πνεύματι bezogen werden müsse, lehret schon die Stellung der Worte. Wollte man μακάριοι und τῷ πνεύμ. mit einander verbinden: so müsste man ja wohl auch im 8 V. τῇ καρδίᾳ auf μακάριοι beziehen u. s. w." Und — setzt Rec. hinzu — bey Luc. fehlt gar das τῷ πνεύματι! Sollten auch die leiblich Armen *allein im Geiste glücklich* (μακ. τ. πν.) seyn!? — [illegible] Matth. 8, 5 ff. [illegible] vereinigen, [illegible] der Vf. an [illegible] sich Jesu [illegible] ([illegible] ferne [illegible] be[illegible]

Volksältesten vortragen lassen (παρακαλῶν αὐτ. κ. λέγων, bitten und sagen *lassen*), ganz nach der Gewohnheit eines Heiden, der, wenn er das Orakel befragte, die Antwort des Gottes durch die Priester sich überbringen liess. So scharfsinnig auch diese Erklärung ist: so scheint es doch Rec. weit besser, anzunehmen; dass Matth. 8 gesagt werden solle, der Centurio sey selbst gekommen und habe selbst gesprochen. Kein Augenzeuge schrieb diese Geschichte nieder; denn sie fehlt beym Marcus u. s. w. Als Folge einer Abkürzung ist es allerdings nicht anzusehen, dass beym Matth. Alles dem Centurio selbst in den Mund gelegt wird, was doch Andere gesagt haben sollen — wie der Vf. gegen *P.* richtig erinnert. Dieser conjecturirt über V. 6—9, der Centurio habe begehrt, dass Jesus nur seine Jünger schicken solle (das war in der That ein Glaube ohne seines Gleichen, werth der Bewunderung! V. 10); dagegen lehnt sich jener auf, und vermuthet, θεράπων habe der Centurio für *bedienen* genommen, und geglaubt, Jesus wolle sich zum Krankenwärter erniedrigen; das habe er sich, wie billig, verbeten. (Dieser Glaube eines Mannes, der so ehrfurchtsvoll in der Ferne stand, — hätte freylich Verwunderung verdient! Aber wie konnte er denn in der Ferne das θεραπεύσω hören? — Wenn die Abgeschickten nun schon vorher befehliget waren, ihr Compliment V. 9 so auszurichten, wie sie es ausrichteten? —)

Die Gründe des Hn. D. *P.*, wodurch er beweisen will, der Täufer sey Matth. XI nicht wankelmüthig gewesen, befriedigen den Vf. mit Recht nicht. Allein wie jener Luc. I. II ansieht, musste ihm allerdings die Wankelmuth des Johannes psychologisch unglaublich vorkommen. Weit wahrscheinlicher ists unserem Vf., dass Jesus habe fragen wollen, ob sie wohl in Johannes einen veränderlichen Mann gefunden hätten. Denn das Volk musste bey dieser Gesandtschaft an Jesum [illegible] urtheilen: „Johannes gleicht einem wankenden Rohr. Erst kündigt er das Messiasreich an, bald darauf begiebt er sich zum Herodes, wird ein Hofmann (?) — fällt in Ungnade, kömmt in Gefängniss; jetzt wendet er sich wieder an Jesum; da er nun so wankt, wer weiss, ob sein Zeugniss zuverlässig ist u. s. w." [illegible] sind Jesu Reden entgegengesetzt. [illegible] hannes wie ein wankendes Rohr in der Wüste? Die Fragen, die er an mich thun liess, sind nur [illegible] die ihm seine Lage [illegible] ihn einen Hofmann [illegible] ger Aufenthalt in der [illegible] Diese und seine [illegible] ten. Jetzt [illegible] Messiasreich [illegible] die Erklärung [illegible]

P. nimmt an, Jeſus wolle in dem Haushalter einen Mann darſtellen, der durch ſeine liſtigen und boshaft angelegten Entwürfe ein Muſter für Rechtſchaffene ſeyn ſolle, wie ſie für edle Zwecke Thätigkeit und Fleiſs anwenden ſollten. Dagegen will unſer Vf. eine Anſicht dieſer Parabel geltend machen, der wir in keinem Falle beyſtimmen können. Der Haushalter wurde verläumdet (ſo glaubt der Vf.); er wird zur Rechenſchaft gefodert. „Wie höre ich, ſpricht er, das von dir? thue Rechnung von deinem Haushalten, ſonſt (?) kannſt du nicht mehr Haushalter ſeyn! (Es heiſst ja: οὐ γὰρ δυνήσῃ ἔτι οἰκονομεῖν.) Der Haushalter iſt verlegen, denn er weiſs, daſs er mit der Rechnung nicht beſtehen könne (und doch ſoll er verläumdet worden ſeyn?!); er ſieht ſich (ſchon wirklich V. 3) verſtoſsen, doch thut er, was er bey ſeinen zerrütteten Umſtänden noch thun kann. Er läſst die Schuldner zu ſich kommen, und warum? doch wohl in keiner anderen Abſicht, als ſich mit ihnen zu berechnen, wie viel jeder noch ſchuldig ſey (Nein, um ihnen ihre Schuld um die Hälfte zu tilgen, damit ſie ihn künftig dafür in ihre Häuſer aufnähmen V. 4—7), und dann, wo möglich, zu zeigen, daſs die Sache beſſer mit ihm ſtehe, als ſein Herr geglaubt hatte.“ (Er verdammt ſich ja gleich ſelbſt V. 3 ff.) Es ſoll ſich denken laſſen, daſs der eine Schuldner auf Angeben der Verläumder um 100 Malter Waizen, der andere um 100 Tonnen Öl gemahnt worden ſey. (?) Sie müſſen die Mahnbriefe vorzeigen. Der Haushalter berechnet ſich mit ihnen, und es ergiebt ſich, daſs die Gewährſchaft des einen nur in 80 M. W. und des zweyten in 50 T. Öl beſtanden habe. (Wofür ſollten ſie ihn nun in ihre Häuſer aufnehmen?) Oder: die Schuldner waren Unterpächter des Haushalters; er hatte dieſe, damit er deſto beſſer ſchwelgen könne, aufs allerhöchſte getrieben. Dadurch wurden ſie veranlaſst, die Güter deſto mehr zu deteriorіren. „Der Haush. ſah daher lieber den Unterpächtern nach; er erlieſs jedem etwas von der Summe, die er ſchuldig war; das war denn eine kluge Appellation an die Güte ſeines Herrn (wir dächten an die ſeiner Schuldner V. 4?), daſs er im Groſsen Nachſicht mit ihm haben möge (es war ja Verläumdung?), ſo wie er im Kleinen nachſah und von ſeinem Rechte nachlieſs.“ „Wir leſen (wo?), der Haush. war von Verläumdern angegeben worden, er habe ſchlecht hausgehalten. Wir leſen aber auch, daſs er nach abgelegter Rechnung (Verfälſchung der Obligationen) von ſeinem Herrn gelobt wurde. (Wie aber? er habe *recht* gehandelt? ſey unſchuldig? Nein, ſondern: er habe *klug* gehandelt.) Dieſes Lob (der Klugheit und der Sorge für die Zukunft?) iſt doch offenbar jenen Verläumdungen entgegengeſetzt, und beides (wenn nur etwas von Verläumdung im Texte ſtände, und der Verwalter ſich nicht ſelbſt anklagte!) läſst ſich ſchlechterdings (richtig) nicht mit einander vereinigen, wenn man nicht annimmt, der Haushalter habe ſich ſo verhalten, daſs ſein Herr ſich bewogen geſehen, ihn zu loben.“ Warum ſoll hier διαβάλλω durchaus die Bedeutung „*verläumden*“ haben, da ſie zum Folgenden nicht paſst, und das Wort, wie *Schleusner* unter N. 4 ſeines Lexikons zu beweiſen ſucht, auch den Begriff einer *gerechten* Anklage hat?

Matth. 17, 24—27. Auch über den berüchtigten *Stater* im Munde eines Fiſches iſt neuerdings viel geſchrieben worden. Hr. *P.* ſtellt den Vorgang als ein *philologiſches Wunder* dar. Unſer Vf. widerſpricht dieſer Anſicht, und, wie die Worte jetzt lauten, ſoll allerdings Matth. 17 ein wirkliches Wunder erzählt werden. Die Anſicht des Vfs. iſt wieder originell. Jeſus ſoll *ironiſch* reden. Petrus wird gefragt, ob ſein Herr nicht das Didrachmon bezahle. Dieſs ſey ein Zins geweſen, den die damaligen jüdiſchen Könige von Fremden oder von ſolchen gefodert hätten, die nicht in ihrem Gebiete gewohnt, ſowohl von Juden als Heiden. Er bejahet dieſe Frage, um Verdruſs zu vermeiden. Jeſus verweiſt ihm das. Denn wahrſcheinlich hätten fremde Handelsleute jenen Zins von ihrem Gewerbe entrichten müſſen. Fiſchern konnte man nichts abfodern. (War denn *Jeſus* ein Fiſcher?) Jeſus ſtellte ihm nun vor, wie thöricht es ſey, wenn ein Fiſcher eine Steuer von einem Gewerbe zuſage, das ſo wenig eintrage. Dieſs geſchah ironiſch: „Gehe doch hin, du armer Fiſcher, damit du dir ja keinen Verdruſs von Seiten der Steuereinnehmer zuzieheſt (ἵνα μὴ σκανδαλίσωμεν), gehe hin ans Meer, wirf den Angel aus, nimm den erſten beſten Fiſch, den du fängſt, öffne ihm den Mund, — da wirſt du gleich das Didrachmon finden.“ Waren Anekdoten von Perlen u. ſ. w., die man in Fiſchen gefunden (S. *Wetſteins* N. T. *ad h. l.*), auch dem Petrus bekannt, und hatte ſie Jeſus als irrig widerlegt: ſo war hier dieſe Ironie um ſo paſſender. Zu Matth. 18, 4 ff. bemerkt der Vf. richtig, es ſey nicht zu begreifen, wie Jeſus auf den Einfall hätte kommen ſollen, die Aufnahme und Unterſtützung armer Kinder zu empfehlen, welches gar nicht hieher gehöre, und wie er gar dieſe Kinder ſolchen Leuten (ſeinen Jüngern) habe empfehlen können, die vermöge ihres Berufes als Apoſtel weniger als andere Menſchen im Stande geweſen, Waiſen zu erziehen. Unter den παιδίοις verſteht er daher keine *kleinen* Kinder, ſondern die *jüngeren Schüler Jeſu*, die *Anfänger*. Vgl. 1 Moſ. 21, 15, 22, 3. 30, 2. 44, 31. 34. Jeſ. 3, 5. Tob. 4, 2. 13, 21. 22. Doch wir brechen ab, um nicht die Grenzen unſerer Anzeige zu überſchreiten. Übrigens wünſchen wir, daſs der gelehrte und denkende Vf. ſein in der Vorrede geäuſsertes Verſprechen, „auch die übrigen Theile des *paulusiſchen* Commentars mit einer ähnlichen Kritik zu begleiten,“ recht bald erfüllen möge. Denn ſollten auch ſeine Kritiken nicht auf groſse Beyſtimmung rechnen dürfen: ſo wird er doch Anderen dadurch Veranlaſſung geben, ſchwierige Stellen des N. T. nochmals aus einem andern Geſichtspuncte zu betrachten, und ſo auf die richtige Erklärung derſelben geleitet zu werden. Erreicht der Vf. nur *die* Abſicht, die *Herder* in den Worten ausſpricht: „Was eigene Gedanken weckt, iſt eben ſo viel, ja oft mehr werth, als das, was fremde Gedanken *gebieteriſch* vorſchreibt“ (und das wird er gewiſs): ſo kann er ſich ſchon für ſeine Arbeit reichlich belohnt halten.

P. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

GOTHA, b. Steudel u. Keil: *Bibliotheca Española.* Tomo I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. — (dann CHEMNITZ, b. Maucke:) Tomo IX. 1805—1809. Zusammen 2611 S. 8. (Jeder Band 12 gr.)

Bey der unter uns Deutschen zunehmenden Vorliebe für die Literatur des in so vielen Beziehungen interessanten und durch die neueste Tagesgeschichte immer grösseres Interesse erweckenden Halbinsel-Landes jenseits der Pyrenäen, war es unstreitig ein lebenswerther und alle Aufmunterung verdienender Gedanke, das Studium der vorzüglichsten spanischen Originalwerke durch wohlfeile Abdrücke zu erleichtern. Allein die Ausführung dieses Gedankens hätte einem mit gehörigen Kenntnissen und Hülfsmitteln ausgerüsteten Gelehrten und zugleich seiner Sache grösseren Nachdruck gebenden Verleger überlassen werden sollen. Wer kennt nicht aus älterer Zeit die Verdienste eines Thurneisen zu Basel um Verbreitung der englischen Meisterwerke durch ähnliche Abdrücke, und eines Walther in Dresden um die italiänischen? Ja in der spanischen selbst sind die Hn. Nauck und Fröhlich zu Berlin und Sommer zu Leipzig mit rühmlichen Beyspielen vorangegangen. Bey vorliegender Sammlung scheint es in beiderley Hinsicht an den nöthigen Erfodernissen gefehlt zu haben. Keine Vorrede belehrt den Leser über den Zweck und Plan, welchen die Verlagshandlung bey Herausgabe dieser Bibliothek vor Augen gehabt hat; und wiewohl wir Hn. *Keil* als einen Sprachmeister haben nennen hören, so scheint es doch, als ob bey diesem Werke ein sprach- und sachkundiger Gelehrter gar nicht zu Rathe gezogen worden. Diess erhellt schon aus dem ersten Worte auf dem Titel, *Bibliotheca*, das *Biblioteca*, ohne *h*, geschrieben seyn sollte; aus den vielen Druckfehlern und aus der veralteten Rechtschreibung überhaupt. Denn noch überall, besonders in den ersten Bänden, findet man hier *ss* statt des einfachen *s*; das lange *ſ* statt des kurzen *s*; ç statt z in den Sylben *ça*, *ço*, z. B. *lança*, *plaça*, statt *lanza*, *plaza*; — *b* statt *v*, z. B. Tom. I S. 230, *boceria*, was man in keinem Wörterbuche findet, statt *voceria*; die Accente überall entweder ausgelassen oder unrichtig von der Linken zur Rechten (´) gebraucht. Man kann daher in der That nicht anders glauben, als dass die Verleger lauter alte Original-Ausgaben oder niederländische Nachdrücke zum Grunde gelegt, die Correctur aber in selbsteigener Person übernommen haben. Die gebrauchten Schriften mögen noch hingehen; allein besseres Papier hätte zu einem blossen Abdrucke, zumal wenn das Honorar erspart wird, billig angewendet werden sollen. Die spanischen Nachdrücke, welche neuerlich zu Perpignan von dem Buchhändler *Jean Alzine* herausgegeben worden, zeichnen sich durch Schönheit des Drucks und Papiers weit mehr zu ihrem Vortheile aus. Erst bey dem letzten Bande vorliegender Bibliothek, dessen Herausgabe ein anderer Verleger, Hr. Maucke in Chemnitz, übernommen hat, scheint die Correctur in bessere Hände gerathen zu seyn, und obige Schreibfehler sind glücklich vermieden. Ob das Werk weiter fortgesetzt werde, muss man fast bezweifeln, da wenigstens seit 1809 weiter nichts herausgekommen ist; mehrere Umstände lassen auch vermuthen, dass es der nunmehrigen Verlagshandlung an den nöthigen literarischen Hülfsmitteln, — an einer wohlbesetzten spanischen Original-Bibliothek fehle. Rec., der dieses einigermassen beurtheilen kann, da er am besten weiss, welche Mühe und Kosten ihm die Anschaffung seiner aus mehr als 350 Bänden bestehenden, und mit den neuesten Werken ausgestatteten spanischen Büchersammlung verursacht hat, würde daher der Verlagshandlung den Rath geben, sich wegen Fortsetzung ihres Unternehmens, das an sich alle Unterstützung verdient, an einen der Sprache kundigen Gelehrten in Dresden zu wenden, weil dort die königl. Bibliothek, seit den letzten zehn Jahren, aus dem Nachlasse des ehematigen sächsischen Gesandten am madrider Hofe, des den Mineralogen rühmlichst bekannten Freyherrn *v. Forell*, und des ihm zugegeben gewesenen Legations-Secretärs *Balke*, mit den vorzüglichsten neuen Schriften im Fache der spanischen Literatur bereichert worden ist. Überhaupt darf nunmehr der Freund der kastilianischen Minerva und Musen die gegründete Hoffnung hegen, dass durch den seitherigen Aufenthalt deutscher Kriegsvölker in jener Halbinsel sich unsere Kenntnisse der spanischen Literatur in eben der Masse erweitern, als unsere Bibliotheken von dorther manchen Zuwachs erhalten werden. Unterdessen wird man mit den von Zeit zu Zeit erschienenen Handbüchern und Chrestomathieen, mit einzelnen deutschen oder französischen Nachdrücken und mit gegenwärtiger allerdings noch sehr dürftiger Sammlung sich behelfen müssen.

Diese Bibliothek enthält in den ersten drey Bänden, die auch mit einem besonderen Titelblatte ver-

sehen und einzeln zu haben sind, die *Guerras civiles de Granada*, ein Werk, das wegen seines mannichfaltigen historischen Interesse, seiner einfachen und kunstlosen, dabey aber kraftvollen und zuweilen romantischen Darstellung allerdings die getroffene Auswahl rechtfertigt. Wir besitzen davon eine deutsche Übersetzung von Hn. *v. Zimmermann*, die unlängst zu Bremen bey Heise erschienen ist, aber als Nachbildung einer französischen Übersetzung des Hn. *Savé* dem Originale an Einfalt und Kraft nicht gleichkommt. Warum der Herausgeber der Bibliothek den Titel dieses Werks nicht vollständig abdrucken liess, da doch aus demselben der Name des Verfassers erhellt, kann man nicht einsehen. Rec. will das Fehlende hersetzen. Nach den Worten nämlich: *hasta que el Rei D. Fernando V ganó ese reino*, heisst es in der Urschrift: *sacada de un libro arábigo*, *cuyo auctor de vista fué un Moro*, *llamado Haben-Hamin*, *natural de Granada*, *y traducida en castellano por Gines Perez de Hita*. Indess wird bekanntlich unter den Gelehrten darüber gestritten, ob dieses Werk, wie hier der angebliche Übersetzer versichert, wirklich eine Übertragung aus dem Arabischen, oder nicht vielmehr dieses ganze Vorgeben eine Verkappung des zu Ende genannten spanischen Vfs. sey, welcher letzteren Meinung *Don Antonio* in seiner *Bibliotheca Hispanica* beytritt.

Im IV, V und VI Theile erhält man, ebenfalls unter doppeltem Titel, den Abdruck des bekannten epischen Gedichts: *la Araucana* des D. *Alonso de Ercilla y Zúñiga*. Letzter Zuname, der den Accent auf der Anfangssylbe hat, ist hier, man weiss nicht, aus welchem Grunde, ausgelassen; den ersten schreiben Einige auch *Hercilla*. Das Gedicht besteht aus 37 Gesängen und 2603 achtzeiligen Stanzen, die aber hier nicht numerirt sind; überhaupt fehlt eine Blatt für Blatt fortlaufende Zahlenangabe der Gesänge ganz, welcher Mangel nicht nur für das Auge, das keinen Ruhepunct findet, unangenehm ist, sondern auch das Nachschlagen und Citiren einzelner Stellen dieses so weitläuftigen Gedichts sehr erschwert. Dergleichen Mängel und Sorglosigkeiten sind aber zu unserer Zeit in Deutschland etwas Gewöhnliches, und das Publicum muss sich leider daran gewöhnen. Rec. schlug die von *Twiss* citirte Stelle nach, wo Don Alonso von sich erzählt, dass er die Thaten des Tages während der Nacht aufgezeichnet habe; und er musste nicht nur lange hin und herblättern, ehe er den 23 Gesang auffinden konnte, sondern sich auch der Mühe des Auszählens der einzelnen Stanzen bis zur citirten 61 unterziehen. Derselbe Übelstand findet auch in den übrigen Theilen Statt; weder die *Guerras de Granada*, die in 17 Capitel eingetheilt sind, noch die Novellen des Cervantes enthalten die fortlaufende Überschrift oder Zahlenangabe. Die spanischen Originalausgaben, die Rec. vor sich liegen hat, sind frey von diesen Mängeln; und da es hier bloss auf richtigen Nachdruck ankam: so verdient diese Sorglosigkeit um so mehr eine Rüge.

Über die Vorzüge und Fehler dieses Gedichts ist hier der Ort nicht, mehr zu sagen; wer sie näher kennen lernen will, kann die Bemerkungen des Engländers *Twiss* in dessen von *Ebeling* herausgegebenen Reisen S. 565, ferner einen eigenen Aufsatz in den Nachträgen zu *Sulzers* Theorie der schönen Künste (Leipz. b. Dyk, 1793. Band II St. 1 S. 140 fg.) und endlich die *Archives littéraires de l' Europe* darüber nachlesen. Auf jeden Fall verdiente dasselbe durch einen Abdruck unter uns Deutschen mehr gemein gemacht zu werden. Das Original ist in Spanien sehr oft aufgelegt worden; Rec. kennt davon die Octav-Ausgabe von 1776 in 2 Bänden, und die neuere in drey Duodezbänden vom Jahre 1805. Von der ersten befindet sich, wie Rec. bestimmt weiss, seit 1805 ein Exemplar in der herzogl. Bibliothek zu Gotha, dem Wohnorte des Verlegers; es scheint aber nicht, dass es bey vorliegendem Abdrucke zum Grunde gelegt worden sey: denn noch überall findet sich hier das *ʃ*, das der Spanier seit langer Zeit mit dem kurzen *s* vertauscht hat; das doppelte *ss* ist jedoch glücklich vermieden. Sonst ist an Druckfehlern kein Mangel, und nur am Ende des ersten Theils der *Araucana* wird ein Verzeichniss davon geliefert. Dieses Heldengedicht ist übrigens bis jetzt das einzige Dichterwerk, das in dieser Bibliothek einen Platz einnimmt. Ob und welche andere Werke aus dem reichen Schatze der spanischen Dichtkunst die Käufer künftig noch erhalten werden, steht zu erwarten; denn es fehlt dieser Bibliothek an einer Vorrede, worin der Umfang des Unternehmens angegeben wäre. Dramatische Werke werden jedoch davon ganz ausgeschlossen bleiben, wie wenigstens Rec. unlängst in einer öffentlichen Anzeige gelesen zu haben sich erinnert, indem die Verlagshandlung zu Gunsten des im Jahre 1809 zu Bremen bey Heise herausgekommenen *Teatro español* des Hn. *Norwich* auf diesen Zweig verzichtet hat.

Der VII, VIII und IX Band enthält die *Novelas exemplares* des unsterblichen, aber unglücklichen *Cervantes Saavedra* in drey Theilen, zu deren jedem ebenfalls ein besonderes Titelblatt geliefert worden ist. Im ersten Theile befindet sich die *Gitanilla* und *el Amante liberal*; im zweyten *Rinconete y Cortadillo*, *la Española Inglesa*, *el Licenciado Vidriera* und *la Fuerza de la sangre*; im dritten endlich *el zeloso Estremeño*, *la ilustre* (nicht *illustre*, wie hier abgedruckt ist), *Fregona* und *las dos Doncellas*. Hiemit sind aber diese Novellen noch nicht zu Ende, und die Verlagshandlung ist den Käufern der Bibliothek seit 1809 noch den Schluss des cervantischen Werkes, das noch drey Novellen enthält, schuldig. Es ist zu wünschen, dass das Fehlende in einem vierten Theile bald nachgeliefert werden, und so das Unternehmen, — versteht sich bey Anwendung mehrerer Sorgfalt auf Schönheit, Correctheit und Vollständigkeit des Drucks, so wie auf besseres Papier, vorzüglich aber mit Beobachtung einer interessanten Auswahl auch aus der neueren spanischen Literatur (wozu ihm Rec. die *Coleccion de Novelas escogidas* in 8 Bänden, Madrid 1788, die Romane des *Montengon*, die *Voz de la Naturaleza* in 3 Bänden u. a. m. anrühmen kann) — unter Leitung keines gemeinen Sprachmeisters, sondern eines gelehrten Kenners, lebhafteren Fortgang gewinnen möge. Insonderheit würde uns

Deutschen, ja den Spaniern selbst, und überhaupt allen Liebhabern der spanischen Sprache ausserhalb Spanien, sie seyen von einer Nation von welcher sie wollen, eine Zusammenstellung aller geographischen, statistischen, mercantilischen und gewerbschaftlichen Merkwürdigkeiten dieses Landes *in der Ursprache*, aus den bewährtesten neueren Nationalschriftstellern und anderen zuverlässigen Quellen entnommen, ein sehr angenehmes Geschenk seyn.

N. S. Diese Recension war so eben beendigt, als Rec. aus einer öffentlichen Anzeige ersah, dass der letzte Verleger, Hr. Maucke in Chemnitz, verstorben ist, das Werk aber durch Hn. Steudel in Gotha fortgesetzt werden und, nach Beendigung der *Novelas exemplares* des *Cervantes*, die *Diana* von *Montemayor* und seinem Fortsetzer *Gil Polo* erscheinen soll. Dabey verspricht der Herausgeber, künftig mit jedem Jahre zwey Bände, und zwar auf besserem Papiere, als bey den älteren Bänden, zu liefern, und sich zu solchem Behufe der besten Original-Ausgaben zu bedienen, auch allen Fleiss auf richtigen und guten Abdruck zu wenden. Jeder Liebhaber der spanischen Sprache wird die Erfüllung dieses Versprechens nicht anders als gern sehen. F. B. B.

JURISPRUDENZ.

1) Kiel, in der königl. Schulbuchdruckerey: *Supplementi ad Barnabae Brissonii opus de verborum quae ad jus civile pertinent significatione Specimen.* 1813. 42 S. 4.

2) Ebend.: *De juvenibus apud Callistratum ICtum.* Ad *Car. Frid. Heinrichium*, Academiae Kiliensis Rectorem Magnificum Epistola. 1814. 26 S. 8.

Beide Schriften, von dem trefflichen Civilisten, Hn. *Andreas Wilhelm Cramer* zu Kiel, verfasst, zeichnen sich durch Form und Inhalt zu sehr vor den gewöhnlichen juristischen Programmen aus, als dass sie in dieser A. L. Z. übergangen werden dürften.

In der Einleitung zu der ersten (bey Verlängerung seines akademischen Rectorats herausgegebenen) Schrift äussert der Vf. seine Verwunderung, dass das so werthvolle und nützliche *brisson'sche* Werk über die civilistische Latinität seit *Heineccius* keinen neuen Bearbeiter gefunden habe; denn die von *Wunderlich* gelieferten Nachträge sind zwar mit Fleiss gesammelt, aber nicht bedeutend. Der Vf. zeigt vortrefflich, was bey einer neuen Bearbeitung zu thun seyn würde. Er selbst hatte bey vieljährigem Studium so viel in dieses Werk nachgetragen: *ut arva ejus veluti fruticeto aliquo circumsepta essent*, und das, was *Hugo* im *civilist. Magazin* B. IV. H. 2. n. XI neulich mitgetheilt hat, bewog ihn, hier den Anfang mit Bekanntmachung der wichtigsten Zusätze zu machen: wobey er sich, zum grossen Vergnügen seiner Leser, nicht die Grenzen setzt, die etwa ein Herausgeber anerkennen müsste, sondern sich vorbehält, manchen vorzüglich interessanten und noch nicht behandelten Gegenstand weitläuftiger auszuführen. Jetzt schon ist dieses in Hinsicht der *ab actis* geschehen, von deren Amte und Würde der Vf. S. 2—30 handelt; diess ist daher bey weitem der wichtigste Artikel dieses Programms. Es werden zuerst die Stellen aus längst bekannten Quellen, wo dieses Amtes Erwähnung geschieht, angeführt, und zum Theil berichtigt (besonders das, was aus *L.* 1. *C. de off. Praef. Praet. Afr.* hieher gehört); sodann aber lässt der Vf. aus dem erst vor zwey Jahren zu Paris erschienenen Werke des *Jo. Laur. Lydus de Magistratibus Reipublicae Romanae* die sich auf diese Würde beziehende Stelle (*Lib. III. cap.* 20) mit einer verbesserten Übersetzung und Anmerkungen abdrucken, weil hiedurch ein ganz neues Licht über den Gegenstand verbreitet wird. Von *Lydus* selbst wird dabey folgendes sehr richtige Urtheil gefällt: *Qui quidem Justinianei aevi scriptor, si ingenium hominis spectes et artem, futilis, sin autem rerum absconditarum copiam et varietatem propius cognoveris, idem gravissimus, et ad multa capita historiae omnisque antiquitatis illustranda et cognoscenda utilissimus est. Quae ita se habere, cum facile intelligi possit, sperandumque sit, ut, pro graeci sermonis inter nostrates* (auch unter unseren Juristen??) *ardore, facile novum editorem, et quod magis optabile commentatorem inveniat, nolim tamen, ut in manus incidat nisi eorum, qui bene saturati sint a scientia ejus aevi quo vixit scripsitque. Neque enim unquam me legisse libere profiteor alium, idque vel in nostri temporis scriptoribus, cui adeo sit familiare rotunda quadratis miscere, et humano capiti cervicem apponere equinam, ut bene catus esse debeas, nisi multoties te ad senticeta et devia abripiat.* Auch nur das Resultat dieser ganzen Untersuchung hier auszuziehen, würde zu weitläuftig und unnütz seyn, da Jeder, den der Gegenstand interessirt, doch an die Quelle gehen muss. Einige kleine Bemerkungen werden eher zweckmässig seyn. Das eine Buch, welches die *ab Actis* zu halten hatten, möchte wohl nicht, wie S. 26 in d. Anm. und S. 29, *personalis*, sondern nach der Analogie *personalia* geheissen haben. — Bey dem zweyten Protocoll, worin nach *Lydus* die täglich bey dem Gericht vorgefallenen Handlungen der willkührlichen und streitigen Gerichtsbarkeit aufgezeichnet wurden, und welches *Regesta s. Quotidiana* hiess, bemerkt der Vf.: *aptum rei vocabulum nec tamen adhuc repertum.* Rec. fiel hiebey die sonderbare Erklärung ein, welche der Zeitgenosse des *Lydus*, *Theophilus*, von den *libris rerum quotidianarum* des *Cajus* giebt: Κωδικες ἐνθα διαλεγεται περι των καθ' ἑκαστην ἡμεραν κινουμενων πραγματων. Da die Fragmente jener Bücher zu dieser Erklärung schlechterdings nicht passen (denn καθ' ἑκαστην ἡμεραν ist nach dem Sprachgebrauch nicht *quotidie* d. h. *saepe*, sondern: *singulis diebus*): so scheint Theophilus den Sprachgebrauch der Gerichte auf die Bücher des Cajus übergetragen, und sie als ein ähnliches Verzeichniss der dem Juristen an jedem einzelnen Tage vorgekommenen Rechtsfälle betrachtet zu haben. Solche oberflächliche Ansichten waren damals gangbar. — Zu der S. 24 Anm. 12 wegen des Wortes *tractare* angeführten Stelle des *Schol. ad Juvenal*: *juxta Apollinis templum ICti sedebant et tractabant*, gehört die sehr ähnliche des *Isidorus Etymol.* VI, 16 (auch bey

Gratian c. 1. §. 7. *Dist.* XIV): *Tempore enim, quo caussae agebantur, conveniebant omnes in unum, communique intentione tractabant.*

Auch die übrigen kleinen Artikel, welche hier vorkommen, enthalten vortreffliche Bemerkungen. Zu dem S. 52 bemerkten Unterschied zwischen *abrogare* und *obrogare* kann noch eine dritte Hauptstelle des *Cic.* b. *Lactant.* VI, 8 nachgetragen werden.

Zwey Stellen, welche des Vfs. Individualität sehr schön charakterisiren, kann sich Rec. nicht enthalten hier mitzutheilen: sie sind allgemeiner Beachtung werth, und *dieses* Latein ist wahrlich kein *juristisches!* S. 17 klagt der Vf. über die auf dem Verhältniss der verschiedenen Ämter und Würden seit Diocletian und Constantin ruhende Dunkelheit, und bricht in die Worte aus: *Quas tenebras, et, si verum fateri licet, profundam ignorationem, non minus historicorum quam ICtorum luminibus officientem, ut tandem aliquando, temporum praeprimis habita ratione et rationum disparitatis, quantum fieri potest discutiat, varia disciplinarum, multarumque rerum notitia, linguarum accurata cognitione, discreta denique mentis subtilitate instructus aliquis vir doctissimus, cum per se sit optabile, nunc profecto a nemine rectius aut optari debet aut sperari potest, quam ab eo, qui post Sigonium et Pighium, reliquorum in ea re paene oblitterans memoriam, tempora reipublicae Romanae unus nova et inexspectata luce perfudit. Ill. Niebuhrium dico, quem quoties, in hac praesertim rerum omnium conturbatione, patriae suae ereptum cogito, longum ingemiscere cogor, hunc, inquam, quem si ante ducentos vixisset annos, quo tempore litteris constabat honos, per ora scio volitasse virum, recta legentem Scaligerorum Salmasiorumque vestigia. Quod quidem testimonium expressit mihi tum ingenua admiratio operis vix satis laudandi, quo nuper populi Romani res gestas et instituta illustrare aggressus est, nulli addictus magistro, suis quaeque undique lustrans oculis, e quo ipsi qui mecum sentiunt, tantum se debere ingenue profitebuntur, quantum discendi avidus doctos debere potest; tum justa indignatio, qui videam publice ac proterviter sileri succrescens Germaniae nostrae singulare ornamentum, et, ut cum Cassiodoro loquar, lumen immissum diu celatis.* — Eben so kräftig und wahr vindicirt der Vf. S. 38 ein dem *Menage* gegebenes Lob dem *Augustin*, und fügt hinzu: *In quo animadvertendo si quis nobis μικρολογιαν imputet, is sciat impatienter nos ferre multorum hodie morem, qui non nisi ad novissimos scriptores ablegare solent juvenculos, missis fontibus, unde isti rivulos suos deduxerunt. Quae labes est non ultima et fere communis saeculi, hunc solum producens sui fructum, ut quidquid est heroum in jurisprudentia nostra, id lateat, cum libris eorum, aures et animum studiosae juventutis. Scilicet unus quem veluti ab inferis excitatum, e priscis illis canisque jam doctoribus in vitam revocavit ingrata aetas, quemque publice nominare cum laude, et commendare scholasticis denuo coepit, Donellus est. Legerint tot ejus volumina, nec ne, qui eum tam enixe extollunt, ipsi videant. Ego, ut illius laudes haud carpo, id tamen scio, ex omni ea schola tot illustrium capitum, unum esse Donellum, ad cujus lectionem, si eum comparaveris cum Alciato, aut Duareno praeceptore suo, aut cum Augustino et Fabris et Pithoeis, atque, ut omnia verbo complectar, cum Cujacio, minima opus sit doctrina minimaque eruditione. Ita nihil habet ab exteris scriptoribus ornamenti, nihil ad illos adjumenti adfert, solo contentus juris Justinianei corpore, in quo ceteroquin regnat. Atqui, ais, omnium optimus est methodista, nec, quae fuit superiorum temporum gloria, qui nunc sumus ICti, de eruditione certamus, sed quis novissima methodo caeteros vincat. Audio barbaras voces, nec quod reponam habeo, aut, si haberem, reponerem, utpote bene mihi conscius, nihilum proficere, qui laterem lavare velit.*

Je gewisser dieses ist, desto inniger wünscht Rec. dass ein Mann wie der Vf., dem vorzüglich in Hinsicht der Kenntniss beider gelehrten Sprachen wohl *sehr* wenige unserer Juristen gleichkommen möchten, seine Forschungen noch lange fortsetzen, und dadurch das Interesse für ächte Gelehrsamkeit theils neu beleben und wecken, theils erhalten möge. Besonders sehen wir der versprochenen Schrift: *de glossatoriorum juris origine, progressu et indole* mit wahrem Verlangen entgegen.

Die zweyte Schrift wurde durch einige Fragen veranlasst, welche dem Vf. sein College, Hr. Prof. *Heinrich*, vorlegte. Die erste: wer wohl die *juvenes* in *L.* 28. §. 3. *D. de poenis* seyn möchten, beschäftigt ihn am längsten. Die Meinungen Anderer werden angeführt und geprüft. Der Vf. selbst stellt eine doppelte Erklärungsart auf, unter welchen dem Rec. die zweyte, dass die jüngere Classe der Decurionen in den Municipien, die sich nach dem Muster der röm. Patricier in *Seniores* und *Juniores* eintheilten, zu verstehen sey, aus mehreren Gründen die wahrscheinlichste ist. — Die zweyte Frage war: *Archineaniscus an fuerit inter officia domus Augustae.* Hier entscheidet der Vf. nicht, sondern meint, es möge diess entweder der Aufseher über die *paedagogia aulica*, oder, wenn er nicht im Hofdienst war, der Anführer der *tironum* gewesen seyn. Sollte er nicht in Beziehung mit den *juvenes* des *Callistratus* stehen? — Endlich wurde gefragt: *Quinam sint in antiquo juris vocabulario qui Goliardi vocentur.* Dieses dort durch *buffones, joculatores* erklärte Wort soll von einem Gauner des zwölften Jahrhunderts Golias herkommen, und mit dem franz. *Gaillard*, und dem deutschen *Geilhart* zusammenhängen. Auch Rec. findet in des *Bapt. Tronamala Rosella casuum* (*Venet. c. Georg. Arrivabeni* 1495) unter dem Worte *clericus* folgende Stelle: *Clerici goliardi aut buffones i. joculatores, si hoc per annum exercuerint, carent omni privilegio clericali ipso jure: eodem modo si minori tempore et tertio moniti non resipuerint.* Hiebey wird das *cap. un. X de vita et honest. clericor. in 6to.* angeführt, wo dieselben Ausdrücke vorkommen, und die Glosse zu dem Worte *goliardi* bemerkt: *vulgare gallicorum, a gula forte sic dicti: solent enim esse gulosi et lecciatores.*

A — s V — s

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

MEDICIN.

Kritik

der neuesten Schriften über den contagiösen Typhus.

(Fortsetzung der in Nr. 54 abgebrochenen Recension.)

14) Leipzig u. Berlin, im Kunst- u. Industrie-Comptoir: *Das Nervenfieber im Jahr 1813 und eine zweckmäſsige Behandlung desselben, für Privat- und Militärärzte*, von Dr. *Joh. Christ. Gottfr. Joerg*, ordentlichem Prof. der Entbindungskunst zu Leipzig u. s. w. 1814. VI u. 106 S. gr. 8. (14 gr.)

15) Halberstadt, im Bureau für Literatur u. Kunst: *Über die Erkenntniſs und Behandlung des Typhus in seinem regulären und anomalen Verlaufe*, von Dr. *G. Wedemeier*. 1814. XVI und 263 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der geschätzte Vf. von No. 14 theilt hier seine Erfahrungen und Ansichten über das Nervenfieber mit, welches er bey der furchtbaren Epidemie zu Leipzig im Jahr 1813 zu beobachten Gelegenheit hatte. Wie mörderisch diese Epidemie gewesen, was zu ihrer Entstehung und Vorbereitung vorzüglich mitgewirkt habe, darüber finden sich in dieser Schrift die interessantesten Aufschlüsse. Bey dem wiedereröffneten Feldzuge der französischen Armee im Frühjahre 1813, wo Napoleon ein so zahlreiches Heer über den Rhein führte, war der Mangel einer hinreichenden Anzahl von Ärzten und Wundärzten wirklich unbegreiflich. Bey der Schlacht von Lützen reichte das Medicinalpersonale kaum für den Generalstab der französ. Armee hin. Der Anblick des Schlachtfeldes bot daher einen schauderhaften Anblick dar, indem der gröſste Theil der Verwundeten sich ohne alle Hülfe befand. Der französische Kaiser schien vorzüglich auf die Civilärzte gerechnet zu haben. Daſs aber diese, auch bey sonst vorzüglicher Bildung und Geschicklichkeit, nicht immer zu Spitalärzten geeignet sind, hat der Vf. sehr richtig bemerkt. Den meisten dieser Praktiker war der Hospital-Dienst unbekannt, sie waren nicht an die Hospital-Luft gewöhnt, und unterlagen daher meistens nach kurzer Zeit. Die Zahl der Ärzte, welche als ein Opfer der Seuche fielen, war ausserordentlich groſs. „Von den Studirenden (S. 10), welche sich wegen der Ausbildung in der Praxis in Leipzig aufhielten, leben nur noch einige.“ Hr. *J.* fodert bey dieser Gelegenheit die Ärzte Deutschlands auf, den Wittwen und Waisen der durch das Nervenfieber Hinweggerafften die verdiente Unterstützung zu gewähren, und zu diesem Zwecke eigene Gesellschaften zu errichten. Möchten die deutschen Ärzte dieser Auffoderung ein williges Ohr leihen!

Nach den Beobachtungen des Vfs. entstand das Nervenfieber im Jahr 1813 entweder durch Ansteckung, oder durch eigene Ausbildung im menschlichen Körper. In Absicht der Erscheinungen und des Verlaufes war aber zwischen beiden Formen kein Unterschied wahrzunehmen. Nur zeigte sich der contagiose Typhus bösartiger, indem gröſstentheils alle diejenigen starben, welche angesteckt wurden (S. 17). Diese Bösartigkeit schien nicht sowohl in einem stärkeren Ergriffenseyn des Körpers von der Krankheit, als vielmehr in der, vor dem Ausbruche derselben hervorgebrachten Einwirkung, zu liegen. Viele von den angesteckten Ärzten und Wundärzten klagten öfters 4—6—8 Wochen, nachdem sie angesteckt waren, nicht über das geringste Übel; allein die Umwandelung ihrer Augen, ihrer Haut, ihrer Gesichtszüge, die Umstimmung des Temperaments, die Abmagerung des Körpers, die Unlust zu arbeiten, und vorzüglich die Furcht vor den wichtigeren chirurgischen Operationen, wo sie sonst nie bemerkt wurde, konnten als die sichersten Vorboten des baldigen Ausbruches angesehen werden. — Im Winter von 1812 bis 1813, und im Frühlinge des letzteren Jahres verlief die Krankheit mehr unter einer rheumatischen Form. Im darauf folgenden Sommer und Herbst hatte sie dagegen einen mehr gallichten Charakter.

Zu den charakteristischen Erscheinungen des Nervenfiebers im Jahr 1813 rechnet der Vf. das ausserordentlich beträchtliche Leiden des Nervensystems, und vorzüglich des Gehirns. Ein bohrender Kopfschmerz in der Gegend des Wirbels und des Hinterkopfes, verbunden mit starkem Schwindel, war in der Regel das Erste und Letzte, worüber die Kranken klagten. Irrereden, Delirien und Rasereyen wurden wohl bey keiner Epidemie in einem höheren Grade bemerkt. In demselben Grade stellten sich aber auch allgemeine Betäubung, schweres Hören, erschwerte Sprache und Lallen ein. Die Schwere der Glieder und des Kopfes grenzte bisweilen an völlige Unbeweglichkeit. Je heftiger die Krankheit, desto heftiger waren auch diese Erscheinungen. Je früher sie sich

einstellten, um so schneller erfolgte der Tod. — Zweytens gehörte es zur Charakteristik dieses Nervenfiebers, dass die Arterien meistens vom Anfange bis zu Ende der Krankheit so ausserordentlich schnell schlugen, und bey sichtbarer Entzündung mehrerer Organe, der Lunge, der Leber, der Milz, des Magens, ja sogar des Herzens, wie der Vf. einmal beobachtete, nie eine deutliche Härte erlangen konnten. Der Puls war meistens ausserordentlich beschleunigt, gewöhnlich klein, und ein gewisser gespannter Zustand der Arterien gar nicht zu verkennen, welchen man nicht mit dem Namen der Härte belegen konnte, indem nur die Wand der Arterien hart war, der Pulsschlag selbst aber ganz klein und weich gefühlt wurde. (Rec. fand den Puls im Anfange des Nervenfiebers, fast wie bey der Peripneumonie, meistens klein, schnell, unterdrückt, härtlich. Die Schilderung des Vfs. spricht dafür, dass auch in der leipziger Epidemie eine ähnliche Pulsbeschaffenheit Statt fand, welche von dem Vf. nur anders gedeutet wurde.) In keiner Krankheit fand Hr. *J.* den Puls so unzuverlässig, als in diesem Nervenfieber. Das Blut wurde dünn, aufgelöst und arm an Gelatina gefunden. (Der Vf. giebt nicht an, in welcher Periode des Nervenfiebers diese Beschaffenheit des Blutes wahrgenommen wurde. In den ersten Zeiträumen der Krankheit fand Rec. das aus der Ader gelassene Blut stets sehr verkohlt, consistent, äusserst coagulabel. Dasselbe wurde von mehreren neueren Beobachtern wahrgenommen.) Freywillige Blutflüsse aus der Nase und aus anderen Theilen waren eine gewöhnliche Erscheinung. Bey den französischen Soldaten, welche durch den Frost in Russland sehr gelitten hatten, deuteten diese Hämorhagieen auf einen baldigen Tod. Anders verhielt es sich hingegen mit dem Nasenbluten, welches im November und December 1813 und im Jahr 1814 bey mehreren Einwohnern von Leipzig wahrgenommen wurde. Ungeachtet dasselbe sich oft wiederholte, und bisweilen grosse Quantitäten von Blut ausflossen: so wurde der Kranke dadurch doch beträchtlich erleichtert, der heftige Kopfschmerz und das Fieber verminderten sich fast augenblicklich, und überhaupt wurde dadurch gewöhnlich die Besserung bedingt (S. 26). (Dieses ist mit den vielfachen Erfahrungen des Rec. ganz übereinstimmend.) Ein drittes, mit diesem Nervenfieber verbundenes Phänomen war die ausserordentliche Hitze des Körpers. Sie vermehrte sich, wenn die Kranken nach der gewöhnlichen Weise mit hitzigen und reizenden Medicamenten und solchen Getränken behandelt, in heisse Federbetten und warme Zimmer eingesperrt wurden, ausserordentlich. Die Zu- und Abnahme der Hitze war ein sicherleitender Fingerzeig für die Prognose. — Die *Petechien* waren ein sehr gewöhnlicher Begleiter der Krankheit. Ihre grosse Menge deutete nicht auf Gefahr, mehr aber die Grösse und die mehr braune Farbe derselben. (Rec. beobachtete in der letzten Epidemie die Petechien bey einer sehr grossen Anzahl von Kranken. Sie waren für ihn keine drohende Erscheinung, bestimmten ihn aber stets zur Anwendung der kalten Waschungen, welche sich bey dem Hervortreten dieses Exanthems ganz vorzüglich wirksam erwiesen. Die Petechien verdienen zwar stets grosse Aufmerksamkeit im Typhus; in prognostischer Hinsicht aber haben sie keineswegs jene Bedeutung, und bezeichnen keineswegs den hohen Grad von Bösartigkeit, wie die älteren medicinischen Schulen anzunehmen geneigt waren.) Der *Decubitus* war in den Spitälern sehr häufig; bey den jungen, geschwächten französischen Soldaten ging derselbe sehr oft in den Brand über. Seltener, doch immer häufig genug, wurde das freywillige Absterben der Glieder und darauf folgender Brand durch das Nervenfieber hervorgebracht. Auch diese Erscheinung wurde nur in den Spitälern, besonders bey französischen Soldaten, beobachtet. Jedesmal war aber die Krätze vorausgegangen, und kurz vorher schnell unterdrückt worden. Eine veraltete Krätzpustel machte gewöhnlich den Anfang, von wo aus das Übel mit unbeschreiblicher Schnelligkeit um sich griff. Kein Einziger dieser Kranken wurde gerettet; das Abnehmen des Abgestorbenen war nicht im Stande, dem Brande Einhalt zu thun, sondern schien diesen Process vielmehr zu beschleunigen.

Die Dauer der Krankheit war verschieden: viele Kranke starben vom 7ten bis 9ten Tage; andere den 11 — 15 — 19 — 20sten. Mehrere wurden schon den 2ten, 3ten Tag hinweggerafft, wenn der Kranke sich durch vieles Brantweintrinken, durch hitzige Arzneyen zu helfen gesucht hatte. Hiedurch steigerte sich die Krankheit mit einmal so, dass der 2te oder 3te Fieberparoxysmus das Leben unter fürchterlicher Hitze und unbeschreiblicher Angst endigte. Es stellten sich hiebey die Zeichen der stärksten Hirn- und Herz-Entzündung, heftige Rasereyen und Zuckungen ein, worauf der Tod apoplektisch erfolgte. Je stärker, robuster der Mann war: desto fürchterlicher waren die letzten Stunden. — Der Vf. macht bey dieser Gelegenheit auf die grossen Nachtheile der Volksarzneyen aufmerksam, wodurch in der leipziger Epidemie sehr viel geschadet wurde. — Bey den Sectionen, welche Hr. *J.* mit grosser Vorsicht unternahm, wurde in der Höhle des Kopfes die weiche Hirnhaut mit vielen Adern durchwebt gefunden, welche gewöhnlich mit einem ganz dünnen Blute beträchtlich angefüllt waren. Eigentliche Entzündung oder Ausschwitzung in dieser Haut wurde nicht bemerkt. Die Venen des grossen und kleinen Gehirns waren stark mit Blut angefüllt; allein nirgends zeigte sich eine Färbung der Hirnsubstanz. Das Gehirn war meistens beträchtlich zusammengefallen. In der Brust und in dem Unterleibe wurde nichts sehr Auffallendes wahrgenommen. Die Leber war meistens entweder zu hart oder zu weich, ihre Farbe violett, oder dunkelbraun und schwärzlich. — Über die natürlichen Wünsche der Typhösen bemerkt der Vf., dass alle Kranken sich gegen Hitze des Zimmers, des Bettes, äussern, frische, kalte Luft und kaltes Getränk sehr liebten, Fleisch, Fleischbrühe und Wein meistens verabscheuten.

Hr. *J.* will den Typhus weder für ein Fieber von Schwäche, noch für eine Entzündung des Gehirns gelten lassen. „Das Wesen des Nervenfiebers,“ sagt er S. 45, „besteht in einer zu hohen Thätigkeit des

Gehirns und der Nerven, in einem Fieber der Nerven, welches sich den übrigen Systemen des menschlichen Körpers in einem höheren oder niederen Grade mittheilt und mittheilen muss, da die Nerven in die Masse aller anderen Organe hineingewebt sind. Wie bey dem gewöhnlichen Fieber das Adersystem vorzüglich zu hohe Thätigkeit zeigt, indem es das Blut schneller umtreibt: so im Nervenfieber vorzüglich das Gehirn und die Nerven." Wie wenig sich aus der erhöhten Thätigkeit eines Organs, Systems allein irgend eine Krankheit einsehen lasse, bedarf wohl des Beweises nicht. Hr. *J.* scheint das Mangelhafte dieser Erklärung selbst gefühlt zu haben, und nimmt deshalb zu einer erläuternden Hypothese seine Zuflucht. Er setzt nämlich fest, dass die Nerven ein körperliches oder geistiges Fluidum führen, welches im Nervenfieber schneller umgetrieben oder schneller geleitet werde. Durch die höhere Activität dieses Nervenfluidum, und die dadurch bedingte Mitleidenschaft der übrigen Gebilde des Organismus, besonders des arteriellen Systems, sucht der Vf. das Wesen dieser Krankheit begreiflich zu machen. — Man sollte kaum glauben, dass es einem so scharfsinnigen Arzte in den Sinn kommen könnte, aus einer solchen gewagten, unerwiesenen Hypothese so viel zu folgern. Dass es aber dem Vf. mit dieser Ansicht vollkommen Ernst sey, darüber lassen mehrere Stellen in dieser Schrift gar keinen Zweifel übrig. So heisst es S. 47: „Die Ärzte fühlen nur den Adern nach dem Pulse, keineswegs aber dem Nervensysteme, ungeachtet letzteres eben so nothwendig ist, als ersteres. Freylich gehört aber mehr als der Finger dazu, um die Fibrationen der Nerven auszukundschaften." Wenn es Hn. *J.* nur gefallen hätte, uns die Art und Weise kennen zu lehren, wie diese Fibrationen der Nerven ausgekundschaftet werden können! Diese Hypothese über die Ansammlung des Nervensaftes in den Nerven und dem Gehirne, und über den rascheren Umtrieb desselben, spielt in der ganzen Darstellung des Vfs. über das Nervenfieber eine sehr wichtige Rolle, und scheint zur festen Überzeugung bey ihm gereift zu seyn. — Aber auch das brownsche System ist bey der Beurtheilung des Nervenfiebers nicht ohne Einfluss geblieben, obgleich der Vf. dieser Lehre im Allgemeinen entgegen strebt. Sehr ausführlich sucht Hr. *J.* nämlich darzuthun, dass durch alle jene Einflüsse, welche man bisher zu den schwächenden gerechnet, die Entstehung dieser Krankheit vorzüglich begünstiget werde. Zwar hat die Erfahrung gelehrt, dass bey der Einwirkung solcher schwächenden Potenzen der Organismus in eine besondere krankhafte Disposition versetzt, und somit auch zur Aufnahme des Contagium geschickter gemacht werde. Dass es aber derselben nicht jedesmal bedürfe, um die Entstehung des Typhus zu vermitteln, hat die letzte Epidemie hinlänglich bewiesen. Den Erfahrungen des Rec. zufolge wurden die gesundesten, stärksten Menschen, ohne alle vorausgegangene Einwirkung schwächender Einflüsse, sehr häufig von dem Nervenfieber überfallen.

Die Schilderung des bey der leipziger Epidemie angewendeten *Heilverfahrens* eröffnet der Vf. mit der Bemerkung, dass keine der streitenden Parteyen, weder die Antiphlogistiker, noch die Incitisten, Recht hätten. Denn das Nervenfieber sey keine Entzündung des Gehirns und der Nerven, obgleich dieselbe bisweilen damit verbunden erscheine. Zwar sey es mehr ein Fieber von Schwäche, die dagegen vorgeschlagene Methode aber absolut falsch. Hr. *J.* glaubt nämlich, die Schwäche bedinge keine Krankheit, sondern disponire nur dazu. Erst wenn ein bestimmter Eindruck eingewirkt habe, stelle sich das Fieber ein, beginne die höhere Thätigkeit in den Adern, im Nervensystem. Das Nächste für den Arzt sey hier der überthätige Zustand des Lebens, hinter welchem die Schwäche erst liege (S. 64). Der Vf. hat hiebey ganz übersehen, dass eben so wenig, wie sich aus blosser Schwäche eine Krankheit erklären lässt, dieses auch nicht aus dem angenommenen überthätigen Zustande des Lebens möglich ist, da hiedurch nur etwas von der Krankheit Abhängiges, eine Erscheinung derselben, bezeichnet wird. Der Vf. ist durch diese Ansicht in eine besondere Lage versetzt worden. Er statuirt zwar die Schwäche, als Grundcharakter der Krankheit, will aber das reizende Verfahren, besonders in den ersten Zeiträumen, nicht gelten lassen. Dagegen wendet er die antiphlogistische Heilmethode im Anfange der Krankheit an, obgleich er den inflammatorischen Charakter des Nervenfiebers bestreitet. Dieses antiphlogistische Verfahren besteht nun selbst mehr in einem passiven Handeln, als in einem entscheidenden Wirken gegen die Krankheit, so dass es Hr. *J.* nicht wagt, den höheren Graden des Typhus die wirksameren antiphlogistischen Mittel entgegen zusetzen. Er ist vielmehr geneigt, das antiphlogistische Verfahren sogleich zu verlassen, und zu dem entgegengesetzten reizenden überzugehen, sobald sich statt der, auf einen überthätigen Zustand des Lebens hindeutenden Erscheinungen solche einfinden, welche dessen Depression wahrscheinlich machen. Seine besondere Ansicht über das Nervenfieber hat ihn daher zu einem Heilverfahren bestimmt, welches zwar vor dem gewöhnlich brownschen grosse Vorzüge besitzt, und bey den geringeren Graden der Krankheit genügen mag, im Ganzen aber der Sicherheit und Consequenz entbehrt. — Mässigung, Beruhigung der überthätigen Nerven, mit besonderer Berücksichtigung der individuellen Modificationen der Krankheit, muss, nach der Ansicht des Vfs., höchster Grundsatz, höchste und erste Indication des Arztes seyn. Nur dann erst, wenn der überthätige Zustand des Gehirns und der Nerven in Unthätigkeit übergeht, und man es nicht mit dem eigentlichen Nervenfieber, sondern mehr mit seinen Folgen zu thun habe, müsse man den Gesunkenen durch die reizende Methode aufzuhelfen suchen. — In der ersten Periode des Nervenfiebers, dem Zustande der erhöhten Erregung, rühmt Hr. *J.* die grosse Heilkraft eines kühlen Regimen, der kalten Getränke, besonders des Weissbiers und des Selterwassers. Als Arzneyen bedient er sich vorzüglich der Mineralsäuren und einer Emulsion aus Kirschwasser und Mohnsaamen. Mit diesen einfachen Mit-

sein reichte er in der ersten Periode aus, wenn sich der Krankheit keine entzündlichen Complicationen hinzugesellten, in welchem Falle er auch vom Salpeter und Salmiak Gebrauch machte. Allgemeine Blutentleerungen wagte er in keinem Fall anzuwenden, obgleich er sich von dem Nutzen der Blutflüsse in dieser Krankheit öfters zu überzeugen Gelegenheit hatte. Blutigel wurden aber bey einer augenscheinlichen Plethora des Gehirns, bey Brustaffectionen und anhaltendem Erbrechen durch Gastritis, mit Erleichterung mehrmals angewendet. Auch hier liess er sich nicht durch die Härte des Pulsschlages, welchen er nie beobachtet haben will, sondern durch die Heftigkeit des Schmerzes zur Anwendung jener Mittel bestimmen. Wegen dieser Abwesenheit des harten Pulsschlages der Typhösen, schwebt Hr. *J.* auch über die Indication zum Aderlass im Nervenfieber in gänzlicher Unwissenheit. Dass die Verfechter der allgemeinen Blutentleerungen im Typhus nicht bloss die Beschaffenheit des Pulses, sondern vorzüglich die Heftigkeit der von dem Leiden des Cerebralsystems abhängenden Erscheinungen berücksichtigen, wurde in dieser Recension schon früher angeführt. Bey der Ansicht, welche sich der Vf. von dem Nervenfieber gebildet hat, wird es ihm allerdings schwer seyn, eine Indication zum Aderlasse aufzufinden, da der überthätige Lebenszustand, auch ohne die Anwendung jenes heroischen Mittels, herabgestimmt werden kann. — Eine der sonderbarsten Paradoxieen ist die Behauptung S. 66: „Indem der Zustand des Nervensystems im Nervenfieber dem inflammatorischen Befinden der Adern mehr oder weniger ähnlich ist, muss das antiphlogistische Heilverfahren auch naturgemässer seyn, als das reizende. *Wir hätten aber demnach hier mehr die Nerven als die Venen zu öffnen, um das Fluidum in jenen zu mindern, und um die Plethora der Nerven zu heben, wenn es möglich wäre.*" Dieser Ausspruch beweist, wie fest Hr. *J.* von der Wahrheit seiner angenommenen Hypothese überzeugt ist! — Bey der Behandlung der zweyten Periode des Nervenfiebers macht er einen Unterschied zwischen gut- und bösartigem Sopor. Er glaubt nämlich, dass es, nach den Stürmen im Nervensysteme, eines gewissen Sopors bedürfe, um die nöthige Ruhe für die Nerven herbeyzuführen; insofern vergleicht er den Sopor mit dem Schlafe. Je früher sich im Nervenfieber der Sopor einstelle, je analoger dem Schlafe er verlaufe: um so besser erfolge auch der Ausgang der Krankheit. Dass dieser Schlaf öfters in die ewige Ruhe übergehe, bemerkt der Vf. inzwischen sehr richtig, und er meint, dass hiedurch sehr Vieles von den frohen Erwartungen, welche die Erscheinung jenes s. g. gutartigen Sopors am Krankenbette hervorbringen könnte. Jedoch ist es ihm mit der angenommenen Heilkraft dieses Sopors vollkommener Ernst. Dafür spricht die Behauptung S. 87, dass, wenn kein Sopor existirte, viel mehr Nervenfieber-Kranke unterliegen würden, und nur durch ihn diese Krankheit gehoben werden könne. Den bösartigen Sopor definirt Hr. *J.* als denjenigen, welcher wirklich in die ewige Ruhe übergeht. — Ob er gleich viele Mühe aufgewendet hat, die Kriterien des sog. gut- und bösartigen Sopors zu entwickeln: so fürchtet Rec. doch, dass diejenigen, welche nach dieser Ansicht am Krankenbette handeln werden, in die grössten Irrthümer verfallen möchten. Offenbar hat Hr. *J.* die wahre Bedeutung des Sopors im Typhus ganz verkannt. In ihm spricht sich die Depression der Gehirnthätigkeit, durch die Entzündung dieses Organs vermittelt, am bestimmtesten aus. Wo sich der Sopor bey dem Typhus sogleich in einem bedeutenden Grade einfindet, ist dieses immer ein Zeichen einer sehr heftigen Affection des Cerebralsystems, und fodert daher gleich Anfangs das energischste Eingreifen der Kunst. Wo der Sopor später hinzutritt, ist gewöhnlich das richtige Verfahren in den früheren Perioden der Krankheit versäumt worden. Wenn Hr. *J.* den von ihm bösartig genannten Sopor öfters beobachtet: so war dieses vielleicht die Folge des nicht kräftig genug angewendeten antiphlogistischen Heilverfahrens in den ersten Zeiträumen der Krankheit. Den sog. gutartigen Sopor kann Rec. für nichts anderes, als für einen geringeren Grad desselben ansehen, bey welchem entweder an und für sich ein geringeres Leiden des Cerebralsystems Statt fand, oder seine Heftigkeit durch passende Mittel schon sehr gemässigt war; in keinem Fall aber für etwas Heilkräftiges, noch viel weniger als eine *Conditio sine qua non* der Genesung. Diese, wie einige andere Behauptungen in vorliegender Schrift, bringen Rec. auf die Vermuthung, dass die Zahl der von Hn. *J.* beobachteten und behandelten Typhuskranken nicht sehr gross gewesen seyn müsse.

Im sog. gutartigen Sopor will der Vf., dass die Luft im Krankenzimmer mässig warm sey, die kalten Waschungen unterbleiben, und statt der kalten Getränke Wein mit Wasser, Aufgüsse von Pfeffermünze, u. s. w. angewendet werden. Um der Anhäufung des Nervenfluidums im geschwächten Gehirne vorzubeugen, empfiehlt er die Anwendung von warmen Kräuterbädern, und die Begiessungen des Kopfes mit kaltem Wasser. — Zur Bekämpfung des bösartigen Sopors dringt er auf die Anwendung starker Reizmittel, der warmen Bäder, mit Senf und *Lapis infernalis* versetzt, der Sturzbäder, der Vesicatorien im Nacken, der *Valeriana*, *Serpentaria*, *Arnica*, der versüssten Säuren, des Camphors, des Moschus u. s. w. Mit welchem Erfolge das reizende Verfahren unter diesen Umständen von dem Vf. angewendet wurde, ist nicht angegeben worden. Bekanntlich wollen mehrere neuere Beobachter auch in diesem *Stadium nervosum* des Typhus die incitirende Heilart verwerflich, dagegen die Anwendung der allgemeinen und örtlichen Blutentleerungen äusserst hülfreich gefunden haben.

Sehr beherzigungswerth findet Rec. den am Schlusse dieser Schrift mitgetheilten Vorschlag des Vfs., in Friedenszeiten eigene Corps von Krankenwärtern zu bilden, welche bey ausbrechendem Kriege den so wichtigen Dienst in den Hospitälern und auf dem Schlachtfelde zu verrichten hätten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1814.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften über den contagiösen Typhus.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unter den neuesten Schriften über den Typhus ist die des Hn. *Wedemeier* (No. 15) eine der ausführlichsten und am besten gerathenen. Die treffliche Monographie des Hn. *v. Hildenbrandt* hat den Vf. bey der Bearbeitung unstreitig vorgeschwebt. Es wäre jedoch eine Ungerechtigkeit, wenn man seiner Schrift kein anderes Verdienst, als das einer gelungenen Compilation zugestehen wollte. Eine genaue Durchsicht dieses Werkes hat Rec. vielmehr überzeugt, dass der Vf. reiflich über seinen Gegenstand nachgedacht, und manche eigenthümliche Ideen dabey entwickelt hat. Nur geht ihm die Fülle der Erfahrung über den Typhus noch ab, und viele seiner Behauptungen sind mehr als das Resultat das Nachdenkens und der Lectüre, als der eigenen Beobachtung am Krankenbette anzusehen. In der *Vorrede* S. VIII gesteht Hr. *W.* selbst, dass die Anzahl der von ihm behandelten Typhus-Kranken nicht sehr gross sey. Eine Fleckfieber-Epidemie, welche er während seiner akademischen Laufbahn zu Göttingen bey einigen 70 Kranken beobachtete, begründet die Summe der von ihm über diese Krankheit gemachten Erfahrungen.

Als einen ganz besonderen Vorzug dieser Schrift kann Rec. die Vollständigkeit und gute Anordnung der abgehandelten Materien rühmen, und insofern dieses Werk dem Studium angehender Ärzte mit voller Überzeugung empfehlen. — Das Ganze zerfällt in sechs Abschnitte. In der 1 Abtheilung verbreitet sich der Vf. über die entfernten Ursachen des Typhus und die zu seiner Entwickelung nothwendigen Bedingungen, wo das Bekannte über den miasmatischen und contagiösen Typhus bemerkt wird. Im 2 Abschnitte, über die Natur und den Charakter der Krankheit, werden die vorzüglichsten Meinungen der älteren und neueren Ärzte über die nächste Ursache der Krankheit aus einander gesetzt. Der 3 Abschnitt hat die Nosographie, die Beschreibung der Krankheit zum Gegenstande, wobey fünf Stadien, das der Vorboten, das inflammatorische, nervöse, kritische, und das der Reconvalescenz, unterschieden werden. Der 4 Abschnitt handelt von der Prognose, der 5 von den diagnostischen Verschiedenheiten mit anderen Krankheiten. In dem 6 Abschnitt wird die Behandlung der Krankheit nach ihren verschiedenen Stadien, ihrem bald regulären, bald anomalen Verlaufe ausführlich mitgetheilt, und das Nöthige über die *Prophylaxis* beygebracht. In der Einleitung findet sich eine ziemlich vollständige Literatur über die wichtigsten, von dem Typhus handelnden Schriften. Eine genaue Inhaltsanzeige gewährt einen leichten Überblick über das Ganze.

Hr. *W.* geht bey der Beurtheilung und Behandlung des Typhus überall von der Ansicht aus, dass dieser Krankheit Entzündung des Gehirns und der Nerven zum Grunde liege. Diese Ansicht hat er durch alle Momente mit grosser Consequenz durchgeführt. Allein so sehr er sich auch in dieser Hinsicht der Theorie des Hn. *Marcus* annähert: so weicht er doch darin von seinem Vorgänger ab, dass er die Behauptung geltend zu machen sucht, diese Entzündung des Gehirns und der Nerven gehe jedesmal in einen *indirect-asthenischen Zustand* über. Da Hr. *W.* der brownschen Lehre im Ganzen wenig zugethan ist: so bleibt es sehr auffallend, was ihn zu dieser, aus brownschem Boden entsprossenen Annahme bestimmen konnte. Er definirt den Typhus als ein acutes, ansteckendes, häufig mit einer exanthematischen Efflorescenz verbundenes Fieber, welches durch eine allgemeine entzündliche Affection des ganzen Nervensystems hervorgebracht, anfänglich einen inflammatorischen Charakter besitze, und hierauf den indirect-asthenischen, als Folge des ersteren, annehme. Gegen diese Definition lässt sich mit Grund einwenden, dass nicht jeder Typhus durch Ansteckung vermittelt, die exanthematische Efflorescenz nicht selten dabey vermisst wird, endlich dass die Krankheit öfters als ein rein inflammatorischer Zustand verläuft, ohne einen nachfolgenden asthenischen Zeitraum bemerken zu lassen. — Der Vf. giebt dem Namen *Typhus* den Vorzug vor allen anderen: Rec. scheint die Bezeichnung *Nervenfieber* richtiger, da nicht bloss das Gehirn, sondern das ganze Nervensystem krankhaft afficirt ist. — Wie verbreitet schon bey den älteren Ärzten die Ansicht war, dass dem Nervenfieber ein Entzündungszustand zum Grunde liege, kann auch aus dem entnommen werden, was der Vf. im 2 Abschnitte angeführt hat. Viele der äl-

teren Ärzte glaubten nämlich, das Blut nehme durch den Krankheitsstoff eine besondere inflammatorische Beschaffenheit, und dadurch eine Neigung zur Fäulung an. Treffend ist Hn. *W's.* Bemerkung, dass die älteren Ärzte unter dem Ausdrucke von faulem Blut häufig nichts anderes, als ein durch eine höchst inflammatorische Beschaffenheit verdorbenes (verändertes) Blut verstanden hätten, indem sie auch das Blut bey der Peripneumonie für verdorben und zur Fäulung geneigt hielten. *Pringle* behauptete, dass bey dem Typhus auch ein Theil des Hirns und des Nervensystems entzündet, und hiedurch das Fieber unterhalten würde.

Die nächste Ursache und das Wesen des Typhus beruht, nach dem Vf., in einem entzündlichen Zustande des Körpers, welcher vorzüglich das Hirn und das ganze Nervensystem angreife, und durch den specifischen Reiz des Ansteckungsstoffes hervorgebracht werde. Hr. *W.* hat sich bemüht, alle jene Momente darzulegen, aus welchen man auf den inflammatorischen Charakter der Krankheit im Anfange zu schliessen berechtiget ist. Diese Beweisgründe sind allerdings sehr sprechend, und reden der Ansicht nicht unzweydeutig das Wort, dass der Krankheit überhaupt, nicht bloss in ihrem Anfange, Entzündung zum Grunde liege. Die Ursache, warum dieser Ansteckungsstoff vorzugsweise das Gehirn und das Nervensystem entzündlich afficire, sucht Hr. *W.* durch die flüchtig reizende Natur des Contagium zu erklären, und glaubt, dass es sich damit eben so, wie mit den flüchtigen wasserstoffhaltigen Mitteln, der Naphta, dem Weine, verhalte. Der Vergleich der Wirkungsart des Typhus-Contagium mit jener der geistigen Getränke hat zwar Manches für sich; inzwischen darf hiebey nicht vergessen werden, dass die geistigen Getränke nur einen schnell vorübergehenden Eindruck auf das Sensorium machen, das Typhus-Contagium hingegen ungleich kräftiger, feindseliger auf das Gehirn und Nervensystem einwirkt. Es ist nicht zu verkennen, dass jener zu weit getriebene Vergleich den Vf. von der wahren Beurtheilung der Krankheit abgezogen, und zu grossen Irrthümern verleitet hat. Hr. *W.* hat nämlich ganz übersehen, dass der Rausch nicht als eigentliche Krankheit angesehen, und in sofern keineswegs mit dem Typhus verglichen werden könne. — Für den inflammatorischen Charakter der Krankheit erklärt sich der Vf. auch in dem Folgenden mit Nachdruck, und warnt, S. 50, sehr eindringend davor, sich durch die Erscheinungen der Krankheit, welche öfters eine Schwäche vorspiegeln, nicht irre machen, und zur Annahme einer vorhandenen Asthenie verleiten zu lassen. Dieser Wahn, welcher so viele Ärzte zur Anwendung reizender, stärkender Mittel gleich im Anfange der Krankheit bestimme, habe schon Tausenden das Leben gekostet. Wo man von einem Typhus-Kranken höre, welcher, von einem Arzte behandelt, im wüthenden Delirium rase, da könne man mit Recht vermuthen, dass eine unpassende, incitirende Behandlung vorherging, welche das einfache Fieber zur wahren Hirnentzündung steigerte. — „Dieser inflammatorische Charakter der Krankheit." heisst es S. 52, „dauert nun aber nicht die ganze Krankheit hindurch bis zur Genesung; sondern es gehört gerade zur Eigenthümlichkeit des Typhus, dass sein erstes inflammatorisches Stadium im gewöhnlichsten Falle nach 7—8—9 Tagen allmählich in ein nachfolgendes nervöses, asthenisches übergeht, welches gewöhnlich vom 7ten bis zum 14ten Tage dauert, und dann in jenes der Krise übergeht. Dieses nervöse Stadium ist Folge des vorhergegangenen, wird bedingt und hervorgebracht durch das vorausgegangene inflammatorische, richtet sich in seiner Dauer und Heftigkeit ganz nach dem ersten fieberhaften Zeitraum, und hat daher den Charakter der *indirecten Asthenie* von *Brown*." — Aus dieser Darstellung geht hervor, dass der Vf. der Ansicht des Hn. *v. Hildenbrandt* im Wesentlichen gefolgt ist, welcher gleichfalls das zweyte Stadium der Krankheit unter der Kategorie der Asthenie subsumirte. Hn. *W's.* Ansicht unterscheidet sich nur darin von der *hildenbrandtschen*, dass er das Wesen der Krankheit in einen Entzündungszustand des Gehirns und des Nervensystems setzt, Hr. *v. Hildenbrandt* aber bloss ein inflammatorisches Stadium annimmt. Die Behauptung, dass dem Typhus jedesmal ein indirect-asthenischer Zustand nachfolge, widerstreitet eben so sehr der Erfahrung als der Theorie. Selbst nach den Ansichten des Brownianismus lässt sich diese Annahme nicht rechtfertigen. Auch steht das, von Hn. *W.* in diesem indirect-asthenischen Zeitraume empfohlene Heilverfahren im grössten Widerspruche mit den klinischen Regeln, welche die Erregungstheorie hier befolgt haben will. Wo ein indirect-asthenischer Zustand vorhanden ist, müssen, nach den Grundsätzen der Erregungstheorie, die kräftigsten Reizmittel angewendet werden, um die tief gesunkene Erregung wieder aufzurichten. Unser Vf. hütet sich aber ängstlich davor, bey diesem indirect-asthenischen Zeitraume nur einigermassen starke *Incitantia* in Anwendung zu bringen. S. 54 wirft er selbst die Frage auf, wie es komme, dass, da doch so manchen anderen inflammatorischen Fiebern kein nervöses Stadium folge, gerade dem Typhus dieses Vorrecht zu Theil werde. Die hierauf gegebene Antwort findet Rec. sehr unbefriedigend. Denn es ist irrig, dass auch anderen inflammatorischen Fiebern, wenn sie mit einem Leiden des Hirns und des Nervensystems complicirt sind, ein solches indirect-asthenisches Stadium öfters folge. Rec. sind wenigstens solche Fälle ganz unbekannt. — Den zweyten Grund sucht der Vf. in der grossen Flüchtigkeit des Typhus-Contagium, und der dadurch erregten heftigen entzündlichen Affection des Gehirns und des Nervensystems, wovon eine allgemeine Trägheit und Abspannung die unausbleibliche Folge sey. Dieses Letztere ist es aber, was Rec. am meisten bestreitet. Es ist ein irriger Wahn, welchen Hr. *W.* mit vielen neuen Ärzten gemein hat, wenn er glaubt, der primäre Entzündungszustand bey dem Typhus könne nicht andauren, *müsse nothwendig* in einen asthenischen, einen Zustand von Abspannung und Erschöpfung übergehen. Die Erscheinungen der

Krankheit in dieſem zweyten, ſog. nervöſen Zeitraume ſprechen keineswegs für einen ſolchen Übergang. Bey einer vorurtheilsloſen Würdigung dieſer krankhaften Zufälle überzeugt man ſich vielmehr, daſs im Grunde keine wahre Veränderung vor ſich gegangen iſt. Denn auch hier dauern alle Zufälle fort, welche das Leiden des Gehirns und des Nervenſyſtems andeuten, ſo wie diejenigen, welche die Theilnahme des Gefäſsſyſtems bezeichnen. Der einzige Unterſchied beſteht bloſs darin, daſs alle dieſe Erſcheinungen mit noch gröſserer Intenſität auftreten. Hört aber die Pneumonie deſshalb auf, ein entzündlicher Zuſtand zu ſeyn, weil ſich öfters nach dem 7ten Tage der Huſten, die Beſchwerden der Reſpiration, das Fieber noch heftiger wie im Anfange darſtellen? Sollte es mit dem Typhus eine andere Bewandniſs haben? Dauern in jenem ſog. nervöſen Stadium die Delirien, der Sopor, die Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, die Affection der Sinne und alle febriliſchen Zufälle nicht fort? Iſt man berechtiget, auf einen veränderten Krankheits-Charakter zu ſchlieſsen, weil ſich, bey dem Fortbeſtehen, der Zunahme der erſten, weſentlichſten Erſcheinungen, noch andere beygeſellen, welche die gröſsere Theilnahme des zuerſt leidenden Syſtems bezeichnen? Kann der Hinzutritt der ſog. Nervenzufälle vernünftiger Weiſe anders gedeutet werden? Spricht ſich darin nicht unverkennbar das Weiterſchreiten des der Krankheit urſprünglich zum Grunde liegenden Urſächlichen aus? Streitet es nicht mit den Geſetzen des Organismus, mit der Analogie anderer Krankheiten, auf einen ganz entgegengeſetzten Krankheits-Charakter zu ſchlieſsen, wenn ſich bey dem Fortbeſtehen aller eigenthümlichen krankhaften Zufälle, ihrer augenſcheinlichen Zunahme, noch einige neue hinzugeſellen? Gehörte der ſog. nervöſe indirect-aſtheniſche Zuſtand zum Weſen des contagiöſen Typhus: wie wäre es möglich, daſs bey einem richtigen Verfahren, gleich vom Anfange an, öfters gar nichts davon bemerkt wird? In der letzteren Epidemie glückte es aber Rec. vielfach, das Nervenfieber innerhalb ſieben Tagen zu heben, ohne auch nur eine Spur von jenem nervöſen Stadium wahrzunehmen. Wie verträgt es ſich ferner mit jener Vorſtellungsart, daſs viele neuere Ärzte die antiphlogiſtiſche Methode im ganzen Verlaufe des Nervenfiebers anwendeten, von Reizmitteln gar keinen Gebrauch machten, und die Krankheit deſſen ungeachtet ſchnell und glücklich hoben? Müſste bey einem ſolchen Verfahren die indirecte Aſthenie nicht unbedingt in den Tod übergehen, wenn ſie etwas anderes als ein bloſses Hirngeſpinnſt wäre?

Wenn man alles dieſes zuſammennimmt: ſo erhält die Anſicht ein immer gröſseres Gewicht, daſs dem contagiöſen Typhus nicht bloſs im Anfange, nach der Vorſtellung unſeres Vfs., ſondern durch ihren ganzen Verlauf, Entzündung des Gehirns und der Nerven zum Grunde liege. In dieſer Überzeugung iſt Rec. durch die auſserordentliche Heilkraft der antiphlogiſtiſchen Methode, beſonders der Blutentleerungen, in der letzten, kaum geendigten Typhus-Epidemie immer mehr beſtärkt worden. Eine neue, höchſtwichtige, vom Auslande uns mitgetheilte Erfahrung iſt ganz dazu geeignet, alle Zweifel in dieſer Hinſicht zu verbannen. Rec. hat ſo eben den 3 Theil des von Hn. *Brera* herausgegebenen *Giornale di Medicina pratica* vor ſich liegen, in welchem ſich ein Aufſatz befindet, der in der Typhuslehre Epoche macht, und worauf er die Leſer nicht genug aufmerkſam machen kann. Er iſt betitelt: *Betrachtungen über die Wirkung des Petechial-Contagiums, entnommen aus Leichenöffnungen*, von Dr. *Joh. Jemina.* Der gelehrte, ſehr ſcharfſinnige Vf. dieſes Aufſatzes beweiſt durch eine Reihe höchſt lehrreicher Sectionen, daſs dem Petechial-Typhus (welcher mit dem contagiöſen Typhus offenbar identiſch iſt) jedesmal eine äuſserſt heftige, acute, wahre Entzündung des Gehirns zum Grunde liege. Rec. betrachtet dieſen Aufſatz als eines der wichtigſten Actenſtücke in der Typhus-Lehre, welches hoffentlich zur allgemeinen Verſtändigung dieſer, noch immer ſo ſehr beſtrittenen Materie, ſehr Vieles beytragen wird.

Der angenommenen Eintheilung des Typhus in den regulären und anomalen gemäſs, entwickelt Hr. *W.* das von ihm empfohlene Heilverfahren nach dieſer Verſchiedenheit der äuſseren Form der Krankheit. Bey dem inflammatoriſchen Stadium eröffnet er die Cur jedesmal mit einem Brechmittel aus *Ipecacuanha*, wodurch er zugleich den Ausbruch der Krankheit zu verhüten gedenkt. Die neueſten Erfahrungen haben den Nutzen der *Emetica*, als prophylaktiſcher Mittel gegen den Typhus, ſehr zweifelhaft gemacht. Nach den Beobachtungen des Rec. hat man ſich nur da von dieſem Mittel etwas zu verſprechen, wo man es mehr mit dem Synochus als mit dem Typhus zu thun hat. Die Verwechſelung beider, ſich in mancher Hinſicht ſo ähnlicher Krankheitsformen ſcheint den Ruf der Brechmittel, als Heil- und als prophylaktiſcher Mittel, vorzüglich begründet zu haben. Auſserdem wäre es unbegreiflich, warum die *Emetica* in der letzten Typhus-Epidemie den Erwartungen ſo wenig entſprochen, im Ganzen mehr geſchadet als genützt haben. — Erfolgt auf die Anwendung des Brechmittels kein offener Leib: ſo verordnet der Vf. den *Mercur. dulc.* alle Stunden zu 1 bis 2 Gran. Hiedurch ſoll nicht bloſs die gaſtriſche Anhäufung im Unterleibe entfernt, ſondern auch die entzündliche Affection des Gehirns gemäſsigt werden. Sollte der *Mercurius* allein nicht wirken: ſo will der Vf., daſs jeder Gabe 4 bis 6 Gran *pulv. jalap.* zugeſetzt werde. Er ſieht es für eine Haupt-Angelegenheit an, während des inflammatoriſchen Zeitraums täglich 2 bis 5 Stuhlgänge hervorzubringen. Sobald der Kopf heftiger afficirt wird, das Fieber und die Hitze ſich vermehren, der Leib beym äuſseren Drucke heftiger ſchmerzt, und ſich Neigung zur Verſtopfung einfindet: räth Hr. *W.*, den Mercur in ſtärkeren Gaben zu reichen. — Zum gewöhnlichen Getränk wird *Serum lactis tamarindinatum* empfohlen. Alle erhitzenden Getränke, Speiſen und Arzneyen müſſen ſorgfältig vermieden, und bloſs Obſt, Obſtſuppen, Limonade u. ſ. w. genoſſen werden.

Heftigere Kopfschmerzen mit starken Delirien will der Vf., ausser dem reichlichen Gebrauche des Quecksilbers, durch kalte Umschläge auf den Kopf und Blasenpflaster im Nacken behandelt wissen. — Wo die Krankheit, bey dem sog. anomalen Typhus, mit einem heftigen synochischen Fieber auftritt, dringt er auf ein stärkeres Purgiren durch *Mercur. dulc.*, und in seltenen Fällen (wenn nämlich eine heftige topische Entzündung droht) soll ein kleiner allgemeiner oder topischer Aderlass angewendet werden. Vor den Blutentleerungen trägt er überhaupt grosse Scheu. Selbst bey jener Anomalie des Typhus, wo eine ausgebildete Entzündung des Gehirns und seiner Häute sich darstellt, wagt er kaum, eine reichliche Venäsection anzuwenden. Auch hier vertraut er den topischen Blutentleerungen (6 bis 8 Blutigel, was Hr. *W.* ein *reichliches* Ansetzen von Blutigeln nennt), dem Gebrauche der eiskalten Fomentationen und dem *Mercur. dulc.* bis zum reichlichen Purgiren. — Rec. will zwar die Erfahrungen des Vfs. über den Nutzen des *Calomels* in dieser Krankheit nicht in Zweifel ziehen. Inzwischen kann er nicht leugnen, dass ihm die Lobpreisung dieses Mittels zu übertrieben scheint, indem sich der Vf. hiebey zu einseitig auf die Ansicht von gastrischen Unreinigkeiten gestützt hat. Bekanntlich wird von einer solchen gastrischen Complication bey dem contagiösen Typhus vielfach gar nichts wahrgenommen, und alsdann möchte die Anwendung dieser Purgiren erregenden Mittel durch nichts zu rechtfertigen seyn. Auch kann Rec. seine Besorgniss nicht verhehlen, dass durch einen zu reichlichen Gebrauch des *Mercur. dulc.* leicht gefahrvolle Durchfälle in den späteren Zeiträumen der Krankheit erzeugt werden könnten. Sollte nicht der asthenische Zustand, welchen Hr. *W.* jedesmal bey dem Typhus wahrgenommen haben will, als eine Folge dieses zu anhaltenden, bis zum Purgiren fortgesetzten Gebrauches des Quecksilbers anzusehen seyn?

Bey dem Übergange des inflammatorischen in das indirect-asthenische, nervöse Stadium empfiehlt Hr. *W.* grosse Vorsicht und nur einen allmählichen Übergang zu den reizenden Mitteln, um nicht durch eine zu frühe und gleich zu sehr incitirende Behandlung das inflammatorische Stadium zurückzurufen. Woher diese Ängstlichkeit, wenn der Vf. sich für überzeugt hält, dass der frühere entzündliche Zustand verschwunden, und ein entgegengesetzter (asthenischer) eingetreten ist? — Wie unsicher und schwankend die Heilmethode des Vfs. bey diesem sog. indirect asthenischen Zustande sey, geht auch aus dem hervor, was er S. 237 äussert, dass man sogleich von der incitirenden Methode abstehen, und zum Gebrauche des *Mercur. dulc.* greifen möge, sobald man bemerke, dass sich das Fieber und die Kopfaffection auf die Anwendung der reizenden Mittel vermehren. — Übrigens ist die von ihm empfohlene Heilart, in dem sog. asthenischen Zeitraume der Krankheit, von der gewöhnlich brownschen fast gar nicht verschieden.

Rec. hegt von dem Vf., welcher sich in dieser Schrift durchaus als einen sehr denkenden Kopf dargestellt hat, die Erwartung, dass er bey einer reicheren Erfahrung über den Typhus von manchen irrigen Behauptungen zurückkommen, den bedingten Werth des antigastrisch-antiphlogistischen Heilverfahrens einsehen, und mehreren, in der neuesten Epidemie sich höchst wirksam erwiesenen Mitteln, namentlich den allgemeinen Blutentleerungen, den kalten Waschungen und Begiessungen, mehr Aufmerksamkeit, als es in dieser Schrift geschehen ist, schenken werde.

GG...R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Dresden*, b. Beger: *Beschreibung des Augustusbades bey Radeberg, insbesondere für Curgäste und zugleich als Wegweiser in den Umgebungen*, bearbeitet von *C. G. Pienitz* und *H. Ficinus*. 1814. 72 S. 12. (12 gr.)

Ebendas.: *Beschreibung des plauenschen Grundes, des Badeortes Tharant und seiner Umgebungen.* Ein kurzer unterhaltender Wegweiser für Naturfreunde, welche diese Gegenden genussvoll besuchen und angenehme Erinnerungen davon behalten wollen. Herausgegeben von Dr. *C. Lang*. Mit 6 illum. Kupfern, 1 Grundriss von Tharant und 1 Charte vom plauenschen Grund. 1812. 84 S. 12. (16 gr.)

No. 1 giebt in einem gefälligen Stile eine für den angegebenen Zweck hinlängliche Kenntniss der schon im Jahr 1714 entdeckten, aber erst späterhin benutzten eisenhaltigen Quelle bey Radeberg in Schlesien. In verschiedenen Abschnitten wird in der gehörigen Ordnung von der *Lage*, der *Geschichte*, den *Wohnungen*, den *Quellen*, den *Heilkräften*, den *Verhaltungsregeln*, der *Lebensordnung* und von den *Spatziergängen* gehandelt, von denen wir das Merkwürdigste herausheben. Die Quellen, 7 an der Zahl, entspringen theils aus einem Moorgrunde, wo sie, nach der Vff. Meinung, durch einen eigenthümlichen chemischen Process in der Oberfläche der Erde erzeugt werden, theils aus einem früher in bergmännischen Absichten in das benachbarte Gneisslager getriebenen Stollen, wo sich bedeutende Schwefeleisengänge finden. Der Gehalt der Quellen ist verschieden. Das kohlensaure Eisenoxyd, der wirksamste Bestandtheil, wechselt in den verschiedenen Quellen von 0,21 Gran bis zu 3,00 Gran in 32 Unzen Wasser. Nächstdem finden sich die in allen eisenhaltigen Mineralwassern enthaltenen Bestandtheile. An Gasarten finden sich kohlensaures Gas, in der stärksten Quelle zu 2,75 Cubikzollen in 100 Cubikzollen Wasser, gekohltes Wasserstoffgas, in Maximum zu 0,69″ in der angegebenen Wassermenge und atmosphärische Luft. — Die geringe Menge des kohlensauren Gases setzt dieses Wasser unter die minder lebendigen, wahrscheinlich mehr durch Auflösung naheliegender Mineralien als durch einen galvanischen Process entstandenen; als Trinkwasser wird es daher wenig benutzt. Der Bäder sind 21 nebst Dousch- und Qualm-Bad. Die Wirkungen sind die bekannten der eisenhaltigen Mineralwasser.

No. 2 ist nach der Vorrede ein Theil von einem grösseren Werke des in Tharant am Forstinstitute als Lehrer der Naturgeschichte angestellten Vfs. Sie beschäftigt sich vorzüglich mit einer Beschreibung der Naturschönheiten des durch das grössere Beckersche Werk hinlänglich bekannten plauenschen Grundes, und von S. 54 an mit dem Städtchen Tharant. Die in diesem vom Amtschirurgen *Butter* seit 1792 angelegten Badeanstalt wird nur im Vorbeygehen erwähnt, und auf 3 Seiten abgefertigt, so dass der Titel dieser Schrift nicht ganz passend zu seyn scheint.



ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

MATHEMATIK.

Berlin, in d. Realschul-Buchhandlung: *Franciscus Dominicus Michelotti's*, Prof. d. Mathem. zu Turin, *hydraulische Versuche, zur Begründung und Beförderung der Theorie und Practik. Nebst einem Anhange, welcher die neuesten turiner Versuche von Joseph Therese Michelotti enthält.* Aus dem Italienischen übersetzt von *C. G. Zimmermann*, Prof. am Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin u. s. w. Mit Anmerkungen begleitet von *J. A. Eytelwein*, königl. preuss. geheim. Ober-Baurath u. s. w. Mit 4 Kupfertafeln. 1808. XXIV u. 253 S. 4. (3 Rthl. 20 gr.)

Die in diesem Werke beschriebenen Versuche betreffen theils den Ausfluss des Wassers aus Gefäsen durch Seitenöffnungen, theils die Bewegung des Wassers in Gerinnen und offenen Canälen, und die zur Abmessung der Geschwindigkeit des Wassers dienenden Werkzeuge. Ein grosser Theil derselben ist so wichtig, dass er gewiss sehr verdiente, durch eine deutsche Übersetzung bekannt gemacht zu werden.

Die Versuche über den Ausfluss des Wassers durch kleine Öffnungen sind im ersten Theile, in der ersten Abtheilung des zweyten Bandes und im Anhange enthalten, und von diesen werden wir hier zuerst reden. Der Vf. beschreibt umständlich die für diese Versuche besonders passende Gegend, wo die Versuche angestellt wurden, und die dazu getroffenen Vorkehrungen. An einem Abhange, wo man leicht dem Wasser ein plötzliches Gefälle von mehr als 20 Fuss geben konnte, ward ein diese ganze Höhe erreichender Thurm oder Wasserbehälter gebauet, welcher völlig dicht verschlossen und mit Wasser angefüllt werden konnte, wo man aber auch durch Öffnungen von bestimmter Grösse dem Wasser wieder Abfluss verschaffen konnte. War nun der Thurm einmal gefüllt: so reichte der durch Zuleitungs-Canäle beständig fortdauernde Zufluss hin, um ihn, während jene Öffnungen das Wasser ablaufen liessen, ziemlich gleich gefüllt zu erhalten, so dass man die Wasserhöhe über der Ausfluss-Öffnung beynahe als beständig ansehen konnte. Weil indess die Wasserhöhe während der Experimente doch einige Änderung litt: so ward die wahre Höhe von Minute zu Minute bemerkt, und das arithmetische Mittel aus diesen Höhen für die wahre, beständige Wasserhöhe angenommen; — eine Supposition, die freylich nicht ganz strenge genau ist, aber doch, wie man sich leicht überzeugt, wenn man einen Versuch nach der wahren Formel, wo auf das allmähliche Sinken der Wasserfläche Rücksicht genommen wird, berechnet, bey diesen Versuchen völlig genügende Resultate giebt, weil die Änderung der Wasserhöhe sehr unbedeutend gegen diese selbst war. Die Öffnungen, durch welche das Wasser abfliessen konnte, und welche abwechselnd geöffnet wurden, befanden sich in drey verschiedenen Höhen, nämlich etwa 5, 10 und 20 Fuss unter der Oberfläche, und man hatte die Einrichtung getroffen, dass durch verschiedene vorgeschraubte Platten kreisförmige Öffnungen von 1, von 2 und 3 Zoll, ja sogar von 6 Zoll Durchmesser, und quadratische Öffnungen von 1, 2 und 3 Zoll Seite angebracht werden konnten; auch änderte man die Versuche noch durch angebrachte Röhren von 8 Zoll Länge und durch inwendig angebrachte cykloidische Ansätze ab, welche letzteren dazu dienten, die Richtung des durch die Öffnung strömenden Wassers zu bestimmen, und die Contraction des Strahls zu vermindern. Die ausgeflossene Quantität Wassers ward in einem grossen Bassin von 289 Quadratfuss Grundfläche aufgefangen und genau abgemessen. Die Bestimmung dieser Wassermenge liess sich zwar nicht mit der äussersten Genauigkeit ausrichten, da ein sehr unbedeutender Irrthum in Angabe der Höhe schon sehr viel Einfluss auf die Berechnung der Wassermenge hatte; aber bey der Menge und Mannichfaltigkeit der Versuche durfte man hoffen, dass diese kleinen Ungewissheiten sich gegenseitig compensiren würden, und also die aus Vergleichung aller Experimente gefolgerten Resultate sich nicht weit von der Wahrheit entfernen könnten. Nachtheiliger für die Vergleichung der Beobachtungen konnte es seyn, dass die geringste Ungleichheit in den Seitenflächen der Öffnung die ausfliessende Wassermenge afficirte, selbst dann schon, wenn diese Irregularitäten dem blossen Auge nicht sichtbar waren. Denn da dieses eine bey jeder Öffnung constante, und gleichwohl unbestimmbare Änderung der Wassermenge hervorbrachte: so wurden hiedurch die Resultate, selbst bey jeder Vervielfältigung der Versuche, gleich unrichtig.

Die Versuche sind einzeln mit allen Umständen erzählt, und dann noch eine tabellarische Übersicht derselben beygefügt, welche letztere sehr an Brauchbarkeit würde gewonnen haben, wenn es dem Übersetzer

an ein ausländisches Original erinnert, z. B. wenn S. 250 *Beobachtungen* statt *Bemerkungen* steht, wo im Italienischen vermuthlich *osservazione* stand. Einige sonderbare Druckfehler, z. B. S. 123 Zeile 7 sind dem Rec. aufgefallen; auch S. 135 oben scheint der Vortrag durch einen bedeutenden Druckfehler entstellt zu seyn. Die Kupfer sind sehr schön gestochen.

B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, b. Lentner: *Über das Beste und Höchste.* Vorlesungen gehalten zu Dillingen von *Joseph Weber*, der Theol. Dr., königl. bair. geistl. Rathe und Professor der Physik. 1807. 239 S. 8.

Der Vf. hielt am königl. baierischen Lyceum zu Dillingen in Schwaben, ausser seinen Vorlesungen über Physik, Chemie und Landwirthschaft, auch Vorlesungen über das Beste und Höchste, das die gelehrten Schulen den Studirenden auf ihre ganze Lebensreise als sicheres Geleit mitgeben können. Die Beharrlichkeit, womit beynahe alle am Lyceum Studirende diesen Vorlesungen beywohnten, die Leichtigkeit, mit der sie in die Lehren eingingen, und der Ernst, mit dem sie über dieselben nachzudenken anfingen, machten dem Vf. Hoffnung, dass die Vorträge auch anderen Studirenden zu ihrer höheren Bildung behülflich werden könnten; ja er hält dafür, dass gar Viele derer, welche sich Gebildete nennen, der Winke, die er in jenen Vorlesungen zum höheren Leben gebe, wohl gar sehr bedürfen, und er übergab daher das Werkchen dem Drucke. Dass er daran wohl gethan habe, können wir mit völliger Überzeugung sagen, und wollen unsere Leser mit dem Inhalte der Vorlesungen näher bekannt machen.

I Vorlesung. Das menschliche Leben ist eine Reise, eine wichtige, beschwerliche und gefahrvolle Reise. II. Was sind die gelehrten Schulen, und was geben sie? III. Was sollen die gelehrten Schulen seyn, und was sollen sie geben? IV. Verhältniss der Gelehrtheit zur Weisheit. V. Die Weisheit ist das Beste. VI. Die Weisheit ist das Beste, sofern sie ist Religion. VII. Wie werden die gelehrten Schulen Weisheits-Schulen? VIII und IX. Christus, die lebendige, vollendete Weisheit, der Stifter und Lehrer der vollkommenen Religion. X und XI. Das Höchste, das die gelehrten Schulen geben können, ist die Wissenschaft, die lebendige Wissenschaft des Besten.

Die Wissenschaft, von der hier die Rede ist, besteht nicht in der Gewandtheit, Begriffe von dem letzten Grunde zu bilden, diese vielseitig aufzufassen, zu analysiren u. s. w., darüber Sätze aufzubauen, diese schulgerecht (consequent) an einander zu reihen, und so ein Mannichfaltiges in Einheit, in ein System zu verknüpfen, welches alles zur Förmlichkeit der Wissenschaft gehört, wenn sie vorgetragen wird. Die Wissenschaft, sagt Hr. *W.*, nicht die gemeine, empirische, gegebene, und nicht die mathematische, formelle, sondern die Wissenschaft, welche ist das Ergreifen, Fühlen und Schauen des Reellsten — Göttlichen in jeder Form des Universums, wobey der Mensch im Hochgefühl, durch die Anschauung des Göttlichen gerührt, hingerissen, begeistert wird, seine Anschauung in einem weisen, göttlichen Leben darzustellen — eine solche Wissenschaft ist lebendig, und wer weiss, der handelt.

Der Vf. vermuthete ganz richtig den Vorwurf von Mysticismus. Er sagt daher, es sey allerdings möglich, dass Manche die Rede von einem solchen Wissen, wodurch die Anschauung und das Gefühl des Göttlichen mit einem göttlichen Leben zusammenfällt, nicht einmal verstehen, und sie dann als mystisch verunglimpfen; aber sagen sie damit etwas Anderes, als dass ihnen die lebendige Wissenschaft ein Mysterium sey? — Am Ende werden die Zuhörer ermahnt, nur erst die Probe zu machen, unmittelbar durch blosses Gefühl der Wahrheit geleitet, ein edles, göttliches Leben zu führen. Sie würden dann schon *im* Besitze des Besten, bey ihrer weiteren Fortbildung, sicher auch des Höchsten, der Wissenschaft, theilhaftig werden.

Ohne Rücksicht auf Schulmeinungen, oder auf irgend ein neues oder neuestes philosophisches System, müssen die vorliegenden Vorlesungen des Vfs. Jedem ein willkommenes Geschenk seyn, dem die moralische Bildung der studirenden Jugend, Besserung und Veredlung der Menschheit, und Christenthum am Herzen liegen.

LMO.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, in d. neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Moorfelds Leiden und Freuden.* Eine Erzählung von *Theodor Fröhlich.* 1812. 89 S. 8. (8 gr.)

Wenn der Vf. in der Vorrede von dieser aus dem Englischen entlehnten Erzählung meint, dass sie doch wenigstens eine müssige Stunde unschädlich ausfüllen könne: so müssen wir ihm in sofern Recht geben, als darin doch immer etwas geschieht, wenn es auch für Romanenleser von ziemlich gewöhnlicher Art ist, und nicht immer in gehöriger Verbindung steht, und in sofern der Ausgang der kleinen Geschichte den Leser eine Weile ungewiss lässt. Übrigens geben weder Erfindung, noch Verknüpfung, noch Charakterzeichnung und Darstellung dem Romanchen einen besonderen Werth. Schwarz und Weiss, Gutes und Böses ist hier ganz einfach neben einander gestellt, und überall, im Einzelnen wie im Ganzen, werden wir die Unschuld und die Unerfahrenheit eines Anfängers im Erzählen gewahr, der im Gebrauch der Mittel, die ihm gerade nöthig scheinen, immer zu dem Nächsten greift.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

THEOLOGIE.

Ohne Angabe des Druckortes (Hof, b. Grau in Comm.): *Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht.* Zweyter Theil, 1804. 426 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der erste Theil dieser Schrift fand nicht einerley Aufnahme. Einige fällten ein gutes, die Meisten aber ein zweydeutiges oder ungünstiges Urtheil über denselben. Dieser zweyte Theil wird ein gleiches Schicksal mit seinem älteren Bruder theilen; ja, wir fürchten, dass ihm noch weit schlimmer mitgespielt werden dürfte, denn — er spielt Anderen auch sehr schlimm mit! Das Sprichwort sagt: wie man in den Wald schreyt, so schallts wieder heraus. Möchten nur die Töne *human* seyn! — Liebe und Sinn für Wahrheit, ohne Vorurtheile, Stolz und Eigendünkel, erzeugen solche.

Im Ganzen müssen wir dem anonymen, uns unbekannten Vf. ein sehr gutes Zeugniss geben. Er verbindet mit einem ächt *historischen* Geiste Freymüthigkeit und Scharfsinn; und in der That, es thut einem wohl, wenn man, nach den so vielen moralischen, philosophischen, psychologischen Erklärern, endlich wieder einmal auf einen Mann stösst, wie der Vf. ist. Muss auch der Leser, nach der Anordnung seines Führers, erst eine Menge Umwege mit ihm durchwandern, ehe er zum Ziele gelangt: so wird er doch nicht selten am Ende reichlich dafür entschädigt. Sein Gang ist nämlich dieser: erst wird jeder Vers wörtlich übersetzt; dann werden die älterern und neueren Commentatoren vor das jüngste (d. h. vor sein) Gericht geführt; sie sagen ihre Lectionen her; brechen sie sich nicht schon selbst den Stab: so werden sie noch mit einem besonderen kurzen Urtheile oder mit einem blossen *ohe* und dergleichen entlassen. Des Vfs. Ansicht folgt entweder gleich nach der deutschen Übersetzung, oder sie ist in die Urtheile verflochten, oder folgt am Schlusse jedes Verhörs, wenn sie sich nicht von selbst aus dem Gesagten ergiebt. Im zweyten Theile werden weit mehrere Schuldige, wie im ersten, vor Gericht geführt. Doch haben wir hier auch manche vermisst, die im ersten figurirten. Viele sind hier wie dort, ohne dass wir gerade wissen, warum, übergangen worden. Übrigens erstreckt sich dieser zweyte Band über Joh. VI, 22 bis IX, 41; also über nicht gar 4 Capitel. Allerdings eine lange Brühe zu einem wenig Fleisch, wie der Vf. selbst S. 84 sagt.

So sehr es Vielen auffallen, Anderen wohl ein Lächeln abzwingen mag: so ist es gleichwohl gewiss, dass wir, bis auf den heutigen Tag, zur Erklärung des johanneischen Evangeliums wohl mehrere gute Beyträge, aber noch nichts besitzen, das eigentlich den Namen eines Commentars desselben verdiente. Diess beurkundet das vorliegende Buch von Neuem, und es ist wahrlich nicht sein geringstes Verdienst. Wir können nicht bergen, dass wir unter diesen Umständen aus den Händen des achtungswerthen Vfs. einen ausführlichen Commentar über den Johannes gern annähmen. Wie? wenn er die Beklagten ihrem wohlverdienten Schicksale überliesse, seine Gerichtsstube zuschlösse, damit auch nicht die Acten zu stark, und für die Bedürftigen zu theuer würden, und sich jener verdienstlicheren Arbeit unterzöge? — Freylich müsste er alsdann noch viele unhaltbare Plätze, sowohl über das Ganze (wie z. B. über den Verfasser dieses Evangeliums), als über einzelne Theile desselben aufgeben, wie denn auch von seiner Wahrheitsliebe und Gewandtheit zu erwarten ist.

Im Einzelnen könnten wir mehrere Proben anführen, wo wir wenig oder nichts auszustellen wissen, z. B. Joh. VIII, 12. 46. 54 und 55. 56. IX, 3. 4. 5. Allein zweckmäsiger wird es seyn, einige weniger treffende Stellen mit einem kurzen Urtheile zu begleiten. Joh. VI, 36. „Ihr habts gesehen, dass ich der Messias bin — bey der wunderbaren Speisung. Und ich habe es euch auch bereits (V. 27) gesagt." Mit εἶπον ὑμῖν ist ὅτι καὶ ἑωράκατέ με verbunden, und muss also auch damit verbunden gedacht werden. Der Vf. verfährt anders; er trennt diese Sätze, denkt bey εἶπον ὑμῖν an V. 27, und übergeht καὶ οὐ πιστεύετε ganz. Diess alles ist nicht zu billigen. Rec. erklärt: Ich habe es (V. 26) gesagt, dass ihr mich für den Messias erkannt habt, und glaubt doch nicht (dass ich der Messias bin, weil ich eure irdischen Wünsche nicht erfüllen will). Jesus hatte nämlich V. 26 gesagt: Nicht der Wunder wegen sucht ihr mich auf, sondern weil ihr durch die wunderbare Speisung gleichsam satt worden seyd, d. h. mich dadurch für den Messias erkannt habt (und mich nun zu euerem Könige machen wollt V. 15). Wirket Speise u. s. w. — Unter πᾶν V. 37 versteht der Vf. „*alle* und *jede* Menschen, welche *ächte*

Israeliten find," und meint, wenn auch Jesus die Heiden mit im Sinne gehabt: so hätte er doch nicht hoffen können, dass die damaligen Zuhörer diesen Sinn errathen würden. Wie kann aber bloss diess als Gegenbeweis dienen? Der Vf. sagt ja selbst S. 132: „Freylich war dieser Sinn für die jüdischen Zuhörer unerforschbar. Es blieb ihnen gar nichts übrig, als zu murren." Und an vielen anderen Orten heisst es, der Evangelist habe den Zuhörern mit Fleiss schwere Begriffe geliehen, und ein Paradoxon aufs andere hingeworfen, weil sie recht extradumm hätten fragen und antworten sollen. Wie mag das zu dem *Nichterrathen* passen? Gleichwohl macht es hinterher der Vf. noch ärger, und sagt: Jesus habe jetzt noch genug mit den Juden zu thun gehabt, folglich hätten ihm in der damaligen Lage die Heiden noch nicht vorschweben können. Wir fragen, in der Lage, wo ihn die Juden durchaus nicht für den Messias annehmen wollten? Und wozu dann die grosen Entschuldigungen von V. 38—40? Etwa der *ächten* Israeliten oder der Lahmen und Krüppel wegen? (Luk. XIV, 21—24.) — V. 39. *Verlieren* sagt mehr als *sterben*. Denn ἀπολέσω und ἐκβαλῶ ἔξω V. 37 sind gleichbedeutend. Nur der, welcher für das Reich Gottes *gewonnen* ward, erfreuete sich der Auferstehung. — V. 40: „Ihr sehet jetzt den Messias, glaubet nun auch an ihn, und ihr werdet das ewige Leben haben." Wenn sich auch die Juden das Glück wünschen, den Messias mit eigenen Augen zu sehen: so ist doch wegen V. 36 weit wahrscheinlicher, bey *sehen* an *erkennen* zu denken. — Der sehr schwierige V. 63 wird so erklärt: „Das Evangelium (die Lehre vom Messias und seinem Reiche) verschafft den Gläubigen an dasselbe das Leben (in dem Reiche des Messias). Das Gesetz Moses nützt nichts (?), und ist unfähig, die Menschen zu beleben und zu beseligen." Wenn V. 63 nicht diesen Sinn habe, sagt der Vf.: so „verstehe ich das nicht, und hoffe zu Gott, er werde ihn solches bis an sein seliges Ende nicht verstehen lassen" (?!). Der gewandte Vf. wird wohl einer freundlichen Zurechtweisung Raum geben! Wenigstens ist, nach Rec. Dafürhalten, der Sinn dieses Verses grösstentheils verfehlt. Dass πνεῦμα anderwärts im N. T. bisweilen das *Evangelium* bedeutet, und σὰρξ das *mosaische Gesetz* — diess geht uns beym Johannes überall nichts an. Wie ein so scharfsinniger Kopf diese Regel vernachlässigen konnte, nimmt uns Wunder. Ferner: erst spricht Jesus V. 48—50 von *Brod*; V. 51—57 geht diess in *Fleisch und Blut* über. Dieser Übergang beweist, dass man bey *Brod* nicht an Jesu Lehre, aber auch bey *Fleisch* nicht an das *mosaische Gesetz* denken dürfe, sondern an Jesu — Versöhnungstod. Was σὰρξ V. 51—57 bedeutet, dasselbe muss es auch V. 63 bedeuten. Die Zuhörer und selbst die Jünger nahmen das Fleischessen wörtlich; so sagte denn der Erlöser: Hänget nicht an der Schale, sondern dringet in den Geist ein! Jene hat keinen Werth, wenn ihr nicht diesen ergreifet. Mein Tod z. B. ist wie der Tod *jedes Anderen*, wenn ihr euch nicht denselben als Versöhnungstod zueignet, und dahin führt mein Unterricht! — Cap. VII, 5. Sollte der Evangelist gefabelt haben, wenn er sagt: auch Jesu Brüder glaubten nicht an ihn? Die beiden Apostel Jacobus und Judas Thaddäus sind von den Brüdern Jesu gleiches Namens wohl zu unterscheiden. — V. 6 soll keinen anderen Sinn haben können als diesen: „Nichts nöthigt mich jetzt hinauf nach Jerusalem zu gehen. Meine Zeit, in der ich alldort nach Gottes Willen leiden und sterben soll, ist noch nicht vorhanden. Ich kann also noch wegbleiben. *Eure Zeit ist allewege*, d. h. ihr seyd in eurem Thun nicht wie ich an eine bestimmte Zeit gebunden." Das Wort καιρὸς muss im ersten und zweyten Gliede einerley Bedeutung haben: entweder: meine Todeszeit ist noch nicht da, die eure aber ist zu jeder Stunde; oder: meine Zeit zur Abreise hängt vom Befehl Gottes ab, die eure hingegen nicht, d. h. ich kann nicht, wie ihr, nach eigenem Gefallen abreisen. Es kömmt nun auf den Vf. an, ob er diesen oder jenen (?!) Sinn annehmen will. Über Joh. VIII, 20. VII, 30 hätte nicht so schnell weggegangen werden sollen. Nach diesen Stellen konnte ihn nicht Furcht vor der Welt (V. 7) von Jerusalem zurückhalten, sondern der Gedanke, dass er im Einverständnisse mit Gott stehe, und überall als sein Abgesandter handeln müsse; da er nun noch diese höhere Zustimmung in sich vermisste, so war auch natürlich seine Reisezeit noch nicht vorhanden. — Joh. VIII, 21. Unter *Sünde* ist weder *Unglaube* noch *Hartnäckigkeit*, am allerwenigsten aber *Bosheit* und *Lasterhaftigkeit* zu verstehen. Der Vf. tritt auf die Seite derer, welche unter *Sünde* den *Unglauben* und unter dem *Sterben* die *Vertilgung der Ungläubigen* verstehen, mit Hinsicht auf Luk. XIX, 27. (?!) Rec. muss auch über diese verfehlte Wahl des scharfsinnigen Mannes seine Verwunderung zu erkennen geben. Wird er wohl folgende Erklärung des 24 Verses billigen? Ich habe es euch (V. 21) gesagt, dass ihr eures Unglaubens wegen werdet vertilgt werden; denn *so ihr nicht glaubet*, dass ich der Messias bin: so werdet ihr wegen eures Unglaubens vertilgt werden. Das ist doch wohl lauter Tautologie!

Je weniger sinnverstellende Druckfehler in dieser Schrift vorkommen, wie z. B. S. 393 *ein* irreligiöser statt *kein* irreligiöser: desto häufiger sind die Fehler gegen die Interpunction.

P. W.

Bremen, b. Seyffert: *Die Göttlichkeit des Christenthums, so weit sie begriffen werden kann.* Vom Verfasser der Briefe an Emma über die kantische Philosophie. Zweyte Auflage. 1804. XI und 278 S. 8. (16 gr.)

Das Räsonnement in dieser Schrift, der hie und da eine lichtvollere Darstellung der Ideen zu wünschen wäre, lässt sich in folgende Schlussreihe zusammenfassen: Das Bedürfniss einer Offenbarung liegt im sittlichen Verfalle des Menschen, in seiner Unangemessenheit zum Sittengesetze. Diese entsteht aus einem Übergewicht der Sinnlichkeit. Hiegegen bedarf es eines Gegengewichts durch *Religion*; diese, wie sie gerade ihm in seiner Schwäche nöthig ist, kann ihm nicht aus sich selber kommen eben wegen seines

sittlichen Verfalls, mithin muss sie ihm ausserordentlich gegeben, d. i. *geoffenbart* werden. Eine solche muss aber, wenn sie als ächte Offenbarung gelten soll, gerade *den* Charakter an sich tragen, wodurch sie der übermächtigen *Sinnlichkeit* entgegen wirken kann, d. h. sie muss hauptsächlich und unmittelbar auf *Phantasie* und *Gefühl* des Menschen wirken, nämlich durch *Bilder*. Und diesen Charakter des *Bildlichen* finden wir vollkommen in den *christlichen* Religionsschriften: folglich ist *hier* wahre Offenbarung für den sittlich verfallenen Menschen; und folglich müssen die Lehren dieser Religion vornehmlich *in Bildern* vorgetragen werden. — Diess wird nun in einzelnen Partieen nach folgender Ordnung durchgeführt:

I. Zweck und Inhalt der christlichen Religionslehre; dem moralischen Unvermögen der Menschen zu Hülfe zu kommen, da sie sich selbst nicht mehr helfen konnten; desshalb wesentliche Lehren derselben: von der Genugthuung, Begnadigung und höheren Unterstützung. *II. Beweise für den höheren Ursprung derselben;* vornehmlich aus der Wirkung auf *Einbildungskraft und Gefühl* durch die Stärke, Richtigkeit und Erhabenheit ihrer *bildlichen* Darstellung der Vernunftwahrheiten. S. 35 f. *III. Unterschied der Erklärungsarten der christlichen Religions-Urkunden;* zugleich Kritik derselben, worin manches Treffende über die Accommodationsmethode; dann neue Empfehlung der *moralischen Interpretation*, wozu gerechnet wird „den grösseren Theil des N. T. als *bildliche* Darstellung und Philosopheme von Vernunftwahrheiten aufzustellen." *IV. Lehre des Christenthums von Gott. V. Schöpfung und Vorsehung;* letzter Zweck derselben: der moralische Mensch. „Da wird dem Menschen Alles gegeben, was er in einer ächtmoralischen Gesinnung bittet; ja, spräche er in dieser Gesinnung, nur von ihr geleitet, und um ihr Geheiss zu erfüllen, zum Berge, dass er sich entwurzele und ins Meer stürze: so wird geschehen, was er sagt. Wo also auch die Menschheit in ihrer Würde und Vollkommenheit erscheint und handelt, da legt sich der Sturm, da wird das Meer wie ein festes Land, da verdorrt der Baum, die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Todten stehen auf, und den Unglücklichen lacht die Freude wieder." S. 85. (Allerdings ein schönes Bild, diese so handelnde Menschheit! Fragte nur der gesunde Menschenverstand auch in Sachen der Religion nicht immer nach *reinen, klaren Begriffen*! Hiegegen sagt unser Vf. S. 86): „Diese Facta nach den Anfoderungen des Verstandes zu erklären, gehört für den gelehrten Erklärer des N. T." Allein man kennt seinen Boden nicht, wenn man für die Erbauung oder die Erweckung religiöser Empfindungen diese Untersuchung für nöthig hält." *VI. Sittlicher Verfall des Menschen;* Allgemeinheit desselben; selbstverschuldet. *VII. Darstellung desselben im N. T.;* der erste und zweyte Adam, Bilder einer verdorbenen und einer vollendeten Menschheit. „Die furchtbare Macht und Allgemeinheit des moralisch Bösen ... kann vielleicht unter dem *Bilde des Teufels* noch immer für die Erregung der Empfindung, und um die Einbildungskraft zu rühren, am besten dargestellt werden. *VIII. Verhältniss Gottes zu dem moralisch gesunkenen Menschen;* z. B. als *Sohn*, d. i. gnädiger Erhalter und Beglücker mit richterlicher Gewalt und Herrschaft, d. i. Bild des Gedankens: Alles Sichtbare sey auch dazu eingerichtet, das unvollkommene Bestreben des Menschen nach sittlicher Vollendung zu begünstigen, und schon dabey könne er sich des Wohlgefallens Gottes erfreuen. *IX. Wiederherstellung des Menschen durch Christum.* „Nur als bildliche Darstellung kann das, was das N. T. über die höhere Natur Jesu enthält, Gegenstand eines religiösen Glaubens ausmachen." *X. Jesus Person und Geschäft.* „Eine stellvertretende Genugthuung im dogmatischen Verstande ist unstatthaft; aber sie ist religiöses Bild dessen, dass in den Leiden der sich veredelnden Menschheit der Grund der Hoffnung der Sündenvergebung liege." *XI. Wohlthaten, welche der Mensch Jesu verdankt. XII. Bedingung der Theilnahme an diesen Wohlthaten. XIII. Christliche Tugendmittel. XIV. Kirchliche Vereinigung;* dazu *symbolische Bücher*, sofern sie Verbote unmoralischer, der Ruhe und den Rechten der Staatsglieder nachtheiliger Erklärungen enthalten; *öffentliche Gottesverehrung; Taufe; Abendmahlsfeyer;* Sinn der Worte Jesu beym Brod: „Dieses, die ganze Handlung nämlich, sey euch Erinnerung meines Todes;" beym Becher: „Dieses, ebenfalls die ganze Handlung, deutet auf das neue Verhältniss, worin ihr euch künftig auf Gott um meines Todes willen betrachten dürfet," nach 1 Kor. II, 24—26. *XV. Möglichkeit der Befolgung der Grundsätze des Christenthums*, in besonderer Beziehung auf den Kaufmannsstand und auf die Politik.

Nach ihrer Haupttendenz gehört also diese Schrift mit zu den neueren Versuchen, wodurch uns ein recht schönes, *ästhetisches* Christenthum zubereitet werden soll. So müssen wir denn sehen, wie sich auch diesseits des Rheins so mannichfache Erscheinungen und Bestrebungen mit denen jenseits desselben — einer *Genlis*, eines *Chateaubriand* u. s. w. — immer mehr für diesen Zweck vereinigen! Haben es aber die Freunde eines solchen bilderreichen Christenthums für Phantasie und Gefühl wohl ernstlich bedacht, wohin diess endlich führen müsse? Zwar giebt es unser Vf. noch zu, dass die historischen Ausleger immerhin für sich mit aller Gelehrsamkeit den Grundsinn der Schrift erforschen, die Sache von dem Bilde, den reinen Gedanken von der Hülle scheiden möchten: nur wäre hievon in dem öffentlichen Religionsunterricht kein Gebrauch zu machen; da müsse man sich durch's *Bild* der Einbildungskraft und Empfindung zu bemächtigen suchen; für den Stärkeren möge es an der allgemeinen Vernunftwahrheit genug seyn: nicht so für den Schwächeren! Soll mithin der Schwächere immer so schwach bleiben? Sollen um jener Schwächeren willen die Stärkeren, die Vollkommeneren, diese besten Stützen eines *vernünftigen* Christenthums, völlig aus unseren christlichen Gottesverehrungen zurückgedrängt werden? Soll eine Kanzelrede nichts als ein reizendes Phantasiestück, — der beste Prediger *der*

seyn, welcher die Posaunen des Weltgerichts am stärksten ertönen lässt? Sollen die theologischen Gelehrten wieder Mysterienbewahrer, eine ägyptische Priesterkaste werden, die ihre Wahrheit für sich behalten, und zum Volke nur durch Zeichen und Wunder, durch Bilder und Hieroglyphen reden? Werden sie dabey nicht endlich den Sinn der Bilder selbst verlieren, und mit dem Volke völlig blinde Bilderdiener werden, wie es jene wurden? Denn Gelehrsamkeit verliert Reiz, Werth, Verehrer — das beste Schwert rostet in der Scheide, wenn man keinen Gebrauch davon machen darf! Und könnte dann noch ein ehrlicher und einsichtsvoller Mann Religionslehrer zu seyn, zu werden wünschen? — O wie sehr würden doch unsere jetzigen Interpreten missverstanden (s. S. 62 f.), wenn die Mythen und Sagen, auf welche sie aufmerksam machten, um sie von einem vernünftigen Religionsunterricht immer mehr abzusondern, sie *als solche* stillschweigend fallen zu lassen — wenn diese nun erst förmlich in denselben aufgenommen, alle verbleichten Gemälde des älteren Orients mit neuen Farben und Decorationen in voller Gallerie vor den Augen des jetzigen Occidents wieder aufgestellt werden sollten! (Statt dessen also, dass man bildliche Darstellung zum Wesen alles religiösen Unterrichts machen will, sollte man lieber nach exegetischen, homiletischen und psychologischen Gründen ohne Vorurtheil untersuchen, welche und wie wenige jener alt orientalischen Bilder etwa in dieser oder jener Beziehung noch mit einigem Nutzen gebraucht werden könnten, ohne Missverstand zu erregen und der Schwärmerey Nahrung zu geben; welche und wie viele dagegen, die bloss für jene Zeit und Gegend, für den Glauben, die Cultur und Sitte *der* Nation gehörten, z. B. alle Opferbilder, hier und jetzt, wo diess alles anders ist, veraltet sind und bleiben müssen.) S. 36 heisst es: „Eine Offenbarung muss als ein erhabenes Kunstwerk betrachtet werden. Sie lässt sich nur vermittelst des Gefühls des Erhabenen auffassen. Wie nun Niemand, um den reinen Genuss eines schönen Kunstwerks zu haben, untersuchen wird, von welchem Stoffe es sey, und nach welchem Maßstabe es verfertiget worden: so dürfe auch der, welcher sich den ungeschwächten Eindruck einer Offenbarung zu verschaffen wünscht, die Facta, die sie aufstellt, und die Bilder, in welche sie ihre Wahrheiten kleidet, *nicht nach Verstandesgesetzen beurtheilen* wollen." Demnach würde der brauchbarste Commentar über das N. T. für Prediger eine Messiade seyn, und die Kanzeln würden wieder von ästhetischen Schwätzern entweihet werden!

Doch genug, um die Freunde eines *solchen* Christenthums, wie gut sie es auch in gewisser Hinsicht meinen mögen, auf die *gefährlichen Folgen* ihres Unternehmens aufmerksam zu machen! Und worauf *gründet* sich dieses Unternehmen? Darauf, dass, nach S. 65, „Religion und also auch ein Unterricht in derselben ein *Product der Einbildungskraft* in Verbindung mit der moralischen Gesetzgebung der Vernunft ist, und wenn sie brauchbar seyn soll, *zunächst auf die Imagination* wirken muss." Gleichwohl fehlt hier, wie überall noch, der *Beweis* dafür; und S. 67 gesteht der Vf. selbst, „sie sey die schönste Frucht der Ausbildung *aller* Erkenntniss- und Empfindungs-Kräfte." Es ist hier nicht der Ort, über Principien zu streiten; allein schon dieses, dass man das Princip der Religion fast in jeder einzelnen Kraft des Erkenntniss- und Begehrungs-Vermögens finden zu können geglaubt hat, deutet klar genug darauf hin, dass sie aus keiner allein sprosset, dass sie ihre Wurzeln durch alle hin verbreitet, und aus allen gemeinsam ihre Nahrung zieht; dass ihr mithin das Terrain der Phantasie und des Gefühls weder für ihren Ursprung noch für ihre Wirksamkeit ausschliesslich zu bestimmen ist. Jedoch, wie und aus wie verschiedenen Quellen auch die Religion bey den *sich selbst überlassenen* Menschen hervorkommen möchte — *jetzt* kommt sie durch Lehre und Unterricht, also durch den *Verstand* in den Menschen hinein; hier sind es also offenbar nicht Phantasie-Gemälde, sondern überzeugende *Vernunftgründe*, welche allein ihr Festigkeit im menschlichen Geiste zu geben vermögen. Ist der Verstand erst von ihren Wahrheiten gründlich überzeugt: dann mag der Religionslehrer zur rechten Zeit auch das Herz erwärmen, und hiezu ein und das andere gehaltvolle und treffende Bild, sofern es zur wirklichen Verdeutlichung der Vernunftwahrheit und zur Verstärkung ihres Eindrucks dienen kann, mit Vorsicht und Geschmack nebenher benutzen. — Fragen wir ferner nach dem *Zweck* aller Religionslehre: worin besteht er anders als darin, dass gute *Maximen* für Denken und Handeln im Menschen befestigt werden? Lassen sich diese aber durch Exaltationen der Phantasie, durch flüchtige Sinnenrührungen dauerhaft begründen? — Was soll endlich eine Trennung zwischen Moral und Religion, mag sie noch so schulgerecht seyn, im *populären Unterricht* fruchten? Das Christenthum enthält nach Jesu Geist und Reden eine moralische Religion, die darauf berechnet ist, den Menschen nach *seinem ganzen Wesen*, nach *allen seinen Kräften* zu veredlen, aber wahrlich nicht, sich bloss und zunächst bey der Phantasie und dem Gefühle desselben durch schöne Farben und Bilder einzuschmeicheln.

Diese Ideen wenigstens anzuregen, hielt sich Rec. hier verpflichtet, weil in der vorliegenden Schrift die meist noch vagen Bestrebungen für ein ästhetisch-mystisches Christenthum gewissermaßen fixirt, auf etwas, das den Anstrich — aber auch nur den Anstrich — von wissenschaftlicher Grundlegung hat, erbauet werden sollen. Man muss sich in der That wundern, wie Männer, nicht ohne Scharfsinn, sich hierüber selbst so täuschen, nach einem untreuen Schattenbilde greifen, und dieses für die Religion der Christen selbst halten und aufstellen mögen! *Cedat umbra soli!*

Sh.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. dem Vf. und Verleger; Leipzig, b. Reclam: *Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart*; nebst dem Mittel, die zahllosen, — in jedem Jahre den Deutschschreibenden 10000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000000 Talern verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen, von *Christian Hinrich Wolke*. Den Deutschen und den Freunden ihrer Sprache gewidmet. 1812. XXXII und 460 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Vf. dieses mühsamen und mühseligen Werkes, dem nicht der *labor improbus*, wohl aber das *vincit omnia* abzusprechen ist, hat schon im Reichsanzeiger, in der pädagogischen Bibliothek von Gutsmuts und anderwärts eine grosse, weitumfassende Bearbeitung der deutschen Sprache angekündigt; er hat einen berühmten Witzkopf, reizbar und empfänglich für alles Neue, verführt, dem deutschen Publicum eine Busspredigt zu halten, ehe dieser wusste, ob das Publicum sündigen *könne* oder *wolle*, weil es ihm noch eben so unbekannt war, ob das Werk einer ausgezeichneten Unterstützung würdig seyn, als, ob es ihrer entbehren werde; er hat endlich das Werk selbst schon auf dem Titel mit einem ungeheuern *Hiatus* eröffnet, der Schreiber und — Finanzmänner in Erstaunen und Bewegung setzen muss. Man darf also wohl mit Rechte fragen: *quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?*

Und bey dem grossen Reichthume und Umfange des Werkes; bey dem sehr anspruchvollen, oft anmassenden und unduldsamen Tone des Vfs.; bey der Erfahrung, dass seine Träume nicht bloss bey dem *imitatorum servum pecus*, sondern auch hie und da bey einem *imitatorum servûm decus* schon Einfluss gewinnen; scheint es ganz eigentlich Pflicht zu seyn, ein solches Buch nicht ohne ausführliche Prüfung, wenigstens einiger Puncte seines Inhaltes, etwa als *aegri somnia* bey Seite zu legen. Es kann dabey gar nicht die Rede davon seyn, „für unerlaubt oder tadelwürdig zu halten, dass der Vf. (Vorrede oder Einleit S. XXVI) gestrebt hat, alles, was die deutsche Sprache und Schrift angeht, so darzustellen, wie es nach seiner langen Untersuchung, nach seiner Ein- und Ansicht recht ist." Nur wird mit Recht verlangt werden können, dass ein Mann, der auf eine solche Hauptumwälzung ausgeht, 1) genau wisse, was in der Angelegenheit schon geschehen *sey*; 2) mit Philosophie und Weltkenntniss überlegt habe, was darin geschehen *könne*, und dieses mit Bescheidenheit vortrage. Eine nähere Prüfung wird aber dem Kenner beweisen, dass das ganze Buch in wesentlichen Dingen nicht *einen* neuen Vorschlag enthält, die S. 61 vorgeschlagenen Zahlzeichen vielleicht ausgenommen, die unter aller Kritik sind; dass der Vf. von dem, was, nicht in Utopien, sondern hier, bey uns, unter Menschen, wie sie sind, vernünftiger Weise für ausführbar gehalten werden kann, gar keinen Begriff zu haben scheint; und dass, unter solchen Umständen fast auf allen Seiten von Verbildung, Verunstaltung, Zweckwidrigkeit, Unsinn, Unvernunft, Unkenntniss, Unwissenheit der grössten und verehrtesten bisherigen Sprachlehrer zu sprechen, wenigstens keine sonderlich glückliche *captatio benevolentiae* ist. Indessen soll diese auf die Prüfung keinen anderen als den natürlichen und gerechten Einfluss haben, da der Rec. zwar einzelne Aufsätze über die deutsche Sprache, aber weder Sprachlehre noch Wörterbuch geschrieben hat, also persönlich gar nicht gereizt seyn kann.

Zuerst eine kurze Anzeige des Hauptinhaltes dieses zwar sehr reichhaltigen, aber auch unglaublich unordentlichen, zum Theile weitschweifigen und von Wiederholungen strotzenden Werkes.

Es fängt an — mit einer Bemerkung über die Sprachwidrigkeit in der Bildung des Wortes Jahrhundert, worauf Hr. *W.* S. 64 noch einmal kommt, und alle bisherigen Wörterbuchverfasser „Knechte auch des vernunftwidrigen Sprachgebrauchs" nennt. Dann wird das gothische A — b c (A b c) empfohlen (S. 2), etwas von Luther (S. 7) und der Verwirrung in der Schreibung der Deutschen gesagt, ganz gelegentlich (S. 8) ein Hauptgrundsatz des ganzen Werks aufgestellt: *Die Deutlichkeit der Tonsprache müsse in keinem Falle einer Nachhülfe durch die Schrift bedürfen*; und (S. 12) wegen der „sprachgrundwidrigsten Querregel": die Dehnung der Vocale durch ihre Verdoppelung, oder e, oder h, ihre Schärfung aber durch Verdoppelung des folgenden Consonanten zu bezeichnen, den Gottscheden und — „stumpfsinnigen Adelungen" (S.

13) vorläufig der Kopf gewaſchen. Nun kommt S. 14 die merkwürdige Berechnung, daſs, auf 100 Buchſtaben nur einen unnützen gerechnet, jährlich 10000 Jahre und 5 Mill. Thaler verloren gehen, wobey noch 104166 Rthlr. für Papier, und die nicht kleine Ausgabe für Dinte, Federn u. ſ. w. groſsmüthig übergangen werden. Hr. *W.* nimmt dabey *nur* 20 Mill. Menſchen an, die mit Deutſchſchreiben beſchäftigt ſind! Wenn man nun bedenkt, daſs Heinike ſchon vor 30 Jahren nachwies, daſs in einem Lande von 10 Mill. Einwohnern durch Abſchaffung des Buchſtabirens ein jährlicher Gewinn von 10 Mill. Thalern zu machen ſey (Metaphyſik für Schulmeiſter u. ſ. w. Halle 1785), alſo bey 20 Mill. Menſchen 20 Mill. Thaler: ſo fällt in die Augen, daſs (Schmohls Berechnung des cameraliſtiſchen Schadens der vielen Gedankenſtriche, die Rec. nicht gleich finden kann, noch ungerechnet) Deutſchland jährlich einen Verluſt von wenigſtens 25 Mill. Thalern erleidet, die es jetzt ſo gut brauchen könnte, und zu deren Erſatz man billig alle Schreiblehrer und Schulmeiſter *in ſolidum* anhalten ſollte.

Endlich kommt der Vf. S. 18 zur „Neuvorgeſchlagenen Regellehre der deutſchen Wortſchreibung.“ Sie iſt die hundert Mal dageweſene: Schreib, wie du ſprichſt. Um dieſes zu können, ſey nichts nöthig, als (etwa 3000) Wurzelwörter und Wortlinge (Partikeln) und einige Tonzeichen zu lernen, welche Hr. *W.* erfunden hat, die aber erſt „einſt“ vollkommener werden ſollen. (S. 20) Das Schwertonzeichen, um alle unſere Dehnungsmittel entbehrlich zu machen, beſteht bey a, e, i, o und u in einem Strichlein hinter dem Buchſtaben (a', e', i', o', u'), bey äh, öh und üh in einem über ihm, allemal von der linken zur rechten (à, ò, ù). Das Spitztonzeichen eben ſo *vor* dem Vocale, und von der rechten zur linken: 'a, 'e, 'i, 'o, 'u, á, ó, ú. (Daſs Hr. *W.* dieſes Spitztonzeichen S. 20 vor den Buchſtaben *„oder über denſelben“* zu ſetzen freyſtellt, iſt einer von den zahlloſen Selbſtwiderſprüchen, weil, auſser dem Nachtheile ſolcher Willkür überhaupt, der ganz weſentliche entſtehen würde, daſs das ſcharfe a, o, u von dem ſcharfen ä, ö, ü nicht zu unterſcheiden wäre, wenn es jemanden beliebte, das Spitztonzeichen nach der gegebenen Erlaubniſs allemal *über* den Buchſtaben zu ſetzen. Daher auch bey Hrn. *W.* ſelbſt, der dieſe Erlaubniſs noch dazu nicht gleichförmig benutzt, und einen groſsen Groll gegen die Mittellaute ä, ö, ü hat, ſehr oft ungewiſs bleibt, ob er mit á, ó u. ſ. w. nur ein ſcharfes a, o, oder ein ä, ö meint.)

Von S. 27 an macht Hr. *W.* einen neuen Verſuch, die deutſchen Sprachlehrwörter „kurz, deutlich und begriffgemäs“ auszudrücken. Da werden dann die Wurzeln mit Vorlingen (*Präfixen*) bevornt, mit Endlingen (*Suffixen*) behintet, oder auch entvornt, entmittet und enthintet (*aphaereſis*, *ſyncope*, *apocope*). Die Sprachlehre bekommt Ausſager (*Verba*), Hauptnamer (*Subſtantiva*), Ausſagnamer (*Participia*), Veroftnamer (*Iterativa*), Wortverhältniſſer (*Praepoſitio*), Zurückdeutperſoner (*Pronomen recipr.*), Wirkausſager (*Activum*), Nunzeit, Vorbeizeit, Kunftzeit oder das Komm, Drittperſonausſager (*verbum imperſon.*), den Bewirk (*regimen*), Sammſatz (*Periodus*), Sinnverſetz (*Metaphora*) u. ſ. w. Gelegentlich wird S. 46 die „Verkehrtheit“ gerügt, daſs man von männlichen Wörtern auf *er* weibliche durch hinzugeſetztes *in* mache, welche etwas anderes, als die Gattin des *er* bedeuten ſollen; S. 50 wird behauptet, daſs viele deutſche Hauptnamer zwey Verkleinerungsgrade vertrügen: *das Land*, kleiner: *das Landchen*, noch kleiner (Kleinſtwort): *das Ländchen*; *das Hauſ*, das *Hauſchen*, *das Häuſchen*; das *Ros* (Pferd), das *Röschen*, das *Röschen*; die *Roſe*, das *Roſchen*, das *Röſchen*, wie es auch im Italieniſchen ſey, wo *caſino* ein kleineres Haus als *caſetta*, *tavoluccio* einen kleineren Tiſch als *tavoluzzo* bedeute; S. 61 lehrt der Vf. die ſchon erwähnten „einfachern und beſſern“ Ziffern, wovon als Pröbchen nur die erſten hier ſtehen mögen:

| ¦ ! / / / \ \ \ • — =

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0, 000, 000000

u. ſ. w. Im Druckfehler-Verzeichniſſe iſt ihm doch eingefallen, daſs die beiden letzten Zeichen mit den Zeichen der Subtraction und der Gleichheit verwechſelt werden könnten, und er ſagt: „das Zeichen für 000 und 000000 *kann (!)* bey dem Gebrauche *ein wenig (!)* verändert werden, damit es nicht mit jenem gleichdeutig werde;“ ohne nur zu beſtimmen, wie. So lehrt der Mann!

Der Haupttheil des Buches fängt S. 109 an: „Staben- Wurtsel- und Ableitkunde.“ Hr. *W.* ſchreibt es da einzig den unnützen Buchſtaben c, ck, ff, fl, ph, qu, ſch, ſſ, ſs, ſt, th, tz, v, x, y zu, „daſs man vergeblich auf der Erde ein gebildetes Volk ſuchen wird, welches eine ſo unvollkommene, ſo vernunft- und zweckwidrige Wortſchreibung hat, als die deutſche iſt.“ (S. 115) Bey der einzelnen Prüfung dieſer unnützen Buchſtaben bis S. 129 dringt er unter anderen auf die weſtfäliſche Ausſprache des ſch: *S-chinken*; läſst nur ein s für die ſcharfe, und ſ für die gelinde Ausſprache gelten; verwirft tz und z am Ende der Wurtſelwörter, und verlangt dafür ts; tadelt th, v und y als ganz unnütz (mit Recht); und erfindet ſtatt des fremden x ein Zeichen, das auſser der ſeinigen noch keine Druckerey hat, und das gar nicht geſchrieben werden kann, nämlich ein ch, an welches auf demſelben Kegel ein s ſo nahe geſchnitten wird, daſs es beynahe mit dem h zuſammenflieſst, und nach kurzem Gebrauch des Kegels ganz zuſammenflieſsen wird. Er lobt dabey S. 127 den Gemeinſinn der Griechen in Betreff ihrer Sprache, ohne zu fühlen, wie ſehr er den ſeinigen durch eben dieſe Bemerkung zurückſetzt, und den hochdeutſchen verkennt. Denn wenn es lobenswürdiger Gemeinſinn der Griechen war, ihr ξ zu erfinden, damit ohne Nachtheil der Gleichförmigkeit und Verſtändlichkeit im Schreiben das σ vor oder nach dem γ, κ, χ, σκιφος oder κσιφος geſprochen werden konnte, wie es jeder Mundart gewöhnlich war: warum ſollte es denn weniger zweckmäſsiger

und billiger; Gemeinsinn des Hochdeutschen seyn, *Schinken*, *stehen*, *ist* zu schreiben, und es frey zu stellen, dass der Westfale *S-chinken*, der Mitteldeutsche *schiehen* und der Schwabe *ischt* spreche?

Dieser Abhandlung wird übrigens ein Ausfall auf die „unverantwortliche und barbarische Art, wie die Schulmänner das Lateinische aussprechen," S. 116 eingeschoben, und Einiges „von der verschiedenen Kraft der Sprechlaute" S. 130 — 137 angehängt. Dann folgt wieder S. 137 eine Hauptabhandlung „zur Wurtsel- und Ableitkunde," wo aus den Lauten des Wortes *Wunderhalm* „alle menschliche Sprachen" abgeleitet werden (S. XX und 148).

Auf einmal rücken S. 219 — 238 mit lateinischen Buchstaben sehr prosaische Verse und unglaublich platte Geschichtchen ein, um einige wirkliche und viele angebliche Sprachfehler, und dagegen Hn. *W's.* neue Bildungen praktisch einleuchtend zu machen. Sechsfüssler von sieben Füssen (z. B. S. 220 Z. 7) sind da das Geringste, was Bemerkung verdiente.

Darauf folgt S. 239 bis 245 ein eigener Aufsatz über den Gebrauch der Verneinwörter, worin Hr. *W.*, von dem Satze der lateinischen Sprache, dass zwey Verneinungen bejahen, ausgehend, das kahle Spiel bis auf *fünf* Verneinungswörter in *einem* Satze treibt, und dieses auch als eine seiner Lieblingsfiguren, so wie die durch *un* verneinenden Wörter, in dem Buche selbst häufig anwendet. Er meint dabey, mit zwey Verneinungen zu verneinen, was schon Gottsched 1762 pöbelhaft nannte, sey noch bis 1812 Gewohnheit „des unkundigen Gemeinvolks" (S. 239), und thut sich (S. 243) viel darauf zu Gute, dass er einen Sprachmeister belehrt habe, im Französischen gebe es nicht zwey Verneinungen, denn *pas*, *point*, *rien*, *guere* sey *Schritt*, *Punct*, *Sache*, *Wehr*. Was ist denn aber: *vous n'êtes ni savant ni sage; ne-nullement; nul ne; non seulement ni le roi, ni la reine ne m'en ouvrit la bouche* (*Mémoires de Besenval T.* 1 *S.* 328) und tausend Ähnliches? Eben so das Italienische *non niuno; non niente; non nè — nè?* das Spanische *no ninguno; no nada; no nadie; no se ha de decir por mi ahora ni en ningun tiempo? (Cervantes: Don Quixote.* Madrid, 1797 T. 2 p. 11.) das Portugiesische *não — nada; não — senão?* und selbst das Englische *nor she neither?*

Von S. 245 — 295 giebt der Vf. Berichtigungen verwechselter Staben (Buchstaben), verbildeter Wortgestalten und verdorbener Formen. Er verwirft häufig das ä (achttagig, andagtig, Auslander, anfanglich, S. 249), und nennt (S. 254) das ä schwächend, und den „steifsinnigen Adelung einen Wenigforscher" (S. 263), will auch das e gegen sein liebes breites a vertauschen, und Angler, Dane sprechen, weil Engländer, Däne „verpöbelt sey, wie denn der Pöbel *keinorts nicht* die Sprache verbilde." (S. 264) Eben so geht es oft dem ie, welches dem ä, i und ü weichen soll (du gebärst, das Kni, Papür, S. 265); noch öfter dem o und ö, wofür er a, ä, e und o verlangt: Argwahn, leschen (welches erst seit 1700 in löschen verderbt seyn soll. Indessen kommt *Schande löschen* in der manessischen Sammlung vor, m. s. Scherz. Glossar. T. 1 S. 917. Die Wurzel soll *leg*, niedrig, seyn, und „Adelung sprach von der Erstbedeutung dieses Wortes, wie der Blinde von der Farbe." S. 265. Gleichwohl führt Adelung mehr über dieses Wort an, als Hr. *Wolke*, und sogar dieselbe Wurzel: *legen*. Fulda aber, der sich doch auch auf Wurzeln versteht, leitet es von *lut* ab, und schreibt übrigens auch löschen.), abgottig, bevolken (bevölkern nennt er begriffwidrig), Romer, der tonkunstige Waldhorner (Hornist). Das ü soll in u „berichtiget" werden: bankbruchig, besser: bezahlvermöglos; demutig; Spruchwort; naturlich u. dgl. S. 272. Vielleicht noch auffallender werden den Lesern viele „Berichtigungen" der Consonanten (von S. 280 an) vorkommen, nach welchen *der Wurzeln wegen* geschrieben werden soll: betragtlich (beträchtlich), Flugt, Magt (Macht) haben, Ruhmsugt, nichtstaugig, Gewigt, Kamf, Schimf u. s. w. Die Berichtigungen des s und ss durch s S. 286 bis 291 sind wieder mit lateinischen Buchstaben gedruckt. Nach allen diesen a, o, u u. s. w. giebt Hr. *W.* S. 295 einige Bemerke über den Wohllaut! Hier beklagt er zuerst den Verlust der alten Volltonigkeit; rühmt unserer Vorfahren Sprachsinn, „dass sie, wie Griechen, Romer und Slavänen in den Sammwörtern die Einzahl des Bestimmwortes, *wenn es auch dem Verstande nach mehrzalig seyn sollte*, vorgewählt haben, welches neuerlich in *Ohrenbläser*, *Wörterbuch* u. dgl. nur verfuscht sey;" behauptet, die rechte deutsche Sprache habe zwey Wörter „griechlich, romerlich und slawlich" *unverändert* verbunden, und unser häufiges Verbindungs-s (des Genitivs) sey grundlos, ohrwidrig, und blindlings aus dem geschriebenen Bindungszeichen (Bindungs-Zeichen) erst nach 1600 entstanden u. s. w. S. 303 giebt er als Beyspiele des möglichen Wohllautes einige hundert neue Zusammensetzungen mit Anmut, Himmel und Wonne, wie: „Anmutetten (Amorinen), liebliche Begleitinnen der Anmutinen (Grazien); Anmutkind; Anmuttans; Anmutgebin; Himmelberosin (Aurore); Himmeltrosterkwikkin; Himmelweglerin; Wonnebringin; Wonnenämin; Wonnegebin u. s. w., wobey zu bedauern ist, dass er S. 308 den Dichtern eine Wonne des Reimes rauben, und schlechterdings „der Sonno, und die Mona" geschrieben haben will, weil dieses ächtdeutsch sey, noch die Minnedichter so (ther sunne, thes sunnes) geschrieben hätten, die Düdschen (Niedersachsen) noch so schrieben, und die widernatürliche Verwechselung der Geschlechter „blos die meisnische Mundart" zu verantworten habe.

In diesem Abschnitte über *Wohllaut* empfiehlt der Vf. auch die mannichfaltig tönenden, übrigens auch als eigene Namen schlechterdings keiner Übersetzung fähigen Jupiter, Mars, Neptun, Vulcan, Pan, Silvan, Hercules, Äolus u. s. w. mit einem einförmigen und breiten *an* auszudrücken: Donneran, Kriegan, Wasseran, Feueran, Feldan, Waldan, Kraftan, Windan.

Und da er zugleich durch diese wohlklingende Sylbe neue Wörter für ungewöhnlich grosse Gegenstände bilden will (S. 310): so könnte man leicht den Saufan (Bacchus) mit seinem Bauchan (Silen) und dessen Ohran (Langohr) sehen angezogen kommen, um sich, wenn es der Nordan (Nordwind), der oft ein Groban und Rasan ist, erlaubt, in einen Lauban an einen Tischan zu setzen, und aus einem Weintonnan trinkend zuzusehen, wie der Maulan (Marsyas) auf Befehl des Musan (Apollo) geschunden wird. Und das nennt Jemand „eben so vorteilhaft für den Wohlklang als die Reinigkeit“! (Herbstblumine. Vorrede S. VIII.)

Bekanntlich giebt es in dem ganzen deutschen Sprachschatz ein einziges Wort, das von der schönen und merkwürdigen Regel abweicht, den Ton auf der Haupt- und Wurzel-Sylbe zu haben: lebendig. Dieser für das ächte Deutsche übrigens so „risanlich“ kämpfende Sprachlehrer aber macht nicht allein eine Menge weibliche Namen auf *ina* und *etta* mit einem durchaus fremden Tone auf i und e: Artigine (die Artige), Freudine (die Freudige), Klugine, Lustine (die Lustergebene), Wisina (Sophia), Wonnina u. s. w.; er übersetzt nicht nur wieder mythologische Eigennamen: Venus, Ceres, Pomona, Juno, Nereide, Hamadryade, Oreade, Dryade, in Libine, Kornine, Obesina (von Obes, Obst!), Lustine, Merina, Baumette, Bergette, Waldette u. s. w.; sondern will sogar „Gemeinnamen“ (Appellative) auf diese Art bilden, z. B. diese Frau ist eine Grobina; jenes Mädchen eine Frechina; ihre Schwester eine Narrina u. s. f. (S. 311). Und das nennt auch Jemand einen „trefflichen Vorschlag!“

Der schon erwähnte Groll gegen das Verbindungs-s in zusammengesetzten Wörtern veranlasst von S. 325 bis S. 347 eine ausführliche Abhandlung gegen dieses s und über die Zusammensetzungen.

Hier wird nun behauptet, weil das Bestimmwort sowohl im Nominative als Genitive, Dative und Accusative dem Grundworte beygelegt werden könne: so sey es gegen die Sprachähnlichkeit und Form, nur bey dem Genitive ein sichtbares Zeichen zu gebrauchen, da man in den übrigen Fällen doch keines habe. So hätten auch die Griechen und Römer das Zeichen des Genitivs vermieden, und statt dessen jene ein ο oder ι, diese ein *i* gebraucht: ὑδρ-ο-φοβία, καλλ-ι-γραφία, *furc-i-fer, hom-i-cidium.* Aber selbst wenn das s im Deutschen einen Grund hätte: so müssten wir es doch, *nach dem Beyspiele der Griechen und Römer*, weglassen, denn bloss, um Misslaut zu vermeiden, schrieben sie — es erwartet doch kein Leser andere Beyspiele, als, wo sie das *s* weggeworfen haben? — schrieben sie λαμπας für λαμπαδς, ἐλπις für ἐλπιδς, χαρις für χαριτς, *amans*, *legens* für *amants*, *legents* u. s. w. (S. 328, wo nicht ein einziges Beyspiel vorkommt, worin das *s* fehlte. Man traut zuweilen seinen Augen nicht.) Noch sieht Hr. *W.* (nach S. 330) die Zusammensetzungen nicht gern, worin das Bestimmwort, gegen die Regel der Griechen und Römer, im Plurale steht; und die, wo dieser Plural gar im Singular gedacht werden muss; wie in Höllenfahrt, verwirft er gänzlich. Gelegentlich wird (S. 329) bemerkt, dass die Altdeutschen die zu einenden Wörter nicht immer verbunden, sondern *blos neben einander gesetzt* hätten. Als wenn etwas auf den Gebrauch dieser barbarischen Schreibschüler, nicht alles auf den *Begriff* ankäme!

Indessen bildet nun der Vf. seiner Meinung zufolge: Friedegott, Amtalter, Anfanggründe, Lebenkraft, Kindmordin, Kriegknecht, Geschmackurteil, Feuergefahr, Einbildekraft, Erziehkunst, Nachahmtrieb u. s. w., und erzählt (S. 335) den rühmlichen Eifer des Kommissionrates *Riem* zu Dresden gegen „dieses abscheuliche, mishallige und vernunftwidrige s,“ welcher den Umdruck eines eingesendeten Aufsatzes im Reichsanzeiger auf Kosten des Setzers verlangte, weil dieser vorwitzig Kommissionsrat gesetzt hatte!

S. 344 kommt Hr. *W.* noch einmal auf die alte Endung vieler Genitive in *en* zurück (denn dass sie das ist, weiss er, und doch spricht er von einer Verwandlung des Singulars des Bestimmwortes in einen verstandwidrigen Plural!); führt eine Menge Beyspiele aus unseren besten Schriftstellern an, wo *Erden* offenbar der Singular ist: Erdenglück, Erdenrund, Erdenleib u. s. w., „die alle der vernunftgemässen Sprachform zuwider seyn, *die Mehrzahl für die Einzahl* Erd *angebend;* sagt, in *Kampe'ns* Wörterbuche seyen 50 Wörter mit *Erden*, mit *Erd* aber 280 zusammengesetzt; und schliesst mit dem Machtspruche: Jene sind unrichtig, wenn diese richtig sind.“ Das heisst gerade so viel, als: die ersten Declinationen sind unrichtig, wenn die zweyten richtig; die *verba irregularia* sind unrichtig, wenn die *regularia* richtig sind.

Dem Titel und der Zeit- und Dinten-Ersparung zu Ehren wird auch (S. 346) aus vielen Wörtern die Sylbe *ent* geworfen, zuweilen zur Verwirrung des Sinnes, oft gegen den Wohlklang, immer zur Befremdung des Volks. So will er geschrieben haben: ausserordlich, frevlich, hofflich, eiglich, offlich (öffentlich), willlich, wesslich, wochlich u. s. w.

Hierauf, und auf eine Menge wolkischer Verböserungen, die in Abkürzungen und Elisionen bestehen, passt, was Fr. Schlegel im deutschen Museum 1812. 2 S. 539 sagt: „Die Härte, welche in der hochdeutschen Sprache zum Theile wirklich gefunden wird, geht hervor aus dem Streben nach Kürze und aus der Vernachlässigung aller der Sylben und Buchstaben, die nur ausfüllend sind.“

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. dem Vf. und Verleger; Leipzig, b. Reclam: *Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine der sonderbarsten Regeln stellt Hr. *W.* S. 347 u. ff. in der Behauptung auf, dass die Endung *in* an den männlichen Namen auf *er* nichts Selbstständiges bedeute, sondern nur die Gattin des *er* (Berlinerin, die Frau eines Berliners; Putzmacherin, die Frau eines Putzmachers u. s. w.); und dass, um eine solche Frau selbstständig auszudrücken, das *er* weggeworfen, und das *in* gleich an die Wurzel angehängt werden müsse: Berlinin, Putzmachin. So wird nun eine Ehebrecherin bloss zur Gattin eines Ehebrechers, und die Benennung *Selbstherrscherin* „hätte (S. 227) der Kaisin Katharina 2 den sehr misfalligen Irrtum erregt, dass der Selbstherrscher noch lebe"? Denn nach seinem Tode war sie Selbstherrschin. Aber warum denn „Alleinherrin"? (S. 227) Man sollte denken, sie müsste nach der Regel Alleinhin heissen! Eine Herrin ist ja bloss die In, die Frau eines Herrn! So wie umgekehrt der blosse Ehemann einer Oberhofmeistin, Kupferstechin, Mahlin, Zeichnin, Ehebrechin ein Oberhofmeistinner, Kupferstechinner, Mahlinner, Zeichninner, Ehebrechinner ist (S. 351).

Diese deutsche „Verkehrtheit", das Geschäft selbstständiger Frauen nicht bezeichnen zu wollen, soll 600 Jahre alt seyn (S. 348); und die Griechen, Römer, Gothen, Fransen und andere Völker fühlten umgekehrt das Bedürfniss nicht, die eheliche Verbindung eines Mannes und einer Gattin vermittelst *eines* Wortes zu bezeichnen. Daher *mercatrix*, *magistra*, *pictrix*, *janitrix*, *une accoucheuse*, *marchande*, *peintresse* u. s. w. nicht die Gattin eines Kaufmannes u. s. w., sondern eine selbstständige Handelin, Meistin, Geburthelfin u. s. w. ausdrückt (S. 350).

Neben dieser Berichtigung der Sprache werden dadurch auch viele tausend ohrwidrige *er* und *r* entfernt. Darum soll auch (S. 354) entblatten, erorten, lochig, Scheithaufen, rechthabisch, mehre, für entblättern, erörtern, löcherig, Scheiterhaufen, mehrere, gesagt werden, wobey nur übersehen ist, dass *entblatten* sich von *entblättern* im Sinne unterscheidet, und ein Scheiterhaufen wohl aus einem Scheithaufen gemacht werden kann, aber mit ihm nicht einerley ist. Sonst sind manche dieser Vorschläge allerdings annehmlich, wie grossprechig, grostuisch u. s. w., und *mehre* ist allein richtig. Wenn aber Hr. *W.* begeistern, bevölkern, vergöttern, verkleinern, verschönern und 2000 dergleichen gegen begeisten, bevolken, vergotten, verkleinen, verschönen wegwerfen will: so vergisst er, dass die Wörter auf *ern* meistens etwas ganz Anderes sagen, als die auf *en;* diese etwas Absolutes, jene nur etwas Relatives, was man öfter braucht. Hn. *W's.* *verschlechten* würde heissen: ganz und gar schlecht machen; *verschlechtern* heisst nur: schlechter machen, als vorher. So kann ein Kind eine unvollkommene Zeichnung oft *verschönern*, ehe sie ganz *verschönt* wird. So *vergöttert* wohl ein Liebhaber sein Mädchen, aber Romulus wurde von dem Senate *vergottet* *). Hr. *W.* vergisst, dass er S. 358 selbst sagt: „man längt das Kurze, man verlängt und verlängert, was schon lang ist." Er vergisst, dass er S. 152 den Endling *ern* selbst als einen echtdeutschen aufführt, und sogar neue Wörter damit bildet: „mannern, weibern," Neigung zu einem Manne, Weibe haben; wie Albert Ölinger schon 1574 in seiner *Grammatica seu institutio verae germ. linguae* anführt: es lauffert, weinert, tanzert, reittert ihn; was Hr. *W.* wohl hätte wissen sollen, wenn ihm auch das aristophanischgeschmackvolle: „es scheiserte mich," in Welkers Wolken Z. 1391 unbekannt blieb.

So sagt er gar S. 208: „Alexander I *kaisert* über die Russen"; S. 413: „Seit 800 *kaiserte* ein Einziger über die Deutschen." Unrichtig und anstössig, wenn auch nicht für *alle* Kaiser. Denn *kaisern* kann, wie *kindern*, *kälbern* u. dgl., nicht heissen, ein Kaiser *seyn*, sondern nur, wie ein Kaiser *thun*. Daher die wetterauer Bauern, wann im Roggen viele hohe Halme mit leeren Ähren stehen, sehr treffend sagen: unser Roggen *junkert*. (Im Schwedischen heisst nach *Ihre*

*) „Die edelste und wahrhafte Bildung des Menschengeschlechts ist nur auf dem Wege zu Gott, in der *Vergottung* zu finden," sagt *Franz Baader* über die Analogie des Erkenntniss- und Zeugungs-Triebes.

Glossar. junkerare müssig gehen.) Daher mit etwas anders gewendetem Sinne nach der Ähnlichkeit mit *verbauern* ein Recensent in der J. A. L. Z. 1806. 2, S. 478 sehr schön schrieb: „Drey Kronen wurden Leopold II zu schwer, der bewunderte Grossherzog vergass seiner selbst, und *verkaiserte.*“

In dem Abschnitte „von der Doppelform der Aussager: Zustandform (*Neutrum*) und Wirkform (*Activum*), S. 355 bis S. 372, schmiedet der Vf. eine grosse Menge von Wörtern, worunter manche allerdings, zunächst von Dichtern, zu brauchen sind. Die meisten aber werden schwerlich je Glück machen, zumal Formen, wie: gefahrt, er fallt, blast, hat geblast, geschmocken, geriecht, gestocken, es schmickt, er befehlte, qualte (quälte sich), du schlafst, die Biene hat mich gestecht u. s. w., ob er gleich deren Einführung von 1850 bis 1900 hofft.

Bey „bewolken, mit Wolken bedeckt werden, bewölken, mit Wolken überziehen,“ S. 362 hat er ein S. 432 selbst gebrauchtes Wort „verwolken“ (Radlofs Sprache in Wolke'ns übersetzen) anzuführen, und eins zu erfinden vergessen, was früher als 1850 und vielleicht schon im nächsten Jahre in Gang kommen kann. Ein Schüler bringt in seinen Aufsätzen ganz unerhörte Orthographieen und Wörter zum Vorscheine. Die Verweise und Strafen werden immer stärker. Endlich sagt er: ich habe es aus einem Anleit gelernt, den Hr. Wolke geschrieben hat. — Der Lehrer prügelt den Schüler tüchtig durch mit der Interlinearversion: warte, ich will dich *bewolken.* Oder wenn auch eigentlich der Lehrer sagen müste, *bewölken*: so wäre doch der Schüler immer *bewolkt.*

Nun folgt (S. 373 bis S. 445) ein langes, reimloses, jambisches Gedicht, „der Geist der deutschen Sprache an die verständigen Freunde derselben, im Jahre 1812“, schwimmend in langen Anmerkungen, die theils das Wiederholte wiederholen, theils, wie die kleine Literatur S. 396, oder die sehr oberflächliche Planetenlehre S. 408, gar nicht hieher gehören. Das so vielen Raum wegnehmende Gedicht ist, etwa einige schöne Zeilen aus Herder und Anderen abgerechnet, so unglaublich prosaische Prose, dass man es für eine nur zu lange Ironie auf die poetische Poesie nehmen könnte. Und dann erst machen von S. 446 bis 460 eine Menge mit *in* zusammengesetzte, wunderliche, entbehrliche und oft ganz unrichtige neue Wörter, und grösstentheils unbrauchbare, ja lächerliche Übersetzungen den völligen Beschluss. Zu Beyspielen mögen als Räthsel hier stehen: die Tastine, die Singe, die Viertone, die Schöntone, die Jüngling- und die Jungling-Stimme, die Gemähldtone, und die — Allwissenschafte.

Von den mit *in* zusammengesetzten Wörtern, wovon $\frac{999}{1000}$ durchaus entbehrlich sind, weil die Nation schon bessere hat (jedes, was sie versteht, ist besser, als ein ungewohntes), viele davon gar nie braucht, und die meisten widrig finden muss, weil sie an den märkischen Provincialismus erinnern, der *ein* in *in* verderbt, will Rec. nur ein einziges prüfen, weil es zugleich ein merkwürdiges Beyspiel giebt, dass der Werth der Wurzeln für die gangbare Sprache wenig oder nichts bedeutet.

„*Swanger*“ (schwanger) will Hr. *W.* S. 454 verwerfen, „weil die Wurzel ungewiss oder im Dunkel ist“, und dafür „inkindig“ oder „infruchtig“ einführen. Nun versteht aber von einem Pole zum anderen jeder Deutsche *schwanger*; was geht ihn die Wurzel an? Und keiner würde *inkindig* verstehen oder sich deutlich entwickeln können. Was hilft ihm die Wurzel? Und wo *ist* sie? In *Kind?* nein: *kun* (Fulda S. 65). In *Frucht?* nein: *rut* oder *ruh* (Fulda S. 125).

Aber das Wort ist noch überdiess, wie die allermeisten, ganz unrichtig und verführerisch angewendet, und eben darum vom Volke nicht zu entwickeln. *Inländisch* heisst, was im Lande ist; *inerdig* (nach des Vfs. eigener Erklärung S. 448), was in der Erde ist; *innlich* (S. 449), was inwendig ist; *inheimig* (S. 449), was in die Heimat gehört; *inzunftig* (S. 453), was in die Zunft gehört. Und *diese* Wörter sind wenigstens richtig gebildet und erklärt. Also *inkindig*: was in dem Kinde ist, in das Kind gehört. Folglich: die Frau ist inkindig, sie ist in dem Kinde, gehört in das Kind.

Es ist begreiflich, dass man, um diesen dicken Band, dessen grösster Theil aus lauter einzelnen Wörtern besteht, so zu prüfen, zehen eben so dicke Bände schreiben müste. Daher will Rec., nachdem nun der Inhalt dieses mit viel Aufsehen in die Welt gebrachten Werkes sehr ausführlich angegeben worden ist, ausser den schon eingeschalteten Gegenbemerkungen nur noch einige Hauptpuncte beleuchten, die zum Theile leider schon öffentliches Lob, ja sogar Nachahmung gefunden haben, obgleich ausser dem Rec. schwerlich zehen Menschen das Buch *ganz* durchgelesen haben, oder es je durchlesen werden.

Als den Hauptgegenstand des Buches muss man annehmen, was der Titel dafür ausgiebt: eine ungeheure Ersparniss an Zeit, Raum und Kosten durch orthographische und etymologische Sprachverbesserungen. Sie bestehen in Ersparung einer Menge für unnütz gehaltener Buchstaben, womit die Nation theils dehnte, theils schärfte. Hr. *W.* verfährt dabey weder so vollständig erschöpfend, noch so folgerichtig, wie lange vor ihm (um nur die neueste Periode der orthographischen Influenza, wie sie der vortreffliche, helle und praktische *Lichtenberg* nennt, zu erwähnen) *Domitor* (*Hemmer*); *J. G. Richter*; *Klopstock*; ein vorgeblicher Engländer im *deutschen Museum* (1780. 1 S. 76.); der Vf. des: *Urschprung und Fortgang des heutichen wichtichen Ferbeserungsgeschceftes der deutschen Rechtschreibung* u. s. w. Manheim 1780; und ein *G. L.*, der mit seinem: „*Ën Bäer âs der dêcen Ivëz*“ alles übertrifft (*Versuch einer ganz neuen Orthographie* u. s. w. von *G. L.* Prag 1786.). Es ist Alles, sogar die ' und ' (bey *Richter*) da gewesen, was Hr. *W.* vorbringt, und — Dank und Ehre sey der praktischen Vernunft der Nation! — Alles vergessen.

Hr. *W.* wirft das *c* aus dem Abé, und behält das *ch*; er tadelt das *v* und schreibt es; er will kein Dehnungs-h, und sagt S. 21: „in drey Wörtern: ihm, ihn

und ihr muſs fürs erſte das *h* noch erſcheinen." Warum denn? Hat man doch vor 800 Jahren *im*, *ir* (ihm, ihr) geſchrieben! Aber auch ganz neuerlich wieder (m. ſ. *Der hoeere Ruf.* Wetzlar 1769).

S. 21 findet Hr. *W.* ein Kurztonzeichen unentbehrlich. Warum, da er ſchon ein Schwertonzeichen hat? Die höchſte Einfachheit würde ja ſeyn, nur *ein* Zeichen zu gebrauchen, und feſtzuſetzen: was nicht langgezeichnet iſt, iſt kurz. Aber er muſste dabey um ſo mehr Schwierigkeiten finden, da er nicht die erſten Anfangsgründe der Zeitmeſſung zu kennen ſcheint, und ſchon durch ſein Kunſtwort beweiſt, daſs er die *geſchärfte Länge* mit der *kurzen Sylbe* verwechſelt. Denn er braucht ſein *Kurz*tonzeichen wie bey einem wirklich kurzen Tone. Der *Hauptton* fällt aber in *machen* ſo gut auf *a*, wie in *Sprache*, und beides ſind Trochäen.

Doch genug: wir haben Dehnungs- und Schärfungs-Mittel oder Zeichen, und Hr. *W.* hat ſie. Er klagt mehrmals bitterlich über die entſetzliche Mühe der Correctur, über abgeſprungene Tonzeichen, über die viele Zeit, die ihn das Drucken ſeines Buchs gekoſtet habe u. ſ. w. Und dabey ſtarrt das Buch von Druckfehlern, und noch weit mehr von Schreibfehlern oder Folgewidrigkeiten. Unzählige Mal gebraucht er unſer Dehnungs-h ſtatt ſeines Schwertonzeichens, oft beide zuſammen in *einer* Sylbe, z. B. S. 96, 118, 129, 132, 138, 139 u. ff. u. ff. — unſere doppelten Conſonanten zur Schärfung — unſer *Schw*, ſtatt deſſen er ſonſt bloſs *Sw* ſchreibt (weitſweifig, Beſwe'rde, Swu'r, Swein) — unſer *ie* (S. 138, 139, 141, 145, 149, 153 u. ff. u. ff.) — Geſchieht das nun am grünen Holze, thut das der Meiſter: was iſt von anderen Schriftſtellern, Setzern, Correctoren u. ſ. w. zu erwarten!

Das iſt aber noch das Geringſte. Was einen beſonnenen Mann von Welt- und Geſchäfts-Kenntniſs, welchen des Nachts ein ſo unglücklicher orthographiſcher Pipps befallen hätte, am Morgen ſogleich wieder zu ſich gebracht haben würde, iſt das Schreiben. Da er nicht die alte wohlüberlegte, und, wie die eigenthümlichen Endbuchſtaben der morgenländiſchen Sprachen beweiſen, tief im Menſchen liegende Gewohnheit, für *einen* Laut verſchiedene Zeichen in der Mitte und am Ende zu gebrauchen, gelten läſst, ſondern aus unſerem End-*s* überhaupt ein ſcharfes, aus *ſ* aber ein gelindes machen, unſer *ſch* weſtfäliſch *s-ch* ausſprechen und ſchreiben, unſer leicht aus der Feder flieſsendes *ſt*, unſer einfaches *z* in *st* und *ts* zerreiſsen will: was ſoll unter den fliegenden Federn unſerer Geſchäftsleute, Advocaten, Kanzliſten, Lohnſchreiber, Kaufleute aus ſeinen ' und ' und vollends aus ſeinen Ziffern werden, und womit will er den Zeitverluſt vergüten, da bey allen ſeinen Strichen und in der gothiſchen Currentſchrift bey jedem End-*s* die Feder völlig abgeſetzt werden muſs? Weiſs er die Haupturſache, warum das vorgeſchlagene und verſuchte *vous aimés* ſtatt *vous aimez* in Frankreich kein Glück gemacht hat? warum Wielands beſcheidener und an ſich lobenswürdiger Verſuch, die *wenigen* Verdoppelungen deſſelben Vocales, wie in Saal, Heer, Moos, wegzuſchaffen, wenig Nachahmung findet? Dem Schnellſchreiber iſt jedes Zeichen verdrieſslich, das ihn zum Abſetzen der Feder nöthiget. Darin liegt wohl der Grund einer übrigens unerträglichen und wirklich unvernünftigen neuen Gewohnheit, die aus den Handſchriften in die Druckereyen übergegangen iſt: die ä, ö, ü in ae, oe, ue zu trennen, wodurch eine irrige Benennung und Anſicht der *einfachen* Vocale ä, ö, ü fortgepflanzt, und es unmöglich wird, zu errathen, wie denn die Herren Thaer, Goede, Doell, Ruef, Lueder eigentlich heiſsen.

Rec. iſt ſchwerlich eine orthographiſche Verirrung unbekannt geblieben; er hat in jüngeren Jahren mit jugendlicher Neuerungsſucht, die ſich im Kleinen groſs dünkt, manche ergriffen; er lieſt mit Leichtigkeit auch die tollſten Schreibereyen, wie Klopſtocks oder von *G. L.*; er getraute ſich, in wenig Tagen fertig wolkiſch zu ſchreiben: dennoch hat er ſich in dem Anleit manchmal verleſen, und z. B. „Deutſchlerer" S. 24 wie Hauderer (— *v v*), „Wortſchreiblerer" S. 427 wie Wortdeuteley (— — *v v*) ausgeſprochen, und lange geſtutzt. Man denke nun, was mit Ungeübteren, mit dem gemeinen Volke, dem ganzen weiblichen Geſchlechte, das (nach Lichtenberg) die Milch, die es uns allen gab, noch heute nicht ſchreiben kann, und mit den Millionen Geſchäftsſchreibern werden ſollte! Hr. *W.* verweiſet zwar auf „die heranwachſenden und unverwöhnten Nachkommen!" Aber die Nachkommen ſind ja ſchon da, und die alten, dummen, hartnäckigen Vorkommen leben noch fort, und haben wohl gar Einfluſs auf die Schulen! Begreift ſich denn nicht, daſs man die Nachkommen nicht abſondern kann, wie die Lämmer von den Schafen? Soll denn die neue Schreiberey mit den anderen Poſſen und Grillen den Unmündigen eingeimpft werden, wie die Kuhpocken? Soll vor unſeren Augen eine Welt entſtehen, die ſchreibt, was wir nicht leſen können? Wenn Hr. *W.* die Alten für unfähig hält (wenigſtens werden die meiſten ungeneigt ſeyn), ſich in ſeine orthographiſche Weisheit hineinzuſtudiren; weil ſie fürchten müſsten, daſs ſie ein ſolches Studium alle halbe Jahre würden zu wiederholen haben, da jede Meſſe neue Wolken bringen würde, wovon immer die neueſte, wie die neueſte Philoſophie, auf dem einzigrichtigen Standpuncte zu ſtehen behauptete, und gleiches Recht gegen ihn hätte, wie er gegen Campe, Adelung, Klopſtock u. ſ. w. zu haben glaubt: denkt er denn, dieſe Alten (Geſchäftsleute, Bürger, Weiber u. ſ. w.) werden zugeben, daſs ihre Kinder ſein Rothwälſch annehmen? Und würde denn nicht der elendeſte Copiſt, der ſeinem Sohne wieder das Glück wünſcht, ſein Brod durch die Feder zu verdienen, klüger ſeyn, und mehr Weltkenntniſs haben, und dieſen lieben Sohn lieber todt prügeln, als ihn eine Schreibung annehmen laſſen, wobey er verhungern müſste, weil er damit nicht einmal zum Advocaten- oder Regiments-Schreiber taugte?

Keinem Menſchen, nicht einmal den Sachſen, die in mancher Literatoren Augen wirklich faſt weniger

als Menschen zu seyn scheinen, fällt es wohl ein, wie Hr. *W.* S. 295 vorgiebt (er erlaubt sich dergleichen offenbare Vorgeben leider sehr oft), „die gangbare Wortschreibung für fehlerlos und unverbesserlich zu halten.“ Aber in Dingen, wo Alles auf allgemeine Verständlichkeit ankommt, und die Nation gleichsam stillschweigend einen Vertrag darüber geschlossen hat, ertragen vernünftige Männer lieber einige Unvollkommenheiten, die dadurch, dass sie allgemein sind, und verstanden werden, aufhören, es zu seyn, als dass sie sich und die Nation den Greueln einer Anarchie überlieferten, die sogleich entstehen müsste, wenn ein apriorischer Phantast seine Träume der Nation aufdringen könnte. Denn bey der ewigen Streitigkeit über die Wurzeln und ersten Grundsätze würden morgen und übermorgen neue Phantasten auftreten, und in einem halben Jahre schriebe die folgsame Nation, wie sie zu Ulfilas und Otfrieds Zeiten geschrieben haben mag. Sie hätte unstreitig die vollkommensten Orthographieen, weil jeder Mensch seine eigene hätte; nur könnte — keiner den anderen verstehen!

Nur wer sich so nahe als möglich an den Gebrauch anschliesst; die Nation nicht vor den Kopf stösst; seine *wenigen* „Vorschläge“ still und bescheiden, und ohne *Hiatus* zur Prüfung hinstellt: nur der kann hoffen, etwas zu bewirken. Und so hat der kluge, einsichtsvolle Adelung manches Gute gewirkt, und die Lichtenberge, Sturze, Wielande, Göthen, kurz die bedeutendsten Männer gewonnen, indessen den Zesen, Hemmern, Klopstocken etwa einige Knaben und Pedanten kurze Zeit nachschrieben, und die klügeren Erfinder (wie Klopstock) selbst wieder zum Gewöhnlichen umkehren mussten.

Die Unkenntniss des richtigen Gesichtspunctes, und die damit gewöhnlich verbundene Anmassung zeigt sich unter anderen auch in den ganz wunderlichen und unerhörten Foderungen, welche Hr. *W.* an die Verfasser von Wörterbüchern und Sprachlehren macht. „Bis 1812 (sagt er S. 64) war jeder Wortbuchverfasser ein Knecht des volklichen Gebrauches, auch des irrenden, auch des vernunftwidrigen, folglich sprachwidrigen.“ Und was soll er denn sonst seyn? Soll ein *Wörter*buch (denn es enthält Wörter, nicht *ein* Wort) etwa die Wörter enthalten, die nicht sind? die wirklichen aber, die — Hn. *W.* nicht gefallen, ausschliessen? Das ist buchstäblich sein Wille. „Wie widernatürlich (ruft er S. 64 aus) ist in Campe'ns Wörterbuche ein Vierteliahrtausend für: ein Vierteltausendiahr!“ Also diess, was ausser dem Anleit noch nirgends vorkommt, und hoffentlich auch in keiner Schrift, wofür man Wörterbücher macht, vorkommen wird, sollte Campe haben; jenes aber sollte der Lehrling, der Ausländer, der die Sprache lernen will, und die vorhandenen Bücher liest, vergebens suchen? Hr. *W.* findet nämlich die Zusammensetzung *Jahrhundert* „ganz wider die Natur und Formähnlichkeit unserer Sprache, welche erfordert, dass dem Grundworte — hier Jahr — das bestimmende — hier hundert — vorangehe; wie Vierteljahr.“ (S. 2) So willkührlich und grundlos sind Tausende seiner Machtsprüche. Es ist ihm nicht eingefallen, dass *ein Hundert*, *ein Tausend* u. s. w. so gut als Substantiv gedacht und gebraucht werden kann, wie *ein Dutzend*, *ein Mandel*, *ein Schock* u. dgl., und dass nun diese Hundert, Tausend eben so gut Grundwörter seyn können, wie Woche, folglich sich auch durch ein anderes Wort bestimmen lassen. Es wird also ein Hundert, Tausend, eine Million, eine Woche, die aus Jahren bestehen, ganz natürlich und sprachrichtig Jahrhundert, Jahrmillion, Jahrwoche heissen müssen; man wird richtig sagen können: die Mondfinsterniss wird ungefähr im dritten Minutenzehend der sechsten Stunde eintreten. In der dritten Zehnminute wäre Unsinn; wie ein Hundertjahr, ein Tausendjahr, „im letzten Sechzigiahr“ (S. 403), „eine Vierundzwanzigstunde“ (S. 408) eben so sprachwidrig, als zweydeutig, übelklingend und lächerlich ist. Ein Hungerjahr, Jubeljahr, Schaltjahr ist ein Jahr, worin Hunger, Jubel, Einschaltung ist; also ein Hundertjahr *ein* Jahr, worin — hundert ist!! Hr. *W.* schreibt irgendwo: „in den verflossenen Hundertiahren.“ Wie viele Menschen würden wohl so ängstlich genau sprechen und hören, um nicht „in den verflossenen hundert Jahren“ daraus zu machen? Wäre das Alles aber auch nicht: jeder Deutscher versteht die Form, von Schlözers Jahrmillionen an (Weltgesch. Th. 1 S. 7) bis zu J. P. Fr. Richters Jahrbillionen, Jahrzwanzig, Jahrdreyssig, Jahrfünf, Minutenzehend u. s. w., das *muss* genug seyn. Aber was ahmt gedankenlose Neuerungssucht nicht nach! Im Freymüthigen 1813 S. 108 hat schon Jemand geschrieben: „die Wahrheit wird nicht weggelacht, und ein Tausendjahr ändert nichts in ihr.“

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Petsch und Winckler: *Merkwürdige Criminalgeschichten.* Gesammelt und herausgegeben von *Carl Müchler.* 1812. 249 S. 8. (1 Thlr.)

Criminalgeschichten, treu und verständig erzählt, haben immer ihren Nutzen. Sie dienen nicht bloss dem Psychologen zur tieferen Einsicht in das innere Wesen des Menschen, sondern, wie auch Hr. *M.* bemerkt, allen anderen Menschen, theils zur Warnung, theils zur Beförderung der Nachsicht und humanen Beurtheilung solcher Beklagenswerthen, die eine Reihe unglücklicher Verhältnisse und Verhängnisse zu Verbrechern machte. In letzter Hinsicht besonders scheint Hr. *M.* diese Sammlung veranstaltet zu haben, die aus 30 Erzählungen mehr oder weniger bekannter Verbrecherthaten besteht. Hätten bey manchen Geschichten die kleinen Anfänge des Verbrechens mehr aufgestellt werden können: so würde die Sammlung vollkommen ihrem Endzwecke entsprechen.

46.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 1 4.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. dem Vf. und Verleger; Leipzig, b. Reclam: *Anleit. zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart*, von *Chr. H. Wolke* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Noch bestimmter verräth der Vf., dass er von einem Wörterbuche und den Pflichten eines Wörterbuchschreibers gar keinen Begriff hat S. 158, wo er sagt: „ich weis, dass man bei Buttervogel nichts denkt, aber eben deswegen ist es unwürdig, in einem Wortbuche zu stehen." Das führt auf seine Ansicht von dem Werthe der Wurzeln, den er über Alles setzt, und der *für das Volk* gar nichts bedeutet. Ist es nicht thöricht, den Deutschen, die ihre Wörter verstehen, zuzumuthen, sie sollen sie nach Wurzeln und Wortformen von Anno 1 bilden, die sie *nicht verstehen!* und worüber die tiefsten Etymologieenforscher oft selbst uneinig sind, *und es desto mehr werden würden, je mehr Gewicht die Nation auf ihre Grübeleyen legte!* Denn was sind die Erklärungen der Bedeutungen der Urwurzeln, der Vor- und Nach-Sylben meistens anders, als Träume, die alle Augenblicke umgeworfen werden, durch Fälle, die nicht passen? Was hat nicht Court de Gebelin mit unglücklichem Fleisse darüber gefaselt! Was muss sich nicht in Fulda's Sammlung unter einerley Wurzellaut zusammenzwingen lassen! Was häuft nicht unser Vf. zusammen! Le, la, li, lo, lu, lü, al, el, il, ol, ul sind ihm (S. 183) die Naturlaute und nackten Urwurzeln, die mit noch einer Menge anderer, da, de — ta, te — (S. 187) tan, ten — (S. 189) man, men — (S. 190) und o (S. 191) lauter *Licht*wörter geben. Es ist ihm nun eine Kleinigkeit, durch Bevornen und Behinten, durch Versetzen und Verwandeln aus jenen unscheinbaren „nackten Urwurzeln" *Lüge*, *Mond*, *Laune*, *Glück*, *Blume*, *denken*, *Meineid*, *tenebrae*, *Auge*, *Gott*, *morden*, *Nacht*, *Nebel* und *Norwegen* abzuleiten. Aber wenn nun der Sprachlehrling und das Volk (den Gelehrten nicht ausgenommen) von *de* und *da* über *Zeus* und *Jehova*, ja *Jupiter* hinweg zum *Dag*, ja zum *Journal*, ja zum *denken* (S. 187), oder von *ha* auf *Heimat*, *Hemd* und *chemise* bis — in den *Himmel* gekommen ist (S. 143), oder *Farbe* über *Potifar*, *fax*, *focus* zurückgeleitet hat bis auf *oc* (S. 193): was gewinnt er denn dabey? oder was versteht er nun besser?

Und wenn dergleichen ungeheure, schon durch einen alten Schulspas, der Nebukadnezar in Jakob verwandelt, lächerlich gemachte Herumwerfungen einen rechten Philolog*an* (S. 310) nicht abschrecken: warum denn wieder zuweilen so erstaunlich stutzig, schwierig und eigensinnig, noch einen kleinen Schritt weiter zu gehen und zu sagen: das *ts* der Wurzel wird aus Schreibbequemlichkeit und Zeit- und Raum-Ersparung in das einfache *z*, das *chs* oft in *x*, das *zz* in *tz*, das *kk* in *ck* verwandelt, das dehnende *g*, wo es die Aussprache verlangt, in *ch* geschärft? Mit welchem Jahre oder Jahrhunderte hört denn das Recht einer Nation auf, ihre Sprache nach *ihrem* Sinne, und nach dem Grade der Bildung *ihres* Gehörs und Geschmacks fortzubilden? Wer hat es noch an Luthern getadelt, dass er nicht schrieb, wie Otfried und Ulfilas? Warum sollen wir noch schreiben, wie Luther, wo wir nicht mehr so sprechen?

Obgleich *c* wie *z*, *zz*, *tz* in den ältesten Denkmälern unserer Sprache vorkommt (m. s. die beiden ältesten deutschen Gedichte u. s. w. durch die Brüder Grimm. Cassel 1812): so liesse es sich doch ganz, und vollkommen nach deutscher Sprachähnlichkeit vermeiden, wenn die Nation, wie ihre Vorfahren (m. s. *Rabani Mauri glossarium* in *Eckardt de rebus Franciae orient.* und vieles Andere), für *ch* wieder *hh*, für *sch* etwa das jetzt englische *sh* in Gang bringen wollte. *Shlahtom* (ich schlachte) bey Rab. Maurus. Wie kann aber ein Sprachlehrer, der beides, *ch* und *sch*, noch gebraucht, gleichwohl das *c* aus dem Abc werfen? Behält man es aber: so bieten die alten Denkmäler noch eine Art, bey dem Laut *sch* einen Buchstaben zu ersparen, durch *sc*: scamalih, fruntscaf, daz mennisclicha kislahte (Schamhaft, Freundschaft, das menschliche Geschlecht).

Zu den widerlichsten Folgen des einseitigen Wurzelwesens gehört Hn. *W's.* Schreiberey: *mögte*, *dagte*, *tragtig*, *wigtig*, *Magt* u. dgl. der angeblichen Wurzeln wegen. Da *g* gelind und fast ohne Ausnahme dehnend, *ch* hart und sehr oft schärfend ist, wofür Hr. *W.* selbst S. 317 *Magen* und *machen* als Beyspiele anführt; da *g* und *k* in der Wurzelwirthschaft häufig in *ch* über-

gehen, wie er S. 195 ſelbſt lehrt: was hat es denn für den, welchem daran gelegen iſt (dem Volke iſt *gar nichts* daran gelegen), für gröſsere Schwierigkeit, von möchte, Macht, wichtig, trächtig u. ſ. w. auf mögen, wägen, tragen u. ſ. w. zu kommen, als etwa von τριχὸς, νύχθ' ὅλην, ὄγδοος, γυναῖχ' ὁμόσπορον auf θρίξ, νύκτα, ὀκτώ, γυνή?

Es giebt keine Mundart in Deutſchland, und wohl kaum einzelne fehlerhafte Sprecher, welche die angeführten Wörter: *möchte*, *dachte*, *wichtig* u. ſ. w. nicht geſchärft ausſprächen. Darum eben iſt, ſie mit dem *ch* zu ſchreiben, Sprachgebrauch geworden. Und zwar ſehr alter. *Mahtic* (mächtig) wie *naht* (Nacht) in den alten Gloſſarien; *mochte*, *moechti* in einem alten Gedichte von der heil. Maria (D. Muſeum 1788 I, S. 61. M. ſ. auch: v. d. Hagens und Büſchings deutſche Gedichte des Mittelalters). So wird in den Nibelungen (Müller Z. 1128) geſchrieben: „er *dahte* in ſeinem Muote", nicht: *dagte;* wie Z. 1116 *luhte* (leuchtete), *hoh* (hoch), *niht* (nicht) u. ſ. w. Daſs nun jene Wörter, mit dem *g* geſchrieben, nicht ſo geleſen werden würden, wie ganz Deutſchland ſie ausſpricht, hat Hr. *W.* ſich nicht ableugnen können. Um alſo ſeine Wurzeley zu retten, ſpricht er ſie ſo aus, wie er ſie ſchreibt, und bezeichnet daher S. 185 „du ma'gſt", S. 189 „unbeda'gt, beda'gteſt, vorbeda'gt" u. ſ. w., d. h. er muthet der Nation gar zwey Albernheiten zu, 1) zu ſchreiben, wie er, und 2) *deſswegen* auch ſo zu ſprechen. Daraus wird denn, wie aus tauſend anderen Beweiſen, der wahre Sinn des höchſten Schreibgeſetzes klar: ſchreib wie du ſprichſt, und ſprich, wie — Hr. *Wolke* in Dresden. S. 417 ſagt er das geradezu.

Dieſer Umſtand, daſs Hr. Campe nicht ſpricht, wie Klopſtock, und Hr. Wolke nicht, wie Hr. Campe, *alſo auch nicht ſo ſchreiben will*; vereinigt mit der Beherzigung, daſs es phyſiſch unmöglich iſt, daſs alle Mitglieder einer Nation, die aus mehr als einer Perſon beſteht, völlig übereinſtimmend ausſprechen; daſs alſo bey jeder möglichen normalmäſsigen Rechtſchreibung immer Millionen *nicht* ſo ſchreiben werden, wie ſie ſprechen, oder nicht ſo ſprechen, wie ſie ſchreiben, *gerade wie bisher auch*; daſs dieſes bis an das Ende der Welt ſo bleiben *muſs*; vereinigt mit der Überlegung, daſs bey dem gänzlichen Mangel einer entſcheidenden Stimme, und vollends einer entſcheidenden Gewalt, ſobald ſich Jemand über den Sprachgebrauch hinaufſtellen will, jeder Andere daſſelbe Recht hat, weil jeder ſich auf Gründe beruft: müſste (ſollte man hoffen, wenn von Menſchen irgend etwas Dauerndes zu hoffen wäre) jeden vernünftigen Mann auf ewige Zeiten vor der Thorheit ſchützen, eine aprioriſche Rechtſchreibung erfinden und durchſetzen zu wollen, wäre er auch im Stande (was bisherige Erfahrung und allgemeine Gründe unwahrſcheinlich machen), ein durchaus folgerichtiges Syſtem darüber aufzuſtellen.

Dazu iſt nun aber, wie Rec. ſchon nachgewieſen hat, Hr. *W.* ganz und gar nicht der Mann. Er macht Ausnahmen, wie Andere, und mehr. So war z. B. Domitor (Hemmer) ſchon 1776 conſequenter, und brauchte weder *v* noch doppelte Conſonanten, ob er gleich nicht einmal eigene Tonzeichen hatte. Bey allem Wurzelhocuspocus, welchen der Anleit treibt, hat deſſen Vf. bey weitem die Gelehrſamkeit nicht, wovon er ſich mit ſo viel Selbſtgefälligkeit den Schein giebt, und welche noch immer ſeinen ſtets harten, ſchneidenden, vornehmthuenden Ton gegen andere, beſonders Adelung und die Sachſen, nicht rechtfertigen würde. So will er geſchrieben haben: *Windbrauſ*, und ſagt (S. 83): „ſinloſ gebildet in Windsbraut! Eine Misgeburt der um 1600 beginnenden Fremdſucht." Ein ſolcher Wurzelmann ſollte doch wiſſen, daſs *uuintespruut* ſchon im Gloſſar. des Rab. Maurus vorkommt, auch in Suhm. Symb. S. 230, in den florentiniſchen Gloſſen *vvindisprut*, alſo doch ein wenig vor 1600! Und damit über die Bedeutung von *pruut* gar kein Zweifel entſtehen könne, ſteht in demſelben Gloſſar. *pruutchamera*.

So ſchimpft er S. 205: „Die unachtſamen und unwiſſenden Bildner der meisniſchen Mundart verformten *mol*, *mul* in Maulwurf, und eben ſo toll *mulus* in Mauleſel, und nicht weniger ſinnloſ *mora* in Maulbeeren." Nun hat aber Luther ſchon alle dieſe Wörter (den er doch ſonſt nicht unter die *unwiſſenden* Bildner der meisniſchen Mundart rechnet, vielmehr nennt er ihn S. 384 einen „echten Deutſchen," welches wohl eine Würde, wie Tartarchan iſt?!), in Rab. Maurus Gloſſar. heiſst der Maulwurf *muuuerpf*, in den florent. Gloſſen *muuuerfo*, im Engliſchen *môlewarp*, im Schwediſchen *Mullvad*, im Plattdeutſchen *Mulwerp*. Da nun im letzten, ſo wie im Däniſchen und Schwediſchen, das Maul auch *Muul*, *Mule* heiſst: ſo iſt es wohl ſehr natürlich zugegangen, daſs einerley niederſächſiſcher Klang in einerley oberſächſiſchen iſt überſetzt worden. Übrigens weiſs nicht bloſs Adelung, ſondern ſchon der gelehrte Wachter (Gloſſar. S. 1058), daſs bey dieſen Wörtern von Maul (Mund) nicht die Rede iſt; und es ſcheint doch faſt, als hätte dieſsmal die abſcheuliche hochdeutſche Mundart von Maul zu Maulwurf keinen ſchlimmeren Schritt gethan, als die vortreffliche, muſterhafte, übervollkommene *düdiſche* von *Muul* zu *Mulworp*.

So macht er S. 211 aus der armen, unſchuldigen griechiſchen κόρη eine deutſche *Hure* und prahlt dabey: „wie haben die Erorter getappt, dieſen Aufſchluſs zu finden!" Aber ſchon Friſch leitet Hure von κόρη ab, obgleich beſſer Stoſch von *Hor*, Koth, wie Hornung, Schmohl von *Heur*, Miethgeld, (D. Muſeum 1780. II S. 156), wie ſchon Wachter und Scherz, die auch κόρη und Hor erwähnen, ſo wie Adelung Alles. Huarchind, Huarhus kommt in alten Gloſſarien vor (Suhm Symb. S. 214 und 177); Fulda giebt die Wurzel *hur* (Wurzelwörter S. 234).

Ein Punct, wo unbedachtſame Nachahmung zu beſorgen iſt, nicht von der Nation, die ſpottet ſolcher Narrheiten, ſondern von Neulingen und Neuſüchtigen, iſt des Anleits Groll gegen die Mitteltöne, ä, ö, ü, und ſeine Vorliebe für das breite, platte a, die ihn verleiten, gnadig, tragtig, verachtlich, jarig, zufal-

lig, verratisch, zankisch, altvaterisch u. s. w., auch holzen, personlich, aufrurisch, sturmisch zu schreiben. Dass der *theotiscae linguae inculta et indisciplinabilis barbaries*, wie sie Otfried an Liutbert nennt, keine Mittellaute kennt, beweist gerade für deren Werth. Das Beste und Feinste ist überhaupt selten das Erste. Mitteltinten sind wohl die schlechtesten Farben nicht, da erst durch sie die vollkommenste Malerey möglich wurde. Es ist wahr, die an Mittellauten reichste Sprache (die engl.) ist nicht gerade schöntönend, und die wohlklingendste (die ital.) hat wenig Mittellaute. Aber wenn der gute Bussprediger von „*elenden* Mittel- oder Halb-Lauten" spricht (Morgenbl. 1813 S. 142): so hat er vergessen, dass die allgerühmte griechische Sprache, und die die feinste Welt von ganz Europa bezaubernde französische deren weit mehr, als wir, die lateinische nur einen weniger hat, und ereifert sich desto unnöthiger, da er mit einem grossen Theile von Deutschland sie leider gar nicht aussprechen kann. Wenn nun *ignoti nulla cupido* gilt: so sollte doch auch *ignoti nullum odium statten* (wie Hr. *W.* schreibt, z. B. S. 157, weil er nicht weiss, dass *statten*, bey Notker *setzen*, *stellen*, bey den Minnesingern *machen:* „sie stattet mir gros ungemach"; im Künigbuche *begraben* heisst: David starp, und wart gestattet als ein künig).

Übrigens sind wohl manche von Hn. *W's.* Bemerkungen über Wohlklang richtig, d. h., sie scheinen *dem Rec.* so. Dieser weiss aber, dass er nicht das Universalohr der Nation habe. Das weiss Hr. *W.* von seinem Ohre nicht. Auch hat dieser im Ganzen nicht einmal ein gutes Particularohr. Das faule *a* (wie es Hr. Probst im Journ. von und für Deutschl. 1792. I, S. 251 nennt) tönt gewiss nicht so schön wie o. Die französische Sprache, der Hr. *W.* selbst (S. 296) „leichte Aussprechlichkeit" zuschreibt, und in die alle geglätteten Deutschen, Schweizer u. s. f. sogleich einfallen, sobald sie sich ihrer breiten ahvollen Muttersprache schämen, liebt die feineren Töne, die eben darum den dicklippigen Deutschen so schwer werden, und die Hr. *W.* sehr unrecht (S. 301) „Swachlaute" nennt.

Rec. hat sich einmal die Mühe genommen, über das Verhältniss der Buchstaben einige Zählungen anzustellen, die für Liebhaber hier stehen mögen. Im Spanischen verhielten sich auf einer zufällig aufgeschlagenen Seite des Don Quixote die Buchstaben a, e, i (y), o, u wie 104, 105, 50, 72, 23, doch ist in den Endungen, die nie stumm oder dumpf sind, das e und o vorherrschend. Im Portugiesischen war es ungefähr eben so, nur dass das i seltener, und das u sehr selten vorkommt, und dass die sonst so feyerliche Sprache Nasentöne hat in ihrem ão, ãã, ães. Im ersten Gesange des *Orlando furioso* endigen sich auf *a* 208 Verse, auf *e* 167, auf *i* 73, auf *o* 201, auf *u* keiner. In dessen vier ersten Stanzen kommen 89 *a*, 103 *e*, 101 *i*, 115 *o* und 20 *u* vor. Von Consonanten 5 *b*, 8 *g* (wo es nicht *ge*, *gi* ist), 10 *f*, 23 *v*, 29 *m*, 30 *p*, 35 *d*, 41 *l*, 42 *c* als *k* (*ch* und *qu* mitgezählt), 49 *t*, 52 *n*, 44 wirkliche *s*, und 12 *ce*, *ci* u. s. w., worin das *s* Hauptlaut ist, und — wer sollte das denken! — 84 *r*.

Für jetzt wollen wir hieraus nur die Bestätigung aller Wörterbücher und Register fast aller Sprachen nehmen, dass *s* der häufigste Buchstabe ist, selbst wenn man andere damit zusammengesetzte Laute, das *ge*, *gi*, *je*, *ja* u. s. w. der Franzosen, *ce*, *ci*, *gia* u. s. w. der Italiener und anderer Sprachen ähnliche Zeichen nicht rechnet. Auch wer seinem eigenen Gefühle gar nicht trauen wollte, würde es doch nicht wahrscheinlich finden, dass der häufigste Laut aller Sprachen ein unangenehmer seyn sollte. Hr. Kadisch, welcher sehr anziehende Betrachtungen über diesen Buchstaben angestellt hat (R. Anzeiger 1796. 1. S. 455), nennt ihn, und mit Recht, „seiner Natur nach von sehr angenehmer Aussprache." Ohrwidrig, wie ihn Hr. *W.* findet, ist er in der That nur in seinem unerträglichen „S-chinkengezis-ch, Mens-chselen, Mis-chsprache, ungemis-cht" u. s. w., welches nicht einmal sassisch oder plattdeutsch, sondern nur westfälisch ist. Indessen gründet sich auf diesen Widerwillen wohl hauptsächlich mit die Lehre gegen das Verbindungs-*s* in Zusammensetzungen, welche leider abermals der Bussprediger (der gar glaubt, die „Einschwärzung" dieses *s* sey erst hundert Jahre alt!) sehr lobt, und welche schon in einem sehr beliebten Tagesblatte unbedachte Befolger gefunden hat. Darum werde auch hierüber kurz nachgewiesen, wie erschleichend, seicht und unwahr alles ist, was Hr. *W.* vorbringt. Er dringt mit Lehre und vorzüglich mit unzähligen Beyspielen darauf, in Zusammensetzungen beide Wörter ganz unverändert neben einander zu stellen, Gotthaus, Ohrblaser, Gerichtdiener u. s. w., und besonders ja nicht das Zeichen des Genitivs *s* zu dulden, auch keinen Plural des Bestimmwortes zu gebrauchen, wenn es gleich der Sinn foderte, weil das Alles die Griechen und Römer auch nicht gethan hätten. Die Wahrheit dieser Behauptung einmal angenommen, so passt darauf vollkommen, was Klopstock in anderer Beziehung vortrefflich sagt: „Man stelle sich einmal vor, in welchen Strömen des Beyfalls wir uns über die *begriffmässige* Quantität ergiessen würden, wenn sie der Alten ihre wäre; und mit welcher Geringschätzung wir die *mechanische*, wenn sie die unsrige wäre, beekeln würden." (D. Museum 1777. I, S. 386.) Wenn wir unter vier Fällen wenigstens einen bezeichnen können: so ist das wenigstens, *ein* Vorzug, *eine* Vollkommenheit. Allein 1) jene Behauptung ist erschlichen. Denn Hn. *W's.* Hauptbestreben geht dahin, das Bestimmwort *ohne alle Veränderung* neben das Hauptwort zu stellen, *und das thaten die Alten nicht.* In καλλίθριξ, ἀετοφάγος, ὀνοφορβὸς, βατραχομυομαχία, *pietaticultrix*, *domuitio*, *domiporta*, *vestispica*, *haeredipeta* ist καλὸς, ἄετος, ὄνος, βάτραχος, μῦς, *pietas*, *domus*, *vestis*, *haeres*, so gut verändert, wie unsere Wörter, welchen wir ein *en* oder *s* anhängen, *welches sie*, *einzeln declinirt*, *oft gar nicht einmal haben:* Erdennot, Vertheidigungsgründe. Vorzüglich merkwürdig sind *domuitio* und *domiporta*.

Itio domum und *porta domi.* Und so wie Pacuvius das erste noch mehr zusammenzieht: *domutio* (was würde Hr. *W.* zu dieser Versteckung der Wurzeln sagen?): so schreibt Jul. Caesar ganz vollständig *domumreditio.*

Und 2) jene Behauptung ist unwahr. Griechen und Römer haben Zusammensetzungen a) mit *vollständigen* Genitiven, ziemlich häufig: μυόςωτον, νεώςοικος, διόςκουροι, *aurifodina, aurifur, lucripeta, pignoriscapio,* wovon Gell. 7, 10 ausdrücklich sagt, es müsse *zusammengesetzt* (*copulato vocabulo, conjuncte et eadem vocabuli forma*) gedacht und geschrieben werden; *legislator, lectisterniator* u. s. w. Die Griechen sogar mit vollständigen und unzweifelhaften Dativen: χειρίσοφος, παθίκερτος, νυκτίκαυξ. b) Mit Pluralen, obgleich weniger häufig: ὀρεσίκοιος, ὀρεσίτροφος u. s. w., *legumlator* (Quintil.), *numorumexpalponides* (Plaut.).

So wie die Alten, so haben alle neueren Sprachen von Bedeutung, *die zusammensetzen können*, sehr häufig (nicht immer; gerade wie wir) das Verbindungs-s. Die englische: *hartshorn; kinsfolk; a midsummernight's dream; kingsbench* (aber *kingdom*); *kingsspear* (aber *kingship*) u. s. w. Die holländische: *Verklaaringswyze* (aber auch *Handelwyze*); *Godsdienst* (aber *Godvereerers*); *Geloofsbelydenis; Krygsbederen* u. s. f. Die schwedische: *Midsommersmånad; Årsditen; Trägårdsmästare; Ladugårdsland* u. s. w. Die dänische: *Maaneds-Skriftet; Friehedsaar; Livsaander; Aftensmaaltid; Tids-Bestemmelse.* Ja so gar Hn. *W's.* liebe sassische, worin *er selbst* schreibt: *Graveshoegel; Hartenswerd; Bundsgesellen* (N. berl. Mtsschr. I S. 395); und Hr. Voss: *Sündagsstock; Wichnachtsappel; Schillingsdöhnken* u. s. w. Dass endlich in unserer eigenen dieses *s* viel älter ist, als Hr. *W.* S. 299 vorgiebt, davon hat Rec. schon ein uraltes Beyspiel zu einem anderen Zweck angeführt: *uuintespruut.* Nicht jünger ist ein Recept im Eckard (T. 2 S. 980), worin *rosses minza* vorkommt. Dass die räumliche Entfernung gar nichts ändert (wie Hr. *W.* zwar S. 299 behaupten will), folgt nicht allein aus dem Begriffe eines zusammengesetzten Begriffs, sondern auch aus Beyspielen, wie gleichgültig oder unachtsam die Alten bald so, bald anders schrieben. Dasselbe Recept hat *gartminza,* die florentin. Glossen *trut saz* (Truchses), hingegen schreiben diese *zesamenplezzare*, und andere Glossen des zehnten Jahrhunderts *zesamene blezare* (Eckard S. 993). So wie *hundes fliega, hundes blome,* so kommt in demselben Glossar *molt werf, siden worm* vor (Suhm Symb. S. 269, 270, 407). In dem Vaterunser aus der cottonianischen Evangelienharmonie steht in einem Satze: *Fadar is usa firihobarno, the is an them hohon himila rikea;* nicht bloss die eine Zusammensetzung zusammen (*firihobarno*), die andere einzeln geschrieben (*him. rik.*), sondern auch die erste declinirt (*firiho* von *firih*) und die andere unverändert.

Aber (kann ganz kurz die Nation sagen) was bedarf es der Zeugnisse und Beyspiele! Der Gebrauch der unendlichen Mehrheit, *quem penes est jus et norma loquendi*, hat entschieden.

Und zu grossem Vortheile der Sprache! Sie gewinnt 1) feine Unterscheidungen a) durch Bestimmungswörter im Plural („Viel lieber gelte ein Völkerrecht, als das Volksrecht!" *Schmelzle* S. 124. Kindertaufe, Kindtaufe); b) durch Gebrauch oder Nichtgebrauch des *s;* und hier mehr als man denkt, denn es ist Raum für neue Bildungen. Landsmann und Landmann fällt jedem ein, ein Unterschied, den auch die Schweden haben, die den ersten auch *Landsmann*, den Bauer aber *Bonde* nennen. *Lansmannus noster* kommt schon in den *epist. obscur. virorum* vor. So ist aber auch die Landesfrau (Landesherrin) von einer Landfrau, Landespolizey von Landpolizey, Landessitten von Landsitten, Jahrszeit von der Jahrzeit, wie sie in der Bibel vorkommt (z. B. Galat. 4, 10. Jesaias 29, 1 u. s. f.), Kindesmutter von Kindmutter, Herzenskönigin von Herzkönigin (im Kartenspiel), Landeskind von Landkind, Landsknecht von Landknecht, Landesschulen von Landschulen, die alte „Hundssteuer" (zur Unterhaltung der herrschaftlichen Jagdhunde) von der neuen z. B. in Berlin eingeführten „Hundesteuer" (für die Erlaubniss, Hunde zu halten) verschieden. So könnte man der Hungersnoth entgegensetzen Hungerscur, Abhülfe *des* Hungers. Hungercur heisst Cur *durch* Hunger. Wassernoth (wie Geldnoth) ist Noth um Wasser (in Festungen, asiatischen Wüsten u. dgl.); Wassersnoth, Überschwemmung. Ein Land hat Volkreichthum (ist volkreich), aber keinen Volksreichthum (Wohlhabenheit des Volkes).

Die Sprache gewinnt 2) Wohlklang und Deutlichkeit. Wenn das Bestimmungswort mit demselben Buchstaben endigt, womit das Hauptwort anfängt: so können *beide* Buchstaben nicht ohne widrige Anstrengung, in Geschwindigkeit aber gar nicht ausgesprochen werden. In *Geburttag* hört man entweder unvermeidlich ein Schwa, *Geburtetag*, oder nur *Geburtag;* daher in *so* fern im Katzenberger 1 S. 164 nicht übel *Ende-Triller* geschrieben ist, denn *Endtriller* ist doch nicht rein auszusprechen. *Geburtstag* aber hilft beidem ab. Dass es nun gleichwohl Wörter giebt, wo sich die Nation nicht so hilft, Fasttag, Betttuch, Schifffahrt, Kindtaufe), das beweist nur, dass die Sprachen nicht in der Studir- und Grillen-Stube eines vonformigen Grammatikers gemacht sind.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. dem Vf. und Verleger; Leipzig, b. Reclam: *Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart*, von *Chr. H. Wolke* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vorzüglich wichtig und wohlklingend wird dieses auseinanderhaltende, belebende *s* bey einer Menge allerdings etwas dumpf und stumm endender, und doch sehr unentbehrlicher Wörter, den auf *ung* ausgehenden; und hier gerade zeigt sich schon blindes Ergreifen des auffallenden Neuen. Seit einiger Zeit findet sich, vielleicht von wenig Verfassern, aber in vielen Aufsätzen des Morgenblattes neben „Herzensleere, Volksmasse, Himmelsstern, Narrenhäuser, Bundes-, Kriegs-Gesang" und anderen orthodoxen Wörtern auch „Provinz-Institute, beherzenswert (also werth, beherzt d. h. beküsst zu werden, denn jemanden herzen heisst in der gemeinen Sprache bekanntlich küssen), Geburtminute, Erziehung-Rat, Meinungäuserung, Verwerfung-Urteil, Schönheit- und Verjüngerung-Mittel", ja sogar, wie bey *Geburttag*, zwey *g* oder *gk* neben einander: „Sättigunggrad, Frühlingkeime, Erziehung-Kunst, Regirung-Gebäude, Aufmunterung-Gesellschaft", und damit auch der folgewidrige Selbstwiderspruch des Meisters nicht fehle: „Vereinigungspunkt, Regirungsrat, Vermittlungswerk" u. s. w. Im Taschenbuch für Damen 1814 S. 111 kommt gar schon „Vergröser-Spiegel" vor, und S. 96 „Befruchthut der Blume", ein desto ekelhafteres Unwort, da schon Befruchtungshut der Blume gar nichts, kein Wort, kein botanischer Begriff ist, *Befrucht* aber nicht an *Befruchtung*, sondern höchstens an *Frucht* erinnert, und Fruchttheile etwas ganz anderes sind, als Befruchtungstheile.

Ganz *durchwolkt* ist schon das „Urbild der Menschheit von K. Ch. Fr. Krause. Dresden 1811." Diese schon so sichtbaren, bedeutend schlimmen Folgen der bey so vieler Unwissenheit erstaunenswürdigen Anmaſsung des Anleits, welche unserer armen, gemiſshandelten Muttersprache neue Verwirrung drohen, ist denn wohl eine sehr gültige Rechtfertigung einer nicht gewöhnlich langen Anzeige, wenn sie nur in Hauptsachen die Stimme der Nation gewinnt, deren Sprecher sie hier, in einem sehr gelesenen literarischen Blatte, eher finden und lesen werden, als wenn sie in eine einzelne Abhandlung verarbeitet erschiene.

Hn. *W's.* Einfall von mehreren Stufen der Verkleinerungswörter ist mit wenig Strichen abgethan. Von deren erstem Grade „Landchen, Kopfchen, Affchen" u. s. w. kennt ein Deutscher nicht eins; und daſs die Italiener bey ihren vielen Verkleinerungswörtern aus Einer Wurzel an keinen Rang, keine Grade denken, kann er aus jeder gemeinen Sprachlehre lernen (Veneroni 1757 S. 48. Valenti 1782 S. 20). Indessen *können* die Deutschen, wie die Polen, Verkleinerungen von Verkleinerungen machen, und Müller (von Itzehoe) hat das nicht ohne Glück versucht: „Ländleinchen, Werkleinchen." Radloff macht: „Wörtleinchen." Diese befremden nicht durch einen breiten, ungewohnten Vollton, und hängen nicht von einem von Schreiber oder Setzer vergessenen oder verschwendeten Strichleinchen ab.

Der Eifer gegen die herrschende Aussprache des Lateinischen, den er schon an mehreren Orten (vorzüglich im Anleit S. 304 und in Gutsmuths Biblioth. 1810. 2 S. 116) mit groſsem *Hiatus* ausgelassen hat, hat auch Einfluſs auf manches *z* von uns, und würde den trefflichen Horaz, welcher für den *Usus* mehr Achtung hatte, als mancher neuer *scriptor cyclicus*, ganz unkenntlich machen. Daſs er die Sylben *tia*, *tio* u. s. f. einsylbig gesprochen haben will, ist in der That unter aller Kritik, und seine *prudentja*, *conjugatjo*, wo das *jo* doch wohl eben so wie das *ju* gesprochen werden müſste, wird durch tausend Hexameterausgänge, die einen Daktyl verlangen, widerlegt. z. B. *Wolkium nostrum*

seu calidus sanguis, seu rerum inscitia vexat.

Aber was die Aussprache des *t* in diesem Falle betrifft: so ist es doch merkwürdig, daſs nicht eine einzige Sprache, die entweder unmittelbar von der lateinischen abstammt, oder doch viel lateinische Wörter aufgenommen hat, den angeblich wahren und richtigen Ton des *t* beybehält, sie mag nun das *t* selbst gebrauchen, wie die französische und englische, oder es in *z* verwandeln, wie die italienische, oder in *c* wie die spanische, portugiesische *und polnische*,

deren *konsyderàcya* das lateinische *c* und *t* nach ihrem Bedürfniss verwandelt.

Mit zwey Verneinungen zu verneinen, wie die griechische Sprache thue (S. 244), nennt Hr. *W.* *lächerliche Unwissenheit* (S. 231) und einen Fehler „des unkundigen Gemeinvolks" (S. 239), welchen unerklärbarer Weise nur der berühmte Wurzelforscher Fulda theile (S. 239), „*der auch wie jener Pöbel spreche.*" In diesem Tone schreibt der Vf., so unwissend ist er fast immer! Oder rechnet er unseren Klopstock in seinen erhabensten Oden zum Pöbel? (Klopst. W. B. 1 S. 31, S. 231, B. 7 S. 377, S. 325, S. 218 u. s. f.) Wieland gebraucht verneinende doppelte Verneinungen zuweilen (Neues att. Museum B. 1 H. 3 S. 123. N. deutscher Merk. 1793. 3 S. 132), Göthe ziemlich oft (Werke B. 8 S. 173, S. 256. Winkelmann und s. Jahrh. S. 179), auch der classische Thümmel (Werke B. 5 S. 424), so wie die Griechen umgekehrt auch zuweilen mit doppelten Verneinungen bejahten: οὐδεὶς οὐκ ἔπασχε kommt so vor im Xenoph. Sympos. I, 9.

Wie kommt dieser grenzenlose Verehrer alles Alterthümlichen in der Sprache dazu, einen Gebrauch zu verwerfen, der, wenn irgend einer, ganz echt deutsch ist? Schon Otfried schreibt an Liutbert: *Duo negativi, dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus (theotiscae) linguae usu paene assidue negant per usum quotidianum.* Eins der ältesten Denkmale unserer Sprache hat: „*noh* sunna *ni* scein, *noh* mano *ni* liuhta." (Bragur B. 5 Abtheil. 1 Nr. 9.) So verneinten die Minnesinger, Luther, Opitz, Logau u. s. f.

Rec. will desswegen diese Verneinungen nicht in Schutz nehmen. Ein *lêrer* Überfluss ist keine Schönheit. Aber Hn. *W's.* pedantisches Spiel mit bejahenden Verneinungen ist 1) theils eben so *lêr.* Denn wenn man sich den Sinn des ungewohnten *nicht Nichts* (z. B. S. 382) mühsam aufgelöset hat: so findet man das gemeine Etwas. Es ist im Grunde Spielerey und Täuschung selbst mit der *latein.* Donatregel. Es ist eine Redefigur, die darauf hinaus kommt, dass man, wenn man *nicht krank* ist, gesund ist; die indessen zuweilen ganz artig seyn kann, zuweilen sogar kräftig. „Es kann doch wahrlich nicht für gar Nichts gerechnet werden." Jubelsenior S. 223. „Du sagst, 5 Taler sein nichts? Ei, ei! 5 Taler sind nicht Nichts!" (*Wolke* Anleit S. 242.) Eine kurze Betrachtung wird aber zeigen, dass in solchen Redensarten die eine Verneinung (hier das Nichts) immer verwandelt werden kann in ein Wort, worin die platte Verneinung verschwindet; hier z. B. Traum, Wahn, Bettel, Lumperey u. dgl.

2) Theils sind die bejahenden Verneinungen nicht einerley mit der einfachen Bejahung, und können also nicht blindlings damit verwechselt werden. N. ist nicht unfleissig, sagt etwas anderes, als N. ist fleissig. Dort erwartet man immer ein Aber. Ein nicht ungeschickter Künstler ist noch kein geschickter.

3) Theils verwickeln sie, zumal mit *un* gebildet, selbst bessere Schriftsteller in Lächerlichkeiten. So entwischt Hn. Nicolai: „er schien nicht unabgeneigt" (N. berl. Monatsschr. 20 S. 77), Niemeyer: „ohne sich zu untheilnehmungslos zu zeigen" (Grundsätze der Erziehung 2 S. 140), was jedoch in der neuesten Ausgabe S. 146 verbessert ist.

Gar lächerlich ist es Hn. *W.* selbst zuweilen damit gegangen, besonders S. 416. „Ein echter Philosoph, und es giebt deren doch gewiss nicht keine, muss seinen Vortrag so einzurichten wissen, dass nichts nicht begreiflich, nicht deutlich, nicht zweifelhaft sein kann."

Nichts nicht begreiflich = alles begreiflich.
Nichts nicht deutlich = alles deutlich.
Nichts nicht zweifelhaft = alles zweifelhaft.

Ey ey! dass sie es oft *thun,* die lieben Philosophen, ist nicht zweifelhaft; aber dass sie es thun *sollen!* — Ein ähnliches Stückchen kommt S. 334 vor.

Übrigens haben von den Zusammensetzungen mit *un,* die Hr. *W.* bis zum Ekel missbraucht, die Alten schon recht kühne: Unwunne, untreulos, untrösten, unangestlichen, Unminne (in den Nibelungen), Ungehabe, unfroh, unkund u. s. w. (im armen Heinrich). Und im neuen Katzenberger (B. 2 S. 187) ist *unkennen* für das zuweilen verdriesslich als unentbehrlich einschleichende ignoriren nicht unglücklich versucht.

Dass der Vf. seinen *Sonno* und seine *Mona* S. 309 nicht bloss zu beweisen, allenfalls zu empfehlen sucht, sondern, wie alle seine Einfälle, sogleich ausführt, beweist abermals seine Ansprüche; und dass er die „widernatürliche" Umkehrung der Geschlechter „blos der meisnischen Mundart" seit Luther Schuld giebt, und behauptet, die Düdschen sagten noch *die* Mohn, seine Kenntniss und Wahrheitsliebe. Im bamberger Codex der Evangelienharmonie im altsächs. Dialekte kommt deutlich vor: an *themu* manon; an *therü* sunon (Docen's Misc. B. 2); — in einem Denkmale aus dem achten Jahrhundert: noh sunna, noh mano (Bragur B. 5); — im Otfried: *thia* sunnun joh *then* manon (*lib.* 5 *cap.* 17, 49), *thiu* euuiniga sunna (*Praef. ad Reg. Ludov.*); — in den Nibelungen: *der* liehte Mane vor den sterren stat" (Müller Z. 1120, v. Hagen Z. 1145), gar mit weiblicher Endung Mane, doch männlich! Auch im Schwedischen ist *solen* weiblich, *månen* männlich. Und endlich sogar in Hn. *W's.* liebem Sassischen: „Du makest *den* Maan, dat Jahr darna to delen, *de* Sünne wet *eren* Neddergang." Psalm 104, 19. „De Maan, wenn *he* upgeit" Voss Gedichte B. 2 S. 115.

Aber was wäre es auch, wenn er Recht hätte? Galauba (der Glaube) ist im Altdeutschen immer weiblich (Grimm: die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem 8ten Jahrh. S. 84). Sollen wir desswegen *die Glaube* einführen? Kann ein denkender Mann es für möglich halten, dass eine Nation mit so alltäglichen Wörtern, wie Sonne und Mond, eine so ungeheure Veränderung vornehmen werde, wie die gänzliche Verwechselung der Geschlechter seyn würde? *Der* Kanapé, *der* Schockolat, *der* Comité — diese Wörter, um welche sich das Volk nicht viel bekümmert, die aber neuerlich Manche im männlichen

Geschlechte gangbar zu machen suchen, mögen es allenfalls werden; *der* Sonn und *die* Mond gewiss nie.

Eben so wenig hoffentlich die angeblich selbstständigen Frauennamen von männlichen auf *er* gebildet, worüber Hr. *W.* wieder in allen Puncten Unrecht hat, obgleich der bussbedürftige Busprediger dessen Bemerkungen „neu und wichtig" nennt (Morgenbl. 1812 S. 142) und Dichtin, Lesin u. s. w. empfiehlt (S. 146.).

Die allgemeine Regel für die Bildung weiblicher Benennungen ist, dass an das männliche Wort *in* oder *inn* angehängt wird. Das entstehende Wort bezeichnet durchaus eine vom Manne, der die Wurzel gab, unabhängige weibliche Person, und es ist rein aus der Luft gegriffen, dass diess bey den männlichen Wörtern auf *er* anders seyn, und hier das angehängte *in* bloss eine Abhängige, dem *er* Angehörige, seine *Ehefrau* bedeuten soll. Ist denn die Schwägerin nur die Frau des Schwagers? die Gevatterin nur die Frau des Gevatters? Aber diese „Verkehrtheit" (Anleit S. 348) soll nur 600 Jahre alt seyn! Geuadero, geuadera; sueger, suegerinne in einem Glossar in Suhm's Symb. S. 266 sind älter; und dass das weibliche Geschlecht bey den faulen Deutschen (*qui amabant inertiam.* Tacit.) nicht allein die gemeinen Handwerke (weben, schneidern) sondern auch Wundarzney- und Heil-Kunst trieb, und zwar zuerst, früher als Männer, ist noch älter. Man hatte ja also die dringendste Gelegenheit, für der Weiber selbstständige Geschäfte auch selbstständige Namen zu erfinden, wenn man die nach der allgemeinen Regel gebildeten nicht für selbstständig genug gehalten hätte. Aber es wäre die wunderlichste Abweichnng von der Sprachähnlichkeit gewesen, wenn man das nicht gethan hätte. So wie die Gräfin, Jüdin, Polin, Russin, Diebin, Herzogin, Fürstin, Köchin u. s. f. nicht nothwendig die Frau eines Grafen, Juden, Polen, ... Kochs seyn muss; eben so wenig die Berlinerin, Sünderin, Putzmacherin, Kindbetterin die Frau eines Berliners, Sünders, Putzmachers oder Kindbetters. Bey Schauspielerin denkt kein vernünftiger Mensch an die Frau eines Schauspielers (ausser Hn. *W.*, der S. 443 gar in seinem grosen Lehrgedichte sagt: „Schauspielerin ist nur des Spielers Frau"). Vielmehr würde die Frau eines Schauspielers, eines Ballettänzers, die nicht selbst spielte oder tanzte, *nie* Schauspielerin oder Ballettänzerin heissen. Solche Frauen werden, wenn es die Bestimmtheit des Ausdrucks verlangt, auf irgend eine andere Art bezeichnet, z. B. eine Schustersfrau, Webersfrau, Schneidersfrau, Soldatenfrau u. s. f. Und das nicht bloss im Deutschen. *In London a shopkeeper and a shopkeeper's wife* — sagt Yorik; *a corporal's wife*; wo sich (beyläufig zu sagen) auch unser Verbindungs-s zeigt: Krämersfrau. Im Shakespeare kommt vor: *Pistol's wife, an hostess*; die *hostess* vom männlichen *host* gebildet, aber als selbstständig ausdrücklich vom Weibe geschieden. Sie war eine Wirthin, aber Pistol brauchte kein Wirth zu seyn. So werden Weiber, die für sich selbst sind, was sie sind, ganz nach deutscher Art vom Manne abgeleitet, und nicht bloss im Englischen, sondern auch im Lateinischen und Französischen, wovon Hr. *W.* S. 350 selbst Beyspiele anführt; im Griechischen: ἄναξ, ἄνασσα; βασιλεύς, βασίλισσα, βασίλιννα; σωτήρ, σώτειρα u. s. w.; im Italienischen: *imperatore, imperatrice; principe, principessa; marchese, marchesa* u. s. w.; im Portugiesischen: *emperador, emperatriz; conte, conteza; cozinheiro* (Koch), *cozinheira*; im Schwedischen: *Käjsar, Käjsarinna; Hertig, Hertiginna*; im Ungarischen, wo eigentlich das an einem männlichen Namen angehängte *né* dessen Frau macht: *Gaborné*, Gabors Frau, ist doch auch eine unabhängige, weibliche Person daraus geworden, und *szakdtsné* heisst *sowohl* des Kochs Frau, *als* eine Köchin, auch unverheirathet (*J. N. Révai antiquitates literaturae Hungaricae.* Pesth 1803.); im Sassischen: *Danzer, Danzersche*; ja sogar in der Muransdrullasprache: *debunidans* ein Abstrafer, *debunidansa* Abstraferin (N. deutsch. Merk. 1807. 2 S. 89.).

Was wäre nicht über die neuerfundenen grammatikalischen Kunstwörter zu sagen! Lächerlichere sind noch nie dagewesen. Dass die lateinischen unvollkommen sind, wer weiss das nicht? Aber mit ihnen hat seit tausend Jahren ganz Europa, und auch Hr. *W.* seine Sprachen gelernt. Man kann keck sagen, die nichtssagendsten und unverstandensten sind die besten. Wenn ein Fürst aller Deutschen beföhle, alle Sprachlehrer sollten Substantive Hauptnamer, oder Nennwörter oder Sachwörter, Verba Aussager, oder Zeitwörter oder Handlungswörter u. s. w. benennen: so würden die Grübler und Sylbenstecher nie aufhören, darüber zu wehklagen, und mit groser Gelehrsamkeit und tiefem Scharfsinne zu zeigen, dass das Kunstwort den Gegenstand nicht erschöpfe. Wenn aber ein solcher Fürst beföhle, die Substantive *Abra* und die Verba *Kadabra* zu nennen: so möchte es eher gehen.

Nur noch einiges Einzelnes! Hr. *W.* schreibt „geschicht", und sagt S. 90: „*geschieht* kann ein Drittel des deutschen Volkes nicht ohne Ekel lesen oder aussprechen hören." Es wird sich doch wohl daran gewöhnen müssen! Schon weil es *ein* Drittel ist, und also die *Majora* gegen sich hat,

quae penes arbitrium est, et jus et norma loquendi.

Welche Anmasung, uns übrigen zuzumuthen, was *uns* Ekel macht! Und warum *nur* geschicht, und nicht auch *geschach, geschech, sicht, secht, sach*, ich *sich*, welches alles gleichzeitig in den Nibelungen u. s. w. vorkommt, die dennoch zugleich haben: si sa*h*en (Müller Z. 1126)?

In dem grossen Streite über *teutsch* und *deutsch* hält er sich natürlich als Sassenfreund S. 3 und 323 zur weichen Partey. Es ist freylich einer unserer vielen, hässlichen Germanismen, der uns vor allen schreibenden Völkern des Erdbodens auszeichnet, dass wir nicht einmal — unsern Namen zu schreiben wissen. Aber der eben jetzt wieder recht auflebende Streit darüber scheint uns nicht weiter zu bringen.

Die Gründe für *d* und ihr Ton nehmen in der That so wenig für sich ein, dass man, zumal in dieser patriotischen oder heimutigen Zeit, um so weniger Bedenken haben sollte, mit dem ungenannten Helden in den berliner Zeitungen v. 1815 das *t* anzunehmen, „weil wir lange genug weiche Deutsche gewesen sind." *) Nimmt man die Sache etymologisch-historisch: so schreibt Virgil *Teutonicus*, und Tacitus *Teutoburgum*, *Tuisto*, *Tutisco* oder *Teuto*. Welches von diesen drey letzten auch gelten soll, über *t* ist kein Zweifel. Und warum diese gelehrten, hochgebildeten Römer, deren Ohr und Zunge durch eigene und griechische Sprache verfeinert war, die zu schreiben, und, Tacitus besonders, doch wohl auch zu untersuchen verstanden, deren Bekanntschaft mit Deutschen nicht von gestern war, warum diese dem Kappadocier Ulfilas in Konstantinopel, der sich seine Buchstaben erst erfinden musste, der dreyhundert Jahre später lebte, wo ja die ursprüngliche Aussprache der Deutschen selbst schon bedeutend verändert und verderbt seyn konnte, mit seinem *Thiud* nachstehen sollen, ist nicht wohl abzusehen. Wenn Hr. Schlegel kurzweg sagt: *Teutones ist* von den Römern verstümmelt (D. Museum 1813. 1 S. 134): so ist das wenigstens kein Beweis. Wenn ein Anderer gar meint, die Sache vom *Teut* sey ein abgedroschenes Mährchen; *Tuisto* beym Tacitus *möge wohl etwas anderes seyn* (!), und, obgleich die Römer *Teutones* geschrieben hätten, warum sollten wir durch die römische Brille sehen: so lässt sich ganz einfach dagegen fragen: warum durch die plattdeutsche? Ist es nicht wunderlich, um nicht mehr zu sagen, dass der grössere Theil von Deutschland, welcher mit Vorneigung zu harter Aussprache überhaupt auch offenbar *teutsch spricht*, dem kleineren, der so vieles Anderes verweichlicht, nur in *einem* Worte, und nur in *einem* Buchstaben *nachschreiben* soll? Denn die Plattdeutschen sagen ja auch deu*d*sch!

Wenn das gothische und altdeutsche *th* oft in *d* übergegangen ist: so findet sich doch auch *t*, und das *t* selbst ist in *d* übergegangen, z. B. fruntscaf, tuomphaffo, und wieder umgekehrt la*dd*uch (Glossen des zehnten Jahrhunderts im Eckardt). Wie aber überhaupt die alten Herren schrieben, und was sich daraus beweisen lässt, zeigt sich in einem hübschen Beyspiele bey einem Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, wo auf wenig Seiten *desselben* Gedichts vorkommt: theutsch, deuthsch, deutsch, teutsch und dheutzsch (*Eccardi corpus historicum med. aev. T.* 2 S. 1455). Die vollen, nicht besiegten etymologischen Waffen finden sich bey Wachter, Fulda, Schocher und Gräter.

Will man Zeugen vernehmen: so schreiben Italiener, Dänen und Schweden *t*; Flacius Illyricus in seiner Zueignung des Otfried (Schilter Thes. I) schreibt *t*eutsch; dass „die Minnesinger mit ihrer oberdeutschen Form nicht entscheiden", beliebt Hr. Fr. Schlegel nur zu sagen. Denn warum sollten die Plattdeutschen entscheiden? Hugo von Trimberg im Renner schreibt *t*eutsch; so Schottel, Bödiker, Morhof, Leibnitz, Wieland bis zur letzten Ausgabe seiner Werke. Das sind doch ganz ehrenwerthe Namen, und ihr Verzeichniss liesse sich leicht sehr erweitern. Eben sie, und der immer von Neuem aufwachende Streit beweisen, dass es noch keinen entscheidenden Sprachgebrauch darüber giebt. Wer, wie Klopstock, *T*euton, und *T*huiskon und *D*eutschland schreibt, zeigt gar keine Folgerichtigkeit. Wäre nicht allen Parteyen geholfen, wenn man *Th*eutsch schriebe?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

*) Der Vf. dieser Recension hatte auch hier überall *teutsch* geschrieben. Die Setzer und Correctoren, an die adelungische Rechtschreibung gewöhnt, welche in diesen Blättern grösstentheils befolgt wird, haben diess so wie manches Andere, was die Orthographie betrifft, umgeändert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Deutsche Sprachkunde. *Hamburg*, b. Perthes: *Grundregeln der deutschen Sprache und ihrer Rechtschreibung; nebst einem kurzen Abriss der Lehre vom deutschen Styl.* Mit einem Anhange, welcher eine Anleitung zum ausdrucksvollen Lesen und zu praktischen Übungen in der richtigen und guten Schreibart enthält. Verfasst und herausgegeben von *Sev. Fr. Güber*, Lehrer am wittmackschen Schul-Institut zu Otterndorf. 1812. 72 S. (6 ggr.)

Wohl zu Vielerley für einen so beschränkten Raum, und ein zu langer Titel für ein so kleines Buch! Übrigens gebührt dem Vf. das Lob, dass er sich in seinem Gegenstande mit Leichtigkeit und Gewandtheit bewegt, und Alles, was er aus dem grossen Schatze der deutschen Sprache mittheilt, mit vieler Bestimmtheit und sehr lichtvoll darstellt. Was der Umgang dem gewöhnlichen Menschen mittheilt, übergeht der Vf., daher auch Declination und Conjugation, und sucht nur diesen Umgangsschatz mit allgemeinen Regeln gleichsam zu umziehen, und was die Praxis verworren gab, zum Bewusstseyn der Theorie zu erheben. Consequent ist sich freylich der Vf. nicht geblieben; denn wollte er kein Declinationsschema für das Nomen geben, warum declinirt er den Artikel? Und was kann es helfen, dem Leser mit den Casus bekannt zu machen, alle Pronomen im Nominative aufzuführen, und keine Anwendung folgen zu lassen, aus welcher der Schüler ersehen könne, dass *mir* der Dativ und *mich* der Accusativ sey? Das Ganze möchte vielleicht am treffendsten charakterisirt seyn, wenn wir es mit denjenigen Geschichtsbüchern vergleichen, welche über die Facta richtig räsonniren, die Facta selbst aber unberührt lassen; interessant für den Kenner, nutzlos für den Schüler.

&.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. dem Vf. und Verleger; Leipzig, b. Reclam: *Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart*, von *Chr. H. Wolke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Recht merkwürdig und musterhaft ist es, dass sich *dieser* Vf. der Schönheit und Regelmässigkeit der französischen Sprache S. 419 so eifrig annimmt. Ihm nach hat sie nur 30000, die deutsche 200000 Wörter. Nach Metastasio hat die italienische 44000, wovon er aber nur 7000 singbar fand. Andere Wortzählungen fallen dem Rec. nicht gerade ein. So gross nun aber auch unser Übergewicht scheint, und so leicht nach Hn. *W's.* Anleitung neue Wörter zu Tausenden hervorzuwürfeln sind: so kann man doch immer fragen, was für ein Reichthum der unsrige seyn müsse, da die Franzosen mit ihren angeblichen 30000 Wörtern nie ein fremdes Wort gebrauchen, und doch durch ihre Sprache die Vermittler von ganz Europa sind, und doch ein Humbold seine alles Wissen umfassende Reise darin schreiben kann, indessen wir mit unseren 200000 Wörtern und unserer unbegrenzten Schöpferkraft nicht 5 Minuten reden, und selten eine Seite schreiben, ohne von dieser armen französischen Sprache zu borgen!

Freylich verderbt Hr. *W.* auch hier wieder, was er gut gemacht hat, wenn er S. 422 im ganz gewöhnlichen, jetzt wieder bey den neuen deutschen Ohnehosen und Schreckensmännern vorzüglich herrschenden Sinne — singt (um zugleich noch zuletzt eine Probe von Versen und Schreibung zu geben, so gut es die Druckerey wird machen können):

„Di Fransin [soll heissen: französische Sprache]
„ist wilkomner als di Deutschin Jedem,
„Der nicht verlangt — *kein Freund der tifern Forsche* —
„Ins höhere Begriftu'm einzudringen;
„Dem Fransling, de'r imm r seicht nu'r swatsen ma'g,
„Das Forschen, Sinnen, Denken lastig findet."

Wie? die französische Sprache „kein Freund der tieferen Forschung?" Die Sprache der tiefsinnigsten Geometer, Astronomen u. s. w. von Europa; die Sprache früherer Metaphysiker, als die Deutschen hatten; in welche Voltaire Newtons Tiefsinn übersetzen konnte (wir haben noch keinen übersetzten Newton); in welcher unser Leibnitz seine Metaphysik schreiben musste; in welcher Rousseau seine Hypermetaphysik schrieb: *die* Sprache nur „seichtes Geschwätz?" Weil die Franzosen zu verständig, *darüber hinweg* sind, sich mit transcendenten Kinderpossen, mit naturphilosophischen Schwindeleyen u. s. w. u. s. w. (Fries von deutscher Philosophie u. s. w. nennt sie S. 63 Kinderey) abgeben zu *wollen*, dürfen wir noch immer in unserer Unwissenheit herumstolziren, sie *könnten* nicht? Die Franzosen verlangen, wie Gott, *dass Licht werde.* Dabey kämen aber unsere Träumer und Taschenspieler, die nur im Dunkeln etwas sind, zu kurz. Sie wissen wohl, dass von ihren Wissenschaftslehren, ihren Naturphilosophieen u. s. w. das Wahre sehr einfach und alt, das Übrige, in eine Weltsprache übersetzt, Unsinn ist; sie wissen wohl, dass sie nicht mehr wissen, als die Franzosen und Sokrates, nämlich Nichts: darum machen sie, die weder Deutsch noch Griechisch verstehen (man denke an das saubere *anorgisch*), so gern neue, besonders griechisch scheinende Wörter; darum lästern sie, und nennen die französische Foderung der Deutlichkeit Seichtigkeit. Haben *wir* denn eine so ästhetischvollkommene, classische Naturgeschichte voll zahlloser, auch sehr feiner moralischer, philosophischer Begriffe, und herrlicher Beschreibungen, wie Buffons? Haben *wir* denn eine so meisterhafte Gemäldebeschreibung voll ästhetischer Entwickelungen, wie Diderots? Schrieb nicht Hemsterhuis seine unendlich feinen, metaphysischen Aufsätze in schönem, hellem Französisch? Ist nicht Rabelais und Diderots Fataliste so wunderlich und humoristisch, wie man nur verlangen kann? — Und es liesse sich mit der französischen Sprache nicht Alles ausrichten, was *vernünftiger Weise* von einer Sprache verlangt und gewünscht werden kann? Kolbe (über Wortmengerey) sagt darüber Vortreffliches, z. B. S. 7 und 72.

So viel. Wenn Rec. meistens zu einem Busprediger für Hn. *W.* werden musste: so hat daran der Busprediger für das Publicum die meiste Schuld.

Hr. *W.* klage nicht (wie S. 287), daſs er für ſeine lange und trockene Arbeit mit Undank und Unwillen belohnt werde. Wie man's treibt, ſo geht's! Rec. hat nicht den funfzigſten Theil ſeiner Härten und Ausfälle gegen die verdienteſten Männer auszeichnen können; nicht den zehntauſendſten ſeiner wunderlichen, lächerlichen, grundloſen, wenigſtens unausführbaren Einfälle. Es iſt nicht ſchwer, einzelne gegründete Bemerkungen über eine Sprache zu machen; aber ein Syſtem, das *wirklich* zuſammenhängt, und die Nation nicht vor den Kopf ſtöſst, oder zu Spott und Hohn reizt, errichten wollen kann nur der, welcher von der Sache gar nichts verſteht. Die Sprachbildung geht ihren eigenen Gang, und wird deſswegen nie unter die Regeln irgend eines „Anleits" zu bringen ſeyn, ihn möge *W.* oder Klopſtock, Gottſched oder Campe machen. Die Lehrer der deutſchen Sprache müſſen ſich nicht anmaſsen, mehr thun zu zu wollen, als die Lehrenſchreiber der griechiſchen, lateiniſchen und anderer alter und todter Sprachen, die nur ſagen: *ſo iſt's.* Wie es ſeyn *könnte*, oder nach ihrem Dünkel ſeyn *ſollte*, geht ſie nichts an. Das wird nicht die träumende, ſondern die lebende, thätige Nation ausmachen.

Cſk.

THEOLOGIE.

Königsberg, b. Hartung: *De rationalismo eccleſiae noſtrae in doctrina de praedeſtinatione.* 1814. 14 S. 4.

Dieſes Pfingſtprogramm der Univerſität Königsberg iſt ein neuer Beweis, daſs der Vf. (Hr. Conſiſtorial-Rath und Profeſſor D. *Krauſe*), ſeiner vielen praktiſch-theologiſchen Geſchäfte ungeachtet, ſich der wiſſenſchaftlichen Theologie keinesweges entziehe, vielmehr ſelbſt zur Erforſchung ihrer Grundfeſten beyzutragen mit Erfolg bemüht ſey. Wir geben eine kurze Inhaltsanzeige, und werden dann noch eine Bemerkung hinzuſetzen.

Nach Erwähnung des durch die reinhardſchen Geſtändniſſe neuerlich veranlaſsten Zwiſtes über die beiden, dem Vorgeben nach allein folgerechten Anſichten des Chriſtenthums, und nach Anführung der darauf Bezug habenden theologiſchen Recenſion in dieſer A. Lit. Zeit. (Februar 1814. No. 21—24), wirft der Vf. die Frage auf, „ob nicht die Urheber unſeres ſymboliſchen Lehrbegriffs ſich ſelbſt bisweilen, mit Hintanſetzung des bibliſchen Buchſtabens, als gute Rationaliſten bewieſen hätten," und bleibt nun, um darauf zu antworten, bey der *Prädeſtinationslehre* ſtehen. Den Anfang machen hier die vornehmſten Schriftſtellen mit ihrer grammatiſchen Erklärung, nach welcher ſie allerdings (ſobald man ihren theoretiſchen Sinn mit ſchulgerechter Beſtimmtheit angeben ſoll) eine ganz unbedingte und willkührliche Gnadenwahl vorausſetzen. Dieſs zeigt nun der Vf. hinreichend. — Denn obwohl manchen Stellen ein *allzubeſtimmter* particulariſtiſcher Sinn beygelegt wird: ſo iſt doch die Deutung im Ganzen in ſofern ſehr richtig, als nach der gewöhnlichen Vorausſetzung allen einzelnen Belehrungen eine beſtimmte, auch wohl deutlich gedachte Theorie (und nicht oft ein bloſses praktiſch-religiöſes, durch Hinblick auf die Auſsenſeite der Sache veranlaſstes Gefühl) zum Grunde liegen ſoll. — Nach Erörterung dieſer Stellen läſst der Vf. zuerſt die aus ihnen hervorgehende Dogmatik der älteren und neueren Prädeſtinatianer mittelſt einiger ausgeſuchter Stellen des Auguſtin, Calvin und der Synode zu Dordrecht, nachher aber den ganz entgegengeſetzten Lehrbegriff unſerer Concordienformel auf gleiche Art, und auch mit Anführung einer ſolchen Stelle folgen, in welcher die auguſtiniſch-calviniſche Lehre, als der wahren Beſſerung durchaus hinderlich, vorgeſtellt und verworfen wird. Das Reſultat beym Vf. iſt: Unſere Theologen konnten nur, durch eine rationaliſtiſche Stimmung getrieben, die Schriftſtellen von der allgemeinen Gnade Gottes für die *norma interpretandi* der übrigen erkennen; und Calvin hatte ein gleiches Recht, die nicht minder deutlichen und zahlreichen particulariſtiſchen Äuſserungen dafür zu nehmen: daher denn hier der eigentliche bibliſche Lehrbegriff, ſobald er aus dem grammatiſchen Sinne unmittelbar hervorgehen ſoll, wenigſtens problematiſch bleiben muſs.

Es machte Rec. Vergnügen, einen Punct, über den er längſt mit ſich einig war, hier öffentlich zur Sprache kommen zu ſehen. Er geht indeſſen einen Schritt weiter, als der Vf. Nicht bloſs gleiches, ein weit gröſseres Recht hatte Calvin, jene Stellen für die Erklärungs- und Beſtimmungs-Norm der anderen, dem erſten Anblicke nach univerſaliſtiſchen, zu nehmen; und nach Rec. Überzeugung iſt der Calvinismus die conſequenteſte Verehrung des bibliſchen Buchſtabens, mithin der vollkommenſte Proteſtantismus in dem noch ſehr gemeinen Sinne des Worts. Denn wenn alle (materialen) Supernaturaliſten vorausſetzen, die Bibel enthalte eine höhere, übervernünftige Offenbarung Gottes, der die bloſs vernünftige, wo ſie nicht von ſelbſt einſtimmt, weichen und ſich fügen müſſe; wenn eben daher alle einmüthig einen übervernünftigen Verſöhnungsbegriff in ihre Theorieen aufnehmen, ſo viele Schriftſtellen ſich auch nebenher für einen vernunftgemäſsen noch anführen laſſen: wie kann es nach dieſen Grundſätzen erlaubt ſeyn, bey der Bibellehre von der Gnadenwahl anders zu verfahren? — Übrigens muſs Rec. noch Folgendes bemerken. Wenn der Vf. am Ende es noch ablehnt, aus dem, was er bewieſen hat, einen richtigeren Offenbarungsbegriff herzuleiten, und über den oben gedachten, etwas verwickelten Zwiſt ein Endurtheil zu fällen, oder einem bereits gefällten beyzuſtimmen: ſo läſst ſich ihm darüber kein Vorwurf machen. Es iſt rühmlich, hier langſam zum Reden und Entſcheiden zu ſeyn, und in einer ſo wichtigen Angelegenheit jede Übereilung möglichſt zu verhüten. Allein die nächſte und unmittelbare

Folgerung hätte doch, zum Behuf einer Ehrenrettung der heil. Schrift, mit wenigen Worten angedeutet werden können; und diess würde der ganzen Abhandlung noch mehr Interesse, Haltung und Evidenz gegeben haben. Unmittelbar folgt nämlich aus dem, was der Vf. bewiesen hat, dass der biblische Buchstabe, seinem theoretischen Sinne nach, wegen des vielfältigen Widerstreits, keine Schultheorie begründen könne; dass nur der Geist der Bibellehre diess vermöge, dieser aber aus eben dem *praktischen Sinne* den einzelnen Lehren und Vorstellungen, durch den er sich äussern und mittheilen sollte, hergeleitet werden müsse. Wenn Paulus Röm. 9, 20 f. eines ganz willkührlichen und unbedingten Gnadenwahl unleugbar das Wort redet: so hatte er doch jene trostlose Theorie, nach welcher uns die ganze Schöpfung am Ende als ein ungeheures heilloses Spielwerk des Schicksals erscheinen muss, hier eben so wenig im Sinne, als er anderwärts bey den entgegengesetztesten Äusserungen (1 Tim. 2, 4) sich den Universalismus in seiner schulgerechten Bestimmtheit dachte. Er predigte die allgemeine Gnade, um ächte Religiosität oder das wahre *Seelenheil* selbst zu befördern; bediente sich aber auch der ihm geläufigen (und einer historischen Offenbarung auf den ersten Anblick sehr entsprechenden) particularistischen Vorstellungen, um das verliehene *Heilsmittel* denen, die es empfangen hatten, zum sorgfältigsten Gebrauche zu empfehlen, und zugleich den engeren jüdischen Particularismus, welcher Geringschätzung des Christenthums erzeugte, historisch, und so gut er es vermochte, zu widerlegen. Die Apostel hatten nämlich bey allen ihren Lehren und Vorstellungen, unbekümmert um theoretische Bestimmungen, einen praktischen Zweck. Da sie nun, auf der einen Seite wahre Religion, auf der anderen zugleich den christlichen Offenbarungsglauben zu befördern hatten, ohne beides schulgerecht unterscheiden zu können oder zu dürfen: so mussten sie, bey der Verschiedenheit der Umstände und Bedürfnisse in einzelnen Fällen, oft um so leichter auch auf verschiedene, dem theoretischen Sinne nach einander wirklich oder scheinbar widersprechende Vorstellungen gerathen. Sie mussten z. B. bald die guten Werke, bald den christlichen Glauben (oder bald die Frucht, bald das Beförderungsmittel des göttlichen Sinnes) als seligmachend vorstellen, je nachdem sie jetzt entweder vor Trägheit oder vor Dünkel zu warnen hatten. Der praktische Sinn und Geist war denn doch immer derselbige.

N.

Amsterdam, b. Zimmerman: לקח טוב *of de heilzame Leere; handelende over de Geloofs-stukken en Zedepligten van den Joodschen Godsdienst. In Samenspraaken tusschen eenen Onderwijzer en zynen Leerling.* Door *Abraham Jagel*, de Monselice. Uit het Hebreeuwsch. XLVII und 112 S. 8.

Diese Schrift ist die Übersetzung eines Elementarbuchs, welches von Abraham Jagel, dem Sohne Chananja, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts zum Unterricht der jüdischen Jugend entworfen und zuerst zu Venedig 1595 bey Joh. de Gara gedruckt wurde. Das in der späteren hebräischen Sprache geschriebene Original wurde nachher mehrmals wieder aufgelegt. *Lud. Compiegne de Veil* gab es zuerst mit einer lateinischen Übersetzung zu London 1679 heraus, welche Ausgabe 1690 zu Franeker wieder aufgelegt wurde. Nachher rückte es *J. B. Carpzov* mit einer neuen Übersetzung in seine *Introductio in theologiam Judaicam* ein, welche seiner Ausgabe von *Raymundi Martini pugio fidei*, Leipzig 1687, vorgesetzt ist. Auch *Herm. von der Hardt* hat eine neue Ausgabe dieses Buchs zu Helmstädt 1704 mit einer eigenen lateinischen Übersetzung besorgt. Der Verfasser dieser Schrift, der nachher unter Papst Paul V zum Christenthum übertrat, und von ihm den Namen Camillus bekam, zeigt sich überall als ein aufgeklärter, liberaler und edeldenkender Jude. Schon *Compiegne de Veil* sagt von seinem Werkchen: *nihil reperias a Rabbinorum ullo magis caste pureque conscriptum, nihil magis distincte concisum, nihil undique magis aptum, rotundum, ac simile sui.* Jagel hält sich nicht bey den jüdischen Gebräuchen und besonderen Ceremonieen ihres Gottesdienstes auf, sondern beschäftiget sich mehr mit der Hauptsache, und liefert die eigentliche Glaubens- und Sitten-Lehre kurz entwickelt. Der Lehrer und der Schüler unterreden sich vom Glauben, von der Hoffnung und der Liebe. Der Lehrer fragt, und der Schüler entwickelt die Sache. Zuerst wird also vom Glauben geredet, und die 13 Hauptartikel des jüdischen Glaubens werden aufgezählt und kurz aus einander gesetzt. Darauf wird von der Hoffnung gehandelt; worin sie bestehe, und was man zu thun habe, um des gehofften Glücks theilhaftig zu werden. Zuletzt unterreden sich beide über die Liebe, wie sie gegen Gott und Menschen bewiesen werden müsse, von den Sünden und Lastern, die damit streiten, und den entgegengesetzten Tugenden. Endlich wird mit einer herzlichen Ermahnung und einem Gebet das Ganze beschlossen.

Der holländische Übersetzer, *L. H. J. Bronveld*, der noch vor Vollendung dieser Ausgabe starb, hat seiner Übersetzung von Jagel eine Vorrede vorgesetzt, worin lesenswerthe Anmerkungen über die religiöse Erziehung der Jugend vorkommen. Anfangs hatte er vor, diese Schrift ins Hochdeutsche zu übersetzen, und mit hebräischer Schrift drucken zu lassen. Er änderte aber nachher seinen Vorsatz, und entschloss sich, um sie allgemein nützlicher zu machen, eine holländische Übersetzung zu veranstalten, damit sich die Kinder der portugiesischen, spanischen, italienischen und auch deutschen in Holland und in den batavischen Pflanzungen wohnenden Juden, und auch die jüdischen Frauen und Mädchen dieser Übersetzung bedienen könnten. Er betrachtet diese Schrift als den Kern der jüdischen Theologie, und empfiehlt sie mit Recht als ein nützliches Lesebuch für die Ju-

gend. Zugleich bemerkt er auch, daſs schon diese Schrift zeige, daſs das Vorurtheil ungegründet sey, wenn man insgemein glaubt, die Juden seyen nach ihrer Religion gegen andere Religionsparteyen unduldsam, und behaupteten, daſs Andere, die nicht Bekenner ihrer Religion sind, auch nicht selig werden könnten. Der Herausgeber redet mit vieler Wärme gegen dieses Vorurtheil, und beweiset aus Maimonides und anderen jüdischen Lehrern und dem Talmud selbst, daſs es Grundsatz der Juden sey, daſs alle Tugendhaften aus allen Völkern der ewigen Seligkeit würden theilhaftig werden, und daſs man die Pflicht der Liebe gegen alle Menschen, welche gottesdienstliche Begriffe sie auch haben möchten, ausüben müsse. Was die Übersetzung selbst betrifft: so ist sie zwar nicht wörtlich genau, sondern vielmehr eine freyere und bisweilen erklärende Überletzung; aber im Ganzen drückt sie doch den Sinn meistens richtig aus, und läſst sich recht gut lesen. Rec. will nur eine Stelle zur Probe hersetzen, und zugleich auf die Ausgabe des Originals zu Franeker 1690 und in *Carpzovs introduct.* Leipz. 1687 hinweisen. Man wird schon daraus sowohl über den inneren Gehalt des Buchs, als über die Beschaffenheit der Übersetzung, wenn man sie mit dem hebräischen Original vergleichen will, selbst urtheilen können. Die Stelle in der franekerischen Ausgabe S. 22 und bey *Carpzov* S. 57 wird hier S. 42 also übersetzt: „*De Liefde is een Godlijk geschenk, door welke begaafdheid, waarmede de Heere ons begunstigd heeft, wij eene neiging ontfangen, die ons aanzet, om dit beminnenswaardige Opperwezen, overëenkomstig zijne genade en zijne uitneemende goedertierenheid, die hij ons betoont, te beminnen; deze liefte is tevens de oorzaak, dat wij vrijwillig het juk der wet op ons neemen, om zijne geboden te onderhouden. Ja, ter oorzaake van deze liefte tot God, wegens zijne groote goedertierenheid jegen ons beweezen, zijn wij gehouden het welzijn van alle menschen (als zijnde schepselen naar zijne Beelde gemaakt), te bevorderen, en hen, zo ver ons immers mogelijk is bij alle gelegenheden te helpen, en weldaaden te bewijzen, en de gulde spreuk onzer Leeraaren, voor den allervoornaamsten regel der Schrift de houden, wat gij niet wilt, dat u geschiedt, doe dat ook aan een ander niet, en uit deze liefte volgt ook de vreeze Gods, dat wij den Heere vreezen.*" Die Stelle S. 49 f. und bey *Carpzov* S. 73 ist aber doch hier S. 102 gar zu frey übersetzt. Die Schrift von Jagel verdiente wegen ihrer guten Grundsätze auch in Deutschland unter den Juden bekannter gemacht zu werden. Wenn sie besonders bey dem Unterrichte der Jugend genutzt würde: so würde dadurch wahre Religiosität mehr geweckt werden können. Man hat zwar schon jüdisch-deutsche Übersetzungen, Amsterd. 1675 und Leipz. 1694: aber beide, und besonders die erstere, sind unserem Zeitalter nicht mehr angemessen, und sind auch nicht leicht zu haben. Eine neue getreue und zugleich geschmackvolle Übersetzung würde ein sehr brauchbares Lesebuch für die jüdische Jugend seyn.

T. D.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig* b. Rabenhorst: *Kleine Erzählungen* von *J. G. D. Schmiedtgen.* 1805. 292 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *S.* hat mit diesen neuen kleinen Erzählungen der leselustigen Welt ein gewiſs willkommenes Geschenk gemacht. Zwar tragen sie alle ziemlich eine Farbe;

Die, die sich hart bedrängt, als Liebende geküſst,
Die küſsten sich nunmehr vereint als Ehegatten:

Allein dieſs ist ja die Lieblingsfarbe *der* Welt, die solche Lectüre gerne hat. Auch an gute Freunde und Bekannte, die wir, etwas anders gekleidet, schon hie und da gesprochen haben, erinnerten uns manche dieser Erzählungen; allein dieſs ist nicht anders möglich. Reminiscenzen und Plagiate sind denn doch zweyerley. Einige von diesen Kleinigkeiten sind schon anderswo abgedruckt, die meisten aber neu. „Einfach und prunklos — sagt der Vf. in der Zueignung — mögen sie sich durch Bescheidenheit und durch einen häuslichen Sinn empfehlen; das Gepräge hoher Kunst tragen sie nicht." — Damit hat er seine Arbeit so richtig charakterisirt, daſs wir diesem Urtheil nicht viel mehr hinzuzusetzen wissen. Die Sprache ist schlicht und natürlich; nur hie und da tönt ein Miſslaut, z. B. die Schaale der Leiden schleudert sich u. s. w. — Die Idylle und Melida, ein dramatisches Gemälde, werden wohl am wenigsten gefallen; erstere hat auch einige wirklich barbarische Namen. Von den Schwänen im Park zu L. wird man sagen, daſs sie zu altklug und zu gelehrt für Schwäne reden. Aber gewiſs mit Vergnügen wird man die ersten drey Numern, und besonders die fünfte — die Frühjahre des Lebens, nicht eigentliche Erzählung, sondern ein schwärmerisches Zurücksehen auf das Blüthenalter des Menschen — lesen. Die Scene S. 148 am Ende, wo der Knabe, der im Spiel sich verstecken muſste, von den Anderen wegen der Zurückkunft ihrer Ältern vergessen wurde, einschlummerte, am anderen Morgen erst erwacht, glaubt, er habe nur kurze Zeit geschlummert, es sey Zeit den Spielenden sich wieder zu zeigen, da sie ihn nicht finden können, und mit den Worten seinen Schlupfwinkel verläſst: „Nun wart' ich nicht länger!" ist, wenn man bloſs bey diesem Knaben stehen bleibt, vortrefflich gezeichnet.

J. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

ÖKONOMIE.

FRANKFURT a. d. O., in der akadem. Buchhandlung: *Praktisches Handbuch der Feldwirthschaft, mit besonderer Hinsicht auf die neuesten Vorschläge über die Anwendung der englischen Wirthschaftsart auf die deutsche*, von D. *Friedrich Benedict Weber*, ord. Prof. der Staats- und Land-Wirthschaft zu Frankfurt a. d. O. I Band. Mit Kupfern. 470 S. II Band. 448 S. 1807. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1809. No. 42.]

Der Zusatz des Titels scheint wohl in der Absicht, die Aufmerksamkeit, welche in dieser Zeit durch die *Thaerschen* Schriften auf die englische Landwirthschaft aufs Neue erregt war, auch auf dieses Werk zu ziehen, gemacht zu seyn. Denn obwohl einiger englischer Methoden in diesem Buche erwähnt wird, so lässt sich doch nicht sagen, dass im Ganzen eine Hinsicht darauf vorherrsche.

Zuvörderst *von den Feld-Systemen*. Die Foderung, ein Feld-System für jede grössere, durch sich selbst bestehende Wirthschaft zu bestimmen, gründet sich, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, hauptsächlich auf die Nothwendigkeit, so viel Futter zu erzeugen, als nöthig ist, dasjenige Vieh zu ernähren, durch dessen Dünger der Acker in einer wenigstens gleichen, für die zu erbauenden Früchte zureichenden Kraft erhalten werden kann, in sofern die zur Wirthschaft gehörigen Weideplätze und Wiesen — wie es meistentheils der Fall ist — diese Nahrung nicht hinlänglich haben. Eine zweyte Rücksicht bey der Anlegung eines Feldsystems ist allerdings die, dass die Früchte in solcher Ordnung auf einander folgen, dass die eine der anderen zur möglich besten Verbreitung diene, und ihr die erfoderlichen Nahrungstheile im Acker zureichend hinterlasse. Aber noch eine dritte Foderung an ein zweckmässiges Feldsystem, welche der Vf. übersehen hat, ist die, dass die arbeitenden Kräfte, welche doch in der Regel beschränkt sind, in jedem Momente zureichen, und wiederum nie aus Mangel an Beschäftigung unthätig seyen. Das Letztere begründet wohl hauptsächlich die ländliche Verschiedenheit der Wirthschafts-Systeme, die sich nach der Bevölkerung und zugleich auch nach dem Capitale, womit die arbeitenden Kräfte unterhalten werden, richtet. Der Landwirth, welcher Dünger, Arbeit und das zur Bezahlung derselben erfoderliche Geld immer haben kann, so viel er braucht, hat kein Feld-System nöthig, sondern kann, wie man es nennt, *freye Wirthschaft* führen, d. h. in jedem Jahre auf jedem Acker das bauen, wovon er den höchsten Ertrag erwartet. Wer aber das nicht kann, wirthschaftet sich ohne System, wie man zu sagen pflegt, bald *fest*. Daher finden wir in reichen sehr bevölkerten Gegenden, wo es viele Manufactur-Städte giebt, wie in den Niederlanden, kein feststehendes Feld-System, sondern man beobachtet nur gewisse Regeln in der Folge der Früchte auf einander.

Vom Dreyfelder-System, dem ältesten und allgemeinsten in Europa. — Älter war doch wohl die Wechselwirthschaft bey den Deutschen, wovon Tacitus sagt: „*arva per annos mutant, nam superest ager*;“ und hat sich seit jener Zeit in einzelnen Districten von Holstein, im Schwarzwalde u. a. a. O. erhalten. — Nach der Dreyfelder-Wirthschaft haben sich alle Verhältnisse in Ansehung der Servitute, Rechte und Pflichten, Frohnen, Zehnten u. s. w. gebildet, Alles ist darauf begründet und danach abgemessen. Das trägt nun vornehmlich zu seiner Erhaltung bey, bewirkt die grosse Anhänglichkeit daran, oder nöthiget gar wider Willen dabey zu beharren. Man hat es jetzt jedoch fast in allen fruchtbareren deutschen Provinzen dahin abgeändert, dass ein grösserer oder ein geringerer Theil der Brache bestellet wird; nur nicht mit Getreide, sondern mit Früchten anderer Art, hauptsächlich mit Futtergewächsen, weil man überzeugt ist, dass der ununterbrochene Bau von jenem nachtheilig werde, und nicht bestehen könne, wodurch man denn selbst die Regel des Fruchtwechsels, und dass der Acker ohne Brache nicht mehrere halmige Kornfrüchte nach einander mit Vortheil abtragen könne, allgemein anerkennt.

Von der eigentlich sogenannten Wechselwirthschaft. Der Vf. tadelt Hn. *Thaer*, dass er neuerlich einen anderen Begriff von der Wechselwirthschaft angenommen habe. Aber dieser Schriftsteller hat das Wort nie in dem Sinne genommen, den Andere, zuerst Hr. *Karbe*, ihm nachmals beygelegt haben. Jener versteht in seiner englischen Landwirthschaft bestimmt diejenige Wirthschaftsart darunter, welche ihren Acker wechselsweise zur Weide niederlegt, und in diesem Sinne war das Wort bis dahin in Deutschland wie in England (*alternating husbandry*) allgemein genommen worden. Durch das Wort *Fruchtwechsel-Wirthschaft* kann nun wohl allen Irrungen und Missverständnissen vorgebeugt werden. Der Vf

sagt S. 48, dass selbige alle angegebenen Grundsätze eines wahrhaft nützlichen, musterhaften Acker-Systems so genau befolge, alle Eigenschaften desselben so vollkommen in sich vereinige, wie ausser ihr keines. Der Vf. führt nicht, wie wir erwartet hätten, die Schriften an, welche damals schon gegen dieses System erschienen waren. Freylich sind sie unbedeutend, und mehrentheils mit einer Einseitigkeit geschrieben, die sich nur daraus erklären lässt, dass die Verfasser derselben das *absolut Beste* mit dem verwechselten, was in *ihrer* Lage das *relativ Beste* war. Dass Fruchtwechsel mit Stallfütterung das absolut vollkommenste System auf gutem Mittelboden und unter den gewöhnlichen Verhältnissen sey (wir nehmen nur den *sehr* fruchtbaren und den sehr armen, besonders sandigen Boden, so wie die Gegenden, die ein übermässiges Wiesenverhältniss haben, aus), dass man für die allgemeine Wirthschaft wünschen müsse, es mögen alle Äcker nach diesem Systeme bewirthschaftet werden, scheint wohl unverkennbar und jetzt wirklich allgemein anerkannt zu seyn. Allein es giebt nicht selten Verhältnisse, die wenigstens für den einzelnen Landwirth unabänderlich sind, unter welchen dieses System keineswegs das *relativ* Beste ist, und wo es höchst fehlerhaft und nachtheilig seyn würde, es annehmen zu wollen; wo vielmehr Dreyfelder- oder Koppel-Wirthschaft fruchtbringender ist. Wenn die Gegner dieses Systems diess begriffen: so würden sie mit weniger Erbitterung dagegen schreiben und reden. So aber glauben sie, dass ein Tadel ihrer besonderen Wirthschaft darin liege, wenn man sagt, dass es etwas absolut Vollkommeneres gebe. An Hn. *Thaer* liegt es wohl nicht, dass man das nicht unterschieden habe; er hat sich oft genug darüber erklärt. Unser Vf. giebt mehrere Relationen nach anderen Schriftstellern an, die aber zum Theil fehlerhaft sind, z. B. wo Rübsaat auf Hafer, Lein u. dgl., Erbsen auf Klee, behackte Früchte auf Klee-Weiden nach Erbsen kommen. Wenn zwey Früchte, die jede zur Vorbereitung für Getreide dienen können, nach einander folgen: so bauet man freylich des Getreides zu wenig. Nur Erbsen nach Kartoffeln lassen sich unter gewissen Verhältnissen vertheidigen, weil sie nirgends besser gerathen.

Die mecklenburgische und holsteinische Koppelwirthschaft. Nur im Verhältniss zu der *schlechten* Dreyfelder-Wirthschaft sey sie zu vertheidigen; gegen die *gute* stehe sie zurück. Wenn der Vf. unter der *guten* die versteht, die alle drey Jahre ihren sämmtlichen Acker durchdüngen kann: so pflichtet Rec. ihm bey. Wo das aber nicht geht, da möchte sich wohl mehr zum Vortheile der Koppel-Wirthschaft sagen lassen. Der Vf. hat nicht ins Licht gestellt, dass diese Wirthschaft nun auch gar keine anderen Weideplätze brauche, sondern Alles, was dazu vormals lag, zum Acker gezogen habe; wogegen die Dreyfelder-Wirthschaft selten der wilden Weide entbehren kann. In vielen Provinzen Deutschlands würde selbst die Aussaat des Getreides nicht vermindert, sondern beträchtlich vermehrt werden, wenn man mit Einführung der Koppel-Wirthschaft die grossen Räume des verwüsteten Forstgrundes mit zum Acker zöge, die jetzt bloss zur Viehweide benutzt werden. Übrigens schliesst die Koppel-Wirthschaft besonders die vielschlägige, einen besseren Fruchtwechsel nicht aus, und eben so wenig, wie der Vf. meint, die Schafzucht. Vielmehr kann veredelte Schafzucht wohl nirgends vortheilhafter und sicherer betrieben werden, als bey der gesunden, nie versagenden Dreischweide. Auch verbessert der Weidedünger der Schafe den Acker weit mehr als der des Rindviehes: was man freylich bis auf die neuesten Zeiten in Mecklenburg und Holstein verkannt hat.

Von der Einführung eines neuen Fruchtwechsels. Regeln, die Rec. nicht unbedingt zu befolgen rathen möchte, z. B. gleich im ersten Jahre einen Schlag von behackten Früchten anzulegen, und dazu den vorhandenen Dünger zu benutzen. Danach muss wohl natürlich ein grosser Rückschlag im Getreide und ein oft nicht zu ersetzender Mangel an Stroh erfolgen.

Von der Feldbestellung. Zuerst von den Werkzeugen. Von den Pflügen, oberflächlich und unverständlich. (Aber freylich ist es schwer, durch blosse Worte einen klaren Begriff von den complicirten Verhältnissen, welche bey der möglichsten Vollkommenheit des wichtigsten aller Werkzeuge in Betracht kommen, zu geben: selbst Zeichnungen reichen nicht zu.) Von den zusammengesetzten *mehrschaarigen* Pflügen, die die Erwartung nicht erfüllt haben. Die mit zwey wirklichen Pflugkörpern, die man neuerlich wieder empfohlen hat, gewähren wohl nur da einen Vortheil, wo man an eine stärkere Bespannung, als vor dem einfachen Pfluge nöthig war, gewohnt ist. Wo man vier Ochsen oder Pferde vorspannt, und einen besonderen Treiber dabey hat, der alte Pflug schlecht gestaltet war, da wird man mit einem besser construirten Doppelpfluge mit derselben Vorspannung allerdings das Doppelte ausrichten können. Eigentlich aber giebt nur der alte Fehler der neuen Erfindung den Vorzug. *Von den Eggen.* Der Vf. scheint denen mit hölzernen Zinken den Vorzug zu geben. *Vom Exstirpator und ähnlichen Werkzeugen:* eine nicht sehr zutreffende Beschreibung von ihrer Construction und ihren Zwecken. Das Instrument soll hauptsächlich auf Kartoffel-, Kraut- oder Rüben-Feldern vor dem Aufgehen oder auch bey der ersten Jugend der Pflanzen nutzbar seyn. Bey Kraut und Rüben nicht, aber wohl bey Kartoffeln, wenn sie eben hervorzukommen anfangen. — Zur Unterbringung der Saat sey es wohl nicht nöthig. — Gerade hierin besteht sein Hauptnutzen, der es einem Jeden, einmal in seinem Gebrauche recht gekannt, unschätzbar machen wird. *Die Walzen.* Verschiedene Arten derselben hält der Vf. deshalb für unanwendbar, weil sie zu theuer sind und wohl 30 Rthlr. kosten. Das darf ja bey der Anschaffung eines wahrhaft nutzbaren und dauerhaften Ackerwerkzeugs in einer grösseren Wirthschaft gar nicht in Betracht kommen.

Über die Wölbung und Bildung der Ackerbeete. Sie sollen in der Regel auf allen Feldern gewöhnlich und nothwendig seyn. (Das sind sie doch keineswegs: man sucht sehr oft den Acker völlig flach und eben zu erhalten, die Spur aller Beetfurchen zu vermeiden, und zieht *besondere* Wasserfurchen, wo sie nöthig sind, und in der gehörigen Richtung.) Über ihr *Zusammen-* oder *Auseinanderpflügen* — entwe

der unverständlich oder unrichtig. Dann über *tiefes Pflügen*, wenn es rathsam sey oder nicht; wie oft zu pflügen; von der rechten Breite und Beschaffenheit der Furchen; über das Grundpflügen, für welches der Vf. sehr richtig den Gebrauch des Hakens empfiehlt. *Von der rechten Zeit zum Pflügen*. a) nach der Witterung und Beschaffenheit des Ackers. (Durch Trockenheit muss man sich vom Pflügen nicht abhalten lassen, wenn es nur möglich ist, was oft von der Beschaffenheit des Pfluges abhängt. Die Arbeit ist freylich schwer, und sieht, wegen der grossen Schollen, worin der Acker bricht, nicht sauber aus. Aber es thut vortreffliche Wirkung, wenn diese Schollen dann bey eintretendem Regen allmählich zerfallen.) b) Nach der Art der Früchte. Manche gute Bemerkung, besonders über das Vorbereiten zum Sommergetreide im Herbst, wodurch frühes Einsäen möglich und die Winterfeuchtigkeit im Acker erhalten wird, auch die Frühjahrs-Arbeiten vermindert werden. (Hier findet denn der Exstirpator seine nutzbarste Anwendung auf Mittelboden; nur ist es selten möglich, die gehörige Vorbereitung im Herbste schon zu geben, es sey denn dass die Vorfrucht sie schon bewirkt habe.) D*as Eggen* — vom *Rundeggen* hat der Vf. keinen richtigen Begriff, und er scheint es allgemein für unnütz zu halten, was es doch nicht ist, obwohl man da, wo es eingeführt ist, diese dem Zugvieh sehr schwere Arbeit oft unnöthig anwendet.

Vom Auffahren des Düngers. Der Vf. legt, wie die Meisten, ein grosses Gewicht auf die Regel, den Mist nicht lange auf dem Acker liegen zu lassen, und also nicht eher auszufahren, als bis man ihn unmittelbar unterpflügen kann. So sehr die Theorie dafür zu sprechen scheint: so haben sich doch die meisten praktischen Beobachter jetzt überzeugt, dass der ausgebreitet auf dem Acker liegende Mist, wenn er nur nicht vom Wasser weggespület wird, nichts verliere, sondern in seiner Wirkung eher gewinne, und dass man folglich die so schwierige Arbeit des Mistausfahrens verrichten könne, wenn Zeit und Witterung dazu passt, es sey im Sommer oder im Winter, doch nicht *auf* den Schnee. Übrigens empfiehlt der Vf. sehr richtig, dass der Wirth mehr Aufmerksamkeit auf das Auffahren und Vertheilen des Mistes wenden solle, als gewöhnlich geschieht, damit die möglichst zweckmässige Vertheilung geschehe. Nach dem, was der Vf. über das Gewicht und Mass eines Fuders Mist sagt, muss man glauben, dass er noch keines gewogen habe. Beym Abladen des Mistes auf dem Felde sollen so viele Menschen seyn, wie beym Aufladen auf der Miststelle. (?) Das Abziehen des Mistes verrichtet in der Regel der Knecht allein.

Ohne achtet der Vf. recht gute Vorschriften zur Auswahl und Behandlung des *Saatkorns* gegeben hat: so nimmt er dennoch die Abwechselung des Saamens von anderen Äckern und aus anderen Gegenden für unbedingt nothwendig an. Das ist sie keineswegs, und wer einmal ein gutes Korn hat, und es gehörig behandelt, der thut am besten, dabey zu bleiben. Wenn der Vf. die frühe Saat für Winterung und Sömmerung allgemein empfiehlt: so werden ihm jetzt in Ansehung der ersten wohl Alle beypflichten, in Ansehung der letzteren möchte ihm vielleicht die Mehrheit widersprechen. Rec. ist aber auch im Ganzen seiner Meinung; nur ist es schwierig, dem Acker so früh seine gehörige Vorbereitung zu geben, und dann hat es Bedenklichkeiten wegen der Ernte, indem der früh gesäete Hafer und Gerste oft mit der Winterung zugleich reift. Wahrnehmung passender Witterung für jede Saat wird mit Recht empfohlen, es kommt erstaunlich viel darauf an, und Rec. hat gesehen, dass der Theil eines Roggenfeldes, der 4 Tage früher bey ungünstiger Witterung eingeschmiert war, um $\frac{2}{3}$ geringeren Ertrag gab, gegen den, wo der Saame 4 Tage später in den abgetrockneten Boden eingebracht wurde. Aber vor Thau und Reif braucht man sich bey der Winterung wohl nicht zu fürchten, sie haben keine sauren und ätzenden Theile, sondern bestehen aus reinem Wasser. Dann vom Pflanzen des Saamens, vom Säen mit der Maschine, vom Reihesäen, sogenannten *Drillen* und *Pferdehacken*, wovon der Vf. aber keinen klaren Begriff zu haben scheint; auch hat die auf der Kupfertafel abgebildete Deckmaschine mit der coockeschen nichts Ähnliches, und scheint ein älteres unvollkommenes Machwerk zu seyn. Beym Walzen der aufgegangenen Saat besorgt der Vf., dass die Pferde die junge Saat zertreten und beschädigen möchten. Vor dergleichen fürchtet man sich nur hinter dem Schreibtische oder etwa in einem Blumengarten. S. 403 wird gesagt: Geschiehet das zarte Wachsen beym Wintergetreide noch im Herbst: so sind die Saaten meist ganz verloren, denn sie müssen in ihrem unzeitigen Safttriebe ersticken, sobald die Kälte kommt." — Bewahre Gott! Rec. hat die frühe Saat oft im Herbste so stark gehabt, wie sie in der Mitte des Mays zu seyn pflegt; bey der Kälte verwitterten zwar alle Blätter, sahen grauweiss aus, aber im Frühjahr schossen aus ihnen, wie aus einer Scheide, frische grüne Sprossen heraus, und gingen kräftig in die Höhe. Wer das nicht kennt, könnte sich leicht verleiten lassen, einen solchen Acker umzupflügen, und diess hat auch Mancher wohl wirklich gethan. Desshalb darf dergleichen in einem Handbuche um so weniger ungerügt bleiben. Das Winterbehüten mit den Schafen bis im Februar wird eine zu geil wachsende Saat nicht zurückhalten; es kann in diesem Falle rathsam seyn, es bis in den May auf dem Weizen fortzusetzen zu lassen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

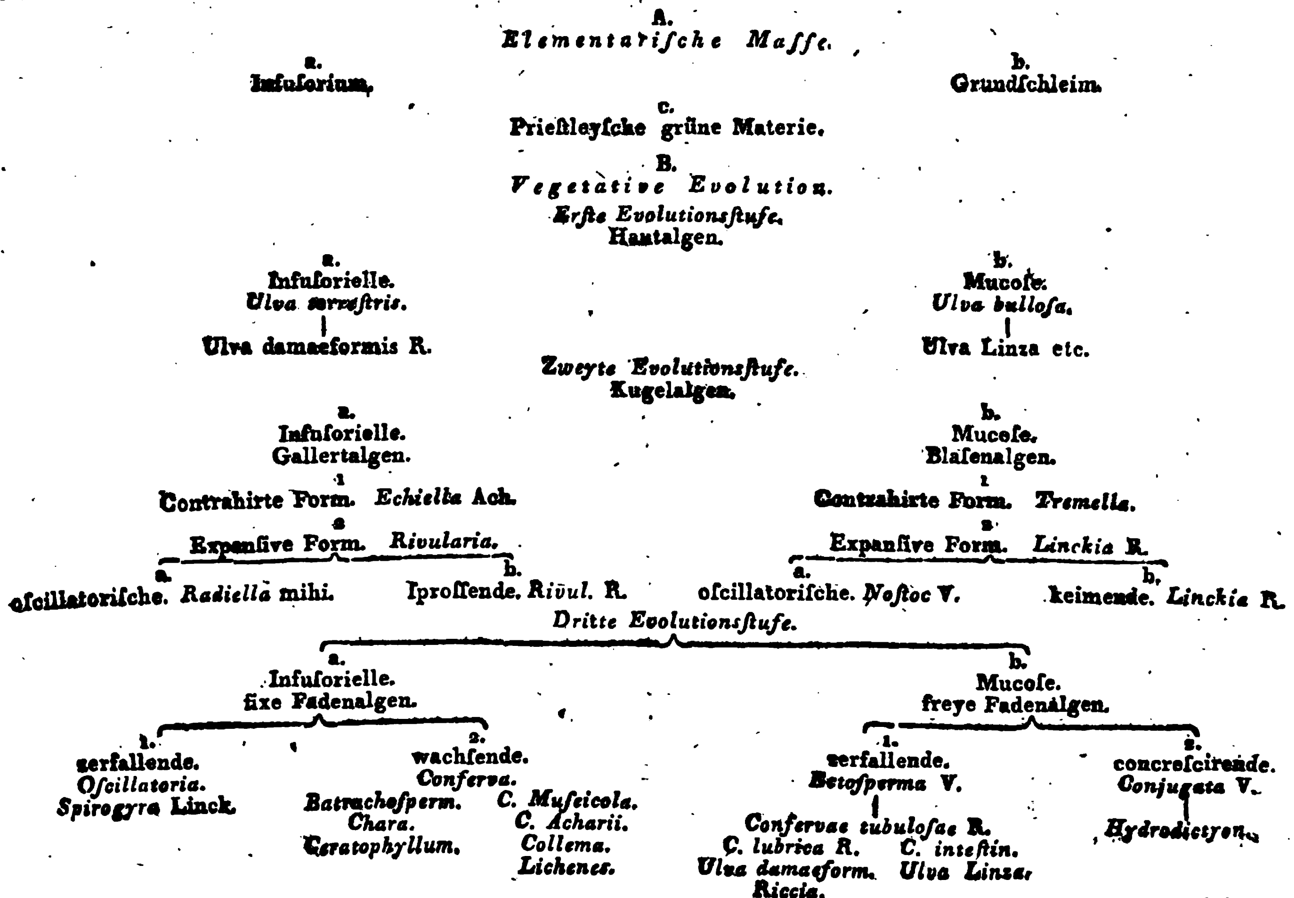
BOTANIK. *Würzburg* (ohne Angabe des Verlegers): *Die Algen des süssen Wassers nach ihren Entwickelungsstufen dargestellt* von *D. C. G. Nees von Esenbeck*. 1814. 48 S. 8.

Über eine in sich beschlossene, consequent durchgeführte und dargestellte wissenschaftliche Untersuchung kann nur im Allgemeinen geurtheilt werden, indem die Richtigkeit des wissenschaftlichen, der ganzen Untersuchung zu Grunde liegenden Princips gewürdiget, und der harmonische Gang der Untersuchung selbst dargestellt wird. Eine dieser Untersuchung ganz ins Specielle folgende Kritik würde eine neue Untersuchung desselben Gegenstandes seyn. Das Erstere kann nur bey vorliegendem kleinen, aber interessanten Werke der Fall seyn. Die Algen des süssen Wassers zeigen eine solche Mannichfaltigkeit der Gestalt, des Vorkommens, der Entste-

kung und der Metamorphose, dass jedem nach dem Grunde der Dinge fragenden Naturforscher sich der Wunsch aufdringen musste, diese bisher so chaotisch erscheinende, so manche Beziehungen mit den niederen Thieren darstellende, und für die genetische Geschichte der gesammten Pflanzen- und Thier-Welt so bedeutsame Familie aus einem allgemeineren Gesichtspuncte geordnet, und da dieses Ordnen nur vermittelst der Naturgeschichte derselben geschehen kann, naturgeschichtlich dargestellt zu sehen. Vorliegende Schrift erfüllt diesen Wunsch in bedeutendem Grade, und wir fühlen uns dem Vf. um desto mehr verbunden, je seltener in den bisherigen Zeiten der mit dem freyen Leben zu Boden getretenen wahren Wissenschaft rein wissenschaftliche auf Beobachtung der Natur gegründete Untersuchungen sind, und je weniger Aufmunterung und Beyfall diese in dem grösseren nur nach gemein verständlichen Resultaten ringenden naturhistorischen Publicum zu finden hoffen durften.

Als den allgemeinsten Ausdruck des ursprünglichen vegetativen Processes im süssen Wasser betrachtet Hr. *N.* die *priestleysche grüne Materie;* sie besteht aus dem Grundschleim, und aus Infusorien, welche letztere am Lichte absterben, vegetativ werden, grüne Farbe annehmen und sich zu einer formlosen grünen Haut an einander legen. Der Erzeugungsprocess der priestleyschen grünen Materie ist also ein Faulungsprocess der Gewässer, in welchem sogleich der Urgegensatz alles Organischen in der niedersten Form, als Grundschleim und Infusorium, auftritt, und von wo aus dann nach der einen dieser polaren Richtungen thierische, nach der anderen vegetative Organisationen entstehen. Die Darlegung der Metamorphosen der letzten, von der als erster Fixirungspunct der Vegetation im Wasser zu betrachtenden priestleyschen grünen Materie bis zu der vollkommensten Conferve, als dem höchsten Producte dieser Bildungsreihe, ist der Gegenstand dieser kleinen Schrift. Ohne die Begründung der einzelnen Behauptungen anzugeben, können wir nur die allgemeine Idee dieser Metamorphose andeuten, und das Schema hinzufügen, nach welchem die Algen sich naturgemäss ordnen.

Die Idee der Metamorphose ist, dass die ursprüngliche, in der ersten Entstehung des Organischen schon vorhandene doppelte Richtung auch in allen einzelnen Zweigen der vegetativen Bildung wiederkehrt, dass also, was dort zuerst als fixirter Urschleim erschien, in den Algen auch eine Bildungsreihe erzeugt, welche der organischen Bedeutung desselben entspricht, der pflanzlichen Richtung angehört, und dass das in der Urbildung als frey bewegliches Infusorium sich darstellende organische Product eine andere Bildungsreihe der Algen haben müsse, die diesen primitiven thierischen Charakter, wenn immer auch der allgemeineren vegetativen Beziehung untergeordnet, darstellt. Hieraus erklärt der Vf. mit vielem Glücke, warum auf der einen Seite alle Algenbildung zerfallend, nach abgesonderter Individualität strebend, selbst mit regelmässiger Bewegung versehen (*Ulva terrestris, Echiella, Rivularia, Oscillatoria*) oder gar in der grössten Höhe des Lebens Infusorien producirend (*Ectosperma*) erscheinen müsse; während die andere, vegetativere Bildungsreihe nur das ins Unendliche Sprossende, Fixirte, die Individualisirung auf der höchsten Stufe nur in den Schlauchreihen Andeutende (*Ulva bullosa, Tremella, Linckia, Conjugata, Hydrodictyon*) darstellen könne. Der Vf., welcher die meisten der von ihm angeführten Algen genau untersucht hat, stützt diese Eintheilung auf den Bau und die Lebensart der genannten Pflanzen. Wir geben zum Schlusse und zur besseren Übersicht das Schema des Vfs., und fügen den Wunsch hinzu, dass es demselben bey fernerer Bearbeitung dieses fruchtbaren Gegenstandes gefallen möge, die Hauptmomente der Bildungsreihen durch Abbildungen der Pflanzen selbst anschaulicher zu machen.



ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

ÖKONOMIE.

Frankfurt a. d. O., in der akadem. Buchhandlung: *Praktisches Handbuch der Feldwirthschaft* von D. *Friedr. Benedict Weber* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Im 2ten Bande handelt der erste Abschnitt *vom Getreidebau*. Was der Vf. über die besonderen Getreidearten sagt, ist sehr oberflächlich. Dass er Arten und Abarten, oft nur durch Cultur und Klima entstanden, oft gar nur eingebildete, nicht gehörig unterscheidet, hat er freylich mit allen Schriftstellern, Agronomen und Botanikern aller Nationen gemein. Es herrscht hier noch eine Verwirrung, die bey einem, dem Menschen so nahe liegenden Gegenstande befremdend ist. Allein den Botaniker interessirt ein Haidekraut vom Cap ungleich mehr als alle Getreidearten, so lange sie Brod vom Becker haben können, und die Landwirthe lassen sich neue Waizenarten aus Botany-Bay geduldig aufheften, zumal wenn ein Anonymus im *Land- und Haus-Wirth* sagt, dass sie nach seiner Erfahrung *probat* wären. Unter den Waizenarten ist der *Gommer* (*Triticum polonicum*) noch entschiedener eine besondere Species als der Spelz, weicht wenigstens in der Substanz des Korns noch mehr ab. Den astrakanischen, norwegischen und wallachischen Stauden-Roggen, so wie den Johannis-Roggen, hat Rec., aller darauf gewandten Aufmerksamkeit ohnerachtet, nie unterscheiden können. Freylich wenn das eine im Garten gesteckt, das andere auf dem Felde gesäet wird: so werden sie sich merklich unterscheiden. Auch bringt die grössere Vollkommenheit des mit Sorgfalt erzogenen Saamens in den folgenden Generationen bey gleicher Behandlung kräftigere Pflanzen hervor. Aber man kann jede einländische Getreideart auf eben die Weise veredlen. Bey der kleinen vierzeiligen Gerste hätte einer Abart erwähnt werden müssen, die sich botanisch zwar gar nicht, aber ihrer Natur nach sehr merklich, von der gegen den Frost so empfindlichen Sommergerste unterscheidet: sie kann im März gesäet werden, hat eine längere Vegetations-Periode, und macht grössere Körner, weswegen sie auch grosse vierzeilige Gerste genannt wird. Man bauet sie gern in fetten Niederungsgegenden, wo sie den Vorzug vor der zweyzeiligen Gerste hat, dass sie sich wegen ihres kürzeren Strohes nicht so leicht lagert. — Bey den *Maisarten* hat sich der Vf. ganz geirrt. — Wozu sollen dem Landwirthe die chemischen Einäscherungs-Resultate? Wichtiger wären ihm die Untersuchungen über die näheren Bestandtheile gewesen, weil sich hieraus richtige Schlüsse auf die Nahrhaftigkeit und den Gebrauch dieser Früchte ziehen lassen.

Im 2ten Cap. ist die Materie von der Ernte, dem Ausdrusch, der Reinigung und der Aufbewahrung des Getreides gut und vollständig behandelt. Dann ist von dem Anbau der Ölgewächse und den Manufactur-Kräutern das Bekannte sehr fleissig zusammengetragen. Warum der Vf. unter den, um des nährenden Saamens willen gebaueten Pflanzen die Hülsenfrüchte ganz übergehet, und ihrer nachher nur bey den Futterkräutern zum Grünmachen erwähnt, begreift Rec. bey der übrigen Vollständigkeit des Werks nicht. Sie sind doch so wichtige, allgemein verbreitete Producte, über deren Anbau Vieles zu bemerken ist.

Man muss dem würdigen Vf. die Ehre des schätzbaren Verdienstes, der beste Literator und Compilator in diesem Fache zu seyn, zuerkennen. Es wäre aber zu wünschen, dass er sich damit begnügte, und sich nicht so oft, etwas affectirt, auf seine Erfahrung beriefe. Denn man sieht gerade daraus, dass er sie nicht hat, und dass das, was er seine Erfahrung nennt, mehrentheils triviale und einseitige, wenigstens in der Allgemeinheit unrichtige Bemerkungen sind, die ihm zufällig irgend ein sogenannter Praktiker mittheilte. M.

Leipzig, b. Vogel: *Theoretisch-praktisches Handbuch der grösseren Viehzucht* von D. *Friedrich Benedict Weber*, Prof. in Frankfurt a. d. O. (jetzt zu Breslau). Erster Band. Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Pferde-, Maulthier- und Esel-Zucht, nebst einer vorhergehenden allgemeinen Einleitung in die Lehre von der Viehzucht überhaupt.* Mit Kupfern. 1810. 543 S. Zweyter Band. Auch unter dem Titel: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Rindvieh- und Schaaf-Zucht.* 1811. 446 S. 8. (Beide Bände 3 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. versteht im ersten Bande seines Werkes

unter grösserer Viehzucht die Schaaf-, Schweine- und Ziegen-Zucht mit. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nennt man nur Pferde und Rindvieh Grossvieh; Schaafe und Schweine aber Kleinvieh. Es wäre doch besser gewesen, sich nach diesem Sprachgebrauche zu richten. Denn wenn ein junger Landwirth, der dieses Werk gelesen, ein Schaaf ein Stück Grossvieh nennte: so würde er gewiss ausgelacht werden.

In der Einleitung giebt der Vf. eine allgemeine Übersicht *von der Viehzucht* und nennt mehrere Ansichten, aus welchen man sie als einen wichtigen und mehrentheils nothwendigen Theil der Landwirthschaft betrachten kann. Dann handelt er von den zur möglich vortheilhaftesten Viehzucht erfoderlichen Kenntnissen des Landwirths, und nun von den Schriften, aus welchen diese geschöpft werden können. Hier ist der Vf. in seiner Sphäre, der Literatur. Nachdem er uns aber einmal mit seinem verdienstlichen und für den landwirthschaftlichen Gelehrten als Titel-Index sehr brauchbaren Handbuche der ökonomischen Literatur beschenkt hat: so ist diese ausführliche Wiederholung aller auf eine Materie, oft nur dem Titel nach, Bezug habenden Schriften wohl unnütz; wogegen es zweckmäsig seyn würde, nur wenige Bücher und Stellen der Bücher, aber die eine jede einzelne Materie am besten behandelnden, anzuführen, und mit Kritik zu bemerken, was man da eigentlich finde. So wie es hier steht, muss der Belehrung suchende Landwirth doch aufs Gerathewohl zugreifen, und wird, wenn er sich das Buch verschafft hat, oft Zeit und Geld verschwendet, und nur verworrenere Begriffe, als er vorher hatte, bekommen haben. Was soll z. B. der Viehzüchter mit dem an sich geistreichen Werke, Darwins Zoonomie, welches nur wissenschaftlichen Physiologen interessant seyn kann? — Nach der Einleitung folgt die erste Abtheilung, die wohl noch zu jener gehört. Von der Wahl der zu haltenden Viehsorten und Arten, wo die so oft und so lebhaft discutirte Frage, ob Pferde oder Ochsen zu halten vortheilhafter sey, recht gut erörtert wird. (Es giebt doch noch einen Grund in örtlicher Rücksicht für die Pferde. Wenn nämlich das gewonnene Heu und Grünfutter nothwendig und vortheilhaft für das Nutzvieh verbraucht wird, und mehreres anzukaufen in der Gegend zu schwierig und kostspielig ist, die Ochsen also auch gröfstentheils mit Körnern gefüttert werden müssten: so würde die Arbeit mit ihnen vielleicht höher als mit Pferden zu stehen kommen. Je reichlicher dagegen das für Rindvieh mehr als für Pferde geeignete Futter gewonnen wird, je wohlfeiler es ist: desto rathsamer wird es, alle Arbeit, die sie thun können, mit Ochsen verrichten zu lassen.) Auf gleiche Weise wird in Ansehung des Nutz- und Dünger-Viehes die Frage gut behandelt, ob Rindvieh- oder Schaaf-Haltung vortheilhafter sey. (Im Ganzen kann man hier wohl annehmen, dass eine für beide passende und gesunde Weide vortheilhafter mit einer guten Schaafzucht benutzt werde, dass aber die dem Rindvieh mehr angemessene Stallfütterung dieses dennoch unter gewissen Verhältnissen vortheilhafter machen könne, und zwar nicht bloss in Ansehung des baaren Ertrages beider, sondern auch des Düngers. Denn der Weidedünger der Schaafe ist bey der Wechselwirthschaft offenbar wohlthätiger, aber der Stalldünger des Rindviehes reicht weiter, und ist nachhaltiger.) Über die möglichste Vervollkommnung der Viehzucht. Veredlung der Raçen entweder durch Anschaffung edleren Viehes oder durch Veredlung a) an sich selbst, durch Auswahl der Individuen bey der Zuzucht, oder b) durch Kreuzen mit männlichen Thieren edlerer Art. — Gut aus einander gesetzt. — Von der Ab- und Ausartung des Viehes und deren Verhütung. Ob Begattung in naher Verwandtschaft nachtheilig sey? Im Allgemeinen verneint. Dann von der bestmöglichsten Behandlung des Viehes, erst im Allgemeinen, dann von der Fütterung, Pflege und Benutzung insbesondere. (Die gröfste Kunst besteht wohl darin, mit der Fütterung möglichst sparsam umzugehen, und dennoch reichlich zu füttern. Diess kann bewirkt werden durch eine richtige und angemessene Eintheilung. Aber wenige Landwirthe verstehen diess, und halten die darauf gewandte Sorge nur für Pedanterie, indem sie meinen, des Futters würde dadurch nicht mehr. Freylich nicht in der Masse, aber doch im Effect. Vom Verhältniss des Viehstandes zur Wirthschaft, erstlich des Zugviehes, dann des, um des Düngers willen zu haltenden Nutzviehes. Hier wird nun sehr richtig gezeigt, dass die Berechnung der Düngergewinnung weit sicherer nach der Quantität der Fütterung und Einstreu als nach der Kopfzahl des Viehes gemacht werden könne; es werden die *Meyerschen* und *Thaerschen* Formeln angegeben. Zuletzt vom Ankauf des Viehes, Viehmarktshandel und von Mängeln, die den Kauf rückgängig machen, und dem, was darüber in verschiedenen Ländern gesetzlich ist.

Nun folgt *die Pferdezucht*. Wenn der Vf. in der Vorrede sagt, dass er aus Mangel eigener, genauer und gründlicher Erfahrung die Pferdekrankheiten und die Beschreibung des Pferdes aus und nach anderen Büchern bearbeitet habe — was keineswegs in seinen Schriften überhaupt der Fall sey —: so erlaubt sich doch Rec., diese ganze Abhandlung von der Pferdezucht als aus anderen Schriften gezogen anzusehen; wobey er jedoch dem Vf. das Verdienst einer recht guten, vollständigen und concentrirten Redaction nicht absprechen will. Rec. billigt es auch sehr, dass er bey den Pferde-Krankheiten die Heilart nur allgemein und kurz angegeben, und keine sonst leicht anzuschreibenden Recepte beygefügt hat, ohnerachtet mancher Wirthschaftsverwalter diess als einen grossen Mangel ansehen wird. Zuletzt von der Zucht der Maulthiere und Esel: kurz, aber zureichend.

Den Inhalt des zweyten Bandes giebt der letzte Titel an. Man muss dem Vf. das Verdienst zuerkennen, dass er weit besser, wie seine Vorgänger, alles darauf Bezug Habende zusammengetragen und geordnet habe. Als Compilation muss man aber das Ganze zur Entschuldigung des Vfs. selbst, betrachten. Denn

sollte er auf eigene Erfahrung Anspruch machen: so würde manches Unrichtige, was er anderen oft berühmten Schriftstellern nachschrieb, einen gar schlechten Begriff von seinem Beobachtungsgeiste geben. Wenn er z. B. S. 3 sagt, und es hernach nochmals wiederholt: „Die Hörner pflegen nach drey Jahren dem jungen Rindvieh *stets* abzufallen, und an ihrer Stelle neue hervorzukommen, die zuerst klein, spitzig und glatt sind, und in eine Wulst ausgehen, die sich nachher in einen ringförmigen Knoten verwandelt, und wieder neues Horn mit eben solcher Wulst treibt, mit der es eben so gehet" —: so ist er hiezu wahrscheinlich von *Büffon* verleitet worden, der die verschiedene Organisation der Hörner bey verschiedenen Thierarten Anfangs nicht erkannte, sich aber doch in der Folge selbst verbesserte. Jeder, der mit Rindvieh umgeht, weiss, dass dem nicht so sey.

Was über *die Rindveih-Raçen*, besonders die deutschen, gesagt wird, ist freylich unbestimmt; aber wir haben darüber nichts Besseres. — Dass man die gefleckten Thiere oder Schecken nicht liebe, ist keinesweges allgemein; Rec. hat bey der Majorität das Gegentheil gefunden; auch ist dieses Haar manchen Rossen eigenthümlich. — Ob Ankauf oder Aufzucht vortheilhafter sey? Wer einen guten Viehstand haben will, bey dem ist letztere wohl unerläslich. Sehr richtig ist bemerkt, dass relativ grosse Bullen zu kleinen Kühen nichts taugen, dass ein umgekehrtes Verhältniss aber guten Erfolg habe. — Das Kalb 3—4—5 Tage an der Kuh saugen zu lassen, sey besser, als es gleich abzunehmen: dafür stimme auch des Vfs. Erfahrung (?). Diese Methode habe nämlich das Gute, dass die Mutter und das Kalb nicht so früh getrennt werden, und sich nicht so sehr nach einander sehnen. — Gerade im Gegentheil, wenn das Kalb gar nicht saugt, die Kuh es gar nicht kennen lernt: so entsteht kein Sehnen, zumal bey Kühen nicht, die noch nie gesäuget haben. Die, welche das Kalb, das sie nachher auftränken wollen, einige Tage doch saugen lassen, haben andere Gründe dafür. — Mastkälbern alle 14 Tage ½ Loth rohes Spiesglas zu geben *als Purganz*. Es purgirt nicht, und darum ist es wenigstens unschädlich. — Kälber mit einem sogenannten Strunk oder doppelten Nabel setzt man nie ab, sie sterben meist sehr bald. Sie bleiben wenigstens schwächlich. — Der Vf. ist ganz für Stallfütterung, und wohl etwas zu parteyisch und einseitig. Besonders erklärt er sich auch gegen die halbe Stallfütterung, und selbst gegen die, wo man das Rindvieh nach der Ernte ausgehen läst. Es hat wohl keinen Zweifel, dass *absolute* die Stallfütterung das Bessere sey, aber *relative* muss man der Weide oft den Vorzug geben. Wenn das landwirthschaftliche Publicum diese Begriffe gehörig unterschiede: so würden manche Streitfragen beygelegt seyn. Die Foderungen, die der Vf. bey der Stallfütterung macht, sind überdiess so, dass, wenn sie durchaus befriediget werden müsten, wenige Stallfütterungen bestehen würden. Mannichfaltige Vorkehrungen, dass kein nasses Futter gegeben werde; — sechsmal solle wenigstens täglich gefüttert und jedes Futter wieder in mehrere Portionen getheilt werden; — jeder einzelnen Kuh solle gerade so viel gegeben werden, als sie insbesondere fressen will; — einen um den anderen Tag wenigstens müsse das Vieh gestriegelt, gebürstet, geputzt und gewaschen werden u. s. f. Da ist es denn gewiss nicht zu viel, wenn auf 8 höchstens 10 Kühe eine Magd gehalten wird, neben dem Viehwärter. Im Sommer soll täglich 3 Mal, im Winter 2 Mal eingestreuet werden. Dafür, sagt er, „erhält man aber auch eine sehr ansehnliche Menge Dünger, so dass man mit Recht auf 10—12 Fuder zu 14 Centner circa von einer Kuh rechnen kann," wenn nämlich die Kuh 110 Pf. grünen oder 25 Pf. trockenen Klee täglich bekommt. Vorher hatte er doch schon so viel Fuder à 2000 Pf. versprochen. „Wem diese Arbeit überflüssig oder eine übertriebene Foderung zu seyn scheint, der behalte immerhin sein schmutziges Vieh, aber er nenne sich nicht einen sorgsamen Landwirth," sagt der Vf. Rec. kennt Stallfütterungen, wo an kein Striegeln, Putzen und Waschen gedacht, aber auch auf 20 Kühe nur eine Magd gehalten wird, und das Vieh doch alle erfoderliche Reinlichkeit hat. — Über die Molkerey ist recht Vieles und das Beste zusammengetragen, aber nicht gut geordnet, ohne Kritik und Vergleichung der sich widersprechenden Angaben, so dass der unerfahrene Leser nur verworrene Begriffe davon erhalten kann. Über die Mastung besser und consequenter.

Die Schaafzucht ist natürlich auch mit vieler Belesenheit bearbeitet, und davon scheint sich auch der Vf. mehr anschauliche Kenntniss erworben, wenigstens Manches, was nicht in Büchern stand, von Praktikern erlernt zu haben. Nur hat er auch Manches auf Glauben angenommen, was sich nicht so verhält. So widerspricht er z. B. dem erfahrenen *Finck*, wenn dieser sagt, die Schaafe hielten keine gewisse Zeit zu ihrer Begattung; er meint, man könne zwar das Schaaf durch gedörreten Hafer und Salz oder Hanfkörner stets brünstig machen, aber von Natur habe es seine bestimmte Brunstzeit. Aber *Finck* hat doch bestimmt Recht, das Schaaf wird wenigstens in jedem Monate einmal brünstig und zur fruchtbaren Begattung fähig, wenn es nicht säugt. Und selbst bey dem Säugen, vier Monate nach dem Lammen, kann es, wie Rec. erfahren hat, sehr wohl trächtig werden, so dass man es in seiner Gewalt hat, die Lämmer kommen zu lassen, wann man will. Auch kann man zwey Lämmer von unserem gewöhnlichen Schaafe und vom Merino gar wohl in einem Jahre erhalten. Das Stähren wiederhole sich in 14 Tagen bis 4 Wochen noch einmal; es sey aber besser, das erste Mal die Schaafe gleich zu belegen; der Schäfer müsse wohl darauf Acht haben. Dann müsste man die Schaafe, die im März gelammt haben, im Julius wieder zu den Böcken lassen, und würde alle Jahre mit der Lammzeit ein paar Monate vorrücken. Es wiederholt sich aber immerfort, bis die Schaafe belegt sind; ob in bestimmten Perioden, scheint noch zweifelhaft. — Kartoffeln, besonders rothe, sollen das Verlammen bewirken. Rec. sieht aber alljährlich

trächtige Schaafe auf einem nicht sehr sorgfältig abgelesenen Kartoffel-Felde im October und November begierig fressen, ohne von Verlammen etwas zu verspüren.

Rec. will des Vfs. Schreibart nicht meistern. Aber oft ist er darin gar zu nachlässig, so dass Missverständniss daraus entstehen muss. So sagt er z. B.: „sollte eine Kuh allein nur mit Heu ernährt werden, so brauchte sie des Tages wohl 20 — 22 Pfund und von Kleeheu 25 Pfund mehr." Das kann man nicht anders verstehen, als dass eine Kuh 45 — 47 Pfund Kleeheu haben müsse, statt 20 — 22 Pfund Grasheues, was er doch gewiss nicht sagen will. Dergleichen kommt oft vor, und mit den Zahlen geht er überhaupt zu leichtsinnig um, so dass man häufige Widersprüche darin findet. M.

KURZE ANZEIGEN.

Oekonomie. *London*, b. Wittingham: *Observations on the Utility of Cutting Hay and Straw, and bruising Corn, for Feeding of Animals, arranged and elucidated, not by Chemical Test but agricultural Practice;* with a full and particular description of the best machines for that harpose; with approbationary Certificates annexed. Also a valuable discovery (of the utmost importance to the agricultural world), by which means every Farmer may separate the more nutritions Ports of his Straw, for Feeding Animals, from the refuse, which may be used for Litter. By *W. Lester*, Farmer and Engineer, Viccadelly. 1803. 35 S. mit 2 Platten.

Ein Mann von Kopf weiss auch ganz gemeine Sachen noch immer so zu behandeln, dass sie interessant werden. Wirklich hat Hr. *Lester* seiner Bekanntmachung der Heckerlingsmühle, die er erfunden hat und hier als Handmühle für 14, als Rossmühle aber für 18 Guineen ausbietet, diesen Vorzug in einem so hohen Grade gegeben, dass man die paar Bogen mit dem grössten Vergnügen und selbst nicht ohne Belehrung liest; und dass wir daraus das Wesentliche, was nicht der überflüssig umständliche Titel schon sagt, mit zuversichtlicher Erwartung des Beyfalls unserer Leser auch hier anführen können. Der Nutzen, den das Zerschneiden des Futterstrohes in Heckerling gewährt, besteht darin, dass das Vieh im Heckerlinge auch diejenigen Gewächse und Theile von Gewächsen mit fressen muss, die es freywillig nicht fressen würde; dass das Kauen erspart oder, wie wir — weil doch nicht alle Thiere kauen — lieber sagen wollen, die Verdauung erleichtert wird; und dass sich die Körner, die man dem Viehe geben will, besonders wenn sie geschroten sind, mit dem Heckerlinge zweckmässiger füttern lassen. Unsere gemeinen Schneideladen sind in England noch nicht lange bekannt, und das Futterschneiden wurde Anfangs als eine eigene Kunst von Leuten, die mit ihren Schneideladen von Hause zu Hause gingen, und sich für ihre Arbeit gut bezahlen liessen, betrieben. Jetzt versteht und verrichtet es zwar das meiste männliche Gesinde; aber da der Gebrauch des Heckerlings nun auch von Tage zu Tage allgemeiner wird, und man in England die Hände überhaupt gern spart: so hat man allenthalben angefangen, Heckerlingsmühlen zu wünschen. An Erfindungen der Art hat es der speculative Engländer zwar wohl auch nicht fehlen lassen; aber die wenigsten sind — wie Rec. im J. 1792 selbst bemerkt hat — so ausgefallen, dass man sie mit Nutzen hätte brauchen können. Unter diesen Umständen ist Hr. *L.* nun mit seiner Verbesserung eingetreten, und hat — wenn den dem Buche beygedruckten Zeugnissen zu trauen ist — damit den grössten und allgemeinsten Beyfall gefunden. Der Text enthält keine vollständige Beschreibung der Maschine; auch die Figuren stellen sie nicht deutlich genug vor. Nachdem wir aber beides, Text und Figuren, erwogen haben, scheint uns der Mechanismus folgender zu seyn: Der Kasten ist, wie bey unseren gemeinen Schneideladen; nur verhältnissmässig grösser und plumper. Das Messer — denn nur eines ist angebracht — befindet sich in dem einen Quadranten des — wie es scheint — eisernen, von einem Menschen mittelst einer Korbel in Bewegung gesetzt werdenden Schwungrades, und ist nicht anders als an den Heckerlingsmühlen, die hie und da in Sachsen seither schon verfertiget und als bewährt anerkannt worden sind. Mehr als ein Messer anzubringen, erklärt Hr. *L.* für ganz zweckwidrig, weil der Arbeiter nur diesem in dem Quadranten über der Korbel angebrachten die grösste Kraft z. B. 160 Pf. geben könne, und wenn es in dem zweyten, dritten oder vierten Quadranten angebracht werden sollte, nur 130, 50, 27 Pf. Kraft dafür bleiben würden. Das Vorschieben des zu schneidenden Strohes scheint allein durch den Umlauf der im Boden über zwey Walzen ausgespannten groben Leine und einen hinten oben auf das Stroh gelegten Klotz, der so, wie er vorgetrieben ist, immer wieder zurückgelegt werden muss, bewirkt werden zu sollen. Von der bey uns gewöhnlichen Einrichtung, bey welcher ausser dem im Boden des Kastens um die Walzen gespannten Leinens zwey, ja wohl drey mit blechernen Flügeln versehene Walzen, die mittelst der in die an den Walzen befindliche gezähnte Scheiben eingreifenden Schiebestangen fortgetrieben werden, das Stroh mit vorschieben helfen, ist hier kein Gebrauch gemacht; und zwar unserer Meinung nach auch nicht mit Unrecht, weil sich dabey das Stroh gar zu leicht stopft. Jedoch würden wir glauben, dass die *Lestersche* Vorrichtung nicht kräftig genug wirke. Der Erfinder setzt indessen einen grossen Werth darauf, und sagt davon ausdrücklich: „diese Bewirkung der Bewegung, die die einfachste und zweckmässigste ist, die sich nur denken lässt, hat mir mehr Mühe und Kosten gemacht, als die ganze übrige Maschinerie." Die Fortschiebung der Walzen, um die die Leine gespannt ist, geschieht vermittelst eines von dem Schwungrade mit aufgehoben und niedergedrückt werdenden Hebels auf die bekannte Weise. Wie weit das Stroh bey jedem Rucke vorgeschoben werden soll, wird durch eine besondere Stelleeinrichtung bewirkt, die vor dem Arbeiter verschlossen werden kann. Das meiste Vieh frisst, wie man weiss, das Stroh nicht gern ganz. Hr. *L.* meint bemerkt zu haben, dass das in den Halmen über den Knoten sitzende Mark die meisten essbaren nahrhaften Theile, woran es den Knoten aber gänzlich fehle, enthalte. Diesemnach setzt er nun eine grosse Verbesserung des Strohfutters darein, dass die Knoten davon ausgeschieden werden, und schlägt daher vor, sie durch das Wurfen oder durch eine Art von Staubmühle, wobey die Knoten wegen ihrer grösseren Schwere am weitesten weggeworfen werden, abzusondern. Wir geben gern zu, dass die Knoten holziger sind, als die Röhrenstücke zwischen den Knoten, finden auch den Gedanken, wie die Knoten von den Röhrenstücken abgesondert werden können, ganz sinnreich: aber für eine sonderliche Verbesserung des Strohfutters können wir die Sache doch nicht ansehen. Zur Bereitung des Papiers aus Stroh, wo die Knoten allerdings sehr im Wege sind, mag sie wichtiger seyn.

Das Schroten des Getreides, das in das Vieh verfüttert werden soll, hält Hr. *L.* für eben so nützlich, als die Verwandlung des Strohes in Heckerling; billiget aber keine von den dazu erfundenen Handmühlen, theils weil sie zu schwer zu treiben seyen, theils auch weil sie mehr mahlen als schroten. Die grösste Schwierigkeit dabey trete ein, wenn Hafer geschroten werden solle, indem sich die schleimigen Theile desselben bald an den Walzen festsetzen und die Mühle stopfen. Die zweckmässigste Mühle sey dazu die mit drey Walzen, welche in London gemacht werde; jedoch sey auch sie noch grosser Verbesserungen fähig.

a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

MEDICIN.

STRASSBURG, b. Levrault: *Esquissè d'un système de Nosologie, fondé sur la physiologie et la thérapeutique*, pour servir de suite au plan général de l'enseignement de l'école de médecine de Strasbourg; par *J. Tourdes*, Prof. d'hygiène et de pathologie interne à cette école etc. (Ohne Jahrzahl.) 14 S. gr. 8. Mit einer Tabelle in Royalfolio.

Hr. *Tourdes* giebt hier feinen Zuhörern eine Überficht der Gegenftände, welche er ihnen in einem Lehrcurfus erklären will, nach der Ordnung, die er bey feinem Vortrage befolgt. Wie nützlich dergleichen, eigentlich fo zu nennende, Leitfäden in mancherley Hinficht find, und wie oft fie vor den gewöhnlichen Compendien den Vorzug verdienen, weifs Jeder, der den öffentlichen Unterricht mit prüfendem Auge beobachtet hat.

Was diefe Überficht Auszeichnendes hat, ift zwar jetzt, feinem Hauptinhalte nach, bereits Gemeingut aller wiffenfchaftlich gebildeten deutfchen Ärzte geworden, und Rec. würde das Verdienft des Vfs. weniger hoch anrechnen, wenn er nicht wüfste, dafs Hr. *T.* diefen Plan fchon vor mehreren Jahren entworfen hätte. Wir dürfen ihm alfo die Ehre zugeftehn, die geläuterten medicinifchen Anfichten, welche feinen Plan begründen, wenn nicht erfunden, doch wenigftens verbreitet zu haben. Er legt denfelben auf folgende Weife dar.

Die organifchen Elemente des menfchlichen (thierifchen) Körpers laffen fich auf drey Grundgewebe (*tissus primitifs ou générateurs*), das nervichte, faferichte und zellichte oder lymphatifche, zurückführen. Die Bafis der Nerven ift der Eyweifsftoff, die der Fafern der Faferftoff, die des Zellengewebes die Gallerte. Die *Senfibilität* befeelt die Nerven; die Fafern und Lymphgefäfse gehorchen einer bewegenden Kraft, welche fich unter der doppelten Geftalt von *Irritabilität* und *Tonus* äufsert. Eine dritte (?) alterirende, digerirende, affimilirende Eigenfchaft fteht den Erfcheinungen der Mifchung und Entmifchung vor, deren vorzugsweife das Zellengewebe fähig ift. — Die *Säfte* müffen mit unter die Stylteme geordnet werden, welche ihnen zu Behältern dienen: das Blut unter das Fafergewebe; die Lymphe, die Verdauungsfäfte, die Ausdünftungsmaterie, der Harn u. f. w. unter das zellichte Gewebe. — Die Natur drückte den organifchen Syftemen verfchiedenartige mechanifche, chemifche und vitale Eigenheiten ein, und theilte jeglichem feine befonderen Functionen zu. Die Nerven find die materielle Bafis jener doppelten Senfation, welche die inneren Acte der Thier-Ökonomie regelt, oder unfer Dafeyn, als neben dem, was uns umgiebt, beftehend, darftellt. Der Blutumlauf, das Athmen, die Muskelbewegung gehören dem Faferfyfteme; die Verdauung, die Einfaugung (und Aushauchung), die Ausfonderungen und die Ernährung gehören dem Zellengewebe an. — Das Vorherrfchen eines diefer Syfteme bildet die verfchiedenen *Temperamente*, fo dafs das nervöfe, das fanguinifche und das pituitofe (das fenfible, irritable und indifferente?) Grundtemperamente und alle übrigen nur Abarten oder Complicationen derfelben find. — Unzählige Einflüffe haben die ftete Tendenz, das Spiel der organifchen Gewebe zu ftören; diefe aber find ihrem Baue und ihren Functionen nach fo fehr verfchieden, dafs fie nur einzeln, nur abgefondert von einander, erliegen können (?). Hieraus entftehen 3 Claffen von Krankheiten, deren jede ihr Eigenes in den Symptomen, im Verlaufe, im Zeitmafse und im Wechfel, fo wie in der Art des Eintrittes und Ausganges hat. — Die Krankheiten jeder Claffe laffen fich wieder auf einige primitive Abnormitäten oder fpecififche therapeutifche oder medicinifche (!) Krankheiten zurückführen, welche durch verftärkte oder durch gefchwächte, geftörte oder veränderte Functionen eines Organenfyftems, oder durch fehlerhafte Organifation der ftarren, durch fehlerhafte Mifchung der flüffigen Theile herbeygeführt werden. Sie bedingen eine wefentliche Abänderung des Lebensprincips. Nur Beobachtung und Erfahrung können über ihr Wefen, ihre Urfachen, ihre Wirkungen und Folgen belehren. Sie find nach der Materie und der Thätigkeit, fo wie nach dem gegenwärtigen Zuftande des eben leidenden Syftemes entweder angeboren, oder fie werden durch den Gang der Entwickelungsperioden, durch den Einflufs des Klimas, der Jahreszeiten, der Luftbefchaffenheit, der Temperamente, der Befchäftigungen u. f. w. erft ausgebildet.

Diefe Verletzungen bilden in jeder Claffe eine natürliche Reihe einfacher Ordnungen von ähnlichen und auf diefelbe Art zu behandelnden Krankheiten.

(Dieses findet man jedoch im Verfolge der Classificationen des Vfs. nicht immer zutreffend.) — Die *rein allgemeinen* und *rein örtlichen Affectionen* der einzelnen Systeme geben die *einfachen Krankheitsgattungen*. Diese begreifen unter sich so viele *Arten*, als mögliche Localaffectionen oder verletzte (verletzbare) Theile es giebt. Die Einflüsse des Klimas, der Jahrszeiten u. s. w. machen aus den Arten die *Varietäten*. — Gleichzeitiges Leiden mehrerer Systeme giebt die vierte Classe von complicirten Krankheiten, welche so viele Ordnungen unter sich begreift, als einfache Verletzungen sich combiniren können. Die Reihe derselben würde endlos seyn, könnte die Natur so leicht mehrere Verletzungen gleichzeitig ertragen, schlössen nicht mehrere derselben sich gegenseitig aus, flössen nicht andere zu Einer identischen zusammen, und würden nicht noch andere durch gleichzeitig vorhandene mächtigere beherrscht und gleichsam verschlungen. Sie werden eingetheilt, wie die einfachen Krankheiten, und stehen nun — vorher die Klippe der Nosologen — leicht und natürlich geordnet, wie jene, da. — Auf diese Art bekommen wir folgendes Schema für sämmtliche Krankheiten.

I Classe: Krankheiten des faserichten oder *irritabeln Gewebes.* I Ordnung: Innere Verletzungen. 1 Geschl.: *Phlegmasieen* oder Entzündungen; *Fieber* mit den Varietäten: eintägiges F. u. s. w.; Hirnentzündung, Ophthalmie, Glossitis, Angina u. s. w., Phthisis (??), Zwerchfellentzündung, Magenentzündung u. s. w., Nephritis, mit der Varietät: Nephritis von Harnsteinen, Cystitis, Metritis (warum hier nicht die so wichtige *Psoitis?*), Rheumatismus (?), Rose, Gicht (?). — 2 Geschl.: *Hämorrhagieen:* Epistaxis u. s. w., Meläna, Blutharnen, Hämorrhoiden (aber die ganze *Hämorrhoidalkrankheit* kann doch nicht *hieher* gehören?), Menorrhöe, Amenorrhöe (?). — 3 Geschl.: *Innere Aneurysmen.* — 4 Geschl.: *Adynamieen* oder *faulichte Krankheiten:* Fieber, Rose, Angina, Pleuresie, Peripneumonie u. s. w., Rheumatismus, Scorbut mit der Var.: acuter Scorbut. — 5 Geschl.: *Bisse giftiger Thiere:* der Viper, der Klapperschlange u. s. w. — 6 Geschl.: *Krampfkrankheiten:* Veitstanz u. s. w. — 7 Geschl.: *Dyskinesieen* (Paralysen): Muskellähmung, Asphyxie (Var.: Asphyxie durch Ertrinken, Ersticken u. s. w.). — II Ordnung: *Äussere Verletzungen.* (Offener leerer Raum, wie immer in der Folge.)

II Classe: Krankheiten des nervichten oder *sensibeln Gewebes.* I Ordnung: Innere Verletzungen. 8 Geschl.: *Neuralgieen:* acutes Nervenfieber, Kopf- und Zahn-Schmerz, Krampfasthma, nervose Pleuroperipneumonie, Phthisis, Magen- und Darm-Schmerz (Var.: von mineral. Giften). — 9. *Ataxieen:* ataktisches oder bösartiges Fieber, gelbes F., Pest. — 10. *Convulsionen:* Wasserscheu, Tetanus, Epilepsie (idiopathische und sympathische). — 11. *Schlafsuchten:* Apoplexie, Katalepsis, Narkotismus (durch Pflanzengifte, durch Trunkenheit). — 12. *Hyperästhesieen* (Gefühlserhöhungen): Bulimos, Polydipsie, Satyriasis, Nymphomanie. — 13. *Dysästhesieen:* Amaurose, Taubheit, Geruchs- und Geschmacks-Mangel, Schmerzlosigkeit, Sprachlosigkeit, Anaphrodisie (bey Weibern, bey Männern). — 14. *Gemüths-Krankheiten:* Melancholie (Var.: Heimweh, Erotomanie u. s. w.), Hypochondrie, Hysterie, Manie (anhaltende und regelmäsig periodische oder unregelmäsig periodische), Stumpfsinn, Kretinismus. — II Ordn.: Äussere Verletzungen: ....

III Classe: Krankheiten des zellichten oder *lymphatischen Gewebes.* I Ordn.: Innere Verletzungen: 15 Geschl.: *Katarrhe:* Katarrhal- oder Schleim-Fieber, wesentliches (eigentliches?) Puerperalfieber (?), Quotidian- (?) und Quartanfieber (?), Koryza, Ophthalmie, Angina u. s. w., Phthisis, Darmkatarrh (katarrhal. Ruhr), Blasenkatarrh, Diabetes, *Catarrhus utero-vaginalis*, Harnröhrenkatarrh, venerische Blennorrhöe. — 16. *Polycholieen:* Gallenfieber, Tertianf. (doppeltes Tertianf.)*, gallichter Bauchfluss (Gallenruhr), Gelbsucht. — 17. *Intestinalwürmer.* — 18. *Wassersüchten:* Wasserkopf, *Hydrops acutus ventriculor. cerebri*, Hydrorrhachis, Hydrophthalmie, Froschgeschwulst, Brustfell-, Herzbeutel-, Lungen-Wassersucht u. s. w. — 19. *Acute Exantheme* (hier offenbar am unrechten Orte, indem bey diesen Exanthemen die Haut vorzugsweise als irritables und sensibles Organ afficirt und thätig ist). — 20. *Chronische Exantheme:* Lepra oder (?) Elephantiasis, Galea, Flechten (mit den Unterarten), Tinea, Trichoma. — 21. *Syphilitische Krankheiten.* — 22. *Scrophel-Krankheiten.* — 23. *Scirrhen.* — II Ordn.: *Äussere Krankheiten.*

IV Classe: Complicirte Krankheiten. I Ordn.: Innere Krankheiten: A) des faserichten und nervichten Gewebes. — 24. *Nervose Entzündungen:* entzündliches Nervenfieber, entzündliche nervose Kolik u. s. w. — 25. *Ataktische Adynamieen:* entzündlich-ataktisches Fieber u. s. w. — B) des faserichten und zellichten Gewebes. — 26. *Katarrhalentzündungen:* entzündliches Katarrhalfieber, entzündlich-katarrhalische Ruhr u. s. w. — 27. *Gallichte Entzündungen:* Brennfieber, entzündlich-gallichte Pleuresie u. s. w. — 28. *Katarrhalische Adynamieen:* Katarrhalisch-adynamisches Fieber, adynamisches Kindbettfieber, Angina, Enteritis u. s. w. — 29. *Gallichte Adynamieen:* gallichtes Faulfieber, gallicht-faulichte Rose, Ruhr u. s. w. — C) des nervichten und zellichten Gewebes. — 30. *Katarrhal. Neuralgieen:* schleichendes Nervenfieber u. s. w. — 31. *Gallichte Neuralgieen:* gallichtes Nervenfieber, gallicht-nervose Peripneumonie u. s. w. — 32. *Katarrhal. Ataxieen.* ataktisches Quotidianfieber (*F. quotidiana perniciosa*), bösartiges Quartanfieber. — 33. *Gallichte Ataxieen:* ataktisches Tertianfieber (*F. tertiana perniciosa*) u. s. w. — D) aller Gewebe. — 34. *Etisieen* oder *Marasmen:* hektisches Fieber u. s. w. (?) — II Ordn. *Äussere Krankheiten:* ....

Nach den gelegentlich beygefügten Bemerkungen wird man uns eine weitere Kritik dieser Übersicht gern erlassen. Aufdringen muss sich auch hier die Bestätigung der bekannten

Wahrheit, welche seit Kurzem die Frau *v. Staël* in ihrem trefflichen Werke über Deutschland besonders schön und laut ausgesprochen hat, dass nämlich unsere transrhenanisch-latinischen Nachbaren überall mehr die reale, direct-praktische Seite auffassen und benutzen, wo wir am idealen Bilde oder Gerüste fortbauen, oft ohne jemals zur eigentlichen Anwendung im praktischen Leben überzugehen.

— s.

BERLIN, in der neuen Societäts-Verlagshandlung: C. L. *Donner's Abhandlung über die höchst verderblichen Folgen des inneren Gebrauchs des Arseniks im Wechselfieber, und (über) die Nothwendigkeit, von Seiten des Staats die Anwendung desselben zu untersagen.* 1812. 70 S. 8. (8 gr.)

Die so oft, vorzüglich in der neueren Zeit, besprochene Frage, ob der Gebrauch des Arseniks als Arzneymittel von der Staatspolizey zu erlauben sey, kann unsers Erachtens nur aus einem allgemeinen und höheren Gesichtspuncte befriedigend gelöset werden. — Alle Stoffe und Potenzen der Natur, wenn sie zur Heilung von Krankheiten angewendet werden, sind Heilmittel. Alles, was der Arzt zur Beseitigung der Krankheit anwendet, verdient daher diesen Namen. Die kräftigsten Arzneymittel sind aber offenbar diejenigen, welche am meisten polarisirt sind, und eben deshalb in grösserer Differenz mit den gleichfalls nur durch Polarisirung entstandenen Organen des menschlichen Leibes stehen. — Jeder Arzt, welcher vom Staate als solcher anerkannt wird, und unbedingte *Licentia practicandi* erhält, hat das Recht, auf unbeschränkte Weise nach seinem besten Wissen die Naturkörper zur Heilung der Krankheiten anzuwenden. Mit der *Licentia practicandi* wird er als uneingeschränkter Beherrscher des menschlichen Leibes und der diesen umgebenden Aussendinge öffentlich anerkannt. Jede Beschränkung des ärztlichen Handelns kann daher nur als Eingriff in ein wohlerworbenes, heiliges Recht angesehen werden, und somit kann dem Arzte, dem die unbeschränkte Praxis gestattet ist, der Gebrauch *keines* Arzneykörpers untersagt werden, wenn der Staat nicht inconsequent handeln, und ein in den natürlichen Verhältnissen begründetes Recht kränken will.

So ist's nun auch mit dem Arsenik, als Heilmittel. Er gehört unter die am kräftigsten auf den Organismus einwirkenden Mittel, und diese energische daher zerstörende Wirkung giebt ihm das Prädicat eines der stärksten Gifte. Allein dessen ungeachtet hat kein Staat das Recht, dem geprüften und zur Praxis zugelassenen Arzte den Gebrauch desselben zu untersagen.

Es kommt noch in Betracht, dass, wenn der Staat einmal sich erlaubt, das freye Handeln des Arztes zu beschränken, es dann keine Grenze dieser Erlaubniss giebt. Wie viele andere, mehr oder minder starke, dem Arsenik an intensiver Wirksamkeit nichts nachgebende Gifte, z. B. die Blausäure, die Mercurial- und Kupfer-Präparate, wendet nicht der Arzt an, wie manches Mittel wird nur Gift durch sein momentanes, nur in besonderen Fällen vorhandenes specifisches Verhältniss zum kranken Organismus, wo also alle absolute Bestimmung, ob das Mittel Gift ist oder nicht, wegfällt! Wo soll hier die Grenze des Erlaubten und nicht Erlaubten eintreten, da die Bestimmung des Gegenstandes selbst unmöglich ist? Wollte der Staat einmal eingreifen: so würde er in neue Verwirrungen und Inconsequenzen gerathen, die ins Unendliche gehende neue Modificationen und Bestimmungen erfoderten.

Nach dieser Ansicht haben auch bisher, wenn auch vielleicht der Gründe unbewusst, alle Staaten gehandelt, und unerachtet der vielseitig erhobenen Stimmen gegen die unbeschränkte Erlaubniss der Anwendung des Arseniks hat noch keine Staatsbehörde es gewagt, dieselbe den Ärzten zu verbieten.

Allein auch zugegeben, dass dem Staate die Befugniss zustehe, den Gebrauch eines oder des anderen Arzneymittels, und hier des Arseniks, zu verbieten: so würde, da das Gebot nur allgemein seyn kann, hiedurch der *Materia medica* eines der kräftigsten Mittel entzogen. Um nur nach der Erfahrung zu urtheilen, so giebt es Krankheitsfälle, wo nur in den energischsten Mitteln, wie der Arsenik ist, Hülfe zu suchen ist. Warum diese Mittel, des möglichen Missbrauches wegen, dem Leidenden entziehen, und so das Heilgeschäft beschränken? Berücksichtigen wir hiebey noch eine besondere Krankheit, welche vorzüglich die aufgestellte Frage erzeugt hat, nämlich das kalte Fieber: so tritt das Nachtheilige eines Verbotes des Arsenikgebrauches noch deutlicher hervor. Welcher Arzt wagt es zu leugnen, dass es Fälle giebt, wo das kalte Fieber, nachdem es dem kräftigsten Specificum, der China, widerstanden, nur durch Arsenik geheilt werden kann? welche Erfahrung auch mit der Theorie übereinstimmt, nach welcher das kalte Fieber als eine vegetative Krankheit betrachtet wird, und also auch in dem auf's vegetative System am kräftigsten einwirkenden Mittel, im Arsenik, sein vorzüglichstes Antidotum findet.

Diess sind die Resultate der Untersuchung, ob der Staat berechtiget ist, öffentlichen Ärzten die Anwendung des Arseniks zu untersagen oder zu beschränken. — Eine andere Frage, von gleicher Wichtigkeit, ist, wie der Missbrauch des Arseniks zu hemmen sey. Und hier ist die Antwort auch nicht schwer. Giebt der Staat den Ärzten mit der *Licentia practicandi* die Erlaubniss, jedes Arzneymittel, und so auch den Arsenik, anzuwenden: so halte er strenge darauf, dass nur tüchtigen Männern, im eigentlichen Sinne des Wortes, diese Erlaubniss gegeben werde, und wache mit der grössten Strenge darüber, dass nicht untüchtige Menschen, Scharfrichter, Chirurgen, Rossärzte, Arcanisten, Materialisten, Apotheker, herumziehende Arzneyhändler u. s. w. in das heilige Amt des Arztes eingreifen, und mit einem der grössten Mittel des Arzneyschatzes unbefugtes, frivoles,

zerstörendes Spiel treiben. Und so kommen wir denn immer wieder auf einen alten Satz zurück, dass mit einer guten Organisation des Staates viele, ausserdem so schwierig zu lösende Probleme, so schwer zu bestimmende Beschränkungen, so leicht zu übertretende, fast gar nicht zu controlirende Gesetze wegfallen.

So weit im Allgemeinen über einen für die Staatsarzneykunde höchst wichtigen Gegenstand. Die vorliegende Schrift gehört nicht unter die vorzüglicheren zur Entscheidung der oben aufgeworfenen Frage. Der Vf., überwältiget von dem Gefühle der Unvollkommenheit des menschlichen Wissens, so dass er, fast wie Mephistopheles, alles Streben nach Erkenntniss für fruchtlos hält, und die Speculation bloss als eine Übung des menschlichen Geistes betrachtet, gehört zu den Ärzten, welche in diesem Gefühle ihrer Nichtigkeit die *methodus exspectativa* empfehlen, vor heroischen Mitteln eine heilige Scheu tragen, und desshalb den Arsenik auch nur als Gift kennen. Sein Raisonnement ist ganz kurz. Jedes Wechselfieber könne durch China und deren Begleiter gehoben werden; der Arsenik, welchen, Gott weiss, welcher böse Genius den Ärzten angerathen, störe, selbst in den geringsten Dosen gereicht, durch seine jähe Einwirkung den Gang der Natur, und verursache wegen seiner giftigen Bestandtheile (!) unheilbare Nachkrankheiten, welche dem Kranken einen gewissen Tod bereiten: der Staat müsse also die Anwendung desselben unbedingt untersagen. Die Unrichtigkeit der hier gebrauchten Gründe liegt am Tage, daher auch die Widerlegung unnöthig ist. Vergeblich haben wir hier einer tieferen Würdigung und specielleren Untersuchung der Wirkungen und der Folgen des Arseniks entgegengesehen, und statt dessen nur ein oberflächliches, mit Unrichtigkeiten durchwebtes Raisonnement gefunden. Zu den letzteren gehört noch die Behauptung S. 21, es könne keine *febrifuga specifica* geben; S. 26, die venerische Krankheit sey die einzige, welche durch die Kraft der Natur *allein* nicht bezwungen werden könne, wogegen wir den Vf. nur an die Hundswuth und an den Krebs erinnern wollen. Wir möchten daher dem Vf. keinen bedeutenden Erfolg seiner Schrift zusichern.



KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Vogel: *De pupillae artificialis conformatione libellus.* Auctore *Traugott Guilielmo Gustavo Benedict*, Med. et Chir. Doct., medico et ophthalmiatro apud Chemnicensis in Saxonia practico. Mit 1 Kupfertafel. 1810. 47 S. 8. (16 gr.)

Dieses Specimen schrieb der Vf. nach der Rückkunft von einer Reise nach Wien, welche er zur Ausbildung seiner medicinischen Kenntnisse durch Unterstützung der medicinischen Facultät in Leipzig unternommen hatte. Nachdem er die verschiedenen Methoden der künstlichen Pupillenbildung angegeben und beurtheilt, auch die Indicationen derselben sowohl im Allgemeinen als in Hinsicht der einzelnen Methoden angeführt hat: erzählt er die von ihm, mit glücklichem Erfolge verrichtete Bildung einer künstlichen Pupille in einem durch Explosion von Schiesspulver verletzten Auge. Die Cornea war bis auf eine kleine Stelle mit Narben bedeckt, und die Conjunctiva varicös; die Iris aber unverletzt und der Rand der Pupille etwas sichtbar. Der Kranke hatte Lichtempfindungen. Das andere Auge war ganz staphylomatös. Die Operationsmethode, welche er befolgte, war die von *Beer* angegebene Coretonectomie, nach welcher die Cornea, wie bey der Extraction des Kataractes, nur in einem kleinen Umfang geöffnet, die Iris mit einem kleinen Haken herausgezogen, und ein Stück davon mit der Scheere abgeschnitten wird. Es trat eine Blutung aus den Gefässen der Conjunctiva ein, die sich aber bald stillte. Die Pupille, welche Anfangs sehr klein war, erweiterte sich nach einigen Tagen immer mehr, und nach 4—6 Wochen konnte der Operirte alle Gegenstände unterscheiden. Das Messer, dessen sich der Vf. bediente, war schmäler als die gewöhnlichen Staarmesser von *Beer* (S. Fig. 1 auf der Kupfertafel): indess ist Rec. aus Erfahrung überzeugt, dass man mit dem gewöhnlichen Staarmesser eben so bequem kleine Öffnungen machen kann, als mit dem hier empfohlenen; das andere, Fig. 2, findet er sogar unzweckmässig. Die Operationsmethoden, welche der Vf. recensirt, sind die Coretonectomie von *Cheselden, Beer, Janin, Richter* und *Sharp;* die Coretonectomie von *Wenzel;* die Coretodialysis von *Schmidt* und *Scarpa;* und endlich die Coretonectomie von *Beer.* Die Besorgnisse des *prolapsus iridis* bey einem etwas grösseren Schnitte §. 92 sind ganz nichtig: denn erstlich wird bey der Extraction der Schnitt noch weit grösser gemacht; dann muss ja selbst bey der Coretonectomie ein *Prolapsus* der Iris durch den Haken bewerkstelliget werden, um ein Stück davon abschneiden zu können. Sollte ja die Iris eine Neigung zum Vorfall nach der Operation behalten: so wird ein gelindes Reiben des geschlossenen Augenliedes, eine Rückenlage, bis die Wunde geschlossen ist, und eine aufmerksame Behandlung jeder zu fürchtenden Adhäsion zuvorkommen. Übrigens ist durchaus zu missbilligen, dass der Vf. ohne alle Beweise den Charakter und die Denkungsart von berühmten Männern, wie *Schmidt* und *Himly* sind, in einem zweydeutigem Lichte darstellt, ihnen Verkleinerungssucht, Missgunst, Neid und andere Fehler aufbürdet. Wer dieses so ohne Weiteres thun kann, ladet den Verdacht auf sich, dass er selbst von diesen Fehlern nicht frey sey. — §. 22 Z. 1 muss statt *debilitas* es heissen *sensibilitas aucta.* Wie der Vf. vier Tage nach der Operation Kräuterkissen empfehlen konnte, ist schwer zu begreifen; auch belehrte ihn der Erfolg von der Unzweckmässigkeit dieser Behandlung. Die Latinität ist nicht besonders; die Kupfertafel stellt zwey Messer und das operirte Auge vor.

ff. ff. ff.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1814.

PHYSIK.

1) Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Friedr. Albr. Carl Gren's Grundriſs der Naturlehre.* Herausgegeben von *Ernst Gottfried Fischer*, Ehrenmitglied d. königl. preuſs. Akad. d. Wiſſensch. u. ſ. f. Mit 16 Kupfertafeln. Fünfte, ſehr vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1808. XVI und 800 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Giessen, b. Heyer: *Handbuch der Naturlehre zum Gebrauche für Vorleſungen*, von D. *Georg Gottlieb Schmidt*, Prof. d. Phyſik und Mathem. zu Gieſsen. Zweyte ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Erſte Abtheilung, mit 6 Kupfertafeln. Zweyte Abtheilung, mit 3 Kupfert. 1813. Zuſammen XI und 815 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Beide Werke, welche ſchon in den früheren Auflagen als zweckmäſsige und beſonders für den Unterricht ſehr brauchbare Lehrbegriffe bekannt ſind, verdienen in dieſer vermehrten und verbeſſerten Geſtalt die beſte Empfehlung. In Deutlichkeit und Gründlichkeit des Vortrags übereinſtimmend und gleichſam wetteifernd, unterſcheiden ſie ſich wieder durch die Menge der aufgenommenen Materialien, wie durch die Ordnung, in welcher ſich dieſe an einander reihen. Der Zweck dieſer Anzeige ſey, den Plan beider Schriften im Grundriſſe darzulegen, das Neuhinzugekommene kürzlich zu bemerken, und einige kritiſche Betrachtungen beyzufügen.

No. 1 wendet ſich nach einer Einleitung und der ſogenannten metaphyſiſchen Naturlehre zu den Grundſtoffen und Formen der Körper und ihrer Cohärenz. Von da zu den Phänomenen der Schwere im Allgemeinen und ihren Erſcheinungen an feſten, liquiden und luftförmigen Körpern. Hierauf folgt die Lehre von der Wärme, vom Lichte, von den ſchweren einfachen Stoffen und ihren Verbindungen, von der Elektricität und dem Magnetismus. Eine nähere Betrachtung der Erde macht den Beſchluſs. — Dieſen Plan hatte der für die Naturwiſſenſchaften zu früh verſtorbene *Gren* mit groſser Vollſtändigkeit und Deutlichkeit, auch meiſt ſehr gründlich ausgeführt. Vorzüglich erwarb dieſe ſeltene Klarheit des Vortrags ſeinem Buche viele Verehrer. Doch zeigte ſich auch, daſs der *mathematiſche* Theil der Schrift nicht immer mit gehöriger Schärfe dargeſtellt war, welches den gründlichen Lehrer, der ſich dieſes Werks als Leitfadens bediente, nöthigte, an manchen Stellen Berichtigungen und Verbeſſerungen anzubringen. Dergleichen *ſchriftliche* Noten haben bey dem öffentlichen Unterrichte mehr als einen Nachtheil. Daher müſſen wir ſchon um deſswillen dieſe neue Ausgabe billigen, weil der Herausgeber ſich vorzüglich die Verbeſſerung dieſer mathematiſchen Lehren angelegen ſeyn lieſs. Auſserdem hat die neue Auflage noch darin einen Vorzug vor den früheren, daſs ihr die wichtigſten neueren Entdeckungen beygefügt worden ſind. Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns zum Einzelnen.

§. 3 der Einleitung bemerkte der Vf., daſs für uns keine anderen Veränderungen des Zuſtandes der Dinge gedenkbar ſeyen, als ſolche, die ihr räumliches Verhältniſs betreffen, und ſchlieſst daraus, daſs *Kraft* dasjenige ſey, was Bewegung hervorbringt oder aufhebt. — Dieſs erklärt der Herausgeber für falſch, weil man ſich umſonſt bemühen würde, die materielle Verſchiedenheit der Körper als bloſs räumliche Verhältniſſe darzuſtellen, und die Erſcheinungen des Organismus, des Lebens, Empfindens, Denkens und Wollens aus der Theorie von Rad und Getriebe zu erklären. Nach unſerer Überzeugung trifft dieſes harte Urtheil den ſcharfſinnigen *Gr.* nicht. Dieſer ſprach hier wohl nur von den *bloſs körperlichen* Kräften, d. h. von ſolchen, welche wir den phyſiſchen und chemiſchen Erſcheinungen in der Körperwelt unterlegen. An *bloſs geiſtige* Kräfte unſerer Seele dachte er hiebey ſicher eben ſo wenig, als er ſolche mit unter jenen begreifen wollte. Die Meinung aber, daſs keine phyſiſche oder chemiſche Veränderung an oder in einem Körper ohne Bewegung geſchehen könne, unterſchreiben wir aus voller Überzeugung. Recht verſtanden, wird ſie nicht nur keine Quelle groſser Verwirrungen, ſondern eine allgemeine und fruchtbare Anſicht der Phänomene unſerer Sinnenwelt. — Wenn der Herausg. §. 9 die Ausdrücke: der Verſtand legt die Geſetze in die Natur, und: die Zurückführung eines Phänomens auf Naturgeſetze ſey noch keine Erklärung deſſelben, zum Theile rüget: ſo bemerken wir, was das Erſte betrifft, daſs dieſer Satz nur nicht zum Beſten ausgedrückt iſt. Denn wenn man z. B. das hydroſtatiſche Geſetz aus einer unzähligen Menge von Beobachtungen durch

Abstraction bildet: so ist dieses Gesetz wohl *aus der Natur entnommen*, und darf *sodann* auch wieder (wenn es nur seine volle Richtigkeit hat) *in die Natur eingetragen* und *an der Natur angewendet werden*. Nie darf dieses aber so viel heissen, als könnte der Mensch *nach Belieben* Gesetzgeber der Natur seyn. — In Betreff des zweyten Ausdruckes ist zu bedenken, dass die *blosse Kenntniss* der Naturgesetze niemals dem Forschungsgeiste des Physikers genügt, der nicht das *Wie*, sondern *Warum* etwas geschehe, zu erfahren trachtet. In sofern ist es sehr richtig, dass die blosse Kenntniss der Naturgesetze noch kein *gründliches* Einsehen in das Wesen der Erscheinungen sey. Dass bey dem schiefen Stosse elastischer Massen gegen harte Ebenen der Reflexionswinkel dem Einfallswinkel gleich ist, lehren unzählige Erfahrungen als *Thatsache*. Dass dieses Gesetz aber in der Natur dieser Massen so begründet ist, dass es durchaus bey ihnen Statt finden *muss*, ist kein blosses Factum mehr, sondern ein durchaus *nothwendiger* Erfolg. Eine klare Einsicht in die Nothwendigkeit des Reflexionsgesetzes macht die *Erklärung* desselben aus, und bringt unsere Kenntniss davon auf die höchste Stufe der Vollendung. — Nach unserer Überzeugung können daher aus den beiden obigen Sätzen des Vfs. keine Irrungen entspringen, wenn man sich bemüht, ihren wahren Sinn zu erforschen. — §. 16 bemerkt der Herausg., dass alle gründliche Erkenntniss der Natur nur auf die Kenntniss der Naturgesetze hinauslaufe: eine Bemerkung, der wir desshalb unseren Beyfall versagen müssen, weil uns die Kenntniss der Naturgesetze immer noch nicht über das Gebiet des bloss historischen Wissens erhebt. Das Wissen aus Gründen muss aber der höchste Zweck des Naturforschers seyn. — Bey dem Eintritte in die sogenannte metaphysische Naturlehre stellt der Herausg. die Frage auf, ob es möglich sey, eine wirklich rationale Wissenschaft auf den anerkannt empirischen Begriff der Materie zu bauen. Unseres Dafürhaltens hängt ihre Beantwortung von dem Begriffe ab, welchen man mit dem Worte: *metaphysische Naturlehre*, verbindet. Offenbar hat die Physik zwey Quellen, woraus ihre Lehren entspringen: Erfahrung und Raisonnement. Beide, gehörig benutzt, liefern gleich richtige Resultate. Den Begriff des Materiellen selbst *a priori* deduciren zu wollen, halten wir für metaphysischen Unsinn. Wenn der Herausg. zu §. 31 sagt, nur der feste Körper habe eine selbstständige Figur: so scheint uns diess nicht ganz richtig ausgedrückt. Muss nicht jede noch so grosse oder noch so kleine Masse eines liquiden Körpers, sich selbst überlassen, mittelst der ihren Theilchen beywohnenden Anziehungskraft, eine Kugel bilden? — Gegen das Phänomen der Undurchdringlichkeit der Materie erinnert der Herausg. zu §. 32, dass bey chemischen Vereinigungen zweyer Stoffe zu einem neuen homogenen Ganzen diese Stoffe sich in ihrem innersten Wesen durchdringen müssten. Allein die Dynamiker beantworten diess durch den bekannten Unterschied zwischen der mechanischen und chemischen Durchdringung; die Atomisten durch eine höchst weit fortgesetzte körperliche Theilung und Vermengung dieser Stoffe, welche den feinsten sinnlichen Wahrnehmungen als eine eigentliche Vermischung erscheint. — Da der Herausg. kein Vertheidiger des dynamischen Systemes ist, sondern vielmehr häufige Bemerkungen dagegen vorbringt: so hat es uns gewundert, dass Er jene Lehre nicht in ihrer Wurzel erfasst, und bey §. 35 u. ff. die grossen Schwierigkeiten gezeigt hat, welche zu überwinden sind, wenn man die Entstehung des Materiellen aus einem Conflicte zweyer Grundkräfte ableiten will. Nach unserer Überzeugung kann kein Dynamiker dieses Urproblem befriedigend lösen. — Die Bemerkungen über *Masse* §. 49 haben unseren vollen Beyfall. — Bey §. 61 scheint es uns am meisten zu befriedigen, wenn man das *Beharrungsvermögen* zuerst aus der Erfahrung ableitet, und sodann auch theoretisch nachweiset, um *Newton's* erstes Gesetz zu begründen. — Bey der Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung hat der Herausg. noch den bekannten arithmetischen Beweis ihrer Gesetze beygebracht; was wir sehr billigen, weil die Vielseitigkeit der Ansicht überall vortheilhaft ist. — Der Beweis, welchen *Gren* von dem sogenannten Parallelogramme der Kräfte §. 85 gab, ist äusserst unbefriedigend. Der Herausg. sucht ihn in den beygefügten Anmerkungen zu verbessern. Er ist jedoch zu kurz, und für Anfänger nicht verständlich und überzeugend genug vorgetragen worden. — Die Lehre von der Centralbewegung und den Centralkräften (§. 101), die bey *Gren* meist aus *van Swinden's positiones physicae* genommen war, ist von dem Herausg. mit bedeutenden Verbesserungen umgearbeitet worden. Einige Druckfehler sind darin stehen geblieben, z. B. No. 2 muss Z. 9 v. o. nach dem Worte *Grundlinien* das Wort *umgekehrt* gesetzt; No. 5 anstatt *näher* gelesen werden *grösser*; No. 15 Z. 5 statt *Kräfte* — *Kreise*. — Bey der vorausgeschickten allgemeinen Anmerkung zu §§. 102 u. ff. missfällt uns der Ausdruck in No. 2, dass bey gleicher Geschwindigkeit zwey Lothe Masse unstreitig *doppelt so viel Bewegung* haben, als ein Loth. Es sollte heissen, die doppelte Masse habe hier auch eine *doppelt so grosse Bewegkraft*. Überhaupt scheint der Herausg. sich hier nicht gehörig in den Sinn des Vfs. einstudirt zu haben. *Gren* legt hier wohl den Satz zum Grunde, dass die Materie, als solche, und ohne von einer ihr inhärirenden Kraft nach einer bestimmten Richtung ursprünglich getrieben zu werden, den auf sie einwirkenden Bewegkräften keinen Widerstand leiste. Daher sucht er den Widerstand der verschiedenen Massen nicht in diesen Massen als solchen, sondern lediglich in der ihnen beywohnenden Kraft der Schwere, vermöge welcher sie ursprünglich nach bestimmter Richtung getrieben werden. Ohne diese Schwerkraft würde nach *Gren* die kleinere Masse nicht mehr Widerstand leisten als die grössere, d. h. beide würden den auf sie einwirkenden Bewegkräften ganz und gar nicht widerstehen. Ob diese Ansicht zu billigen sey oder nicht, ist eine Frage, deren Beant-

wortung nicht unwichtig, aber nicht hieher gehörig ist. — Der Bemerkung zu §. 121, dass die Dynamiker nimmermehr im Stande sind, die materielle Verschiedenheit der Körper mit der verschiedenen Intensität ihrer Anziehungs- und Repulsiv-Kraft befriedigend abzuleiten, treten wir aus voller Überzeugung bey. Das dynamische System verliert sich hier am Ende in ein Phantasiespiel mit Kräften. — Auch rügt der Herausg. mit Recht §. 126 das Unstatthafte des Unterschiedes zwischen Contractilität und Elasticität, und §. 132 den allzugewagten Vortrag bloßer Hypothesen in dem Tone von entschiedenen Wahrheiten. Eben so ist dessen Vorerinnerung zu den Adhäsions-Erscheinungen an ihrer rechten Stelle, und in der Anmerkung zu §. 169 — 195 deutet er mit Recht auf die *berthollet'sche* Verwandschaftslehre hin. Die Hauptzüge dieser scharfsinnig ausgedachten Theorie hätten in der Kürze hier mitgetheilt werden sollen. Dem ersten Anfänger stehen selten solche Schriften zu Gebot, woraus er weitere Belehrung schöpfen kann. — Die Sätze vom freyen Fall der Körper §. 218 f. hätte der Herausg. leicht mit grösserer mathematischer Schärfe darstellen können, so wie er es in der Lehre von dem Pendel und in den schönen Anwendungen von der Centralbewegung zu §. 271 gethan hat. — Die Zusätze zur Mechanik und Hydrostatik sind von geringerem Belange. — In der Vorerinnerung zur Lehre von den Phänomenen schwerer expansibler Flüssigkeiten macht der Herausg. recht brauchbare Bemerkungen über die Worte Dampf, Dunst, Gas und Luft. Bey luftförmigen Körpern gebraucht er Expansibilität oder Ausdehnsamkeit für das Vermögen, sich immer in grössere Räume auszubreiten. Das Wort Elasticität bezieht er nur auf feste Massen. Könnte man aber nicht sagen, die luftförmigen Körper seyen sowohl elastisch als expansibel? Denn eine Luftmasse = 1 lässt sich in den Raum ½ durch äussere Kräfte zusammenpressen, so wie sie das Vermögen besitzt, sich auch in dem leeren Raume = 2 zu verbreiten. Jenes Phänomen begründet ihre Elasticität, dieses ihre Expansibilität. — Was der Herausg. §. 488 gegen *Gren's* Schluss zum Beweise des Daseyns eines eigenthümlichen Wärmestoffs bemerkt, hat seine Richtigkeit. Doch giebt es andere Gründe für dessen Annahme, und zum Glücke bleiben die Gesetze über Bindung und Entbindung der Wärme u. s. f. unveränderlich dieselben, man mag sich unter der Wärme einen feinen Stoff oder eine blosse Qualität gedenken. — Zu §. 498 werden die höchstmerkwürdigen Versuche beygebracht, welche *Gay-Lussac* in Paris und *Dalton* in Manchester über die Ausdehnung der Luftarten sowohl als der Dämpfe angestellt haben, woraus das Resultat hervorging, dass diese expansiblen Flüssigkeiten von dem Frost- bis zum Koch-Puncte sehr genau um ⅜ ihres Volumen bey dem Frostpuncte ausgedehnt werden. — Eine gehaltvolle Note steht auch an der Spitze zu den §§. 511 — 545 von dem freyen Wärmestoffe und dessen Verbreitung. Überall leuchtet des Herausg. löbliches Bestreben hervor, das bloss Problematische von dem durch Erfahrung als wahr Erkannten zu sondern, und den Ausbruch bloßer Hypothesen zu zügeln. — Der Lehre von der unmerkbaren Verdünstung des Wassers und dem bekannten Streite darüber wird eine gehaltvolle Anmerkung beygefügt. Zur Entstehung des expansiblen Wasserdamfes, sagt der Herausg., ist eine auflösende Kraft der Luft nicht nothwendig: denn sonst könnte er sich im leeren Raume nicht bilden; aber zur Entstehung einer *gleichförmigen Mischung* des Dampfes mit der Luft ist eine solche Auflösungskraft nothwendig. — Diese Betrachtung kann die Anhänger von *De Luc* und *Le Roi* mit einander aussöhnen. — Auch in der Lehre von der Gasbildung kommen zu §. 601 und 604 gegründete Bemerkungen vor. — Bey der Optik finden wir manche wichtige Andeutungen und Verbesserungen, z. B. die befriedigendere mathematische Darstellung der Sätze §. 708, worin die Brennweite der verschiedenen Linsengläser bestimmt wird; dann den Zusatz zu §. 798, worin *Gren* das Vibrations- und Emanations-System darstellt und kritisirt. Sehr gegründet wird hier bemerkt, dass nicht die *euler'sche* Vibrationslehre, sondern dessen Dioptrik, worin von Anfange bis zu Ende keine Sylbe von dieser Hypothese vorkömmt, eine neue Epoche in der Optik begründet habe. Mit den gehörigen Beschränkungen giebt der Herausg. dem Emanationssysteme den Vorzug, den es auch wirklich (aber nur als Hypothese betrachtet) seiner Einfachheit wegen verdient. — Bekanntlich hat *Gren* über die Natur des Lichtes eine eigenthümliche Hypothese durchgeführt. Nach ihr besteht dasselbe aus einer eigenen nicht expansiblen Basis und dem expansiblen Wärmestoffe. Jene Grundlage nannte er Phlogiston, und suchte durch Beybehaltung dieser ältern Benennung, welche vielen Chemikern so theuer geworden war, das alte und neue System zu vereinigen. So viel nun auch diese neue Lehre für sich hat, und so sehr sie der Prüfung der neueren Chemiker empfohlen zu werden verdient: so wenig ist sie jedoch als eine entschiedene chemische Wahrheit zu betrachten, und *Gren's* Manen werden es dem Herausg. gewiss verzeihen, dass er in dem Contexte statt der Worte: Theorie und System, den bescheidenen Ausdruck Hypothese gesetzt hat. — Auch der wichtige Abschnitt von den schweren einfachen Stoffen und ihren Verbindungen hat bedeutende Verbesserungen, Zusätze und Andeutungen erhalten. Hieher gehört die Anmerkung zu §. 543 über die sorgfältige Scheidung des *Wesentlichen* und bloss *Hypothetischen* in dem Systeme der neueren Chemie. Sehr scharf sondert der Herausg. überall die *Thatsache* von demjenigen ab, was sich so leicht als unsichere und problematische Erklärung mit derselben zu verbinden pflegt. — Bey den Resultaten des Eudiometers ist das Neuere eingeschaltet. — Bey den Neutralsalzen §. 886 f. stehen einige erläuternde Zusätze. — Die Bemerkung zu §. 955, dass die geringe Menge der fühlbaren Wärme, welche bey Absorption des kohlensaueren Gases entsteht, nicht zum Vortheil der hypothetischen Bildung der Gase

ſpreche, ſpricht wohl auch nicht direct *gegen* dieſe Lehre, da dieſes Gas, ſeines groſsen ſpecifiſchen Gewichtes wegen, eine kleinere Wärmefähigkeit hat, als andere Gaſe, folglich auch bey ſeiner Zerſetzung eine geringere Menge von Wärme entbindet. — Nach der *bergmanniſchen* Verwandtſchaftslehre iſt die Affinität zweyer Stoffe eine *veränderliche* Kraft, welche ſie durch Wärme vermiſcht und vermindert wird. *Berthollet's* Lehre braucht der Affinität dieſen Zwang nicht anzulegen, vgl. die Anmerkung zu §. 1085. — Noch machen wir auf die ſehr wichtigen Anſichten des Herausg. über die Zuſammenſetzung organiſcher Körper (§. 1132) und über die Gährung (§. 1210) aufmerkſam, welche abermals den beſonnenen Naturforſcher beurkunden. — Die Lehre von der Elektricität, welche von *Gren* recht gut, und ziemlich vollſtändig bearbeitet worden iſt, hat nicht ſo viele Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten. Der gewöhnlichen Behauptung, daſs die Elektricität, welche einem leitenden Körper mitgetheilt wird, nicht in deſſen Inneres eindringe (§. 1247), ſondern lediglich auf ſeiner Oberfläche hafte, ſetzt der Herausg. entgegen, daſs er nicht begreife, wie die Elektricität durch Waſſer, welches in einer Glasröhre eingeſperrt iſt, oder durch Metalldräthe, welche luftdicht in Siegellack eingeſchmolzen ſind, fortgepflanzt werden könne. Dieſer Einwurf ſcheint uns gegen jene Behauptung nichts zu beweiſen. Denn in jenem Falle wird die Elektricität auf der mit dem Glaſe in Berührung ſtehenden Waſſerfläche, in dieſem hingegen auf der das Harz unmittelbar berührenden Metallfläche fortgeleitet. Daſs in beiden Fällen dieſe Leitungsflächen mit Nichtleitern zunächſt umgeben ſind, kann ihrer Fortleitungskraft ſo wenig hinderlich ſeyn, als dieſes die *trockene* Luft iſt, welche einen iſolirten und elektriſirten Leiter allſeitig unmittelbar berührt. — Wenn die elektriſche Kraft in die Maſſe ſelbſt eindränge: müſste ſich nicht eine Verſchiedenheit zeigen, wenn man zwey Conductoren von durchaus gleicher Geſtalt und Gröſse, wovon der eine von maſſivem Meſſing, der andere dagegen von dem nämlichen Metalle, aber hohl iſt, auf gleiche Weiſe elektriſirt? Der Erfolg bleibt aber in beiden Fällen derſelbe. — Übrigens wäre es allerdings erfreulich, dieſe elektriſche Flächenkraft durch directe und entſcheidende Verſuche beſtätigt und unumſtöſslich erwieſen zu ſehen. Wir werden anderswo die Reſultate unſerer deſsfallſigen Bemühungen bekannt machen. — §. 1551 behauptet *Gren*, daſs die leidener Flaſche, welche auf ihrem inneren Belege nach *Franklin* entweder poſitiv oder negativ geladen iſt, im vollkommen iſolirten Zuſtande an jeder *einzelnen* Belegung keine Elektricität zeige. Dieſem widerſpricht der Herausg., und beruft ſich auf die Erfahrung, daſs man bey Berührung der inneren Belege mit einem Leiter kleine ſtechende Funken erhält, wodurch ſich die Flaſche allmählich entlade. Allerdings iſt dieſe Erfahrung gegründet; allein *nur dann* zeigen ſich dieſe kleinen hervorſtechenden Fünkchen, wenn die Flaſche *nicht vollkommen* iſolirt iſt. Woher ſie in dieſem Falle entſtehen, und wodurch nun allmählich die Flaſche entladen werden müſſe, iſt ſo einfach zu erklären, daſs wir es hier übergehen dürfen. Eben ſo leicht erklärt man die Erſcheinung, daſs die *äuſsere* Belegung allein keine Elektricität zeiget, wenn ſie mit der Erde in leitender Verbindung ſteht. Der Herausg. hat alſo hier die *Conditio ſine qua non*, obwohl ſie deutlich ausgedrückt iſt, überſehen. — In der Lehre von der galvaniſchen Elektricität iſt eine Beſchreibung der *voltaiſchen* Säule und ihrer merkwürdigſten Erſcheinungen beygefügt, und hiedurch eine weſentliche Lücke der früheren Ausgabe ausgefüllt worden. — Die Abhandlung von dem Magnetismus hat nur ſehr wenige Zuſätze erhalten, was wir auch billigen, in ſofern man lediglich auf die Erſcheinungen und Geſetze ſieht. Daſs aber von der *Theorie* der magnetiſchen Kraft ganz und gar nichts beygebracht worden, müſſen wir um ſo mehr tadeln, als man im Stande iſt, die Hauptphänomene aus der Annahme vom +M und —M faſslich abzuleiten, wodurch der Magnetismus in mehrere Berührungspuncte mit der Elektricität geſetzt wird, welche ihre Erſcheinungen aus +E und —E ableitet. — Das letzte Hauptſtück von der näheren Betrachtung unſerer Erde iſt, auſser einem etwas kurz ausgefallenen § über die Meteorſteine nur mit wenigen Bemerkungen bereichert worden.

(*Der Beſchluſs dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Erſte Verſuche in der Dichtkunſt* von *Franz Jäger*. 1813. 84 S. 8. (9 gr.)

Als die erſten Proben, die der Vf. von ſeinem poetiſchen Talente ablegt, verdienen dieſe Gedichte zur Aufmunterung des beſcheidenen Herausgebers einiges Lob, weil ſie — zwar keine auſserordentliche Kraft, aber doch Anlage und Eigenthümlichkeit verrathen, die künftig bey gröſserer Reife und Ausbildung des Geiſtes, beſonders in der leichten Poeſie, einiges Gute erwarten läſst. Naivetät und ein *treuer Ausdruck* iſt ihr Hauptcharakter und Hauptverdienſt, indem ſich der Vf. bemüht, das, was er meint und empfindet, beſtimmt mit ſeinen Worten wiederzugeben, was der erſte Weg zur Poeſie und weit löblicher iſt, als ſeine Blöſse mit fremdem Bombaſt zu behangen. Dabey iſt er aber noch dem gewöhnlichen Fehler, der dieſes Benehmen begleitet, ausgeſetzt, daſs er oft nackt und nüchtern, nicht ſelten proſaiſch und zuweilen gar, ſtatt komiſch, gemein erſcheint, was er aber künftig gewiſs mehr fühlen und vermeiden wird. Es iſt überhaupt zu bemerken, daſs Naivetät noch kein Witz iſt, und daſs deſshalb ein Dichter mit naiven Ausdrücken, die zugleich witzig ſeyn ſollen, ſehr auf ſeiner Hut ſeyn muſs, wenn er nicht, ſtatt natürlich, dürftig ſich zeigen will. Im *David* und *Goliath* ſind ſo viele gelungene, Lachen erregende Stellen, daſs man die Anlage des Vfs. zum Naiv-komiſchen gar nicht verkennen kann; aber was ſoll man in dem Gedichte *an die Naſe* zu dem Aufzählen verſchiedener Dünſte und zu manchen anderen geiſtleeren Äuſserungen ſagen? Eben ſo ſcheint der jugendliche Vf. zu erotiſchen Scherzen und Liedern Neigung und Talent zu haben; aber wie weit iſt der Keim noch von der vollen Blüthe entfernt! Möge ein natürliches Gedeihen und ſorgfältige Pflege den Wachsthum fördern, daſs die Eigenthümlichkeit immer völliger und vollendeter hervorgehe, und wirkliche Poeſie werde und bleibe, worin klar und lauter Geiſt und Herz erklingt.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

PHYSIK.

1) Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Friedr. Albr. Carl Gren's Grundriss der Naturlehre.* Herausgegeben von *Ernst Gottfr. Fischer* u. s. w.

2) Giessen, b. Heyer: *Handbuch der Naturlehre zum Gebrauche für Vorlesungen* von D. *Georg Gottlieb Schmidt* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nr. 2 zeichnet sich in dieser zweyten Auflage vor der ersten ebenfalls sehr vortheilhaft aus. Es beginnt mit einer Einleitung von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, und den Bewegungsgesetzen im Allgemeinen. Darauf folgt die Lehre von der Schwere fester, liquider und luftförmiger Körper; dann die chemische Physik, nämlich die Lehre von der Affinität überhaupt, von den Gasarten und der Wärme. Die Lehre von dem Lichte, der Elektricität und dem Magnetismus macht den Beschluss der *ersten* Abtheilung. Die *zweyte* trägt das Wissenswürdigste von dem Weltsysteme und der Erde überhaupt vor, und schliesst mit Betrachtung der festen Theile, des Meeres und der Atmosphäre unseres Erdkörpers. — Da der Vf. schon längst als ein gründlicher Naturforscher, und seine Schrift auch in der ersten Ausgabe als ein sehr brauchbarer Lehrbegriff bekannt ist: so wollen wir hier nur bemerken, dass nach unserer Überzeugung nichts mit Stillschweigen übergangen wurde, was seit zwölf Jahren in der Naturlehre als etwas Wichtiges und Lehrreiches entdeckt worden ist. Was der Schrift zum vorzüglichen Lobe gereicht, ist die *mathematische* Bearbeitung derjenigen physischen Lehren, welche bis jetzt der Herrschaft der Grössen-Lehre unterworfen werden konnten. Wo solche Bearbeitungen möglich sind, erscheint die physische Wahrheit in ihrem herrlichsten Glanze. Daher müssen wir die Art, wie der Vf. die Natur studirt, als eine ächt naturphilosophische rühmen. Entfernt von metaphysischen Grübeleyen und eiteln Hypothesen, hält er sich an die fruchtbare Quelle der Erfahrung, und erhebt sich durch mathematische Behandlung dieser Materialien zu den überzeugendsten Resultaten. Alle einzelnen Verbesserungen und Zusätze, welche diese neue Auflage von der ersten unterscheidet, hier besonders herauszuheben, würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Wie viel sie betragen, lässt sich daraus abnehmen, dass bey einem weit grösseren Formate das Buch um 73 Seiten vermehrt worden ist.

Sollen wir zum Schlusse ein vergleichendes Urtheil über beide Werke aussprechen: so können wir in Rücksicht der Deutlichkeit und Gründlichkeit der Darstellung und des ächt physischen Geistes, der darin waltet, keinem vor dem andern den Vorzug zugestehen. In Hinsicht des Gebrauchs bey dem Unterrichte möchten wir Nr. 1. vorzüglich Solchen empfehlen, welche sich dereinst dem Studium der Chemie zu widmen gedenken, weil vorzüglich die chemischen Lehren mit grosser Ausführlichkeit darin abgehandelt sind. Auch setzt es im Ganzen weniger ausgebreitete mathematische Vordersätze voraus. Nr. 2 eignet sich besonders deshalb zum *akademischen* Unterrichte der Physik, weil es ausser den gewöhnlichen Lehren auch noch die Astronomie aufgenommen hat. Ob es aber in Rücksicht seiner mathematischen Ausführungen von allen akademischen Bürgern verstanden werde, müssen wir leider bezweifeln, da das Studium der Mathematik auf Lyceen immer noch nicht so getrieben wird, wie es, als eine zur Physik unentbehrliche Hülfswissenschaft, betrieben werden könnte und sollte. Solche Unvorbereitete müssen sich folglich oft, statt einer beruhigenden Einsicht der Gründe, mit der bloss historischen Kenntniss der Resultate begnügen.

Δ

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für gerichtliche Ärzte und Wundärzte bey gesetzmässigen Leichen-Öffnungen.* Entworfen von D. *Theodor Georg August Roose*, Prof. zu Braunschweig. Vierte verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Auflage von *Carl Himly*, Prof. zu Göttingen. 1811. XVI und 236 S. kl. 8. (20 gr.)

Wie allgemein der Werth dieses 1799 zum ersten Male herausgekommenen Taschenbuchs anerkannt worden, beweisen die wiederholten Auflagen desselben, wovon diese neueste durch Hn. *H.* theils in Einschaltungen durch Klammern, theils in untergesetz-

ten Anmerkungen, beträchtliche Zusätze erhalten hat. Als seinen unmittelbaren Vorgänger nennt der verstorbene Vf. *Brinkmann*; doch geht er von ihm ab in Plan und Ausführung.

I. *Allgemeine Regeln.* Sorgfältige Aufzählung der zu einer vollständigen Leichen-Öffnung nöthigen Instrumente und Erfodernisse. Zweckmäfsig findet der Vf., auch ein gutes anatomisches Kupferwerk zur Hand zu haben. Dafs man das, worüber man bey der Untersuchung keine völlige Gewifsheit erlangen könne, mit Stillschweigen übergehen soll, wie das medicin. Collegium des russischen Reichs vorschreibt, überlasse wohl dem Urtheile der Medicinalpersonen zu viel, die ja eigentlich nur beobachten, nicht urtheilen sollen. Vorsichtsregeln zur Sicherheit der Secirenden: Hände und Vorderarme zuvor mit Öl oder Quecksilbersalbe (?) einzuschmieren. Vor der Section empfiehlt Hr. *H.* dem Richter, Vorsorge zu tragen, dafs bey einem Kinde die etwa in der Nähe befindliche Mutter, bey einem Getödteten der Verwunder die Leiche anerkenne. — Zu bemerken sey, wenn Todtenflecke bey grofser Bläffe fehlen. Angabe der Farbe der Haare, zur Vergleichung mit später gefundenen (*H.*). Ausmessung der Verletzungen durch Zollstab, Faden, Tastercirkel (*H.*). Excoriationen als Folge von Verletzungen nach dem Tode sind nur ein hornartiges Eintrocknen der Haut (*H.*). Autoritäten sind anzuführen nur als Bestätigung von Thatsachen bey völlig gleichen Umständen, nicht von Meinungen. II. *Untersuchung des Kopfes.* Auch die Augen müssen genau untersucht werden. Ob die pacchionischen Drüsen in der Hirnschale sehr tiefe Gruben gemacht haben (*H.*). Dafs die Hirnerschütterung keine bey der Zergliederung aufzufindenden Spuren im Gehirne zurücklasse (?). Ob an der verletzten Stelle die weiche Hirnhaut verdickt ist, und sich besonders leicht abziehen läfst, wie bey Entzündungen derselben (*H.*). Nothwendigkeit der Untersuchung der Bauch- und Brust-Höhle bey Kopfverletzungen, mit einem von Hn. *H.* selbst beobachteten Falle bewiesen. III. *Untersuchung der Rückenwirbelhöhle.* Bey Verletzungen im Genicke mufs nach gehöriger Untersuchung des Halses der Kopf mit dem Halse vom Rumpfe getrennt, und dann der Rückenmarkcanal mit der Basis des Schädels von der Seite her aufgesägt werden; kein Meifseln! — Wenn die Hauptverletzung am Halse gewifs oder zu vermuthen ist: so mufs dennoch erst der Kopf geöffnet werden (*H.*). (Von der nöthigen Vorsicht bey Untersuchung der Halsverrenkung f. *Ludwig Advers. med. pr. Vol. II p. 266 sq.*) IV. *Untersuchung des Halses und der Mundhöhle.* Über die Entstehung des Aneurysma von Streifung der Häute der Karotiden, und dessen von *Metzger* vorgeschlagene Heilung. — V. *Untersuchung der Brust.* — VI. *Des Unterleibes.* Wie wenig aus der Gegenwart oder Abwesenheit des Scheidenhäutchens gefolgert werden könne. (Fast zu umständlich.) Von der veränderten Beschaffenheit des Muttermundes auch bey Lebenden; ingleichen von Verletzungen oder gänzlichem Wegschneiden des männlichen Zeugungsgliedes. Bey allen Magenverletzungen ist besonders Rücksicht zu nehmen auf die durch heftige Erschütterung desselben leicht erfolgende Überreizung des Nervensystems. Genaue Untersuchung, ob nur solche Stellen der Gedärme besonders roth sind, die nach unten lagen, wie z. B. bey der gewöhnlichen Rückenlage die dem Rücken zu liegenden Theile und Wände der Gedärme (*H.*). Zusammenpressung der Gallenblase durch krankhaft gebildete Geschwülste, in einem an plötzlich eingetretenem Erbrechen schnell verstorbenen Kinde. VII. *Untersuchung erstickter Personen insbesondere.* Schäumende Feuchtigkeit in den Lungen und der Luftröhre beweise nichts, da sie bey Allen, die durch Schreck oder heftige Erkältung, oder überhaupt apoplektisch im Wasser sterben, fehlt, und bey jeder anderen Art von Erstickung gegenwärtig seyn kann, wie *Roose* selbst bey einem Erhenkten gesehen hat. Flüssigkeit des Bluts sey ebenfalls kein untrügliches Kennzeichen des Todes durch Ertrinken. VIII. *Leichen-Öffnung vergifteter Personen insbesondere.* Über die nicht ganz zu bezweifelnde Schädlichkeit des gestofsenen Glases. *J. Hunter's* Bemerkung von der Wirkung des Magensaftes auf dieses Eingeweide selbst, und *Jäger's* Zweifel dagegen, sind nur allgemein erwähnt (*H.*). Auch der wurmförmige Fortsatz müsse genau untersucht werden (*H.*). Bey grofser Wahrscheinlichkeit einer Vergiftung durch scharfe Pflanzengifte könne man (wozu man scharfe Mineralgifte nie verschwenden dürfe) einem Thiere von dem im Magen und Darmcanale Gefundenen zu fressen geben, mit gehöriger Behutsamkeit in den Schlüssen aus den davon bemerkten Wirkungen. Untersuchung der in der Leiche gefundenen verdächtigen Substanzen: sehr weitläuftig und vollständig. Arsenikalischer Geruch des Leichnams, schon einmal von *Bergman* wahrgenommen, durch *Klank's* Versuche bestätigt (*H.*). Der zur Probe auf Arsenik anzuwendende Kupferkalk darf nicht *Braunschweigergrün* seyn, da dieses nach *Plouquet's* Angabe Arsenik enthalten soll (*H.*). Viel empfindlicher als das hahnemannsche Schwefelleberluftwasser ist das von *Pfaff* im 1 Stück des I B. des n. nord. Arch. beschriebene (*H.*). Vorschläge zu galvanischen Versuchen an Thieren mit dem, was man im Magen und Darmcanale eines wahrscheinlich durch betäubende Gifte Getödteten fand, mit Beziehung auf *Pilger*. Quecksilbereinspritzungen in die Speisesaftgefäfse, um sich zu überzeugen, ob die Gekrösdrüsen wirklich oder nur scheinbar verstopft sind. Bey Vergiftung durch völlig aufgelöseten Arsenik sey die Rose'sche Methode der Reduction (*Scherer's* Journ. d. Chem. B. 2 Hft. 4) das Sicherste. Über die Unverweslichkeit der mit Arsenik Vergifteten, und Hn. *H's.* Auffoderung zu Versuchen, ob dieselbe nicht auch durch andere metallische und selbst Gewächs-Substanzen bewirkt werden könne. Botanische und chemische Untersuchungen sind bey Mangel an hinlänglichen Kenntnissen oder an chem. Apparat nicht dem

Phyficus zu überlaffen, fondern von dem Richter einem Anderen zu übergeben. IX. *Unterfuchung todtgefundener neugeborner Kinder* (aus dem 1 St. von des Vfs. *Beyträgen* u. f. f. hier wieder abgedruckt). Über die unzulänglichen Merkmale der Gewaltthätigkeit bey Erdroffelung, gegen *Ploucquet*. Über den Trugfchlufs, die Unterbindung fey *niemals* nothwendig (!!). Gegenwart oder Abwefenheit des Kindspeches in den Därmen und des Harns in der Blafe, trügliches Merkmal des Lebens nach der Geburt. Ob der horizontale Durchmeffer der Brufthöhle durch das erfte Athemholen auf immer vermehrt werde, wird gegen *Ploucquet* bezweifelt, aber deffen Lungenprobe nie zu verfäumen angerathen, um fo zu einer Summe von Erfahrungen zu gelangen, durch welche fie mehr Gewifsheit erhalten wird, als fie jetzt noch hat. Es fey zweckmäfsig, bey der Lungenprobe die Temperatur des Waffers und der Zimmerluft anzuführen (*H.*). Dem zifchenden, kniſternden Schalle beym Zerfchneiden der Lungen dürfe man nicht zu hohen Werth beylegen. Unterfuchung, ob der Schlagadergang, wenn er noch offen ift, nicht innen ftark runzlicht und in feiner Mitte fchon verengert fey (*H.*).

Ks.

Basel und Arau, b. Flick: *Das Selbftbeflecken und die Mittel, feine Folgen zu entfernen.* Abgehandelt von D. *J. L. Doussin-Dubreuil*, a. d. Fr. überf. mit Anmerkungen und einem Nachtrage begleitet v. D. *Huber*, Prof. zu Bafel. 1807. 135 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. des Originales ift ein in Deutfchland bekannter franzöfifcher Arzt, deffen Schriften nur leider das Gepräge der altfranzöfifchen Humoralfchule allzufehr an fich tragen. Die gegenwärtige ift in gleichem Stile gearbeitet. Die Einkleidung ift in Briefform, wo der Vf. theils gewefene Kranke redend einführt, theils aus *Tiffot*, *Vogel*, *Campe* u. A. die hauptfächlichften Symptomen jenes thörichten Wüthens gegen fich felbft anführt, und, wie auch der Überf. bemerkt, nicht felten allzu grell fchildert. Zur Heilung diefes Übels empfiehlt der Vf. zuerft kalte Waffer, Diät, dann eine Tifane aus China, *Lapat. acut. Cent. min.* und *Veronica*, der Überf. mit gröfserem Rechte einen Aufgufs der Chinarinde und einen fchwachen Thee von Schafgarbe, und weiterhin China in Decoct und Pulvern. Im Verlaufe empfiehlt Hr. *D.*, mit den ftärkenden abführende Mittel zu verbinden; ganz richtig verwirft aber der Überf. diefe Verbindung als unvernünftig. Eben fo verfchieden find die beiden Herren in ihren diätetifchen Vorfchlägen. Hr. *D.* ift, wie zu erwarten war, weit ängftlicher, als Hr. *H.* Überhaupt verdiente eigentlich mehr die Arbeit und die Anmerkungen des Überf. herausgehoben zu werden, als die des Vfs., und wir wundern uns, bey alle dem, was der Überf. von der Frivolität und Parteylichkeit unferer medicinifchen Journale angiebt, dafs er dennoch nicht lieber feine Bemerkungen in eins derfelben niedergelegt hat, ftatt fich mit der Bearbeitung und Widerlegung eines ganz alltäglichen ausländifchen Products abzugeben. Weit vorfichtiger z. B. ift der Überf. bey dem pädagogifchen Theile der Behandlung eines Selbftbefleckers, als der Vf., welcher nach alter Sitte mit der Thür ins Haus fällt. Wir wollen defshalb auch von den überflüffigen Bemerkungen des Originals nichts weiter ausziehen, fondern nur noch vom Nachtrage des Überf. etwas anführen. Der Vf. beginnt mit Klagen über die Lage der Arzneykunde und der ärztlichen Schriftfteller, welche, fo gegründet fie auch find, doch nicht hieher paffen. Aus allem Volke, wer zur fchnelleren Heilung einer Krankheit beyträgt, ift uns angenehm, er fey ein Humoralift oder Brownianer, ein Naturphilofoph oder Eklektiker. Jeder hat fein Steckenpferd, und nur dem Kinde und dem Rafenden mufs man es nehmen, wenn fie fchuldlofe Dritte damit beleidigen. Hr. *H.* tadelt die grellen Gemälde, welche man dem Selbftbeflecker von feinen Unthaten vorhält; fie führen am leichteften zu der finfteren Hypochondrie, die an jenen thörichten Jünglingen noch fchwerer zu heilen ift, als das Übel felbft; er zeigt fehr augenfcheinlich, welchen Vorzug Genufs der Liebe in der Ehe vor dem Genuffe in der Phantafie habe, dafs die Onanie fehr leicht Gallenbefchwerden veranlaffe, dafs mehrere Fieberzuftände für folche Sünder gefahrvoller als für andere Menfchen feyen, dafs aber weder die Epilepfie, noch Schwindfucht u. f. w. immer und allein durch fie erzeugt werde. Man folle alfo fehr vorfichtig in der Beurtheilung folcher Erfcheinungen feyn, und nicht geradehin dergleichen Kranke jenes Lafters zeihen. Veranlaffung zu dem Übel geben, nach dem Vf., befonders Züchtigung mit der Ruthe und Langeweile. (Die letztere, glaubt Rec., noch öfter als die erftere; wir fetzen hiezu noch das böfe Beyfpiel. Rec. erinnert fich eines Schulkameraden, welcher die Peft der Schule in diefem Puncte war.) Zur Heilung hält Hr. *H.* mit Recht das Unterlaffen des Lafters für die erfte Bedingung. Diefs gefchieht durch Auffìcht, Infibulation, bey älteren Knaben durch die moreaufche Mafchine, durch Befeftigung der Hände in einen Sack (in weite Handfchuhe, die äufserlich rauh find), Vermeidung der Rückenlage und warmer Betten, Mäfsigung im Effen und Trinken zur Abendzeit, Wafchen mit rothem Wein, China und Eifen. In zwey Fällen nahmen die Kranken die *Digitalis purpurea* als Pulver mit auffallendem Nutzen. Druck und Papier an diefem Schriftchen ift ganz aufserordentlich fchlecht.

Fj.n.M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Leipzig*, b. Crusius: *Leben Ebrecht Friedr. Benjamin Lentin's*, beschrieben von *Wilh. Sachse*, herzogl. mecklenb. - schwerinschem Hofmedicus. 1805. 76 S. gr. 8. (8 gr.)

Lentin's Grofsvater stammte aus Italien, und liefs sich als Kaufmann zu Erfurt nieder. Sein Vater war D. Juris und Bürgermeister daselbst. L. wurde da d. 11 Apr. 1736 geboren. Sein lebhafter Geist, verbunden mit rastlosem Fleifse, machten ihn fähig, nach kaum vollendetem 13 Jahre die Akademie zu beziehen. Er studirte zu Erfurt von 1749 bis 1754 unter *Kniphof*, *Riedel*, *Vogel*, *Baumer*, *Gordon* und *Adelung*, zu Göttingen unter *G. G. Richter*, *Brendel*, *Röderer*, *Zinn* und *R. A. Vogel* (dieser schönen Zeit der Akademie!). Hier genofs er die Liebe seiner Lehrer so, dafs sich Vogel wünschte, viele solcher Schüler zu haben, Richter ihn die Zierde seiner Familie nannte. Vogel, dessen Hausbewohner er war, behandelte ihn ganz als Freund. Richter ertheilte ihm d. 17 Sept. 1756 die Doctorwürde, nachdem er eine Vorlesung *de Sectione venae jugular. a veterib. celebrata* und seine *Diss. de praerogativa V. S. in partib. laborantib.* vertheidigt hatte. Im J. 1756 wurde er Physicus zu Diepholz ohne Besoldung. Werlhof foderte ihn damals schon auf, nach Hannover zu gehen, aber er war zu schüchtern dazu, um seine Armuth durch ein Darleihen bey W. oder jemand Anderem zu decken. Diese Schüchternheit blieb ihm bis zum Grabe eigen. Er hatte nie ein schwereres Geschäft, als für sich oder die Seinigen etwas zu erbitten. 1758 wurde er Physicus zu Dannenberg mit 75 Rthlr. Gehalt, heirathete die Tochter des dasigen Oberbeamten, und sein gesunder, starker, schöner Körper ertrug die Beschwerden der Landpraxis leicht, sein natürlicher Frohsinn heiterte alles um ihn her auf, selbst wenn er, wie das so oft der Fall war, mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Der Vf. führt darüber rührende Züge von dem Verst. an. Damals schrieb er *Observationes med.* Lips. 1764 und 1770. Nach 13 jährigem Aufenthalte daselbst ward er Physicus und Garnisonsmedicus zu Ratzeburg, wo er von 1771 bis 74 so glücklich lebte, dafs er R. die Perle seines Lebens nannte. Seine Liebe zur dasigen schönen Natur, die Liebe der Einwohner zu ihm, machte ihm diesen Ort so werth. 1774 ging er jedoch mit 600 Rthlr. Gehalt als Bergarzt nach Clausthal. Hier bearbeitete er seine *Beobachtungen einiger Krankheiten*, Göttingen 1774. Clausthal aber ward ihm zum Ort des Kummers, der Mühe und der Noth. Beynahe 8000 Menschen waren seiner Sorge allein anvertraut. 1776 hatte er allein 2753 und im J. 1777 gar 3117 Kranke zu besorgen. Dennoch schrieb er *Memorabilia cet.* Göttingen 1779, untersuchte auch die 1775 im Hannöverschen ausgebrochene Viehseuche, und schrieb darüber *Grundsätze zu der in Hannover publicirten Vorbauungscur gegen die Viehseuche*, Göttingen 1776, worin er ein *Arcanum* empfahl, welches er von zwey Apothekern insgeheim bereiten liefs, der Regierung aber mittheilte. Damit wollte er sich etwas verdienen, weil seine Rechnung von Clausthal ihn getäuscht hatte. Auf *Heyne's* Antrag übernahm er von 1778 bis 1794 die meisten Recensionen der medic. Schriften in den Götting. gel. Anzeigen. Auch an *Blumenbach's* Bibl. arbeitete er viel, so wie noch für andere kritische Blätter. Daneben gab er *Mertens Obs. de febr. putrid. et peste* deutsch heraus. Auch richtete er zu *Gittelde* die Eisengranulirbäder ein. Er übersetzte *Sarcone* von den Kinderpocken, *Damidano* vom Friesel und *della Torre* über den Vesuv aus dem Italiänischen, gab als Fortsetzung der Memorabilien die *Beobachtungen einiger Krankheiten am Oberharz* heraus. Über diese Schriftstellereyen wurde er jedoch uneins mit sich selbst. Er widerrieth dem Herausg. das Schriftstellern als zerstreuend und doch nicht einträglich; ein anderes Mal empfiehlt er es ihm wieder. 1783 erging ein Ruf als Professor nach Göttingen an ihn. Von *L's.* Anhänglichkeit an seine Freunde und Hausgenossen erzählt Hr. *S.* viele überzeugende Thatsachen. Er nahm also jenen Ruf nicht an. Doch verliefs er 1784 Clausthal, und ging als Physicus mit 499 Mk. Gehalt nach Lüneburg, bekam den Titel als Hofmedicus, wurde corresp. Mitglied der k. Soc. d. Wissenschaften. In L. fand er grofses Zutrauen, gute Belohnung, und wurde heiter und glücklich. Umsonst wurde ihm 1795 angetragen, Feldarzt zu werden mit 1200 Rthlr. Gehalt, monatlichen 8 Rationen und 6 Portionen. Die Stadt legte ihm dafür 50 Rthlr. und ein Wittwengehalt zu. Mit seinen Collegen stand er in L. im besten Vernehmen. Bey allen diesen glücklichen Verhältnissen in L. mufste er doch auf Befehl der k. Regierung zu Hannover eine Veränderung vornehmen, und L. 1796 verlassen, um als Leibarzt zu Hannover mit 943 Rthlr. C. M. zu werden. In H. war *L.* auch mit Allem zufrieden, nur nicht mit der medicinischen Polizey. Den Armen suchte er zu helfen, wo er konnte. Jede Einnahme vom Ducaten herab kam in seine Westentasche, und davon liefs er kochen u. s. w. Seine literarischen Arbeiten betrafen vorzüglich die Verbesserung des Medicinalwesens, die Verbesserung seiner *Beyträge z. ausüb. AW.*, seine Preisschrift *de Aphthis* und das *Tentamen vitiis auditus medendi.* Durch letzteres ward er wirkliches Mitglied der Soc. d. Wissenschaften. 1795 wurde er Mitglied der Akademie der Naturforscher. Kurz nachdem er die Leibarztstelle angetreten hatte, wurde ihm auf Verlangen des jetzigen Königs von Dänemark durch *Hensler* der Antrag zum Leibarzte mit 2000 Rthlr. Besoldung und 400 Rthlr. Wittwengehalt gethan. *L.* blieb jedoch zu H., und benutzte diesen Ruf blofs zu einem Wittwengehalt. Durch *L.* litten in H. besonders *Zimmermann*, dessen Wirkungskreis doch ohnehin nicht grofs war, und *Wichmann*, wegen des Letzteren Taubheit. *L.* bot dem Letzteren aber freundschaftlich die Hand, und W. gab Freundschaft um Freundschaft, und zeigte überall, dafs er einen sehr edlen Charakter habe. Dem Ritter Z. misstraute L. Das gesellschaftliche Leben in H. misbehagte jedoch L., und in der Folge desto mehr, da er seinen Sohn verlor und der Krieg auch auf ihn, wie auf die ganze Menschheit, drückend wirkte. Dennoch beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten, seinen *Beyträgen* und der *Nachricht vom Gesundbr. zu Rehburg*, auch der Ausarbeitung einer neuen *Medicinaltaxe*. Unter den neueren deutschen Schriftstellern waren *Hufeland*, *Frank d. Ä.*, *Thilenius*, *Brandis*, *Löffler* und *Jahn* seine Lieblinge. Dem rohen Brownianismus war er abgeneigt. Schon 1799 beklagte er sich über Brustkrampf und Rheumatismen, 1800 litt er sehr an Herzklopfen. Der Tod des Sohnes und die Calamitäten des Kriegs zehrten ihn ganz ab. Die eigene Schilderung seiner Leiden S. 72 ff. ist in der That recht rührend. Rührend und ermunternd zugleich seine Reflexionen über die Religion S. 68, deren Werth er kannte und preiset. Am 26 Dec. 1804 starb er mit vollem Bewufstseyn. Sanft ruhe die Asche des Edlen, dem so Viele Vieles verdanken!

Fj. n. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

THEOLOGIE.

WIEN, b. Binz: *Christliche Sittenlehre* von *Ferd. Wanker*, D. der Theologie und ordentl. Lehrer auf der hohen Schule zu Freyburg im Breisgau. Zweyte vermehrte und ganz umgeänderte Ausgabe. I Theil. 1803. 304 S. II Theil. 1804. 495 S. 8.

Welche Änderungen dieses Lehrbuch in vorliegender zweyten Ausgabe erlitten habe, sagt die Vorrede. Nach einer höchsten Verordnung sollte auf den österreichischen theologischen Lehranstalten einstweilen über dasselbe gelesen werden; man ist folglich befugt, die darin herrschenden liberalen Grundsätze als die der österreichischen Regierung selbst anzusehen, und den Lehrern jener Anstalten zu der Freyheit Glück zu wünschen, womit sie, es versteht sich innerhalb der Grenzen des Systems der katholischen Kirche, der Wahrheit öffentlich huldigen dürfen. Die hier aufgestellten Maximen sind geeignet, der Meinung von geflissentlich gehemmter Geistescultur, von Lehr- und Gewissens-Zwange in den österreichischen Staaten kräftig zu begegnen. Einige Stellen mögen diess beweisen. Th. II S. 332: „Dasjenige Glied der Kirche, welches die mehresten Mittel, den Endzweck derselben herbeyzuführen, besitzt, und eben deswegen zu einer thätigeren Mitwirkung verbunden ist, ist die höchste Landesobrigkeit. Alle ihre Pflichten in Hinsicht auf die Kirche vereinigen sich in dem Satze: sie soll ihre grösseren Kräfte und wirksameren Hülfsmittel dazu verwenden, dass Sittlichkeit und Religion immer allgemeiner, Unsittlichkeit und Irreligion hingegen immer seltener werden. Sie soll also z. B., um eine fremde Religionspartey zu bekehren, sich nicht nur selbst keine Mittel erlauben, welche dem falschen Religionseifer eigen sind, sondern auch die Volkslehrer ermahnen, dass sie keinem ihre Religion aufdringen, und dass sie in der Art, Convertiten zu behandeln, um so vorsichtiger zu Werke gehen, je geringer die Zahl derjenigen ist, welche aus Überzeugung ihre alte Religion verlassen." S. 324: „Der falsche Religionseifer hat nicht die intellectuelle und sittliche Aufklärung zum Gegenstande, sondern nur die Vermehrung der Zahl derjenigen, die sich äusserlich zu dem nämlichen Glauben bekennen, sich an die nämlichen Formeln und Gebräuche halten, und den nämlichen kirchlichen Versammlungen beywohnen. Er entspringt nicht aus Liebe zu Gott und den Menschen, sondern aus Eigensinn, Ehrgeiz, Gewinnsucht, Bequemlichkeit, Unwissenheit u. s. w. Um die Bekehrung der Irrenden zu bewirken, gebraucht er unvernünftige und ganz zweckwidrige Mittel, indem er, sobald er die Macht in Händen hat, die Anhänger einer fremden Kirche mit Gewalt zur Verleugnung ihrer Religion zu zwingen sucht, und an die Stelle der Überzeugung Befehle, Drohungen und zeitliche Strafen setzt. Eben so freymüthig spricht der Vf. S. 390 von den Missbräuchen in der Beichte, S. 410 vom Ablass, S. 89 von der falschen Ansicht der Selbstverleugnung, S. 434 von der wahren und unregelmässigen Verehrung der Heiligen. „Sie ist unregelmässig, wenn man (unter anderen) Alles, was ein Heiliger that, ohne Unterschied, zur Nachahmung empfiehlt. Auch die Heiligen waren Menschen, und eben deswegen nicht immer von allen Schwachheiten frey." S. 468 heisst es: „Nachdem in unseren Zeiten der Volksunterricht eine bessere Gestalt gewonnen, — — kann von einem Verbot, die heilige Schrift zu lesen, keine Rede mehr seyn."

Die aus diesen Stellen hervorleuchtende Absicht, dem Guten freye Bahn zu machen, offenbart sich durch die ganze Schrift. Was die Wissenschaft der Ethik durch dieselbe gewonnen habe, wird aus der Art erhellen, wie Hr. *W.* sie zu begründen und in allen ihren Theilen darzustellen versucht hat.

Die *Einleitung* handelt in drey Abschnitten I) von den Gründen der Sittlichkeit, der Freyheit, des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, der Bestimmung und Würde des Menschen, des Bösen in seiner Natur und der Wiederherstellung seiner Würde durch Christum. Was Hr. *W.* Gründe der Sittlichkeit u. s. w. zu nennen beliebt, ermangelt zwar im Begriffe nicht der logischen Deutlichkeit und Präcision: aber wen mag, wenn es um Erkenntniss eines absoluten Grundes zu thun ist, *diese* Deutlichkeit genügen, oder wen irgend ein Gefühl, oder gar eine bloss historische Angabe, sie stütze sich auf eine sogenannte Offenbarung oder auf psychologische Erfahrung, da befriedigen, wo es die Wissenschaft selbst gilt? Der Vf. erwähnt hier die Resultate der philosophischen, besonders von *Kant* und *Fichte* angestellten Untersuchungen über diese grossen Gegenstände; allein aus der Art, wie er sie beurtheilt, sieht man, dass er sie höchstens nur

historisch kennt, und überhaupt von dem, was Philosophie ist, oder seyn soll, nicht die entfernteste Ahndung hat. Das Letztere läſst sich schon daraus erweisen, daſs er im Begründen seines christlichen Moralsystems überall die Lehre des Christenthums, als eine geoffenbarte, im Gegensatze gegen die Philosophie betrachtet, und jener den Vorzug vor dieser gleichsam eifersüchtig zu vindiciren sucht: als wenn es keine Philosophie geben könnte, ohne daſs sie feindselig der Offenbarung gegenüber stände, und deren Ehre zu schmälern trachtete. Wie er die kritische Philosophie verstanden, sieht man unter anderen aus folgender Anmerkung. S. 118: „Die kritische Philosophie legt den Worten Sinnlichkeit und Vernunft eine Bedeutung bey, die bisher nicht sehr gewöhnlich war. Sie zählt nämlich zum Gebiet der Sinnlichkeit alles Erfahrbare, *das ist*, Alles, was einen Stoff des Denkens und Handelns enthält, und im Bewuſstseyn vorkommen kann." (Ein solches *das ist* läſst sich die kritische Philosophie schwerlich aufdringen. Enthalten nicht die rein *sinnlichen* Objecte, Raum und Zeit, einen Stoff des Denkens und Handelns? und sind sie erfahrbar? sind sie nicht vielmehr mit unter den Bedingungen der Möglichkeit einer Erfahrung?) „Da nun, fährt er fort, diese Schule die Sinnlichkeit der Sittlichkeit entgegensetzt: so folgt, daſs der, welcher seinen Vater kaltblütig ermordet, und der, welcher eine edle That, aber nur aus erfahrbaren Gründen verrichtet, beide gleich unsittlich handeln." Kann Einer, der von der kritischen Philosophie nicht bloſs gehört oder gelesen, sondern sie selbst studirt hat, wohl darüber in Unwissenheit bleiben, *wodurch* die Sinnlichkeit der Sittlichkeit entgegengesetzt sey, und was es heisse: eine *edle* That nach *erfahrbaren* Gründen verrichten? Der Mangel an philosophischem Talent, oder was es sonst sey, das den Vf. an Erkenntniſs des absoluten Grundes hindert, verbunden mit der groſsen Anmaſsung, womit er über philosophische Bemühungen und Versuche abspricht, giebt keinen erfreulichen Anblick. Nur wo er die Gründe der Sittlichkeit, den Werth des Christenthums in Beziehung auf dieselbe u. s. w. aus Reminiscenz, und wie er sie selbst gelernt hat, darstellt, ist sein Vortrag klar und deutlich, und zeugt von logischer Kunstfertigkeit; seine Polemik hingegen, es gelte welches Philosophem es wolle, ist bloſs Täuschung seiner selbst oder des Lesers. Jener Mangel ist auch im 3 Abschnitt sichtbar, worin die Geschichte der Sittenlehre von den Zeiten der Griechen und Römer an bis auf die neuesten ziemlich ausführlich erzählt wird. Hr. *W.* würdigt nämlich die Ethik besonders der griechischen Philosophen tief herab, bringt übrigens das Bekannteste aus der Geschichte dieser Wissenschaft in ihrer frühesten Periode bey, ohne irgend von dem tiefen sittlichen Sinn der Alten, z. B. Platons, Sokrates, Epikurs, Zenos u. s. w. eine Ahndung zu haben. Eben so stellt er den Einfluſs der kritischen Philosophie auf die christliche Sittenlehre nur historisch und oberflächlich dar. — Der 2te Abschnitt handelt den Begriff, die Beschaffenheit, das Verhältniſs zu anderen Wissenschaften, den Werth, die Methode und die Quellen der christlichen Sittenlehre nach herkömmlicher Weise ab, und bestimmt *drey* Haupttheile derselben: der *erste* enthält eine *Darstellung der wesentlichen und allgemeinen sittlichen Begriffe und Grundsätze*; der *zweyte* die Lehre von den christlichen Gesinnungen und Handlungen, also *Pflichten- und Tugend-Lehre*, und der *dritte* die Lehre von den allgemeinen Tugendmitteln, *Asketik*.

Der *erste* Theil hat 6 Abschnitte, von denen der *erste* uns die Gesetze der Thätigkeit des Willens überhaupt lehren soll, und mit den Worten beginnt: „Wenn das Kind seine Hände gegen den aufgetragenen Mehlbrey, und der Mann gegen das fremde Gut seines Nachbars ausstreckt: so nennen wir jenes ein *naturnothwendiges*, und dieses ein *freyes* Begehren. Indessen kommen beide darin überein, daſs sie etwas begehren." Darauf heiſst es weiter: „Aus den Gesetzen des freyen Begehrens wird der oberste Bestimmungsgrund des menschlichen Willens, so wie aus diesem der Umfang aller unserer Pflichten erklärt." Das Begehren wird so erklärt S. 128: „Das Streben ist entweder *wirksam*, und führt zum Entschluſs und zur möglichen That, oder es bleibt *unwirksam*, bringt keinen Entschluſs hervor, oder der Entschluſs wird nicht ausgeführt. Im ersten Fall ist es eine Begierde, im zweyten nur eine Neigung." Der Vf. ist unsers Wissens der Erste, der den Charakter der Neigung in der Unwirksamkeit eines Strebens erkennt, und sie zu einem bloſs müſsigen Wunsche macht, und der an dem Begriffe eines wirksamen Strebens genug hat, um daraus die Gesetze des Begehrens abzuleiten. Aus diesem entwickelt er sodann im 2 Abschnitte die Begriffe des sittlich Guten u. s. w., und daraus den höchsten Grundsatz der Moral. Letzteren drückt er so aus: „Erwecke in dir das Urbild der in ihrer Würde vollendeten, d. i. der selbstthätigen, unabhängigen und über die Sinnlichkeit gebietenden Menschheit, beziehe auf dasselbe alle deine Vorstellungen, und realisire sie nur dann und in sofern, als dadurch in dir und Anderen diese Würde erhalten, hergestellt und wirksam gemacht wird." Aus den Worten: Urbild, Menschheit, Würde u. dgl. sollte man glauben, der Vf. sey zu irgend einer Ansicht des Übersinnlichen in der menschlichen Natur hindurchgedrungen und stelle aus dieser Ansicht seinen Grundsatz auf. Aber dem ist nicht also: ganz befangen in psychologischen Begriffen, hat er gar keine Ahndung von einem Princip, für welches die physisch-psychische Natur des Menschen ein bloſses Object ist, und in welchem allein die Gesetze für den Willen zur Behandlung dieser Natur enthalten sind. Wie mag vollends ein Grundsatz, wie der seinige, das Princip der christlichen Sittenlehre seyn können, die in der Demuth selbst ist, und etwas weit Höheres vor Augen hat und ausspricht, als die vollendete Menschheit und ihre Würde? Der 3 Abschnitt handelt vom Begriff eines Gesetzes überhaupt, von Verbindlichkeit, Pflicht, Recht, Zwang, objectivem, sub-

jectivem Vernunftgesetze, von positiven Gesetzen u. s. w., — und von diesem allem gar oft, nur nicht da, wo von einem objectiven und einem subjectiven Vernunftgrunde geredet wird, in *kantischen* Begriffen und Formeln, während in besonderen Anmerkungen durch alle Abschnitte hindurch Alles, was *Kant* und die kritischen Philosophen in Beziehung auf die gerade vorliegende Materie gesagt haben, gemissbilliget und nur hin und wieder das Eine oder Andere ihrer Lehre mit einem vornehmen: *diess kann ich zugeben!* begnadigt wird. 4 Abschnitt. Von der christlichen Heiligkeit und Vollkommenheit, dessgleichen von der Tugend überhaupt, von der christlichen Tugend insbesondere. Gelungen ist der Theil dieses Abschnitts, in welchem die Scheintugend nach allen ihren Arten, als Temperaments-, Noth-, mechanische Tugend, als Tugend aus Laune, aus Eigennutz und als Betschwesterey, abgehandelt wird. Letztere z. B. wird als die Handlungsweise derjenigen beschrieben, welche das Christenthum und die Hoffnung der Seligkeit vorzüglich auf äussere Andachtsübungen und Ceremonieen setzen, das mündliche Gebet für den wichtigsten Theil des Gottesdienstes halten u. s. w. Im 5 Abschnitt wird von der Sünde, ihrer Schändlichkeit, den Arten der Sünde, dem Laster, seiner Quelle u. s. w. deutlich und vollständig, und endlich im 6 unbefangen und frey vom Gewissen, seinem Ursprunge, seiner Verschiedenheit, von Vergeltung, Belohnung, Bestrafung u. s. w. gehandelt. Besonders treu und redlich werden die Regeln für gewissenhafte Selbstprüfung dargelegt. In einem Anhange spricht der Vf. von der christlichen Bekehrung und Besserung.

Aus der Art, die Wissenschaft der Moral durch psychologische Begriffe zu begründen, und aus der bloss logischen Behandlung eines, lediglich durch Tradition überkommenen sittlichen Stoffs, ersieht man ohne Weiteres, dass das Werk zu den vielen verunglückten Versuchen gehöre, die christliche Ethik als System und im System darzustellen, und die Wissenschaft also nichts gewonnen habe. Dagegen zeichnet sich diese Schrift durch Vollständigkeit, Deutlichkeit und logische Ordnung aus, so wie durch die Freymüthigkeit des Vfs., der jeder Lehre ihre praktische Seite abzugewinnen weiss; und durch diese Vorzüge ist die Zweckmässigkeit und der Nutzen, den sie, besonders der zweyte und dritte Theil, bey mündlichen Vorträgen oder eigenem Studium für künftige Religionslehrer der katholischen Kirche haben wird, hinlänglich verbürgt.

Der *zweyte* Theil hat 4 Abtheilungen. Er handelt von den unmittelbaren und mittelbaren Pflichten gegen Gott, in welchen die Gesinnungen und Handlungen der Menschen sich als christliche bewähren. Mittelbare Pflichten gegen Gott sind die Pflichten gegen die Menschheit, als Ausführung des göttlichen Willens an unserer (*Selbstpflichten*) und an der Person unserer Nebenmenschen, theils nach der allgemeinen Verbindung, worin wir mit ihnen stehen (*allgemeine*), theils nach ihren besonderen Verhältnissen und Ständen in der Welt (*besondere Socialpflichten*). I. *Unmittelbare Pflichten.* a) Glaube an Gott, b) Gesinnungen gegen ihn, c) Äusserung dieser Gesinnungen. Klar und ausführlich werden insbesondere die Begriffe vom Glauben, Aber- und Unglauben, und von den Gründen und Mitteln dieser Art von Pflichterfüllung bestimmt. II. *Selbstpflichten.* Sie entspringen aus dem Streben, den Willen Gottes an uns selbst auszuführen, und sind alle in dem Satze enthalten: Wir sollen uns immer mehr in unserer eigenthümlichen Würde, als vernünftige, heilige und vom Joche der Sinnlichkeit durch Christus befreyte Wesen, als Glieder einer moralischen Welt darstellen. Weil wir aber auch Glieder der sinnlichen Welt sind: so sollen wir die sinnliche Natur in uns und ausser uns so behandeln, dass sie ein wirksames Mittel werde, uns der hohen Würde, wozu wir bestimmt sind, immer näher zu bringen. Diess giebt uns die Eintheilung aller Selbstpflichten. Ihr gemäss wird gehandelt a) von der Selbstliebe überhaupt und ihren allgemeinen Äusserungen, b) von den Äusserungen der Selbstliebe mit Hinsicht auf unsere Person, c) mit Hinsicht auf Gegenstände ausser uns. So weit die Möglichkeit reicht, die Selbstpflicht durch Begriffe im Besonderen darzustellen, so weit geht die wirkliche Darstellung derselben bey dem Vf., der auch da noch, wo ihn das System seiner Kirche zu beschränken scheint, der Pflicht ihr Recht zu erhalten weiss. So sagt er z. B. nach Erörterung des Begriffes u. s. w. der Keuschheit, S. 134: „Die übertriebene und zu allgemeine Anpreisung des ehelosen Standes entsprang aus keiner unedlen Quelle. Es ist an und für sich ein grosser Gedanke, sich über die thierische Natur ganz zu erheben, und sich einem rein geistigen Wesen immer mehr anzunähern. Da aber einmal die sinnliche Natur zu unserer Person gehört, und die Ordnung der Fortpflanzung des Menschengeschlechts von Gott selbst bestimmt ist: so geht man zu weit, wenn man mehr als die Leitung des Geschlechtstriebes durch den Tugendzweck und die vollkommene Enthaltung, sobald es die Pflicht gebietet, fodert." III. *Allgemeine Socialpflichten.* Sie entspringen aus dem Streben, den göttlichen Willen an unseren Nebenmenschen auszuführen, und sind in dem Satze enthalten: „Du sollst mit Anwendung aller deiner Vermögen den hohen Endzweck der Menschheit, die Annäherung zur Ähnlichkeit mit Gott, an allen, und einem jeden deiner Nebenmenschen zu befördern, und so viel an dir liegt, eine moralische Welt herzustellen streben." In diesem Streben besteht die vernünftige und christliche Nächstenliebe. Als *allgemeine* Socialpflicht wird sie hier in *vier* Abschnitten, als *besondere* in der *IV Abtheilung* aufs vollständigste abgehandelt. Der Vf. stellt nämlich die Pflichten gegen die Kirche und den Staat, die der Religionslehrer, der Obrigkeiten, Unterthanen u. s. w. unter die besonderen Socialpflichten; und um letztere in ihrem ganzen Umfange zu begreifen, theilt er alle Stände der Menschen in unbedingte und bedingte

ein, und handelt 1) von der Kirche und dem Staate als unbedingten, und 2) von der Ehe, der Familie u. s. w. als bedingten Ständen. Schon der Begriff eines *Standes*, auf Kirche und Staat angewendet, giebt zu erkennen, dass hier, obschon dieser Stand als ein *unbedingter* bestimmt wird, an die Idee eines wahrhaft selbstständigen Organismus, dergleichen Staat und Kirche ist, nicht zu denken sey: aber die dahin gehörigen Pflichten werden auf eine genügende Art erörtert.

Dritter Theil. *Asketik.* Was die Wirksamkeit des höchsten Sittengesetzes, oder des sittlichen Triebes herstellt, erhält und vermehrt, ist ein Tugendmittel. Hieraus folgt die erste Abtheilung der Tugendmittel in die *heilbringenden*, *bewahrenden* und *stärkenden.* Ohne deutliche Erkenntniss der Gesetze, richtige Beurtheilung der vorkommenden Fälle und Gegenstände, und ohne Fertigkeit in Ausführung der Entschlüsse, ist keine wahre Tugend möglich; man unterscheidet also ferner die Tugendmittel, in sofern sie entweder die sittlichen und religiösen Erkenntnisse verschaffen, oder die moralische Urtheilskraft schärfen, oder die Ausführung des Entschlusses befördern. Alle diese Arten der Tugendmittel sind wieder theils *allgemeine*, welche sich auf alle Pflichten und alle Menschen beziehen, theils *besondere* für gewisse Pflichten und einzelne Menschen nach ihren besonderen inneren und äusseren Verhältnissen. Die allgemeinen sind entweder unmittelbar in der christlichen Offenbarung, oder in den Anordnungen der Kirche, oder in der moralischen Natur des Menschen gegründet. Da die besonderen im 2 Theile mit erklärt worden: so handelt der Vf. hier nur von den allgemeinen: 1) als *göttlichen:* von der göttlichen Gnade und den Sacramenten; 2) als *kirchlichen:* vom Ablass, Fasten, von der kirchlichen Versammlung der Christen, dem Heiligen der Sonn- und Fest-Tage, der Messe, Predigt, den Wallfahrten, Bildern u. s. w. — Überall hebt Hr. *W.* das Gute dieser Mittel heraus, und berührt und rügt freymüthig das Zweckwidrige in mehreren derselben, z. B. den Wallfahrten. 3) als *natürlichen:* vom Gebet, dem Lesen der heiligen Schrift und anderer Erbauungsbücher, dessgleichen von der christlichen Wachsamkeit mit Hinsicht auf die inneren und äusseren Hindernisse der Tugend, von der moralischen Abhärtung oder der Abtödtung, der Kasteyung und Kreuzigung des Fleisches u. s. w.

D. d.

Hadamar, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung: *Christliche Sittenlehre für alle Stände der Menschen.* Zur Beförderung gemeinsamer Glückseligkeit, verfasst von *Ferd. Arndts*, Dechant und Pfarrer im hessen-darmstädtischen Herzogthume Westphalen. 1804. 244 S. 8.

Wenn unter Sittenlehre ein *System* von Erkenntnissen des Praktischen verstanden, und ein solches in dieser Schrift gesucht wird: so muss die Erwartung getäuscht werden. Eine streng wissenschaftliche, oder populäre Begründung, Verknüpfung und vollständige Ausführung von dergleichen Erkenntnissen ist nicht darin zu finden. Der Vf. hat das Wort in ziemlich weitem Sinne genommen. Er versteht darunter einen Inbegriff einzelner, über mancherley sittliche Wahrheiten angestellter Betrachtungen, die er *Lehren* nennt, und die, 24 an der Zahl, grösstentheils nur dadurch unter einander zusammenhängen, dass sie in diesem Buche beysammen stehen. Die Gegenstände dieser Lehren sind Religion, Vaterlandsliebe, Freundschaft, christliche Gerechtigkeit in Handel und Wandel, Aberglaube, Vorurtheile, Heucheley, Geschwätzigkeit u. s. w. Die Ausführung selbst ist, wenn man es mit dem Ausdrucke: *für alle Stände*, nicht zu genau nimmt, dem auf dem Titel angegebenen Zwecke angemessen. Die Darstellung ist einfach, lebhaft und eindringend. Bloss aus folgenden Worten, S. 125: „Ihr seyd aber — gläubische Christen, wenn ihr die Feste der Heiligen bloss irdischer Vortheile halber höher feyert, als selbst den Tag des Herrn," — erkennt man den Katholiken, der für Katholiken schreibt und unter diesen mit viel gutem Willen praktisches Christenthum zu befördern sucht. Folgende freymüthige Stelle, die auch vielen Protestanten gesagt seyn kann, wird den Geist der Schrift am besten charakterisiren: „Eure Vorfahren haben ja das beliebte Alte einmal als neu angenommen, warum wollet denn ihr nicht auch einmal etwas Neues annehmen? Ist es nicht Pflicht, immer alles besser zu machen? Gab der liebe Gott euch den Verstand umsonst? Fanget einmal an, selbst zu denken u. s. w."

D. d.

Berichtigung.

In der Recension von *Posidonii Rhodii reliquiis doctrinae* No. 42, 43, 44 und 45 lese man in allen Überschriften *Janus* B. statt *Jamy* B. S. 332 Z. 33 von oben l. *in den Massen* st. *in der Masse.* S. 358 Z. 6 von oben l. *in denselben* st. *in derselben.* S. 351 Z. 14 von unten streiche *zu ebendess.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 4.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Über die Art der Griechen und Römer die Entfernungen zu bestimmen und über das Stadium.* Ein Versuch von *F. A. Uckert,* Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1813. 114 S. 8. (15 gr.)

Der Vf., schon seit längerer Zeit mit Ausarbeitung einer eigenthümlichen Darstellung älterer Geographie beschäftigt, musste nothwendig im Laufe dieser Untersuchungen häufig auf die Maßbestimmungen geführt werden, die von den Alten bey ihren Angaben gebraucht wurden. Trotz allem, was seit länger als einem Jahrhundert von den berühmtesten Geographen, Philologen und Astronomen des In- und Auslandes hierüber geliefert worden ist, konnte es doch wohl keinem, unbefangen die verhandelte Frage Untersuchenden entgehen, dass noch manche Zweifel hierin obwalten, und eine ganz erschöpfende, alle Ungewissheit beseitigende Erörterung bey weitem fehle. Fast möchten wir glauben, dass hier, so wie bey manchen anderen Gegenständen, die Auffindung des Wahren und die damit doch immer zu erhaltende Beystimmung Aller dadurch verzögert und erschwert wurde, dass in den meisten seitherigen Bearbeitungen dieses Gegenstandes ein gewisser systematischer Geist, oder mit anderen Worten, die Vorliebe für irgend eine einmal aufgefasste Idee, vorherrschend war, wodurch es geschah, dass uns immer nur einseitige Resultate dargelegt wurden. Wohl nirgends ist es leichter, Gründe zu Durchführung irgend einer Lieblingshypothese aufzufinden, als in den Werken der Alten. Eben so, wie sich aus den astronomischen Beobachtungen der Chinesen, Chaldäer, Griechen und Araber so ziemlich Alles herausrechnen lässt, wozu ein systemsüchtiger Astronom nur irgend Lust hat, eben so bieten auch ältere geschichtliche, geographische und philosophische Werke der dunkeln und zweydeutigen Stellen so viele dar, dass es einem Gelehrten, der Belesenheit mit Scharfsinn vereinigt, fast nie fehlen kann, einer aufgefassten Meinung, durch Beybringung solcher Autoritäten, einen höheren oder minderen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verschaffen. Jeder, der sich mit Untersuchungen beschäftiget, deren Resultat zweifelhaft und unentschieden ist, wird es sich gewiss selbst gestehen müssen, dass, so frey und unbefangen beym ersten Beginnen der Arbeit der Geist von jeder vorgefassten Meinung auch immer war, es doch nie fehlte, dass im Laufe der Untersuchung, wenn eine grössere Summe von Thatsachen der einen Meinung eine überwiegende Wahrscheinlichkeit zu gewähren schien, auch unser Inneres sich mit einer gewissen Vorliebe zu dieser hinneigte, und eben dadurch, wenn auch unwillkührlich, uns veranlasste, alles in gleichem Sinne Beweisende mit erhöhter Lebhaftigkeit aufzufassen, und gegentheilige, die unserer Forschung nun einmal gegebene Richtung weniger begünstigende Erscheinungen auch nur minder zu beachten.

Der vorliegende Gegenstand gehört ganz besonders unter die einer vollkommen unbefangenen Kritik sehr bedürftigen, und das Vorausschicken einiger allgemeiner Bemerkungen über das Wünschenswerthe der Behandlungsart schien uns um so passender, da es hier minder an Menge als an Klarheit der Autoritäten fehlt, und eben deſshalb es nur dem ganz parteylos Bleibenden gelingen kann, durch eine strenge Würdigung der relativen Beweiskraft verschiedenartiger Angaben, wirklich zu dem wahrscheinlichsten Resultat zu gelangen. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn es durch das vorher dargelegte, durch mehrmalige eigene Erfahrungen veranlasste Geständniss vielleicht gelänge, manchen unwillkührlich im Verfolg eines Irrthums Befangenen auf sich selbst aufmerksam zu machen.

Alle, die sich seither mit älterer Geographie beschäftigten, zerfallen, ihrer dabey gewählten Ansicht und Behandlungsart nach, hauptsächlich in zwey Classen; *solche,* die den Griechen und Römern eben so ausgebreitete als richtige geographische Kenntnisse zuschreiben, und aus diesem Grunde alle in ihren Schriften vorkommenden, von unseren heutigen Kenntnissen abweichenden Bestimmungen durch Verschiedenheit der dabey gebrauchten Maſs-Angaben zu erklären suchen, und *solche,* die jene Abweichungen, so wie die bey verschiedenen Schriftstellern vorkommende Verschiedenheit geographischer Angaben, aus den mangelhaften Kenntnissen jener Zeiten und aus deren allmählicher Verbesserung herleiten. Kürzer könnte man jenes das *französische,* dieses das *deutsche* System nennen, indem sich, mit seltenen Ausnahmen, die berühmtesten Schriftsteller beider Nationen demgemäss erklärt haben.

Der Vf., dessen neulich dargelegte Ansicht über die zweckmässigste Darstellungsart älterer Geographie

dahin geht, treu zu entwickeln, wie die Welt von den Alten gedacht und beschrieben wurde, musste nothwendig die sorgfältige Bestimmung der in den älteren Schriftstellern vorkommenden Maſsangaben zum Grundstein seiner Untersuchungen machen, und behandelt dem gemäſs in der vorliegenden Schrift die Frage: *„ob bey den Messungen der Alten nur von einer Art von Stadien oder von mehreren die Rede sey,"* da es einleuchtend ist, daſs erst nach deren befriedigender Beantwortung eine wirklich wissenschaftliche, Willkührlichkeiten ausschlieſsende Bearbeitung der älteren Geographie überhaupt möglich wird.

Es war nicht leicht, in einer schon von so berühmten Gelehrten begonnenen Erörterung etwas Neues und Besseres zu liefern; allein mit Bestimmtheit glauben wir als Resultat einer wiederholten Durchsicht der vorliegenden Schrift die Behauptung aufstellen zu können, daſs die Untersuchung mit Ruhe, Parteylosigkeit und Scharfsinn geführt ist, und daſs alle darauf Bezug habenden Beweisstellen aus alten Autoren mit einer Vollständigkeit beygebracht sind, die selbst *Mannerts* vortrefflichem Werke zur Ergänzung dienen kann, und die für des Vfs. Belesenheit und Forschungsgeist gleich ehrenvoll ist. Doch ohne mit einem weiteren Urtheil vorzugreifen, mag eine gedrängte Übersicht des Inhalts unsere Leser selbst in Stand setzen, ein eigenes zu fällen.

Zweck des Vfs. ist die Beweisführung, daſs die Alten bey ihren Messungen nur *ein Stadium* gebrauchten. Um dahin zu gelangen, wird in der ersten Hälfte der vorliegenden Schrift eine geschichtliche Übersicht der älteren Maſsbestimmungen überhaupt, in der letzteren eine Erörterung der Gründe geliefert, die andere Schriftsteller, und namentlich *Gosselin*, zur Annahme mehrerer Stadien veranlaſsten. Da die Art der Maſsbestimmung ein Verhältniſs für die dadurch zu erreichende Genauigkeit abgiebt: so war die Darstellung der ersten rohen Versuche der Griechen hier, wo es darauf ankam, zu zeigen, in wiefern mit den damaligen Hülfsmitteln genaue Bestimmungen geliefert werden *konnten* oder nicht, ein wesentliches Erfoderniſs. Der Vf. zeigt, wie willkührlich und unvollkommen diese früheren Bestimmungen waren, wie das Stadium als eine ungefähr 600 Fuſs betragende Gröſse erst bey Erneuerung der olympischen Spiele aufkam, und wie auch dann Distanzen immer mehr durch Zeit als durch irgend eine directe Messung bestimmt wurden. Für Tag-, Nacht-, Land-, See-, Sommer- und Winter-Reisen wurden bestimmte Stadienzahlen festgesetzt, und willkührliche Erklärungen nebst unbestimmten, oft fabelhaften Reiseberichten waren die Quellen und Hülfsmittel der damaligen Geographen. Auch scheinen ältere Schriftsteller selbst in jenen Bestimmungen nicht mehr als bloſse Näherungen zu suchen, und rechnen es sogar dem *Hipparch* als eine Unbilligkeit an, daſs er vom *Eratosthenes* strenge Genauigkeit fodere. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die hiebey vom Vf. gemachte Bemerkung, daſs, wenn man die Angaben der Alten nach diesem Maſsstabe von Unzuverläſsigkeit behandle, ein allmähliches Fortschreiten von rohen Vorstellungen zu genaueren Kenntnissen wahrgenommen werde. Eine Menge aus den geographischen Schriften der Griechen und Römer entlehnter geographischer Angaben bieten nichts als Bestimmungen dar, die weit von dem abweichen, was unsere heutigen geographischen Kenntnisse dafür geben. Da aber die Grenze dieser Irrthümer noch bey weitem nicht die vermöge jener unzuverläſsigen Maſsbestimmung möglichen überschreitet: so zieht der Vf. hieraus (S. 37) die Folgerung, *„daſs man auf keine Weise genöthigt sey, mehrere Arten von Stadien bey den Messungen der Griechen und Römer anzunehmen, da auch die gröſsten Abweichungen in den Bestimmungen der Entfernungen sich auf andere Art erklären lassen."*

Diese Behauptung erhält einen vermehrten Grad von Wahrscheinlichkeit dadurch, daſs kein einziger Grieche und keiner der älteren Römer einer Verschiedenheit der Stadien erwähnt. Nur beym *Censorinus* und *Gellius* (beide im 2ten und 3ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebende Grammatiker) kommen zwey darauf Bezug habende Stellen vor, die wir hier folgen lassen. *Censorinus* (*de die nat.* Cap. 13) sagt: *„ut Eratosthenes geometrica ratione collegit, maximum terrae circuitum esse stadiorum CCLII millium; ita Pythagoras, quod stadia inter terram et singulas stellas essent, judicavit. Stadium autem in hac mundi mensura id potissimum intelligendum est, quod Italicum vocant, pedum DCXXV, nam sunt praeterea et alia, longitudine discrepantia: ut Olympicum, quod est pedum DC, item Pythium, pedum M."* „Offenbar, sagt der Vf. (S. 39), verwechselt hier *Censorinus* die Stadien als Rennbahnen mit den Längenmaſsen, daher auch die meisten der Neueren, welche Untersuchungen dieser Art anstellten, sich nicht mehr auf ihn beziehen," und zeigt dabey ferner, daſs der von *Censorinus* bemerkte Unterschied zwischen dem olympischen und italischen Stadium nur scheinbar sey. Die zweyte hieher gehörige Stelle bey *Gellius* (*Noct. Att.* I. 1) ist folgende: *Curriculum stadii quod est Pisae ad Jovis Olympii, Herculem pedibus suis metatum, idque fecisse longum pedes sexcentos; caetera quoque stadia in terra Graecia, ab aliis postea instituta, pedum quidem esse numero sexcentum, sed tamen aliquantulum breviora."* Nach des Vfs. Bemerkung fiel hier dieselbe Verwechselung wie oben vor, ohne daſs dabey eigentlich auf einen Unterschied in den Stadien hingedeutet werde.

Daſs eine Verschiedenheit der Stadien vermöge einer Verschiedenheit der Fuſsmaſse in Griechenland Statt gefunden habe, hält der Vf. nicht für wahrscheinlich; einmal weil von einer groſsen Mannichfaltigkeit der Letztern nirgends die Rede ist, und dann auch weil die Alten von dieser Verschiedenheit schweigen, während dagegen alle Schriftsteller von *Herodot* bis *Ptolemaeus* sehr sorgfältig in Bestimmung der abweichenden Maſse und Gewichte sind.

Nach Darstellung der Gründe, warum die bey den Alten vorkommenden fehlerhaften geographischen Angaben die Nothwendigkeit in Annahme verschie-

dener Stadien keineswegs herbeyführen, geht der Vf. zu Untersuchung der Hypothesen über, die von *Cassini*, *Delisle*, *Danville*, *Buache*, *De Brosses*, *Freret* und hauptsächlich neuerlich von *Gosselin* aufgestellt wurden, und die alle in Plan und Zweck darauf hinauskommen, dass man keine so arge geographische Unkenntniss bey den Griechen und Römern annehmen könne, und daher die Abweichung ihrer Bestimmungen von unseren heutigen durch Verschiedenheit der dabey zum Grunde liegenden Stadienarten erklären müsse. Dass diese Systeme im Wesentlichen auf einem logischen Kreise beruhen und demnach unbeweisend sind, lässt sich an dem Verfahren von *Gosselin*, das schon früher *Ideler* (*Mon. Corr.* B. XXIII S. 457) ein *verfehltes* nennt, leicht zeigen. Für den Umfang der Erde geben uns die Alten die Zahlen 400000, 300000, 252000, 240000 und 180000 Stadien. *Gosselin* hält alle diese Angaben, als aus einer Quelle geflossen, für identisch, und bestimmt dem gemäss hieraus das Verhältniss der fünf dabey gebrauchten Stadienarten. Diese will er bey Erklärung alter Geographen gebraucht, und im zweifelhaften Falle die Anwendung dieser oder jener Stadienart dadurch bestimmt wissen, dass man die heutige Distanzangabe mit der älteren in Übereinstimmung bringe. Dass diess fast immer gelingen muss, da man vermöge der Wahl unter fünferley Stadien alle Angaben in den Grenzen des Verhältnisses 1:2.22.. willkührlich modificiren kann, liegt am Tage. Soll dieses Verfahren richtig seyn: so musste diess erst von der dabey zum Grunde liegenden Voraussetzung erwiesen werden, dass ältere geographische Bestimmungen eben so genau als unsere heutigen sind; und da diess wohl von keinem deutschen Geographen zugegeben werden wird: so kann auch bey keinem irgend ein Zweifel über das Irrige des von *Gosselin* aufgestellten Systems übrig bleiben. Der Vf. zergliedert dieses (S. 71 f.) sehr umständlich, und zeigt durch eine schärfere Analyse der von jenem als beweisend angeführten Stellen, wie unzulänglich eine solche Erklärungsart ist, und wie sehr auch bey der willkührlichen Annahme von fünferley Stadien die meisten geographischen Angaben der Alten von unseren heutigen abweichen. Der Raum dieser Blätter verbietet die Aushebung einzelner Thatsachen aus der vom Vf. mit grosser Sachkenntniss durchgeführten Untersuchung, deren Detail für alle Geographen ein sehr wesentliches Interesse darbietet, und in der Schrift selbst nachgelesen werden muss. Gewiss, Jeder wird dem Vf. beystimmen, wenn er am Schlusse als Resultat dieser Erörterung sagt, dass durch das von *Gosselin* vorgeschlagene Verfahren für das Studium der alten Geographie nichts gewonnen werde, da bey diesem unsere heutigen Vorstellungen den Alten untergeschoben werden, während uns im Gegentheil daran liegen müsse, das Bild von der Erde und ihren Theilen so darzustellen, wie es die Alten sich dachten, möge diess auch noch so verzerrt seyn.

Versuchen wir nun, nach Vorausschickung dieser allgemeinen Inhaltsanzeige, eine kritische Bestimmung dessen, was vom Vf. durch die vorliegende Schrift bewiesen oder wahrscheinlich gemacht worden ist: so wird es zur besseren Übersicht des Ganzen dienen, den Gegenstand der Erörterung unter drey Rubriken zu bringen:

1. Waren die geographischen Kenntnisse der Griechen und Römer von der Art, dass die Abweichung ihrer Bestimmungen von unseren heutigen die Nothwendigkeit begründet, diese durch Annahme verschiedener Stadienarten zur Übereinstimmung zu bringen?

2. Kann das über Verschiedenheit der Stadienarten von französischen Geographen und namentlich zuletzt von *Gosselin* aufgestellte System für begründet gelten?

3. Ist es für bewiesen anzunehmen, dass die Griechen und Römer bey ihren Messungen und in ihren Schriften wirklich nur Ein Stadium brauchten?

Dass durch die eben so erschöpfende als scharfsinnige Art, wie der Vf. diese Untersuchung durchgeführt hat, über die verneinend ausfallende Beantwortung der ersten und zweyten Frage kein Zweifel übrig bleiben kann, damit, glauben wir, wird Jeder einverstanden seyn, der die vorliegende Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Allein ob es dem Vf. geglückt sey, mit gleicher Bestimmtheit den Gegenstand der dritten Frage zu entscheiden, darüber fehlt es uns noch an einer bestimmt sich aussprechenden inneren Überzeugung, und wir finden uns, die in dieser Hinsicht obwaltenden Zweifel hier darzulegen, um so mehr veranlasst, da es dem Vf. im Laufe seiner ferneren Untersuchungen über Geographie der Alten gewiss noch gelingen wird, durch Auffindung bestimmterer Thatsachen diese Zweifel zu lösen oder zu verstärken.

Die Ansicht, die uns dabey leitet, ist eine doppelte: Einmal sind die von dem Vf. für die *Unität* der Stadien beygebrachten Beweise eigentlich nur *negative*, theils auf dem Stillschweigen der Alten, theils auf der mangelnden Nothwendigkeit des Gegentheils beruhend, während dagegen der doch wahrscheinlich aus den Rennbahnen herzuleitende Ursprung des Stadienmasses, ferner die oben angeführten Stellen von *Censorinus* und *Gellius*, und endlich ein analogisches Zurückschliessen vom heutigen Zustand unserer Massverschiedenheit auf den früherer Jahrhunderte eine Verschiedenheit der Stadienmasse allerdings wahrscheinlich macht. So weit wir entfernt sind, eine *solche* durch Autoritäten eines *Censorinus* und *Gellius* wirklich für erwiesen anzusehen: so darf es doch auch nicht unbemerkt bleiben, dass beider Zeugniss als das von Männern aus dem 2 und 3 Jahrhundert und hienach in der Zeit lebend, wo das Stadium als usuelles Mass noch galt, und die beide den Ruf ausgezeichneter mit dem Alterthum bekannter Gelehrten hatten, keineswegs gewichtlos ist. *Censorinus* wird vom *Priscian* (lib. I p. 544 Putsch.) *Grammaticus suae artis doctissimus* genannt, und beym *Gellius* müssen wir eine genaue Kenntniss des Zustandes der Dinge in Griechenland um so mehr voraussetzen, da er lange dort lebte und sich so ausschliessend mit dem Studium der Alten beschäftigte, dass *Forcellini* (*Totius latinit. Lex. T.* 1 *p.* 369) von ihm sagt: *„est enim antiquae dictionis nimis studiosus; et*

a priscis durisque scriptoribus, quos assidue habebat in manibus, ejus nimium oratio colorem traxit.“

Dann liegt ferner ein zweyter Grund, der uns die *Evidenz* des vom Vf. aufgestellten Satzes noch zu bezweifeln veranlasst, darin, dass es wohl noch sehr unentschieden ist, was den griechischen Schriftstellern eigenthümlich war, und was sie von fremden Nationen entlehnten. Es führt diess, wie man leicht sieht, auf die Untersuchung der schon so oft behandelten und doch noch ganz unentschieden gebliebenen Frage hin, ob wohl vor Griechen und Römern im Orient eine höhere Cultur vorhanden war. Es ist diess leider einer von den Gegenständen, in deren Bearbeitung sich fast unvermeidlich Gefühl und Enthusiasmus hineinmischt, die dann immer vom ruhigen Gange der Untersuchung abwärts auf Extreme führen. Das Schwere, zu Klarheit hierin zu gelangen, das geheimnissvolle Dunkel, das darüber schwebt, der weite Spielraum für Phantasie und Willkühr, und der Reiz, in einem Urvolke, dessen Existenz verschwunden scheint, hohe Bildung und reiche Wissenschaft zu finden, musste nothwendig geniale Köpfe zu einer Forschung aufmuntern, wo sich aus dunkeln Andeutungen so leicht ein Gemälde zusammensetzen liess, das nicht das Bild des Wahren, wohl aber den ganzen Reichthum des eigenen Geistes darstellt. So haben *Freret*, *Bailly*, *Dutens* in den Schriften der Alten das Höchste und Neueste gefunden, was der heutige Zustand unserer Wissenschaften nur immer darbietet, während dagegen andere Gelehrte, vom Geist des Widerspruchs beseelt, in unseren Voräitern nichts als Barbaren voll Uncultur und Rohheit erblicken. *Iliacos extra muros peccatur et intra!* Dass der Orient die Wiege des Menschen-Geschlechtes war, dass dort die früheste Cultur Statt fand, dass in Asien zu einer Zeit, wo erst dunkle Sagen von den Griechen vorkommen, schon ausgebildete astronomische Kenntnisse vorhanden waren, deren Regeln von den heutigen Braminen nur mechanisch geübt werden, und dass späterhin Griechen und Römer aus dieser Quelle schöpften, das sind Thatsachen, die wohl schwerlich bezweifelt werden können. Allein waren die beym *Archimed* und beym *Aristoteles* vorkommenden Angaben über Umfang der Erde orientalischen Ursprungs; war diess bey so manchen anderen, die Geographie des Orients betreffenden Bestimmungen eben auch der Fall: dann würde freylich die Erklärung der hier vorkommenden Abweichungen ein schwer zu lösendes Problem seyn, und eine Diversität der Stadien nicht unwahrscheinlich machen. Dass der Griechen beste Kenntnisse über den Lauf der Gestirne von Ägyptiern und Chaldäern entlehnt waren, dass des *Eudoxus* Planeten-Theorie, so wie *Metons* Monds-Periode aus gleicher Quelle kam, dass sich ägyptische Priester im langen Besitz astronomischer Tafeln befanden, und dass Babylonier und Chaldäer seit einer langen Reihe von Jahrhunderten astronomische Beobachtungen machten, darüber sind die vorzüglichsten griechischen und römischen Schriftsteller vollkommen einverstanden. *) Die berühmtesten Männer unter den Griechen, *Lykurg*, *Solon*, *Plato*, *Pythagoras*, *Eudoxus*, *Demokrit* u. s. w., waren alle in Ägypten: Beweis genug, dass dieses Land als die Quelle höherer Kenntnisse anerkannt galt. Auch das bald Springende, bald wieder rückwärts Schreitende im Zustand der griechischen Kenntnisse zeigt nicht von einheimischem Ursprung; *Thales*, der Phönicier, sagte eine Sonnenfinsterniss vorher, während *Hipparch* deren Theorie zu geben nicht vermochte und *Herodot* selbst den Begriff des Wortes ἐκλειψις nicht zu kennen scheint. Bis zu *Plato's* Zeiten waren die mathematischen Untersuchungen der Griechen ganz elementär, während dieser gleich nach seiner Rückkunft aus Ägypten *ad sublimiora* überging, und die Theorie der Kegelschnitte lehrte. *Eratosthenes* Versuch, den Umfang der Erde zu bestimmen, war weit gelungener, als das rohe Verfahren seines Nachfolgers *Posidonius*. Nirgends zeigt sich bey den Griechen eine allmähliche Ausbildung der exacten Wissenschaften, wie solche das Werk eigener Untersuchungen zu seyn pflegt.

Selbst der Begriff des Wortes *Stadium* scheint aus dem Orient oder bestimmter aus Persien abzustammen. Nach *Danville* (*Mem. de l' Academ. des inscript.* T. XXXI. p. 295) kömmt in einem Manuscript der königl. pariser Bibliothek ein Stadium unter dem Namen *Asparare* vor, was im Persischen „*Carrière d' une Course de cheval*“ bedeutet; und eben so ist nach des Letztern Bemerkung auch das Wort *schoenoi* persischen Ursprungs.

Noch fügen wir eine Bemerkung bey, in der Hoffnung, dass solche vielleicht zu Aufklärungen führen könne. Nach *Plinius* (lib. 2. Cap. 22) hat *Pythagoras* vermöge seiner bekannten Ansicht, im Planeten-Systeme musikalische Accorde zu finden, deren Distanzen nach Tonintervallen bestimmt; er setzt Entfernung der Erde vom Mond = 1. Ton = 126000 Stadien **): eine Angabe, die höchst wahrscheinlich ägyptischen oder orientalischen Ursprungs war, da unter den Griechen, bey ihrem gänzlichen Mangel an astronomischen Beobachtungen, bis zu *Hipparch* und *Ptolemaeus* an solche Bestimmungen nicht gedacht wurde. Sollten aber über diese Angabe bey anderen Schriftstellern wesentlich verschiedene Bestimmungen vorkommen: so würde diess nicht für Einheit der Stadienmasse sprechen.

Das lebhafte Interesse, das wir eben so sehr an dem Gegenstande selbst als an den Untersuchungen des Vfs. nehmen, hat uns weitläuftiger werden lassen, als es ausserdem geschehen seyn würde. Möge der Vf. seine lehrreichen Forschungen, so wie er solche begonnen, fortsetzen, und wir sind im Voraus versichert, dass ihm die Beseitigung der hier aufgestellten Zweifel, und die Darstellung eines treuen Bildes alter Geographie, befriedigend gelingen wird.

ψ. (S.)

*) *Herod.* lib. 2 Cap. 109. *Aristot. de Coelo* lib. 2 Cap. 12. *Arat. in lexic.* p. 92. *Diodor.* T. 1 lib. 1 p. 175. lib. 1 sect. 2 §. 36. *Seneca quaest. natur.* lib. 7 Cap. 5.

**) Die Angabe ist stark irrig; das Hinzufügen einer Null würde sie der Wahrheit nahe bringen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

LITERATURGESCHICHTE.

Freyberg, in Comm. b. Craz und Gerlach: *Über öffentliche Bibliotheken,* besonders deutsche Universitätsbibliotheken, und Vorschläge zu einer zweckmäſsigen Einrichtung derselben. Von *Friedrich Adolph Ebert.* 1811. 68 S. 8. (8 gr.)

Die Einrichtung der Bibliotheken ist eine ganz eigene Sache. Wer sich (auch nur im weitesten Sinne) zum gelehrten Stande rechnet, glaubt sich eben so fähig und befugt, bey gegebener Veranlassung sich dem Bibliothek-Einrichtungs-Geschäfte zu unterziehen, als jeder Zeitungsleser, über Politik zu raisonniren: und dennoch ist man im Allgemeinen noch nicht einmal so weit gekommen, zwischen den Begriffen Bibliothek-*Errichten* (Bücher zur Anlegung einer Bibliothek anschaffen) und Bibliothek-*Einrichten* (den vorhandenen Büchervorrath zweckmäſsig ordnen) einen deutlichen Unterschied zu machen. Man pflegt noch immer die Vorkenntnisse der Bibliothek-Einrichtungs-Kunst (Literatur, Sprachen, Encyklopädik u. s. w.) für die Kunst selbst zu halten. Wer daher den Beruf in sich fühlte, etwas zur Bildung angehender Bibliothekare zu schreiben, der wähnte gemeiniglich Alles gethan zu haben, wenn er es darauf anlegte, wackere Literatoren zu bilden. Daher haben die besten Schriftsteller für Bibliothekare (wie Denis, Schelhorn u. A.) die eigentliche Methodik oder Praktik der Bibliothek-Einrichtungs-Kunst nur kurz und unbefriedigend abgehandelt. Daher kömmt es auch, daſs Werke über die Kunst, *Bibliotheken einzurichten;* so wenig gekauft und gelesen werden.

Auch bey der Wahl eines Bibliothekars pflegt man immer nur darauf zu sehen, daſs man, so viel wie möglich, einen groſsen Gelehrten und Literator bekomme; ohne daran zu denken, daſs der Gelehrte und Literator sich eben so zum Bibliothekare verhalte, wie der Mathematiker zum Architekten, oder wie der Botaniker und Mineralog zum Chemiker und Pharmaceuten. Und der bloſse Gelehrte trägt kein Bedenken, eine angebotene Bibliothekar-Stelle anzunehmen: denn er zweifelt gar nicht daran, daſs er sich einen unsterblichen Ruhm in diesem Amte erwerben werde, wenn er den gesammten Büchervorrath (nach seiner subjectiven Ansicht der Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste) so viel als möglich rein systematisch aufstellt, und dann die nöthigen Verzeichnisse darüber anfertiget. Dieser Gedanke scheint so ungezwungen aus der Natur der Sache herzuflieſsen, ist so schnell ausgesprochen, und scheint so leicht ausführbar, daſs man es für höchst überflüſsig erachtet, erst noch einige Zeit und Mühe auf das Studium und die Praxis der Bibliothek-Einrichtungs-Kunst zu verwenden. Dieses allgemein herrschende Vorurtheil ist die Klippe, woran bisher alle Bibliothek-Einrichtungen mehr oder weniger gescheitert sind. Rec. benutzt daher die Anzeige dieses Schriftchens, um auf folgende zwey Wahrheiten aufmerksam zu machen: 1) wie weit wir noch von der so nothwendigen Bibliothek-Einrichtungs-Kunst entfernt seyen, und 2) welches der sicherste und kürzeste Weg dazu sey.

Hr. *E.* fand sich durch den traurigen Zustand der meisten Universitäts-Bibliotheken veranlaſst, ein Wörtchen über eine zweckmäſsige Einrichtung derselben zu sprechen. Seine Ansichten über diesen Gegenstand sind so ziemlich die allgemein herrschenden, in einer äuſserst mageren Skizze dargelegt.

Den Eingang macht ein richtiger Blick auf den Ursprung und die Bestimmung der *Universitäten* im Allgemeinen, und dann der *Universitäts-Bibliotheken* insonderheit. In einer kurzen Übersicht der Schicksale der Letzteren giebt der Vf. manchen beherzigungswerthen Fingerzeig, wodurch er zugleich seinen warmen Eifer für die gute Sache beweist. Rec. kann sich nicht enthalten, folgende Stelle ganz herzusetzen, welche den Hauptgrund des Verfalls so vieler Universitäts-Bibliotheken in seiner Wurzel trifft (S. 17 f.): „Die Männer, welchen neben anderen Geschäften auch die Aufsicht über diese Büchersammlungen übertragen war, suchten gemeiniglich ihren übrigen, durch die neuen Entdeckungen in den Wissenschaften weit schwieriger und mühvoller gemachten Ämtern Genüge zu leisten, und versäumten darüber ihre Pflicht als Bibliothekare, die sie als einen nicht so nöthigen Theil ihres Berufes betrachteten. Der Theolog und Philosoph — denn diese beiden Facultäten waren von jeher meistentheils im Besitz des Bibliothekariats — fanden mehr Geschmack daran, die neu aufgebrachten Meinungen ihrer Zeitgenossen zu prüfen und zu würdigen, als für todte Bücher Sorge zu tragen. Die Sorgfalt für Vermehrung des Fonds unterblieb, und da die Capitale, die

zu den Zeiten unserer Vorfahren hinreichend waren, jetzt nicht mehr zureichen, wenn nicht für ihre Vermehrung gesorgt wird, weil seit jener Zeit der Preis (und die Menge) der neuen Bücher um Vieles höher gestiegen ist: so musste man auch auf die Anschaffung aller (?) neueren Literatur völlig Verzicht leisten. Alle Ordnung wurde vernachlässiget, die alten Gesetze nicht mehr befolgt, und die meisten Bibliothekare wünschten, die ihnen obliegenden Geschäfte immer mehr vermindern und abkürzen zu können, weil sie glaubten, durch dieses Amt an der Ausführung nöthigerer und nützlicherer Arbeiten gehindert zu werden." Rec. wünscht von Herzen, dass dieses alles nur von älteren Zeiten gesagt werden könnte.

Die Einrichtungs-Methode, welche der Vf. für die öffentlichen Bibliotheken in Vorschlag bringt, besteht darin: 1) Man copire gleich anfänglich die Titel der Bücher, in welcher Ordnung sie auch immer stehen mögen, auf einzelnen Octavblättern, und versehe Bücher und Titelcopieen mit provisorischen Numern, die vom ersten bis zum letzten Buche in ununterbrochener Reihe durch alle Formate fortlaufen. 2) Nun ordne man seine Titelcopieen nach dem bibliographischen System, dem man zu folgen entschlossen ist (hier hätte sich Hr. *E.* näher erklären sollen, wie weit dieses Ordnen nach dem Systeme ins Detail verfolgt werden könne und solle), bestimme jeder Wissenschaft ihr Behältniss, und gebe ihr einen römischen Buchstaben zum Zeichen. Die Unterabtheilungen jeder Wissenschaft hingegen deute man durch römische Ziffern an (diese sind ja aber auch wieder römische Buchstaben!), die man jenen Buchstaben zur Seite setzt. 3) Dann ordne man die Bücher genau nach der Ordnung der Titelcopieen. (Diese Arbeiten, Nro. 2 und 3, dauern aber in grossen öffentlichen Bibliotheken gemeiniglich so lange, dass der Bibliothekar noch vor ihrer Beendigung durch den Tod oder zu einer einträglicheren Stelle abgerufen wird, und sein Nachfolger, der es weder nothwendig, noch rühmlich findet, sich erst mühsam in das bibliographische System seines Vorgängers einzustudiren, die Arbeit nach einem andern Systeme, welches er für weit vorzüglicher hält, von vorne anfängt, ohne zu bedenken, dass auch ihn das Schicksal seines Vorgängers treffen werde. Daher das ewige Von-vorn-Anfangen und Nie-ans-Ende-Kommen in den meisten grossen Bibliotheken!) 4) Man numerire die Bücher definitiv so, dass man in jeder Unterabtheilung bey jedem Formate mit 1 anfängt, und cassire zugleich die provisorischen Numern. (Sehr gut! Wie wird es aber mit dem Einschalten des künftigen Zuwachses aussehen?) 5) Den späterhin angekommenen Büchern gebe man bey ihrer Einreihung die Numer ihres Vorgängers mit dem Zusatze b, c, u. s. w. (Wie aber, wenn dann auch zwischen die schon mit b. und c. eingeschalteten Bücher wieder eingeschaltet werden soll? — Daran scheint der Vf. nicht gedacht zu haben. Man kann sich zwar mit arithmetischen und algebraischen Brüchen, mit Exponenten u. d. gl. noch eine Zeitlang forthelfen; aber in einer Bibliothek, welche stark vermehrt wird, muss es denn doch an manchen Stellen sehr bald dahin kommen, dass alle erdenklichen Flickmittel erschöpft sind, mithin die ganze Bibliothek-Einrichtung keinen Stich mehr hält: abgesehen von dem hässlichen Anblicke, den dergleichen Flickereyen schon an und für sich gewähren, und von den mancherley Missgriffen und Unordnungen, welche sie veranlassen.) 6) Wenn die Bücher aufgestellt und definitiv numerirt sind: so schreibe man die Titelcopieen in der nämlichen Ordnung auf ganze Bögen ab, so ist der *wissenschaftliche Katalog* fertig. (Der Vf. scheint hier die Benennungen *wissenschaftlicher* und *systematischer* Katalog für gleichbedeutend zu halten: denn seiner ganzen Methode nach kann hier nur von Letzterem die Rede seyn, nicht aber von Ersterem, welcher zwar die Büchertitel einer jeden Wissenschaft in ihrer besonderen Reihe anführt, aber sich auf keine Unterabtheilungen einlässt. Die Aufstellung einer Bibliothek nach einem *wissenschaftlichen* Kataloge verträgt sich sehr wohl mit dem Numeriren der Bücher: denn da ist es erlaubt, jedes neuankommende Buch in der ihm entsprechenden wissenschaftlichen Abtheilung als das letzte in seinem Formate aufzustellen, und mit der nächsten daselbst noch nicht vergebenen Numer zu bezeichnen, so dass alles Flicken durchaus vermieden wird. Die *systematische* Aufstellung der Bücher hingegen würde sich nur dann mit dem Numeriren vereinbaren lassen, wenn die vorhandene Büchermasse durchaus keinen Zuwachs mehr zu erwarten hätte. Übrigens scheint der Vf. den wichtigen Umstand ausser Acht gelassen zu haben, dass es in grossen Bibliotheken eine Menge Bücher giebt, wo nicht selten die allerheterogensten Werke zusammengebunden sind; wenigstens giebt er weder hier noch anderswo ein Mittel an, wie man die Beybände im systematischen und alphabetischen Kataloge an ihre eigenthümlichen Plätze bringen könne.) 7) Dann ordne man die nämlichen Titelcopieen alphabetisch, und stelle durch eine abermalige Abschrift den *alphabetischen Katalog* her. 8) Nachdem diese nöthigsten Arbeiten geschehen sind, verfertige man zu grösserer Bequemlichkeit auch einen alphabetischen *Realkatalog*. (Wären doch alle Bibliotheken schon so weit eingerichtet, dass man an diesen Hand anlegen könnte!)

Ein praktischer Bibliothekar wird zwar in diesem Schriftchen wenig Neues und manches Unrichtige finden; doch wird es ihn nicht reuen, es gelesen zu haben. Das *Bild eines vollkommenen Bibliothekars*, womit Hr. *E.* das Werkchen beschliesst, hat Rec. völligen Beyfall, und ist ihm, als frommer Wunsch, aus der Seele geschrieben. Nur eine Haupteigenschaft (die zum grössten Nachtheile aller Bibliotheken immer ausser Acht gelassen zu werden pflegt) vermisste Rec. auch hier ungern, nämlich die *bibliothekarische Praxis*.

Wider die Schreibart des Vfs. ist nichts zu erinnern; nur ist Rec. auf einige Tautologieen gestossen, z. B. S. 14: „Sie *wählten* mit vieler *Auswahl* und Einsicht u. s. w." — S. 15: „Endlich sorgte man für

die Aufrechthaltung der *Ordnung* dadurch, dass man die Bücher genau *ordnete* u. s. w." — S. 24: „*unaufgefodert* und *freywillig*."

Nun das bibliothekarische Glaubensbekenntniss des Rec.

Die Kunst, Bibliotheken einzurichten, steht noch immer auf jener Stufe, auf welcher vor etwa hundert Jahren die Erziehungskunst stand. Gleichwie man damals nicht zweifelte, dass Jedermann, der nur zur Noth lesen und schreiben, und die gewöhnlichen Gebetformeln hersagen konnte, *ipso facto* dem Erziehungsgeschäfte gewachsen sey: so zweifelt man zu unseren Zeiten noch keineswegs, dass jedes Individuum, welches (auch nur oberflächlich) mit den gewöhnlichsten Sprachen und der Literatur bekannt ist, *ipso facto* zum Bibliothekar geeignet seyn müsse. — Gleichwie man damals das Erziehungs-Geschäft gemeiniglich einem Mönch, einem Eremiten als *Nebenbeschäftigung* auftrug, indem man es für sehr überflüssig erachtete, einen eigenen Jugendlehrer aufzustellen und zu besolden: so wird die Bibliothekar-Stelle gewöhnlich einem Professor, einem Informator (oder auch wohl einem Schreiber, einem Verwalter, einem Hausmeister u. dgl.) als *Nebenbeschäftigung* aufgetragen. Man hat endlich eingesehen, dass es nothwendig sey, die Pädagogik zur Erziehungswissenschaft zu erheben, und Schullehrer-Seminarien anzulegen, um theoretische und praktische Erzieher zu bilden: — wann wird man endlich einmal einsehen lernen, dass es nothwendig sey, die Bibliothek-Einrichtungs-Kunst zur Wissenschaft zu erheben, und Bibliothekar-Pflanzschulen anzulegen, um theoretische und praktische Bibliothekare zu bekommen? — Oder würden wohl aus der Wissenschaft, chaotisch angehäufte Büchermassen in wohlgeordnete Niederlagen der Resultate alles menschlichen Forschens zu verwandeln, minder heilsame Folgen zur Ausbildung und Veredlung des Menschengeschlechtes hervorgehen, als aus der Wissenschaft, die vormals grösstentheils dem blinden Zufalle überlassene Entwickelung der Geistes- und Körper-Anlagen der Jugend planmässig zu befördern? — Sollten nicht diese beiden Wissenschaften sich schwesterlich die Hände reichen, da die Bibliotheken dem der Erziehung entwachsenen Jünglinge erst seine weitere, völlige Ausbildung gewähren sollen? Und wie sehr wird nicht diese Fortsetzung und Vollendung der Erziehung erschwert in (sogenannten) Bibliotheken, die — aus Mangel wirklicher Bibliothekare — seit Jahrhunderten immer geordnet werden, und doch niemals in Ordnung kommen! Wo wird man je einen Juristen unmittelbar von der Universität her (also ohne Praxis) zum Richter oder Polizeybeamten, oder einen Mediciner zum Lazareth-, Stadt- oder Land-Physicus ernennen? Beide hätten doch wenigstens die Theorie ihres Faches inne, beide könnten allenfalls in ihrem Fache als Lehrer oder Schriftsteller rühmlich auftreten. — Aber zu Bibliothekaren ernennt man gemeiniglich blosse Gelehrte, denen Theorie und Praxis der Bibliothekwissenschaft zugleich mangelt, und welche die ihnen anvertrauten Bibliotheken gemeiniglich nur als Hülfsmittel bey ihrer Schriftstellerey betrachten, ohne sich um eine gemeinnützige Einrichtung derselben viel zu bekümmern! Allein setzen wir den Fall, ein zum Bibliothekar ernannter Gelehrter habe den besten Willen und völlige Freyheit, sich seinem neuen Wirkungskreise ganz zu widmen: so wird sich vor allem ungefähr folgender Ideengang in seiner Seele entwickeln: „Meine Pflicht ist es nun, die mir anvertraute *Bibliothek einzurichten*, d. h. den vorhandenen Büchervorrath in eine solche Ordnung zu bringen, dass jedes Buch leicht zu finden sey. Dieses werde ich dadurch am sichersten bewerkstelligen, wenn ich alle gleichartigen Bücher zusammenstelle. Dazu muss ich mir vorerst einen systematischen Plan aller Wissenschaften entwerfen. Mir (als einem Literator) kann es nicht schwer werden, die sämmtlichen Bücher nach meinem eigenen Plane zu ordnen, und dadurch gleichsam einen systematischen Katalog an der Wand herzustellen. Lasse ich dann die Bücher in der nämlichen Ordnung beschreiben, wie sie stehen: so habe ich den systematischen Katalog auf dem Papiere, und zugleich ein Inventarium über die ganze Bibliothek. Kömmt dazu noch ein alphabetischer Katalog, und werden die Bücher so bezeichnet, dass jedes derselben, wenn es herausgenommen worden ist, wieder an seinen bestimmten Platz hingestellt werden muss: so habe ich das höchste Ziel der Bibliothek-Einrichtung völlig erreicht."

Wer sollte wohl diesem Ideengange seinen Beyfall versagen können? Und dennoch ist er in den Augen eines erfahrenen Bibliothekars eben das, was ein blendendes Sophisma in den Augen eines gründlichen Philosophen ist: denn hier wie dort liegen theils falsche, theils nur unter gewissen (hier nicht Statt findenden) Bedingungen wahre Voraussetzungen zum Grunde. Eben das, was dem blossen Literator so leicht scheint, — *die Bücher nach seinem eigenen Plane zu ordnen*, — wird ihm als Bibliothekar das schwierigste (wo nicht ein völlig unausführbares) Unternehmen seyn. Denn nichts ist zwar leichter und natürlicher gesagt, als: „Die gleichartigen Bücher müssen nach einem festen Plane zusammengestellt werden." Allein so bald es an die Ausführung kömmt: so dringt sich schon bey dem Entwurf des Planes selbst sogleich die Frage auf: „Welche Bücher sind nun aber als gleichartig anzusehen?" Die in *einerley Wissenschaft* einschlagen? Das ist zu allgemein. — Die von *einerley Gegenstande* handeln? Dann würden die verschiedensten Wissenschaften unter einander gemengt werden müssen, weil der nämliche Gegenstand nicht selten, je nachdem er aus einem anderen Gesichtspuncte behandelt wird, bald in diese bald in jene Wissenschaft einschlägt. So kann z. B. die *Geschichte der Menschheit* bald rein philosophisch, bald rein historisch, bald philosophisch-historisch; die *Magie* bald physisch, bald theologisch, bald juridisch, bald in allen oder mehreren dieser Hinsichten zugleich abgehandelt seyn. — Und wenn man endlich daran kömmt, den vorhande-

nen Büchervorrath, Buch für Buch, nach was immer für einer angenommenen Norm classificiren zu wollen: wie schwer wird dann erst dieses für so leicht gehaltene Geschäft erscheinen! Wie oft wird nicht da der zum Bibliothekar ernannte blofse Gelehrte in Versuchung kommen, zu glauben, die Schriftsteller, von Erfindung der Buchdrucker-Kunst an bis auf unsere Zeiten, müfsten sich zusammen verschworen haben, so viel als möglich ihre Bücher so abzufassen, dafs sie in gar keinen systematischen Plan recht passen wollen! Wenigstens wird sichs da, fühlbarer als irgend anderswo, zeigen, wie schwer es sey, so viele tausend Köpfe aus allen Weltgegenden und Weltaltern — unter Einen Hut zu bringen. — Und wenn auch alle diese widerspenstigen Unterthanen des Bibliothekars glücklich zum Gehorsam seines Systems gebracht zu seyn scheinen: dann erhebt die Verschiedenheit des Formates in den verschiedenen Ausgaben oft eines und des nämlichen Werkes einen neuen Aufruhr, der die ganze Ruhe und Ordnung der Bibliothek abermals im Grunde erschüttert, und nur dadurch gestillt werden kann, dafs sich der Bibliothekar dazu entschliefst, jedes der drey gewöhnlich angenommenen Formate (in Folio, Quart und Octav) als ein von den übrigen beiden unabhängiges Reich zu regieren, d. h. sein angenommenes System in jedem Formate besonders auszuführen, also in Einer Bibliothek drey verschiedene Bibliotheken zu errichten. — Wie weit werden nun die Ausgaben (z. B. des Petrarca oder des Ortelius) im kleinsten Taschen-Formate von jenen in Quart, und diese wieder von jenen in Folio entfernt stehen müssen! Heifst das wohl das Gleichartige zusammenbringen? — Ein Beweis, dafs der zum Bibliothekar ernannte Gelehrte, aus Mangel an bibliothekarischer Praxis, das Systematisiren übertrieben, mithin das Gleichartige eben darum wieder zerstreuet habe, weil er es näher, als möglich (und nöthig) ist, zusammendrängen wollte.

Diefs alles soll nur ein Beyspiel seyn, wie sehr man sich irret, wenn man die Kunst, Bibliotheken einzurichten, für eine so leichte Sache hält, als etwa eine Sammlung von Briefen nach den Namen ihrer Verfasser und nach dem Datum zu ordnen. Eben so grofse Schwierigkeiten könnte Rec. noch von mehreren Seiten zeigen, wenn er einen praktischen Blick auf die Collision des Systematisirens mit dem Numeriren der Bücher (bey Bibliotheken, welche immerfort Zuwachs erhalten), auf die tausenderley Zweifel, welche sich sogar bey der Auswahl des alphabetischen Ordnungswortes aus den Büchertiteln erheben, u. s. w. werfen wollte. Doch das Gesagte scheint hinreichend zu seyn, um wenigstens die Behauptung zu rechtfertigen, dafs auch der gröfste Gelehrte und ausgebreitetste Literator noch viel zu lernen habe, um den Namen Bibliothekar mit Recht führen zu können: und daraus, dafs man insgemein diese Wahrheit noch nicht einmal anerkennen will, ergiebt sich wohl von selbst, wie weit wir noch von einer Theorie und Praktik der Bibliothekwissenschaft entfernt seyen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Altenburg*, in der Schnuphas. Buchhandlung: *Joh. Christ. Hellbachs*, F. S. Rudolst. Raths, *Unterricht über Brand- Verhüth- Lösch- und Rettung in Feuersgefahr, besonders für Landleute.* 1805. 96 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. hatte sich bereits im Reichsanzeiger und in der thüringischen Vaterlandskunde über die Hauptursachen der noch immer allzuoft sich ereignenden Feuersbrünste geäussert. In der Vorerinnerung zu dieser Schrift besteht derselbe darauf, dafs der Mangel an Belehrung über Strafbefreyung und Straffälligkeit bey entstandenen Bränden und an hinlänglichem Unterricht für alle Hausbewohner, in Betreff der besten Verhaltungsregeln, vorzüglich dahin zu zählen sey. Hierauf sucht er zu zeigen, dafs die meisten Vorschriften und Feuerordnungen nicht zweckmäfsig genug gefafst, und dafs auch die vielen hierüber bis jetzt erschienenen Bücher eine Schrift, wie die gegenwärtige, nicht überflüssig machten, weil dieselben entweder zu kostbar oder nicht wohlgeordnet seyen. Hierüber scheint es uns aber doch, dafs sich ein billigeres Urtheil aussprechen liefse. — Das Buch selbst enthält vier Abschnitte. Der erste über Brand-Verhütung fängt mit den nöthigen Regeln beym Bauen selbst an, und weist auf die Verordnungen des Allgem. Landrechts für die preuss. Staaten zurück. Dann wird von Verminderung der Gefahr bey leicht sich entzündenden Dingen, welche der Reihe nach aufgeführt werden, gehandelt; und demnächst ein vorsichtiges Benehmen in häuslichen, landwirthschaftlichen und anderen bey Feuer und Licht Statt findenden Verrichtungen empfohlen. Die Gegenstände der Gefahr werden hiebey nach dem Alphabet aufgestellt. Manche Veranlassungen zum Brand sind nur in wenigen Zeilen angegeben; die meisten aber gut angedeutet. Der zweyte Abschnitt besteht aus 3 Capiteln. In dem ersten werden die Obliegenheiten derjenigen, bey welchen Feuer entstehen kann oder eben wirklich entsteht, angeführt; im zweyten die der nächsten Nachbarn in einem solchen Falle; und in dem dritten die nöthigen Löschgeräthe und Materialien, mit welchen jeder Hausvater immer versehen seyn sollte, unter sechs Rubriken. — (Dabey sind kleinere *Handspritzen* ganz übergangen. Dergleichen sollten aber doch in jedem Hause vorhanden seyn, und können auch auf Dörfern gefodert werden. Sie lassen sich sehr wohlfeil fertigen, und die Aufseher der Polizey sollten auch auf dem Lande deren allgemeine Einführung sich angelegen seyn lassen. Freylich mufs aber auch bey den angestellten Visitationen auf deren Tauglichkeit immer ein wachsames Auge gehalten werden.) Im dritten Abschnitt wird sehr kurz von der Rettung der Menschen, des Viehes und des Hausgeräthes geredet. Der vierte giebt Belehrung über Strafbefreyung und Straffälligkeit bey entstandenen und veranlafsten Bränden. Im Zweifel sey anzunehmen (sagt der Vf.), jeder Brand sey nicht durch Schuld oder Nachläfsigkeit desjenigen entstanden, in dessen Hause solcher ausbreche, sondern durch Zufall oder Vorsatz Anderer, wenn anders nicht Verheimlichung und Nachläfsigkeit am Tage liegt. Hierauf werden die Strafen angegeben, welche nach der oben erwähnten Landesordnung diejenigen treffen sollen, deren Schuld entweder durch vorsetzliche Handlungen oder durch Nachläfsigkeit bey dem ausgekommenen Feuer erwiesen ist. Wenn gleich eine mehr befriedigende Auseinandersetzung hierüber zu wünschen wäre: so verdient doch das ganze Werkchen viele Empfehlung. Die Schreibart ist fliefsend und verständlich.

Ar.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

LITERATURGESCHICHTE.

FREYBERG, in Comm. b. Craz und Gerlach: *Über öffentliche Bibliotheken*, von *Friedrich Adolph Ebert* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

An eine Bibliothekwissenschaft kann überhaupt nicht eher gedacht werden, bis man vor allen Dingen folgende Vorurtheile beseitiget haben wird: I) Zum Bibliothek-Einrichten werde weiter nichts erfodert, als a) ein guter encyklopädischer Plan aller Wissenschaften, b) eine ausgebreitete Kenntniss der Literatur, und c) Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Sprachen. II) Systematische Aufstellung der Bücher sey — wo nicht das einzige, doch das vorzüglichste Mittel, allen jenen Anfoderungen Genüge zu leisten, welche die Gelehrten an den Bibliothekar zu machen berechtigt sind.

Nro. I ist durch das bisher Gesagte hinlänglich widerlegt; und gegen Nro. II stellt Rec. folgende Grundsätze auf: a) Die Aufstellung der Bücher ist durch den Raum bedingt, d. h. jedes Buch muss einen, seinem körperlichen Umfange entsprechenden, Platz in einem der vorhandenen Repositorien erhalten: mithin kann (im strengen Sinne) dabey keine andere Ordnung ausgeführt werden, als die, welche durch die Gleichheit des Formates bestimmt wird; besonders da b) jedes einmal aufgestellte Buch durch eine äussere Bezeichnung an seinen bestimmten Platz fixirt werden muss, 1) um das Auffinden zu erleichtern, und 2) das Wiedereinreihen der herausgenommenen Bücher mit Sicherheit zu leiten. c) Auch muss die Aufstellung und Bezeichnung der Bücher so beschaffen seyn, 1) dass der Bibliothekar beym Nachtragen eines immerwährenden starken Zuwachses niemals in Verlegenheit komme, und 2) nur äusserst selten — oder gar nie — zu einem Flickmittel bey der Bezeichnung einzuschaltender Bücher seine Zuflucht nehmen müsse. d) Alle diese Erfodernisse werden dadurch vollkommen befriedigt, wenn man 1) die ganze Bibliothek in solche wissenschaftliche Fächer eintheilt, deren das Kleinste wenigstens Ein Repositorium anfüllt, 2) in jedem solchen Fache aber durchaus keine weitere Abtheilung mehr macht, als — nach den gewöhnlichen drey Classen der Formate. (Wenn irgend in einem Fache keine Folianten — vielleicht auch keine Quartanten — vorhanden sind: so ist es ganz und gar kein Übelstand, auch die untersten Reihen des Repositoriums mit Octavbänden zu besetzen: nur ist es wohl der Mühe werth, bewegliche Fächer mit Zahnleisten anzuschaffen, wo dergleichen noch nicht sind.) 3) Wenn man jedes Buch, von innen und aussen, mit dem Zeichen seines Faches und einer Rang-Numer bezeichnet, die bey jedem Formate eines jeden Faches mit 1 anfängt. Dadurch ist der Bibliothekar im Stande, jedes neuangekommene Buch als das Letzte seines Formates in dem ihm zukommenden Fache aufzustellen, und alles Flicken und Einschalten zu vermeiden. Überdiess ist Rec. vollkommen überzeugt, dass eine solche Aufstellungs-Methode der wahre bibliothekarische Focus sey, der alle gleichartigen Bücher so nahe als möglich zusammen bringt: denn was etwa in Einem Formate um ein paar Breter aus einander kömmt, wird dadurch reichlich wieder ersetzt, dass das Gleichartige in allen Formaten unmittelbar über einander zu stehen kömmt, und zwar so, dass man jedem Repositorium eine Inschrift geben kann, welche das darin aufgestellte Fach angiebt. e) Die verschiedenen einander durchkreuzenden und nicht selten mit einander in geradem Widerspruche stehenden Anfoderungen der Gelehrten an den Bibliothekar müssen durch verschiedene Kataloge befriediget werden. Unter diesen ist aber das dringendste Bedürfniss: 1) ein alphabetischer Namen-Katalog, um jedes bestimmte Buch unter dem Namen seines Verfassers oder unter einem bestimmten alphabetischen Ordnungsworte finden zu können; 2) ein alphabetischer Materien-Katalog, um Jedem, der Untersuchungen über einen gewissen Gegenstand anstellen will, auf der Stelle Auskunft geben zu können, welche Bücher in der Bibliothek vorhanden seyen, die den nämlichen Gegenstand behandeln; oder auch allenfalls ein Buch finden zu können, dessen Titel man nicht mehr bestimmt anzugeben weiss. (Ein Fall, der auch dem grössten Literator nicht selten zu begegnen pflegt.)

Der Gedanke an diese Arbeit wird manchen Bibliothekar mit Schrecken erfüllen. Indess Rec. getraut sich zu behaupten, a) dass ein alphabetischer Materien-Katalog weder mehr Mühe, noch mehr Zeitaufwand fodere, als ein systematischer; und b) dass jener das schreyende Bedürfniss aller Gelehrten, welches man gemeiniglich durch diesen befriedigen zu

können wähnt (und wobey man sich am Ende grösstentheils getäuscht findet), wirklich befriedige. Übrigens ist auch hier der unschätzbare Vortheil noch wohl zu beherzigen, dass c) ein über was immer für eine Bibliothek verfertigter alphabetischer Materien-Katalog auf alle Bibliotheken in der Welt anwendbar ist, so dass jeder Bibliothekar nur diejenigen Bücher seiner Bibliothek darin nachzutragen braucht, die er noch nicht darin findet: woraus dann mit der Zeit der wahre bibliothekarische Stein der Weisen, — ein allgemeiner Materien-Katalog über die ganze existirende Literatur — hervorgehen müsste. Der panische Schrecken vor einem Materien-Kataloge rührt endlich bloss daher, weil man fast durchgängig mit diesem Begriffe die dunkle Vorstellung verbindet, als müsste derselbe gleich ursprünglich so angelegt werden, dass bey jedem Namen eines Gegenstandes nicht nur alle Bücher, sondern auch alle grösseren oder kleineren Bestandtheile der Bücher angegeben werden, welche von diesem Gegenstande handeln: — gerade als wenn man in einem systematischen Kataloge gleich anfänglich jeder in irgend einer Sammlung enthaltenen Abhandlung, oder wohl gar jedem besonderen Capitel eines Buches seinen bestimmten Platz anweisen wollte! Hätte man bisher nur den zehnten Theil der Zeit und Mühe, welche man allenthalben mit übertriebenem Systematisiren vergeudete, der Verfertigung eines alphabetischen Materien-Kataloges gewidmet: so wäre dieser längst schon seiner höchsten Vollendung nahe gebracht worden, und sein Einfluss auf die ganze Cultur des Menschengeschlechts würde nicht minder fühlbar seyn, als jener der Erfindung der Magnetnadel auf Schiffahrt und Handel.

Unter den übrigen Katalogen, die mehr zu grösserer Bequemlichkeit als aus dringendem Bedürfniss verfertiget werden können, verdient den Vorzug ein *wissenschaftlicher*, welcher nämlich dazu dient, einen vollständigen Überblick eines jeden wissenschaftlichen Faches zu gewähren. Dieser muss 1) eigentlich ein Aggregat von eben so vielen besonderen Katalogen seyn, als in der Aufstellung der Bücher wissenschaftliche Abtheilungen gemacht worden sind, und würde durch die Aufstellung der Bücher selbst überflüssig seyn, wenn nicht a) ein aufgestelltes Fach immerhin als unvollständig angesehen werden müsste, weil von jedem derselben eine beträchtliche Anzahl Werke als Beybände in anderen Fächern zu stecken pflegen, und b) ein Verzeichniss der Büchertitel auf dem Papiere weit schneller und bequemer zu überschauen wäre, als die Bücher selbst. 2) darf der wissenschaftliche Katalog ebenfalls keine Unterabtheilungen haben, wie die aufgestellten Bücher selbst, sonst würde er in einen systematischen Katalog ausarten, welcher a) eben so unbeschreibliche Mühe kostet, b) eben so unbefriedigend und c) eben so schwankend und wandelbar ist, als die systematische Aufstellung der Bücher. — Rec. findet daher beide gleich verwerflich, und hält es für eine Art von Charlatanerie, die kostbare Zeit auf ein Unternehmen zu verschwenden, das höchstens dazu dienen kann, den Mangel an eigentlich bibliothekarischen Einsichten und Geschicklichkeiten unter dem Deckmantel eines gelehrten Nimbus (wenigstens vor den Augen eines Nicht-Bibliothekars) zu verbergen und zu imponiren.

Mit Einem Worte: — Die Chimäre des detaillirten Systematisirens beseitigen, heisst — zur ächten Bibliothekwissenschaft den Grund legen; Bibliothekar-Pflanzschulen an grossen öffentlichen Bibliotheken anlegen, heisst — den Grund befestigen; und die aus solchen Pflanzschulen hervorgehenden Zöglinge werden das Gebäude selbst fest, bequem und prächtig aufführen. Schr.

GESCHICHTE.

DORTMUND, b. den Gebr. Mallinkrodt: *Über Hohensyberg, die altsächsische Feste, das nachmalige Schloss, dessen Trümmern, und andere Alterthümer daselbst. Mit Rücksicht auf die ältere Erdkunde und Geschichte der Nachbarschaft.* Von *Joh. Friedr. Möller* d. j., Prediger des Stiftes und der evang. Gem. zu Elsei. 1804. 64 S. 8. (6 gr.)

Eine, dem äusseren Umfange nach kleine, dem inneren Gehalte nach wichtige Schrift. Zudem ist sie in der, ihrem Vf. eigenen, aus mehreren Abhandlungen über vaterländische Erdkunde und Geschichte bekannten Manier, und mit jenem melancholischen Blicke in die Vorzeit abgefasst, der unwiderstehlich mit sich fortreisst. Möchte nur Hr. *M.* mit seinen literarischen Arbeiten weniger karg seyn! Jede, die er dem Druck übergab, war reiner Gewinn für die historische Wissenschaft. Da sie aber alle in Provincialblättern enthalten sind: so glaubt Rec. den auswärtigen Geschichtsfreund zu verbinden, wenn er, bey dieser Gelegenheit, auf das *Magazin für Westphalen* von Mallinkrodt und Weddigen; auf die *niederrheinischen Blätter* von Aschenberg; auf den *westphälischen Anzeiger* u. s. w. hindeutet. Und zugleich hofft er, da vorliegende Abhandlung Vieles in ein ganz neues Licht setzt, auf Entschuldigung einer etwas längeren Anzeige, als sonst die Gesetze dieser A. L. Z. für solche kleine Schriften gestatten.

Hr. *M.* hat das Ganze, der leichteren Übersicht wegen, in 12 Capitel getheilt. I. *Der Berg, auf dem die Anlagen gemacht wurden.* Hohensyberg ist einer der vielen aus dem Gebirge des Ardei — welches die westphälische Mark von Osten nach Westen durchstreicht — ins herrliche Ruhrthal hervorspringenden Berge, von bedeutender Höhe. An seinem Fusse vereinigen sich die *Lenne* und *Ruhr*. Von seinem Gipfel blickt man in eine eben so reizende als durch ihre Industrie merkwürdige Gegend. Im, freylich etwas entfernteren Vordergrunde liegt das freundliche *Hagen*, mit seinen Fabriken und Manufacturen; von dort dehnen sie sich über das märkische Süderland (Sauerland) gegen die bergische Grenze und tief in diess Herzogthum aus. So weit das Auge reicht, ist nichts als Thätigkeit, Cultur, Wohlstand. Wo auf den vorhingenannten Flüssen, so wie auf der *Volme*.

Ennepe und *Wupper* und den vielen in sie strömenden Bächen ein Platz zu benutzen war — da wurden Wasserwerke angelegt. Rec., der Deutschland ziemlich genau kennt, darf diese Gegenden als einzig in ihrer Art bezeichnen. II. *Über den Zustand der Nachbarschaft von Hohensyberg vor Karl dem Grossen.* Wir besitzen nichts Historisches: nur einzelne Spuren von Anlagen aus einer sehr entfernten Vorzeit sind übrig geblieben. Die Anwohner von Hohensyberg waren, während der Römerkriege, Sachsen und nicht Sueven. Hat man diese beiden Völker und ihre Verfassung, so wie bey dem Ersteren Heerbann und Gefolge, unterscheiden gelernt: dann ist man vor einer Menge von Irrthümern sicher, und versteht die Classiker über das älteste Germanien weit richtiger. Die Gegend um Hohensyberg wurde, der vielen fruchtbaren Thäler wegen, gewiss sehr früh angebaut. Die Niederlassungen bestanden in einzelnen, von einander entfernten Ober- und Unter-Höfen, welche in Bauerschaften eingetheilt waren. Solcher einsamen, altdeutschen Höfe sieht man im gebirgigten Theile des Landes noch manche. Andere erwuchsen nach den Römerkriegen zu Dörfern; im Mittelalter zu Flecken und Städten. — Von Klodwig bis auf Karl den Grossen wohnten in der westphälischen Mark immer noch Sachsen. (S. *Beytrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit.* Vom Landrichter *Müller* zu Werden. — Duisburg und Essen. 1803.) Das Herzogthum *Berg* gehörte zuverlässig zu Altfranken, und zwar zu dem Theile desselben, der Ripuarien hiess. Wahrscheinlich stiessen beide Länder auf der jetzigen *Enneperstrasse* auf dem halben Wege von *Schwelm* nach *Hagen* an einander. Freystühle gab es bekanntlich nur auf westphälischer Erde, und der äusserste westliche auf dieser Linie war in der *Haspe.* (S. die *müllersche* Charte der Grafschaft Mark.) Freylich war diese Grenze bey Völkern, die fast immer Krieg führten, nur schwebend. Daraus aber wird es begreiflich, wie *Hohensyberg* eine altsächsische Grenzfeste seyn konnte. — Das ripuarische Franken war in der Cultur viel weiter vorgerückt als Westphalen. Diess reizte die Sachsen zu Einfällen und Plünderungen. Karl der Grosse gab diess wenigstens als Ursache seiner Kriege an. Wüsste man die Wege, welche er nahm: so würde sich dadurch Vieles aufklären. In Altsachsen waren gewiss noch keine Strassen über und durch die Gebirge gebahnt. Nur in den Thälern gab es Verbindungswege, und die mussten da seyn, weil der Heerbann, welcher aus den Hofbesitzern der Bauerschaften bestand, ihrer zum Fortbringen der Heerwagen bedurfte. Von einem der zerstreuten Höfe im Gebirge zum anderen führten bloss Fusssteige. Fahrwege zwischen denselben entstanden erst mit der Ausbreitung des Christenthums, als das Begraben der Todten auf Kirchhöfen Sitte ward. Desshalb heissen sie noch jetzt Nothwege. — Nirgends in einiger Entfernung vom Rhein treffen so viele Flussthäler zusammen, als in der Nachbarschaft von *Hohensyberg.* Dadurch eignete sich dieser Landstrich ganz vorzüglich, um feste Stellungen in ihm zu nehmen. Wirklich finden sich auch hier nahe beysammen sehr kenntliche Spuren von fünf grossen kriegerischen Anlagen, oder altdeutschen Umwallungen, und zwar auf dem Kaisberge bey Herdicke, auf Hohensyberg, auf einem Berge zwischen Hagen und Dahl, auf dem Weissenstein bey Limburg und auf einem Berge bey Östrich unweit Iserlon. — III. *Die verschiedenen Eroberungen Hohensybergs.* Rec. glaubt, dass die erste Einnahme schon unter *Pipin* im J. 743 erfolgte. Was *Möser* von einem *Hohensyberg* jenseits der Weser sagt, scheint ihm ganz unstatthaft. IV. *Über die altsächsischen Grundeigenthümer.* Sie bestanden aus Edlen und Freyen. Jener, welche man auch Fürsten nannte, gab es gegen diese, welche die Masse der Nation ausmachten, nur wenige. Ein Edler durfte, wie es scheint, mehrere Oberhöfe besitzen; der Freye nicht. Wie noch jetzt im Märkischen musste auch schon damals jedes Bauergut mit einem Wehren, d. h. mit einem Mann besetzt seyn, der im Kriege und Frieden das selbst leisten konnte, wozu das Erbe verpflichtet war. Ein solcher Edler war *Wittekind.* Ihm gehörte, späteren aber glaubwürdigen Chronisten zufolge, der, in der Nähe *Hohensyberg's* gelegene grosse Ober- nachmalige Reichshof *Westhofen.* Hier liefert der Vf. mehrere Züge aus der Geschichte dieses Städtchens. V. *Über die Kirche zu Hohensyberg.* Sie war von Karl dem Grossen gestiftet. Das jetzige Gebäude enthält nichts Merkwürdiges. Der Eifer des ersten reform. Predigers hat leider alle Alterthümer derselben zerstört. VI. *Über die ehemaligen Befestigungsarten und das Entstehen der Schlösser in Altsachsen.* Letzteres fällt recht eigentlich in die lange unruhige Regierung Kaiser Heinrichs IV. Wenige Schlösser wurden wohl von einheimischen Edlen aufgeführt. Bey weitem die mehresten wurden von Auswärtigen ins Land gleichsam hineingeschoben und den Bewohnern aufgedrungen. Zur Geschichte des *Schlosses Hohensyberg* finden sich wenige Data. Mit *Westhofen* kam es, durch Pfandschaft, im J. 1300 an den Grafen von der Mark. Dieser liess es abbrechen; die Trümmern aber zeugen noch, bis auf den heutigen Tag, von seiner vormaligen Festigkeit. — VII. *Vom ehemaligen Hofe und jetzigen Dorfe Hohensyberg.* VIII. *Von dem noch blühenden freyherrl. Geschlechte von Syberg*, einem der ältesten des märkischen Adels. IX. *Widerlegung verschiedener Irrthümer in Beziehung auf Hohensyberg.* Unter anderen wollte man eine altsächsische Stadt daraus machen, wie auch Hr. *Ph. Baert* in einer in der göttingischen gelehrten Gesellschaft gehaltenen Vorlesung behauptete. Diess ist durchaus irrig. X. *Quellen zur Geschichte dieses Ortes.* XI. *Auffoderungen und Wünsche.* Möchten sie von denen beherzigt werden, an welche sie gerichtet sind! XII. *Schluss.* Kein Freund der Geschichte wird es bereuen, diese kleine Schrift selbst zu lesen. So local sie zu seyn scheint: so viele treffende allgemeine Ansichten sind in ihr enthalten.

A = G.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Ronneburg, b. Schumann: *Versuch einer kurzen Geschichte der Oberlausitz für Stadt- und Dorf-Schulen*, von D. *Immanuel Vertraugott Rothe* in Görlitz. Fol. (2 gr.)

Die bekannten struvischen Tabellen fanden sowohl in als ausser der Oberlausitz theils wegen ihres Inhalts, theils wegen der Form, in welcher sie gedruckt wurden, vielen Beyfall. Deswegen wählte vermuthlich der Vf. dieser oberlausitzischen Geschichte diess Format, um, da dieser Versuch nur auf einer Seite des Bogens gedruckt ist, ihn bequem in den Schulen aufhängen zu können. Auch würde dieser Versuch gewiss seine Absicht nicht verfehlen, wenn der Vf. denselben unter mehrerer Benutzung der nach Grosfers und Carpzovs Werken in der oberlausitzischen Geschichte ans Licht getretenen Quellen bearbeitet hätte. Er besteht aus 45 §§., welche in drey Columnen vertheilt sind. Die in der ersten Columne befindliche ältere Geschichte der OL. enthält zu viel Unwahres, als dass sie für brauchbar angesehen werden könnte. Folgendes wird zum Beweise dienen können: §. 1 vergisst der Vf., wenn er rückwärts die Namen der Oberlausitz durchgeht, den ältesten Namen derselben, Milczane. — §. 3 behauptet er, dass die OL. mit Böhmen in den ältesten Zeiten vereint gewesen, und doch lässt er §. 10 den Kaiser Heinrich IV erst Wratislav, König (oder eigentlicher Herzog) in Böhmen, mit der OL. belehnen. Das Letztere ist erweislich, das Erste blosse Erzählung neuerer böhmischer Geschichtschreiber. — Welche Herzoge in Pohlen thaten nach §. 5 vor dem Jahre 706, in welchem er Lobau erbauen lässt, Einfälle in die OL.? — Die Jahre der Erbauung von Lobau, Budissin und Lauban können auch nicht einmal wahrscheinlich angegeben werden. Schriftsteller sagen nichts davon, in den Urkunden kommt Lobau erst 1239, Lauban erst 1268 vor, Budissin 1004 beym Dittmar von Merseburg. — §. 7 finden sich mehrere Unrichtigkeiten zugleich. Obgleich Heinrich der Vogler die Sorben besiegte, hat er doch nie die OL. zu einem Markgrafthum gemacht, er hat die Milczener nach Dithmar der Aufsicht des von ihm gesetzten Markgrafen in Meissen übergeben. Gero war kein Graf zu Stade, noch weniger erster Markgraf in der OL. Die Niederlausitz stund zwar unter ihm, nicht aber die OL. — §. 8 redet der Vf. von der Burg Budsecz, welche nie in der OL. gelegen hat, sie lag im Anhaltischen, hiess hernach Grimmersleben. Die ältesten Urkunden kennen nur in der OL. das Castrum Budissin. — Bey §. 10 übergeht er die Herrschaft Wiprechts von Groitzsch, Hoyer von Mansfeld, und Heinrich von Groitsch, und die von Letzterem erfolgte Wiederabtretung an Böhmen. — §. 11 ist es unrichtig, dass Sobieslaus 1131 den Flecken Drebnow zur Stadt Görlitz umgeschaffen. Es war schon 1071 nach einer Urkunde eine Villa Gorelez vorhanden. — §. 12 setzte nicht Premislaus mit dem Bischof Bruno II die Grenzen zwischen der OL. und Meissen fest; die Grenzberichtigungsurkunde benennt die Commissarien bloss, die der König zu einer Grenzberichtigung zwischen Budissin und Zagost, einem Gau der OL., bestimmte. — §. 15 ist es eine veraltete Meinung, dass K. Wenzeslaus Gemahlin Kunigunde 1234 das Kloster Marienthal gestiftet; der für den Stiftungsbrief bisher erkannte von diesem Jahre redet von einem schon bestehenden Kloster. — §. 16 und 17 scheinen im Widerspruch zu stehen; wenn Zittau erst 1255 gegründet worden, konnten sich die Franciscaner nicht schon 1244 daselbst anbauen. Der Vf. hätte sagen sollen, 1244 bauten die Franciscaner sich an dem Orte, wo hernach 1255 die Stadt Zittau gegründet wurde, ein Kloster. Von der Erweiterung der Stadt Zittau durch Wenzeslaus IV weiss auch bloss der Vf. etwas. — Die Landvoigte entstunden nicht nach §. 18 unter den Markgrafen in Brandenburg. Das Wort Landvoigt kommt zuerst am Schlusse des 15ten Jahrhunderts vor. Eines *Judicis terrae Budissin* wird schon vor den Markgrafen von Brandenburg gedacht. Hernach hiessen sie *Advocati* zu Budissin und Görlitz, auch Voigte der Sechslande und Städte. Auch hätte der Vf. doch dieses hier bemerken sollen, dass unter den Markgrafen von Brandenburg die OL. 1268 in zwey Kreise, den budissinischen und den görlitzschen, getheilt worden. — §. 19 ist Otto nicht allein, sondern auch sein Bruder Johannes Bestätiger des Klosters Marienstern gewesen. — §. 20 ist nicht Otto IV, sondern der V, mit dem Zunamen der Lange, derjenige, der den Franciscanern 1273 erlaubte, in Lauban ein Kloster zu bauen. Eine richtige Urkunde besagt überhaupt diesen Klosterbau erst im Jahre 1332. — §. 21 lese man statt magdeburgischem Stadtrechte magdeburgischem Rechte. — §. 22 ist das, was der Vf. vom Herzog Heinrich aus Jauer sagt, unrichtig. Er erhielt die Städte Görlitz und Lauban nicht als böhmisches, sondern als kaiserliches Lehen. — §. 23. Was will der Vf., wenn er 1320 die Stiftung des Priorats zu Lauban angiebt, und die Stiftung des Klosters, welches 1565 eingegangen seyn soll, ins Jahr 1336 setzt? Lauban hat nur 2 Klöster gehabt, das Franciscanerkloster, dessen Stiftung der Vf. 1273 erwähnt, und das 1320 vom Herzog Heinrich zu Jauer gestiftete Kloster Maria Magdalena der Büsserin, welches noch stehet, und mit welchem das Priorat verbunden ist. — §. 24 räumte König Johannes nicht der Stadt Görlitz, sondern nur Johannes von Salza den Zoll ein, nachdem ihn Ullmann aus der Münze abgegeben. — Nach §. 26 geschah die Verbindung der Sechsstädte nicht 1347 unter Karl IV, sondern 1346 noch unter dem König Johannes. Der Vf. drückt sich auch hier nicht richtig aus, wenn er sagt, dass Karl IV die Sechsstädte mit mehreren Privilegien, z. B. des freyen Salzmarkts u. s. w., begnadiget; es muss vielmehr heissen: Er begnadigte einzelne dieser Städte mit verschiedenen Privilegien. Von den Flagellanten in der OL. schweigen ältere Nachrichten. — §. 27 ist die Flucht des Herzogs Johannes von Görlitz eine noch unerwiesene Sache. — Wie konnten nach §. 28 die hussitischen Unruhen in der OL. 1412 ihren Anfang nehmen, da Huss erst 1415 verbrannt wurde? — §. 29 drückt sich der Vf. wegen der hussitischen Unruhen nicht deutlich genug aus. Der eigentliche Hussitenkrieg nahm schon 1436 ein Ende. — §. 31 gab König Mathias dem Rathe zu Görlitz das Kirchenlehen nur auf einem Besetzungsfall; förmlich hat es aber Wladislaus 1502 erst abgetreten. Von den folgenden §§. an wird dieser Versuch richtiger und brauchbarer. Da der Vf. am Schlusse desselben eine Auswechselung der neuen Auflage an die Besitzer der ersten Auflage gegen einen kleinen Zuschuss verspricht: so wird ihm auch jeder gern diesen bewilligen, wenn er eine richtigere Tabelle, in welcher gerügte Fehler verbessert worden, statt der jetzigen Auflage erhält, und dann werden sich auch die oberlausitzischen Schulen freuen, für einen so geringen Preis einen Leitfaden der Geschichte ihres Vaterlandes haben zu können.

K—r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1814.

MEDICIN.

Jena, b. Frommann: *Ausführliche Darstellung des Ursprunges, der Erkenntniss, Heilung und Vorbauung der venerischen Krankheit*, von *Friedr. Aug. Walch*, Arzt und Geburtsh. in Jena. 1811. 539 S. 8. (2 Rthlr.)

Das Äussere dieses Buchs erinnert an die bekannte ähnliche Schrift des verstorbenen *Girtanner*. Man würde aber dem Vf. sehr Unrecht thun, wenn man sein Werk für nichts, als eine Umarbeituug des girtannerschen halten wollte, wie vielleicht Mancher bey einem flüchtigen Blicke zum Nachtheile desselben wähnen könnte. Der Vf. hat seinen eigenen mühsamen Weg bey den geschichtlichen und theoretischen Untersuchungen eingeschlagen, und im praktischen Theile nicht nur die neueren Erfahrungen über diese Krankheiten, an denen leider unsere Zeit nicht arm ist, sondern auch eigene Beobachtungen darüber benutzt. Er sagt selbst, dass es sein eigenstes Geschäft gewesen sey, die vorzüglichsten Meinungen vom Sitz und Wesen der venerischen Krankheit zu beleuchten, und endlich das Problem nach Grundsätzen der höheren Physik zu lösen. (Wir werden im Verlaufe hören, wie es dem Vf. gelungen sey, bergen aber nicht, dass uns, indem wir dieses lasen, eine gewisse Furcht angewandelt sey, da alle ähnlichen Versuche bisher gescheitert sind.) So wie man die Wirkung des v. Giftes als eine in dem Lymphsysteme producirte Metamorphose zu betrachten hat, sagt der Vf., eben so muss man die Wirkung des Quecksilbers als einen der syphilitischen Metamorphose entgegengesetzten und umgekehrten Process betrachten, der zunächst durch die Natur des Metalls und keineswegs bloss durch den Sauerstoff, welcher in dem oxydirten Metalle liegt, vermittelt wird. Dieses Metall ist auch das wahre und eigentliche Gegengift gegen die Syphilis, und muss in allen Formen derselben innerlich gebraucht werden, wenn die Krankheit gründlich geheilt werden soll. Denn (wahre, einzelne, venerische) Localübel giebt es nicht, und jedes ursprüngliche Localübel ist schlechthin als der Anfang des allgemeinen zu betrachten. — Diese allgemeinen Sätze, gegen welche dem Vf. manche Einwürfe werden gemacht werden, sucht derselbe in der Abhandlung selbst genauer zu entwickeln, und schickt derselben eine historische Einleitung voraus. In dieser zieht er mit vielem Fleisse alle Stellen aus, welche auf den Ursprung der venerischen Krankheit Beziehung haben. Das Resultat dieser Bemühungen ist: die von den Alten und älteren Schriftstellern vor dem eigentlichen Ausbruche der venerischen Krankheit beschriebenen und gekannten örtlichen Krankheiten der Geschlechtstheile bekamen durch die um das J. 1493—94 entstandenen ungünstigen Umstände theils einen sehr hohen Grad von Heftigkeit, theils einen eigenthümlich bösartigen Charakter. Unter diejenigen Krankheiten, welche dazu am meisten beytrugen, scheint der Aussatz, wie er sich unter den Maranen in den damaligen Umständen befand, das Meiste gethan zu haben u. s. w. Nie entsteht die venerische Krankheit ohne venerisches Gift. Der Abstraction seiner Wirkungen auf den Organismus zufolge, ist die Basis desselben das höhere thierische Princip, Stickstoff, welches in einer eigenen Verbindung mit dem niederen Erdprincip, Kohlenstoff, steht, auf die Art, dass jenes den Schlüssel enthält, in die niedere reproductive Sphäre des Organismus einzudringen und diese nach seinem Ebenbilde umzuschaffen. (Ob wohl der scharfsinnige Vf. damit in der That etwas über die Natur dieses Giftes erklärt zu haben glaubt? Ist nicht in dieser Erklärung mehr als eine Hypothese an die andere angereihet?) Die Mittheilung geschieht nur durch innige Berührung, bey Erwachsenen an Stellen, die entweder ein sehr zartes Oberhäutchen haben, oder davon ganz entblösst sind. Der Vf. glaubt, die Mittheilung durch Beyschlaf sey für Weibspersonen leichter möglich, als bey Mannspersonen, wegen des faltenreichen Baues der weiblichen Scheide. (Dagegen ist die männliche Ruthe weit empfindlicher, saugt schneller auf, und Rec. ist desswegen der entgegengesetzten Meinung. Der Vf. hält auch die Ansteckung durch den Kelch beym Abendmahle für glaublicher, als Rec. Dagegen beschränkt der Vf. die Möglichkeit der Übertragung durch Vater und Mutter. Keinesweges, meint er, würden, selbst im höchsten Grade der venerischen Krankheit, alle Secretionen metamorphosirt, am wenigsten der Saame [welches eben hätte besser erwiesen werden müssen]; man könne nicht annehmen, dass Saame, welcher zur Befruchtung geeignet, auch zugleich venerisch giftig sey [aber warum denn nicht? Rec. sieht nicht den geringsten Widerspruch in

dieser Annahme]; man habe kein alsbald mit Zeichen der venerischen Krankheit gebornes Kind gesehen [welchem Rec. aus eigener Erfahrung widersprechen muss. Es giebt Neugeborene, auf deren Haut, gleich nach der Reinigung vom käsichten Überzug, die Blüthen zu baldiger Entwickelung der venerischen Krankheit sichtbar sind]; auch habe man noch nicht die geringste Vermuthung, dass das Gift durch Übergang der Säfte aus dem mütterlichen Körper dem Kinde könne mitgetheilt werden, welches Rec. auch bestreiten muss.) Über die Wirkungsart des venerischen Giftes erklärt sich der Vf. noch so: Es giebt Eindrücke, welche einen doppelten und *zweydeutigen* (?) Charakter haben, und auf diese Weise einen kräftigen und wirksamen Krankheitssaamen enthalten. Ihre äussere *Hülle* (?) giebt ihnen den *Schlüssel* (?), in einem Gebilde des Organismus einzudringen, und an die Function desselben sich anzuschliessen; allein ihre innere Form, ihr Wesen, welches sich bald entwickelt, raubt jenem Organ oder Gebild seine ursprüngliche und wesentliche Function, dadurch, dass es die eine oder andere Function *in demselben* (?) hervorruft. Zu dieser Classe von äusseren Potenzen sind einige thierische Gifte, namentlich das venerische, zu rechnen. Vermöge seiner *äusseren Form* (?) schliesst es sich an das Lymphgefäss an, und geht in die Function desselben über. *Dadurch* (?) aber wird die innere Form des Giftes frey, sie ergreift die Function des Nerven, und bestrebt sich, diese innerhalb der lymphatischen Sphäre allgemein zu machen (?). Auf diese Art verschwindet die ursprüngliche Function des Lymphgefässes und die höhere des Nerven dringt statt dessen hervor. Der Sitz ist also im Lymphgefäss, und das Wesen des venerischen Übels besteht im Emporsteigen der lymphatischen Thätigkeit in die höhere, nervöse Region, d. h. *die Natur will aus dem Lymphgefäss einen Nerv machen.* (Diese Erklärung ist zwar sehr künstlich, und nach dem heutigen Stil könnte sie sogar genialisch genannt werden. Unmöglich ist aber damit das wahre Wesen des venerischen Übels deutlicher gemacht oder erklärt. Wir wollen nicht auf das ursprünglich Hypothetische der ganzen Dimensionslehre, von welcher des Vfs. ganze Ansicht ein Zweig ist, aufmerksam machen; wir wollen nur einige empirische Einwendungen gegen obige Erklärung beyfügen. Erstlich kann die äussere Hülle unmöglich einen Schlüssel abgeben, um desto stärker in das Lymphsystem einzudringen; die Hülle würde ja eher das Gift unwirksamer machen. Aber diese Hülle ist ja auch nicht immer bey dem venerischen Gifte zugegen. Das Gift eines Schankers, sey er im Halse oder an der Eichel, liegt so frey und ist so wenig mit einer Hülle umgeben, dass wir eben daraus seine schnellere und grössere Wirksamkeit erklären möchten. Wenn nun das Gift die Function eines Gebildes oder Organs ändern, und eine oder die andere — hier ist das *oder* wahrscheinlich ein Druckfehler — in demselben hervorrufen soll: müsste denn nicht selbst das Gift dadurch verändert, geschwächt, gleichsam neutralisirt werden? Und warum soll denn das venerische Gift seiner *äusseren* Form wegen sich an das Lymphsystem anschliessen? Diese äussere Form hat es ja mit anderen pathologischen Secretis, mit jedem Inhalte eines Geschwüres gemein: so dass es oft schwer hält, ein venerisches Geschwür von einem anderen, zumal unrein gehaltenen, schlecht behandelten, zu unterscheiden. Und welch ein Sprung ist es, dass *dadurch*, dass das Gift in die Function des Lymphgefässes übergeht, die *innere* Form desselben frey werden soll! Endlich finden wir es auch gar nicht den Erscheinungen bey dem venerischen Übel angemessen, dass es sich bestrebe, die Function des Nerven allgemein zu machen. Verstehen wir diesen Ausdruck recht: so müssten Nervenzufälle die Folgen dieser Verallgemeinerung seyn, welches durchaus nicht bey der venerischen Krankheit Statt findet. Die grössten Zerstörungen gehen ohne alle Nervenerscheinungen vor sich, und man könnte mit weit grösserer Wahrheit sagen, dass die Natur des venerischen Übels dahin gehe, alles aufzulösen und zu zerstören. Kurz, wir finden, die neue Sprache abgerechnet, durchaus keinen Vorzug in dieser Erklärung vor anderen, und die viel deutlichere des würdigen *Hufeland* dünkt uns bey weitem annehmlicher.) Den Tripper hält der Vf. immer für ein Symptom der venerischen Krankheit, obschon sie nur den niederen und gelinderen Grad derselben ausmache, welcher bey empfänglichen Subjecten, wo die irritable Action des Organismus geringer, die sensible stärker ist, (kurz vorher zog aber der Vf. bey Erklärung des Trippers vorzüglich die irritable Natur der Organe herbey) die venerische Krankheit in ihrem vollkommenen Zustande hervorzubringen vermag. (Auch diesem müssen wir aus 26jähriger Erfahrung widersprechen. Die sensible Natur des Organismus allein thut das gewiss nicht; sie würde eher Nervenzufälle, Krämpfe u. s. w. hervorbringen, nicht allgemeine Lustseuche. Dazu gehört etwas Specifisches, wahres Schankergift; ein einfacher Tripper erzeugt keine Lustseuche.) Über die verlarvten venerischen Krankheiten erklärt sich der Vf. folgendergestalt: Wenn man sich dabey einen heterogenen Stoff denkt, der in einem gebundenen, gefesselten Zustande sich befindet: so ist dieses absurd, denn ein solcher Zustand existirt nicht und kann nicht existiren. (Eine Zeit lang doch wohl, nur nicht zu lange, wie eine gewisse Opportunität zu mehreren Krankheiten einige Zeit Statt finden kann, bevor das Übel seine wahre Ausbildung und vollkommene Form erhält.) Aber es kann seyn, dass bey einer langwierigen Lustseuche, wo die venerische Metamorphose beträchtliche Fortschritte gemacht hat, dieselbe nie wieder so aus dem Körper und dem Lymphsysteme vertilgt wird, dass nicht in demselben ein gewisses Unvermögen, seiner Function vorzustehen, zurückbleiben sollte, welches dann erst auffallend und bemerkbar wird, wenn ein anderer, mit dem venerischen Übel verwandter Zustand sich im Körper ausbildet. Es geschieht aber auch zuweilen, dass dieses oder jenes Symptom der venerischen Krankheit verschwindet, und die Krank-

;it geheilt scheint, aber nicht lange darauf bricht sselbe wieder von Neuem aus. Nur darf man nicht nken, dass die Krankheit während dieser Zeit ganz hlummere oder unthätig liege. — Die Diagnosis r venerischen Krankheit ist oft schwer. Bey ungessem Zustande und wo von primitiven Symptomen chts zu entdecken ist, richtet man seine Aufmerkmkeit auf den Zustand der Geschlechtstheile, auf e (hartnäckigen und ungewöhnlichen) Hautaushläge, auf die nächtlichen Knochenschmerzen und :f die Geschwüre im Halse (und an anderen Orten, mal am Hintern und an den unteren Extremitän. Wie man bey Kindern *omne insolitum* für *verinosum* hält, so kann man bey Erwachsenen *omne solitum* als *syphiliticum* ansprechen.) Prognose. eit der Vermischung mehrerer Nationen durch den tzten Krieg, zumal Pohlen und Spanier, scheint das nerische Gift weit schlimmer geworden zu seyn, als nst. Der verst. *Hecker* machte schon aufmerksam if diese Folge des Kriegs.) Heilung. Das Erste ist, ie vom Lymphgefässe ausgehende Metamorphose ifzuhalten, und die durch dieselbe gesetzte Afterormisation (kann eine solche ohne ein Leiden der Reroduction Statt finden? Oben sagte der Vf., dass die atur aus dem Lymphgefässe einen Nerv machen olle; ist das Afterorganisation?) zu einer wahren rganisation zurückzuführen; das Zweyte, die von nem partiellen Leiden ausgehende allgemeine Affetion, Störung der Function, zu verhüten, so unschädich als möglich zu machen. Mitunter verliert sich abey der Vf. wieder in Hypothesen, z. B. wenn er igt: Alle Metallkörper stehen als Träger des Erdrincips im nächsten Verhältniss zum Magnetismus, nd erhalten *dadurch* stricte Bedeutung für die nieeren Stufen des Mikrokosmus, *hiermit* (?) aber ihre nge Beziehung und Wirkungsvermögen auf das ymphatische System. In dieser Rücksicht zeichnet ch vorzüglich das Quecksilber aus. Diess ist *daher* (?) uch als Hauptmittel gegen die venerische Krankheit u betrachten. (Fühlt der Vf. nicht selbst, wie missich es mit diesen *dadurch* und *hiermit* und *daher* teht? Das glückliche Ungefähr, wie bey so vielen Erfindungen, welche auf das Glück der Welt oft grossen Einfluss haben, gab den Ärzten das Quecksilber n die Hand, seitdem und daher sehen wir es als das Hauptmittel gegen die venerische Krankheit an. Solhe Stellen, deren glücklicherweise der Vf. nicht viele ufgenommen hat, sind in der That Entstellungen seier schönen Schrift.) Hier giebt der Vf. auch zu, dass as Quecksilber verkalkt seyn müsse, um durch Hinutritt des Sauerstoffs wirksam gemacht zu werden, elches mehreren anderen Stellen der Schrift zu ridersprechen scheint. Bey einigen weiteren Äusseungen über die Wirkungen des Quecksilbers ist dem f. nicht immer gegenwärtig gewesen, dass die chärfsten Mercurialzubereitungen gerade die wirkamsten sind. Die innere Anwendung des Quecksilers hält Hr. *W.* mit Recht für die wirksamste, chnelleste, sicherste; unter den Salzen den *Mercurius itrosus* und *sublimat. corrosivus*, womit Rec. ganz einverstanden ist. (In der Formel S. 165 empfehlen wir statt des *Succi inspissat. liquirit.*, welches auch ein Extract ist, so viel gepülvertes Süssholz, als zu der bestimmten Menge Masse nöthig ist.) Bey der Anwendung des Quecksilbers ist die erste und vornehmste Regel diese, bey der innerlichen Anwendung mit den verschiedenen Zubereitungen desselben zu wechseln. (Der Vf. ist nur darin ein wenig unbestimmt. Die bemerkbare Angegriffenheit des Zahnfleisches ist ein Zeichen, dass das eine Präparat nun lange genug gegeben worden, und mit einem anderen zu verwechseln sey. Auch sind bey einem eintretenden Speichelfluss nicht immer zusammenziehende Gurgelwasser die besten: oft haben einwickelnde, schleimichte den Vorzug; oft wirkt auch das flüchtige Alkali besser, als Schwefelpräparate. Die Mercurialkrankheit hätte noch einiger Kritik bedurft.) Unter den übrigen antisyphilitischen Mitteln ertheilt der Vf. dem Quajak, *Mezereum*, *Cort. nucum jugl.*, Bittersüss, *Aconitum* und Opium Lob. (Vom *Chelidonium* und der *Sabina* innerlich ist nichts gesagt worden; den concentrirten Säuren räumt der Vf. zu wenig ein, die oxygenirte Salbe wird auch durch blosses kaltes Reiben zu Stande gebracht; vom *besnardschen* Mittel, welches, wie dem Rec. versichert worden, bey der bairischen Armee auf Befehl gegeben werden musste, konnte der Vf. wahrscheinlich noch kein bestimmtes Resultat liefern; die Alkalien, meint er, wirkten wohl ausschliesslich nur vermöge ihrer metallischen Natur, über welche jedoch die Zeit noch genauere Belehrung geben wird.) Über die empfohlenen Mittel und Methoden werden nun noch gute Bemerkungen beygebracht, in denen der Vf. wiederholt empfiehlt, auch bey scheinbar bloss örtlichen Übeln dennoch Quecksilber zu geben, dieses erst in den milderen Präparaten (jedoch werden diese minder durch die klimatische und atmosphärische Wärme bestimmt, wie wir glauben, als durch die Zustände und deren Verbindung unter einander. Die Verhältnisse der Krankheit selbst müssen, nach unserer Meinung, bestimmen, ob mildere oder schärfere Präparate zu geben seyen,) zu reichen, ferner was bey einzelnen Symptomen, örtlichen Beschwerden und Verwickelungen zu thun sey u. s. w. Ob es gut gerathen sey, bey der Complication der venerischen Krankheit mit Epilepsie gerade die am meisten durchdringenden Mercurialpräparate, *Mercurius nitrosus* und *sublimatus*, zu geben, bezweifeln wir. Zur Beurtheilung einer vollendeten und gründlichen Heilung der venerischen Krankheit werden gute Regeln gegeben, dem Eisen in diesem Puncte wenig Kraft zugetraut. Auch gegen nachbleibende Beschwerden empfiehlt der Vf. gute Mittel, das Ausfallen der Haare vielleicht allein ausgenommen. Nach dieser allgemeinen Darstellung kommt der Vf. (ein wenig widernatürlich, wie uns dünkt) auf die Kunst, die venerische Ansteckung zu verhüten, und im zweyten Hauptabschnitte auf die örtlichen venerischen Krankheiten. Wir wollen uns dabey kurz fassen, da diese Anzeige ohnehin schon weitläufig geworden ist. Tripper. Man kann, nach dem

Vf., keine absolute Verschiedenheit zwischen Venus- (Chanker-) und Tripper-Gift annehmen, und der Satz, dass nur aus einer Tripperquelle Tripper, aus einer Chankerquelle Chanker erzeugt werde, ist durchaus einzuschränken. (Rec. glaubt, dass jede in die Harnröhre abgesetzte Schärfe (*sit venia verbo*!) Tripper erzeugen könne, wie weiterhin, S. 267 der Vf. selbst zugiebt.) Für die wahrscheinlichste Art der Ansteckung hält der Vf., dass während des Ausspritzens des Saamens beym Beyschlafe das Gift in die Harnröhre dringe (die meisten jungen Herrn nehmen sich aber, wegen der künftigen Alimentations- und anderer Strafe, vor diesem Ausspritzen sehr in Acht, und bekommen doch Tripper). Die Behandlung ist zwar sehr weitläuftig abgehandelt; wir befürchten aber, dass eben diese Weitläuftigkeit zu mancher Verwirrung möge Veranlassung geben. (Rec. geht bey seinen Rathschlägen immer von der Idee einer Entzündung aus. Tripper ist Entzündung in der Harnröhre, die Harnröhre ist eine höchst empfindliche Gegend; in diesen zwey Sätzen liegt die ganze Kunst, einen Tripper zu heilen. Also innerlich und äusserlich zwar *Antiphlogistica*, *Nitrum* und Aderlassen nicht ausgeschlossen; aber die äusserliche Behandlung, d. h. Einspritzungen, müssen das Meiste thun. Und da fürchte man sich durchaus nicht vor Bleymitteln; vor Vitriol u. dgl.; man gebe sie nur der grossen Erregbarkeit der afficirten Theile angemessen, d. h. hinreichend schwach, z. B. 1 Gran Bleyzucker auf 6—8 Unzen dünnschleimiges Vehikel. Wenn nun die Entzündung ganz vorüber ist: so gebe man innerlich und äusserlich *Roborantia*, *Exsiccantia*, *Adstringentia*, unter den obigen Cautelen. Im Vorbeygehen gesagt, hält der Vf. viel zu wenig auf *Weikards* Autorität. *W.* war ein äusserst erfahrener und berühmter Venusdocter. Des Vfs. Mittel sind, was man bey vielen jungen Ärzten tadeln muss, fast durchaus in den Gaben zu stark.) Der Tripper bey Weibspersonen (dessen Diagnosis so schwer ist) hat seinen Sitz zwischen den kleinen und grossen Schamlippen, dem Kitzler, der unteren Commissur und dem Anfange der Scheide. Den Unterschied dieses Übels vom nicht-venerischen weissen Flusse setzt der Vf. hauptsächlich in das demselben gewöhnlichere beschwerlichere und schmerzhaftere Urinlassen. (Das kann aber bey einem hohen Grade des nicht-venerischen weissen Flusses auch Statt finden.) Bubonen. Chronische Hodengeschwulst. Schanker (mit vielem Fleisse abgehandelt, obschon nicht frey von verwerflichen Hypothesen, was den Sitz und das Wesen dieses Übels anlangt). Zur Heilung empfiehlt der Vf., 1) den Zutritt der äusseren Atmosphäre zum Geschwüre zu verhindern, und dabey das erzeugte Eiter wegzuschaffen oder unschädlich zu machen; 2) der leidenden (allgemeinen) Organisation Schutz gegen die Einwirkung des Giftes zu gewähren; 3) die begleitenden Symptomen zu heben. Den beiden ersten Anzeigen genügen Mercurialmittel innerlich und äusserlich. (Rec. thut bey kleinen Chankern äusserlich gar nichts, um durch inneren Gebrauch des Quecksilbers zu sehen, wie weit das Übel gediehen ist. So geht man am sichersten, und wir müssen damit dem Vf. S. 411 widersprechen.) Venerische Auswüchse. Phimosis und Paraphimosis. (Recht gut abgehandelt. Wenn S. 444 zur Dämpfung der Entzündung das Anlegen *einiger* Blutigel empfohlen wird: so dürfen es nur nicht allzu wenige seyn, weil diese eher schaden als nutzen.) Krankheiten der Harnröhre. Venerische Krankheit bey Kindern. (Es ist, wie wir schon oben bemerkt haben, zu allgemein gesagt, wenn es S. 493 heisst: Niemals bringt eine Mutter, welche nicht angesteckt wäre, ein venerisches Kind zur Welt, wäre auch gleichwohl der Vater [bey der Zeugung] venerisch gewesen; eine Frauensperson, welche während der Schwangerschaft an der venerischen Krankheit leidet, abortirt leicht; wird ein Kind von einer venerischen Mutter, welche aber kein Gift an den Genitalien hat, geboren: so ist es gewöhnlich sehr mager, schwach und voller Runzeln, inzwischen leidet es doch nicht an der L. S.) Ein Anfang einiger Krankengeschichten beschliesst dieses, jedem jungen Arzt empfehlenswerthe Buch, an welchem auch der Vortrag, bis auf einige Kleinigkeiten, z. B. S. 168, 397 461, Lob verdient.

Fj.n.M.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Berlin*, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Pharmaceutisches Formular.* Zum Gebrauche für die kaiserl. französ. Militärhospitäler, aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen von D. *Christ. Gottfr. Flittner*, königl. Ober-Medicinal-Assessor. 1812. 152 S. 8. (18 gr.)

Die Anstellung deutscher Medicinalpersonen in französischen Hospitälern im preussischen Staate veranlasste diese Übersetzung, wodurch Hr. *Fl.* sich unstreitig ein grosses Verdienst um unser Vaterland erworben hat, so sehr er auch wegen der Mängel und Fehler desselben um Verzeihung bittet. Viele Vorschriften des Originals hat er zweckmässig verbessert; auch hie und da ein Mittel eingeschaltet. Zuerst kömmt eine Tabelle der Masse und Gewichte, dann im 1 Theile Medicamente zum inneren Gebrauche: 1) Species, 2) Getränke, 3) Arzneyweine, 4) Tränke, 5) Kräutersäfte, 6) Pulver, 7) Bissen, 8) Pillen; im 2 Theile Medicamente zum äusseren Gebrauche: 1) Brey-Aufschläge, 2) Gurgelwässer, 3) Augenwässer, 4) Waschwässer und Bähungen, 5) Linimente, 6) Einspritzungen und Klystiere; dann noch einige, grösstentheils nicht in dem Code der ehemaligen pariser Facultät aufgeführte Formeln; dann eine Anweisung zum Einsammeln und Aufbewahren der Pflanzen und Kanthariden; von den Mitteln, die Reinheit der Luft in den Hospitälern zu erhalten und wieder herzustellen; Bemerkungen über die Aufbewahrung der Officinal- und Magistral-Medicamente; über die äusserlichen Medicamente, welche den Eleven der Chirurgie anvertraut werden; allgemeine Tabelle der einfachen und zusammengesetzten Medicamente, deren Gebrauch in den Militärhospitälern zugelassen ist, nebst deren Quantitäten für ein Hospital von 3—400 Kranken auf 4 Monate, und welche an dem Orte der Niederlassung zu kaufen, im Hospital zu bereiten oder von Paris zu beziehen sind; Verzeichniss der Medicamente für fliegende Hospitäler, um die erste Hülfe zu leisten; Schema zu einem Visiten-Heft bey den Krankenbesuchen und nähere Erläuterung desselben, von den Generalinspectoren des Gesundheitsdienstes der Armee, den ersten Vendémiaire im Jahre 13.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Strassburg, in der Druckerey der zweybrücker Gesellschaft: ΚΟΙΝΤΟΥ ΤΑ ΜΕΘ ΟΜΗΡΟΝ. *Quinti Smyrnaei Posthomericorum Libri XIV.* Nunc primum ad librorum manuscriptorum fidem et virorum doctorum conjecturas recensuit, restituit et supplevit *Thomas Christ. Tychsen*, accesserunt observationes *Chr. Gottl. Heynii.* 1807. (Tom. I.) CVIII und 360 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Die verspätete Anzeige der Ausgabe eines von früheren Gelehrten dem Homeros selbst gleich gestellten Dichters, welche so beschaffen ist, dass sie für eine neue Recension desselben gelten kann, wird die Erwartung des zweyten Theiles, von welchem die Vorrede zu dem vor uns liegenden S. XII und anderwärts spricht, entschuldigen. Denn über Vieles lässt sich ohne Kenntniss der letzten Gründe, warum es so und nicht anders ist, nicht wohl urtheilen. Da inzwischen nach langem Harren uns diese Hoffnung, wo nicht gänzlich entrissen, dennoch sehr schwankend zu werden scheint: so säumen wir nicht länger, über das Werk, so weit es vorhanden ist, unseren Bericht unparteyisch abzugeben. In der, auf Dedication und Vorrede folgenden Abhandlung über den Quintus aus Smyrna giebt uns der würdige Herausg. in 5 Abschnitten: I) *de auctore*, II) *de carmine ipso*, III) *de fontibus carminis*, IV) *de editionibus*, V) *de textu carminis*, Alles, was sich ihm Wissenswerthes in dieser Beziehung darbot, mit gelehrter, grösstentheils erschöpfender Genauigkeit. Aber auch nur der Herausg. war im Stande, jene Untersuchungen uns so aufzustellen, da er, nach Commentat. Sect. IV. §. 12, schon längst auf eine Ausgabe unseres Dichters dachte, und durch seine gelehrte Reise und andere günstige Umstände einen reichhaltigen Apparat, der in dem 5 Abschnitt genauer beschrieben wird, für diesen Zweck erhielt. Vorzüglich hat uns der 3 Abschnitt über die Quellen des Dichters genügt. Im zweyten über das Gedicht selbst möchten sich hin und wieder einige Berichtigungen und Vervollständigungen anbringen lassen. Vor Allem wünschten wir, dass der Herausg. sich auf genauere Erörterungen der Spracheigenheiten des Quintus, wovon §. XIV — XVI nur Einiges kurz angedeutet wird, eingelassen hätte. Schon die von Johann Hartung in der Ausgabe von Rhodomann mit aufgenommenen Bemerkungen zum Quintus bieten Manches der Art dar. Doch sollten mehrere dergleichen Untersuchungen wahrscheinlich dem Commentar aufbehalten bleiben, wie wir wenigstens aus einer Stelle über οἷ σφι und μιν Sect. II §. 16 p. LIII schliessen, wo der Herausg. sagt: „*de quibus omnibus suo loco monebitur.*“ Nächstdem hätten wir in der Aufzählung der Fehler des Quintus in derselben Sect. §. 12 vorzüglich gern seine ungeschickte Nachahmungssucht des Homeros und anderer Dichter hervorgehoben gesehen, wozu sich jedem Leser leicht Beyspiele darbieten. Auch spätere Dichter copirt er häufig, wie bey Beschreibung des Faustkampfes des Epeios und Akamas IV, 343. 4; den Apollon. Rhod. in der Erzählung des Wettkampfes des Polydeukes und Amykos II, 45. 47, wo Quintus weit hinter seinem Vorbilde zurückgeblieben ist. Solche Vergleichungen aber haben für den noch immer ziemlich verdorbenen Text des Quintus nicht selten Wichtigkeit und Einfluss. So glaubt Rec., dass IV, 201. 2. τὸν γάρ ῥα θεὸς βάλεν, ἠέ τις ἄτη ὄζον ἐς ἀλγινόεντα βαθυῤῥίζοιο μυρίκης, dem Dichter Hom. Il. ζ, 38. 40. ἵππω γάρ οἱ ἀτυζομένω πεδίοιο ὄζῳ ἐνὶ βλαφθέντε μυρικίνῳ u. s. w. vor Augen geschwebt habe, und möchte nach Massgabe dieses auch bey Quintus βλάβεν und ὄζῳ ἐν ἀλγινόεντι vorschlagen. Die Behauptung in §. 8 desselben Abschnittes, Mercurius spiele in der Iliade eine häufige Rolle, ist gleichfalls zu berichtigen; ε, 390 wird er nur beyläufig erwähnt, im Götterkampfe φ, 496 ff., wo er der Leto gegenüber steht, bleibt er unthätig, und seine erhöhte Wirksamkeit in Il. ω, wo er den Priamos zum Achilles in das Lager geleitet, hat gerade einen Grund abgegeben, warum man diese Rhapsodie für später entstanden angesehen hat. Möglich, dass der Herausg. die Odyssee nennen wollte, wo Hermes wirksamer die Geschäfte der Iris in der Iliade verwaltet. Die §. 10 dem Quintus nachgerühmte Eleganz und Eurythmie seiner Verse können wir auch nicht unbedingt zugestehen; die allzuhäufigen sogenannten attischen Correptionen sind ein durch das ganze Gedicht hindurchgehender Übelstand, der bey Homeros und den an dieses hohe Vorbild sich streng anschmiegenden Nachfolgern weit seltener und modificirter angetroffen wird. Wenn es eben daselbst als etwas vom Homeros Abweichendes betrachtet wird, dass die letzte Sylbe in περὶ, ἀπὸ, κατὰ, ἐπὶ vor einem flüssigen Buchsta-

ben im der Arsis als lang neben denen von ἐπὶ, ὑπὸ, κατὰ erscheint: so ist diese Behauptung grundlos: Man sehe Spitzner *Dissertatio de brevium syllabarum productione caesurae vi effecta etc.* Wittenberg 1812. §. 8 und 10, wo Verlängerungen jener erstgenannten Präpositionen bey Homer nachgewiesen sind. Ausser den Sect. IV §. 10 erwähnten kritischen Hülfsmitteln zum Quintus findet sich wohl Manches noch in den Werken älterer Kritiker und Philologen zerstreut, was Hn. *T.* entging. So, um nur etwas anzuführen, scheint er die *Observationes* von Adrianus Heringa nicht eingesehen zu haben, wo nach unserem Ermessen S. 14 richtig Lib. III, 354 πάντα δαρδάπτουσι λύκοις ὕπο δηωθέντα mit vom Verbum getrennter und auf λύκοις bezogener Präposition zu schreiben vorgeschlagen wird. Bey Hn. *T.* ist es noch zusammengedruckt. Derselbe Kritiker hat S. 15 in Quint. XII, 131 οἱ μὲν γὰρ τέμνεσκον ὑπ' ὀκριόεντι σιδήρῳ gemuthmasst. Die Vulgate war ὑποκριθέντι, woraus wir bey Rhodomann ὑποκριθέντι, bey Hn. *T.* ὑπ' ὀκρυόεντι gemacht sehen. Wir zweifeln nicht an der Wahrheit des Vorschlags von Heringa: denn ὀκριόεις und ὀκρυόεις werden beständig verwechselt. In einer anderen Stelle III, 639 ist vielleicht auch ὀκριόεσσα πέτρη, wo jetzt gleichfalls ὀκρυόεσσα steht, zu ändern. Auch nach der Erscheinung dieser Ausgabe sind manche nicht zu übersehende Beyträge für den Quintus an das Licht getreten. So schlägt Weichert in der *Ep. critica* an Eichstädt S. 56 ein paar scharfsinnige Conjecturen vor. Dass eine derselben zu XIV, 114 κῦδος καὶ χεύματα, καὶ εἶδεος st. οὔδεος schon von Pierson *Verisimil.* S. 35 gegeben war, zeugt nur noch mehr für ihre Wahrheit.

Auf jene Abhandlung folgt das Gedicht selbst, theils nach den Muthmassungen früherer Gelehrten, hauptsächlich Rhodomanns, theils nach Handschriften, in sehr verbesserter Gestalt abgedruckt, und damit schliesst sich dieser Band. Die frühere ungemeine Verderbniss des Quintus erklärt sich daher, dass er beym ersten Erscheinen (vergl. Commentat. Sect. V, §. 1) das eigene Unglück hatte, aus einer höchst corrupten Handschrift zu Tage gefördert zu werden, und die ersten Unrichtigkeiten wurden nachher bey Vervielfachung der Ausgaben noch durch eine Menge Druckfehler vermehrt. Hiezu kam, dass Rhodomann, dessen Vertrautheit mit den griechischen Epikern den fruchtbarsten Einfluss auf die Reinigkeit des Dichters hätte haben können, sich begnügte, die lateinische Version zu berichtigen, und seine Änderungen in den angehängten Noten kurz anzudeuten, in dem Texte aber selbst nur wenig änderte, und noch überdiess viele von älterer Zeit her fortgepflanzte Druckirrungen stehen liess. Eben so wenig leistete Pauw für die bessere Gestalt des Gedichtes, und so blieb wegen der Mängel der Ausgaben die Lectüre des Quintus ein höchst schwieriges und verdriessliches Geschäft. Mehr nun ist allerdings von Hn. Prof. *Tychsen* geschehen, da ihm die Vergleichung von 13 Codices (s. Commentat. Sect. V, §. 5) zu dieser Ausgabe zu Theil ward, und diese doch in vielen Fällen bessere Auskunft, als man bisher darüber hatte, gaben. Allein da die Lesarten der Codd. von dem Herausg. noch gar nicht ausgezeichnet sind: so hält es schwer einzusehen, in wieweit die höhere Reinigkeit des Textes denselben beyzumessen sey. Hr. *T.* klagt im angef. Abschnitte §. 2, 3 selbst über das grosse Verderbniss der Mehrzahl der Handschriften, und auch uns scheint es, dass die Conjecturen von Rhod. ihm mehr Vortheil gewährt haben, als alle verglichenen Handschriften. Jedoch hat aus letzteren das Gedicht einen Zuwachs von nicht weniger als 23 Versen erhalten (s. Commentat. Sect. V, §. 7), wovon manche den bisherigen schlechten Zusammenhang sehr glücklich ergänzen. So stand z. B. in den Ausgaben III, 556, 7 θεινομένης· ἀγλαΐη δὲ καὶ ἀχνυμένης ἀλεγεινῶς Ἱμερόεν μάρμαιρε. Rhodom. wollte, um es dem Versmasse anzupassen, αἴγλη lesen; der münchener Codex dagegen liess das Wort, und verbesserte die Unebenheit durch Einschiebung folgendes artigen Verses: θεινομένης· φαίης κεν ἐπὶ γλάγος αἷμα χέεσθαι φοίνιον· ἀγλ. δ. u. s. w. Die Vorzüglichkeit der gegenwärtigen Ausgabe vor den bisherigen kann dem prüfenden Leser jede Seite bewähren, und wir halten es für überflüssig, von blossen verbesserten Druckfehlern Beyspiele zu geben. Nicht selten auch haben uns die von Hn. *T.* aufgenommenen Verbesserungen, da wo er von Rhodom. abzugehen für nöthig erachtete, besser gefallen. Gleich I, 2. καὶ ὅστεα γαῖα κεκεύθει, was schon der homerische Sprachgebrauch und der Dichter selbst, z. B. I, 109, bestätiget, finden wir weit vorzüglicher, als das gewöhnliche ὅστ. πάντα κέκευται. Rhodom. wollte κέκαντο. I, 420 ἦ οὐχ ὁράατε γυναῖκα. Richtig ist hier ἦ, das Rhodom. verdrängen wollte, beybehalten, aber unrichtig ὁρᾶτε als Perispomenon gegeben. Die Synaloephe mit der Partikel ἦ ist schon Homer geläufig, z. B. Il. α, 537, ζ, 450, und gleicher Gebrauch herrscht bey den Tragikern, z. B. Sophocl. Oed. T. 555, ἔπειθες, ἢ οὐκ ἔπειθες, ebend. 993 und anderwärts. V. 629 κατεκλάσθη δέ οἱ ἀλκή von der fallenden Penthesileia weit treffender, als das sonstige αἰχμή. V. 698 ὄμβρος ἄρ' ἠὲ χάλαζα besser, als das ältere ἠδέ, da es Gegensatz ist. Dieselbe Partikel war auch V, 386, μαίνετο δ' ἠΰτε πόντος, ἀπείριτος, ἢ δὲ θύελλα, Ἠ' πυρὸς ἀκαμάτοιο θοὸν μένος, wo die Disjunctive fortgesetzt erscheint, vorzunehmen. V. 815 ἀμφ' ἀγαθοῦ μυρόντο Rhodom. τείροντο st. der Vulg. κείροντο, die hier sinnlos ist. II, 72, ἀλλ' ἄγε δὴ σὺ μὲν αὐτὸς. Besser ergänzt Hr. *T.* den sonst unvollständigen Vers mit der Partikel δή, als Rhodom. mit νῦν, da jene der häufige Gebrauch derselben nach ἄγε, wie Il. α, 62. δ, 415, anräth. V. 230. εὖτ' ἄνεμος μελάθροισιν ὑποχθονίοισ ἐπορούσῃ Λαβρός. Anstatt der verdorbenen Vulg. εὖτε γαίης μεθάδροισιν rieth Rhodom. schon ἄνεμος βάθροισιν: wir würden mit Annahme der Conjectur des Herausg. doch noch das frühere ὑποχθονίοις schützen. V. 251, wo der Anfang fehlte, ergänzte Rhodom. mit einer homerischen Wendung κὰκ κεφαλῆς. Bey Hn. *T.* finden wir Ἀντίλοχος, der auch hier handelnde Person ist. Gleichfalls richtig ist v. 369 die Änderung von Πηλείδης in Νηλείδης: denn Thrasymedes, der den gefallenen Bruder zu schützen gekommen war, wird verstanden; den Achilles aber ruft Nestor erst v. 388 ff.

im Kampfe gegen Memnon auf. Die Gewohnheit des Quintus, die Patronymica auch von den Grofsvätern und Ahnen herzunehmen, hat schon Hartung in den oben angeführten Bemerkungen zum Quintus dargethan. Andere von dem Herausg. als richtig aufgenommene Änderungen waren schon von Rhodom. hin und wieder in der lateinischen Version ausgedrückt, aber weder im Texte hergestellt, noch in den Noten angedeutet. Z. B. I, 328, wo bey Rhodom. χέεσιν sich findet, die Version das richtige τοκέεσιν übersetzt, und so häufig.

Hiemit glaubt Rec. das Vorzügliche dieser Ausgabe hinlänglich bezeichnet zu haben, und der Herausg. wird ihm, da er nach Vorr. S. 13 von den Beurtheilern seiner Ausgabe Mehreres erwartet, was zur Verbesserung des Textes dienen könne, einige Ausstellungen an dem Werke um so weniger verargen. Der erste Punct betrifft die mangelhafte, allzuhäufige, oft sinnstörende Interpunction, zum Theil nach Art der älteren Ausgaben. Wozu z. B. I, 614 das Comma vor und nach ἐπειγόμενος, dessen Sprachgebrauch mit der Präposition ποτὶ so häufig ist, z. B. Apoll. Rhod. III, 1155. θῦνον ἐπειγόμενοι ποτὶ δώματα. Quint. Sm. XI, 87, 423, andere ähnliche Verbindungen mit ἐποτρύνω, σεύομαι, ὁρμάω u. s. f. nicht zu erwähnen? V. 637 wäre das Partic. τρομέοντες ganz nutzlos, wenn noch eine doppelte Interpunction erfoderlich wäre. Auch Rhod. hat in der ersten dieser Stellen gar kein, in der letzten wenigstens nur Ein Unterscheidungszeichen nach τρομέοντες. Warum wurden aus dem einfachen Satze V. 683—685 durch vierfache Unterscheidung ein fünffacher gemacht? Höchstens könnte dieselbe nach κ und ἐόντι vertheidigt werden. Offenbar trägt solche Anhäufung der Interpunctionszeichen mehr zur Verwirrung, als zum richtigen Verständnisse der Sätze bey. Über die fälschliche Auslassung des paragogischen ν hat Rec. schon bey einer anderen Gelegenheit (J. A. L. Z. 1814 No. 212) seine Meinung geäufsert, und noch Jacobs in der Vorrede zur neuesten Ausgabe der Anthologie S. XXX, so wie über die Ansetzung des ν im Schlusse des Verses Wolf *Praef. ad Homer.* p. LXIII. Auch bey Hn. *T.* finden wir darin manichfaltige Widersprüche, wie I, 208 φέρουσι, 249 ἐσσι, II, 304 ἄγεσκε, IV, 484 χερσί zum Schlusse, wo die Auslassung des dem Verse zur Stütze dienenden Buchstabens um so unwillkommener ist, II, 544 ἤδεσε, 545 βεβάχε, IV, 468 πόρε in der Mitte, wo es Hr. *T.* an anderen Stellen, ob es wohl in früheren Ausgaben fehlte, zur Rundung des Metrum, von einem richtigen Gefühle geleitet, annahm, als IV, 36 παρήϊξεν δέ μιν Αἴας. Gleichen Mangel eines festen Princips finden wir in anderen Fällen, wo das Schwanken der älteren auch auf die neueste Ausgabe fortgeerbt ist. So steht I, 170 μαιμώοντες, II, 110 μαιμώωντες. I, 620. II, 286 μαιμώωντι, II, 213 μαιμώοντι, und so noch häufig in diesen Formen. Fand sich gleich diese Veränderlichkeit auch bey Rhod.: so mufste doch statt des ewigen Wechsels die epische Form mit doppelt langem Vocal durchaus eingeführt werden. Ähnlicher Unbestand ist in ὀτρύνεσκε und ἐποτρύνεσκε, welches gewöhnlich vorn mit einem ω, doch bisweilen mit ο sich zeigt. Ersteres z. B. I, 171. 706. 708. IV, 195; letzteres dagegen I, 130. IV, 71. 116. Freylich ist bey diesen dichterischen Formen des Imperf. die Sache noch keineswegs aufs Reine, nicht einmal bey dem *Augment. temporale*, das in ihnen meist nur bey zusammengesetzten Wörtern zuweilen erscheint. Im Homer ist, soviel Rec. bewufst, Od. ξ, 521 παρεκέσκετ' ἀμοιβάς, was Wolf aus dem harlej. Cod. dort aufnahm, das einzige Beyspiel dafür: denn Il. λ, 104 παρέβασκε hat, wie das häufige ἔφασκε, eigene Präsensform. Noch weniger entschieden ist es bey den von einem Vocal anfangenden Zeitwörtern, selbst in den gewöhnlichen Formen noch bey Homer, εἴπεσκε und εἴασκον lassen sich als Bestätigung des Augmentum nicht anführen. Denn kommt auch ersteres häufig, letzteres einigemal, wie Il. ε, 802, neben ἔασκον Il. τ, 295, vor: so konnte doch jenes gar nicht anders gesagt werden, dieses aber folgt dem verlängerten Präsens, wie Il. ε, 821, das nicht selten nach der Analogie anderer Zeitwörter auf εω, wie πνείω, νεικείω, dem Metrum zu Gefallen ein ι einschiebt. Ausserdem finden wir zwar noch bey Heyne Il. τ, 135 ὤλεσκεν, der hierin einigen Codd. folgte, st. ὀλέσκε; allein Wolf hat, wie uns dünkt, mit Recht letzteres behalten, und auch anderwärts erscheint das Wort in dieser Form, wie selbst bey Quint. II, 414. Nirgends auch haben wir bey ihm Spuren dieses Augmentum in ähnlichen Formen wahrgenommen, mit Ausnahme von ὁρμαίνω, vergl. I, 27. 439. Höchst schwierig ist es unter diesen Umständen, eine der beiden Schreibarten als die allgemeine einzuführen. Indess stimmt Rec. bey Quintus für den langen Vocal: denn einmal sind es die Mehrstellen, die ihn geben, und dann schrieb unser Dichter auch ἤλειβεν, was Niemand vor ihm gebrauchte, nach Art von ἤμελλεν, und anderen. Eben so verhält es sich in den von ἐρύω abgeleiteten Formen. So wenig Heyne in dem Excurse zu Homer Il. α, 141. Vol. IV, S. 177 ff. die Sache schlichtet, am allerwenigsten erweisliche Gründe für den beständigen Unterschied zwischen ἐρύω und ῥύομαι aufstellt: so ist doch die Form des Aoristus I nach den besten Gewährsmännern mit σσ angenommen worden, und so steht auch in unserer Ausgabe I, 11 εἴρυσσε. III, 84 ἐξείρυσσε, wo es Rhod. nicht hatte; aber I, 601 εἰρύσσατο. III, 192 εἰρύσαμεν. 210 εἰρύσαντες. 216 εἰρῦσαι u. s. w. Die anderweitige Kürze bey Quintus, wie I, 654 μελίην ἐξείρυσε 808, läfst keinen Zweifel übrig, dafs er das Wort nicht etwa nach Art des Homer gebraucht habe. Wenn auch ferner die Quantität der beiden ersten Sylben in ἱλάομαι, ἱλάσκομαι und ἵλαος doppelzeitig erscheint (vgl. Vofs J. A. L. Z. 1803, No. 124): so kann doch Quint. I, 29 nicht mit Hn. *T.* ἱλάσηται behalten werden. Denn nur im Adjectiv findet wechselnde Messung der zweyten Sylbe Statt. Lang ist es weit seltener, in Hymn. Homer. in Cer. 204. Hesiod. Op. et D. 340. Theocr. Id. V, 18. Dagegen kurz: Hom. Il. ι, 639. τ, 178. Hymn. Hom. 29, 10. Theocr. Id. XXIII, 15, wie auch bey Moschos, Kallimachos, Oppianos und Quintus. Bey dem Zeitworte ist die erste Sylbe weit häufiger lang als kurz; aufser den von Vofs namhaft

gemachten Stellen, noch in Apoll. Rh. IV, 479. Dagegen bedarf im Zeitworte die zweyte Sylbe zur Länge immer eines Trägers, Apoll. Rh. I, 1093 ἰλάξωνται. II, 808 ἰλάξονται von der ersten Form; die zweyte hat natürlich, wie alle Formen auf λάω (nur ευλάω, ευλάσω ausgenommen, wo eine andere Ursache zum Grunde liegt) kurzes α, und nimmt, bedarf es der Länge, durchaus σν an. Wo diess die Form nicht erlaubt, wird der Vocal verlängert, als Hom. Od. φ, 365 ἱλήκησι, und ähnlich der Optativ Apoll. Rhod. II, 719. Arat. Phaen. 657. Opp. Hal. I, 73; ebenso das bekannte ἵληθι, schon im Homer Od. γ, 380. π, 184. Hymn. Hom. 19, 8. 22, 4. Apoll. Arg. II, 693. Dass daneben auch die kürzere ursprüngliche Form in Gebrauche war, zeigt nicht nur ἵλατε bey Apoll. Rhod. IV, 984 und in anderen Stellen, sondern auch ἵλαθι ebendaselbst IV, 1014. Weniger Auskunft lässt sich über IV, 315 ἐκονίσαντο geben, neben dem IV, 240 πονσὶ κονιόμενοι gelesen wird, eine Wandelbarkeit, die schon bey Homer im Zeit- und Haupt-Worte κονίη häufig eintritt, als Il. ν, 820 κονίοντες πεδίοιο, ξ, 145, man sehe ferner Il. φ, 407 vergl. mit ν, 541. χ, 405, und Il. β, 418. γ, 55. ε, 583 mit λ, 151. 263. 282, das Substantivum. Rhod. hat in der vorerwähnten Stelle des Quintus den einfachen Zischlaut; und war ι in κονίοντες an sich genügend: so sollte man meinen, dass es auch nicht der Stütze in κονίσσουσι bedürfe. Auf diese Seite tritt, wie es scheint, auch Draco *de metr.* p. 107, 20, wo κηλίω, μηνίω, δηρίω, κνίω mit langer Mittelsylbe aufgeführt werden; allein schon μηνίω ist nicht allgemeingültig bey Homer. Zwar Il. β, 769 ἐφ' Ἀχιλεὺς μήνιεν, allein τ, 257 Ἀγαμέμνονι μήνιε δίῳ. Wegen dieser Unbestimmtheit, des öfteren Wechsels des langen und kurzen Vocals in verschiedenen Zeiten und selbst in ungebundener Rede, und endlich wegen des stets vorkommenden κονίσσαλος möchte Rec. auch noch Anstand nehmen, ἐκονίσαντο u. s. f. zu schreiben, wie schon vorgeschlagen ist. Wenn Hr. *T.* κατεντίον mit Rhod. häufig, z. B. II, 284, in Ein Wort zusammengezogen hat: warum liess er es da, wo sein Vorgänger schwieg, II, 328 getrennt stehen? Man sage nicht, dass diese Bemerkungen Kleinigkeiten betreffen. Bey dem heutigen Standpuncte der Kritik verlangt man billig von einem Herausg. der Alten zuerst hierin Umsicht und Genauigkeit. Bisweilen hat es uns geschienen, als wenn Hr. *T.* Rhod., der das Wahre entweder vorschlug, oder in der Übersetzung andeutete, nicht genau angesehen, oder doch ohne Grund verlassen hätte. XI, 210, τοὶ δὲ φαεινὰ περὶ σφίσι τεύχεα θέντες, war der Vers mangelhaft in der Vulg.: denn σφίσι fehlte. Sagt nun Quintus gleich I, 546 περὶ δέ σφισι χαλκὸς ἄϋτει und ähnlich: so ist doch in der obgenannten Verbindung Rhod. Vorschlag χροΐ das Wahrscheinlichere: denn nicht bloss Quint. bestätiget diesen Gebrauch, wie I, 152, II, 190. 203, sondern auch bey Homer ist in dergleichen Verbindungen immer χροΐ, oder ein anderer Theil des Körpers angegeben, z. B. Od. τ, 237. ω, 467. Il. γ, 330. V. 384. οὐδέ οἱ αἰχμὴν Μαψιδίην ἴθυνε, wie Rhod. statt des versstörenden ποτ' ἴθυνε wünschte, ist dem Quintus angemessener, s. II, 245. III, 438, als Hn. *T*'s. αἰχμὴ Μαψιδίη ποτὶ θῦνε. V. 426. τῇ μὲν γὰρ φθίτο οἶκον καὶ ἄλοχος ἀμφὶ πόληϊ ὄλλυθ', αἳ δὲ u. s. w., zeigt die folgende Partitive Jedem, dass τῆς zu schreiben war, was die Übersetzung von Rhod. ausdrückt: *Aliis enim clari liberi et mariti ante urbem perierunt.* V. 448. ὁ δὲ κέρη des Rhod. ist weit dichterischer, als die Vulgate κεῖται: denn in ἴλαστο war das Subject hinlänglich bezeichnet, vgl. II, 526. — V. 563, ἦ μέγα' τοί γ' ἐγέλασσε zieht Rhod. richtig μέγα zu ἦ, und übersetzt: *haec jactacit.* Bey Hn. *T.* scheint μέγα durch vorhergehende Interpunction auf das nächstfolgende Verbum bezogen, was schon die Verbindung mit τοί δε unstatthaft macht. V. 584 ist ὕστατον ἦμαρ zufolge Rhod. Übersetzung und III, 320 für ὕστερον verbessert, aber ebenso sollte mit Rhod., der es hier ausdrücklich bemerkt, II, 187 ὕστατος ὕπνος ἀνῆκεν geschrieben seyn. II, 6 wollte Rhod. σκοπιάζον st. σκοπιάσκον, wie es noch heisst; da indess die gewöhnliche Form hier ausreicht: so würde sie auch uns genügen. II, 408. οἷον μενός περ ἀτάρβεϊ μαίνετο θυμῷ schlug Rhod. περ, was bey Hn. *T.* noch fehlt, mit Recht zur Ergänzung des Verses vor. S. III, 320, wo in der neuesten Ausgabe wieder der eigentliche Wortaccent auf εὐτάμενα fehlt. Vielleicht war hier die Auslassung der Partikel nur Druckfehler, wie wir auch von III, 440 ἐκστάμενα ἐν ἄρῃ st. ἐκστησάμενος bey Rhod. glauben. II, 577. τοὶ ἀναγειρόμενοι μογερὸν φορέουσιν ἑταῖροι. Rhod. muthmasst, was auch Rec. eingefallen war, ἀναγειράμενοι, und drückte diess in der Übersetzung aus. V. 603 μέγα πένθος ἀνέστενε. Die Vulgate war πένθος: πόντος oder βένθος wollte Rhod. Ersteres hält Rec. für das Wahre, zweifelnd, ob βένθος im Singular ohne allen Zusatz für θάλασσα stehe. Eben so gefällt uns auch II, 70 Rhod. Änderung ὄφρα κέ οἱ μέλαν αἷμα καὶ ἔγκατα πάντα λίπῃ des Zusammenhanges wegen besser, als die beybehaltene Vulgate ὄφρα κέ τοι. Eben diess gilt von den Lesarten oder Verbesserungsvorschlägen Rhodomanns zu III, 105. 622. 714. 654 (wo Rec. unter mehreren Versuchen ὄντε θέλῃσι den Vorrang giebt statt ὅττι θέλ. bey Hn. *T.*, ὅττε verdorben in der Vulgate). IV, 16. 249 und häufig. Allein III, 93. 94 würden wir nicht mit Rhod. schreiben:

οἱ μὲν γὰρ Τρώεσσι μετοίσειν τεῖχος ὀρέξαι
οἱ δ' ἄρ' Ἀχαιοῖς, οἱ δὲ διανδίχα μητιόωντες,

woraus eine dreyfache Classe von Göttern würde, dergleichen weder Homer, noch Quintus irgendwo anführt: denn der homer. Ares, ob er schon ἀλλοπρόσαλλος heisst, steht wenigstens den Achäern nie thätig bey. Die gewöhnliche Lesart hat das zweyte οἱ nicht, dafür aber freylich einen unvollkommenen Vers; doch auch der gegenwärtige nach Rhod. Angabe ist eben nicht wohlklingend. Rec. liest den Vers: ἠδ' Ἀργείοισι, διάνδιχα μητιόωντες. So sind die Uneinigsinnenden Götter nach der herrschenden Vorstellung nur Freunde der Troer oder Griechen. Das dem Quintus geläufige Ἀχαιοὶ könnte leicht das seltenere Ἀργείοις, welcher Name jedoch auch vorkommt, z. B. III, 121, verdrängen, und dann die weitere Verbindung wie von selbst folgen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Strassburg, in der Druckerey der zweybrücker Gesellschaft: ΚΟΙΝΤΟΥ ΤΑ ΜΕΘ ΟΜΗΡΟΝ. *Quinti Smyrnaei Posthomericorum Libri XIV.* Nunc primum ad librorum manuscriptorum fidem et virorum doctorum conjecturas recensuit, restituit et supplevit *Thomas Christ. Tychsen*, accesserunt observationes *Chr. Gottl. Heynii* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In metrischer Hinsicht haben überhaupt die Abschreiber des Quintus oft gesündigt. So hat der Herausg. III, 460 richtig gegeben φοῖνιξ δ' αὐτ' ὁ γέρων, eben so IV, 463, wo sonst αὖ stand, und diese Änderung ist im Quintus, wenn Rec. sich recht erinnert, noch mehrmals vorzunehmen. Ähnliche, dem Verse zu Gunsten unternommene Änderungen würden seyn I, 136 θέλγει ἐνὶ λεχέεσσιν, wie XIV, 237 sich dieselbe, von Hermann zu Orphic. S. 712 ff. nicht mit erwähnte Production findet. Ferner IV, 265, ἔστη ἐνὶ μέσσοισιν, wie häufig bey Homer und Quintus, bey welchem es Hr. *T.* IV, 128 selbst herstellte. Bisweilen hätten auch andere Kritiker mehr gehört werden sollen, wie I, 685 Pierson, der statt κύει κλύει rieth, und vor allen Hermann, z. B. I, 166, wo derselbe ad Orph. p. 740, in Übereinstimmung mit Rhod., κυδιάασκεν ἄάσχετον vorgeschlagen hat, wie überhaupt in dieser Form das Neutr. plur. und singul. als Adverbium wechselt, vgl. Apoll. Rh. IV, 1087 und 1738. In III, 481, ἐπειή νύ με πένθος ἰάπτει λευγαλέον· τό με εἶθε καταφθίσειε γοῶντα, ist dieses zum Theil Änderung von Rh.: denn statt πένθος las man vor ihm θυμός. Hermann zu Orphic. p. 744 will θυμὸς behalten, und dann im folgenden Verse lesen: πένθος λευγαλέον· τὸ καταφθ. γ. Wäre eine so gewaltsame Änderung auch im Quint. nicht ohne Beyspiel: so glaubt Rec. doch auf gelindere Art des anstössigen Hiatus in jenem Verse sich zu entledigen, wenn er mit Beybehaltung von πένθος im vorhergehenden den folgenden so schreibt: λευγαλέον· τῷ μ' εἴθε καταφθίσειε γ. Solche kleine Änderungen zum Vortheil des Metrum werden noch manche im Quint. nöthig seyn. So wird das von Rhod. behaltene ὄμβριμος, ὀμβριμοπάτρη, dem von Hn. *T.* eingeführten ὄβριμος nach den Erinnerungen von Hermann *de emend. rat. Graec. Gramm.* Cap. V, und dem Rec. des wolfischen Homer (J. A. L. Z. No. 249), vgl. auch Eustath. z. Il. α, 46. p. 40, nicht mehr nachstehen dürfen. III, 297 läsen wir lieber δυσμενέσιν φοβέοντο, für das verdorbene δυσμενέεσσι φοβέοντο, als mit Hn. *T.* φοβοῦντο. δυσμενέσιν nämlich kann keinen Anstoss haben, vgl. III, 496. Die Conjectur des Herausg. zu I, 505, οἳ μὲν καὶ αὐτοὶ Τρώων ἀγλαὸν ἄστυ διέπραθον, ἀφραδίῃσι, τὸ πρίν, ἅμ' Ἡρακλῆϊ δαΐφρονι, Λαομέδοντος. ἀφραδ. auf Λαομέδοντος bezogen, statt der sonstigen Lesart ἐγχείῃσιν, das zu διέπραθον gehörte, können wir nicht gut heissen. Denn wenn man dadurch auch der Lücke, die Rh. hier im Zusammenhange annahm, entbehrt: so ist doch die Trennung von Λαομέδ. äusserst anstössig und sprachwidrig. Wir wählen daher unter zwey Übeln das kleinste, und glauben lieber an eine Lücke, als an einen Sprachfehler. I, 618 schreibt Hr. *T.* κείμενος ἐν ὑψικόμοιο πάγη δρυὸς ἢ ἐνὶ πεύκῃ. Wäre auch die Verbindung von πήγνυμι mit ἐν und ἐς erträglich, obwohl letztere, wo nicht unepisch, wenigstens unhomerisch ist: so muss sie doch gewiss in einem und demselben Verse auffallend seyn. Rec. schreibt daher (die Vulgate war πεύκης, wofür Rhod. ἐπιπεύκης gab) der homerischen Sprache angemessen, Od. χ, 83. ψ, 276, κείμενος ἐς ὑψικόμοιο δρυὸς πάγη ἢ ἐνὶ πεύκῃ. Die Präpositionen ὑπὸ und ἐπὶ, die auch sonst von den Abschreibern verwechselt wurden (s. Fischer *ad. Weller. Spec.* III. Vol. II, p. 249), erscheinen hauptsächlich in verkürzter Gestalt, so wie bey Zusammensetzungen zuweilen im Quint. verdorben. II, 307. ὑπ' ἔγχεϊ hat der Herausg. schon geheilt. Eben so musste auch I, 434 ἀεικηῇ ὑπ' ἀνάγκῃ gelesen werden, im Einklange mit derselben Redensart XII, 230, so wie ι, 161 νεοδμήτῳ ὑπ' ἀνάγκῃ. χ, 384 δοκητῇ ὑπ' ἀνάγκῃ und anderwärts. In der ersten Stelle steht demnach fälschlich ἐπ' ἂν; in der zuletzt erwähnten δοκητῇ. Allein II, 146 möchten wir nicht mit Hn. *T.* gegen die Vulgate γαῖα δ' ἐπεσμαράγησε einführen; auch III, 578 steht ja γαῖα δ' ὑπεκλαγησε, und es war das Eigentliche von der Erde. Dagegen ist II, 495 unstreitig besser zu lesen: ὑψόθι δ' οὐρανὸς εὐρὺς ἐπέβραχε, als die Vulgate ὑπέβρ. Übrigens sind bey Präpositionen durch die Abschreiber noch mancherley Fehler eingeschlichen, z. B. XIII, 555 ἀλλ' αἱ μὲν μογεροῖσιν ἐπ' ὄψεϊ ἀνθρώποισιν Ἰλιάδος ἀντέλλουσιν. Schon Hermann nahm wegen des Hiatus Orph. p. 748 Anstoss, aber auch die Präposition in solcher Verbindung ist unerhört. Hermann verbesserte dort ἐποψίαι, wir finden ἐποψίοι genügender: denn die Annahme der

grammatischen Unregelmäſsigkeit ermangelt hier alles Grundes. Bisweilen möchten auch die Präpositionen richtiger vom Verbum getrennt werden, wo dieses bis jetzt noch nicht geschehen, als I, 647 μαχῆς ἄπο νοστήσασα. II, ἔω ἐπὶ τέλσετο θυμῷ. Wir fügen noch einige Bemerkungen über verdorbene Stellen hinzu, wobey wir uns, der Kürze halber, auf die ersten Bücher beschränken, zumal da wir über manche Stellen unseres Dichters zu sprechen, an einem anderen Orte Gelegenheit haben werden. I, 190, 1. αὐτὴν θ' οὕνεκ' ἔοικεν ἐπουρανίῃσι θεῇσιν Ἐκπάγλως δ' ἡ σεῖο, θεοῦ γένος, ἐστὶ γενέθλης. Die Worte gehen auf die Penthesileia, für deren Erhaltung Priamos zum Zeus betet; und so klar der erste, so schwer ist der zweyte Vers. Die Übersetzung lautet: *Nam plane a divina tua prosapia genus ducit.* Allein einmal fällt ἐκπάγλως ἐστὶ γενέθλης auf, dann θεοῦ γένος, was auf Zeus bezogen werden müſste. Rhod. fühlte das Unstatthafte der Verbindung, und sagt daher: *dispice, num rectius,* ἡ σεῦ, θεῖον γένος, ἐστὶ γενέθλης, mit dem Zusatze: *„sed hoc nondum mihi enodatum est.“* Rec. möchte dasselbe von sich bekennen. Allein gewiſs richtig interpungirt man erst nach ἐκπάγλως, und bezieht dieſs auf ἔοικεν, wie II, 132 μακάρεσσιν ἀτείρεσιν πάντα ἔοικας. So sagt schon Homer ähnlich Il. γ, 158 αἰνῶς ἀθανάτῃσι θεῇς εἰς ὦπα ἔοικεν ἐκπάγλως. Das Folgende hat einige Schwierigkeit. Soll es auf Penthesileia gehen: so muſs wohl καὶ statt δ' ἡ eintreten, um es anzuknüpfen. Rec. wagt wenigstens einen Versuch, und liest: καὶ σεῖο θεῶν πατρὸς ἐστὶ γενέθλης, wird aber Jedem, der eine leichtere Auskunft vorzuschlagen weiſs, willig beypflichten. V. 612, ἡ δ' ὦκα μέγη κονίῃ καὶ ὀλέθρῳ Εὐσταλέως ἐριποῦσα κατ' οὔδεος, halten wir, da von dem Falle der Penthesileia zur Erde in den Staub die Rede ist, eine leichte Emendation für zweckmäſsig: εὐσταλέως ἐριπ. V. 709, ἀλλ' Ἀχιλῆι Μῖξαι ἐν αἵματι χεῖρας. Die Rede ist vom Ares, der, über den Mord seiner Tochter erzürnt, an Achilles sich rächen will, aber vom Donner des Zeus zurückgeschreckt wird. Wie die Worte jetzt lauten, bedeuteten sie bloſs mit dem Achilles kämpfen; dieſs wäre unwürdig der Kräfte eines Gottes. Zwar weicht Ares bey Homer verwundet dem Tydiden; allein dieser war mit Kraft von der Athene, die ihn geleitete, unterstützt, und Achilles, der Stärkste der Helden, vermag ja nicht einmal dem weit schwächeren Fluſsgott ohne göttlichen Beystand zu widerstehen. Daher liest Rec. Ἀχιλῆος Μῖξαι ἐν αἵματι χεῖρας, was ein Euphemismus ist für κατακτεῖνειν Ἀχιλῆα (den Achilles erlegen). Ähnlich ist die Verbindung II, 567 μιγήμεναι αἵματι κείνου. V. 724 Ἀμαζόνος οὕνεκα λυγρῆς. So sehr man über Gebrauch, Verschiedenheit und Gleichheit von εἵνεκα und οὕνεκα bey den Attikern gestritten hat: so gültig ist der Unterschied bey den Epikern. εἵνεκα ist hier immer *propter* mit dem Genitiv der Sache oder Person; dagegen οὕνεκα und τοὔνεκα *propterea*, auf ein Verbum bezogen, weſshalb es hier εἵνεκα heiſsen muſs. II, 519. 20. σθεναρῇ δ' ἄρ' ἐπὶ σφίσι δηιοι ὀρούσει Ἠ μὲν ὅτε ξιφέεσσι συνέδραμον ἢ δ' ὅτε λάας Βάλλον enthalten einen schon oft bemerkten Irrthum, die Trennung der Partikeln ἠμὲν — ἠδὲ, *et — et,* die so geschrieben gar nicht zu verstehen sind. Derselbe Fehler findet sich noch einmal in Quint. XII, 390. 91 man lese auch hier: ἐπίστατο δ' ᾧ ἐνὶ θυμῷ Ἠμὲν ἀνάξαι κεῖνον πτύχας, ἠδ' ἐπερεῖσαι. Die Gewiſsheit des letzteren zeigt Homer Il. θ, 395. II, 20 καί νύ κε πάντα ὀλέσσε, πύλας δ' εἰς οὖδας ἔρεισε, θαμβῶν ἐρείσαι. Kommt von ἐρείδω gleich das Passivum in der hier gebrauchten Bedeutung vor, Il. 𝔰, 545 ὁ δ' ὕπτιος οὔδει ἐρείσθη, und noch einigemal: so zweifelt Rec. doch an diesem Gebrauch im Activ, und räth zu diesem Ende ἔρεισεν an, wie Homer vom Apollo sagt Il. ο, 356 ῥεῖ', ὄχθας καπέτοιο βαθείης ποσσὶν ἐρείπων. V. 111 αἰπὺ ὑψηλόν. So gab Rhod. und nach ihm Hr. *T.* in dem Texte, wo sonst ὑπ' ἠῶ stand; allein die epische Form des Adjectivs muſste ὑψηλὸν heiſsen. V. 528 ἵπποι δ' Εὐμήλοιο μέγ' ἔξοχοι muſs, wie der Herausg. schon 514 im Singular dieses Wortes änderte, ἔξοχοι gelesen werden. Quint. schreibt dem Homer angemessen Il. ψ, 375 ἄφαρ δ' ἵπποισι τάθη δρόμος· ὦκα δ' ἔπειτα Αἱ Φηρητιάδαο ποδώκεες ἔκφερον ἵπποι. Eben deſswegen ist auch v. 550 τοῖς δ' αἶψα τάθη δρόμος besser als das von Hn. *T.* aufgenommene δρόμος τέτατ'. οἱ. Doch dieses sey unser letzter Vorschlag, von denen wir überhaupt nur solche aufgenommen haben, die uns entweder unbedingte Gewiſsheit oder wenigstens hohe Wahrscheinlichkeit zu enthalten schienen. Wir bitten nur noch den würdigen Herausg., uns den zweyten Theil der Ausgabe, der zur Kritik des Quintus unumgänglich nöthig scheint, nicht länger zu versagen, oder, wenn er selbst diese Arbeit nicht mehr auszuführen Willens seyn sollte, sie einem anderen der Sache gewachsenen Gelehrten zu übertragen, da sie bey der wieder errungenen Ruhe gewiſs Freunde und Beförderer finden wird. Übrigens haben sich, obwohl die Ausgabe an Correctheit alle ihre älteren Schwestern weit übertrifft, dennoch hin und wieder neue Versehen eingeschlichen, als I, 44 κυν ωύνις. 186 ττεστι. 779 ἐριδμαίνεν. II, 388 Αλκιδάμα. III, 192 εὐρύσομεν. 634 μηδέοντι. IV, 58 ἐπελαυνάζεν: indeſs sind sie meist von der Art, daſs sie auch dem weniger Geübten in die Augen fallen.

K.

LITERATURGESCHICHTE.

LEMGO, in der meyerischen Buchhandlung: *Deutsches Künstlerlexikon, oder, Verzeichniſs der jetztlebenden deutschen Künstler.* Nebst einigen Anhängen, besonders einem Verzeichniſs sehenswürdiger Bibliotheken, Kunst-, Münz- und Naturalien-Cabinette in Deutschland und in der Schweiz. Verfertigt von *Johann Georg Meusel*, königl. preuſs. Hofrathe, und Prof. der Geschichtskunde auf der Universität zu Erlangen u. s. w. Zweyte umgearbeitete Auflage. Dritter Band. 1814. X und 574 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Anzeige vom ersten und zweyten Bande ist in diesen Blättern bereits 1808 No. 266 und 1810 No. 185 geschehen, wo nicht weniger die Nützlichkeit eines solchen Werkes als der vom Vf. auf dasselbe verwen-

dete Fleifs gehörig anerkannt, aber auch die Schwierigkeiten gezeigt worden, welche damit verknüpft und kaum zu vermeiden find.

Der gegenwärtig anzuzeigende dritte und letzte Band von dem genannten Werke besteht eigentlich aus fechs verschiedenen Anhängen oder Zugaben zu demselben, als: I) S. 1 — 35. Topographisches Register über das deutsche Künstler-Lexikon, mit angehängtem Verzeichnifs der Künftler, deren Aufenthalt unbekannt oder doch ungewifs ist. II) S. 36 — 58. Claffification der in der zweyten Ausgabe des Werkes verzeichneten Künftler nach ihren verschiedenen Gattungen. III) S. 59 — 188. Verzeichnifs der feit der ersten Ausgabe des Lexikons verftorbenen Künftler. IV) S. 189 — 296. Verzeichnifs folcher Künftler, die weder in der ersten noch zweyten Ausgabe des deutfchen Künftler-Lexikons aufgeführt find, die aber doch während diefer Zeit (von 1778 bis 1812) arbeiteten und ftarben. V) S. 297 — 554. Verzeichnifs fehenswürdiger Bibliotheken, Gemälde- und Kupferftich-Sammlungen, Münzen-, Gemmen- und Naturalien-Cabinette. VI) S. 555 — 560. Verzeichnifs jetziger Kunfthandlungen.

Während Rec. diefen dritten Band durchblätterte, fand er fich öfter veranlafst, den fchon in der Anzeige des erften Bandes gethanen Wunfch zu wiederholen, dafs nämlich Hr. Hofrath *Meufel*, beffer von fachkundigen Männern unterftützt, felten oder gar nicht möchte genöthigt gewefen feyn, fache ungefchickte Lobreden über Künftler und Kunftgegenftände aus Zeitungen in fein Werk aufzunehmen. Hinweifung auf wenige Stellen wird das Gefagte hinreichend beurkunden.

S. 79 lieft man von dem 1805 zu Würzburg verftorbenen Cabinets-Maler Fefel: fchon in feinen Knabenjahren feyen Malertalente an ihm entdeckt worden, die fich in der Folge zu einem grofsen Grad von Vollkommenheit entwickelten; und weiter: Fefel habe zu Rom unter Mengs durch feine rafchen Fortfchritte fich im Componiren eine Prämie erworben, fpäter noch unter Battoni ftudirt u. f. w. Hienach follte man nun einen ganz vorzüglichen Künftler vermuthen, und doch ift es nicht alfo; Fefel war ein rechtfchaffener Mann, aber, wie aus feinen Arbeiten erhellet, ein wenig mehr als mittelmäfsiger Künftler. Von einem gewiffen Gottlob Jung, 1806 zu Leipzig verftorben, heifst es S. 227 u. f.: Er habe an den Brüften der Natur gelegen (!!), und fey — in Karrikaturen bey feinem Leben nicht übertroffen worden (!!!). Nach S. 232 foll der wackere Kirfch aus Dresden, der zu Rom 1787 ftarb, ein grofses Bild nach Seidelmanns Manier, mit Offa-Säpia, und einem trockenen Pinfel gemalt haben. Welcher Unfinn! S. 492 wird von der Kunftfammlung des Herrn Barons von Wackerbarth zu Ratzeburg Unglaublfches berichtet. Aufser gefchnittenen Steinen, alten Münzen, Manufcripten, alten Drucken, feltenen koftbaren Büchern, foll fie mehr als 20000 Kupferftiche, 2500 Holzfchnitte, 8000 Handzeichnungen und — über 1000 Originalgemälde enthalten. Es ift — heifst es ferner — der Auszug von mehr als 800 verfchiedenen Cabinetten in Deutfchland, Frankreich, Italien und Grofsbritannien. Sehr gute Kenner taxirten diefe Gemäldefammlung (alfo nur die Gemälde) fchon im Jahr 1808 weit über zwey Millionen. — Bey diefer Berechnung darf der kleine Umftand nicht aufser Acht gelaffen werden, dafs fehr gute Kenner fehr gute Gemälde nicht leicht nach Geldeswerth zu taxiren pflegen. Doch hiemit fey es genug, und Rec. will nun noch einige Berichtigungen hinzufügen.

Wenn S. 95 von dem 1805 zu Florenz geftorbenen Kupferftecher Georg Hackert gemeldet wird, derfelbe habe vom König in Neapel eine Penfion von 800 Ducaten erhalten, wofür er immer zwey junge Künftler im Kupferftechen üben (unterrichten) mufste: fo find nicht 800 gewöhnliche Ducaten oder 2400 Rthlr. fächf. zu verftehen, fondern 800 neapolitanifche Silber-Ducaten, deren einer etwa 1 Rthlr. unferes Geldes ausmacht. S. 102 lieft man: „Höckner (Carl Wilhelm), hier und da auch Hecker genannt, ft. zu Rom 13 April 1795." Diefer gefchickte Künftler hiefs wirklich Hecker: denn fo hat er fich auf mehreren uns bekannten, von ihm gefchnittenen Steinen felbft gefchrieben. S. 104. Der zu Weimar 1807 geftorbene Maler Conrad Horny war 43 Jahr alt, und alfo um 1764 geboren. S. 176 fcheinen uns die beiden Brüder Unterberger mit einander verwechfelt zu feyn: derjenige, der in Wien ftarb, und dafelbft die einft fo bewunderte Hebe gemalt, der fich auch als Verfaffer eines Gemäldes angab, welches zu Rom als ein Werk des Correggio verkauft worden, hatte an der Copie von den Logen des Rafael für die Kaiferin Katharina II geringen Antheil genommen. Seinem Bruder, der in Rom lebte, und nun auch geftorben ift, einem ebenfalls gefchickten Künftler, Schüler und Nachahmer von Mengs, wurde durch Reiffstein die Beforgung diefes grofsen fchönen und einträglichen Unternehmens zugewendet. Dem S. 197 gegebenen Verzeichniffe der Werke des berühmten Malers Karftens wäre noch beyzufügen, dafs der fämmtliche Kunftnachlafs deffelben, in Zeichnungen beftehend, welchen Fernow, Karftens Freund, befafs, von Sr. Durchl. dem Herrn Herzog von Weimar erftanden worden. Beym Artikel Arnftadt, S. 302, wäre noch zu melden, dafs im dortigen fürftl. Schlofs eine Gemäldefammlung fich befindet, welche einige gute Stücke enthält. Sollte die S. 309 und 310 angeführte Gemäldefammlung des Kupferftechers Ch. v. Mechel zu Bafel noch wirklich vorhanden feyn: fo wird fie doch fchwerlich noch die genannten Stücke von Holbein und Ifrael von Mecheln enthalten. Hingegen befitzt der Maler P. Biermann gute Gemälde alter Meifter. Einfiedeln, gewöhnlich Maria Einfiedel genannt, im Canton Schwytz. S. 372. Im Jahr 1798 wurde das reiche Benedictiner-Klofter dafelbft durch franzöfifche Horden ausgeraubt, und die fonft anfehnliche Bibliothek zerftreut; doch ift ein grofser Theil der Bücher in benachbarten Cantons von wohldenkenden Einwohnern den Plünderern abgekauft und

bey Wiederherstellung des Klosters zurückgeliefert worden. Das Münzcabinet wurde zeitig genug in Sicherheit gebracht, und dürfte also noch unversehrt vorhanden seyn. Wie es der Naturaliensammlung — welche nie sehr bedeutend war — ergangen, weiss Rec. nicht. Die vortreffliche Gemälde - Gallerie zu München hat gegenwärtig eine etwas andere Einrichtung, als S. 456 angegeben ist. S. 458 wird das sogenannte Antiquarium mit den Sälen, wo die Gypsabgüsse nach Antiken aufgestellt sind, verwechselt: die Abgüsse sind bey der Akademie der bildenden Künste im ehemaligen Jesuiten - Collegio; das Antiquarium aber ist ein grosser gewölbter Saal, von Peter Candidus reich ausgemalt, im Erdgeschoss des königl. Schlosses, wo eine Menge antiker und antik seyn sollender Marmor-Büsten nebst einigen Statuen sich befinden, auch viele kleine Bronzen, und unter diesen bemerkt man einige von ungemeiner Schönheit. S. 460 heisst es: „ob die ehedem in dem kurfürstlichen Schatz in einem sehr sauber geschnittenen Kasten von Elfenbein verwahrten Münzen, worunter allein 1144 goldene römische Medaillen waren, mit dem grossen Münzcabinet vereinigt worden seyn mögen, weiss man nicht." Hierauf dient zur Nachricht, dass die gedachte vortreffliche Sammlung goldener Münzen sich wirklich beym Münzcabinet befindet, sammt dem Kästchen von Elfenbein und Lapis Lazuli, welches ebenfalls unter die Merkwürdigkeiten gezählt werden muss, indem die Arbeit an demselben von einem guten Künstler herrührt und mit unsäglichem Fleiss vollendet ist. Unter den Kunstsammlungen in der Stadt Schaffhausen, S. 501, wäre auch die des Herrn Veith, ehemals Pfarrer zu Andelfingen, anzuführen, aus Handzeichnungen, Gemälden und Kupferstichen bestehend, und merkwürdig durch Zahl und Gehalt der Stücke. Bey Weimar, S. 520, ist zu erinnern, dass die herzogl. Bibliothek, statt der angegebenen 60 bis 70000 Bände, gegenwärtig wohl zwischen 90 und 100,000 enthalten mag, und eine grosse Menge der kostbarsten Werke in allen Fächern, eine gute, obwohl nicht sehr zahlreiche Kupferstichsammlung, einige Antiquitäten und andere Seltenheiten besitzt. Die ebenfalls S. 520 erwähnte herzogl. Gemäldegallerie ist beym Schlossbrand 1774 zu Grunde gegangen, und das Naturaliencabinet schon seit geraumer Zeit mit dem herzogl. Museum zu Jena vereinigt worden.

Die Bürger - oder Stadt - Bibliothek zu Zürich wird S. 551 viel zu gering auf 13 — 14000 Bände stark angegeben; man schätzt solche gegenwärtig auf ungefähr 50000 Bände. Mit derselben ist nun auch das schöne Naturaliencabinet des Canonicus Rahn vereinigt. Unter den Kunstsammlungen hätte auch die Sammlung von Handzeichnungen bey der Künstlergesellschaft genannt zu werden verdient.

W. K. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

NUMISMATIK. *Kasan*, und in Comm. b. Hartmann zu Riga: *Numophylacium orientale Pototianum.* Leviter adumbravit *C. M. Fraehn*, Rostochiensis. 1813. 80 S. 8.

Tychsen, Adler, Sacy und nur wenig andere Gelehrte, die der morgenländischen Sprachen kundig waren, und sich zugleich mit solchen Münzen beschäftigten, haben es unternommen, sie zu erklären, und eben dadurch gezeigt, dass auch hier eine Fundgrube besonders für aussereuropäische Geschichte und Geographie verborgen liegt. Je seltener dergleichen Sammler sind, besonders solche, welche die hiezu gehörige Sprachkenntniss damit verbinden: desto erfreulicher muss es jedem Freunde dieses Theils der Numismatik seyn, hier wieder einmal einen Mann auftreten zu sehen, der, einer so seltenen Sache gewachsen, uns mit einem Schatze dieser Art bekannt macht.

Da man nun in unseren Gegenden zwar oft Münzen dieser Art in Sammlungen findet, aber sehr selten Einen, der sie erklären kann: so wäre es wohl sehr zweckmäsig gewesen, wenn man, bey schon publicirten Münzen, das Buch und die Stelle angegeben hätte, wo man Abbildung und Erklärung davon findet, die unpublicirten aber hätte stechen lassen. Ersteres hat der Vf. oft, aber nicht überall gethan; letzteres konnte nicht leicht bewerkstelliget werden, da es ihm vielleicht schon an Zeichnern und gewiss noch mehr an einem Kupferstecher in Kasan fehlte, welches er in einer Note (S. 13) nicht undeutlich zu erkennen giebt.

Der Vf. dieser Schrift, Hr. *Christian Martin Frähn*, Professor der morgenländischen Sprachen in Kasan, der den Freunden und Kennern der morgenländischen Literatur schon durch zwey dahin einschlagende Schriften bekannt ist, hat nicht die Absicht, hier *alle* orientalischen Münzen zu beschreiben, die Hr. Potot in Kasan (der ein geborener Franzose ist) besitzt, denn er hat deren gegen 400, sondern nur die seltenen und unbekannten. — Da diese kleine Schrift, theils wegen der grossen Entfernung des Druckortes, theils weil die Auflage nicht stark gemacht wurde, wie zu Ende bemerkt worden ist, nicht in viele Hände kommen möchte: so sollte eigentlich eine ausführliche Anzeige davon gemacht werden. Indess wenn man bedenkt, wie klein die Anzahl der Kenner exotischer Sprachen ist, und dass noch wenigere sich mit solchen Münzen wissenschaftlich beschäftigen: so ist es hinlänglich, nur das Hauptsächlichste zu bemerken, wie es vom Vf. selbst in seiner Zueignung an die beiden ausgezeichnetsten Orientalisten unserer Zeit, nämlich an die Herren Ol. Gerh. Tychsen in Rostock und Ant. Sylvester de Sacy in Paris, in gedrängter Kürze geschehen ist, so dass Rec. nichts Zweckmäsigeres thun kann, als den Vf. selbst sprechen zu lassen. Er sagt nämlich von der pototischen Münzsammlung S. 8 u. f.: *„Inter numos Chalificos, antiquos haud paucos, gravis momenti complures, anecdotos plerosque deprehendetis. — Samanidis et Buwaihidis Potot. quantum pretii statuendum sit, docte olim probasti, illustris de Sacy. Ad Samanidas quidem quotquot ab eo inde tempore accessere numero plurimi, ignoti ad hunc diem fuere, nec in ullo, quod sciam, museo reperti sunt. — Thaheridarum qui primus et unus in lucem nunc profertur, Pototianus est. — Numorum a Chanis Turcarum Hoeike signatorum, qui ne fando quidem ante me auditi erant, faciem ex hoc tandem museo cognoscere licet. — Magnus ille orbis debellator Timur, ignotus antehac in numismatica, hic tandem, ut par erat, in scenam etiam prodit."*

„Verum quae jam sequitur sectio, tanto praestantior est, quanto rarius in aliis, quae innotuerunt, museis hi numi tatarici sunt, numi nimirum Chanorum Dschudschidarum per Descht Kaptschak olim late dominantium, qui vulgo Chani hordae aureae audiunt."

Zu den mit den eigenen Worten des Vfs. erwähnten Vorzügen dieser Sammlung wollen wir nur noch dieses hinzufügen, dass die Münzgeographie jener Gegenden hier auch noch einen Zuwachs erhält durch drey Münzen, auf deren jeder eine Münzstadt vorkommt, die man auf allen bisher bekannt gewordenen Münzen vergebens sucht, nämlich: *Urkend* oder *Uskend* S. 53, IV, 1, *Dabusia* S. 55 c), und *Jesd* S. 38, VIII, 1.

Wa.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 4.

THEOLOGIE.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Über die Haltbarkeit des Glaubens an geschichtliche höhere Offenbarung Gottes, in Bezug auf neuere Angriffe dieses Glaubens. Zur Beleuchtung der Consequenz, des Sinnes, der Möglichkeit und des Bedürfnisses desselben.* Einige Abhandlungen von *Friedr. Steudel,* erstem Diac. in Tübingen. 1814. XXIV und 286 S. 8. (18 gr.)

Diese Schrift nimmt in der apologetischen Literatur des Christenthums eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Der Vf. hat sein Thema trefflich ausgeführt: „gegen den Ton der Zuversichtlichkeit, in welchem Manche ihre Geringschätzung gegen den Offenbarungsglauben aussprechen, und die Gründe, auf welchen er beruht, übersehen, eine ernste, kräftige Stimme gründlicher Mahnung zu erheben. Auf jeder Seite dringt sich dem Leser die Bemerkung auf, es sey dem Vf. nur darum zu thun, über das Höchste und Heiligste, das es für den Menschen giebt, zu klarer Ansicht und Gewissheit zu gelangen, damit es seinen belebenden und beseligenden Einfluss auf Geist und Herz äussern könne. Daher vereinigen sich in den hier angestellten Untersuchungen Wärme des Gefühls mit ruhiger Bedachtsamkeit und Gründlichkeit, die keinen Schritt ohne strenge Prüfung vorwärts thut, Scharfsinn in Aufdeckung der Trugschlüsse Anderer mit dem eifrigen Streben, das Wahre zu erforschen, und Festhalten an den wahrgefundenen Grundsätzen mit Gerechtigkeit gegen fremde Meinungen. Rec. empfiehlt daher Freunden und Feinden des Offenbarungsglaubens mit voller Überzeugung das Lesen dieser Schrift.

Es sind zwey Gegenstände, die abgehandelt und gegen neuere Angriffe vertheidigt werden. Bey der Ehrfurcht gegen die christliche Offenbarung, welche *Storr's* und *Reinhard's* Schule verbindet, liess es sich erwarten, dass die erstere den durch des Letzteren Geständnisse (IX Br.) veranlassten Streit über die Consequenz im Systeme des Supranaturalismus nicht unbeachtet lassen würde. In der ersten Abtheilung dieser Schrift von S. 1 — 141 rechtfertiget daher Hr. *St.* diese Consequenz, und giebt die Grundsätze an, bey deren Befolgung dieselbe behauptet werden kann. Hiebey sind insbesondere die Flugschrift des Predigers *Sachse:* Wer ist consequent u. s. w.? und *Köppen's* Philosophie des Christenthums, Th. I, berücksichtiget; die Briefe über den Rationalismus kannte der Vf. nur aus *Ammon's* kritischem Journale, und mit *Leuchte* (Kritik der neuesten Untersuchungen über Rationalismus) hat er Einen Zweck, nur dass *L.* weder den steten Gang zusammenhängender Untersuchung geht, noch feste Resultate zieht. Die Gründe, mit welchen die Consequenz bestritten worden ist, sind bekannt; es darf desshalb nur der Ideengang angegeben werden, durch welchen hier jenen Gründen begegnet wird. Der feste Punct, von welchem unser Vf. ausgeht, ist die sich in unserem Bewusstseyn ankündigende Thatsache, dass gewisse Urideen von Freyheit, Tugend und Religion in dem Menschen liegen, die unabhängig von jeder Beweisführung des Verstandes sind, und unbedingt Achtung fodern, wenn sich der Mensch nicht selbst aus dem Kreise derer verweisen will, welche über Angelegenheiten der Menschheit sprechen dürfen. Mit diesen ursprünglich-ausgemachten und unwillkührlich in unserem Inneren sich aufdringenden Wahrheiten können auch die Grundsätze durchaus nicht in Widerspruch stehen, die wir in unser religiöses System aufnehmen; wir können uns unmöglich, ohne die Achtung gegen die Wahrheit zu verleugnen, einem inconsequenten Synkretismus in die Arme werfen, d. h. entweder aus verschiedenen Systemen, von welchen jedes an und für sich consequent seyn kann, das sich Widersprechende in unsere Überzeugung aufnehmen, oder gar verschiedene oberste Grundsätze, auch wenn diese in Widerspruch mit einander ständen, für uns als Leiter unserer Grundsätze gelten lassen. Der Gewissenhafte kann daher nicht dem Rathe folgen, inconsequent zu seyn, wenn der reine Supranaturalismus ein Unding, der reine Rationalismus ein Übel ist. Aber der consequente Supranaturalismus ist weder blinder Köhlerglaube, noch steht er mit der Vernunft in Widerspruch. Er erkennt vielmehr als Quelle der Belehrung auch die Aufklärungen an, welche unsere sich selbst überlassene Vernunft aus den, durch die Beobachtung des gewöhnlichen Laufes der Natur, der Geschichte und des Inneren des Menschen an die Hand gegebenen Thatsachen schöpft, und denkt sich die ausserordentlichen Offenbarungen Gottes an die Menschen als ein wohlthätiges Eingreifen der Gottheit in die religiöse Bildung derselben. Wenn nun dem Menschen

durch die gewissenhafteste Aufmerksamkeit auf die Belehrungen der Vernunft die Schranken derselben bemerklich geworden sind: so wird er nicht ausweichen, wo eine göttliche Offenbarung angekündigt wird, sondern die Rechtmäsigkeit dieses Vorgebens um so gewissenhafter prüfen, eine je wichtigere Angelegenheit ihm die Religion ist. Bewähret sich die angebliche Offenbarung als göttlich: so beschränkt sich nunmehr das Geschäft des Supranaturalismus darauf, allen Aussprüchen derselben ohne Weiteres Glauben beyzumessen, und als wahr anzunehmen, was diese Offenbarung erweislich für wahr ausgiebt. Dieser Übergang aus der Schule der Vernunft in die der Offenbarung ist also nicht inconsequent: denn dieselbe Vernunft, deren Aussprüche der Mensch als gültig annimmt, verweiset ihn ja da, wo sie kein befriedigendes Licht zu geben vermag, an die Offenbarung, welcher er unbedingt trauen soll. Wohin die Einsicht der Vernunft nicht reicht, gebietet sie selbst, den höheren, untrüglichen Lehrer anzuerkennen und ihm zu folgen. Vernunft und Offenbarung liegen folglich als Erkenntnisquellen gar nicht im Streite. Auch der Supranaturalismus erkennt die Vernunft als Erkenntnisquelle an, aber nur nicht als alleinige; eben so wenig misstraut er seiner Vernunft, er leugnet sich nur die Beschränktheit derselben nicht ab. — Ist es einmal in dem Menschen entschieden zu dem Glauben gekommen, dass eine Lehre durch übernatürliche und unmittelbare Dazwischenkunft der Gottheit mitgetheilt worden ist: so setzt er auch mit Recht voraus, dass die Vorsehung nöthigen Falls absichtlich mitgewirkt habe, damit die Männer, durch welche sie die Offenbarung bekannt machte, die empfangenen höheren Einsichten in den entsprechendsten Ausdrücken mittheilten; er nimmt eine Inspiration an, ohne jedoch zu behaupten, dass Wort für Wort der ganze Inhalt der Offenbarung dictirt und die Individualität des Inspirirten aufgehoben worden sey. — Um nun den Sinn einer in gewissen Worten geoffenbarten Lehre zu bestimmen, bedarf der Gläubige ebenfalls seiner Vernunft, nicht um die Offenbarung herumzumeistern, sondern nur, den gegebenen Inhalt ganz richtig auszumitteln, und sich nicht der Gefahr auszusetzen, etwas Nicht-Göttliches als Göttliches anzunehmen. Indem nun Hr. *St.* die Grundsätze entwickelt, nach welchen der als ächt anzunehmende Sinn einer gegebenen Offenbarung zu bestimmen ist, erklärt er sich entschieden gegen das Accommodationssystem, theils weil die Wahrhaftigkeit eine vollkommene Pflicht ist, theils weil Jesus und die Apostel diese Pflicht unbedingt einschärfen. Auch sind die aus dem N. T. angeführten Beyspiele von Accommodation, auf welche man sich zu berufen pflegt, keinesweges Herablassung zum Irrthume oder gar Beförderung desselben, sondern nur Bequemung in gleichgültigen Dingen nach Anderen, um der guten Sache nicht zu schaden. — Nach diesen Grundsätzen werden die Vorschläge von *Schott* (Journ. f. Pred. von *Schott* und *Rehkopf*. 2 B. 1 H.), *Tzschirner* (Briefe, veranlasst durch *Reinhard's* Geständn.), *Kelle* (vorurtheilsfreye Würdigung der mosaischen Schriften, 2 H.) von S. 81 — 142 geprüft, der Vernunft bey Behandlung der Bibel mehr Einfluss zu gestatten. Rec. hat nicht nöthig, darauf einzugehen, weil sich die Anwendung jener Grundsätze auf diese Theorie grösstentheils von selbst ergiebt.

Die zweyte Abhandlung S. 142 — 256 enthält eine Rechtfertigung der Möglichkeit eines vernunftgemässen Glaubens an eine höhere geschichtliche Offenbarung Gottes, nebst Angabe der Gründe, auf denen er beruht, in Bezug auf neuerlich geltend gemachte entgegengesetzte Ansichten. Die Schriften, auf welche stete Beziehung genommen ist, sind: *Jacobi* von den göttlichen Dingen u. s. w., und *Fries* von deutscher Philosophie, Art und Kunst u. s. w. Da diesen beiden Philosophen die Annahme einer weiteren Offenbarung Gottes, als welche ursprünglich *in* dem Menschen selbst liegt, verwerflich scheint: so vertheidiget Hr. *St.* zuerst die Fähigkeit des Menschen, auf Gott durch Belehrung oder Anregung von aussen geführt zu werden, dann die Offenbarung Gottes durch Jesum, wobey zugleich das Verhältniss der Wunder zu derselben bestimmt wird. Endlich unterwirft er noch von S. 212 — 252 einige Beschuldigungen, welche dem Christenthum vorzüglich wegen der Lehre von der Schwäche des Menschen, der Versöhnung, dem Tode Jesu u. s. w. gemacht werden, einer näheren Prüfung. Rec. kann, um zu grosse Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht auf die Darlegung der einzelnen Ideen eingehen, muss aber versichern, dass auch diese Abhandlung mit philosophischem Geiste und mit weit mehr Beredsamkeit als die erste geschrieben ist. Er kann sich aber nicht enthalten, wenigstens Eine Stelle herzusetzen, gegen die Behauptung *Jacobi's*, der wahre Gott könne nicht ausser der menschlichen Seele erscheinen. Darauf erwiedert unser Vf. S. 212: „Als ob das *Seyn* Gottes von meinem Erkennen desselben abhängig wäre! Wahrlich ein trauriger Gott, und den ich nicht suchen möchte, der nicht *mehr* seyn darf, als mein endlicher, menschlicher Geist ihm zu seyn gestattet — oder aber ein trauriges Vergessen der Schranken des menschlichen Geistes, welches der Gottheit die Grenzen bestimmt, innerhalb deren sie sich wahr äussern und offenbaren dürfe!" — Als Anhang folgt auf diese Abhandlung noch S. 255 — 286 eine Prüfung der *Löffler*'schen Beweisführung für die Entbehrlichkeit des Glaubens an eine unmittelbare Offenbarung (Mag. f. Pred. 7 B. 1 St.). Ohne Beziehung auf Hn. D. *L.* erklärt sich Hr. *St.* S. 262 eben so stark als wahr gegen diejenigen, welche von Jesu als dem ehrwürdigsten der Menschen sprechen, und doch seine Versicherungen über das Verhältniss, in welchem er zu Gott steht, verwerfen, indem er sagt: „Kann es wohl von unserer Seite als Beweis für unser Vorgeschrittenseyn im Guten und Wahren betrachtet werden, wenn das vorgeblich höchste Ideal von geistiger Kraft und Reinheit, das wir zu schaffen im Stande sind, so *arm* an geistigen Hülfsmitteln und so *niedrig* an sittlichem Werthe vorgestellt wird, dass es —

um auf die Menschen einzuwirken, wie es einwirken wollte — zu dem Blendwerke des göttlichen *angedichteten* Ursprungs seiner Lehre seine Zuflucht nehmen musste? — Es heisst wahrhaftig die menschliche Natur nicht ehren, wenn ein solcher Mensch als das Ideal menschlicher Gröfse gepriesen wird."

Soll Rec. etwas tadeln: so ist es das, dass Hr. *St.* seinen Ideengang genau nach dem seiner Gegner bestimmt hat. *Jacobi* hat zwar diese Methode in einigen seiner Schriften auch befolgt; allein sie erschwert, wie wenigstens Rec. dünkt, die leichte Übersicht des Ganzen, verstattet nicht immer, jeden Gedanken an einen rechten Ort zu stellen, und macht dadurch Wiederholungen unvermeidlich. Übrigens wünscht Rec. sehr, dass es Hn. *St.* gefallen möchte, ein umfassenderes apologetisches Werk auszuarbeiten, in welchem alle Lehren des Christenthums, wie Jesus und die Apostel dieselben vorgetragen haben, gegen die neueren Angriffe und Missdeutungen vertheidigt würden. In je genaueren Zusammenhang der ganze Kreis der christlichen Wahrheiten gestellt würde, desto deutlicher würde erhellen, in welche auffallende Widersprüche sich zum Theil die neuere Dogmatik verwickelt hat, und welche Ehrfurcht der Offenbarung Gottes gebühre. Rec. kann diese Anzeige nicht schliessen, ohne dem Vf., dessen Bekanntschaft er in dieser Schrift erst gemacht hat, den wärmsten Dank für den Genuss, den ihm dieselbe gewährte, zu sagen, und ihm aus weiter Entfernung im Geiste brüderlich die Hand zu reichen.

O.P.B.

Leipzig, b. Weygand: *Ausführliche Erklärung der Weihungen aller Propheten des alten und neuen Testaments.* Mit philologischen, exegetischen und historischen Anmerkungen und einer Abhandlung über die prophetische Weihe. 1804. XX und 148 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ausser der Abhandlung über die Weihe der Propheten, die immerhin hätte fehlen können, weil sie nichts enthält, was nicht in der folgenden ausführlichen Erklärung steht, finden sich hier Erläuterungen über die Inaugurationen *Moses*, *Josua's*, *Samuels*, *Elisa's*, *Jesaias*, *Jeremias*, *Ezechiels*, *Jesus* und *Paulus*. Als Incidentpunct ist die Apotheose der göttlichen Lieblinge auf Erden durch frühe und merkwürdige Versetzung in den Himmel, jedoch nur sehr dürftig, mitgenommen, und als Anhang folgt die Einweihung der hebräischen Könige, für Rec. das Bedeutendste. Der unbekannte Vf. hatte schon in *Scherer's Schriftforscher* 1 B. 2 St. einen Aufsatz über die Inaugurationen der hebräischen Propheten eingerückt, der mehreren Freunden des Bibelstudiums gefiel, und diess veranlasste ihn, seine Arbeit über alle prophetischen Inaugurationen des A. und N. T. zu verbreiten. Diese Idee ist nicht übel, weil man aus einer solchen Zusammenstellung die Gleichheit und Ähnlichkeit, oder Unähnlichkeit und Verschiedenheit der biblischen Darstellungen dieses Punctes am ersten abnehmen kann. Auch darf man dem Vf. das Lob nicht versagen, dass er sich als einen guten biblischen Exegeten gezeigt hat, dessen lebendige und bisweilen sogar dichterische Darstellung der Erklärung prophetischer Stellen sehr zu Hülfe kommt. Um die Producte der Phantasie richtig erklären zu können, muss man selbst eine lebhafte Phantasie haben, weil es sonst nicht möglich ist, den Phantasiegemälden Anderer zu folgen. Indessen scheint der Vf. hin und wieder zu sehr *Herder'n* nachzuahmen, welches nicht überall zu rathen ist, da dieser grosse Mann nur zu oft in ein gewisses Helldunkel verfiel, wo man zwar hochklingende Worte fand, aber einen gut zusammenhangenden Sinn vermisste. In der Übersetzung hält sich der Vf. wörtlich an das Original. Diess ist ganz recht, so lange uns die Worte verständlich sind. Allein wenn die Ausdrücke in unverständlichen Orientalismen bestehen: so ist es doch wohl rathsamer, den Sinn derselben in der Übersetzung wiederzugeben, weil man ihn sonst alle Augenblicke durch Anmerkungen suppliren muss. Wenn z. B. S. 109 übersetzt wird: „sie gehören zu einem falschen *Haus*," und dabey gleich die Note folgen muss, dass *Haus* hier *Volk* bedeute: so ist es ja unstreitig natürlicher und angemessener, gleich *Volk* zu übersetzen. Diess ist auch der Fall mit sprichwörtlichen Redensarten; dagegen nicht mit ganzen orientalischen Bildern, die ihre Originalität behalten müssen. Die Erklärungen sind im Ganzen recht gut: allein hin und wieder doch auffallend, wie z. B. in der Bekehrung Pauli, wo der Ausdruck: „es fiel wie Schuppen von seinen Augen," so erklärt wird, dass die Augen vor der Blendung Schwären bekommen hätten, deren Blattern nach der Heilung abgefallen wären. Abgesehen von der schnellen Heilung, so dürfte von der Blendung wohl eher ein Staar als Schwären entstanden seyn. Dass sich der Vf. in eine solche Erklärung bey einer Wundergeschichte einliess, ist um so mehr zu verwundern, da er sonst ganz richtig von den natürlichen Erklärungen der biblischen Wunder nicht viel hält, sondern sie besser als Dichtung, Vision und Decoration zu betrachten gewohnt ist. Nimmt man noch die *Sage* hinzu: so dürfte der exegetische Aufschluss über die Wunder gegeben seyn. Besonders hat es Rec. gefallen, dass der Vf. die ewigen Erklärungen der Wunder durch Gewitter verwirft, die für einen Unbefangenen längst lächerlich geworden sind. Wie viel annehmlicher erscheint z. B. folgende Erklärung der Bekehrungsgeschichte des Paulus S. 125: „Als Paulus nach dem Tode Jesu von dem den Geist hebenden und beseligenden Kraft der Lehre desselben überzeugt worden war, und in sich den Drang fühlte, selbst Apostel derselben zu werden, hatte er, wie die alten Propheten, eine besondere Einweihung nöthig. Durch eine ungewöhnliche Himmelserscheinung und ausserordentliche Scene musste er als Eingeweihter der Lehre Jesu und ihm wohlgefälliger Apostel erklärt werden u. s. w." In den Etymologieen ist der Vf. nicht immer glücklich, z. B. wenn er den Jordan von יאר und dem chaldäischen דן (ille, iste) ableitet, so dass es *dieser Fluss* bedeuten

soll; oder wenn er geneigt ist, Jehovah Zebaoth durch Jehovah *des Glanzes* (צבא) zu übersetzen. Bey einer so alten Benennung, als die des Flusses Jordan ist, erwartet man keinen Chaldaismus, und Jehovah Zebaoth wird weit richtiger Herr der *Himmelsheere* übersetzt, im Gegensatz gegen den frühern Sterndienst, der dem Monotheismus voranging. Bey der Inauguration des Ezechiel hat es Rec. gewundert, dass der Vf. nicht auf die Idee gekommen ist, der 2te und 3te V. des 1 C. möchten wohl von einer anderen Hand seyn. Die Wahrscheinlichkeit der Interpolation ist aus mehreren Gründen sehr stark. — In dem Anhange werden die Gebräuche beschrieben, welche bey der Inauguration der hebräischen Könige beobachtet wurden. Diese sind sehr instructiv. Der Stil ist nicht überall correct genug; und die Vorrede enthält einige Äusserungen, die von einem jugendlichen Dünkel zeugen, der sich bey reiferen Jahren und einer ausgebreiteteren Gelehrsamkeit schon verlieren wird.

D. a.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Gedanken über das Allerheiligste des Menschengeschlechts.* Bey Gelegenheit des französischen Nationalconciliums. 1812. VIII u. 128 S. 8. (12 gr.)

Darin hat der Vf. wohl gethan, dass er seiner Schrift den unbestimmten Titel: Gedanken, gegeben hat. Es sind in der That auch zerstreute Gedanken über Religion, die bald mehr, bald weniger mit derselben zusammenhangen. So kommen sogar Abschnitte über Epicureismus, Stoicismus, über Orpheus, Pythagoras, Sokrates u. s. w. vor, und philosophische, dogmatische, moralische und historische Abhandlungen wechseln ohne alle Ordnung mit einander ab. Bey der Anhänglichkeit, mit welcher der Vf. seiner Kirche zugethan ist, trifft man doch grösstentheils liberale Ideen an. Über Luthern äussert er sich S. 104 folgendermassen: „Unter den Reformatoren neuerer Zeiten hat keiner reinere Absichten bey seinem Unternehmen und grösseren Muth bey seinem Vollführen gezeigt, als Luther. Die christliche Religion war zu der Zeit durch Aberglauben oder abgeschmackte Spitzfindigkeit verdreht, die christliche Moral mit unnützen, oft lächerlichen Observanzen untermischt, und die Sitten der Geistlichkeit von dem päpstlichen Stuhle an bis zur niedern Klosterzelle herab so verdorben, dass selbst ein ganzes Concilium die Kirchenverbesserung nöthig fand. Diese Missbräuche wollte Luther rügen. — In soweit war er als ein Werkzeug der Vorsehung anzusehen; soweit handelte er göttlich. Aber nun fängt die menschliche Seite seiner Reformation an. Im Eifer gegen seine Widersacher, im Gefühle seiner Kraft und Freyheit, traute er der menschlichen Vernunft in Glaubenssachen eine grössere Wirksamkeit zu, als sie wirklich hat." Aber wo, fragen wir, hat denn Luther der Vernunft zu grosse Rechte eingeräumt? Wollte er nicht Alles von dem Ansehn der Bibel abhängig wissen? Sollte diese nicht allein Schiedsrichterin in Glaubenssachen seyn? — Am begierigsten waren wir, zu erfahren, was der Vf. von dem französischen National-Concilio, welches vor einigen Jahren angekündigt wurde, erwartet habe. Die Sache wird aber auf den beiden letzten Seiten der Schrift ganz kurz abgefertiget. „Der französische Kaiser, heisst es unter anderen S. 127, hat darauf (darüber) zu wachen, dass die katholische wie jede in seinen Staaten erlaubte Religion demselben (?) so viel Nutzen bringe, wie möglich, und nicht zu nachtheiligen Unternehmungen gemissbraucht werde." Also der Kaiser hatte nur zu sorgen, wie die Religion ihm selbst zu seinen Plänen nützlich würde? Nun das hat er auch redlich gethan! Merkwürdig ist es auch, dass der Vf. nach der Vorrede das Honorar seiner Schrift zum Ankauf eines haager Lotterie-Looses bestimmt hat, womit 200000 Gulden gewonnen werden können (?). Mit diesem Gelde will er, wenn ihm das Glück günstig ist, eine Anstalt stiften, worin die armen und hülfsbedürftigen Menschen ihren Unterhalt finden sollen, die sich den höheren Bestimmungen der Menschheit aufgeopfert haben. Wir wünschen ihm herzlich Glück, dass seine Hoffnung in Erfüllung gehen möge.

—R—

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Prag*, b. Widtmann: *Die Wege der Vorsehung in den Schicksalen des jüdischen Volkes.* Von *Johann Joseph Natter*, des Ritterordens der Kreuzherrn Commandeur. 1812. VIII u. 140 S. 8. (8 gr.)

Der Titel verspricht weit mehr, als der Vf. leistet. Weit gefehlt, dass in dieser Schrift die Wege der Vorsehung in den Schicksalen des jüdischen Volkes wirklich gezeigt und die Art entwickelt worden wäre, wie Gott das jüdische Volk durch seine Ereignisse und Schicksale zum Höheren und Besseren geführt habe, wird bloss neben einer mageren Zusammenstellung der wichtigsten Hauptbegebenheiten die Idee aufgestellt, dass Alles in dem jüdischen Volke auf einen Messias hingedeutet habe. So führen auch von den funfzig Abschnitten, in welche die Schrift getheilt ist, einige solche Überschriften, die diese Absicht der Schrift geradehin beweisen. Z. B. Abschnitt 38. Vorherverkündigungen von einem künftigen Retter. 39. Dunkle Aussichten, die auf einen künftigen Messias hinweisen. 40. Bestimmtere Aussichten unter Moses. 41. Der künftige Messias soll aus Davids Hause kommen. 42. Soll von einer Jungfrau geboren werden. 43. Soll ein verachteter, aber grosser König seyn. 44. Er wird ein Lehrer werden. 45. Ein Wunderthäter seyn. 46. Und in Bethlehem geboren werden u. s. w. Ob wohl Jemand diess alles in einer Schrift suchen wird, die obigen Titel führt? — Der Vf. verspricht in der Vorrede eine Fortsetzung dieser Schrift unter dem Titel zu liefern: Die Wege der Vorsehung in den ersten Schicksalen des Christenthums. Wir wünschen, dass diese Fortsetzung den Leser mehr befriedigen möge.

—R—





